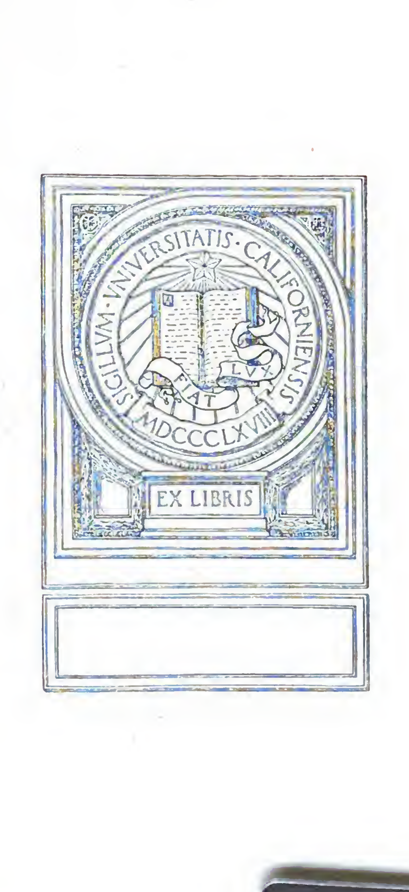



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.



Elfter Band.

October 1861 — März 1862.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1862.


Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
Monatshefte
III Band.
Braunschweig
George Westermann

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

elften Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Inhalt des elften Bandes.

Namen- und Sachregister zum elften Bande.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 61. October 1861.



Bella.

Novelle von Robert Griepenkerl.

I.

Auf der Sanct Andreashöhe, dem größesten Platze einer königlichen Residenz, wogte an einem schönen, heißen Augustabend eine ungewöhnlich aufgeregte Volksmasse hin und her, bald in den schattigen, den Platz umgebenden Lindenalleen umherschweifend, bald um eine große, bretterne Bude wandelnd, deren Bedachung man eben vollendete.

Weithin über den Platz hallten die Schläge der nägeleintreibenden Hammer.

In dieser Bude, die am Südende des Platzes lag, befand sich die große, weltberühmte Menagerie des ehemaligen Schiffscapitäns van Owen, welche im vergangenen Jahre nach dem einstimmigen Urtheile der Pariser Presse diejenige des Jardin des Plantes bei Weitem übertroffen hatte. Alle bedeutendern Thiere der Tropenwelt, unter ihnen viele in Europa noch nicht gesehene Exemplare, hatte van Owen zu vereinigen gewußt.

Was aber dieser Menagerie ihren Weltruf erworben — seit drei Jahren entzückte sie das europäische Publicum — war die Zähmung der Thiere, die hier in einer Weise gelungen, welche die Wunder der Fabelwelt noch überbot.

Und die Zauberin, welche diese Wunder vollbrachte, war Bella van Owen, die Nichte des Capitäns, eine Creolin, Myrthenblüthe genannt, ein sechzehnjähriges Mädchen von wunderbarer Schönheit und seltenem Liebreiz; einem Wesen, das im gegenwärtigen Augenblicke vielleicht die meisten Anbeter in Europa zählte. Aber Bella wußte es nicht.

Etwa zweihundert Schritte von der Thierbude entfernt hatte ein Conditor, auf großen Zugang rechnend, sein Zelt aufgeschlagen.

Zu beiden Seiten dieses Zeltes befanden sich weitausholende Befriedigungen, in denen eine kunstgeübte Hand verschiedene Gewächse der Tropen zusammengestellt, die aus den Wintergärten der ersten Häuser der Residenz bereitwilligst hergeliehen waren. Indische Azaleen, neuholländische Eriken, milchweiße, myrthenartige Spiräen, schwarzblaue Hyacinthen, Tazetten, Amaryllis, Päonien, die prachtvolle amerikanische Yucca, Blattpflanzen und bunte Zwiebelgewächse in unendlicher Fülle, Magnolien, Cinerarien, Rhododendren, Camellien, Narzissen entfalteten eine Mannigfaltigkeit von Blüthen, Farben, Düften, die die Sinne berauschte, indem sie die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt in das Vaterland dieser Wunder

der Natur hineinzog. Hier und da plätscherten Springbrunnen, und in gläsernen Gondeln trieben Goldfische ihr neckisches Spiel. Glücklich angebracht standen überall Tische und Bänke, amerikanische und chinesische Rohrsessel und gußeiserne Stühle. — Lieblich flöteten einige ausländische Vögel, die in versteckten Bauern hüpften. Van Owen selbst hatte einige zahme Papageien für diesen kleinen improvisirten Urwald hergeliehen, erfreut über die Art, wie man sich in der Nähe seiner Bude, in welcher die Thierwelt jener Pflanzenregion vertreten war, sinnig angebaut hatte.

Kurz, man konnte sich hier sehr wohl in einen tropischen Traum wiegen, angehaucht von dieser balsamischen Luft, die eine Ebbe und Fluth von Wohlgerüchen kommen und gehen hieß.

Dicht am Eingange des Zeltes saßen unter den goldenen Trauben zweier Acacien in einem Halbrund terrassenförmig aufgebauter, duftender Topfgewächse ein Herr und eine Dame, eben im Begriff, dem präsentirenden Kellner Schälchen von nachgeahmtem japanischen Porcellan mit Gefrorenem abzunehmen.

Die Dame war die Wittwe des niederländischen Generals van Dh, der, ein achtzigjähriger Greis, vor Jahresfrist gestorben war und der lachenden Erbin ein unermeßliches Vermögen hinterlassen hatte. Die Generalin konnte dreißig, auch vierzig Jahre alt sein — man wußte es nicht. Ihre hohe, schlanke Gestalt imponirte. Sie hatte ein regelmäßiges, ovalrundes Gesicht und prachtvolle schwarze Haare mit dem bläulichen Glanz, dessen sich die Spanierinnen rühmen. Ihre schwarzen, stechenden Augen siegten, wohin sie blickten. Ihr Teint hatte jenes feste Weiß, das leicht in's Gelbliche schimmert; um so charakteristischer traten einige verrätherische dunkle Härchen in den Ecken der Oberlippe hervor. Sie trug ein bis unter das Kinn hinanfreichendes Kleid von nankinartigem Stoff, mit blauen Stahlknöpfen garnirt. Ein ungarischer Hut mit einer schwarzen, violettschimmernden Feder bedeckte den Kopf.

Der ganze Körper litt unter einem nervösen Echauffement, welches sich vorzüglich in einem öftern Aufhüpfen der Schultern kundgab, das sie mit leisen Schauern oder Stößen des Athems zu begleiten pflegte.

Der Generalin gegenüber saß ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, mit etwas verlebtem Gesicht freilich, aus dem aber die Augen mit loderndem Feuer hervorschossen, etwa wie die Blicke des Basilisken; obwohl damit nicht gesagt sein soll, daß die Generalin ihm gegenüber die Taube spielte. Nichts weniger als das.

Die Erscheinung dieses Mannes hatte etwas glänzend Vornehmes, Cavaliermäßiges im Sinne der modernen Gesellschaft. Aeußerst kleine Füße und sehr schöne Hände, die obendrein entzückend Clavier spielten, fielen bei der flüchtigsten Beobachtung sogleich in die Augen.

Dieser Mann war der Assessor von Winterfeld, ein Löwe der Residenz. Auf einem amerikanischen Rohrsessel sich wiegend, blätterte er in mehreren Journalen, als er in der Allgemeinen Modenzeitung ganz zufällig ein Bild Bella's fand.

„Voilà, meine Gnädigste," sagte er, indem er der Generalin das aufgeschlagene Journal reichte, „da haben Sie den kleinen Engel, den Sie durchaus zu einem Lucifer machen wollen. Sagen Sie selbst, kann man etwas Reizenderes sehen, als diese Fingerchen, die sich spannen, um dem Löwen einen Nasenstüber zu geben?"

„Sind Sie wirklich so naiv, Assessor, an die Unschuld dieser Bella zu glauben," sagte die Generalin, indem sie das Journal vor sich ausbreitete und mit ihren spitzen Fingern ein Vanillespänchen aus dem Gefrorenen entfernte. „Ein Mädchen, das unter den Thieren der Bude aufgewachsen — o, gehen Sie! Wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Dieser Ausspruch paßt nirgends besser, als wo es sich — grade um solche Dinge handelt."

„Aber, meine Gnädigste, Sie werden doch an eine Möglichkeit glauben?"

„Nein, mein Lieber! Zugeben will ich, daß der Schein gewahrt ist. Damit ist schon viel gewonnen. Die Masse glaubt daran. Und das ist die Absicht. Denken Sie nur, welch' ein Zauber für die Phantasie des Volkes, die alte Fabel verwirklicht zu sehen mit der himmlischen Moral, wonach die reinste Unschuld die wildesten Bestien zu zähmen vermag."

„Aber diese Bändigung ist so wunderbar!"

„Sind Sie nicht auch ein Löwe, lieber Assessor — der Löwe des Tages? Und womit habe ich Sie gebändigt? Mit

Etwas, das Sie ausdrücklich von mir forderten — mit Coketterie."

Der Assessor sprang auf und der Generalin die Hand küssend sagte er: „Bezaubernd, Albertine, wirklich bezaubernd."

„Nun," schmunzelte die Generalin, „da sehen Sie, der Löwe ist bezwungen. Keine Hexerei, lieber Alfred, nur Geschwindigkeit, womit dieser kleine Teufel Bella gleichfalls agiren wird. — Wollte ich Sie jetzt bitten niederzuknien, um einen Nasenstüber zu empfangen, machten Sie Einwendungen? Und doch sind meine Bändigungsmittel noch lange nicht erschöpft. Bekennen Sie das?"

„Eine Wette! Eine Wette, Assessor! Hundert Friedrichsd'or!" scholl es aus dem Zelte.

„Ah, Graf Dorn," sagte der Assessor. „Es wird sich wieder um irgend eine Teufelei handeln. Ich gestehe, diese ostensible Bravour fängt an mich zu langweilen."

„Dieser Mensch ist eben so interessant als gefährlich, Assessor. Nehmen Sie sich in Acht und schrauben Sie ihn nicht so oft. Ich glaube, er hat Sie für sein nächstes Duell schon auf's Korn genommen. Ohne ein Dutzend Duelle im Jahre kann dieser Mensch nicht leben. Er wäre im Stande, auch mich eines schönen Tages auf die Mensur zu fordern. — Und am Ende geht sein Cynismus denn doch etwas zu weit."

Graf Dorn, ein zweiter Löwe der Residenz und der jüngste Anbeter der Generalin, trat heran. Seine Erscheinung hatte auf den ersten Blick etwas Dämonisches. Er konnte für einen Spanier gelten. Das Dunkel seiner grünlich schimmernden Augen hätte in einem Zwinger der Thierbude nicht befremdet. Er war ganz schwarz gekleidet. Ein rothes Bändchen im Knopfloch glich einer harmlosen Nelke.

„Ich wette mit Ihnen, Assessor," sagte er, „daß wir binnen acht Tagen mit dieser Bella van Owen in unserer Resource en garçon gespeist haben. Hundert Friedrichsd'or! Gilt es?"

„Sie scherzen, Graf. Man weiß, daß Ihnen schon ganz andere Dinge gelungen sind — obgleich ich in diesem Falle allerdings meine Bedenken habe."

„Wissen Sie, welche Wette mir eben Oberst Sulkowski anbot?"

„Nun?"

„Zweihundert Friedrichsd'or, wenn es mir gelänge, diese kleine tropische Hexe auf tausend Fragen auch nur zu einer einzigen Antwort zu vermögen."

„Nicht möglich!" sagte die Generalin erstaunt.

„Es würde eher gelingen, meint Oberst Sulkowski, die gefährlichste Bestie der Thierbude, den schwarzen Jaguar, in der Resource zu bewirthen, und Arm in Arm mit ihm in den Zwinger zurückzuspaziren, als diese Bella zu irgend einer Extravaganz der Art zu verleiten. — Nun, desto besser, so versucht man das Aeußerste. — O, da muß ich Ihnen doch von einem allerliebsten Dejeuner dinatoire im Café Royal in Berlin erzählen. Vor drei Jahren —"

„Aber, Herr Graf," unterbrach ihn die Generalin, „in welche Verlegenheit setzten Sie mich gestern durch die Geschichte von dem — nun, gleichviel — Sie setzten mich in Verlegenheit."

„Sie? meine Gnädigste," fragte erstaunt der Graf, als zweifelte er überhaupt an dem Vorhandensein des Wortes Verlegenheit in den Wörterbüchern aller lebenden Sprachen.

„Ja, denken Sie nur, dieselbe Anekdote hatte mir der Major vertraut. Nun erfuhr dieser, daß ich Ihnen solche Geschichten erzähle. Hätten Sie nur den Zusatz nicht gemacht, für den ich nun auch verantwortlich bin. Es war ein abscheulicher Streich. — Doch fahren Sie fort; Sie wollten uns von einem allerliebsten Dejeuner dinatoire in Berlin erzählen."

„Sie erinnern sich der berühmten Kunstreitergesellschaft der Gebrüder Augier," begann Graf Dorn. „Sie entzückte damals ganz Berlin. Vor allen aber glänzten dabei drei Grazien, wie sie nicht vollendeter aus der Werkstatt der Natur hervorgehen konnten. Von Mademoiselle Katherine, der Spanierin, haben Sie gehört. Hat sie auch nicht die Berühmtheit dieser Bella van Owen, so ist ein solcher Ritt auf galoppirendem Pferde doch nicht minder der Rede werth. Ihr Libellengalopp auf der Fanny — magnifik! Mademoiselle Terrain, eine Französin, war die zweite — Madame Antonini, eine Italienerin, die dritte Grazie. Wenn diese drei die berühmte Gruppe des Praxiteles auf zwei schwarzen trakhener Hengsten darstellten, hörte nicht Alles auf, wie der Berliner zu sagen pflegt, sondern fing Alles an. — Enfin, ich lud die drei

Grazien zu einem Dejeuner dinatoire im Café Royal unter den Linden ein und bekam keinen Korb."

„Ich hoffe, Graf Dorn," sagte die Generalin, „daß Sie sich menagiren werden; denn dort kommt Oberst Sulkowski."

Ein älterer Herr mit schneeweißem Haar näherte sich der Gruppe; schlug aber einen Seitenweg ein, als er das lebhafte Gespräch vernahm, das hier geführt wurde.

„Machte es schon einen eigenthümlichen Eindruck, diese Damen, die man sonst nur auf den Pferden in phantastischer Kleidung zu sehen gewohnt war, hier, so zu sagen, in Civil vor sich zu haben, so bereitete die Art und Weise ihres Anstandes, eine, um es milde zu sagen, angenehm kitzelnde Verlegenheit. Gewöhnlich pflegt dergleichen peinlich zu werden; die vollendete Schönheit dieser Frauen ließ es dahin nicht kommen."

„O, ich sehe Alles, Alles," jauchzte die Generalin, „das muß ja überaus pikant gewesen sein. Und die Toilette doch sicher von den feinsten Stoffen und aus den Händen der ersten Modistinnen?"

„Alles aus dem Bazar der Madame Dumay, Boulevard des Italiens. Sie glauben nicht, wie dieses groteske Behandeln der feinsten Mode bezaubernd war. Sie werden sehen, mit dieser Bella van Owen gelingt Aehnliches — vielleicht noch Pikanteres."

„Pikanteres? Das wäre möglich," warf der Assessor dazwischen; „es handelt sich dabei vielleicht um Löwen, Tiger und Panther. Hier möchte Sie Ihre Bravour am Ende im Stich lassen, Graf."

Dorn stutzte; er merkte eine Absicht.

„Ich habe schon nach Hamburg um die kostbarsten Früchte der Tropen geschrieben," fuhr er fort. „Machen Sie sich eine Vorstellung von diesem Dejenner dinatoire, wenn ich Ihnen sage, daß es mit Suppe von indianischen Vogelnestern beginnt, und daß die südamerikanische Delicatesse der Eidechse Iguana nicht fehlen wird. Die balsamischen Confitüren der ionischen Inseln, welche die Küsse parfümiren, von denen die Harems der türkischen Großen widerhallen, sind schon angekommen. Um ihre tropische Herrlichkeit zu ehren, werden wir vor dem Champagner nur Weine trinken, welche die Linie passirt haben. — Die Linie zu passiren, hatte für mich von jeher —"

„Und Sie wollen wirklich en garçon speisen?" fragte die Generalin rasch.

„Princip, meine Gnädigste!"

„Sehen Sie! Sehen Sie!" rief der Assessor und zeigte nach der Thierbude. „Dort vor dem Wagen von so augenfällig länglicher Gestalt stehen Sulkowski und van Owen. Sie sprechen mit der Creolin, die sich im Innern befindet."

„Im Innern des Wagens?" fragte die Generalin.

„Freilich, meine Gnädigste. Sie wußten noch nicht, daß diese Bella in einem Wagen wohnt? Lassen Sie uns näher treten."

„Das ist ja eine allerliebste kleine Arche Noäh," jauchzte die Generalin. „Auch sehe ich einen Schlot, aus dem Rauch aufsteigt. Die kleine Creolin kocht sich ein Süppchen."

„Eine zierliche Treppe unweit des Vorderrades," sagte der Assessor, „führt zu einer Thür, und diese in das Budoir der Creolin, das sie selbst in der Nacht nicht verläßt."

„Auch Nachts befindet sie sich darin?" sagte die Generalin. „Das ist ja eine sehr zugängliche Position. Da fällt mir aller Muth, an die Tugend dieser Bella schließlich doch noch zu glauben, in die Asche."

„Nehmen Sie Ihr Glas, gnädige Frau." Die Generalin nahm ihr Glas.

„Sie werden sehen, daß rund um den Wagen, und von diesem etwa zehn Fuß entfernt, eine rothe Schnur gezogen ist. Sie überspringen dieselbe wie einen Maulwurfshügel, und dennoch ist diese Position so wenig zugänglich wie etwa der Krater des Vesuv."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Keineswegs, gnädige Frau. Bemerken Sie nicht, daß die Neugierigen, die den Wagen anblicken, noch eine weitere Distanz freiwillig nehmen, als die Schnur bezeichnet?"

„Und warum thun die Leute das?"

„Weil sich unter dem Wagen zufällig ein Tiger befindet, gnädige Frau."

„Ein Tiger?"

„Oder ein Leopard, wenn Sie wollen. Man müßte also erst einen Kampf mit dieser Bestie bestehen, ehe an eine Eroberung des Wagens, oder gar der schlafenden Jungfrau zu denken wäre. Dergleichen tragische Vorkommenheiten wirken aber entnervend — freilich wie plötzliche komische Vorkommenheiten auch."

„Bravo, Assessor!“ sagte Dorn. „Dies ist der schlagendste Beweis, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Haben Sie dieses nie an sich selbst erfahren? Ha! Ha! Ha!“

Der Assessor biß sich auf die Lippen.

In den Mundwinkeln der Generalin wetterleuchtete es zweimal sehr stark.

„Sie könnten nicht umhin, Graf Dorn,“ sagte der Assessor, „diesen Tiger gleichfalls zu Ihrem Dejeuner dinatoire einzuladen. Es wäre eine mißliebige Person; aber Gastgeber werden oft zu Concessionen ähnlicher Art gezwungen. Oder sollten Sie ein solches Rencontre im Ernst beabsichtigen? In der That, Sie würden von sich reden machen.“

„Ist es Ernst mit dem Tiger?“ fragte die Generalin.

„Völliger Ernst, gnädige Frau! Dieses Thier, das an einer Kette unter dem Wagen liegt, ist ein Gepard, der kleinköpfige, schlanke Jagdtiger der Inder und Perser. Sein Name ist Jolly. Er hängt an der Creolin wie ein Hund und ist so angebunden, daß er jederzeit die Thür des Wagens erreichen kann. Am Tage bedeckt eine rothe Tuchkappe den Kopf, worin sich nur für die Schnauze eine Oeffnung zum Athmen befindet. Nachts aber wird diese Kappe abgenommen. — Sehen Sie, da kommt der andere, nicht minder Achtung einflößende Wächter des Wagens. Es ist der Neger Bui. Er trinkt hier alle Tage zu bestimmten Stunden seinen Gin, wozu er große Quantitäten rohes Eis aufsaugt, dessen Anblick ihn ungemein erfreut.“

Der Neger ging vorüber. Er hatte ein gelbseidenes Tuch um seinen wolligen Kopf geschlungen. Große silberne Ringe hingen in seinen Ohren. Sonst bestand seine Kleidung nur aus enganschließendem Stoff mit blauen und weißen Streifen. Ein malayischer Dolch in schwarzer Scheide hing in seinem rothen Gürtel.

Es war in der That ein herkulischer Bau der Glieder.

Auch Oberst Sulkowski trat jetzt heran, ein excentrischer Pole, der der Menagerie von Stadt zu Stadt folgte, theils aus Interesse an dieser, theils in der Hoffnung, die sehr bedeutende Waffensammlung van Owen's käuflich an sich zu bringen. Eine schöne, ritterliche Erscheinung. Man sah ihm den Polen auch ohne seinen Schnürenrock auf den ersten Blick an. Schneeweiße Locken rollten in seinen Nacken, während die freundlichen, blauen Augen von rabenschwarzen Brauen überwölbt waren. Das rothe Band der Ehrenlegion hatte er als einer der Adjutanten Poniatowski's von Napoleon selbst erhalten.

„Ah! Graf Dorn,“ rief er lebhaft, „gut, daß Sie noch da sind. Capitän van Owen will uns morgen einen Augenschmaus bereiten mit seiner doppelläufigen Büchse von William Moore in Edinburg und mit seinen kurzen Pistolen von Lepage. — Mein Compliment, gnädigste Frau! Freilich, Graf, Sie sind der beste Schütze weit und breit; aber an diesem van Owen werden Sie Ihren Meister finden. Er machte mit Gordon Cumming die berühmten afrikanischen Jagden, deren Abenteuer noch jüngst Livingstone bestätigt hat. Denken Sie, er hat mit eben jener Büchse einen großen, männlichen Elephanten, der sonst seine vierzig Kugeln verdaut, auf einen Schuß niedergestreckt. Im Schlaf hat das Thier eine ganz kleine, zugängliche Stelle. Berauschend, parbleu, berauschend.“

In diesem Augenblicke trat Bui aus dem Zelte.

„Bui!“ rief Sulkowski, „komm näher.“

Der Neger trat heran.

„Nun, hast Du noch Deine afrikanische Eispassion? Wie viel Stück wieder verschluckt heute zu Deinem Gin?“

Bui hielt in seinen spitzen Fingern ein glänzend weißes Stück Eis, das in seiner Hand gleich einem Diamant in schwarzer Emaille strahlte.

„Eis, Massa — Eis sein scheintodtes Wasser; muß leben auf!“ sagte der Neger, und das Stück flog hoch in die Luft und zum Erstaunen der Anwesenden wie ein Vogel zum Nest in den geöffneten, rothglühenden Mund Bui's zurück.

Der Neger machte einen Kratzfuß und flog davon.

„Lassen Sie uns aufbrechen,“ sagte die Generalin und erhob sich.

Unter gegenseitigen, stummen, doch von Seiten Dorn's und der Generalin beredten Begrüßungen ging die Gesellschaft auseinander. Der Assessor verließ allein den Platz.

Es begann zu dunkeln.

II.

Fahr' hin, du eitle Welt des Scheins!

Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so dürstet unsere Seele nach einem Labetrunke aus dem Bronnen der Natur, den kein Gift überwucherter Civilisation jemals auszutrocknen vermag, der immer in gleicher Fülle und Wonne fließt, unerschöpflich im Wiedergebären seiner eigenen Herrlichkeit. Stets zu ihm zurück kehrt der aus seinen Irrgängen befreite Geist. Aus Germaniens Eichenhainen stieg nach dem Selbstmorde Roms eine neue Welt.

Ein Schauspiel ähnlicher Art, eine gottgebilligte Metamorphose des Weltgeistes, bereitet sich vor. Wie? Wann? Wo? Es steht in den Sternen geschrieben.

Doch wird der zur Verjüngung ausziehende Geist die Natur finden, wie sie gewesen von Anbeginn, eine ewig junge Braut, der ebenbürtigen Vermählung harrend.

Es schlug Mitternacht auf einem nahen Kirchthurme, als van Owen, der ehemalige Schiffscapitän, jetzt Menageriebesitzer, bedenklich seine glanzlederne Mütze lüftend und seinen Scheitel streichend, hinter dem buntseidenen Vorhange des Haupteinganges der Bude hervortrat.

An der äußern Brüstung lehnte Hendrik, der erste Wärter der Thiere, früher van Owen's Botsmann auf mancher Reise von Boston um Cap Horn nach Santa Barbara in Californien.

„Dem Toa spukt was im Kopf, seit wir hier sind," sagte van Owen zu Hendrik. „Alles schläft in den Zwingern oder grinst träumend vor sich hin; nur der Löwe wandert und fegt mit seiner Mähne den Boden, grollend wie ein Vulcan vor dem Ausbruche."

„Nichts zu bedeuten, Capitän," sagte Hendrik, indem er seine brennende Pfeife in der Seitentasche seiner Matrosenjacke verbarg und einem edeln Neufundländer, der neben ihm saß, nachlässig den Rücken strich. „Seit drei Tagen sah der Löwe die Bella nicht. Schickt die Myrthenblüthe in den Zwinger, und der Toa wird mäuschenstill sein, sobald sie zwei Finger auf ihren Mund legt."

„Morgen, morgen," sagte van Owen, sich vergnügt die Hände reibend und der guten Einnahme gedenkend, deren er sich von der reichen Residenz versehen konnte.

In diesem Augenblicke ließ der Löwe ein leises, tiefes, fünf- bis sechsmal sich wiederholendes Stöhnen vernehmen, welches mit schwach hörbaren Seufzern endete.

„Wirf ihm den Rest der Keule hin, Hendrik, daß es nicht zum Gebrüll kommt, und die ganze Bude lebendig wird," befahl van Owen.

Hendrik ging und war eben hinter dem Vorhange verschwunden, als der Löwe sein lautes, tiefes, feierliches Gebrüll hören ließ, welches sich fünfmal wiederholte, worauf seine Stimme in leisen, gedämpften Tönen, fernem Donner ähnlich, verklang.

„So brüllte der Toa lange nicht," murmelte van Owen vor sich hin, während er, immer nach dem Innern der Bude horchend, an der Front derselben auf- und abging.

Hendrik mußte dem Löwen wohl zu auffällig den Rest der Keule hingeworfen haben; denn mit einem Male fuhren alle Thiere in ihren Käfigen neidisch auf, und ein furchtbares Concert entfesselter Mächte hallte in die Nacht hinaus.

Gewaltig brummend rüttelten der Polarbär, der braune Bär und der graue des Balkan an den eisernen Stäben ihrer Kerker; die Löwin vom Senegal drohte mörderisch knurrend die Wand einzudrücken, die sie von dem Löwen trennte; der große, mächtige Königstiger von den Mündungen des Ganges ließ sein heiseres Brüllen vernehmen und peitschte mit dem Schweif die eichenen Bohlen seines Zwingers; die Tigerin mit ihren kaum vier Wochen alten Katzen, die ängstlich winselten, zischte nur, doch dieses Zischen überbot an Furchtbarkeit ihr Gebrüll.

Das laute, grunzende Schnauben des siamesischen Rhinocerosses durchschnitt der wilde, heisere Schrei des scheckigen Leoparden, dem das kurze, rauhe Gebrüll des Panthers antwortete. — Der Wolf der Ardennen stieß sein klagendes Geheul aus und wetteiferte mit dem Gekläffe der gefleckten Hyäne und dem Winseln des Schakals. Das betäubende Brüllen des javanesischen Büffels übertönte das laute, mit Gekreisch abwechselnde Trompeten des südafrikanischen Elephanten.

Dazu kam das sinnverwirrende Geheul aller Arten von Affen.

Endlich hallte dazwischen das Gekreisch und Geschnatter eines zahllosen Heeres der seltensten Vögel, von dem weitschwingigen, gewaltigen Condor der Andeskette, dem Strauß der Sahara und dem Albatroß der Tafelbai bis zu den kleinen smaragdenen Däumlingen, die den Golf von Mexico umschwirren, den lieblichen Rubinkehlchen und den sammetnen Zimmtcolibris.

Nicht der Urwald in seiner nächtlichen Einsamkeit kann ein solches auf einem Punkte zusammenballendes Concert den Ohren darbieten und in der kleinen Ursache, einem hingeworfenen Knochen, so eindringlich die Wahrheit versinnlichen, daß es der Magen ist, welcher die Welt regiert.

Nur die Stimme des Löwen hatte sich nicht vernehmen lassen.

Werfen wir einen voreiligen Blick in die nur von Hendrik's Laterne erleuchtete Bude. Unberührt lag das Fleisch in der Zelle des Löwen; ruhig ließ er es geschehen, daß es Hendrik mit dem Zweizack spießte und der Löwin in den Käfig schob; er grollte und schmollte nicht, legte sich ruhig nieder und hielt den Kopf zwischen den beiden Vordertatzen, indem er die Augen mit einem fast melancholischen Ausdrucke nach rechts wendete. Von dort betrat Bella die Bude; dort stand auch Bella's Wagen.

Die Thiere beruhigten sich, als das Nagen der fressenden Löwin aufhörte. Zwei kräftige Stöße mit dem Zweizack in den Zwinger des schwarzen Jaguars, des großen, pantherartigen amerikanischen Tigers vom Maraguacagebirge schienen das Concert zu beendigen. Noch ein gurgelnder, stöhnender Laut dieses entsetzlichen Thieres, und nur hier und da noch ein verstohlenes Winseln.

Nachdem Hendrik seine Pfeife geprüft, ob auch jeder Funke darin erloschen, warf er sich auf sein Lager von Wolfsfellen, das sich grade unter der Zelle des Löwen befand, der noch immer in derselben Stellung beharrte.

Und Alles ward stiller und stiller in jedem Zwinger; nur daß hin und wieder ein Knacken des Schnabels oder der leise, verhaltene Schrei eines träumenden Vogels der Tropen das Auge eines oder des andern Thieres unheimlich aufblitzen machte.

O, diese Ruhe, dieser Schlaf in einer mondhellen, warmen Augustnacht — welche Wandlung! Die Gewohnheiten der hier eingekerkerten Thiere, wenn sie frei auf ihrem heimischen Boden wandelten, waren streng nächtlich; erst wenn die Schatten des Waldes zu wandern anfingen, zogen sie aus um Nahrung, und um sich zu laben an dem Alles belebenden, alle Wesen der Schöpfung in seine Nähe ziehenden Wasser. Und hier? Doch still — sie schlafen.

Indessen war van Owen leise an das östliche Ende der Bude geschlichen, wo die Wagen standen. Wie trefflich Bella Nachts bewacht war, zeigte sich sogleich. Van Owen trat eben heran und wollte den vergoldeten Drücker der Thür fassen, als es tigerartig an ihm emporschoß. Obwohl ihn, den Herrn, ein kräftiger Faustschlag sofort von dem Gepard befreite, hätte der Schreck einem Fremden bereits alle Glieder gelähmt.

„Nieder!“ donnerte der Capitän, und winselnd gleich einem Hunde kroch das Thier auf sein Lager.

Jetzt hatte sich auch Bui unter dem Wagen erhoben und trat näher.

„Alles ruhig und sicher?“ fragte van Owen.

„Sein Alles ruhig, Massa,“ erwiederte Bui. „Kleiner, weißer Geist schlafen.“

„Keine Witterung von dem Polen?“

„Keine Witterung, Massa.“

„Goddam,“ fluchte van Owen, „ich peitsche ihn mit dem Schambock, folgt er uns wieder. Freilich, Jolly gab ihm das letzte Mal genug. Vielleicht starb er an dem Biß. Seit Myrthenblüthe das Milchgesicht in Warschau sah, ist sie unsicher in den Zwingern, zumal wenn sie den Toa reitet. Sie hat einen andern Blick — einen andern Blick; die Thiere merken's gleich.“

„Keinen andern Blick, Massa; immer guten Blick wie Blumenauge, kleine Antilope.“

„Weiß Myrthenblüthe, daß Jolly den Polen biß?“

„Weißer Geist nichts wissen, Massa.“

Der Capitän öffnete leise die Thür des Wagens, und als er nichts Ungewöhnliches im Innern entdeckte, schloß er sie wieder und ging dann über den Platz auf die erste Straße zu, wo er Quartier genommen.

Ein Affe schwang sich gleich darauf zum vordern Giebel des Wagens und machte dem Davongehenden mit beiden Händen ein Näschen. Dann setzte er sich rittweise auf den Giebel, langte aus seinem blauen, silbergestickten Röckchen einen Rettig, wie er

ihn höchst eigenhändig jeden Abend aus einem benachbarten Gartenfelde zog, und verspeiste ihn schmunzelnd.

Dieser Affe war ein beinahe vier Fuß hoher Orang aus dem Innern der Insel Borneo, Bella's Liebling, und nöthigenfalls auch ein Wächter und Vertheidiger des Wagens.

Bui hatte sich, von der anstrengenden Tagesarbeit auf den Tod ermüdet, unter den Wagen niedergelegt und war sofort eingeschlafen. Puck, der Affe, schlich nach seiner Mahlzeit auch davon. Nachdem er sich noch Bui's bestes Kopftuch erobert, dessen nutzloses Daliegen er höchst überflüssig fand, eilte er damit in seinen Kasten, hüllte sich wie die Großen der Welt in Seide, krempte die Beine an sich, kreuzte die Arme auf der Brust und war, vielleicht von seinen Rettigen träumend, bald eingeschlafen.

Und so ward auch hier Alles still; nur nicht die grünlich flammenden Augen des Jagdtigers unter dem Wagen. Wie von einem Uhrwerke im Kopfe getrieben blitzten sie bald rechts, bald links mit der Regelmäßigkeit eines Pendels.

Der Mond ging eben einer liegenden Sichel gleich im Süden auf, während der Osten mit einem siegenden Goldgelb sich zu schmücken anfing, als die Thür des Wagens leise von innen geöffnet wurde.

Bella van Owen, liegend, und den Kopf auf den rechten Arm gestützt, sah daraus hervor. Sie war in blendend weißem Nachtkleide und hatte den Kopf in vielfach zusammengelegten rosenrothen Mousselin gehüllt. Ihren Hals umschlang ein blauseidenes Tuch, auf dessen Schleife ein Almandin glühte, der sich mit den hellfunkelnden Sternen einzuverstehen schien. In langen Streifen fiel ihr glänzend schwarzes Haar an den Schläfen nieder.

„Bui!“ rief sie. „Schläfst Du, Bui? Bella kann nicht schlafen; ihr Herz blutet. Wach' auf, Bui! Sprich mit Bella von Arthur, nur von Arthur!“

Bella rief Bui noch mehrere Male. Keine Antwort.

Da sprang Jolly auf und legte wie theilnehmend an menschlichem Schmerz seine Vordertatzen auf die Thürschwelle. Bella streichelte ihm den Kopf, und wie ein Hund zudrängend gebärdete sich das Thier.

„Jolly,“ schmeichelte Bella, „weißt Du, um was ich weine alle Nächte seit den ersten Veilchen? Nun blühen schon die Astern, und dann kommt der Schnee. Ach, Arthur, wär' ich ein Vöglein wie mein Kolibri, da flög' ich zu Dir, über Meeresweiten zu Dir. — Du gabst nur einen Kuß, dann warst Du fort. Warum den einen nur? Warum nicht tausend und wieder tausend, so viel wie kleine Sterne am Himmel sind? Wie war Dein Kuß? — Ich weiß es nicht mehr; Du schlossest Deine Augen, und Deine Lider waren weiß wie Schnee. Böser Arthur, waren Deine Augen offen, da wüßt' ich mehr von Deinem Kuß. Bui, wach auf! Weißer Geist nicht schlafen.“

Jolly wich jetzt von der Thürschwelle und ließ ein dumpfes Knurren vernehmen, das mit stoßweisen Zischlauten abwechselte, wovon Bui nach einer Weile erwachte.

Er sprang auf, rieb sich den Schlaf aus den Augen und horchte. Dann ging er in weiterem Umkreise um den Wagen herum und rief mehrere Male sein Werda. Keine Antwort. Doch hatte das unheimliche Knurren Jolly's aufgehört.

Aber das seufzende Stöhnen Toa's begann wieder, und deutlich klang Hendrik's zornige Stimme. Als Bui eine kleine Hinterthür der Bude öffnete, hörte er den Löwen laut Wasser schlürfen. Aber das räthselhafte Wandern des Thieres dauerte fort.

O, du ahnungsvoller Schauer, der alle Welt durchbebt, belebte und unbelebte, von wannen kommst du, daß du nimmer trügst?

Als Bui wieder an den Wagen trat — der Neufundländer am Haupteingange der Bude schlug in diesem Augenblicke an — staunte er nicht wenig, die Thür desselben offen zu finden. Da sah er Bella; sie war in derselben Lage geblieben — aber eingeschlafen; die Augenlider geschlossen wie von einem Kusse Arthur's. Der Mond beleuchtete ihre keusche Stirn, während der untere Theil des Gesichts in dem Schatten der großen Bude lag.

„Weißer Geist schlafen,“ flüsterte Bui, indem er seine rechte Hand flach über Bella's Stirn hielt, ohne sie zu berühren.

„Schön! Schön!“ weinte er fast hervor. „Schön! aber nicht glücklich sein. Weißer Geist soll springen wie die junge Antilope, und weißer Geist sein krank mit 'nem Pfeil im Herzen. Armer weißer Geist! Wenn Arthur kommt, wieder glücklich sein und springen wie junge Antilope.“

Und nochmals legte er seine Rechte über Bella's Stirn und hielt sie lange darüber, die geschlossenen Augen mit Wehmuth betrachtend.

„Sterne schlafen," sagte er, und während seine Blicke, gleich Blitzen aus schwarzen Diamanten, rechts und links schossen, schob er äußerst vorsichtig einen Polster unter Bella's Kopf, schloß leise die Thür und suchte sein Lager.

Jolly lag wieder unter dem Wagen, und das lebendige Pendelspiel seiner grünlich flammenden Augen dauerte fort.

Es begann zu tagen.

III.

Eine prachtvolle Augustsonne war über der Sanct Andreashöhe aufgegangen. Gegen Mittag stand die große Thierbude fertig da; nur die äußern Verzierungen fehlten noch, wurden aber jetzt von Hendrik und Bui und mehrern Handlangern hervorgeholt und zunächst auf die Erde an den betreffenden Stellen niedergelegt.

Van Owen stand, eine Cigarre rauchend, vor dem Haupteingange der Bude, wo eben eine hohe Stange aufgerichtet wurde.

„Hierher mit dem Banner," rief er, als Hendrik mit einem Pack aufgerollter, ganz neuer Leinwand herbeikam. „Hierher, Ihr Leute, helft!"

Und Alle versammelten sich um die Stange, weniger um zu helfen, als um neugierig zu gaffen, da die auffällige Hast des Capitäns, mit der Entfaltung des Banners zu Ende zu kommen, ihnen etwas Ungewöhnliches versprach.

Als das Banner an dem Flaschenzuge festgebunden war, zog es van Owen selbst hinauf, und im Nu schlug der etwas scharf wehende Morgenwind die Leinwand flatternd auseinander.

Das Banner zeigte in äußerst anschaulicher Weise den Kampf zwischen einem Löwen und einem Bisonstier. Der festgehaltene Moment war der Biß des Löwen in den Nacken seines Gegners, über dessen dunkles Fell das Blut in Strömen zur Erde troff. Man sah sogleich, daß eine Künstlerhand dieses Bild geschaffen. Van Owen stellte sich entfernter von dem Banner und betrachtete seine neue Acquisition mit augenscheinlichem Wohlbehagen.

Danach wurde die Stange mit prächtigen Tigerfellen und indianischen Waffen aller Art reich decorirt.

Einige Neugierige standen schon umher.

Dann befestigte man das wirklich achtzehn Fuß hohe Bild einer Giraffe an der Bude selbst. Ein anderes Bild stellte einen Elephanten dar, der im Rüssel ein kleines Mädchen trug, das er der Mutter zurückbrachte. Auch die Tigerin mit ihren beiden Katzen grinste die Umstehenden in einem Bilde an, während hinter ihr eine gefleckte Hyäne die Zähne fletschte.

Bui trug nun verschiedene Papageien heraus, setzte sie in Ringe und befestigte sie an der Fußwurzel. Unter ihnen belustigte vor Allem ein Kakadu die Vorübergehenden durch seinen fortwährenden Ruf Herein! herein! herein!

Auch kam jetzt auf einer kleinen Galerie am Eingange, wo die Billete gelöst wurden, ein großer Affe zum Vorschein, als Groom verkleidet. Es war ein Schimpanse von einer außerordentlichen Menschenähnlichkeit, Jocko mit Namen.

Hendrik stellte Tisch und Stuhl auf die Galerie und reichte dem Affen eine Cassette zum Niedersetzen; dieser konnte aber auf dem Tische nicht die rechte Stelle dafür finden und schob und schob so lange, bis die Cassette den Boden mit dem Tisch vertauschte. Der Affe genoß dafür von Hendrik eine tüchtige Maulschelle, so daß ihm der Tressenhut vom Kopfe fiel. Nun verlangte das Thier mit Gesticulationen, die an Deutlichkeit gar nichts zu wünschen übrig ließen, daß Hendrik den Hut aufnehme. Nachdem sich der Affe schließlich doch zum Aufheben hatte bequemen müssen, bügelte er den Hut mit seinem rechten Arme, indem er den Körper geckenhaft einzog, bedeckte sich und ging, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, als wäre nichts vorgefallen, zu seinem Herrn, stellte sich neben ihn und schien sich gleichfalls über das neue Bannerbild ein Urtheil zu bilden. Dann kehrte er zur Galerie zurück.

Schon hatte sich eine ansehnliche Zuschauermasse versammelt, die alle diese Herrlichkeiten unentgeltlich genoß, als eine benachbarte Schule geschlossen wurde, und einem wilden Heere gleich das losgelassene Völkchen daherstürmte. Plötzlich Todtenstille! Die jugendlichen Mäuler öffneten sich freilich; aber die Zungen waren wie

gelähmt. Nie hatten die Buben Herrlicheres gesehen als diese Bilder.

Erst als sie bemerkten, daß ein Herr auf der Galerie unaufhörlich gegen seinen mit einer breiten Tresse besetzten Hut militärisch grüßte und Kratzfüße machte, kamen sie auf andere Gedanken. Sich mit solcher Achtung behandelt zu sehen, schmeichelte ihnen, und sie lüfteten ihre Mützen und machten gleichfalls Kratzfüße. Als aber der vermeintliche Herr seinen Tressenhut zog, und unter infernalischem Geheul der Schimpanse entlarvt wurde, stieg die Vergnügungswuth über alle Grenzen, und die Neckereien, die übrigens streng gegenseitig waren, arteten schließlich dahin aus, daß Hendrik mit dem Neufundländer herantreten mußte.

Die Hitze war groß. Glühend brannte die Sonne in den Mittagsstunden auf den Platz, so daß dieser bis gegen drei Uhr ziemlich menschenleer blieb. Mit dem Schlage drei wurde die Casse geöffnet. Um vier Uhr sollte die Vorstellung Bella's beginnen.

Die Ersten, welche in die Bude traten, von van Owen treuherzig begrüßt, waren die Generalin, Dorn, der Assessor und Oberst Sulkowski.

„Tropische Hitze, Capitän!“ sagte Letzterer zu van Owen.

„Macht Illusion, mein Herr Oberst,“ erwiederte der Capitän.

Die Bude hatte einen sehr geräumigen Hauptgang, und die Zwinger der größern Raubthiere befanden sich nur an einer Seite, der rechten; ein Umstand, der die bedeutende Länge der Bude erklärlich machte. Die linke Seite war ganz frei für die Zuschauer. Hinter dem Hauptgange links erhob sich das Amphitheater des zweiten Ranges, dessen erste drei Reihen Sperrsitze waren.

Vögel, Krokodile, Schlangen, Alligatoren, Schildkröten und dergleichen befanden sich in einem Quergange am Ende der Bude.

Den ersten Zwinger am Eingange nahm ein Polarbär ein; sein Nachbar war der graue Bär des Balkan. Neben diesem saß ein prachtvolles Zebra. Dann folgten zwei brasilianische Unzen, denen sich die Zwinger der gefleckten Hyäne, des schwarzen Jaguars und des großen bengalischen Tigers, von Bella Prinz Bo genannt, anschlossen.

Vor dem Zwinger des Tigers blieb die Gesellschaft stehen. Die Generalin schmiegte sich ängstlich an Dorn's Arm, ohne den Assessor bei dieser auffallenden Vertraulichkeit auch nur eines Blickes zu würdigen.

„Sehen Sie diese Bewegungen, meine Gnädigste,“ sagte Dorn, „lauter rothgelbe Wellen, auf denen die schwarzen Streifen wie Fische sich wiegen. Und dieses herrliche Weiß der untern Seite des Halses und des Innern der Schenkel.“

Es war in der That ein Prachtexemplar, beinahe sechs Fuß lang und vier Fuß hoch; sein gelbweißer Schweif mit fünfzehn schwarzen Ringen maß drei Fuß.

„Es ist ein entsetzlicher Anblick, Graf,“ sagte die Generalin. „Lassen Sie uns weiter gehen.“

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau,“ mischte sich van Owen in's Gespräch. „Sie sind dem Tiger angenehm.“

„Wie das?“ fragte der Assessor zerstreut.

„Erklären Sie, Herr Capitän,“ bat die Generalin.

„Was den Tiger für Sie einnimmt, gnädige Frau,“ sagte van Owen, „ist der Umstand, daß er nichts Rothes an ihrer Toilette bemerkt. Die rothe Farbe schmerzt sein Auge. Ihr ganz gelber Anzug freut ihn sogar, weil er ihn an sein Vaterland, die sandigen Ufer des Ganges erinnert.“

„Das ist unmöglich,“ rief Graf Dorn.

„Unmöglich, mein Herr?“ sagte van Owen, und zog ein rothseidenes Tuch aus seiner Tasche, das er dem Tiger zeigte.

Sofort wandte sich das Thier mit augenscheinlichem Mißbehagen ab. Kaum aber hatte van Owen das Tuch entfernt, so kauerte sich Prinz Bo nieder, drückte den Kopf zwischen seinen Vordertatzen tief auf den Boden, blickte mit seinen gelbgrünen Augen die Generalin unverwandt an und knurrte so wohlgefällig, wie eine Katze, wenn sie sich putzt.

„Eine Huldigung, gnädige Frau, die ganz unzweifelhaft Ihnen gilt,“ sagte van Owen. „Ihre Augen haben Seine Hoheit bezaubert.“

„Sehr galant, Herr Capitän,“ sagte die Generalin. „Man könnte stolz auf diese Eroberung sein. Doch lassen Sie das Geheimniß unter uns bleiben; ein solches Verhältniß könnte mich compromittiren.“

In diesem Augenblicke drängte das Publicum vom Eingange her so stark auf, daß unsere Gesellschaft den Zwinger des Tigers verlassen mußte, und auch van Owen anderweitig in Anspruch genommen wurde.

Es folgte nun ein ziemlich großer Zwinger, der leer war. In der Mitte stand ein drei Fuß hoher runder Tisch. Eine Ampel hing von der Decke auf ihn nieder. Es schien ein Centralkäfig zu sein. Er hatte einen Giebel, worin das Wort „Salon" in goldener Schrift prangte.

„In diesem Zwinger," sagte Sulkowski, „wird das afrikanische Gastmahl gehalten. Sie bemerken die Ampel. Da es den Thieren bei Licht einstudirt worden, kann es auch nur bei Licht vorgestellt werden."

Auf der andern Seite dieses sogenannten Salons saß in dem ersten Zwinger der Löwe. Von den sieben Varietäten des Löwen gehörte er der größesten an, der südafrikanischen. Die Haarspitzen seiner prachtvollen Mähne waren schwarz.

Seine Majestät nahmen nicht die geringste Notiz von den Angekommenen, sondern geruhten, regungslos dazustehen und unverwandt nach rechts zu blicken. Es lag in diesem furchtbaren Kopfe eine Milde des Ausdrucks, wie sie auch bei großen und körperlich stärkern Menschen häufiger gefunden wird, als bei kleinen und schmächtigern Naturen.

An ein Verweilen vor den andern Zwingern war nicht zu denken, da der Andrang des Publicums von dem Eingange her immer nachhaltiger wurde.

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, ehe Sie in den Quergang treten," sagte Sulkowski. „Ich sehe, die vordern Plätze auf dem Amphitheater sind noch frei; ohne Zweifel sind es die besten in der Bude. Gestatten Sie mir, unsere Billete umzutauschen."

Alle waren einverstanden.

Bei dem Eintritte in den Quergang überließ unsere Gesellschaft das Anschauen der Krokodile, der Alligatoren, der Schlangen und Schildkröten den Nachdrängenden und wandte sich sofort den Räumlichkeiten zu, wo die Vögel saßen.

Wer holte, ein anderer Prometheus, aus den verborgenen Schachten der Erde die seit Jahrtausenden in erkalteten Gasen schlafenden Feuer und sprengte sie auf die Gefieder der beflügelten Welt, daß sie die Luft erfüllen mit dem Glanze lebendig gewordener Smaragden, Amethisten, Rubinen, Topasen, Saphiren, Chrysoliten, Chrysoprasen und Türkisen? Wer tauchte diese Fittige in das phosphorleuchtende Meer und in die stille Pracht seines himmelgeborenen Ultramarins?

Ein allgemeines Aufjauchzen erregte der Paradiesvogel Neuguinea's mit seinen zwei wallenden Federbüschen und den beiden Schwungfedern, welche wie die Zügel für einen Seraph weit von ihm abfielen.

Vor Allen aber fesselte ein Kolibri, das Rubinkehlchen, mit seinem smaragdgrünen Gefieder Aller Aufmerksamkeit. Es trug im Halse ein blaues Sammetbändchen mit einem kleinen Diamantringe.

Höher als diese kleinern Vögel saßen die Stelzengänger, welche den weißen und blauen Nil umkreisen.

Ganz oben aber gleich den Königen thronten der gewaltige Condor von Quito, dieses mit ausgespannten Flügeln vierzehn Fuß messende Riesenthier, und der Seevögel Gebieter, der Albatroß der Tafelbai. Rechts und links von ihnen saßen ihre ebenbürtigen Verwandten, zwei Lämmergeier des Berner Oberlandes, wie sie im Alpenglühen den keuschen Scheitel der Jungfrau umkreisen. Kolbe's Geier, der Ohrengeier und der Schopfgeier vom Capland, die Aeltesten im Rathe, saßen einige Fuß tiefer. Vor ihnen ein Riesenuhu, der, gleich dem blinden Seher Tiresias, diesen Mächtigen ein Orakel des pythischen Apoll zu deuten schien.

Aber alle diese Mächtigen waren an der Fußwurzel mit einer eisernen Kette gefesselt. Welche Sclaverei! Der Condor, dessen Heimath in der Höhe des Aetna anfängt und der sich über die Krater der Andeskette in eine Region schwingt, wo die Lungen des Menschen nicht mehr zu athmen vermögen — dieses stolze Thier mit seiner planetarischen Sehnsucht, hier ist es gefesselt an eine nicht fünf Ringe zählende Kette, und dennoch sitzt es da mit hocherhobenem Kopfe, majestätisch seine Krone tragend und um sich blickend, gleich dem freigeborenen Menschen in den Banden der Tyrannei.

Da erscholl draußen die Glocke, das Zeichen des Anfangs. Alles suchte jetzt einen möglichst günstigen Platz zum Sehen vor dem Löwenzwinger zu erhalten.

„Das nenne ich gut placirt, Herr Oberst," sagte Dorn, der neben der Generalin saß. Der Assessor hatte einen Stehplatz vorgezogen.

Noch einmal schlug die Glocke kurz an.

„Jetzt achten Sie auf, meine Gnädigste," sagte Sulkowski, „die Einleitung zu dieser

Vorstellung wird Ihnen unvergeßlich bleiben."

„Die Einleitung, Herr Oberst?"

Ein Schlag noch auf die Glocke. Die Spannung hielt Aller Athem an.

Da erklangen von rechts die weichen, melancholischen Töne einer Glasharmonika, gleich unsichtbaren Tropfen niederfallend in die hingezauberte tropische Welt. Die Wirkung war im Hinblick auf die Furchtbarkeit dieser wilden Bestien eine wahrhaft verklärende; selbst die entnervten, jedes höhern moralischen Aufschwungs unfähigen Naturen der Generalin und des Grafen fühlten das leise Wehen einer Zeit, da ihre Seelen noch rein waren, und ganz unfähig wären sie gewesen, diese ungewöhnliche Einleitung zu belächeln und zu verspotten.

Und als nun gar unter dem Erklingen dieser Töne jedes Geräusch der Thiere, ja selbst jede Bewegung dieser sonst nie rastenden Glieder aufhörte; als alle diese grünlich flammenden, dämonischen Augen, zu sanftem Ausdruck gemildert, unverwandt nach rechts blickten, wo Bella erscheinen mußte — da kannte das Erstaunen in allen Räumen keine Grenzen mehr.

Die gebrochenen Accorde wogten auf und ab in entzückenden Triolen- und Sextolen-Tactverschlingungen und mündeten endlich aus perlenden Terzengängen in Mozart's wunderliebliches Papagenostückchen, wonach die Mohren tanzen.

Als hier die Thiere sich zu wiegen schienen und endlich wirklich immer bewegter und lebendiger wurden; und als der große, südafrikanische Elephant von den Grenzen der Kalahariwüste hoch seinen Rüssel schwingend und seine Ohren klatschend sein Willkommszeichen, einen schmetternden Trompetenstoß gleich dem schrillen Ton der Dampfpfeife vernehmen ließ; und als endlich der Löwe, gravitätisch dastehend in seinem wahrhaft monarchischen Aussehen, ein furchtbares, markerschütterndes, Alles übertönendes Gebrüll ausstieß — da brach ein Sturm des Enthusiasmus unter den Anwesenden aus, daß der Boden des Amphitheaters unter einem fast wahnsinnigen Stampfen der Füße zusammenzubrechen drohte.

Nun sah man auch den Neger Bui, der die Harmonika mit kunstgeübter Hand schlug, was den überaus phantastischen Eindruck noch erhöhte.

„Bella! Bella!" kreischte es jetzt aus den Reihen der Vögel, während der trompetende Königskranich sein Schmettern vernehmen ließ.

„Bella! Bella!" rief der weiße und rosenrothe, dreifarbiggehaubte Kakadu, indem er in einen metallgrünen Reif sprang und freudetaumelnd sich im Kreise schwang.

„Bella! Bella!" riefen jetzt die Anwesenden, und alle Köpfe, der Menschen und der Thiere, wandten sich nach rechts, und alle Hände klatschten in endlosem Gewoge.

Da schoß auf dem breiten, mit indischen Teppichen belegten Podeste Bella, die Myrthenblüthe, gleich einer Sylphide daher.

Die Generalin, aufgereizt durch den starken Gegensatz, bekam einen Schlag wie von einer galvanischen Batterie.

Lautlose Stille in allen Räumen der Bude.

Aller Blicke ruhten auf dieser in der That einzigen Erscheinung. Da stand keine imponirende junonische Schönheit, die meist nur ein kaltes Erstaunen sich erobert — eine Soubrettengestalt war sie genannt worden, und mit Recht, aber diese in ihrer vollendetsten, die Sinne verwirrenden Erscheinung.

Jetzt flog aus den Reihen der Vögel mit seinem Ruf „Falejahuh," der allen Anwesenden wie Hallelujah klang, jenes Rubinkehlchen mit dem blauen Sammetbande im Halse auf Bella's Hand, leuchtend wie ein vom Himmel gefallenes Spänchen Regenbogen, und in süßester Weise fing Bella mit dem Thierchen zu kosen an. Sie ließ den kleinen, paradiesischen Däumling ein Stückchen Zucker sehen; aber nicht eher durfte er daran picken — Bella hob drohend den Finger — als bis er an einem blitzenden Diamantringe ihrer Hand den zierlichen Schnabel gewetzt. Sie tupfte mit dem Mittelfinger auf sein smaragdnes Häubchen, und ließ ihn trinken aus ihrem Munde, indeß sein azurner Federbusch gleich einem prachtvollen Fächer ihren Busen kühlte.

Das Entzücken bei diesem Anblicke machte sich nur in hingehauchten Lauten bemerkbar.

„Dies wirkt berauschend," sagte Dorn, und durch seine vom Hautgout der modernen Civilisation blasirte Seele zog ein Hauch jener Geistesfrische, die sich mit der Natur eins weiß und in diesem Bade ewige Gesundheit sich erhält.

Die Generalin wäre keines Wortes mächtig gewesen.

In solchen Augenblicken Bella's Schönheit bewundern zu lassen, war die Absicht van Owen's; Bella wußte eben so wenig von einer Absicht als der kleine paradiesische Däumling auf ihrer Hand.

Ihr Teint mit einem leichten Anfluge von Braun verrieth die Creolin. Unter der schöngewölbten Stirn schwammen die Brauen wie zwei kleine Fischlein einander entgegen. Lange Wimpern überschatteten die schwarzen, träumerischen Augen, aus deren Blicken jedoch oft jenes stille, magnetische Wetterleuchten schoß, welches die schlafenden Sinne verrieth. Ihre Nase hatte den schönen Schwung griechischer Götterbilder; aber die etwas streng geöffneten Nüstern verriethen die Kühnheit und Entschlossenheit, womit sie zu allen Thieren in den Zwinger stieg. Ihr Mund glich dem Bogen Amor's, ihr Lächeln hätte eine Welt versöhnt, ihre Zähne hatten den matten Schein jener Tropfen, die Buddah niederthauen läßt in den Schooß der Muscheln Ceylons, wenn sie die Oberfläche des Meeres suchen, um zu athmen.

Das glänzende, schwarze Haar, auf dem eine kleine Krone blühender Myrthen prangte, war in zwei Zöpfe getheilt, die fast bis in die Kniekehlen hinabfielen.

Die Büste umschloß ein tiefausgeschnittenes Leibchen von feinstem Battist, das den herausfordernden, und doch so jungfräulichen Busen weniger zu halten bestimmt war, als sein letztes Heiligthum den Blicken zu entziehen. Ueber dem Leibchen saß ein kurzes, offenes Jäckchen von blauem Sammet mit silbernen Knöpfen. Ueber der Schulter hing eine kleine Jagdflinte in Trombolenform, deren Lauf mit zwei blauseidenen Schleifen geziert war. Das blausammetne Röckchen fiel bis auf die Mitte des Schienbeins herab. Bella trug Schnürstiefel von blauem Corduan, oben mit dem weißen duftigen Flaum des Hermelin und seinen dunkeln Schweifspitzen besetzt, aus dem das Bein in bräunlichem Tricot, dem Teint der Creolin entsprechend, wie ein schöner Stamm wundervoll aufschoß. An den Fersen blitzten stahlblaue Spornen mit goldenen Rädern.

Die ganze Gestalt war gleichsam besprengt mit einem farbigen Thau der edelsten Steine. Die den Sonnenstrahl herausfordernden Brillanten schossen ihre Blitze aus einer Agraffe, die der russische Kaiser schenkte, als Bella im vergangenen Sommer ganz Petersburg enthusiasmirte. Manche Steine, wenn sie ihre Strahlen nach außen zu werfen schienen, lugten vielleicht in ihrer à jour Fassung mit um so glühenderem Feuer nach innen.

Man wußte im Publicum von dem außerordentlichen Reichthume an Edelsteinen, die Bella besaß; dennoch übertraf die Wirklichkeit alle Erwartung.

Ein Blick auf dieses wunderbare Wesen mußte alle Nachdenkenden und Feinfühlendern überzeugen, daß diese stolzen, meist fürstlichen Gaben nur auf dem Altare der reinsten Unschuld niedergelegt sein konnten, einer Unschuld, deren Zaubergewalt hier die wildesten Thiere bändigte, wie es auch nur die keuscheste der Künste, die Musik, vermochte, wenn Orpheus seine Leier rührte.

Ob die Mitglieder der uns bekannten Gesellschaft diese Ansicht zu theilen geneigt waren? Daß ihnen die Erscheinung Bella's auf das Aeußerste imponirte, war augenscheinlich.

Wieder ward die Glocke kurz angeschlagen. Der Kolibri küßte noch einmal Bella's Mund und flog dann, das ganze Stückchen Zucker im Schnabel haltend, zu seinen andern gefiederten Genossen, die neidisch aufkreischten.

„Zur Jagd! Zur Jagd!“ rief Bella und sprang nach rechts davon.

„Ah,“ sagte Sulkowski, „es kommt der Löwenritt.“

„Der Löwenritt, meine Herrschaften!“ erscholl laut die Stimme Hendriks.

Ein convulsivisches Aufhüpfen der Schultern verrieth die große Erregung der Generalin. Dorn's Sinne schwindelten in Vergleichungen herüber und hinüber. Ihn, den immer siegreichen, überkam eine Ahnung, daß er vor dieser Bella an der Grenze seines Witzes angekommen. Und blickte er auf die Generalin, sein muthmaßlich nächstes Opfer, so sah er darin nur einen Götzen, in dessen Besitz er auf dämonische Selbsttäuschungen hoffte. Schon jetzt versetzte ihn der Athem der Generalin in diesen infernalischen Rausch.

Der Löwe, der genau wußte, was ihn erwartete, denn die Macht der Gewohnheit zähmt ihn zumeist, schwenkte langsam seinen Schweif von einer Seite zur anderen, indem er unverwandt mit seinem ungeheuren Ernste nach der Stelle sah, an welcher Bella eintreten mußte.

„Majestät! Majestät!“ rief Bella laut und klopfte an den Zwinger. „Machen Sie auf! Machen Sie auf!“

Der Löwe kratzte zweimal an der Stelle, wo Bella klopfte.

„Ihr Glas, Graf,“ sagte die Generalin.

Der Löwe, nachdem er gekratzt hatte, setzte sich auf die Keulen wie ein Hund.

Eine Stille herrschte in der Bude, daß man deutlich das leise Oeffnen einer Thür hinter dem Zwinger hören konnte. Die Damen schmiegten sich ängstlich an den Arm ihrer Herren. Einige mußten sogar die Bude verlassen.

Da mit einem Male, empfangen von einem kurzen, staunenden Ruf der Versammelten, stand Bella im Zwinger des Löwen.

Mit einer solchen Schnelligkeit war dieser Eintritt erfolgt, daß Niemand das Oeffnen einer Thür bemerkt hatte.

„Da bin ich, Majestät!“ sagte Bella knixend. „Wie haben Ew. Majestät geruht?“

Der Löwe sah fast mit dem Ausdrucke der Wehmuth zu Bella auf.

„Aber was habe ich hören müssen? Ew. Majestät sind wieder so ungalant gegen Prinzessin Giraffe gewesen und haben Ihre Hoheit in den Hals gebissen. Eine so schöne, feine Dame beißen, ist das wohl Hofton?“

Aller Augen wandten sich nun nach dem Behälter, worin die Giraffe stand. Es war ein kastanienbraunes Exemplar von außerordentlicher Schönheit und beinahe achtzehn Fuß hoch. Die sanften, dunkeln Augen unter den langseidenen Wimpern blickten mit tiefer Melancholie auf die Tyrannen der Erde hernieder. Man hätte sich schämen können vor dieser Majestät des Duldens.

„Freilich, Ihre Hoheit hat Ew. Majestät mit dem Huf auf die Nase geschlagen. Zeigen Sie einmal. Wahrhaftig, dahin hat sie getroffen. Ja, wenn die Damen böse werden, da —“

Der Löwe zeigte seine mörderischen Krallen.

„Sehen Sie einmal,“ jauchzte Bella. „Hat Ihre Majestät die Königin auch so schöne Nägel? Ew. Majestät tragen die Nägel sehr spitz. Bella auch. Das ist Mode.“

Und Bella hielt ihre zarte Hand, woran die Nägel mit den matten vom Blut nicht beleuchteten Halbmonden auf das Feinste in Mandelform ausliefen, dicht neben die Tatzen des Löwen; ein versinnlichter Gegensatz, der das Publicum enthusiasmirte.

„Zeigen Sie noch einmal! Ew. Majestät haben eine kalte Nase. O, nun ist Alles gut.“

Während die Borsten auf der Nase des Thieres wie die Stilette eines Stachelschweins abstanden, eben die Zähne sichtbar wurden, und die Ohren wie auf den Druck einer Feder convulsivisch aufflogen, gab Bella dem Löwen einen Nasenstüber.

„Ei!“ rief sie und sprang mit einer halb schelmischen, halb ängstlichen Gebärde in eine Ecke des Zwingers, als hätte sie eine Züchtigung zu gewärtigen.

„Nun?“ fragte sie nach einer Weile, die Hände auf den Rücken haltend, „wie ist Ew. Majestät der Nasenstüber bekommen?“

Der Löwe nieste dreimal.

„Das ist aber gegen alle Etikette, Majestät; ein Löwe darf nicht so viel niesen.“

Der Löwe nieste noch ein Mal.

„Nehmen Sie sich in Acht, Majestät! Sehen Sie nur, man lacht schon. Man darf nie über einen König lachen.“

Der Löwe nieste wieder.

„Hat sich vielleicht eine Ameise verlaufen? Da müssen Ew. Majestät kräftiger niesen.“

Der Löwe nieste furchtbar.

Mit einem Male zog der Schimpanse seinen Tressenhut und nieste fortwährend in diesen hinein. Seinem Beispiele folgten sofort sämmtliche Affen der Bude vom größten bis zum kleinsten. Bella's Liebling Puck hatte die Schnupftabacksdose aus Hendrik's Tasche gezogen, sprang damit flugs auf den Löwenzwinger und prieste und nieste ganz außer der Maßen.

„Aber Majestät, so hören Sie doch auf; das ist ja lebensgefährlich. Herr Capitän, kommen Sie, kommen Sie. Se. Majestät wird sich todt niesen.“

Der Löwe hatte kein Erbarmen weder mit sich, noch mit Andern; sein Niesen dauerte fort, indeß ein Affe den andern in der raschen Folge desselben zu überbieten suchte.

Das gezwungene Niesen der malitiösen Paviane — Hendrik trieb sie mit Nadelstichen dazu, hätte den Blasirtesten außer Fassung gebracht. Das Niesen der kleinen Aefflein Uistiti und Titi, die fast immer den Wortlaut ihres Namens niesten, rief im Publicum bereits krankhafte Erscheinungen des Lachens hervor.

Der laute Ruf Hendriks: „Der Löwenritt, meine Herrschaften!“ machte dem Niesen ein Ende.

Bei Bella's behendem Sprunge auf den Löwen, unter dessen Wirkung die Trombole auf ihrem Rücken zwei Mal aufschlug, flog das Röckchen in die Höhe und zeigte das reizende Bein bis über das Knie. Im Nu schlug Bella die verrätherische Gardine mit ihrer flachen Hand nieder, wobei jede Röthe aus ihrem Gesichte schwand; ein Beweis, daß sie die Scham noch nicht kannte, die in dem bläulichen Weiß der Haut, ähnlich der aderlosen Perlmutter, gleichsam zu schlummern schien.

Hätte van Owen bei dem Schlage der Hand auf das Kleid den Löwen beobachten können, es würden Besorgnisse in ihm aufgestiegen sein, die das Publicum aus Unkenntniß der Eigenthümlichkeiten des Thieres nicht hegen konnte.

Auf die Generalin machte dieser Sprung auf den Löwen einen besonders nervösen Eindruck, und Dorn beobachtete mit steigendem Verlangen diese rastlosen Vibrationen. Dem Assessor entging nicht die leiseste Nüance in diesem sogenannten socialen Drama.

„Was seh' ich, Majestät?" rief Bella. „Dort! dort in den Dschungeln die hörnerne Leyer! Ein Springbock, hurrah, ein Springbock! O wie er glänzt, sein zimmtfarbener Rücken! Wie er schimmert', sein schneeweißer Bauch! Wir kommen! Wir kommen! Zum Sprung! Zum Sprung!"

Der Löwe nahm wirklich, während Bella sich zum Schein fester setzte und mit der rechten Hand die Mähne ergriff, jene Lage an, die seinem von allen Wesen der Schöpfung gefürchteten Sprunge vorhergeht — dieses furchtbar-schöne elastische Echauffement der Glieder, das dem Beschauer auf das Vollständigste die in dem geringen Umfange des Thieres vereinigte Kraft und Gelenkigkeit versinnlichte.

„Nicht springen, Majestät, nicht springen! Bella will schießen. Still! Still! Bella trifft gut. Auf's Blatt!"

Und sie nahm die Trombole vom Rücken, legte an, zielte, und nach dem Rufe Feuer schoß sie.

Kaum war der Schuß gefallen, als die kühne Reiterin, die Trombole von sich werfend, einen wahren Himmelslaut der Freude ausstieß, während sie mit beiden Händen ihren Scheitel strich, und lichte Thränen in ihren strahlenden Augen perlten, schönere, aus den Minen des Herzens gewonnene Edelsteine, als die wirklichen, die ihre Kleidung umstrahlten.

„Arthur!" hauchte sie in sich hinein.

Entsetzlich! Der Löwe, durch diese ganz unerwartete Störung aus dem gewohnten Gleise der Handlung gebracht, fing an, seine Flanken mit dem Schweif zu schlagen und knurrte wüthend.

Das Publicum ahnte nichts; hielt vielmehr dieses allerdings entsetzliche Knurren für einstudirt, wie das Grollen beim Zeigen der Zähne; glaubte auch, Bella stelle die Freude dar über den gefallenen Springbock. Van Owen allein erkannte sofort die Gefahr.

„Um Gottes Willen, meine Herrschaften," rief er, auf das Podest sich schwingend, „verhalten Sie sich ruhig; das Mädchen ist verloren, wenn Sie aufbrechen. Nur Ihre Gegenwart hält den Löwen noch im Zaum."

Ein nicht zu beschreibendes Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der Anwesenden.

„Arthur!" hauchte Bella in sich hinein und blickte unverwandt in die Masse des Publicums auf dem Amphitheater, ohne daß die Richtung ihres Blicks beobachtet wurde, weder von van Owen selbst in seiner Rathlosigkeit, noch von den Anwesenden, die nur Augen für den Zwinger hatten.

„Graf, o mein Gott, ich fühle eine Ohnmacht," sagte die Generalin.

„Es ist der andere Blick, Bui," rief van Owen, „der andere Blick."

Die Borsten auf der Nase des Löwen sträubten sich, seine Augen funkelten, der Rachen sprudelte Gischt und Schaum, und die weitgeöffneten Nüstern warfen weiße Flocken im Zwinger umher.

„Arthur!" hauchte Bella in sich hinein.

„Die heißen Eisen, Bui! Die heißen Eisen!" rief van Owen; denn als er die weißen Flocken an den Stangen des Gitters bemerkte, wußte er, was der nächste Augenblick bringen würde.

Das Kohlenbecken war kalt, die Eisen zu glühen vergessen worden.

„Hinaus! Hinaus!" flehte die Generalin.

„Sie bleiben!" sagte Dorn streng, indem er ihren Arm krampfhaft mit beiden Händen ergriff.

In diesem Augenblicke warf der Löwe seinen Kopf zur Seite und hatte im Nu die linke Wade Bella's im Rachen, ein helles, nie gehörtes, fast krachendes Knurren ausstoßend, worin sich die Zwillingsfurien

Wollust und Mordsinn zum ersten Male zu paaren schienen.

„Dies geht über menschliche Kräfte. Führen Sie mich hinaus, Oberst,“ bat die Generalin.

Mehrere Damen in der Nähe wurden ohnmächtig.

„Musik! Musik!“ scholl mit einem Male eine Stimme, und Bui, der den Klang dieser Stimme zu erkennen glaubte, ergriff in der Todesangst die Glasharmonika — noch fiel ein Klöpfel unter das Podest und mußte hervorgeholt werden — endlich erklangen die ersten Töne — sie zitterten wie die Stimme des Menschen unter der Gewalt erschütternder Eindrücke, und eben als das Papagenostückchen, mit einer größeren Sicherheit geschlagen, aus den Terzengängen gleich einem munteren Quell hervorsprudelte — ließ der Löwe das Bein los. Zwei Blutstropfen quollen, ohne herabzufließen, unter dem Tricot der Wade hervor. Es war ein berauschender Anblick.

„Da bin ich, Majestät,“ rief Bella, indem sie von dem Löwen sprang. Und wieder saß Toa wie zu Anfang auf den Keulen, und die Komödie begann Wort für Wort von Neuem. Bella war gerettet.

Ein unbeschreiblicher Jubel, ein fast dämonisches Aufjauchzen begrüßte diese so plötzliche, von Niemand geahnte Wendung. Eine Sicherheit bemächtigte sich der Gemüther, die den vollen Genuß des sich erneuenden Schauspiels gewährte. Mit einer Laune, mit einer sinnlichen Gluth spielte Bella; ihre Augen füllten sich in Arthur's beseligender Nähe mit einem Glanze; ihre Bewegungen hauchten eine solche Fülle, und alle Thiere zwang der Ton ihrer Stimme, den die Liebe verklärte, zu einem so augenfällig friedlichen Verhalten, daß man sich, berauscht zugleich von diesen, jetzt im hellsten Sonnenlichte fieberhaft pulsirenden Diamantenschauern, nicht in dem Norden Europa's zu befinden glaubte, sondern unter den Aequator in einen entzückenden Orchideenhain sich versetzt wähnte, wo das verheißene Reich des Propheten Jesaia, in dem die Wölfe bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen, und ein kleiner Knabe Kälber und junge Löwen mit einander treiben wird — seinen Ausgang in die entsündigte Welt vorzubereiten schien.

So war Bella, unterbrochen von fort und fort sich steigernden Jubelrufen, Tücherschwenken und Kußhänden bis zum Löwensprunge gelangt, — als sie erblaßte.

Alle bemerkten die Veränderung in ihrem Gesichte; aber Keiner ahnte die noch verborgene Ursache dieser plötzlichen Wandlung.

„Nicht — springen — Majestät — nicht — springen,“ rief sie jetzt, indem sie, wie auf Etwas hoffend, die Silben dehnte und dehnte, bis sie endlich an die verhängnißvollen Worte kam: „Bella — will — schießen.“

„Der Schuß! Der Schuß!“ rief eine Stimme. Jetzt erst erinnerte man sich, daß der Schuß aus der Trombole, ja, diese selbst nicht einmal in Bella's Gewalt war.

Neues, gesteigertes Entsetzen! Denn der Schuß mußte fallen; der Löwe erwartete ihn mit Ungeduld, da er für ihn das Signal zur Fütterung war — seine funkelnden Augen hatten bereits Hendrik bemerkt, der rechts am Quergange ein bluttriefendes Stück Fleisch mit dem Zweizack spießte.

Van Owen raste wie wahnsinnig auf dem Podeste hin und her.

„Still — still —“ sprach Bella weiter, die Silben dehnend „— Bella — Bella — trifft — gut —“

Hendrik stürzte herbei — schon war er dem Löwen Aug' in Auge — o Jammer, da holte die Tigerin mit ihrer Tatze weit aus und hatte im Nu das Fleisch von dem Zweizack gerissen und es ihren Katzen vorgeworfen.

Die Bude hallte von einem Schrei wieder, der aus dem Rachen eines Geiers zu kommen schien.

„Arthur!“ hauchte Bella in sich hinein — trifft — gut — auf's Blatt — — Feuer —“

Ein Schuß fiel.

Bella sprang von dem Löwen, zum zweiten Male gerettet.

„Getroffen! Getroffen!“ rief sie, und mit fließenden Freudenthränen mußte sie noch ihre letzten Worte sprechen: „Arme Antilope. Brich, schönes Blumenauge, brich! Ach, könnt' ich mit! Grüße die Sterne. Ade! Ade! Ich hole sie, Majestät! Ich hole sie.“

Jetzt lag das den Tigerkatzen entrissene Fleischstück unter den Krallen Toa's. Bella verschwand mit eben der unerklärlichen Schnelligkeit, wie sie eingetreten war.

Die Versammelten konnten wieder Athem schöpfen.

Die Vorstellung war zu Ende.

IV.

„Das liegt allerdings außer der gewöhnlichen Vergnügungsroute," sagte die Generalin beim Hinausgehen. „Ich bitte, ich beschwöre Sie, meine Herren, lassen Sie uns bei dem Conditor eintreten. Wir müssen uns aussprechen. Kein Schlaf kommt in meine Augen, ehe wir uns nicht ausgesprochen."

„Beruhigen Sie sich," sagte Dorn; „wir gehen zum Conditor. Ihren Arm, meine Gnädigste."

Die Generalin reichte Dorn den Arm.

Der Assessor, der allein hinter dem Paare gehen mußte, knirschte vor Wuth und folgte nicht nach dem Conditor.

Die Generalin fühlte an Dorn's Arm ein eigenthümliches Wohlbehagen. Das unfreiwillige Aufhüpfen ihrer Schultern, das immer einen Druck auf den Arm des Grafen ausübte, reizte diesen zu einem freiwilligen Gegendruck.

Die ungeheure Aufregung, die das Schauspiel erzeugt hatte, riß diese entnervten Naturen zu einem neuen Sturm der Sinne auf. Die Bewegungen ihrer Arme glichen dem Zucken einer den Einwirkungen der Volta'schen Säule ausgesetzten Leiche. Ein langer gegenseitiger Druck, ehe die Arme sich trennten, besiegelte den Bund zweier — Herzen? O nein!

„Bringen Sie Selters mit Zucker," sagte die Generalin zu einem bereitstehenden Kellner.

„Für mich eine Flasche Cap Constantia. Drei Gläser!" rief Dorn dem Davoneilenden nach. „Aber, meine Gnädigste, welche Aufregung!"

„Es geht vorüber," sagte die Generalin, die sich eben auf eine Bank niedergelassen hatte und unverholen zu schluchzen anfing. „Lassen Sie mich einen Augenblick allein. Aber reserviren Sie Plätze; das ganze Publicum der heutigen Vorstellung scheint sich hier zu versammeln."

Dorn lehnte zwei Stühle an den Tisch und entfernte sich. Als er eben in das Zelt treten wollte, um eine Cigarre zu nehmen, begegnete ihm Sulkowski.

„Wer that den Schuß?" rief dieser in großer Aufregung. „Sagen Sie mir, Graf, wer that den Schuß?"

„Dieselbe Frage, Oberst, wollte ich so eben an Sie richten."

„Der Schuß war scharf," sagte Sulkowski und zog aus seiner Tasche eine Pistolenkugel. „Da ist die Kugel! Sie schlug grade auf einen Nagel im Dach. Bemerken Sie etwas von Abplattung? Diese Kugel enthält zwei Theile Blei und ein Theil Zinn. Es ist eine Ladung, wie man sie nur für die größten Raubthiere nimmt. Ich selbst gebrauche sie in meinen Wäldern; doch nur auf Wolfsjagden — und dasselbe Caliber. Wer aber gebraucht hier solche Kugeln? Erklären Sie das! Van Owen rast; er meint, man wolle mit solchen Kugeln seinen Löwen tödten. Hier zu Lande denkt kein Mensch an solche Kugeln."

Der Assessor trat in diesem Augenblicke heran.

„Seltsam," sagte Dorn, indem er die Kugel Sulkowski zurückgab.

„Und Bella's Schrei und ihre Aufregung, die den Löwen reizte — ihr gänzliches Sichselbstvergessen — wer veranlaßte dies Alles?" fragte der Assessor.

„Fragen Sie Tausende, und Keiner weiß zu antworten," erwiederte Sulkowski. „Van Owen ist außer sich; er fürchtet, daß die Polizei den Eintritt Bella's in den Zwinger verbietet."

„Da kämen wir ja um das afrikanische Gastmahl," meinte Dorn.

„Bewundern Sie meinen Scharfsinn," sagte die Generalin. „Es gibt nur eine Erklärung, und zwar die einfachste von der Welt: diese Bella liebt, liebt zum ersten Male, und der Mann, den sie liebt, den sie lange nicht sah, den sie vielleicht schon aufgegeben — dieser Mann trat heute ganz wider ihr Erwarten in die Bude. Da verlor sie die Fassung. Derselbe Mann rief die verhängnißvollen Worte Musik, Musik; derselbe Mann that den Schuß."

„Aber, meine Gnädigste, da hätte man diesen Mann doch bemerkt," meinte Dorn.

„Wären Sie wohl im Stande gewesen, Graf, auch nur einen einzigen Blick von dem Löwenzwinger zu wenden? So erging es Allen."

„Den Schuß that Niemand anders als van Owen selbst," sagte Dorn.

„Van Owen?" entgegnete die Generalin. „Er hatte den Kopf verloren. Das eben ist ein Beweis für meine Erklärung. Etwas Ungewöhnliches mußte es sein."

„In der That," sagte Sulkowski, „Alles, was vorgegangen bis auf den kleinsten Umstand, wäre dadurch erklärt. Nur begreife

ich nicht, daß van Owen, mit dem ich seit Warschau so vertraut stehe —"

„Ihnen nichts von einem solchen Verhältnisse seiner Nichte gesagt hat?" ergänzte die Generalin. „Sie vergessen, wie sehr es im Interesse van Owen's liegt, so lange als möglich den Schein zu wahren."

„Mein Compliment, gnädigste Frau," sagte Sulkowski; „Ihre Combinationen sind so zutreffend —"

„Hören Sie, meine Herren, Sie sollten aus Galanterie Alles aufbieten, diese Sache aufzuklären."

„Wenn nur der Wagen nicht auf eine so eigenthümliche Weise gleichsam hermetisch verschlossen wäre," meinte Dorn. „Ein Tiger —"

„Aber Ihre Bravour!" warf der Assessor spöttisch hin.

„Es sieht schlimmer aus, als es ist," sagte Sulkowski. „Dieser Leopard verliert sein Schreckliches, wenn man weiß, daß er nicht im Stande ist, wie es die anderen Raubthiere vermögen, seine Krallen zurückzuziehen. Freilich, noch immer ein sehr gefährlicher Feind."

„Es sei," sagte Dorn; „ich will das Geheimniß ergründen, vorzüglich um Ihnen, meine Gnädigste, die Genugthuung zu verschaffen, es zuerst enträthselt zu haben. Nun aber ein Glas Constantia. Hier, Oberst! die beste Traube — Groot-Constantia. Es soll entzückend sein oben in der Meierei, wo man diesen Gluttrank bereitet, hoch über der Capstadt mit dem Blick auf die Tafelbai und auf das weite, unendliche Meer. Vorgebirge der guten Hoffnung! Das nenn' ich schön getauft! Hurrah, das Vorgebirge der guten Hoffnung!"

Und sein Glas mit dem purpurnen Feuer erhebend, sang er parlando:

Die Erd' ein Pocal!
Die Meere der Wein!
Zum tausendsten Mal
Nun, Himmel, schenk' ein!

Es brauset, es fließt,
Es perlet so rein,
Die Sonne sie gießt
Ihr Feuer hinein.

Es lebe die Welt!
Hoch, hoch den Pocal!
Mein ist sie die Welt!
Zum tausendsten Mal
Lebe hoch!

„Bravo, bravo!" rief die Generalin.

„Nehmen Sie sich nur in Acht, Graf," sagte Sulkowski, „daß Sie, wenn Sie mit Ihrem Pocal irgendwo anstoßen, nicht gar einer Dame etwas von dem Inhalte in den Busen schütten. Amphitrite würde das wenig geniren, aber —"

„Dem Sänger!" sagte die Generalin, indem sie Dorn ihr Glas entgegenhielt.

Die Gläser stießen zusammen; — zwei Körper ohne Seele.

Jetzt war der Assessor des Einverständnisses zwischen der Generalin und Dorn sicher. Mit einem fatalistischen Parbleu, das jedoch noch andere Deutungen zuließ, verschwand er aus der Gesellschaft.

„Ich erwarte schon längst eine kleine Komödie, die ihre Wirkung nie verfehlt," sagte Sulkowski, „und die grade jetzt erwünscht käme, um die Gemüther zu beruhigen und die Lachmuskeln in Bewegung zu setzen. Gestatten Sie mir, nachzusehen."

Und Sulkowski entfernte sich gleichfalls.

Graf Dorn und die Generalin waren allein.

„Bekennen Sie eins, gnädige Frau —"

„Und was denn?"

„Bekennen Sie, daß dieses Schauspiel in der Thierbude einen dämonischen Eindruck machte. — Die Bedeutung des Wortes dämonisch ist Ihnen bekannt."

„Ich gestatte Ihnen, mich zu belehren, Graf."

„Glücklich der Mann, der Ihnen, meine Gnädigste, wirklich noch etwas Neues zu bieten im Stande ist. — Sie wüßten nicht, daß es gute und böse Dämonen gibt, die uns stets dann umschwärmen, wenn wir an einem Scheidewege ohne Wegweiser angekommen sind, und es nur von uns abhängt, welchen Einflüsterungen wir Gehör schenken wollen, den guten, oder den bösen? Sehen Sie, das nenne ich einen dämonischen Zustand."

„Sie kennen meine Moral, Graf: das Gute wäre nicht ohne das Böse; und das Böse nicht ohne das Gute. Welche Partei wir ergreifen, wir dienen immer einem Gesetze von innerer Nothwendigkeit. Da haben Sie die wahre Freiheit, welche wir genießen."

„Werden Sie mich auslachen, meine Gnädigste, wenn ich Ihnen bekenne, daß mich während der Vorstellung eine starke Anwandlung überkam, in das Paradies der Unschuld zurückzukehren?"

„Natürlich mit dieser Bella, meinen Sie,

um Löwen und Tiger zu reiten, mit Diamanten Schneeball zu spielen, und um schließlich in einem etwas beschränkteren Paradiese — Bella's Wagen zur Wirklichkeit zu erwachen. Etwas malitiös, Graf."

„Wenn es wahr ist, daß diese Bella in der Weise liebt, daß sie bei dem Anblicke ihres Auserkorenen sogar auf einem Löwen die Fassung verliert, da steht sie sicher an einem Scheidewege und verfällt vielleicht noch über Nacht den bösen Dämonen."

„Wohl möglich."

„Wie wäre es, meine Gnädigste, wenn wir den entgegengesetzten Weg einschlügen, um Ihrem Gesetze das Gleichgewicht zu erhalten."

„Spötter! Sie werden sich diesen Zwang nicht anthun. Und dann kann ich Ihnen die beruhigende Versicherung geben, daß wir auf eine augenblickliche Ausgleichung nicht Bedacht zu nehmen brauchen; wenn man am jüngsten Tage rechnet, wird Alles stimmen."

„Welche bezaubernde Logik, meine Gnädigste. Betrachten Sie meine Scrupel als beseitigt."

Es war inzwischen dunkel geworden. Die Beiden erhoben sich, und die kalte Hand der Generalin erglühte unter dem Kusse eines — Vampyrs.

Als das Paar sich dem Zelte näherte, flammte mit einem Male ein Meer von Gasfunken auf und verbreitete Tageshelle bis in die entferntesten Ecken des kleinen improvisirten Urwaldes. Ueberall waren unscheinbare, grünvermalte Gasröhren angebracht, deren Stränge man eben so wohl für eingesteckte Reiser zum Schutze der Blumen halten konnte — und nun sprühten diese in einer großen Mannigfaltigkeit der Formen Kreuze, Blumensterne, gothische Rosen und Arabesken aller Art hervor. Die Springbrunnen waren umzüngelt von Flämmchen, die sich im Wasser wiederspiegelten und die kleinen Goldfische erschreckten. Im Rondel stand ein bronzener Blumenhalter, auf dem ein nachgemachter großer Cactus zu einer wirklichen Fackeldistel geworden war; seine Stacheln waren Flammen.

Hochauf kreischten die Papageien, als sie sich mit einem Male in einen brennenden Wald versetzt sahen.

Die Stimmung des anwesenden Publicums wurde eine außerordentlich gehobene; die Champagnerkörke knallten und flogen in dieses Lichtmeer hinein, umjubelt von trunkenen Blicken.

Graf Dorn und die Generalin betrachteten eben den sprühenden Cactus, als Sulkowski zu ihnen trat. Er kam vom Eingange her.

„Nun," fragte die Generalin, „sprachen Sie den Capitän?"

„Er ist nirgends zu finden, gnädige Frau. Die Sache wird allmälig unheimlich. Auch dieser Lustbarkeit hier wird bald eine Grenze gesetzt werden. Tief im Westen leuchtet es stark. Auch donnerte es schon. Hörten Sie nicht den Löwen brüllen?"

„In diesem Geräusch — unmöglich," sagte Dorn. „Glauben Sie, daß es zum Gewitter kommt?"

„Wollen Sie noch bleiben," rieth Sulkowski, „so suchen Sie von dem Wirthe einen Schirm zu erhalten. Das Wetter wirft einen Schaum weißer Wolken vor sich her, der nichts Gutes verheißt."

Dorn eilte schnell in das Zelt.

„Daß das kleine Intermezzo mit dem Affen ausfällt, ist auch unerklärlich," sagte Sulkowsky. — „Ah! da ist er!"

In demselben Augenblicke sprang Bella's Liebling Puck in den Garten.

Dorn, mit einem Schirme bewaffnet, wurde am Eingange des Zeltes sichtbar. Er sprach sehr lebhaft mit dem Assessor, der vor Wuth schäumte. Sulkowski hörte noch die letzten Worte des Grafen: „Welche Naivetät! Ich sollte Sie todtschießen um einer so verzeihlichen Eifersucht willen?"

Die Lippen Dorn's waren weiß, als er herantrat, und sein Lächeln, indem er auf den eroberten Regenschirm deutete, hatte etwas Diabolisches.

„Kommen Sie, Graf," sagte die Generalin; „lassen Sie uns diesen Affen beobachten. Es ist derselbe, welcher bei dem Rieseconcert auf dem Löwenzwinger saß. Er ist zu allerliebst."

Puck ging wie ein Mensch aufrecht und hielt in der rechten Hand einen Teller, auf dessen Rande mit goldener Schrift „Für die Damen" geschrieben stand. Der Affe lief spornstreichs in das Zelt, griff in eine Schale mit Schokoladenkügelchen, auf die er als Landsmann ein Recht zu haben glaubte, füllte seinen Teller und kehrte in den Garten zurück. Hier sprang er auf einen der nächsten Tische, fortwährend die Schokoladenkügelchen selbst verzehrend, die

nach der Umschrift für seine Damen bestimmt waren. Als er den Teller geleert hatte, zog er aus seinem Röckchen ein rothseidenes Tüchelchen, putzte sich erst sein Näschen, wischte dann den Teller sauber ab, und forderte eben die Umsitzenden zu freiwilligen Gaben auf — als ein furchtbarer Donnerschlag über dem Platze krachte.

Wie eine aufgescheuchte Antilopenheerde, von einem Löwen verfolgt, sprang das Publicum empor. Puck setzte mit seiner Düte, Flaschen und Gläser zertrümmernd, über den Tisch weg und verschwand spurlos.

Wirkliches Entsetzen bemächtigte sich der Damen, die während der Unterhaltung mit dem Affen an nichts weniger als an ihre schwache Seite, die Gewitterfurcht, gemahnt worden.

Obgleich es noch nicht regnete, stürzte doch Alles in das Zelt, das sofort überfüllt war.

Der Blitz hatte am Nordende des Platzes gezündet; eine der schönsten und stärksten Linden der Allee braunte lichterloh.

Es war ein sinnverwirrendes Durcheinanderschreien, bald nach eigenen Equipagen, bald nach Droschken, bald nach Schirmen.

Da fiel ein Schuß in der Nähe der Bude.

„Was ist das?" rief Sulkowski. „Sollte van Owen Jemand verfolgen? Der Unsinnige!"

Jetzt strömte ein Regen nieder, der die Verzweifeltsten zur Resignation trieb.

„Kommen Sie! Kommen Sie!" rief Dorn von dem Eingange bereilend und den Arm der Generalin ergreifend. „Eine Droschke steht bereit. Folgen Sie uns, Oberst! Hörten Sie den Schuß?"

„Ob ich ihn hörte!"

Die Generalin und der Oberst stiegen zuerst in den Wagen.

Als Dorn eben den Fuß auf den Schlag setzte, trat der Assessor heran, wie um einzusteigen; aber im Nu schlug er dem Grafen einen nassen Handschuh in's Gesicht, daß es laut klatschte — und entfernte sich.

Dorn hatte die Geistesgegenwart, eine Fensterscheibe des Wagens zu zertrümmern, damit die Generalin nichts bemerke. Der Oberst aber, weil er auf dem Rücksitze seinen Platz genommen, war Zeuge dieses Auftrittes gewesen, den ein zackiger Blitz, violettene Arabesken am Firmamente beschreibend, düster beleuchtet hatte.

Unter dem Hallen des Donners rollte der Wagen davon. Dorn, der gleichfalls auf dem Rücksitze, der Generalin gegenüber, seinen Platz genommen, ergriff deren Hand, und sie leidenschaftlich küssend sagte er: „Ohne Angst, meine Gnädigste! Ein Gewitter durfte in diesen tropischen Illusionen nicht fehlen."

Und wie um sich zu betäuben setzte er hinzu: „O wie entzückend sind die Frauen unter den Einwirkungen der Gewitterfurcht! Sie fürchten die Männer dann weit weniger."

Und Dorn durfte es wagen, beide Hände der Generalin krampfhaft an seine Brust zu drücken.

Wieder ein Blitz verrieth dem Obersten diesen etwas eigenthümlichen coup d'essai, die Generalin zu beruhigen. Er staunte — denn Sulkowski gehörte zu den Cavalieren der Jetztzeit, die noch erstaunen können — und schwieg — gleichfalls als Cavalier.

Als die letzten Personen die Sanct Andreashöhe verlassen hatten, setzte sich der Wind aus Nordwest wieder in Südost um, alles Gewölk verschwand, und der Mond ging auf in ruhiger Klarheit, unbekümmert um Freud' und Leid der Menschen, aber immer willig, alle Wunder dieser Welt in den Schooß seines stillen Gleichmuthes aufzunehmen.

Noch stieg der Rauch aus dem Krater der niedergeschlagenen Linde, und zog wie ein abgeschiedener Geist der Sonne nach, in langen Zügen durch die Garben eines nahen Kornfeldes streichend.

Die durch den Regen erquickten Lindenblüthen hauchten einen balsamischen Duft über den Platz aus.

Als Dorn und Sulkowski sich von der Generalin vor deren Hotel verabschiedet hatten, lockte sie die herrliche Nacht wieder hinaus zur Thierbude.

„Herr Oberst," sagte Dorn, „ich darf mir erlauben, Sie auf morgen Vormittag elf Uhr zum Frühstück einzuladen. Es handelt sich um eine Ehrensache mit dem Assessor."

„Ich vermuthete es. Rechnen Sie auf mich, Herr Graf."

„Lassen Sie uns vor morgen nicht weiter darüber reden, Herr Oberst."

Beide traten eben aus einer Quergasse, als sie auch schon die Bude vor sich sahen.

Ganz zufällig lenkten sie ihre Schritte nach dem Westende des Platzes. Hier befand sich ein Kirchhof mit vielen, besonders

hohen Denkmälern. Eben nahten sie sich demselben, als der Oberst den Grafen rasch in den Schatten einer Linde zurückzog.

„Hinter jenen Leichenstein mit der großen Urne schlüpfte eben eine Gestalt," sagte Sulkowski, und deutete nach der Stelle.

„Täuschten Sie sich nicht, Oberst?"

„Nein! Nein! — Verhalten Sie sich ruhig. Ich fange zu glauben, oder vielmehr zu fürchten an, daß es sich hier um die Person handelt, welche dem heutigen Drama in der Bude die glückliche Wendung gab."

„Sehen Sie! Sehen Sie!" flüsterte Dorn.

Und wirklich sprang eine Gestalt über die verfallenen Gräber weg und wiederum hinter einen andern Leichenstein. Diese Sprünge von Leichenstein zu Leichenstein wiederholten sich in kurzen Pausen; endlich schwang sich die Gestalt mit einer außerordentlichen Behendigkeit über das Kirchhofsgitter auf den Platz und verschwand in dem Schatten zweier großer Tannen des Friedhofs.

„Bis dahin glaubte ich," sagte Sulkowski, „nur der Gottseibeiuns und mein Sohn Arthur könnten solche Sprünge machen; der da ist in ihrem Bunde der Dritte."

„Hier fragt es sich, Oberst, ob wir einschreiten."

„Im Grunde — was geht uns die Sache an," sagte Sulkowski. „Mischen wir uns nicht in einen Handel, der uns ohne allen Nutzen großen Fatalitäten aussetzen könnte. Dieser van Owen ist in seiner Leidenschaft zu Allem fähig."

„Ich kann Sie versichern, Oberst, daß diese Situation einen diabolischen Reiz auf mich ausübt. Diese wundervolle Bella, in dieser Nacht vielleicht — mir schwindeln die Sinne. Und gewissermaßen bin ich der Generalin für die Entdeckung, die hier so nahe liegt, verantwortlich. Wer kann dieser Fremde sein? Der Glückliche!"

„Irgend ein Abenteurer, ein Narr wie ich," sagte Sulkowski, „welcher der Menagerie auf Schritt und Tritt folgt; freilich muß er jünger sein, viel jünger als ich, wenn Alles stimmen soll."

„Lassen Sie mich, Oberst — ich widerstehe der Versuchung nicht."

„Folgen Sie meinem Rathe, Graf; thun Sie nichts in der Sache. Denken Sie nur an die Kugel. Ein gewöhnlicher Bursche steckt da nicht in dem Schatten der Tannen. Und dann kenne ich van Owen. Er wäre im Stande, uns als vermeintliche Mitwisser, oder gar Mitschuldige über den Haufen zu schießen."

„Sehen Sie, Oberst, die Gestalt tritt aus dem Schatten. Parbleu, ich glaube den niederhängenden, blanken Lauf eines Pistols zu erkennen. Warnen wir wenigstens den Capitän."

„Um einen Mord zu ermöglichen? Lassen wir der Sache ihren Lauf, Graf. Kommen Sie!"

Dorn ließ sich widerstrebend fortziehen, während er die Gestalt, die sich nach der Bude zu entfernte, mit Blicken verfolgte, die wie Stacheln aus ihren Höhlen leckten; eine ohnmächtige Wuth des Neides verrathend, deren Schäumen die Generalin entzückt hätte.

Als Beide wiederum an die Stelle kamen, wo die Hauptstraße in die Stadt mündet, trafen sie van Owen.

„Ah, mein Herr Oberst — und der Herr Graf! Zum Teufel, was suchen die Herren nach Mitternacht noch auf dem Platze?"

„Und Sie, Capitän, was suchen Sie?"

„Das Bett, mein Herr Oberst. Ich gehe mit Ihnen eine Strecke."

„Sie sind noch mit der Büchse bewaffnet," sagte Dorn. „Also thaten Sie den Schuß?"

„Nichts zu bedeuten, meine Herren; es war eine Ladung von Pfeffer und Salz, die man einem Feinde, den man nicht tödten will, in die Waden schießt."

„Und der Schuß in der Bude?"

„Alles in Ordnung. Mein Neger Bui that den Schuß aus dieser Büchse. Morgen Abend präcise acht Uhr Vorstellung."

„Und werden wir das afrikanische Gastmahl sehen?" fragte Dorn.

„Das afrikanische Gastmahl. Gute Nacht, Gentlemans!"

Mit diesem kurzen Gruß trat der Capitän in die offenstehende Hausthür seines Quartiers. Gleich darauf fiel der Riegel in's Schloß."

„Erklären Sie das, Graf! Der Neger that den Schuß nicht; ich sah ihn noch beschäftigt, das Fleisch aus dem Tigerzwinger zu reißen. Van Owen will die Sache vergessen machen, um sich nicht zu schaden; so viel ist klar. Aber wer that den Schuß? Erklären Sie das!"

„Der geheimnißvolle Fremde; Niemand anders, Oberst. Er ist auf dem Platze —

vielleicht schon in dem Wagen Bella's. Sie werden mich jetzt nicht mehr zurückhalten."

„Gehen Sie, Graf; aber seien Sie auf der Hut. Sind Sie bewaffnet?"

„Nein!"

„Nehmen Sie diesen Dolch."

Der Graf nahm den Dolch und kehrte auf den Platz zurück.

Der Oberst verlor sich kopfschüttelnd in einer Quergasse, indem er vor sich hinmurmelte: „Es ist hier nicht Alles, wie es sein sollte. Es liegt ein Unglück in der Luft."

Gleich darauf erschien Licht im Quartier van Owen's, und die Fenster, welche der Hitze wegen alle geöffnet waren, wurden geschlossen. Bald erlosch das Licht.

Dorn hatte von van Owen nichts mehr zu fürchten.

Es schlug ein Uhr.

V.

Im Zenith der Thierbude stand Venus, einer der schönsten, von der Sonne à jour gefaßten Demanten des Himmels. Wonneschauernd sog sie in sich hinein ihr bläuliches Licht, um es wieder auszustrahlen in lichtgelben Blitzen, ein prachtvoller Topas.

Weißwollige Schäfchen kamen gezogen, auf ihrem Rücken roth gestreift von Luna, der keuschen Schäferin. Und die Schäfchen harrten, den schönen Stern nach Morgen zu ziehen und ihn zu spannen vor den Wagen Aurorens als Trostspender, wenn die Aermste ihre Thränen weint in den blumigen Schooß ihrer Schwester Flora.

Weile, Du schöner Stern, und wache!

Bui hatte die Fleischreste, welche Toa verschmäht hatte, Jolly gereicht.

Seit dem letzten Ritte kauerte der Löwe still in einer Ecke des Käfigs. Seine grünlichen Augen flammten nicht wie sonst — sie sahen matt und gläsern diese königlichen Augen und — sie thränten. Toa nahm keine Nahrung mehr; nur je zuweilen letzte er seine Zunge mit Wasser; denn ein brennender Durst quälte ihn.

Und als Jolly seine Mahlzeit gehalten hatte, taumelte er, legte sich nieder, streckte die langen Beine von sich und schlief wie auf den Wink eines Zauberstabes.

Längst lag Puck in seinem Kasten regungslos. Ein Zuckerplätzchen hing ihm wie sein Zünglein aus dem Munde; essend war er eingeschlafen.

Bui hatte die treuen Thiere mit narkotischen Mitteln seiner Heimath, die nur ihm bekannt waren, betäubt.

Denn Arthur kam! Und Bui's höchstes Glück, Bella's Frohsinn, mußte wiederkehren. „Kann wieder springen wie junge Antilope von der Sierra" — nur dieses ihm so geläufige Bild durfte er in seinem Gedächtnisse auffrischen, um alle europäische Cultur, hätte er sie gekannt, zu verachten; um alle Bedenken, daß er gegen den Willen seines Herrn handle, zu beseitigen.

Was wußte Bui von den Gründen van Owen's, Bella und Arthur zu trennen; was von der großen Zeitfrage der modernen Civilisation, dem Thema vom materiellen Gewinne um jeden Preis? Arthur und Bella, und Bella und Arthur — sie liebten sich wie die kleinen goldenen Fliegen, die über Blumen flattern, wie die Schwalben, die sich finden und küssen im Fluge. So soll es ja sein! Was gilt da Menschenwitz und Kunst? Die Frage nur aufzuwerfen, selbst wenn er dazu im Stande gewesen wäre, hätte Bui nicht Zeit gehabt im Taumel seines beseligenden Einverständnisses mit der Natur.

Und Arthur kam.

Saht Ihr je den schönen Kopf Raphael's, in dem die Ideale seiner Madonnenbilder zusammenstrahlen? Ließet Ihr jemals die Zügel Eurer Einbildungskraft schießen, um einem auftauchenden Bilde des Alcibiades nachzujagen?

Hier findet Ihr es in leibhaftiger Gestalt. Denn vor Euch steht Arthur Sulkowski, ein Jüngling von wunderbarer Schönheit und einer Anmuth, die sich ihres Adels zu schämen schien.

Aber nicht jene Männerschönheit seht Ihr, die oft nur deshalb bewundert wird, weil sie dem weiblichen Ideal sich nähert; nein, ein Mann, ein ganzer Mann steht vor Euch, der mit den Wölfen in den Wäldern seines Vaters Athem gegen Athem gerungen; ein Mann, auf den die stolzen Worte des Dichters passen:

Wem Wollust nie den Nacken bog,
Und der Gesundheit Mark entsog,
Dem steht das stolze Wort wohl an,
Das Heldenwort: ich bin ein Mann!

Blondgelockt war sein Haupt. Aus seinen blauen Augen schossen ebensowohl die zornmuthigen Blitze des weißen Adlers seiner Nation, als sie jene träumerischen Wunder-

blicke warfen, die in dem Wesenlosen nach verlorenen Idealen suchen — jene Blicke, denen der Todeshauch des Finis Poloniae an dessen zusammengesunkener Fahne ihr Gepräge gegeben.

O diese träumerischen Augen, wie hatten sie Bella's Herz mit Sympathie bis zum Zerspringen erfüllt! Der Engel des Mitleids, so oft der erste, verborgene Leiter der Liebe, entflammte diese zur verzehrenden Leidenschaft. Und was die Sympathien der Welt für jene Nation herausforderte, war hier, ohne daß es Bella wußte, der erste Wecker in der Kammer ihres unschuldigen Herzens.

„Ach, Massa, Massa sein wieder da," jubelte Bui, indem er den Mantel Arthur's fort und fort küßte.

„Guter Bui!" sagte Arthur, diese Art der Huldigung, die ihn verlegen machte, abwehrend.

„Kleiner weißer Geist sein glücklich im Wigwam, wie junge Antilope von der Sierra. Will nicht sehn Mond und Sterne, kein Blümlein sehn — nichts sehn, bis Arthur kommt. Arthur sehn sein Alles, Arthur hören, sein Alles, Arthur küssen sein Alles."

„Und Jolly?" fragte Arthur.

„Jolly schlafen, Puck schlafen, Massa Capitän schlafen, Donner und Blitz schlafen — Alles schlafen für kleinen weißen Geist."

Nur der Löwe schlief nicht; seine Stimme ließ sich vernehmen wie ein dumpfes Nachdonnern des abgezogenen Gewitters.

„Toa sein krank," sagte Bui; „Toa nicht schlafen. Jolly schlafen. Sehen, Massa, sehen!"

Arthur, sein Pistol in Bereitschaft setzend, trat mit Bui an die Wagenthür. Jolly lag ausgestreckt und schlief seinen unfreiwilligen Schlaf.

„Oeffne, Bui!" befahl Arthur.

Bui klopfte drei Mal an die Thür des Wagens und horchte dann.

„Weißer Geist kommen," sagte er und verschwand.

Venus zog einen heißen blauen Strahl in sich hinein, als wie einen Zeugen ihrer siegenden Macht auf Erden; und als sie ihn wieder ausströmte gleich einem lichtgelben Pfeil, flog die Thür des Wagens auf, und Bella lag in Arthur's Armen.

„Arthur!"

„Bella!"

Und die Welt verging mit ihnen in ihrem Kusse. Eine unendliche Sehnsucht tauchte in ihr endliches Ziel.

Wie ein stilles Gebet unsichtbarer Schutzengel rauschte es in den Zweigen einer nahen Silberpappel, deren Blätter sich wandten und wie eine letzte Mahnung ihren weißen, keuschen Glanz zeigten.

„Ich sehe Dich wieder, Arthur!"

„So halt' ich Dich wieder, Bella!"

„Wie Deine Augen schwimmen, Arthur!"

„Und die Deinen, Bella, wie sie leuchten, als sähen sie nicht. Was siehst Du?"

„Ich sehe Dich, Arthur, und sehe Dich nicht — in meinen Augen flimmerts wie vom Schauen in die Sonne."

„Ach, Bella!"

„Ach, Arthur!"

Und im Kusse erstarben ihre Namen, denn namenlos war ihre Wonne.

Von Bella's Schultern fiel das Oberkleid, und der wogende Busen schien den Küssen Arthur's wehren zu wollen — aber vergebens.

Scham, wo ist Dein Erröthen? fragt Ihr. Da ist keine Scham, da ist kein Erröthen! Denn die Scham wird geboren in einem Anderen und ist nimmer durch sich und aus sich selbst allein. Und so geheiligt wird die Natur durch die Alles besiegende Liebe, die viele Wasser nicht mögen auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen, daß das hohe Lied Salomonis, Dank seinem erhabenen Schöpfer, ebenbürtig und gleichberechtigt unter den heiligen Büchern des heiligsten Buches flammt mit demselbigen Jubel wie die anderen.

„Kalt weht die Luft, Arthur; die Sonne kommt aus der Wüste — mich schauert."

Und Bella wollte ihr Oberkleid über die Schultern ziehen; doch nur die rechte konnte sie schützen, ein glühender Kuß Arthur's wehrte der Bedeckung der linken.

„Wie schön Du bist unter den Sternen, Bella!"

„Siehst Du die Schlange, Arthur? Sie ringelt im Baume, bricht die Zweige und macht Augen — Augen — Arthur, flieh, flieh; sie will uns tödten die häßliche Schlange."

„Thu mir auf, o meine Taube; denn mein Haupt ist voll Thau und meine Locken voll Nachttropfen."

Und seine Linke schlang sich um ihren Nacken, und seine Rechte herzte sie.

Und ihr Odem schmolz zusammen zu einem Hauch in dem Balsam der Lindenblüthen.

„Du kamst zu dem rettenden Schuß, Arthur. Todt war Bella ohne Dich. Ach, zu welchem Glück gerettet, gerettet zu welcher Lust!"

Und Arthur's Lippen glitten über die Perlen ihres Mundes wie trunkene Wellen über weiße, glatte Kiesel.

Und sie weinten vor Glück und Wehmuth wie die Kinder — Engelsthränen über ihren eigenen nahen Fall.

Und Arthur griff in das aufgelöste Haar Bella's mit beiden Händen, und drückte die holde Fülle an Stirn, Augen, Mund; und wieder trocknete er damit die Thränen Bella's — endlich warf er den prachtvollen Trauerflor über ihre Schultern wie in ein offenes Grab, und bedeckte mit glühenden Küssen die dargebotene Stirn, indeß seine Hände ihren Kopf preßten, als wollten sie ihn zerpressen.

„Du bebst, Arthur. Um was — um was bebst Du? Flieh, Arthur! Flieh! Eine Stimme — die Stimme meiner Mutter ruft: Zu mir, zu mir, Bella!"

Und Arthur hob sich in den Wagen — neckisch schlug ein vorbeieilender Morgenwind die Thür zu — es rauschte — ein fröstelnder Odem — die Schlange über ihnen — hui, wie sie ringelt! — Hab' Acht, mein Täubchen.

Venus schwamm in einer Strahlenwonne und die Sonne herausfordernd glänzte sie eine Weile mit der hochrothen Pracht des Rubins — dann erblaßte sie.

Ein furchtbares, lang anhaltendes Gebrüll Toa's lagerte sich gleichsam über den Platz und ein dreimaliges sympathisches Echo trug diesen Donner in das weite Land hinein, wie die Kunde von einem verlorenen Paradiese.

Und danach ward Alles still.

Graf Dorn hatte die Höhe verlassen, als die Thür des Wagens zuschlug. Er war bald darauf im Hotel der Generalin als Ueberbringer einer rasch improvisirten telegraphischen Depesche eingelassen.

Als das erste Vöglein kam, ein neckischer Buchfink, um die Brosamen vor Puck's Kasten aufzupicken, trat Bui an den Wagen und klopfte drei Mal.

Bald darauf schlüpfte Arthur aus der Thür. Bella streckte ihm ihre Rechte aus dem Wagen entgegen. Ihre Linke bedeckte die Augen; denn — denn, ach, die Scham war geboren.

Arthur drückte einen Kuß auf die mattniederhängende Hand; — es war der letzte.

VI.

Sulkowski kam von dem Secundanten des Assessors, dem Rittmeister von Harville. Das Duell sollte andern Tages Morgens acht Uhr auf dem Schießstande der königlichen Artillerie stattfinden. Die Forderung lautete auf sechs Schritt Barrière. Ein tödtlicher Ausgang für den Assessor schien gewiß.

Eine unübersehbare Volksmenge bedeckte die Sanct Andreashöhe, als der Oberst, erschöpft von all' den aufregenden Hin- und Widerreden, die einem Duell vorhergehen, das Zelt des Conditors aufsuchte, um Erfrischungen zu nehmen.

Die commandirte reitende Gensdarmerie hatte sich zurückziehen müssen; denn an ihre Bewegungen auf dem Platze war nicht zu denken. Die Menschenmasse stand im buchstäblichen Sinne des Wortes fest.

Längst waren alle Plätze verkauft, auch die, wo man von der Vorstellung Bella's nichts sehen konnte.

Van Owen hatte auf den Wunsch der Polizei eine große weiße Tafel schon seit Mittag über den Eingang gehängt, worauf mit schwarzer Schrift geschrieben stand:

„Keine Plätze mehr!"

Dennoch wich Niemand von der Stelle.

Mit wirklicher Lebensgefahr waren diejenigen bedroht, welche mit ihren Billets freilich, aber noch nicht mit ihren Plätzen versehen waren. Nur mit Hilfe der Polizei waren diese Personen durchzubringen.

Ja, es kostete die größeste Anstrengung, den Wagen, worin sich die königliche Familie befand, vor den Eingang der Bude zu schaffen.

„Es ist die höchste Zeit, meine Herrschaften," sagte der Conditor zu seinen wenigen Gästen. „Man gibt soeben das erste Zeichen."

Erst nach dem vorletzten Zeichen entfernte sich Sulkowski schnell.

Zelt und Garten füllten sich mit Personen, die keine Plätze hatten erhalten können.

Die Bude schwamm in einem Lichtmeer von Gasflammen, und eine außerordentliche,

fast fieberhafte Erregtheit herrschte im Publicum. Man las in jedem Blicke die Erwartung eines niedagewesenen Schauspiels.

Die Generalin und Dorn hatten dieselben Plätze auf dem Amphitheater eingenommen, die sie Tags vorher inne hatten. Der Assessor befand sich im Hauptgange.

Die Generalin war weniger nervös als Tags zuvor. Das Hüpfen der Schultern bemerkte man fast gar nicht. Auch hatte ihr Teint das bleiche Gelb verloren; auf ihren Wangen strahlte sogar eine gewisse Frische, als deren Ursache sich bei näherer Betrachtung mehrere kleine rothe Pünktchen zeigten — eine wirkliche beauté du diable. Doch war sie zerstreut, und warf die Blicke oft fragend nach oben, weil sie sich ein verletzendes ironisirendes Benehmen Dorn's nicht erklären konnte, dessen eigentlichen Grund zu errathen, ihre Eitelkeit nicht zuließ.

Der Salon, das heißt der Zwinger, worin das afrikanische Gastmahl gehalten werden sollte, war verhängt. Auf der Gardine prangte ein Paradiesvogel, dessen Schwungfedern ein fliegender Engel als Zügel in der Hand hielt.

Grade als Sulkowski sich neben der Generalin niederließ, fielen Vorhänge vor die Zwinger des Löwen, des Tigers, der Hyäne und des schwarzen Jaguars.

„Mein Gott," sagte die Generalin, „es bemächtigt sich meiner wieder die Angst der gestrigen Vorstellung."

„Die Sie so bezaubernd ausstattete," erwiederte Dorn mit teuflischer Ironie. Er haßte jetzt die Generalin als sein weibliches Gegenbild.

Zum letzten Male schlug die Glocke an — wenn sie wieder läutet — wer wird der Glöckner sein?

Da ertönten von rechts die weichen, melancholischen Töne der Glasharmonika, in derselben Weise beginnend wie in der gestrigen Vorstellung.

Aber o Wunder! Das Geräusch der Thiere hörte nicht auf; ihre Glieder rasteten nicht: die grünlich flammenden Augen milderten sich nicht zu dem sanften Ausdrucke wie das erste Mal. Die Tigerin fletschte die Zähne, die Bären rüttelten an ihren Käfigen, die Unzen heulten, wetteifernd mit Schackal und Wolf. Und keines der Thiere blickte erwartungsvoll nach rechts.

„Bemerken Sie gefälligst," sagte Sulkowski, „wie klug diese Thiere sind. Ich weiß, sie sehen zum ersten Male Gas; das verwirrt sie."

Jetzt mündete aus den perlenden Terzengängen das herrliche Ständchen Don Juan's, von Bui meisterhaft vorgetragen.

Aber die Thiere wiegten sich nicht; der Elephant ließ kein Willkommszeichen hören. Das freudige Gebrüll des Löwen verstummte.

„Die Eigensinnigen!" schalt Sulkowski. Und das Gekreisch „Bella, Bella" in den Reihen der Vögel verstummte; es verstummte das Geschmetter des trompetenden Königskranichs — und schweigend und traurig saß der dreifarbiggehaubte Kakadu da und sprang nicht in seinen metallgrünen Reif.

„Wie schade!" klagte Sulkowski.

Auch das Publicum hatte keinen Grund, von den Thieren nicht herausgefordert, den gestrigen Ruf hören zu lassen.

Und so sprang Bella unvorbereitet mit einem Male auf dem Podeste daher.

Sie erschien in türkischem Costüm, und als sie vor dem Publicum stand und ihren Schleier zurückschlug, war es, als ob die Träume des Orients erwachten in den matten Blicken einer fächerumwallten Chasseki Sultana.

Ein unermeßlicher Jubel empfing sie, und ein Regen von Myrthensträuschen flog ihr entgegen — eine Ovation der vornehmen Welt, die noch am gestrigen Abend in allen Salons verabredet war.

Aber ach, als sich Bella nach einem Sträuschen bückte, das besonders schöne weiße Blüthen hatte; als sie eben im Begriff war, es aufzuheben — zuckte sie zusammen, fuhr empor, glitt mit ihrer rechten Hand wie sich besinnend über die Stirn, und eine Thräne stahl sich in ihr Auge — aber der Myrthenkranz auf ihrem Haupte fehlte nicht — es war ja noch der Kranz von gestern.

„Dieser Empfang rührt sie," sagte Dorn „— oder — " und er versank in tiefes Nachdenken.

Die Generalin hatte für ihn aufgehört zu existiren.

Und Bella winkte mit einem erzwungenen schelmischen Blicke ihrem Rubinkehlchen — winkte und winkte wieder — das Thierchen kam nicht. Sie bewegte schmeichelnd ihren Finger, auf dem das Vögelchen zu sitzen pflegte — es kam nicht. Der Diamant an

Bella's Finger warf einen strafenden Blitz hinüber — Rubinkehlchen kam nicht.

Da übergoß Purpurröthe das Gesicht der Armen; sie bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und schluchzte.

Rubinkehlchen hob den Hals; es blickte von rechts, es blickte von links — Bella war es — und war es nicht mehr.

Da litt es die Aermste nicht länger an der Stelle; sie verlor die Fassung und sprang davon.

Man glaubte im Publicum allgemein, der außerodentliche Empfang hätte sie überwältigt. Nur Dorn war anderer Ansicht; seine Sinne schwammen in einem Meere wollüstiger Bilder. Er hätte sich dem schwarzen Jaguar gestellt, führte über dessen Leiche der Weg zu Bella.

Seine Augen schweiften in der Bude umher, um an irgend einer Persönlichkeit einen Anhalt für die Erkennung des geheimnißvollen Fremden zu finden — aber vergebens.

Sulkowski that während der Pause dasselbe — ebenso vergebens.

Es hing an einem Fädchen, und die Vorstellung wurde abgesagt. Schon sann van Oven auf eine passende Form der Absage. Dennoch zögerte er und zögerte.

Da endlich ertönte hinter dem Zwinger — wer mochte den Wink gegeben haben? — eine trefflich ausgeführte Fanfare von Blechinstrumenten, der vereinzelte Trompetenrufe folgten, die Echo wie aus der Wüste beantwortete.

Verhängnißvolle Pause!

Wirklicher Stillstand aller Vorgänge in der Bude.

Noch zögerte van Owen — jetzt nicht mehr.

Horch! ein Auf- und Zuschieben unsichtbarer Thüren — der dumpfe Klang schwerer Tritte — ein unheimliches Wandern wie auf Kautschukballen. —

Dann wieder Alles still — bis unter einem kräftigen Tusch der Vorhang vor dem Salon rauschend aufflog.

Athemloses Erstaunen!

Dann mit einem Male hallte die Bude von einem betäubenden Jubel wieder. Verzückung mit Grauen gemischt strahlte in den Augen der Damen.

Bella saß auf einem indischen Sessel von Rosenholz dem Publicum gegenüber. Zur Rechten hatte sie den Löwen, zur Linken den Tiger; neben dem Löwen kauerte die Hyäne, neben dem Tiger der schwarze Jaguar. Die Bestien saßen auf den Keulen regungslos.

Ein persischer Teppich bedeckte den Boden. Der Tisch war auf das Sauberste mit weißem, reichgeblümten Damast gedeckt. In der Mitte sprang aus einem Bassin von schöngeflammtem orientalischen Jaspis ein Wasserstrahl, auf dem eine silberne Kugel tanzte.

Vor Bella stand ein Trinkgefäß von Rhinocceroshorn, chinesisch verziert, und eine Karaffe von rothem venetianischen Krystall mit langem, blau und weiß emaillirten Halse.

Vor jedem Thiere stand ein Trinkgefäß von Straußeneiform und ein Teller.

Ein Thierkenner hätte an dem Löwen eine bedeutende Veränderung wahrnehmen können. Van Owen entging nichts in der Physiognomie und den Bewegungen Toa's; kaum noch konnte er seine Angst verbergen. Doch was half das in diesem Augenblicke noch — er schwieg gegen Jedermann, selbst gegen Hendrik; aber seine Blicke irrten unstät hin und her; auf keinem Platze litt es ihn lange. Nur gebrauchte er die Vorsicht, selbst nach den heißen Eisen zu sehen.

Es war nichts versäumt worden. Das Kohlenbecken stand neben dem Zwinger der Tigerin, die Eisen glühten, und die Zangen, womit sie gehandhabt wurden, lagen neben dem Becken. Seine Edinburger Büchse, beide Läufe scharf geladen und mit der Zündkapsel versehen, hatte van Owen an den Behälter des Elephanten gelehnt. Dies war Sulkowski nicht entgangen; doch schwieg er wohlweislich gegen seine Umgebung.

Der Löwe ließ fortwährend ein dumpfes Röcheln hören, das Geräusch seines fieberhaften Athemholens.

„Seine Majestät," begann Bella, indem sie mit ihrem Fächer von Jasminholz und Perlmutter den Tiger leicht auf den Kopf tupfte, „kann sich nicht entschließen, die Prinzessin Giraffe mit Ew. Hoheit nach den Ufern des Ganges ziehen zu lassen. Nein! Nein! daraus wird nichts."

Der Tiger zeigte dem Löwen die Zähne und knurrte.

Dieses Knurren hätte der Löwe erwiedern müssen — er that es nicht. Ein bedenkliches Zeichen für van Owen.

„Se. Excellenz, der Herr Minister," fuhr Bella fort, indem sie auf die Hyäne deutete, „ist ganz der Meinung Sr. Majestät."

Hier knurrten sich Tiger und Hyäne so fürchterlich an, daß die nächststehenden Damen einen lauten Schrei ausstießen, indeß ihre Sinne vergingen in dem betäubenden heißen Brodem dieser Thiere.

Jetzt stieß die Hyäne ein schrilles Gelächter aus.

Se. indische Hoheit schien dies für Hohn zu nehmen.

Auf einen leichten Schlag Bella's mit dem Fächer sprang der Tiger, das ganze Gebiß zeigend, mit den Vordertatzen auf den Tisch und reckte schnaubend und zischend der Hyäne den Hals entgegen — mit einer Gestrecktheit der Muskeln und Sehnen und deren Schatten auf dem Fell, mit einer diabolischen Eleganz, daß einem berühmten Maler der Residenz, der in der Nähe stand, ein Ruf staunender Bewunderung entfuhr.

Die Hyäne that desgleichen, und so standen sich diese Thiere eine Zeit lang gegenüber in so entsetzlicher Weise, daß man sich in die tertiäre Epoche der Entwicklung unseres Planeten, ehe Menschen waren, versetzt wähnen konnte vor das majestätische Schauspiel der Incarnation des Hasses.

Bella ließ die Thiere eine Weile gewähren, da ihr der Eindruck auf das Publicum ein ungewöhnlicher schien.

Endlich berührte Bella den Tiger leicht mit dem Fächer, und sofort begaben sich beide Thiere wieder in die frühere Stellung.

„Heda, Jocko!" rief Bella. „Anrichten!"

Der Schimpanse sah durch die Thür.

„Anrichten!"

Jetzt schob Jocko einen Korb, worin sich acht große Stücke Zucker befanden, nahe an Bella's Stuhl.

„Se. Hoheit, unser Gast, zuerst," sagte Bella, nahm aus dem Korbe zwei Stücken Zucker und legte sie auf den Teller des Tigers.

Kaum war dieses geschehen, als der schwarze Jaguar neidisch zu knurren begann.

„Aber der Herr Vetter, Hoheit, ist sehr ungalant. Es ist eine Dame bei Tische. Machen Sie ihm das begreiflich. Leiden Sie es nicht! Leiden Sie es nicht!"

Nun entspann sich zwischen diesen beiden Thieren ein wirklicher Kampf. Sie sprangen gegeneinander auf, faßten sich mit den Vordertatzen, die Zähne krachten zusammen, und die beiden Vettern zausten sich an den Ohren, daß Blut floß.

Das Zischen der Thiere während dieses Kampfes verglich Sulkowski, doch nur annähernd, mit dem Geräusch des durch die kleinsten Röhren entweichenden Dampfes der Locomotive.

„Prinz Bo!" rief Bella drohend, indem sie zweimal mit dem Fächer in ihre linke Hand schlug, und im Augenblicke endete der Kampf, währenddessen Jocko den Zucker richtig auf alle Teller vertheilt hatte.

Armer Jocko, naschen durfte man in solcher Gesellschaft nicht.

Die Thiere saßen wieder wie zu Anfang auf den Keulen vor ihren Tellern.

Jocko stand hinter Bella.

„Jetzt achten Sie auf," sagte Sulkowski zur Generalin.

„Ich fühle eine unerklärliche Angst, Herr Oberst — einen Schwindel. Mir ist sehr unwohl, Graf," sagte die Generalin zu Dorn.

Dieser aber sah in Verzückung nach dem Zwinger.

„Diese Hitze ist entsetzlich," klagte die Generalin.

„Eingeschenkt!" rief Bella.

Und Jocko ergriff die Karaffe und füllte Bella's Glas mit rothem Wein.

„Auf! Auf!" rief sie. Wir trinken süßes, schäumendes Antilopenblut, unsern rothen Champagner. Auf! Auf!"

Und die Thiere saßen mit einem Male aufrecht mit mattniederhängenden Vordertatzen.

Bella sprang empor, hob ihr Glas und rief:

„Die Löwen der Kalahariwüste — dies Glas den schönen Damen Europa's! Hoch!"

Während einer schmetternden Fanfare und unter dem Jubel des Publicums leerte der Affe hinter Bella die Karaffe bis auf den letzten Tropfen zu Ehren — der schönen Damen Europa's.

„Ob wohl die europäische Bratengesundheit unter ähnlichen Umständen schon ausgebracht worden?" warf Sulkowski hin.

Bella hatte sich wieder niedergesetzt und gab jetzt das Zeichen, die Mahlzeit zu beginnen.

So groß war die Macht ihrer Augen auf die Thiere, daß keins gewagt hatte,

auch nur die Tatze nach der leckern Speise auszustrecken.

Jetzt langten sie zu.

Auf einen Wink entfernte sich Jocko und kehrte gleich darauf mit einem Teller voll krystallisirten Candiszuckers der härtesten Art zurück.

Auch der größere Zucker war der beste und härteste. Die den Thieren bereitete Schwierigkeit beim Fressen sollte dem Publicum die Gebisse von ihrer glänzendsten Seite zeigen.

Die Bestien vertilgten den Zucker wie die Menschen, langsamer als jede andere Nahrung und belustigten sich beim Auffangen ganz außer der Maßen.

Manchem nervösen Beschauer mochten bei dem rücksichtslosen Zerbeißen dieser Zuckermassen die Zähne stumpf werden.

Der Löwe hatte nur ein Stück genommen; die andern ließ er liegen. Van Owen erblaßte.

Bella durfte sich während der Mahlzeit nicht rühren, noch weniger ein Wort sprechen; damit wäre die größte Gefahr verbunden gewesen. Auch Jocko stand in der Ecke und rührte kein Glied.

Während dieser Pause prüfte Dorn mit dürstendem Verlangen die Gesichtszüge Bella's. Er bemerkte eine leichte Blässe auf beiden Seiten der Nase; unter den Augen schien ein feiner blauer Strich wie ein Nebelstreif zu lagern — und diese Augen ruhten matt auf der tanzenden Kugel des Wasserstrahls. Ihr Busen wogte nicht mehr in der frühern Gleichmäßigkeit des Selbstvertrauens, sondern in wechselnden Schauern je nach dem Wogen der Gedanken, deren Sclav er geworden.

Da mit einem Male rötheten sich ihre Wangen; ihre Augen erglänzten und nahmen eine bestimmte Richtung in die Bude hinein. Dorn verfolgte die Richtung ihres Blicks und entdeckte ganz oben auf dem Amphitheater Arthur.

Er war sofort überzeugt, dieser Fremde und kein Anderer sei der Begünstigte Bella's — jetzt sein Nebenbuhler. Er verweilte länger und länger mit giftigen Blicken auf dieser frischen, harmonischen Jünglingsgestalt, einem Bilde des zukünftigen Geschlechts; und ein Dolchstich des Neides und der Eifersucht fuhr durch sein galvanisch aufzuckendes Herz.

Die außerordentliche Aehnlichkeit mit Sulkowski frappirte ihn dermaßen, daß er im Begriff war, mit seinem Stocke rücksichtslos über die Generalin hinweg den Oberst aufmerksam zu machen — als ein jäher Schrei, mit nichts vergleichbar, seine Blicke blitzartig nach dem Zwinger zurücklenkte.

Der Löwe, dem die nach der Mahlzeit beginnenden Späße Jocko's nicht gefielen, weil sie seinem Ernste widerstehen mochten, hatte den Affen mit einem Krallenhiebe in die Schulter niedergeworfen.

Der Schmerzensschrei Jocko's überzeugte das Publicum sofort, daß es sich hier nicht mehr um eine einstudirte Komödie handle, sondern um einen Act der freien Willensentfaltung des Löwen — um einen Gewaltstreich der in ihren Rechten gekränkten Natur.

Auf die Knie, Tyrannen der Erde! Die Fürsten der Wälder, Werkzeuge in Gottes Hand, lehnen sich auf, und die Elemente zerreißen ihre Ketten gleich Spinnweb, daß der Mensch nicht mehr trotze auf Erden.

Der Löwe saß freilich sofort wieder in seiner frühern Stellung, während der Affe winselnd am Boden lag; aber sein Aussehen hatte sich in schreckenerregender Weise verändert. Seine Augen rollten furchtbar, seine Mähne sträubte sich, seine Ohren flogen auf und nieder und mit seinem Schweif klopfte er laut den Boden.

„Mein Gott," rief die Generalin, nach dem Zwinger deutend, „sehen Sie das Mädchen!"

Dorn sprang von seinem Platze — mit ihm erst Einzelne, dann Mehrere.

„Niedersetzen! Niedersetzen!" scholl es von allen Seiten; denn die bestialische Seite der menschlichen Natur gewann bei Vielen die Oberhand — man ahnte — man hoffte das Entsetzlichste — und man wollte es sehend genießen.

Im Hauptgange stand das Publicum fest, in einem beständigen, fieberhaften Hin- und Herwogen begriffen.

Längst hätte Bella aufstehen und ihre gewöhnlichen Abschiedsworte sprechen müssen; sie wagte es nicht, so sehr fühlte sie sich in der Gewalt des Löwen. Die andern Thiere zitterten; selbst der Tiger winselte vor dieser Majestät des Zornes.

„Die heißen Eisen!" schrie van Owen, der rechts in einen Menschenknäul eingekeilt war, so daß er seine Arme nicht bewegen konnte.

Hendrik stand bereits mit einem heißen Eisen dicht am Salon. Der schwarze Jaguar, als er die ihm bekannte und an grimmige Schmerzen erinnernde blaue Gluth sah, kroch winselnd in die Ecke, die Tatzen weit aus dem Zwinger streckend.

Van Owen erinnerte sich des gestrigen Kunstgriffs. Eine Fanfare mußte hinter dem Zwinger bei Bella's Austritt aus demselben erschallen.

„Die Fanfare!“ schrie er und im Augenblick setzte diese, durch Pauken und Trommeln verstärkt, schmetternd ein.

Es war, als ob die Hölle den Himmel durch Musik zu seinem Strafgerichte herausforderte.

Bella verstand die Absicht ihres Oheims. Sie erhob sich langsam — langsam — immer höher.

„Ade! Ade!“ fiel sie in ihre Rede ein —

Aber durch das langsame, unentschlossene Emporbringen des Kopfes hatte sich der Myrthenkranz auf ihrem Haar verschoben. Danach greifen durfte sie nicht.

Noch einmal erhob sie aufnickend das Haupt, und so den Kranz noch oben erhaltend warf sie einen Blick unendlicher Liebe, unendlicher Sehnsucht auf Arthur.

„Arthur! Arthur!“ stammelte sie.

Und ganz sich vergessend, sprach sie statt der Schlußworte des afrikanischen Gastmahls die Schlußworte des Löwenritts:

„Arme Antilope! Brich, schönes Blumenauge, brich! Ach, könnt' ich mit! Grüße die Sterne. Ade! — — Ade —“

Und der Myrthenkranz, indeß ihre Augen Verklärung tranken, glitt über Stirn und Wangen grade auf den Teller Toa's.

Der Sprung des Löwen nach Bella's Halse, ihr Niederwerfen, und der Biß durch ihre Kehladern — Hendrik's Stoß mit dem glühenden Eisen auf den Leib des Löwen und dessen Gebrüll — Arthur's Sprung von der Höhe des Amphitheaters über alle Hindernisse hinweg bis vor den Zwinger — Sulkowski's Ruf: „Mein Sohn! Mein Sohn!“ — endlich Dorn's Sprung über die Brüstung des Amphitheaters und die Schultern der Massen hinweg bis dicht vor den Zwinger — all' dies Entsetzliche spannte ein Augenblick in seine mitleidslosen Arme.

Gericht Gottes, du schreitest, einmal begonnen, **schnell**; du kommst mit dem Tritte des **Erdbebens**, alle Schrecken auf einen Punkt häufend — Schuldige und Unschuldige in ein Grab bergend.

„Feuer!“ schrie es von der Höhe des Amphitheaters.

„Feuer! Feuer!“ raste es in den Massen des Hauptganges.

Hendrik hatte in der Todesangst, von Arthur gestoßen, das heiße Eisen auf den persischen Teppich fallen lassen — und dieser brannte lichterloh. Van Owen, endlich freigeworden, stürzte auf das Podest und warf das Kohlenbecken auf die Wolfsfelle unter dem Zwinger des Löwen.

Ein Geheul aus dem brennenden Salon, als ob die Hölle losgelassen.

„Mein Löwe! Mein Löwe!“ schrie van Owen und wollte hinter den Käfig springen, um die Thür zu öffnen.

Hendrik schleuderte den Wahnsinnigen zurück.

Da hieb der schwarze Jaguar, ein grausiger Henker, seine Krallen in Dorn's Brust und zog ihn an den Zwinger wie an einen Pfahl zum Tode des Scheiterhaufens.

Der Löwe, sich von Bella's blutender Leiche aufrichtend, faßte Arthur, schlug ihm beide Vordertatzen in die Schultern und hielt ihn, während die Flamme seine Mähne verzehrte und ihre Lohe sein Augenlicht auslöschte, vor dem brennenden Pfuhl fest, bis er erstickte.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ hallte es durch den Lärm der Bude.

Unter markerschütterndem Gekreisch brach der Elephant aus seinem Behälter, warf nieder und zerstampfte Alles in seiner Nähe, bis er stürzte.

Nur einige Affen entkamen. Die freien Vögel flogen in der Bude so lange, bis sie die Lohe erreichte.

Der Paradiesvogel Neuguinea's aber bereitete sein Aschenlager auf dem zusammengefallenen Zwinger des Löwen und starb mit dem Welttraume des Sonnenvogels Phönix.

Die durch den scharfen Ostwind lebendig gewordene Lohe setzte die Glocke in Bewegung und sie läutete wie zum Beginn der Vorstellung — jetzt das Schwanenlied der sterbenden Thiere.

Und das Feuer raste aus dem Dache, seinen Durst in dem ausgetrockneten Holze löschend.

Sulkowski war fortgerissen worden wider seinen Willen von der in Todesangst rasen=

den Menge. Obgleich die linke Wand der Bude eingeschlagen war, und Alles sofort diesem Ausgange zustürzen konnte, bedeckten doch viele Todte den Boden, unter ihnen die Generalin.

Van Owen war wahnsinnig geworden über den Verlust — seines Löwen.

So starben die gefangenen Fürsten der Wälder, majestätisch wie die Cedern, wenn sie der Blitz entthront unter dem Grabgeläute des Donners; so starben die gefesselten Segler der Lüfte, todestrunken wie die Wolken, wenn sie zergehen in den Gluthstrahlen der Sonne — und mit ihnen starben Arthur und Bella. —

Und als die Sonne andern Tages wieder über der Sanct Andreashöhe aufging — wer sah sie trauern, daß sie dort diesen Aschenhaufen fand?

Lobsinget dem Herrn, deß' Zeugniß, die Sonne, eine neue Welt verheißt!

„Machet die Thore weit, und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe!"

Ludwig des Frommen Kirchenbuße.

Das Sprichwort sagt, daß große Männer selten große Söhne hinterlassen und die Geschichte gibt viele Beispiele für die Begründung dieses Ausspruchs. Von der Energie und jeden Widerstand ausschließenden Selbstbestimmung Karl's des Großen, fand sich in dessen Sohne, Ludwig dem Frommen, wenig vor. Anfänglich zwar suchte er eine gewisse Thatkraft zu beweisen, indem er denjenigen Mängeln, welche in der letzten Zeit von Karl's Regierung eingerissen waren, entgegentrat, aber nach und nach entstand ein Schwanken in ihm zwischen der Strenge des Regenten und der Milde des frommen Mannes, zwischen dem Gefühl für die Pflichten seines Standes und der Neigung zu einem beschaulichen Stillleben. Die Geistlichkeit, welche von Karl's starker Hand niedergehalten war, hatte sich der weichen Seele seines Sohnes frühzeitig bemächtigt und gewann immer mehr Einfluß auf denselben. Als sechzehnjähriger Jüngling war Ludwig schon von seinem Vater an der Spitze aquitanischer Truppen in den Sachsenkrieg geschickt worden und er entwickelte in der That frühzeitig einen gewissen persönlichen Muth, der zuweilen auch später in einzelnen Entschlüssen zu Tage trat. Dieser zuweilen rasch auftauchenden Energie fiel der Neffe Ludwig's, Bernhard, der älteste Sohn von dessen älterem verstorbenen Bruder, zum Opfer. Bernhard glaubte sich durch die Veränderung der Regierungsfolge in seinen Rechten gekränkt und veranlaßte eine Empörung. Er ging, durch die Hoffnung auf Gnade getäuscht, nach Chalons, wo Ludwig ihm die Augen ausstechen ließ, eine damals häufig angewandte Strafe, die bei Bernhard jedoch den Tod zur Folge hatte.

Am stärksten zeigte sich Ludwig's innere Haltlosigkeit, als seine zweite Frau, Judith, des Grafen Welf schöne Tochter, den Frieden seines Hauses untergrub und ihn, obgleich er bereits das Reich unter seine drei Söhne aus erster Ehe getheilt hatte, zu einer neuen Theilung veranlaßte, nachdem sie selbst Mutter eines Sohnes, Namens Karl, geworden war.

Die Streitigkeiten zwischen Ludwig dem Frommen und seinen drei Söhnen Lothar, Pippin und Ludwig erreichten ihren Gipfel, als diese, unterstützt durch den Papst Gregor IV. und Wala, einen von Ludwig verbannten Freund und Rathgeber Karl's des Großen, bei Colmar mit ihren Heeren gegen den Kaiser heranzogen. Während von jeher die strengsten Herrscher am meisten auf die Ergebenheit ihrer Soldaten zählen konnten, erlebte es der milde Ludwig, daß ihn seine Dienstmannen verließen, wodurch er in die Hände seines Sohnes Lothar fiel. Die ehrgeizige Geistlichkeit genoß darauf den Triumph, den schwachen Kaiser zur Kirchenbuße verdammen zu können. E. F. Souchay erzählt in dem soeben erschienenen ersten Bande seiner trefflich geschriebenen Geschichte der deutschen Monarchie (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag) den Hergang dieses Ereignisses wie folgt:

Zu den wenigen Getreuen, die ihm geblieben waren, sprach Ludwig: „Gehet zu meinen Söhnen; um mich soll Keiner sein Leben, oder auch nur ein Glied verlieren." Unter den Wenigen, die hierauf bei ihm blieben, war sein Halbbruder Drogo, den er einst in's Kloster gestoßen hatte. Der Ort des Verraths wurde später das Lügenfeld genannt. In dieser traurigen Lage des Kaisers wurde die Schlechtigkeit seiner Feinde erst recht offenbar, und niemals vielleicht ist ein frömmerer Mann so schändlich von denen

niedergedrückt worden, die in der christlichen Kirche die höchste Stellung behaupteten; aber grade aus dieser Stellung, aus der herrschenden Verfinsterung der Geister und dem Aberglauben, entlehnten sie die Waffen, womit sie den schwachen, aber redlichen Fürsten feindselig bekämpften. Pippin und Ludwig von Bayern zogen nach Hause, nachdem ihnen die gewünschten Gebietsvergrößerungen zugestanden waren; Lothar blieb in Frankreich (Neustrien), das ihm nunmehr nebst einem großen Theil des nördlichen Deutschlands und Italiens zu gehorchen hatte. Der Kaiser wurde, zu seiner tiefen Betrübniß, von seiner Gemahlin Judith und von seinem Sohne Karl getrennt; auch Mutter und Sohn durften nicht zusammenbleiben, sondern erstere wurde nach Tortona und letzterer nach Prüm in's Kloster gebracht. Der Kaiser hatte abermals die schon früher an ihm versuchten Künste im Kloster St. Médard (bei Soissons) zu bestehen, wohin ihn sein Sohn und Peiniger Lothar bringen und sicher bewachen ließ. Allein auch dies Mal bewährte der Kaiser seine Standhaftigkeit gegen alle Zumuthungen, die seiner Ueberzeugung widerstrebten, und da man ihn nicht unmittelbar zur Thronentsagung bewegen konnte, eine Absetzung aber bedenklich erschien, so versuchte man auf einem Umweg das Ziel zu erreichen. Erzbischof Ebbo von Rheims und Agobard von Lyon (ersterer angeblich ein Freigelassener, der es bis zu dieser Würde gebracht hatte) waren Führer des Wegs. Ein König der Franken durfte nicht auf die Führung der Waffen verzichten und Ludwig würde einen solchen Verzicht niemals ausgesprochen haben. Allein ihn zu einer öffentlichen Buße zu vermögen, war minder schwer, da er stets bußfertigen Herzens, von seinen Sünden überzeugt und zur Reue bereit war. Da nun nach einem Kirchengesetz die öffentliche Buße den Verlust des Waffenrechts nach sich ziehen sollte, so peinigten ihn die harten Bischöfe so lange, bis er sich zur öffentlichen Kirchenbuße bereit erklärte. Ausgestreckt auf einem Bußsack legte der unglückliche Fürst in der Klosterkirche (October 833) das Bekenntniß ab, wie er sein Amt schlecht verwaltet, Gott oft beleidigt, die Kirche geärgert und durch seine Nachlässigkeit die Unruhen des Reichs verschuldet habe. Nicht genug! Die Bischöfe gaben Ludwig einen Zettel in die Hand, worauf seine angeblichen Sünden verzeichnet standen; der arme Mann, von allen Feinden seines unglücklichen Neffen Bernhard noch der menschlichste, war hier dessen Mörder genannt; ein Schänder des Heiligthums, weil er seinem Vater nicht Wort gehalten; ein Meineidiger, Unruhestifter, Stein des Anstoßes. Nachdem Ludwig dieses nichtswürdige Bekenntniß als wahr anzuerkennen die Demuth hatte, legten es die Bischöfe auf den Altar, der unglückliche Fürst entkleidete sich der Waffen und zog ein Bußkleid an; die frevelhaften Bischöfe legten ihm ihre Hände auf und sangen Bußpsalmen. So wurde die Kirche von ihren vornehmsten Dienern für Zwecke des Ehrgeizes und der Ungerechtigkeit entweiht, und die Bischöfe haben selbst Urkunden angefertigt, welche eine ausführliche Darstellung ihrer niederträchtigen Handlungsweise enthalten. Voll Schlauheit und Heuchelei ermahnten sie Ludwig: „Treibe es nicht wie vorher; denn Heuchler und Schlaue erregen den Zorn Gottes!" Sie warfen ihm dann alle seine Fehler als Verbrechen vor, und nachdem sie die Unterschrift eines Sündenregisters erpreßt hatten, schlossen sie ihren bestellten Bericht mit der erwünschten Nachricht: „Ludwig zog nun seinen Kriegsgürtel aus, legte ihn auf den Altar und zog das Bußgewand an, wodurch die Rückkehr zum Kriegsdienst verboten erscheint."

Dieses Uebermaß grausamer Schlauheit überschritt jedoch das vorgesteckte Ziel und erregte eben so sehr das öffentliche Mitleid, als den Unwillen der jüngeren Söhne des Kaisers, die ohnedem ihres Bruders Lothar wachsende Macht argwöhnisch und neidvoll betrachteten. Ludwig, der Sohn, schickte zweimal vergeblich Gesandte an Lothar, und als auch eine von diesem in Mainz vorgeschlagene Zusammenkunft erfolglos war, trat er mit Pippin in Verbindung. Schon im Anfang des Jahres 834 fand Lothar gerathen, von Aachen nach Paris zu ziehen und dorthin seinen Vater, sowie seinen aus dem Kloster Prüm hervorgeholten Bruder Karl mitzunehmen. Selbst auf diesem Rückzuge wäre er beinahe durch die von Lüttich her anbringenden Freunde des Kaisers abgeschnitten worden. Pippin kam bis an die Seine und wurde nur durch die angeschwollenen Gewässer an dem Uebergang verhindert. Eben so zog Ludwig (der Sohn) von deutscher Seite her auf Paris. Lothar, der von allen Richtungen aus bedroht war, wandte sich nach Burgund, um die Verbindung mit Italien

offen zu halten, und überließ seinen Vater sowie seinen Bruder Karl zu St. Denys ihrer Freiheit. Ludwig ließ sich nun aus den Händen der Bischöfe die Waffen zurückgeben und handelte von da an wieder als Kaiser. Pippin wurde nach Aquitanien entlassen, Ludwig der Sohn begleitete seinen Vater nach Aachen, wo dieser auch die Gemahlin wiederfand, die aus ihrer Haft zu aufschlagen. Dort starb er, und seine letzten Worte, nachdem er für seine Söhne Verzeihung gelobt, waren: Hinaus! Hinaus! Niemals, so sagt der Chronist, erhob er die Stimme zum Lachen, heidnische Dichtungen liebte er nicht, beim Kirchgang berührte er, die Kniee beugend, mit der Stirn den Boden. Alles behandelte er mit Klugheit, nur traute er seinen Räthen zu viel.



Ludwig des Frommen Kirchenbuße.

Tortona von Freunden befreit worden war. Auf einer Reichsversammlung zu Diedenhofen wurden sodann alle dem Kaiser nachtheiligen Beschlüsse aufgehoben, im Uebrigen, mit wenigen Ausnahmen, Vergeben und Vergessen des Geschehenen angekündigt.

Neue Ungerechtigkeiten in der Theilung des Reichs nach dem Tode Pippin's, des dritten Sohnes von Ludwig dem Frommen, bewirkten, daß es abermals zu Streitigkeiten kam. Der Tod Pippin's hatte die Verwicklung vermehrt und Ludwig der Sohn, der sich abermals gegen den ältesten Bruder, Lothar, und den jüngsten, Karl, zurückgesetzt sah, drang gegen den Kaiser vor. Ludwig, schon erkrankt, wollte die Unruhen auf einem Reichstage zu Worms schlichten. Er ließ, als er sich auf der Ueberfahrt des Rheins kränker fühlte, auf einer Insel bei Ingelheim Zelte

Zu Drogo, dem einst ungerecht behandelten, aber treuen Halbbruder, der ihn zur Herzensversöhnung mit seinem Sohne Ludwig drängte, sprach er auf dem Todbette: „Weil er nicht zu mir kommen und Genugthuung leisten kann, so thue ich das meinige und nehme Gott und Euch Alle zu Zeugen, daß ich ihm völlig verzeihe. Euer Amt aber ist es, ihn zu ermahnen, daß er nicht vergessen solle, wie er die grauen Haare seines Vaters in Betrübniß dem Tode überliefert und dadurch die Gebote Gottes verachtet hat.“ — Und das hatte Ludwig der Sohn allerdings gethan, wenngleich manche Handlungen des Vaters, dessen blinde Vorliebe für Karl die älteren Brüder zur Empörung gereizt hatte, diese Schuld verringern.

Die Badstuben im Mittelalter.

Von

Johannes Falke.

Die Reinlichkeit eines Volkes hält gleichen Schritt mit der Entwicklung seiner Bildung. Liebig zählt den Verbrauch von Seife unter die Gradmesser der Cultur; je mehr Seife ein Volk erzeugt und verbraucht, um so entschiedener sind seine Fortschritte in der Gesammtsumme der Bildungsverhältnisse. Seife und Wasser sind für den Körper des Menschen, was sittliche Grundsätze für seine Seele; sie dulden keinen Schmutz, kein Ansetzen verunreinigender und entstellender Stoffe, erhalten Körper und Seele blank und frisch, in stets reiner und wahrer Gestalt, werfen jede Spur einer lottrigen Vernachlässigung, eines willenlosen Sichgehenlassens hinweg und machen beide achtsam auf sich selbst, heikel und empfindlich gegen Berührung von außen, allein befriedigt durch das Bewußtsein untadeliger Sauberkeit. — Suchen wir in der Culturgeschichte des deutschen Volks nach diesem Gradmesser, so gewinnen wir auch in dieser Beziehung vor den Bildungszuständen des Mittelalters, so sehr wir im Einzelnen durch rohe und seltsame Ausbrüche einer ungebändigten Naturkraft und eben darum auch durch eine oft überraschend schnelle Entartung der Sitte in ihr Gegentheil abgestoßen werden mögen, dennoch jene Achtung, welche wir trotz allem Begnügtsein in moderner Bildung bei immer tiefer dringender Geschichtsforschung dem deutschen Volke der mittleren Jahrhunderte nicht versagen können.

Schon in den ältesten Zeiten finden wir bei deutschen Stämmen Freude und Gewandtheit im Baden und Schwimmen und den Gebrauch offner Bäder im kalten Wasser wie warmer, künstlich bereiteter Hausbäder. Auch wußten die Deutschen schon zu Tacitus' Zeit auf eigenthümliche Art Seife zu bereiten, die selbst den überfeinen Römern behagte und als eine der ersten deutschen Handelswaaren im Verkehre mit diesen gute Dienste leistete. Die alten Gesetzbücher kennen Bader und Bäder, das baierische und alemannische Rechtsbuch nennen den balnearius und die Lombarden in Italien liebten und brauchten die von den Römern erlernte Badeart. Helmichis empfängt nach der Stärkung im lauen Bade von seiner königlichen Gattin Rosamunde den tödtlichen Giftbecher und Karl der Große kannte kein behaglicheres Vergnügen, als in Gesellschaft seiner nächsten Verwandten und Freunde in Aachen zu baden. In den Klöstern hatte die Ordensregel die Gewohnheit des Badens aus der ältesten Zeit überliefert; zu hohen Festtagen bereitete das Bad am würdigsten vor und sich auf längere Zeit des Bades zu enthalten, galt für fromme Geistliche als besondere Ascese. Die alttestamentarische Ansicht, daß die Reinigung des Körpers durch Wasser nicht nur ein Zeichen, sondern auch ein Mittel zur Läuterung der Seele sei, pflanzte sich in den religiösen Ansichten des Mittelalters fort. Die angeborene Neigung, die Berührung mit der Cultur der Römer, das Eindringen des mit morgenländischer Sitte und Anschauung untermischten Christenthums, vor allem die durch die Kreuzzüge des zwölften Jahrhunderts gepflegte unmittelbare Verbindung mit dem Oriente brachte die Sitte des Badens unter den germanischen Stämmen und im ganzen nördlichen Europa zur allgemeinsten und entwickeltsten Ausbildung, wovon uns besonders die poetischen Darstellungen aus jenem und den folgenden Jahrhunderten sprechende und anziehende Beweise überliefert haben.

Auf den Ritterburgen, die in Deutschland zuerst ein häusliches Leben in behaglicherer Fülle und geschmackvollerer Feinheit entwickelten, finden wir nach den Schilderungen der Helden- und Rittergedichte das Bad als den unentbehrlichsten und erquicklichsten Genuß im Hause dargestellt. Dem ankommenden Gast wird nach dem Willkommen sogleich das laue Bad bereitet, daß er sich vom Staube der Reise, vom Rahm der Eisenrüstung, vom Schweiße des Wanderns oder Kampfes reinige, und alle Mittel werden aufgeboten, ein solches Bad recht behaglich und vergnüglich, für Körper und Phantasie gedeihlich und genußreich zu machen. „Man schuf ihm gut Gemach von Kleidern, Speis' und Bade," heißt es an manchen Stellen im Iwein, Wigalois und Tristan. Eben so im Biterolf: „Und Gunther dann die Helden bat, Daß sie nach Haus sich ließen laden, Er wollte schön sie heißen baden, Und ihnen schenken seinen Wein." Als Beaflor nach langem Umher-

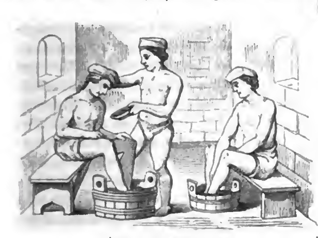
irren auf dem Meere endlich den gastlichen Strand erreicht, wird ihr, sobald sie sich mit Speise gestärkt hat, von der Wirthin das Bad bereitet. Auch Ulrich von Lichtenstein meldet mit Behagen, wie den Rittern nach sattsamem Buhurdieren manches schöne Bad bereitet wurde, worin sie dann bis tief in die Nacht sich ergötzten. Nach der Reise und der Jagd, nach den Mühen des Kampfes zu Schimpf und Ernst, sowie nach den Entbehrungen und dem Jammer einer Gefangenschaft ging den Rittern keine Erfrischung und Stärkung über das Baden.

Als eine besondere Steigerung des Genusses galt es diesem wohllebigen Geschlechte, wie den Saal und den Schlafgaden so auch das Bad mit Rosen dicht zu bestreuen. In Türlin's Krone heißt es: „Ihm wurde für die Hitze der Saal mit Rosen ganz bestreut, Daß der Geruch ihn sehr erfreut.“ Der Minnesänger Jakob von Warte, der Vetter des Königsmörders, sitzt auf dem Bilde, das in der manessischen Handschrift seine Lieder schmückt, unter einer schattigen Linde mit Blumen bestreut in der Badewanne, indessen ein Fräulein ihm einen Blumenkranz aufsetzt und ein anderes einen Becher darreicht. Auch im Parzival heißt es: da den Helden auf einer Burg das Morgenbad bereitet war, „warf man da Rosen oben ein.“ Ulrich von Lichtenstein kommt auf seiner bekannten abenteuerlichen Fahrt im Jahre 1227 als Frau Venus verkleidet nach Neustadt, und läßt sich, da er nicht erkannt sein will, außerhalb der Stadt ein Bad bereiten. Während er seinen Diener nach frischer Kleidung in die Stadt schickt, wird er von einem fremden Knappen überrascht, der ohne sich abweisen zu lassen einen Teppich ausbreitet und kostbare Frauenkleider mit Ring und Brief darauf legt. Dem Knappen folgen zwei Knechte, die auf den Ritter frisch gebrochne Rosen so dicht streuen, daß man weder ihn noch das Bad mehr sieht, und dann ohne dem fragenden Ritter Antwort zu stehen schweigend davoneilen.

Auch in den Städten wurde mit dem ersten Aufblühen des bürgerlichen Lebens der Gebrauch der künstlichen Bäder allgemein und bald ein unentbehrliches Bedürfniß und eine der Hauptfröhlichkeiten. Ein alter Spruch sagt: „Wiltu ein Tag fröhlich sein? Gehe in's Bad. Wiltu ein Wochen fröhlich sein? Laß zur Adern. Wiltu ein Monat fröhlich sein? Schlacht' ein Schwein. Wiltu ein Jahr fröhlich sein? Nimm ein jung Weib. rc.“ Gleich den Geistlichen bereiteten sich auch die Laien zu großen Kirchenfesten mit einem Bade am Vorabend, und bei den Handwerkern wurde es bald herkömmlich, am Samstag Abend regelmäßig ein Bad zu nehmen. Bei manchen Handwerkern erhielt der Geselle jeden Samstag oder alle vierzehn Tage ein besonderes Badegeld, Lehrjungen alle vier Wochen, in Frankfurt sogar der Bürgermeister und andere Stadtbeamten jeden Samstag, in Basel der Rathschreiber und seine Unterschreiber von Zeit zu Zeit ihre Badepfennige. Im fünfzehnten Jahrhundert gab man statt unseres Trinkgeldes ein Badegeld für persönliche Dienstleistungen, und auch Arbeiter, zum Beispiel die Weingartenarbeiter in Eßlingen und Niederösterreich, empfingen zu Ende der Woche noch ein Badegeld. Braut und Bräutigam bereiteten sich in vielen deutschen Städten in der öffentlichen Badstube zum Hochzeitsfeste vor. Sie zogen mit zahlreichem Gefolge dorthin, vertheilten unter die mitgebrachten Gäste reichliche und kostbare Badewäsche und hielten nach dem Bade ein fröhliches Zechgelage. Die Gesetzgebung schritt gegen den bei dieser Gelegenheit übertriebenen Aufwand mit zahlreichen, freilich auch in den meisten Fällen nutzlosen Verboten ein. In Regensburg wurden schon im Jahre 1320 die Zahl der männlichen Badegenossen auf höchstens vierundzwanzig, der weiblichen auf acht festgestellt, in München durften nach dem Stadtrechte von 1340 nur sechs Frauen, in Nürnberg nur fünf Männer und fünf Frauen mitziehen. Im sechzehnten Jahrhundert wurde an vielen Orten die Gastung beim Brautbade ganz verboten, so in Berlin, Stolberg, Görlitz, aber noch lange ohne Erfolg. Auch dem niedern besitzlosen Volke galt das Baden in diesen Stuben als eine Art von öffentlicher Belustigung, so daß für dasselbe bei festlichen Veranlassungen in den Städten Freibäder gegeben wurden. Das Speierer Domcapitel ließ stets zu Martini und am Faschingsdienstage ihren Dienern und deren Familien ein solches Freibad und nach demselben eine Mahlzeit bereiten und der Bader zu Böblingen mußte jeden Faschingsdienstag dem armen Volke ein Freibad hergeben, wofür er dann zu jeder Zeit im Walde

unentgeltlich Holz hauen durfte. Fromme, Geistliche und Laien, übten ihre christliche Gesinnung gern im eigenhändigen Bereiten von Bädern für Kranke und Arme. Mathilde, die Gemahlin des Kaisers Heinrich's I., ließ jeden Samstag ein Bad für Dürftige und Reisende herstellen und half oft dabei mit eigenen kaiserlichen Händen. Der Bischof Ansfried von Utrecht (gestorben 1010) schöpfte selbst das Wasser aus dem Rhein in die Zuber, wärmte es, badete dann die Aussätzigen und legte sie in sein eigenes Bett, und auch die heilige Elisabeth und die Markgräfin Mathilde bewiesen auf dieselbe Weise ihre Frömmigkeit. Dem Baden gleich galt in diesem Falle auch das Fußwaschen. Später stiftete man lieber für die Kranken und Armen besondere Bäder, die sogenannten Seelbäder, weil sie zum Heil der eigenen Seele dienen sollten, und wir finden dieselben im fünfzehnten Jahrhundert in den meisten wohlhabenden Städten.

Als so die Sitte allgemein und die öffentlichen Badstuben in den Städten unentbehrlich geworden waren, machten die Landesherren und die städtischen Obrigkeiten die Bäder gleich den Schenken zu hoheitlichen und die Errichtung derselben von ihrer Erlaubniß abhängig. Ein so privilegirtes Bad hieß das „ehehafte“ und wurde an Einzelne oder an Körperschaften auf Erb- und Zeitpacht übergeben. Selbst



Oeffentliche Badstube.

zur Errichtung eines Bades im eigenen Hause bedurfte man an manchen Orten obrigkeitlicher oder landesherrlicher Bewilligung. Neu gegründeten oder erhobenen Städten verlieh man mit den andern Rechten das Privilegium, Badstuben errichten und halten zu dürfen; Hannover, Berlin, Stuttgart und andere Städte hatten schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts solche Badstuben, die sie gegen bestimmten Zins an städtische Bader verpachtet hatten. In Stuttgart besaßen die Bader diese Stuben als Erblehen und zinseten jährlich der weltlichen Herrschaft $12\frac{1}{2}$, der geistlichen $13\frac{1}{2}$ Pfund Heller. Guarinonius sagt, es sei zu seiner Zeit in Deutschland keine Stadt, kein Markt, kein Dorf so gering gewesen, das nicht ein öffentliches Bad gehabt habe.

Eben so häufig und unentbehrlich wurden die Badstuben in den Wohnhäusern der Städte. In jedem einigermaßen behaglich eingerichteten Bürgerhause waren „kleine gemachsame Badstüblein mit iren wasser Kesselin,“ und auch auf Einzelhöfen der Bauern finden wir dergleichen. Häuser, welche nicht besondere Badstuben haben konnten, besaßen wenigstens zwei hölzerne Wannen, die über einander gestellt wurden, oder eine größere mit Stroh gedeckte, um den Badenden darunter zu verbergen, oder hölzerne Badeschränke. Die Badstube war



Wannenbad.

für die Gesellschaft im Hause eines reichen Bürgers oder Patriziers gleich einem Salon oder Sprechzimmer. Man lud die Freunde dorthin, saß mit ihnen im lauen Bade, aß und trank dabei, plauderte oder unterhielt sich zwischen Blumenkränzen und Vasen mit Gesang und Spiel, ohne weitere Rücksicht auf den Unterschied des Geschlechtes. Wer grade nicht wußte, wie er die Zeit hinbringen sollte, ließ sich zu Hause, wenn er es vermochte, ein Bad herrichten, „darin er etwa mit seinem Weibe oder sonstem einen guten Freund sitzet und ein Kändele drei vier Wein neben guten Sträublen ausleeret.“ Essen und Trinken während des Bades war überhaupt häufig und beliebt, und galt, da man sehr lange, mitunter ganze vierundzwanzig Stunden, häufig aber vier bis



Gesellschaftsbad.

man damals zu den ehrlosen, wenigstens anrüchigen Personen und mit ihrem Gewerbe dachte man sich ein heimliches Gelegenheitsmachen und Kammervermiethen unzertrennlich. In Italien galt jeder Bader als Ruffian und Kuppler und stets bereit, die geheimern Baderäumlichkeiten unter Verschwiegenheit und gegen gute Bezahlung zu jedem Liebesabenteuer zu vermiethen. Auch diente in der geistig so sehr bewegten Zeit zu Ausgang des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die stille Zurückgezogenheit der Badstuben, um hier die religiösen und politischen Tagesfragen in aller Heimlichkeit und fern vom horchenden Argwohn zu besprechen und es scheinen die hier geschehenen Zusammenkünfte und Verabredungen für die schnelle Verbreitung und Durchführung der neuen Ideen und Formen nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein. Die geistliche wie die weltliche Obrigkeit erhob deshalb auch bald gegen diese Art des Badens, das vermöge der Abgeschlossenheit, des zwang- und hülleslosen Beieinanderseins der Geschlechter, durch die ganze aus orientalischer Ueppigkeit und nordischer Derbheit zusammengesetzte Weise oft genug die Badstuben zu Herbergen des Lasters mochte entarten lassen, den heftigsten Widerspruch, und als die Furcht vor den ansteckenden Krankheiten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, vor Allem vor Lepra und Syphilis, hinzukam, wurden die Verbote der öffentlichen Badstuben häufiger und schärfer, die Abmahnungen der Aerzte dringender, so daß bald der Besuch dieser Bäder in merklicher Weise überall abnahm. In Gerolzhofen klagte der Rath schon im Jahre 1445, daß während früher zwei Badstuben in der Stadt jede wöchentlich viermal geöffnet und stets besucht gewesen sei, jetzt die eine kaum dreimal in der Woche hinlänglichen Besuch habe, verlangte aber dennoch, daß die Bader ferner viermal öffnen sollten; hundert Jahre später wurde aber das Bad nur einmal geöffnet und der Rath verlangte vergeblich dreimal. In Stuttgart wurden im Jahre 1547 die öffentlichen Badetage von sechs auf zwei vermindert, desgleichen in Wien,

sechs Stunden im Bade blieb, als dem Körper zur Stärkung unentbehrlich.

Freilich boten dadurch begreiflicher Weise die häuslichen wie die öffentlichen Badstuben schon früh Gelegenheit zu allen Arten von Unsittlichkeiten. In der Eßlinger Vorstadt Stuttgarts wurde im Jahre 1591 eines Tages zur Anzeige gebracht,



Familienbad.

daß achtzehn Personen männlichen und weiblichen Geschlechts schon einen ganzen Tag und eine ganze Nacht mit einander im Bade gewesen seien. Schon Tannhäuser (1220 bis 1246) klagte bitter über die Gefährlichkeit und Kostspieligkeit der Badstuben Wiens, und auch Nithart gedenkt ihrer in ähnlicher Weise. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts galten die öffentlichen Badstuben ziemlich allgemein in den deutschen Städten und vornämlich in den niederländischen als die Gelegenheiten, die „am meisten zur Anreizung der Unkeuschheit erbauet sind.“ Die Bader zählte

Berlin, Nürnberg und andern Orten. In Frankfurt wurden wegen der Pest und eben so in Paris gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die öffentlichen Badstuben geschlossen und diese wie das Baden in öffentlichen Infectionsordnungen von den Aerzten ganz verboten. Dagegen steigerte sich jetzt mit der Abnahme des Gebrauches der Badstuben der Besuch der sogenannten Wildbäder, der warmen und mineralischen Quellen, besonders in der Schweiz, wohin denn dieselben Sitten in nur noch vergrößertem Maßstabe übertragen wurden.

Die ursprünglichsten und einfachsten Bäder waren die Wasserbäder oder Vollbäder in Wannen oder ausgemauerten Becken, wobei denn das kalte Wasser — Röhrenleitungen kannte man nicht in den Badstuben — durch wiederholten Zuguß von heißem oder durch das Hineinlegen heißer Steine erwärmt wurde. Später hielt man solche Wasserbäder für sehr schädlich, namentlich gegen die Lepra, und es wurden die Schwitz- und Dampfbäder um so häufiger. In den nord- und osteuropäischen Gegenden waren auch bei den slawischen Völkerschaften Schwitzbäder schon in sehr frühen Zeiten beliebt. Der Heidenapostel Andreas erzählt, daß die Slawen hölzerne Bäder und darin steinerne Oefen gehabt hätten; wenn die letztern stark geheizt waren, setzten sie sich nackend in's Bad, begossen sich und die heißen Steine mit lauem Wasser, peitschten sich mit Ruthen oder laubigen Baumzweigen so arg, daß sie oft kaum lebendig herauskriechen konnten, begossen sich beim Hinausgehen wieder mit kaltem Wasser und thaten so alle Tage. Es ist möglich, daß der Gebrauch solcher Bäder durch russische und griechische Kaufleute nach Süd- und Norddeutschland verbreitet wurde. Auch die Deutschen liebten schon im frühesten Mittelalter stark geheizte Wohngemächer, woraus Fremde ihre zerkerbten Augenliderränder (Oculi scarpellati) erklären wollten. Beim Gebrauch solcher Bäder übergoß man häufig auch noch zu besondern Heilzwecken die erhitzten Steine mit einem Kräuterabsud. Auch diese Schwitzbäder wurden bald auf Burgen und in Bürgerhäusern allgemein und da, wo die besondere Badstube fehlte, bediente man sich dazu der strohgedeckten oder zusammengestülpten Zuber und legte die erhitzten Steine hinein. In den Kalendern, den Volks- und Hausbüchern jener Zeiten, waren stets unter den Gesundheitsregeln in jedem Monat auch die günstigen und ungünstigen Zeiten für Wasser- und Schwitzbäder mit unfehlbarer Sicherheit bezeichnet. In einem solchen heißt es: „Jenner: kühl erlaube ich dir zu paden. Hornung: warme pad die seint dir gut. März: du magst auch warm paden wol. Hewmon: vor slaf und vor paden, Hüt dich, wann es thut schaden. Augustus: Hab nit gir zu paden."

Helbling, ein Wiener Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, hat uns den Hergang eines solchen Schwitzbades mit vergnüglicher Anschaulichkeit geschildert. Darnach gab in Wien der Bader in der Morgenstunde mit dem Horn das Zeichen, daß das Bad bereitet sei — anderswo schlug er oder sein Knecht auch wohl eine kupferne Pfanne in der Gasse. Auf dieses Zeichen eilte, wer sich baden wollte, halb entkleidet, nur mit dem allernothwendigsten Gewande verhüllt, „barfuß, ohne Gürtel, mit ungebürstem Haar," aus dem Hause in die Badstube. Auch Guarinonius klagt, daß anständig erzogene Bürger und Bürgerinnen halbnackend über die öffentliche Gasse in's Badhaus gingen, oft laufe der Vater mit einem einzigen Untergewande sammt seinem entblößten Weibe und bloßen Kindern dem Bade zu. Es geschah dies zum größten Theil auch aus Furcht vor dem in der Badstube häufig vorkommenden Diebstahl. Wohlhabendere nahmen wie der Dichter Helbling ihr eigenes Badehemd oder Badelaken mit, Aermere erhielten dasselbe in der Badestube, doch in keinem Inventar vermöglicher Häuser durfte dasselbe mit dem Badehute oder der Badekappe fehlen. Nachdem sich der Ankömmling, bei größern Badstuben im besondern Vorzimmer, entkleidet hatte, bot der Wirth demselben mehrere aus Birken- und Eichenlaubreisern gebundene Büschel oder Quasten zur Auswahl, „einen frischen neuen Wadel hinten wol gebunden." Eine solche Badequaste an einer Stange durch's Fenster gesteckt, galt an manchen Orten auch als das Aushängezeichen der Badstuben. Mit dieser Quaste peitschte man die Haut, um deren Thätigkeit zu erhöhen, oder ließ sich vom Bader und dessen Dienern peitschen und mit lauem Wasser besprengen. Die öffentlichen Badstuben hatten terrassenförmig aufgestellte Bänke; auf deren oberster streckte sich der

Badende aus, den Kopf auf ein hölzernes Kissen gelehnt, und je heißer es in der Stube wurde, um so tiefer stieg er herab, bis er von der untersten nicht selten ohnmächtig herabfiel und aus der Badstube getragen werden mußte. Die Dienerschaft war meistens eine weibliche, auf den Burgen bedienten gewöhnlich die Töchter der abhängigen Lehnsmannen. Dem Helbling brachte „ein Weibel viel gelenke“ ein Schaff Wassers „weder zu kalt noch zu warm“ und strich ihm mit der Quaste Rücken, Beine und Arme. Außerdem hatten gut eingerichtete Badstuben noch eine Gewandhüterin. Dann wurden nach Helbling's Erzählung die heißen Steine mit Wasser begossen, die Fenster, gewöhnlich klein und enge, verdunkelt und die Badenden begannen von Neuem die Wedel zu schwingen, „deß begunde ich lachen in der vinsternüsse.“ Dem Helbling war es noch nicht heiß genug, er läßt zwei Würfe Holz nachschüren und nachdem er auf der Bank ausgestreckt hinlänglich geschwitzt hat, steigt er auf die kühlern Dielen herab, läßt sich hier den Schweiß abreiben, dann mit Seifenlauge „lauter und lichtfarben“ begießen. Das vielgelenke Badeweibel muß ihn zwagen und kneten, begießen, reiben und wieder begießen; wie ein Gewandstück wird er in die gründlichste Wäsche genommen. Dann ruft er nach dem Scheerer, und häufig kam auch noch der Aderlaß hinzu. Eben so gab man auch im Mittelalter viel auf ein sorgfältiges Waschen des Kopfes; wir haben Bilder, die ganze Reihen solcher Kopfwaschenden zeigen. Im fünfzehnten Jahrhundert zogen auch wohl, zum Beispiel in Frankfurt am Main, die Bader Vorübergehende mit größter Zudringlichkeit in ihre Badstube, um sie fast gewaltsam zu scheeren und ihnen den Kopf zu waschen. — Nachdem ein Scheerknecht unserm Helbling Haar und Bart geschoren hat, verläßt er auch die letzte Bank, um im Hinausgehen noch einmal mit Wasser überschüttet zu werden. Im Vorzimmer findet er ein Bett bereit und pflegt darauf der behaglichsten Ruhe. Auch Nithart sagt in einem Liede: „Daz ich nach bade het guot gemach in meiner kemenat ich lac, diz was recht umb mitten tac.“ Eben so Ulrich von Lichtenstein: „Ein riche Bette was ir bereit, da leit sich an din süeze meit.“ Auch die Aerzte empfahlen diese Ruhe im Bette nach dem Baden, theils um den ermüdeten Körper wieder Kräfte sammeln zu lassen, theils um ihn nach stundenlangem Aufenthalt in der heißen dampfgeschwängerten Luft, nach dem Kneten und Waschen im heißen Wasser und Seifengischt nicht ohne Uebergang der freien kühlern Zugluft auszusetzen. — Nach sattsamem Ausruhen empfängt Helbling vom Knechte seine Gewänder zurück, gibt dann, durchaus befriedigt, dem Badewirth und seinen Dienern den wohl verdienten Lohn und scheidet mit dem vergnüglichen Gruß: „Herre got laze iuch lange leben, der alle ding wol lonen kann.“



Kopfwaschung.

Aus Spohr's Leben.

Louis Spohr's Selbstbiographie. Cassel und Göttingen. Georg H. Wigand.

Wer die imposante Gestalt des großen Meisters der Tonkunst, Ludwig Spohr, einmal im Leben sah, der wird sich dieselbe hundertmal im Geiste zurückrufen, wenn er die Biographie liest, welche theils von dem mächtigen Meister selbst geschrieben, theils aus seinen Briefen und nachgelassenen Aufzeichnungen zusammengestellt worden ist. Das Bild des energischen, immer regsamen, dabei von streng sittlichen Grundsätzen geleiteten Mannes tritt daraus so klar vor den Leser hin, daß man nur wünschen kann, eine spätere Zeit möge dieses Bild schärfer von den subjectiven Auslassungen und persönlichen Ansichten absondern, um ihm dann erst die rechte charakteristische Abrundung zu verleihen.

Nicht nur als der große Componist und berühmte Virtuose zeigt sich Spohr in dieser Autobiographie; man erkennt auch überall den tüchtig gesinnten, consequent handelnden Mann, der schon in frühester Jugend der Oeffentlichkeit mit einem Muthe gegenübertrat, der bei ihm aus dem Bewußtsein des innern Werthes entsprang.

Als er vierzehn Jahre alt, bereits zu einem ausgezeichneten Solospieler ausgebildet war, und es dem Vater beim Heranwachsen der übrigen Kinder nicht mehr möglich schien, die Kosten für den theuren Aufenthalt in Braunschweig zu erschwingen, hielt dieser den Sohn für weit genug fortgeschritten, um nun als reisender Künstler sein Glück in der Welt versuchen zu können. Er beschloß daher, ihn zuerst nach Hamburg zu schicken, wohin er ihm Empfehlungen an frühere Bekannte mitgeben konnte.

Gewohnt, dem Vater in Allem zu gehorchen und gern geneigt, sich bereits für ein großes Licht zu halten, hatte Ludwig dagegen nichts einzuwenden. Erscheint es nun höchst abenteuerlich, einen Knaben von vierzehn Jahren, sich selbst überlassen, auf gut Glück in die Welt zu schicken, so findet dies seine Erklärung in dem Charakter und den Schicksalen des Vaters. Dieser, im höchsten Grade kühn und unternehmend, hatte sich im sechzehnten Jahre auch schon emancipirt. Um einer Schulstrafe zu entgehen, war er von der Schule zu Hildesheim entflohen, hatte sich auf höchst kümmerliche Weise in Hamburg, anfangs als Sprachlehrer, später durch Unterrichtertheilen an der Büsching'schen Handelsschule, ernährt, dann mehrere Universitäten besucht, sich immer ohne alle Unterstützung von Haus, bei großen Entbehrungen durch Unternehmungsgeist und angestrengte Thätigkeit durchgeschlagen, und endlich nach einer höchst abenteuerlichen Jugend zum praktischen Arzte in Braunschweig emporgeschwungen. Er fand es nun sehr natürlich, daß sich der Sohn auf gleiche Weise versuchen müsse, obgleich die Mutter bedenklich den Kopf schüttelte. Dürftig mit Reisegeld, aber mit vielen guten Lehren versehen, wurde Ludwig auf der Post nach Hamburg spedirt. Noch ganz voll von dem lebhaften Eindruck, den die wogende Handelsstadt und die zum ersten Male gesehenen Seeschiffe auf ihn gemacht hatten, ging der Knabe wohlgemuth und voller Hoffnungen zum Professor Büsching, an den ihn der Vater adressirt hatte. Aber wie bald sollten seine Hoffnungen vernichtet werden! Der Professor, nachdem er den Brief mit wachsendem Erstaunen gelesen hatte, rief aus: „Ihr Vater ist doch immer noch der Alte! Welche Tollheit! einen Knaben so auf gut Glück in die Welt zu senden!" Dann setzte er ihm auseinander, daß, um ein Concert in Hamburg zu Stande zu bringen, man bereits einen berühmten Namen oder wenigstens die Mittel besitzen müsse, die bedeutenden Concertunkosten tragen zu können; daß aber im Sommer, wo alle reichen Leute auf ihren Landsitzen wohnten, ein solches Unternehmen vollends ganz unausführbar sei. Durch diese Erklärung wie vernichtet, wußte der junge Künstler keine Silbe zu erwiedern und konnte kaum die Thränen zurückhalten. Er empfahl sich stumm und rannte, ohne an die Abgabe der andern Empfehlungsbriefe zu denken, voller Verzweiflung nach Hause. Hier seine Lage überdenkend, erschreckte ihn die Gewißheit, daß seine Baarschaft kaum noch für ein paar Tage ausreichen werde, dermaßen, daß er sich in Gedanken schon in den Händen der Seelenverkäufer sah, von denen ihm der Vater ein warnendes Bild entworfen hatte. Er entschloß sich daher kurz, packte seine Geige und seine Sachen wieder in den Koffer, schickte diesen, mit einer Adresse nach Braun-

schweig versehen, auf die Post, bezahlte seine Rechnung und wanderte mit dem kleinen Rest seiner Baarschaft in der Tasche, der allenfalls für die Zehrung ausreichen konnte, zu Fuß nach Braunschweig zurück.

Einige Meilen von der Stadt kam mit ruhigerer Ueberlegung zwar bald die Reue dieser Uebereilung, doch nun zu spät; sonst wäre er wohl umgekehrt. Er sagte sich, daß es thöricht gewesen sei, nicht wenigstens erst die übrigen Briefe abzugeben. Sie konnten ihm ja vielleicht die Bekanntschaft eines Musikkenners verschaffen, der sein Talent zu würdigen und doch noch Rath zu einem Concert zu schaffen gewußt hätte. Dazu kam der beschämende Gedanke, daß der Vater, der selbst so unternehmend gewesen, ihn kindisch, muthlos, unüberlegt schelten würde. So in tiefster Seele betrübt, wanderte der junge Mensch weiter und sann unaufhörlich nach, wie er sich die Beschämung ersparen könnte, so ganz unverrichteter Sache in das elterliche Haus zurückzukehren.

Endlich kam dem Knaben der Einfall, sich an den Herzog von Braunschweig zu wenden und diesen um die Mittel zu weiterer Ausbildung anzugehen. Er wußte, daß der Herzog früher selbst Violine gespielt hatte und hoffte daher, daß dieser sein Talent erkennen würde. Hat er Dich nur erst eines Deiner Concerte spielen hören, dachte er, so ist Dein Glück gemacht. Mit neubelebtem Muth schritt er nun weiter und legte in heiterer Stimmung den Rest des Weges zurück.

Kaum in Braunschweig angelangt, entwarf er eine Bittschrift an den Herzog, worin er diesem die ganze Lage darlegte und schließlich um Unterstützung zu weiterer Ausbildung oder um eine Anstellung in der Capelle bat. Da ihm bekannt war, daß der Herzog jeden Morgen im Schloßgarten spazieren zu gehen pflegte, so suchte der Knabe ihn, mit dem Gesuch in der Tasche, dort auf und war glücklich, daß der Herzog ihm das Papier abnahm. Nachdem dieser flüchtig gelesen und über Eltern und bisherige Lehrer Fragen gestellt hatte, die der Knabe furchtlos beantwortete, erkundigte er sich auch, wer die Bittschrift entworfen habe. „Wer anders als ich? Dazu brauche ich keinen Andern!" antwortete der Knabe ziemlich keck und fast beleidigt über den Zweifel an seiner Geschicklichkeit. Der Herzog lächelte und sagte: „Nun, komm morgen um elf Uhr auf's Schloß; dann wollen wir weiter über Dein Gesuch reden." Wer war glücklicher als Spohr. Präcis elf Uhr stand er vor dem Kammerdiener und verlangte, beim Herzog angemeldet zu werden. „Wer ist Er?" fuhr ihn dieser ziemlich unfreundlich an. „Ich bin kein Er. Der Herzog hat mich hierher bestellt und Er hat mich anzumelden," und bevor sich seine Aufregung gelegt hatte, wurde er eingeführt. Sein erstes Wort zum Herzog war daher auch: „Durchlaucht, Ihr Kammerdiener nennt mich Er; das muß ich mir ernstlich verbitten!" Der Herzog lachte laut und sagte: „Nun, beruhige Dich nur, er wird's nicht wieder thun!" Nachdem er ihn dann noch über Manches befragt hatte, worüber Spohr die unbefangensten Antworten ertheilte, sagte der Herzog: „Ich habe mich bei Deinem bisherigen Lehrer Maucourt nach Deinen Fähigkeiten erkundigt und bin nun neugierig, Dich eine Deiner Compositionen spielen zu hören; dies kann im nächsten Concert bei der Herzogin geschehen. Ich werde es dem Capellmeister Schwaneberger sagen lassen."

Die Hofconcerte bei der Herzogin fanden allwöchentlich Statt. Spohr spielte und der Herzog war von des jungen Mannes Leistung so entzückt, daß er für dessen Ausbildung Sorge zu tragen versprach und ihm sogleich eine Stelle in der Hofcapelle gab.

Im Jahre 1802 begann Spohr bereits mit seinem Lehrer Franz Eck zu reisen und von nun an führte er ein wechselndes Virtuosenleben, bei welchem die interessantesten Erlebnisse abwechselten.

Im Jahre 1805 war er in Magdeburg und verkehrte dort mit dem genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Bei einer Musikpartie, zu der auch eine von Spohr verehrte Reisegefährtin desselben eingeladen wurde, fuhren sie zusammen hin und wurden vom Prinzen auf das Artigste empfangen. Sie fanden dort einen vornehmen Cirkel besternter Herren und geputzter Damen, so wie die vorzüglichsten Künstler Berlins versammelt. Auch traf Spohr einen frühern Bekannten von Hamburg, den berühmten Claviervirtuosen und Componisten Dussek, der jetzt Lehrer des Prinzen war und bei diesem wohnte. Die Musikpartie begann mit einem Clavierquar-

tett, welches von Dussek in echt künstlerischer Vollendung vorgetragen wurde. Dann folgte Spohr. Sein Spiel fand den lautesten Beifall, und besonders schien Dussek davon hingerissen zu sein. Auch Spohr's Reisegefährtin erwarb sich durch den Vortrag einer Arie, die ihr Dussek auf dem Claviere accompagnirte, allgemeine Anerkennung.

Nach beendigter Musik bot der Prinz einer der anwesenden Damen den Arm und führte die Gesellschaft, die auf einem Wink von ihm ein Gleiches gethan, in den Speisesaal, wo ein glänzendes Mahl ihrer wartete. Man nahm ohne Etikette an der Seite seiner Dame Platz; Spohr neben seiner lieben Reisegefährtin. Anfangs war die Unterhaltung, obgleich frei und ungenirt, doch anständig. Aber als der Champagner erst zu schäumen begann, da fielen Reden, die für die keuschen Ohren eines unschuldigen Mädchens nicht geeignet waren. Spohr war daher, sobald er merkte, daß die vermeintlichen vornehmen Damen nicht dem Hofe, wie er geglaubt, sondern wahrscheinlich dem Ballete angehören mochten, darauf bedacht, mit seiner Gefährtin heimlich fortzuschleichen. Er kam, ohne weiter von der Gesellschaft bemerkt oder aufgehalten zu werden, auch glücklich zu seinem Wagen und kehrte mit seiner Begleiterin zu der harrenden Mutter zurück. Am andern Tage sagte man ihm, daß des Prinzen Musikpartien gewöhnlich mit solchen Orgien schlössen.

Spohr wurde um diese Zeit als Concertmeister in Gotha angestellt und verheirathete sich dort mit Dorette Scheidler, welche ihn von nun an auf seinen vielen Reisen als Virtuosin auf der Harfe begleitete.

Im Jahre 1813 wurde Spohr vom Grafen Palffy, dem Impressario des Theaters an der Wien, als Capellmeister nach Wien engagirt.

Bekanntlich gibt es unter den Musikenthusiasten seltsame Käuze. Einer der seltsamsten, ein Herr von Toost in Wien, vereinigte sich mit Spohr zu einem eigenthümlichen Handel. Spohr mußte ihm alle seine neuen Compositionen auf vier Jahre als Eigenthum gegen eine beträchtliche Summe überlassen, wobei Herr von Toost nur den Zweck hatte, zu allen Musikpartien, bei welchen man Spohr's neue Sachen hören wollte, eingeladen zu werden. Bald war denn auch Herr von Toost mit seiner Mappe, aus welcher er selbst die einzelnen Stimmen auf die Pulte legte, ein allgemein gesuchter Gast in denjenigen Häusern, die sich für Spohr's Musik interessirten.

Die Erlebnisse Spohr's in Bezug auf Beethoven bieten wenig Erfreuliches, da Letzterer damals bereits durch mancherlei Mißgeschick heimgesucht war. Wohlthuender würde es allerdings wirken, wenn Spohr in der Darstellung dieser Periode mehr Pietät hätte walten lassen, und das Betrübende in der Lage des erhabenen Menschen, der auch in seiner sinkenden Kraft noch unser ganzes Herz gefesselt hält, mit etwas mehr Zartgefühl geschildert hätte.

Nach seiner Ankunft in Wien suchte Spohr Beethoven sogleich auf, fand ihn aber nicht und ließ deshalb seine Karte zurück. Er hoffte nun, ihm in irgend einer der musikalischen Gesellschaften zu begegnen, zu denen er häufig eingeladen wurde, erfuhr aber bald, Beethoven habe sich, seitdem seine Taubheit so zugenommen, daß er Musik nicht mehr deutlich und im Zusammenhange hören könne, von allen Musikpartien zurückgezogen und sei überhaupt sehr menschenscheu geworden. Spohr versuchte es daher nochmals mit einem Besuche; doch wieder vergebens. Endlich traf ihn Spohr ganz unerwartet in dem Speisehause, wohin letzterer jeden Mittag mit seiner Frau zu gehen pflegte. Er hatte nun schon Concert gegeben und zweimal sein Oratorium „Das jüngste Gericht“ aufgeführt. Die Wiener Blätter hatten günstig darüber berichtet. Beethoven wußte daher von Spohr, als dieser sich ihm vorstellte, und begrüßte ihn ungewöhnlich freundlich. Sie setzten sich zusammen an einen Tisch, und Beethoven wurde recht gesprächig, was die Tischgesellschaft sehr verwunderte, da er gewöhnlich düster und wortkarg vor sich hinstarrte. Es war aber eine saure Arbeit, sich ihm verständlich zu machen, da man so laut schreien mußte, daß es im dritten Zimmer gehört werden konnte. Nach Spohr's Beschreibung war Beethoven ein wenig derb, um nicht zu sagen roh; doch blickte ein ehrliches Auge unter den buschigen Augenbrauen hervor. Später traf Spohr ihn dann und wann im Theater an der Wien dicht hinter dem Orchester, wo ihm der Graf Palffy einen Freiplatz gegeben. Nach der Oper begleitete Beethoven ihn gewöhnlich nach seinem Hause und verbrachte den

Rest des Abends bei ihm. Dann konnte er auch gegen Spohr's Frau und die Kinder sehr freundlich sein. Von Musik sprach er höchst selten. Geschah es, dann waren seine Urtheile sehr streng und so entschieden, als könne gar kein Widerspruch dagegen stattfinden. Für die Arbeiten Anderer nahm er nicht das mindeste Interesse. Spohr hatte deshalb auch nicht den Muth, ihm die seinigen zu zeigen. Beethoven's Lieblingsgespräch in jener Zeit war die scharfe Kritik der beiden Theaterverwaltungen, des Fürsten Lobkowitz und des Grafen Palffy. Auf letztern schimpfte er oft schon überlaut, wenn Beide noch innerhalb des Theaters waren, so daß es nicht nur das ausströmende Publicum, sondern auch der Graf selbst in seinem Büreau hören konnte. Dies setzte Spohr sehr in Verlegenheit, und er war nur immer bemüht, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken.

Das schroffe, selbst abstoßende Benehmen Beethoven's in jener Zeit rührte theils von seiner Taubheit her, die er noch nicht mit Ergebung zu tragen gelernt hatte, theils war es Folge seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse. Er war kein guter Wirth und hatte noch das Unglück, von seiner Umgebung bestohlen zu werden. So fehlte es oft am Nöthigsten. In der ersten Zeit der Bekanntschaft fragte Spohr ihn einmal, nachdem er mehrere Tage nicht in's Speisehaus gekommen war: „Sie waren doch nicht krank?" — „Mein Stiefel war's, und da ich nur das eine Paar besitze, hatte ich Hausarrest," war die Antwort.

Aus dieser drückenden Lage wurde Beethoven aber nach einiger Zeit durch die Bemühungen seiner Freunde herausgerissen. Die Sache verhielt sich so:

Beethoven's „Fidelio," der 1804 (oder 1805) unter ungünstigen Verhältnissen, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, einen sehr geringen Erfolg gehabt hatte, wurde jetzt von den Regisseuren des Kärnthnerthortheaters wieder hervorgesucht und zu ihrem Benefize in Scene gesetzt. Beethoven hatte sich bewegen lassen, nachträglich dazu eine neue Ouverture (die in E), ein Lied für den Kerkermeister und die große Arie für Fidelio (mit den obligaten Hörnern) zu schreiben, so wie auch einige Abänderungen vorzunehmen. In dieser neuen Gestalt machte nun die Oper großes Glück und erlebte eine lange Reihe zahlreich besuchter Aufführungen. Der Componist wurde am ersten Abend mehrere Male herausgerufen und war nun wieder der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Diesen günstigen Augenblick benutzten seine Freunde, um für ihn ein Concert im großen Redoutensaale zu veranstalten, in welchem die neuesten Compositionen Beethoven's zur Aufführung kommen sollten. Alles, was geigen, blasen und singen konnte, wurde zur Mitwirkung eingeladen, und es fehlte von den bedeutendern Künstlern Wiens auch nicht einer. Spohr und sein Orchester hatten sich natürlich auch angeschlossen, und Spohr sah Beethoven damals zum ersten Male dirigiren. Obgleich ihm schon viel davon erzählt war, so überraschte es ihn doch in hohem Grade. Beethoven hatte sich angewöhnt, dem Orchester die Ausdruckszeichen durch allerlei Körperbewegungen anzudeuten. So oft ein Sforzando vorkam, riß er beide Arme, die er vorher auf der Brust kreuzte, mit Vehemenz auseinander. Bei dem Piano bückte er sich nieder, und um so tiefer, je schwächer er es wollte. Trat dann ein Crescendo ein, so richtete er sich nach und nach wieder auf und sprang beim Eintritte des Forte hoch in die Höhe. Auch schrie er manchmal, um das Forte noch zu verstärken, mit hinein, ohne es zu wissen.

Seyfried, dem Spohr sein Erstaunen über diese sonderbare Art zu dirigiren aussprach, erzählte von einem tragi-komischen Vorfalle, der sich bei Beethoven's letztem Concerte im Theater an der Wien ereignet hatte.

Beethoven spielte ein neues Pianoforteconcert von sich, vergaß aber schon beim ersten Tutti, daß er Solospieler war, sprang auf und fing an, in seiner Weise zu dirigiren. Bei dem ersten Sforzando schleuderte er die Arme so weit auseinander, daß er beide Leuchter vom Clavierpulte zu Boden warf. Das Publicum lachte, und Beethoven war so außer sich über diese Störung, daß er das Orchester aufhören und von Neuem beginnen ließ. Seyfried, in der Besorgniß, daß sich bei derselben Stelle dasselbe Unglück wiederholen werde, hieß zwei Chorknaben sich neben Beethoven stellen und die Leuchter in die Hand nehmen. Der eine trat arglos näher und sah mit in die Clavierstimme. Als daher das verhängnißvolle Sforzando hereinbrach, er-

hielt er von Beethoven mit der ausfahrenden Rechten eine so derbe Maulschelle, daß der arme Junge vor Schrecken den Leuchter zu Boden fallen ließ. Der andere Knabe, vorsichtiger, war mit ängstlichen Blicken allen Bewegungen Beethoven's gefolgt und es glückte ihm daher, durch schnelles Niederbücken der Maulschelle auszuweichen. Hatte das Publicum vorher schon gelacht, so brach es jetzt in einen wahrhaft bacchanalischen Jubel aus. Beethoven gerieth dermaßen in Wuth, daß er gleich bei den ersten Accorden des Solo ein halbes Dutzend Saiten zerschlug. Alle Bemühungen der echten Musikfreunde, die Ruhe und Aufmerksamkeit wiederherzustellen, blieben für den Augenblick fruchtlos. Das erste Allegro des Concertes ging daher ganz für die Zuhörer verloren. Seit diesem Unfalle wollte Beethoven kein Concert wieder geben.

Das von seinen Freunden zu seiner Unterstützung veranstaltete hatte aber den glänzendsten Erfolg. Die neuen Compositionen Beethoven's gefielen außerordentlich, besonders die Symphonie in A-dur (die siebente). Die Aufführung war eine ganz meisterhafte, trotz der unsichern und dabei oft lächerlichen Direction Beethoven's.

Daß der arme, taube Meister die Piano seiner Musik nicht mehr hören konnte, sah man ganz deutlich. Besonders auffallend war es bei einer Stelle im zweiten Theile des ersten Allegro der Symphonie. Es folgen sich da zwei Halte gleich nacheinander, von denen der zweite pianissimo ist. Diesen hatte Beethoven wahrscheinlich übersehen, denn er fing schon wieder an zu tactiren, als das Orchester noch nicht einmal diesen zweiten Halt eingesetzt hatte. Er war daher, ohne es zu wissen, dem Orchester zehn bis zwölf Tacte vorausgeeilt, als dieses nun auch, und zwar pianissimo begann. Beethoven, um dieses nach seiner Weise anzudeuten, hatte sich ganz unter dem Pulte verkrochen. Bei dem nun folgenden Crescendo wurde er wieder sichtbar, hob sich immer mehr und sprang hoch in die Höhe, als der Moment eintrat, wo, seiner Rechnung nach, das Forte beginnen mußte. Da dieses ausblieb, sah er sich erschrocken um, starrte das Orchester verwundert an, daß es noch immer pianissimo spielte, und fand sich erst wieder zurecht, als das längst erwartete Forte endlich eintrat und ihm hörbar wurde.

Glücklicherweise fiel diese komische Scene nicht bei der Aufführung vor, sonst würde das Publicum sicher wieder gelacht haben.

Da der Saal überfüllt und der Beifall enthusiastisch war, so veranstalteten die Freunde eine Wiederholung des Concerts, welche eine fast gleich große Einnahme abwarf. Für die nächste Zeit war daher Beethoven seiner Geldverlegenheit enthoben; doch soll sie aus gleichen Ursachen noch einige Male vor seinem Tode wiedergekehrt sein.

Da Beethoven zu der Zeit, als Spohr seine Bekanntschaft machte, bereits aufgehört hatte, sowohl öffentlich als in Privatgesellschaften zu spielen, so hatte Spohr nur ein einziges Mal Gelegenheit gefunden, ihn zu hören, als er zufällig zu der Probe eines neuen Trio (D-dur $^3/_4$ Tact) in Beethoven's Wohnung kam. Ein Genuß war's nicht; denn erstlich stimmte das Pianoforte sehr schlecht, was Beethoven wenig kümmerte, da er ohnehin nichts davon hörte, und zweitens war von der früher so bewunderten Virtuosität des Künstlers in Folge seiner Taubheit fast gar nichts übrig geblieben. Im Forte schlug der arme Taube so darauf, daß die Saiten klirrten, und im Piano spielte er wieder so zart, daß ganze Tongruppen ausblieben, so daß man das Verständniß verlor, wenn man nicht zugleich in die Clavierstimme blicken konnte. Ueber ein so hartes Geschick fühlte Spohr sich von tiefer Wehmuth ergriffen. Ist es schon für Jedermann ein großes Unglück, taub zu sein, wie soll es ein Musiker ertragen, ohne zu verzweifeln? Beethoven's fast fortwährender Trübsinn konnte daher kein Räthsel sein.

In Wien hörte Spohr auch zum ersten Male Hummel sein herrliches Sextett vortragen, so wie andere seiner damaligen Compositionen. Am meisten lobt Spohr jedoch Hummel's Improvisationen, worin ihn kein anderer Claviervirtuose wieder erreicht hat. Mit großem Vergnügen erinnert sich Spohr besonders eines Abends, wo Hummel so herrlich phantasirte, wie er ihn später weder öffentlich noch privatim je wieder hörte. Die Gesellschaft dachte schon an den Aufbruch, als einige Damen, denen es noch zu früh war, Hummel baten, ihnen noch einige Walzer zu spielen. Gefällig und galant, wie er gegen Damen war, setzte er sich an's Piano und spielte

die verlangten Walzer, wonach die jungen Leute im Nebenzimmer zu tanzen anfingen. Spohr und einige andere Künstler gruppirten sich, von seinem Spiele angezogen, schon die Hüte in den Händen, um das Instrument und hörten aufmerksam zu. Kaum bemerkte dies Hummel, so ging sein Spiel in eine freie Phantasie über, die sich aber fortwährend im Walzerrhythmus erhielt, so daß die Tanzenden nicht gestört wurden. Bald ließ er alle seine contrapunktischen Künste los, ohne die Walzenden in ihrer Lust zu stören. Dann kehrte er zum galanten Stil zurück, und entwickelte zum Schlusse eine Bravour, wie man sie noch nicht von ihm gehört hatte. Dabei klangen in dieses Finale immer noch die aufgenommenen Themen hinein, so daß das Ganze sich echt künstlerisch abrundete. Die Zuhörer waren entzückt und priesen die Tanzlust der jungen Damen, die ihnen zu einem so reichen Kunstgenusse verholfen hatte.

Ein längerer Aufenthalt des Spohr'schen Ehepaars in Italien, wobei in Mailand, Rom und Neapel Triumphe gefeiert wurden, bot Gelegenheit zu mancherlei anziehenden Naturschilderungen und Charakteristiken damals renommirter Persönlichkeiten. In England, wohin Spohr mehrmals reiste, nachdem er in Cassel als Capellmeister angestellt und mehrere seiner Opern mit dem größten Erfolge zur Aufführung gekommen waren, fand der nun schon hochgefeierte Componist und Virtuose ebenfalls die ehrenvollste Aufnahme und kam mit zahlreichen hochstehenden, oft auch mit originellen Musikfreunden in Berührung. Ueber die Stellung der Künstler zur höhern Gesellschaft in England, welche erst kürzlich von der verstorbenen Frau Kinkel in „Hans Ibeles“ zum Motive einer etwas überschwenglichen romantischen Verwicklung benutzt worden ist, enthält die Selbstbiographie einige interessante Mittheilungen. Trotzdem daß Spohr öffentlich die größten Auszeichnungen genoß, konnte er sich doch nie entschließen, auch in Privatgesellschaften für Geld zu spielen, da ihm die Art und Weise, wie man in solchen Fällen die Künstler behandelte, gar zu unwürdig vorkam. Sie wurden nämlich nicht zur Gesellschaft gezogen, sondern mußten in einem abgesonderten Zimmer des Moments harren, wo sie zu ihren Musikvorträgen in das Gesellschaftszimmer citirt wurden und hatten dies nach beendigtem Vortrag sogleich wieder zu verlassen. Spohr und seine Frau waren selbst einmal Zeugen solch einer geringschätzigen Behandlung der ersten und berühmtesten Künstler Londons. Sie waren nämlich an die Brüder des Königs, die Herzöge von Sussex und Clarence, empfohlen und da Letzterer mit einer Deutschen, einer Prinzessin von Meiningen, vermählt war, so machten sie dieser eine gemeinschaftliche Visite. Das herzogliche Paar empfing sie sehr freundlich und lud sie zu einer Musikpartie, die in einigen Tagen sein sollte und zur Mitwirkung bei derselben ein. Spohr sann nun darüber nach, wie er sich der ihm verhaßten Absonderung von der Gesellschaft entziehen könne, und beschloß, wenn ihm dies nicht gelänge, sogleich wieder nach Haus zurückzukehren. Als sie daher das herzogliche Schloß betraten und ein Diener ihnen das Zimmer öffnen wollte, wo die übrigen Musiker versammelt waren, ließ er diesem durch den Lohndiener seinen Violinkasten übergeben, und schritt, seine Frau am Arme, sogleich die Treppe hinauf, ehe der Diener Zeit gewann, sich vom Erstaunen zu erholen. Vor dem Gesellschaftszimmer angelangt, nannte er dem dort postirten Diener seinen Namen, und als dieser zögerte zu öffnen, machte er Miene, es selbst zu thun. Darauf riß der Diener jedoch sogleich die Thür auf und rief die Namen der Ankommenden hinein.

Die Herzogin, eingedenk der deutschen Sitte, erhob sich sogleich von ihrem Platze, kam Spohr's Frau einige Schritte entgegen und führte sie zum Damenkreise. Auch der Herzog bewillkommnete Spohr mit einigen freundlichen Worten und stellte ihn den umstehenden Herren vor. So glaubte Spohr nun Alles glücklich überwunden zu haben; doch bald bemerkte er, daß die Dienerschaft ihn noch immer nicht als zur Gesellschaft gehörig betrachten müsse; denn sie ging mit dem Theebrett und andern Erfrischungen stets an ihm vorüber, ohne etwas anzubieten. Endlich mochte der Herzog dies wohl bemerkt haben; denn Spohr sah, wie er dem Haushofmeister winkte und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte. In Folge dessen wurden Spohr nun ebenfalls die Erfrischungen präsentirt. Als das Concert beginnen sollte, ließ der Haushofmeister die eingeladenen Künstler nach der Reihe, wie das Programm sie

nannte, heraufholen. Sie erschienen mit dem Notenblatt oder dem Instrument in der Hand, begrüßten die Gesellschaft mit einer tiefen Verbeugung, die, so viel Spohr bemerkte, von Niemandem als von der Herzogin erwiedert wurde, und begannen ihre Vorträge. Es war die Elite der ausgezeichnetsten Sänger und Virtuosen Londons und ihre Leistungen waren fast alle entzückend schön. Dies schien das vornehme Auditorium aber nicht zu fühlen; denn die Conversation riß keinen Augenblick ab. Nur als eine sehr beliebte Sängerin auftrat, wurde es etwas ruhiger und man hörte einige leise Bravi, für die sie sich sogleich durch tiefe Verbeugungen bedankte. Spohr ärgerte sich sehr über die Entwürdigung der Kunst und noch mehr über die Künstler, die sich solche Behandlung gefallen ließen und hatte die größte Lust, gar nicht zu spielen. Er zögerte daher, als die Reihe an ihn kam, absichtlich so lange, bis der Herzog, wahrscheinlich auf einen Wink seiner Gemahlin, ihn selbst zum Spielen aufforderte. Nun erst ließ er durch einen Diener sein Violinkästchen heraufholen und begann dann seinen Vortrag, ohne vorher die übliche Verbeugung zu machen. Alle diese Umstände mochten die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregt haben; denn es herrschte während des Spiels eine große Stille im Saal. Als Spohr geendet hatte, applaudirte das herzogliche Paar und die Gäste stimmten mit ein. Nun erst dankte er durch eine Verbeugung. Bald darauf schloß das Concert und die Musiker zogen sich zurück. Hatte es nun schon Sensation erregt, daß Spohr und seine Frau sich der Gesellschaft angeschlossen, so steigerte sich diese doch noch um Vieles, als man sah, daß sie auch zum Souper dablieben und bei demselben von den herzoglichen Wirthen mit großer Aufmerksamkeit behandelt wurden. Sie hatten dieses, nach damaligen englischen Begriffen unerhörte Glück, wohl hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß die Herzogin sie schon im elterlichen Hause gekannt und Zeuge der guten Aufnahme gewesen war, die sie zu der Zeit, da sie noch in Gotha wohnten, wiederholt am Meininger Hof genossen. Auch der Herzog von Sussex, dem Spohr eine Empfehlung vom Herzog von Cambridge, dem damaligen Regenten von Hannover, überbracht hatte, zeichnete ihn sehr aus und unterhielt sich viel mit ihm. In Folge eines Gesprächs über englischen Volksgesang ließ der Herzog sogar seine Guitarre holen und sang einige englische und irländische Volkslieder, was Spohr später auf den Gedanken brachte, einige der beliebtesten derselben als Potpourri für sein Instrument zu bearbeiten und in einem Concerte vorzutragen. Als sich dann lange nach Mitternacht die Gesellschaft trennte, kehrte Spohr sehr befriedigt über den Erfolg des Wagnisses und den Sieg, den er über das Vorurtheil davongetragen hatte, in seine Wohnung zurück.

In solchen Fällen läßt sich gar Vieles für und gegen die herrschende Sitte sagen. Wer Gelegenheit hat, das singende und musicirende Virtuosenvölkchen in der Nähe kennen zu lernen, weiß es, daß nicht Alle zum Verkehr mit der vornehmen Welt erzogen sind, und es würde am Ende nichts ändern, wenn die englische Aristokratie solche Künstler für einen Abend als Gäste behandelte und sich dann veranlaßt sähe, sie an andern Orten zu ignoriren. Spohr's Auftreten bei der erzählten Scene kann daher schließlich nur als einzelner Fall gelten und dient außerdem mehr dazu, den feinen Tact des herzoglichen Paares als die Bescheidenheit des deutschen Künstlers zu zeigen, dessen Handlungsweise leicht lästig werden konnte. Wäre es vorher des Herzogs Absicht gewesen, Spohr zur Gesellschaft zu ziehen, so würde derselbe Vorkehrungen getroffen haben, die eine gewaltsame Usurpation unnöthig hätten erscheinen lassen.

Da Spohr's Thätigkeit als Concertmeister zu Gotha grade in die Periode der französischen Herrschaft fiel, so finden sich in seiner Autobiographie auch einige Züge aus dem Leben Napoleon's. Ein derartiger charakteristischer Vorfall mag unsere Mittheilung schließen.

In jener Zeit übernachtete der Kaiser Napoleon auch einmal im Schlosse zu Gotha und es wurde daher am Abend vorher ein Hofconcert angesagt. Spohr und seine Frau spielten vor dem Allgewaltigen und er richtete einige freundliche Worte an beide. Auch erhielten sie am folgenden Tage ihren Antheil an den Napoleondors, die er als Geschenk für die Hofcapelle zurückgelassen hatte.

Damals stand der Herzog von Gotha sehr in Gunst bei ihm, und man hoffte davon viel Gutes für das Land. Später

mußte er sie aber durch irgend etwas verscherzt haben; denn es ereignete sich bei einer spätern Durchreise des Kaisers eine Scene, welche die Bewohner Gotha's mit Ingrimm gegen die Tyrannen erfüllte. Man erwartete den Kaiser um elf Uhr. Es war daher im Schlosse Friedrichsthal, wo der Hof im Sommer wohnte, ein Frühstück vorbereitet und der Hofstaat in Gala versammelt. Die Postpferde warteten bereits im Schloßhofe angeschirrt, um den Kaiser sogleich nach eingenommenem Frühstücke weiter zu befördern. Endlich ertönte oben am Friedenstein der erste Salutschuß, deren bei jeder Durchreise des Kaisers 101 abgefeuert wurden. Bald darauf rollte sein Wagen heran. Der Herzog, vom Hofstaat umgeben, stand entblößten Hauptes bereits am Gitterthor, nahte sich demuthsvoll dem Wagen und bat, daß Seine kaiserliche Majestät geruhen wolle, ein Frühstück einzunehmen. Ein kurzes non! und der Befehl an seine Mamelucken, die Pferde vorhängen zu lassen, war die Antwort. Ohne den Herzog weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen, lehnte sich Napoleon im Wagen zurück und ließ den Fürsten in der peinlichsten Verlegenheit am geschlossenen Schlage stehen. Der Herzog erblaßte vor innerm Grimm, daß er sich in Gegenwart seines Hofes und Volkes so beschimpft sah und hatte dennoch nicht den Muth, sogleich in's Schloß zurückzukehren. So vergingen in lautloser Stille fünf oder sechs fürchterlich lange Minuten, bis endlich die Pferde angespannt waren. Beim ersten Anziehen derselben wurde der Kopf des Kaisers noch einmal sichtbar, und mit einem kalten Nicken fuhr er von dannen. Der Herzog kehrte wie vernichtet in's Schloß zurück und die Bürger äußerten laut ihre Wuth, daß der übermüthige Corse ihren Fürsten beschimpft hatte.

Die Ephoren in Sparta.

Die Natur steht fast immer in Opposition gegen die menschlichen Gesetze, weil sie das Glück jedes einzelnen Wesens ohne Rücksicht auf das Wohl der Andern bezweckt, die Gesetze aber nur dasjenige gestatten, was zum Wohl des Ganzen beiträgt, und deshalb die Wünsche und Charaktereigenheiten des Einzelnen soviel als möglich nach einer allgemeinen Regel zu ordnen trachten. Daher muß der Gesetzgeber, dessen Aufgabe es ist, die Selbstsucht zu beschränken und die verschiedenartigen Neigungen nach einer feststehenden Norm zu beurtheilen, sein Hauptaugenmerk auf die frühzeitige Einpflanzung der moralischen Begriffe richten und die natürlichen Begierden im Entstehen überwachen, damit der ausgebildete Mensch die Vereinigung von Natur und Sittlichkeit darstellt und sein höchster Lebensgenuß darin besteht, mit vollkommener Freiheit sich innerhalb der moralischen Schranken zu bewegen. Von diesem Grundsatze aus entwickelten sich die staatlichen Einrichtungen in Sparta; in ihm wurzelte die bekannte strenge Erziehung der lacedämonischen Jugend, das Abtödten der individuellen Gefühle zwischen den einzelnen Gliedern des Staates, welche Alle nur für das Eine, Höchste, für die Allgemeinheit des staatlichen Verbandes sich begeistern sollten. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die spartanische Staatsverfassung, ebensowohl wie die atheniensische, nur unter bestimmten Verhältnissen, in einem kleinen Staate und bei einer gewissen Abgeschlossenheit desselben denkbar ist, wenn ferner nicht zu leugnen steht, daß der oben angeführte Grundsatz, dessen ewig feststehende Geltung Niemand bestreiten wird, bei den Spartanern in einseitiger Weise zur Ausführung kam, so bieten doch jedenfalls die antiken Verfassungen ebenso, wie beziehungsweise die Werke der antiken Künstler und Philosophen, eine nie zu erschöpfende Fundgrube für den denkenden Staatsmann, und sie werden gleichsam als Studien und Muster dienen, so lange die Welt steht.

Eine charakteristische Erscheinung in der spartanischen Staatsverfassung war das Institut der Ephoren, jener fünf erwählten Männer, welche ebensowohl über das Verhalten der Könige wie über die Ordnung des Staates wachten und deren strenge Moralität das ganze Gebäude lange Zeit in einer festen Sicherheit erhielt, so daß der Beginn des Verfalls von Sparta's Größe mit dem ersten Aufheben des Ephorats bezeichnet werden kann. Als König Kleomenes III. bei einer Reformation des lacedämonischen Staatswesens die Ephoren abschaffte, wurden dieselben die Ursache seines Falles, nach welchem sie auf's Neue in ihr

altes Ansehen traten, bis bald darauf der ganze Staat in Verfall gerieth.

Um der Gefahr vorzubeugen, daß die Ephoren ihre Stellung mißbrauchen könnten, wurden sie jedes Jahr neu gewählt; das Volk selbst hatte das Recht der Wahl und diese konnte aus allen Classen der Bürgerschaft geschehen, wodurch die Ephoren als die wahren Repräsentanten und Vertheidiger der Gesammtheit erschienen.

Von Lykurgus war diese Behörde nicht gestiftet; nach Einigen soll sie bereits vor ihm bestanden haben, nach Andern von einem spartanischen Könige, Theopompos, eingesetzt worden sein. Nach und nach wurde sie durch die beiderseitige Gunst der Könige und des Volkes zu immer höherem Ansehen erhoben, bis sie zuletzt als höchste rechtliche und administrative Behörde über alle Einrichtungen des Staates wachte, die Sitten beaufsichtigte und im Rathe sowohl wie in der Ausführung der öffentlichen Maßregeln die erste Stimme führte. Schon der Umstand, daß die Ephoren mit dem Beginne des neuen Jahres gewählt wurden und der erste derselben dem Jahre seinen Namen gab, so daß es zur Bezeichnung der Zeit, während welcher ein Ereigniß sich zugetragen hatte, genügte, zu sagen, es fand unter diesem oder jenem Ephorate statt, beweist, wie groß der Einfluß dieser Einrichtung auf das ganze öffentliche Leben und Denken war.

Das Tribunal der Ephoren, Archeion genannt, befand sich auf dem öffentlichen Markte; dort versammelten sie sich jeden Tag, um über die verschiedenen Klagesachen zu entscheiden und Streitigkeiten zu schlichten. In Sparta herrschten bekanntlich zwei Könige zugleich, deren Stellung jedoch mehr den Charakter von Heerführern hatte. Während diese sich im Kriege befanden, regierten die Ephoren in der Stadt unumschränkt; sie konnten das Volk zusammenrufen, Gesetze in Vorschlag bringen, Gesandte annehmen oder abweisen, Heere ausrüsten nnd deren Anführer ernennen. Sie zogen die Behörden zur Verantwortung, bestraften dieselben und entsetzten sie ihrer Aemter.

Wenn nun auch, wie man zuweilen annimmt, das Ephorat bereits von Lykurg anerkannt wurde, so geschah dies doch gewiß nicht in der unumschränkten Weise, wie es sich später entwickelte. Lykurg ordnete das Doppelkönigthum und die Gerusia, oder den Rath der Alten, welcher aus achtundzwanzig Mitgliedern bestand, von denen jedes über sechzig Jahre alt sein mußte. Ein neuer Geront wurde auf folgende Weise gewählt: die Bewerber traten nacheinander in die Versammlung der stimmberechtigten Spartaner; woselbst sie mit einem mehr oder minder lebhaften Beifallsruf begrüßt wurden; gewisse dazu bestellte Personen, die nichts von den Eintretenden sehen konnten, aber alles hörten, entschieden darüber, welcher in der Reihenfolge der Wahlcandidaten den lautesten Zuruf erhielt und dieser galt als erwählt. Die Würde war lebenslänglich und von großer Wichtigkeit, da selbst die Könige, welche von jeher mehr Ansehen als Macht im spartanischen Staate hatten, sich die Zustimmung der Geronten in vorkommenden Fällen einholen mußten. Jedenfalls waren die Ephoren damals noch von sehr untergeordneter Bedeutung und erst nach und nach usurpirten sie eine Macht, die dem lykurgischen Staate ursprünglich fremd war. Anfänglich schlichteten sie nur kleine Streitigkeiten; nach und nach beschränkten sie das Königthum und zuletzt gelang es ihnen auch, die Gewalt der Geronten zurückzudrängen, was allerdings begreiflich ist, wenn man erwägt, daß das Gerusium zwar aus erfahrenen, aber für energisches Auftreten doch mehr oder minder abgestumpften Greisen zusammengesetzt war, während das Volk zum Ephorat alljährlich frische Kräfte aus allen Altersclassen vom dreißigsten Jahre ab neu wählen konnte.

Die Unumschränktheit des Ephorats wurde durch den Umstand in Schranken gehalten, daß die neuen Ephoren beim Antritte ihres Amtes über ihre eigenen Vorgänger zu Gericht saßen, und somit das Ephorat über sich selbst die strengste Rechenschaft ablegte.

Die geringe Anzahl der bestimmt ausgesprochenen Gesetze brachte es mit sich, daß in Sparta täglich Vergehen vorkamen, über welche der Verstand der Richter entscheiden mußte, weil kein geschriebenes Gesetz dafür vorhanden war. Manche Urtheile mögen irrig gefällt worden sein, aber das allgemeine Rechtsgefühl fand dabei die beste Gelegenheit zur Uebung und Entfaltung. Bevor dieses ausgebildet war, konnte von der Nothwendigkeit einer persönlichen Freiheit keine Rede sein, und grade das Ephorat muß als das Mittel zur äußersten Beschränkung der persönlichen Freiheit betrachtet werden, denn es übte auf jede Handlung und jedes Wort eine strenge Censur aus, überwachte nicht nur die Er-

ziehung der Jugend, sondern auch das Verhalten der Erwachsenen bis in die kleinsten Privatbeziehungen. Beispiele von der strengen Aufsicht der Ephoren hat uns die Geschichte genug aufbewahrt. So wurde einmal ein fremder Redner ausgewiesen, weil sie fürchteten, er möge die Bewohner von Sparta von ihren harten Sitten entfernen, und einem Musiker wurde seine Leier zerstört, damit deren Töne nicht verweichlichend auf lange dieselbe sich den Gesetzen beuge. Da nun aber, wie erwähnt, die Gesetze zum größten Theil in den Händen der Ephoren lagen, so standen dieselben factisch an der Spitze des Staates und repräsentirten das demokratische Princip in seiner äußersten Entfaltung.

Es darf jedoch bei Betrachtungen über Staatsverfassungen der antiken Welt nicht übersehen werden, daß die allgemeine Eintheilung eine



Die fünf Ephoren.

die Spartaner wirkten. Selbst die Könige konnten vor das Gericht der Ephoren geladen werden und ein solcher mußte einer dreimaligen Aufforderung unbedingt Folge leisten, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß sie sich seiner Person bemächtigten. Einmal wurde ein König von ihnen verurtheilt, weil er den Geronten Geschenke gemacht hatte, was als eine Bestechung gegen das Ephorat aufgefaßt werden konnte.

Lange Zeit kämpfte das Ephorat gegen die Macht der Könige und der Gerusia, bis es zuletzt als Macht des Volkes beide überragte. Jeden Monat schwuren die Könige öffentlich, das Volk nach dem Gesetze zu regieren, und die Ephoren, im Namen des Volkes, schwuren, die königliche Würde zu schützen, so ganz andere war, als diejenige, in welcher wir leben. Nimmt man an, daß außer den Sclaven, welche fast keine persönlichen Rechte hatten, in Sparta noch ein großer Theil der arbeitenden Bevölkerung, namentlich die Handwerker, aus Heloten oder Unfreien bestanden, deren Stimme in den Volksversammlungen gar nicht zugezogen wurde, so stellt es sich heraus, daß eigentlich der Bürgerstand, den wir unter dem Namen Volk begreifen, dort schon eine Art bevorrechteter Aristokratie bildete und daß Institutionen wie das Ephorat nach damaligen Begriffen zwar demokratischer Natur sind, nach den unsrigen aber eigentlich, als der Ausfluß einer bevorzugten Classe der Bevölkerung, aristokratisch genannt werden müssen.



Ueber die Anthropologie

als Grundlage

für alle übrigen Wissenschaften, wie überhaupt für alle Menschenbildung.

Von M. J. Schleiden.

Der große englische Seeheld sagte vor der Schlacht von Trafalgar: „So thue denn Jeder seine Schuldigkeit;" mehr kann man in der That von keinem Menschen verlangen, und diesem Verlangen entsprochen zu haben, bleibt immer das höchste Lob für den Einzelnen. — Eben deshalb ist es nicht nur Entschuldigung, sondern auch überhaupt vollkommene Rechtfertigung für den Einzelnen, wenn er zunächst nur seine Schuldigkeit thut, voraussetzend, daß Andere die ihrige thun werden, und so wird uns Niemand verargen dürfen, wenn wir im Folgenden ausschließlich den Standpunkt des Naturforschers einnehmen, auch da, wo wir von solchen Dingen sprechen, die man gewöhnlich nicht geneigt ist, der Naturwissenschaft unterzuordnen. Jedoch um nicht selbst zu Mißverständnissen Anlaß zu geben, müssen wir erst sagen, was wir hier durch die Worte Natur und Naturwissenschaft zu bezeichnen gewillt sind.

Unter Allem, was in unserm Geiste vorgeht und sich abspinnt, sind gewisse Vorstellungen, welche wir unmittelbar haben, ohne daß eine vermittelnde Thätigkeit, die wir denken nennen, uns dieselben erst zum Bewußtsein gebracht, geläufig gemacht oder erzeugt hätte, wie wir hier den Ausdruck auch schulgemäß wählen wollen. Jene Vorstellungen nun, z. B. ich sehe diesen Baum, ich will diese Bewegung machen u. s. w., nennen wir Wahrnehmungen, sowie sie uns zuerst zum Bewußtsein kommen, Beobachtungen, wenn wir absichtlich unsere Aufmerksamkeit auf sie richten, Erfahrungen, wenn wir sie mit Bewußtsein in den ganzen Kreis unserer Vorstellungen einfügen. Alles nun, was diese hier charakterisirten Vorstellungen, also Wahrnehmung, Beobachtung, Erfahrung umfaßt, was sich auf diese Vorstellungen gründet, von ihnen als unmittelbare Folge abgeleitet, durch sie als nothwendige Bedingung ihrer Möglichkeit erkannt worden ist, nennen wir Naturwissenschaft. Dies gibt allerdings der Naturwissenschaft ein weiteres Gebiet, als man gewöhnlich darunter verstehen will, aber die von uns gemachte Eintheilung läßt sich durch die ursprünglichste Gleichartigkeit der zusammengefaßten Vorstellungen rechtfertigen, jede andere dagegen nicht.

Wir nehmen es also zunächst für das Folgende als unsere Berechtigung in Anspruch, nur als Naturforscher im eben erläuterten Sinne sprechen und urtheilen zu dürfen, ohne damit die Anmaßung verbinden zu wollen, daß unser Standpunkt als der einzige, als der allein berechtigte angesehen werden müsse, aus dessen Einseitigkeit ein Hehl zu machen, wir gar nicht beabsichtigen.

Es ist vielfach von der neueren Wissenschaft, ihrem Geist, ihrem Gegensatz gegen die ältere und dergleichen mehr gesprochen worden, ohne daß, wie uns wenigstens

scheint, jemals ausdrücklich und scharf gesagt worden wäre, worin denn eigentlich das Neue besteht, wie es mit dem Alten zusammenhängt und sich aus demselben entwickelt habe. Der Engländer hat die Redensart: „Let us begin with the beginning" = „Laßt uns mit dem Anfang anfangen." Aber so leicht, ja trivial diese Anforderung klingt, so schwer ist ihr nachzukommen und für die Geschichte der menschlichen Erkenntniß gilt grade das directe Gegentheil. Der Mensch fängt niemals mit dem eigentlichen Anfang an, sondern umgekehrt mit dem Ende und geht in seiner allmäligen Entwicklung erst nach und nach auf Anfang und Ursprung seiner Erkenntnisse zurück. Das Ganze hat der Mensch immer früher als die Theile, das Zusammengesetzte früher als das Einfache, die Folge früher als den Grund. Er kennt die rothe Rose früher als das Roth und die Rose, diese früher als Blatt und Stengelgebilde, aus denen sie zusammengesetzt ist, Blatt und Stengel früher als die Zellen, durch die sie gebildet sind, und so fort. Nicht von der Linie kommt der Mensch zum Dreieck, sondern grade umgekehrt, da die Linie nichts ist als die Grenze der Figur, und so von der Linie zum Punkte, der wieder nur die Grenze der Linie ist. Und wie auf physikalischem, gilt dasselbe auch auf psychologischem Gebiete. Lange schon anerkennt und befolgt der Mensch die Gebote der Sittlichkeit, ehe er sich nur die Frage stellt, woher denn diese Gebote stammen, wer das Gesetz gegeben, dem er sich unterwirft. Lange hat er sich mit seinen religiösen Ueberzeugungen häuslich eingerichtet, seinem Glauben an Gott eine bestimmte Gestaltung gegeben, ehe er nur daran denkt zu forschen, woher ihm dieser Glaube gekommen, wie sich seine Ueberzeugungen entwickelt haben, worauf sie beruhen. Erfindet er sich doch zuerst dafür irgend ein historisches Märchen und hält dasselbe so lange fest, bis ihm ein Lessing sagt, daß ewige Wahrheiten unmöglich auf der Zufälligkeit einer historischen Thatsache beruhen können.

Es bedarf in der Geschichte der Menschheit gewaltiger Anstrengung und langer Arbeit, die in gewissem Sinne nutzlos und verloren sind, ehe der Mensch von dem unfruchtbaren und zwecklosen Bearbeiten und Umgestalten des Zusammengesetzten, der Schlußgedanken sich allmälig zur Aufsuchung und Untersuchung des Einfachen und der ersten Gründe durchfindet.

Wenn wir von den Anfängen des Wissens bei den Alten reden, so ist das keineswegs so zu verstehen, obwohl es lange Zeit irrthümlich so aufgefaßt worden ist, als ob wir bei den Alten die ersten festen Fundamente der Erkenntniß und des Wissens fänden, die wir nur rein aus dem Schutt der Jahrtausende herauszugraben und darauf fortzubauen hätten. Im Gegentheil finden wir bei den Alten die ersten und daher nothwendiger Weise noch mangelhaften Versuche, sich von dem Zusammengesetzten, von den Folgesätzen, die sie so gut wie alle Menschen besitzen, zu den einfachen Anfängen und Grundlagen durchzuarbeiten. Hier wird in den Anfängen der wissenschaftlichen Thätigkeit zuerst alle Vermittlung übersprungen, von Leib und Seele gleich auf Erde und Feuer als den Urelementen zurückgegriffen, statt von den ganzen verwickelten Erscheinungen zuerst zu den nächsten Gründen und dann so fort in langsamer und stetiger Forschung bis zu den ersten Principien fortzugehen. Aber der erste Anstoß ist mit der Thätigkeit der Alten gegeben und von da an geht die Menschheit ihren Weg in der Erkenntniß immer fort in der Richtung auf die ersten Fundamente, wenn auch mit manchen Irrwegen, manchen Rückschritten, die nicht ausbleiben können, so lange die Fundamente selbst nicht gefunden und festgestellt sind und so die allmälige Aufführung eines unerschütterlichen Baues möglich machen.

Wenn ich nun den Charakter der Neuzeit setze in die immer klarer hervortretende Richtung der Forschung auf die ersten Grundlagen aller Erkenntniß hin, so ist damit zugleich auch ihr Zusammenhang mit der ganzen Geschichte und mit den Alten genannt. Wollen wir aber irgend einen Einschnitt in die Geschichte machen, einen Markstein setzen, von dem aus wir die Neuzeit beginnen lassen, so können wir dazu offenbar nur denjenigen Moment wählen, wo zuerst auf irgend einem der unzähligen Gebiete der menschlichen Erkenntniß die wirklichen ersten Grundlagen entdeckt, der Punkt gefunden wurde, hinter welchem zunächst der Mensch kein Feld der Forschung mehr vermuthet, von welchem er also ausgehend mit dem Bewußtsein fortschreitet, daß hinter ihm Alles sicher und unerschüt-

terlich feststeht. Dieser große Wurf ist nun zuerst in der Astronomie durch Newton's Gravitationslehre gelungen. Die Mechanik des Himmels ist ein unerschütterliches und fertiges Gebäude, welches wohl im Innern noch weiter ausgebaut, aber in seinem Fundamente wie in seinen Hauptconstructionen nie wieder umgebaut werden kann. Und bei Weitem mehr, als man gewöhnlich glaubt, haben Newton's principia philosophiae naturalis auch auf allen andern Gebieten der menschlichen Forschung den Geist geweckt, die Richtung und den Charakter der Thätigkeit bestimmt. Ich brauche nicht zu entwickeln, wie tief und mächtig Kant auf die Umgestaltung aller Wissenschaften eingewirkt hat, und ohne Newton hätte kein Kant erstehen können.

Und dennoch liegen im Newton und in seiner Vollendung der Astronomie als theoretischer Wissenschaft eine Menge von Sätzen, die keine Fundamentalsätze sind, die in ihrer unmittelbaren Klarheit imponiren und sich geltend machen, in dieser unmittelbaren Klarheit die Bürgschaft für ihre Wahrheit haben, deren Wahrheit aber noch keineswegs auf dieser Klarheit beruht und aus ihr abzuleiten ist. „Jede Veränderung ist Wirkung einer Ursache," „jeder Körper verharrt in dem Zustande, in welchem er sich befindet, bis eine äußere Ursache diesen Zustand verändert" und dergleichen mehr sind Sätze, die kein halbwegs denkender Kopf in Zweifel ziehen wird, gleichwohl beruhen sie nicht auf sich selbst und die Frage ist immerhin berechtigt: Wie kommt der Mensch dazu, solche Sätze mit dieser Ueberzeugung ihrer Unerschütterlichkeit auszusprechen?

Wir wollen diese Frage hier zunächst fallen lassen und versuchen, uns dem Felde, auf welchem wir ihre Beantwortung zu suchen haben, auf einem andern Wege zu nähern.

Wir finden einen Gegensatz zwischen einzelnen Forschern, ja selbst zwischen Nationen, den man wohl so ausspricht, daß die eine Seite theoretisire, die andere praktisch zu Werke gehe, diese sich streng an die Erfahrung halte, jene darüber hinausgehe. Es läßt sich fragen, ob dieser Gegensatz ein wirklicher in der Sache begründeter sei oder nicht, und was er denn eigentlich ausdrücke. Wenn wir nämlich nur die wirklichen Extreme dieser Richtungen in's Auge fassen, so sehen wir bald, daß diese gleichmäßig von beiden Theilen verworfen werden. Wessen Gedankenspiele sich ganz und gar nicht auf die Wirklichkeit beziehen und beziehen wollen, der heißt überall ein Narr und Träumer; wer dagegen ausschließlich der empirischen Wirklichkeit folgt, sich ohne Weiteres von den sinnlichen Eindrücken und Antrieben führen läßt, steht auf der Stufe des Thieres.

Auf den Bildungsstufen dagegen, die als der gebildeten Menschheit angehörig allein in Betracht kommen können, will der Eine mit seiner Theorie in der That die Wirklichkeit beherrschen, diese muß also mit jener in irgend welcher Verbindung stehen; der Andere aber muß, weil auch er die Wirklichkeit beherrschen und angeblich nur ihr folgen will, gleichwohl immer über die Wirklichkeit hinausgehen. Denn wenn er nur irgend wie sich ernsthaft Rechenschaft über sich selbst ablegt, so findet er, daß er jeden Augenblick Grundsätze anwendet, die in dem Thatsächlichen der Erfahrung und durch dieselbe gar nicht gegeben sein können, und daß er in der That grade nur durch diese Grundsätze die Wirklichkeit beherrscht. Dafür braucht man ja nur an die Gesetze der Geometrie zu erinnern, die nur in ihrer schärfsten Fassung wahr sind und grade in dieser Schärfe niemals in der Wirklichkeit vorkommen. Unsere ganze Mechanik beruht auf den Gesetzen des Dreiecks, aber grade ein solches Dreieck, für welches diese Gesetze gelten, läßt sich in der wirklichen Welt nirgends aufweisen. All unser Thun in Bezug auf die wirkliche Welt hat ja nur Sinn, indem wir die Giltigkeit des Grundsatzes der Bewirkung: „Jede Veränderung hat eine Ursache" voraussetzen, und gleichwohl können wir diesen Grundsatz, wie Hume mit eminentem Scharfsinn nachwies, und so überhaupt irgend einen höchsten Grundsatz der Naturwissenschaft durchaus nicht aus der äußern Erfahrung schöpfen, da die Giltigkeit eines Gesetzes aus der bloßen Erfahrung sich immer nur für vergangene Fälle, aber nie für künftige, die ja noch kein Gegenstand der Erfahrung sein können, ableiten läßt.

Der Unterschied jener beiden Richtungen kann also gar nicht in der ausschließlichen und consequenten Verfolgung des einen oder andern der bezeichneten Wege liegen, sondern etwa nur in der Bevorzugung der einen oder andern Thätigkeit, — oder in

dem angenommenen Ausgangspunkte. Hier wie in tausend andern streitenden Interessen des Lebens stehen sich zwei scheinbar entgegengesetzte und feindliche Richtungen nicht ihrem ganzen Wesen nach, sondern nur durch das Mehr oder Weniger des beiden Gemeinschaftlichen gegenüber. Den Menschen läßt seine natürliche Trägheit jede Anstrengung, deren unmittelbare Nothwendigkeit er nicht einsieht oder einzusehen glaubt, und somit auch die Anstrengung zur Erlangung einer strengen Consequenz des Zusammenhanges und Fortschrittes in seinem Innern scheuen. Deshalb hören wir auch so oft aus dem großen Haufen den billigen Spott über Principienreiterei, während man in demselben Augenblick mit naiver Oberflächlichkeit als schlimmsten Vorwurf dem Manne seine Grundsatzlosigkeit vorhält. Und doch ist die Principienreiterei, d. h. die starre rücksichtslose Verfolgung eines Grundsatzes die einzige Probe für die Richtigkeit desselben. Daß es aber überall unmöglich ist, sich ganz allein an die Thatsachen der Erfahrung zu halten, ohne irgendwie beim Urtheilen oder Handeln auf allgemeine Sätze, auf Principien zurückzukommen, zeigt sich auch noch durch folgende Betrachtung.

Die unendliche Fülle der Erscheinungen in der materiellen und geistigen Welt, die uns entgegentritt, sobald wir zum Bewußtsein gelangen, ist der Fassungskraft jedes einzelnen Menschen überlegen. Jedem Einzelnen ist es immer nur vergönnt, einen geringen Theil aus dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit sich anzueignen, mehr oder weniger verstehen und sicher behandeln zu lernen. Dabei bringt ihn aber das Leben mit allen andern Erscheinungen ebenfalls jeden Augenblick in Berührung und er muß ihnen gegenüber thätig oder leidend eine gewisse Stelle einnehmen. Soll er in diesem Gedränge des Lebens nicht erdrückt oder niedergetreten oder willenlos vom Strome hierhin, dorthin mit fortgerissen werden, so muß er sich eben gewisse allgemeine Sätze für sein Thun oder Leiden sammeln, nach denen er sein Verhalten zu den Erscheinungen bestimmt, obwohl er sie nicht selbst der Erfahrung hat entlehnen können. Eine gewisse Anzahl solcher Regeln oder Grundsätze, die wir von unsern Vorfahren erhalten, und vielleicht selbst vermehrt haben, überliefern wir als das unschätzbarste Erbtheil unsern Nachkommen. Dadurch allein ist ja eben die fortschreitende Entwicklung der Menschheit möglich. Sollte jeder Einzelne immer bei jedem Einzelnen wieder von vorn anfangen und alle die Regeln, deren er zur Leitung seines Lebens bedarf, sich selbst erwerben, so würde die Menschheit ewig auf der ersten rohesten Stufe stehen bleiben.

In der allmäligen Uebertragung von Geschlecht zu Geschlecht macht sich aber bald ein Unterschied unter jenen Regeln geltend. Bei einigen wird die Richtigkeit und Giltigkeit durch jede folgende Erfahrung, in jedem folgenden Geschlechte auf's Neue bestätigt; andere dagegen, die eine Zeit lang für wahr gehalten wurden, zeigen sich nach und nach in der Anwendung als täuschend und unbrauchbar und müssen aufgegeben werden. Aehnliches finden wir, wenn wir verschiedene Völker untereinander vergleichen. Manche Grundsätze haben bei allen gleiche Geltung, andere finden bei verschiedenen Nationen verschiedene, oft entgegengesetzte Aussprüche. Offenbar muß nun das, was die Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten als richtig erkennen und erproben, auf's Engste mit der Natur des Menschen selbst zusammenhängen, aus seinem eigensten innersten Wesen hervorgehen, während das, was nur für gewisse Orte giltig erscheint, auf der immer verschiedenen und im Laufe der Zeit immer wechselnden Stellung des Menschen zu seinen Umgebungen beruht. Wir bedürften also doch noch wiederum eines Leitfadens, um uns unter jenen Regeln zurecht zu finden, um die allgemein giltigen von den täuschenden unterscheiden zu können.

Gehen nun die allgemein giltigen Regeln in der That aus der Natur des Menschen hervor, so ist klar, daß wir an der Erkenntniß der Natur des Menschen und seines Wesens den geforderten Leitfaden besitzen würden, nach welchem wir im Voraus, auch ohne die Probe am Leben gemacht zu haben, die Brauchbarkeit irgend einer Regel bestimmen können.

Verfolgen wir diesen Gedanken noch auf einem andern Wege und in dem speciellen Gebiete der Erkenntniß, so kommen wir zu demselben Resultat und zwar durch folgende Betrachtung.

Von dem ersten Augenblicke an, in welchem das neugeborene Kind die Augen auf-

schlägt, bis dahin, wo der Greis den letzten Athemzug thut, faßt der Mensch fortwährend bald neue, bald schon vorgekommene und nur sich wiederholende Erscheinungen in sein Bewußtsein auf. Die ganze Außenwelt geht bald in größeren, bald in kleineren Bildern, bald in allgemeinen Anschauungen, bald in Detailstudien an ihm vorüber und gleichzeitig erscheint ihm sein eignes Innere in mannigfach wechselnden Zuständen und Thätigkeiten des Erkennens, des Verabscheuens oder Begehrens, des Leidens und Handelns. Schon früh erkennt er den Menschen als seines Gleichen an und setzt bei ihm das Gleiche von dem, was er an und in sich wahrgenommen hat, voraus. Die Erfindung der Sprache erlaubt ihm einen gegenseitigen Austausch mit dem Andern und so erhält er auch in vermittelter Weise von solchen Erscheinungen Kunde, die ihm selbst unmittelbar nicht geworden sind. Auf diese Weise gewinnt er eine unendliche Menge von Vorstellungen, die ihn, vereinzelt und unverbunden im Gedächtniß aufbewahrt, nothwendig verwirren müßten. Einen Theil würde er aus dem Gedächtniß wieder verlieren, das Andere würde er nicht übersehen können und so würde er durch alle diese Auffassungen in seiner Erkenntniß und Einsicht wenig oder gar nicht gefördert werden.

Schon von vorn herein beginnt er also die erhaltenen Vorstellungen untereinander zu vergleichen, nach ihrer größern oder geringern Uebereinstimmung zu ordnen und sie so übersichtlicher zu machen. Dabei treten denn oft neue ungeahnte Beziehungen hervor, es bilden sich aus den Zusammenstellungen neue, in den ersten Auffassungen gar nicht gegebene Vorstellungen. Auch diese neu hervorgetretenen Beziehungen und Vorstellungen häufen sich, verlangen Anordnung und Verknüpfung und so fort, bis sich aus dem Allen zuletzt das ganze große System unserer Wissenschaften und Künste, unserer moralischen und religiösen Ueberzeugungen entwickelt und aufbaut.

Offenbar bietet dabei die erste Auffassung der Erscheinungen die Grundlage für alles Folgende und der Umfang, die Richtigkeit und Sicherheit aller jener größern Massen des menschlichen Geisteslebens hängt von Umfang, Richtigkeit und Sicherheit der ersten Auffassung, so wie von der richtigen und zweckmäßigen Verknüpfung derselben ab. Erkenntniß und Anordnung des Erkannten sind die allerersten Anfänge, von denen wir ausgehen müssen.

Hier scheint nun aber Alles unsicher zu werden; die einzelnen Menschen erkennen ja auf sehr verschiedene Weise. Dieser hört wohl, kann aber keinen musikalischen Ton unterscheiden, jener sieht wohl, aber kein Blau oder überhaupt gar keine Farben. Wer hat hier Recht? Und nun die Anordnung. Dem Einen erscheint Ordnung, was dem Andern höchste Unordnung dünkt. Der ruhige Bürger gesitteter Staaten läßt seine Flinte am liebsten ungeladen, jedenfalls hängt er sie sorgfältig vom Griffe der Menschen entfernt in einen Schrank. Der Beduine dagegen erklärt es für die höchste Unordnung, wenn nicht das geladene Gewehr neben seinem Lager im Bereiche seines Armes liegt. Anders ordnet der stille Gelehrte, anders der im Kriegsleben Aufgewachsene. Erzählt man uns doch von einem russischen General, der als Curator einer Universität den Professor der Botanik gar hart über die Unordnung im botanischen Garten anließ, weil große und kleine Bäume, Büsche und Kräuter durcheinanderständen, während die Ordnung verlange, daß alles gleich Große in eine Reihe gestellt werde. Und so finden wir überall, wo wir uns umsehen, Verschiedenheiten unter den Menschen in jenen beiden Beziehungen. Sollte es hier nun keine feste Regel, keine Richtschnur geben, so wäre offenbar das ganze Leben eine werthlose Spielerei, die man am besten sobald wie möglich abwürfe. Gibt es aber eine solche feste Regel, wonach wir die Richtigkeit der Auffassungen, die Zweckmäßigkeit der Anordnungen zu Lob und Tadel beurtheilen können, so wird sich dieselbe nur in unserm eigenen Innern finden lassen. Aber wie das?

Die Menschen haben lange Zeit mit den verschiedenen materiellen Stoffen gespielt, sie, um uns so auszudrücken, wie Kinder zusammengeworfen und sich über die dabei auftretenden Erscheinungen gewundert, sie haben lange Zeit diese Erscheinungen als Wirkungen besonderer Geister angesehen, geglaubt, die verschiedenen Stoffe könnten sich ineinander verwandeln und es müsse sich wohl schließlich mit Hilfe jener Geister gemeines Blei in edles Gold umwandeln lassen. Bei diesen Spielen häuften sich die einzelnen Thatsachen, man sah dieselben Er-

scheinungen öfter wiederkehren, merkte die Umstände und Bedingungen, unter denen das Gleiche sich wiederholte, — so kam man durch Beobachtung, Vergleichung und Ordnung des Beobachteten zunächst auf den Gedanken, daß hier wohl mehr als ein regelloses Spiel vorliegen müsse, man ahnete Gesetze und indem man nun mit verdoppeltem Eifer der Spur weiter nachging, fand man die einfachen und unwandelbaren Gesetze der Chemie. In gleicher Weise hat sich das anfänglich blöde Staunen über die Pracht des Sternenhimmels, die mystische Annahme von — die Planeten am Himmel herumführenden Astralgeistern, endlich in die festeste und vollendetste aller menschlichen Wissenschaften, in die Astronomie oder Mechanik des Himmels verwandelt.

Aber diese Wissenschaften sind von Menschen bearbeitet, die Gesetze durch menschliche Geistesthätigkeit gefunden, sie haben also die Bürgschaft ihrer Richtigkeit schließlich doch nur in der Voraussetzung einer richtig geleiteten Geistesthätigkeit des Menschen. Dies zeigt uns ja die Geschichte dieser Wissenschaften selbst unwidersprechlich. Die Phantasien des Goldkochs und die feste Wissenschaft der Chemie, die Belebung des Himmels durch Astralgeister und der starre Mechanismus der Newton'schen Gravitationslehre sind ja beide Producte desselben Menschengeistes und wir verwerfen die Träume der Vorfahren nicht deshalb, weil die Dinge anders geworden, sondern deshalb, weil wir, die Menschen, sie besser und richtiger erkannt haben. Wir wissen ja von den Dingen nur dadurch, daß und soweit wir sie *erkennen*, und wir setzen schon, indem wir von *besserer* Erkenntniß sprechen, voraus, daß in unserer Thätigkeit Wahrheit und Irrthum sich unterscheide und unterscheiden lassen müsse. Ist aber unter den civilisirten Menschen darüber im Allgemeinen wohl kein Streit und kein Streit jemals gewesen, *daß* es in uns Irrthum und Wahrheit nebeneinander *gebe*, so ist eben die Frage die nächste, wonach wir bestimmen sollen, was Irrthum und was Wahrheit sei. Es kann aber nicht ganz so leicht sein, diese Richtschnur zu finden, denn darüber, *was* Wahrheit, *was* Irrthum sei, ist immer und überall unter den Menschen Streit gewesen.

Hier scheint uns nun das eintreten zu müssen, was wir oben als die neuere Richtung der Wissenschaft bezeichnet haben, ihre Richtung auf die ersten Anfänge und Grundlagen, die uns bisher viel zu sehr vernachlässigt zu sein scheinen, grade auf dem Gebiete, wo wir von diesen Elementaruntersuchungen die größten Resultate hoffen dürfen. — Der *Mensch* erkennt, der *Mensch* bildet sich die Wissenschaften aus. Wie kommt er dazu, womit beginnt er, muß er beginnen? — Wie, wenn wir mit Allem, was in und am Menschen vorgeht, in gleicher Weise zu Werke gingen, wie der Astronom mit den Himmelserscheinungen und überhaupt irgend ein Naturforscher auf seinem Gebiete. Wenn wir von den ersten Wahrnehmungen der wirklich vorhandenen Thatsachen ausgehend, diese durch Beobachtung feststellten und klärten, dieselben durch Zusammenfügung des offenbar Verwandten allmälig zur Erfahrung erhöben, sollten wir nicht auch hier zuletzt auf unwandelbare Gesetze kommen, von denen der Mensch im Erkennen, Fühlen und Wollen eben so wenig sich frei machen kann, als der Planet von dem Gesetz der Schwere, das ihn beherrscht? Dann wäre ja jeder Streit um Irrthum und Wahrheit geschlichtet durch die einfache Bemerkung: als Mensch bin ich gezwungen, so und nicht anders zu erkennen, für mich *muß* das also Wahrheit sein, da ich etwas Anderes überall weder erfassen noch fassen *kann*. Sollte nicht jedem Versuche des Menschen, sich in der Welt zurechtzufinden, sich die mannigfachen Erscheinungen zu ordnen und unter Gesetze zu bringen, mit einem Worte jeder Wissenschaft erst die Untersuchung vorhergehen, welche Anlagen, Eigenschaften, Kräfte u. s. w. hat der Mensch, was kann er mit denselben leisten, was nicht, ist er in seiner Thätigkeit an Gesetze gebunden und an welche? Eine auf feste und scharfe Elementarbeobachtung gegründete Naturgeschichte des Menschen, und eine nach analogeren Methoden, als man in den Naturwissenschaften anwendet, entwickelte Theorie des Menschen würde uns das gesuchte Maß für Wahrheit und Irrthum liefern. Es scheint aus diesen Betrachtungen unzweifelhaft hervorzugehen, daß die Grundlage aller andern Wissenschaften und Berufskreise, von der alle erst ihre Sicherheit entlehnen, ohne welche sie vages Spiel mit Luftschlössern sind, in dieser geforderten gründlichen Kenntniß des Menschen, mit einem Worte in der

Anthropologie gesucht und gefunden werden müsse. Wir können mit dem Dichter sagen:

„Hab' ich einmal des Menschen Kern erkannt,
So weiß ich auch sein Denken und sein Handeln."

Wir müssen hier aber in doppelter Weise vor einem naheliegenden Mißverständnisse warnen.

Zunächst wollen wir hier unter Anthropologie nicht etwa die gewöhnlich unter diesem Namen vorgetragene populäre Anatomie und Physiologie verstanden wissen, auch nicht die häufig darunter begriffene ethnographische Naturgeschichte des Menschen, ja auch nicht einmal die unter demselben Namen hergebrachte sogenannte Erfahrungsseelenlehre, in welcher allerlei Amüsantes über Taubstumme und Verrückte, Träume und Nachtwandeln, über merkwürdige Fresser und Gedächtnisse, — kurz, eine unterhaltende, aber wissenschaftlich ziemlich werthlose Sammlung angenehmer Anekdoten vorgetragen wird.

Anthropologie ist uns hier die auf streng exacte Beobachtung gegründete und daraus mit strenger Logik entwickelte Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens, mindestens in ihren ersten und wesentlichen Grundzügen, auf welche dann eine entwickeltere Logik und Kritik der Vernunft fortbauen mag. In wie weit wir eine solche Anthropologie bereits besitzen, werden wir noch später berühren.

Das zweite große Mißverständniß, welches wir hier beseitigen müssen, berührt unsere ganze neuere Naturforschung und sie ist wohl darin von unsern Handbüchern der Psychologie erzogen und bestärkt worden. Gewöhnlich heißt es in den psychologischen Lehrbüchern: „Die Erkenntniß fängt mit der Empfindung in der Erregung des Sinnes an." In diesem Satze ist fast jedes Wort vieldeutig, das Ganze also recht gründlichem Mißverstehen preisgegeben und in dem auch bei jeder Interpretation stehenbleibenden Hauptpunkte entschieden falsch. Was heißt hier Empfindung? Wir bezeichnen damit in unserer Sprache eben so gut die bloß körperliche Reaction der Nerven gegen eine körperliche Einwirkung als die unter gewissen Bedingungen sich unmittelbar mit einer solchen Einwirkung verknüpfende subjective Vorstellung. Am besten kann man bei einzelnen Chloroformirten beides unterscheiden. Der Chloroformirte empfindet in der zweiten Bedeutung des Wortes nichts von dem Schmerz der Operation, aber der Körper des Chloroformirten empfindet in der ersten Bedeutung des Wortes den Eingriff allerdings und reagirt dagegen durch Schreien, Umsichschlagen und so weiter. Hier ist ganz klar, daß die Anregung des Sinnes und die Reaction des Organs eine rein körperliche Wechselwirkung ist, die mit dem Erkennen so wenig etwas zu thun hat, daß der Kranke bereits lange ohne Bein wieder verbunden im Bette liegen und vom Schlaf erwachend fragen kann, ob die Operation nicht bald beginnen solle. Wer im lebhaften Gespräch begriffen durch eine Landschaft geht, dessen Sehnerven werden ununterbrochen durch die von unzähligen Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen erregt. Aber folgt daraus Erkenntniß? Keineswegs; denn von allen jenen Gegenständen weiß der Mensch, wenn er nicht gradezu von der Natur selbst zum Naturforscher gestempelt ist, gar nichts, und gleichwohl ruft oft nach Jahren ein Traum, eine zufällig glückliche Combination von Vorstellungen eins oder mehrere jener Bilder wieder hervor, von denen wir im Augenblick der ersten Auffassung und noch lange nachher gar nicht wußten, daß wir sie gesehen. Die Erregung des Sinnesorgans, die Empfindung als körperliche Reaction ist da, aber es fehlt noch etwas sehr Wesentliches, daß diese Empfindung dem Erkennen diene. Wie unendlich viel übersehen, überhören und — man gestatte das Wort — überfühlen wir, d. h. wie viel sehen, hören, fühlen wir, ohne daß es in unser Erkennen übergeht! Wie viel mehr könnte noch in der Weise an uns vorübergehen in unserm Leben, bis zuletzt nichts übrig bliebe für die Erkenntniß, und zwar ohne daß dabei die Empfindung durch die Sinneserregung irgend wie aufgehoben gewesen wäre.

Eine andere Zweideutigkeit liegt in dem Worte Anregung des Sinnes. Nur zu oft denken die Menschen dabei ausschließlich an die fünf Organe des äußern Sinnes, und übersehen ganz, daß es auch einen innern Sinn gibt, der nur durch die Thätigkeiten unseres Ich, durch sein Erkennen, Fühlen, Wollen angeregt wird, daß es auch hier Thätigkeiten gibt, die zwar diesen Sinn erregen, aber ohne daß dadurch noch irgend wie, so wenig wie bei den äußern Sinnen, eine Erkenntniß vermittelt werden müßte.

Nehmen wir nun aber den ganzen Satz, so ist er, abgesehen von den Zweideutigkeiten der Worte, falsch. Der erste Moment des Erkennens, womit das Erkennen selbst wirklich erst anfängt, liegt nicht in der Empfindung, sondern in dem Bewußtsein der Empfindung in Folge der Erregung des Sinnes. Vorher ist von keinem Erkennen auch nur einer einzelnen Erregung die Rede, geschweige denn von einem Erkennen, wie es aus Zusammenfassung vieler Anregungen zur Einheit einer Erkenntniß hervorgeht. Der erste Act des Erkennens ist das Bewußtsein, daß wir erkennen, nur dadurch wird es uns möglich, die Thätigkeit des Erkennens der Beobachtung zu unterwerfen, darin den erkannten Gegenstand und seine Beziehung auf die Veranlassung zum Erkennen zu finden. Wir besitzen in jedem Augenblicke unzählige Vorstellungen, ohne uns ihrer bewußt zu sein. Sie alle nützen uns aber so lange nichts, ja sind gar nicht für uns vorhanden, können also auch nicht für die Erkenntniß verwerthet werden, ehe sie nicht in unser Bewußtsein eintreten. Zeitlich geht zwar die Empfindung in der Erregung des Sinnes dem Erkennen vorher, steht aber mit dem Erkennen selbst in gar keiner ursprünglichen und nothwendigen Verbindung. Sie kann unzählige Male vorkommen, ohne je zum Erkennen zu führen, und sie dient der Erkenntniß nur dadurch, daß sie in's Bewußtsein aufgenommen wird. Bei dieser Aufnahme in's Bewußtsein kann aber die ursprüngliche Empfindung möglicherweise mannigfach verändert werden und wird es in der That, wie wir das an einem andern Orte für den Gesichtssinn nachgewiesen haben. Wir sind uns bewußt, daß wir einen vor uns stehenden Baum erkennen, von diesem Bewußtsein, als dem Ausgangspunkt, kommen wir durch weiteres Beobachten, Erkennen und Analysiren unserer Erkenntniß erst hinterher zu Lichtstrahl, Auge, Nerv und Erregungszustand desselben, aber keineswegs umgekehrt. Die Thatsache des Bewußtseins ist für den Menschen von viel unmittelbarerer Auffassung, als die Thatsache der Sinneserregung und Empfindung. Diese Thatsache des Bewußtseins ist nun aber entschieden eine Thatsache aus innerer Erfahrung, die nie und nirgend in äußerer Erfahrung vorkommen kann, mit einem Worte, eine psychologische Thatsache. Da sie die erste und ursprüngliche Thatsache ist, so müssen wir diese erst verstehen lernen, ehe wir aus der Empfindung in der Sinnesanregung irgend etwas für die Erkenntniß Brauchbares ableiten können und dürfen.

Der Grundfehler unserer ganzen materialistischen Naturforschung, die von Psychologie nichts wissen will, ist daher nicht etwa ein philosophischer Fehler, ein Fehler im Denkproceß, sondern ganz einfach ein Fehler in der naturwissenschaftlichen Exactheit, ein Beobachtungsfehler, indem man von der Erfahrung durch die äußern Sinne ausgeht und diese für das Ursprüngliche und daher Sicherste hält, während es doch nur das Vermittelte ist für das Erkennen, welches immer mit einer Thatsache aus innerer Erfahrung, mit dem Bewußtsein, daß wir erkennen, anfängt und gar nicht anders anfangen kann.

Warnen müssen wir daher hier insbesondere auch vor dem Mißverständniß, als sei die äußere Erfahrung etwas Ursprünglicheres, Festeres, Sichereres als die innere Erfahrung.

Aus diesen Erörterungen wird wohl auch annäherungsweise klar geworden sein, was wir hier unter Anthropologie verstehen wollen, nämlich eine auf Beobachtung gebaute Theorie des Erkennens, die nothwendig vorangehen muß, ehe wir beurtheilen können, ob das vermeintlich Erkannte wirklich Erkanntes ist und was das wirklich Erkannte für unser ganzes Leben bedeute und bedeuten könne.

Kant war es nun zuerst, der es versuchte, unser Erkenntnißvermögen einer Untersuchung zu unterwerfen, die zu einer solchen Theorie des Erkennens führen sollte. Als einer der ersten Beobachter auf einem noch fast gar nicht bearbeiteten Gebiete machte er hier gleich Entdeckungen von ungemeiner Bedeutung, wohin seine Entdeckung der reinen Anschauung, seine Kategorientafel und seine Amphibolie der Reflexionsbegriffe zu zählen sind. Aber eben als erster Beobachter hatte er auch noch gar Vieles fernerer Beobachtung und Untersuchung übrig lassen müssen.

Das von Kant begonnene Werk wurde in bedeutender Weise und in der hier bezeichneten Richtung nur durch zwei Männer fortgeführt, die beide den größten Theil ihres Lebens lehrend in Jena gewirkt haben. Beide hatten das untereinander und mit Kant gemein, daß sie mit einem aus-

gebreiteten und gründlichen realen Wissen, mit mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen an die Aufgaben gingen, deren Lösung sie ihr Leben gewidmet hatten. Sie konnten die Theorie der Erkenntniß sich zur Aufgabe machen und wesentlich fördern, weil sie die exacten Methoden der Beobachtung vorher eingeübt und in umfassender und gründlicher Kenntniß das Material hatten, an welchem sich allein eine Theorie der Erkenntniß entwickeln läßt.

Der erste dieser Männer war Jakob Friedrich Fries. Er hatte die Kantische Aufgabe, die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung aufzusuchen, zu der allgemeineren Aufgabe erweitert, überhaupt die Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntniß zu erforschen. Seine Aufgabe war eine psychologische, seine Methode die exacte der Beobachtung. So hat er einen wesentlichen Theil dieser anthropologischen Disciplin vollendet. In keinem einzelnen Werke hat er aber das hier von uns Gemeinte ganz und rein dargelegt und gleichsam aus der Masse seiner tiefen psychologischen Forschungen herausgeschält, vielmehr muß man aus einer ganzen Reihe von Schriften sich die einzelnen zusammengehörigen Theile herausnehmen und erst wieder ineinanderfügen. So gehören denn hierher viele Abschnitte seiner psychischen Anthropologie, viele Stücke seiner Logik und ein großer Theil seiner Kritik der Vernunft, besonders der erste Band. Ganz besonders bedeutungsvoll ist seine auf richtigerer und vollständigerer Beobachtung beruhende Auffassung der Trennung von Vernunft und Verstand, wodurch er einen wesentlichen Mangel bei Kant verbesserte, so wie das, was er die subjective Wendung aller Speculation nannte, indem er durch die einfache, jedem Denker sogleich als richtig sich aufdrängende Bemerkung: „Von den Dingen wissen wir ja nur vermittelst unserer Vorstellungen von ihnen und können wohl unsere Vorstellungen untereinander, aber nie unsere Vorstellungen mit den Dingen außerhalb derselben vergleichen," dem alten Streit um die Wahrheit eine neue und zwar die einzig mögliche Basis gab. Wahr ist die Erkenntniß, die wir wirklich in uns haben, falsch diejenige, die wir nur scheinbar besitzen, weil sie auf falschen Beobachtungen beruht, oder von richtigen Beobachtungen falsch abgeleitet ist.

Fries fand eine Anzahl dankbarer Schüler, besonders unter den Mathematikern und Naturforschern, und verdiente vorzüglich die Anerkennung der letzteren, wenn man bedenkt, daß die ganze Entwicklung der Naturwissenschaften in den letzten dreißig Jahren eigentlich unbewußt nur die Aufgabe durchgeführt hat, die Fries schon 1822 in seiner mathematischen Naturphilosophie, einem Werke, welches Gauß als eins der bedeutendsten anerkannte, aufgestellt hat. Er sagt daselbst: „Man darf nie zum Erklärungsgrund eines physischen Processes unmittelbar einen besonderen Stoff oder eine besondere Kraft voraussetzen, sondern dieser Erklärungsgrund liegt jedesmal in einem Naturtrieb, d. h. in einer bestimmten Form der Wechselwirkung, dessen Gesetz sich aus den Grundkräften und den hinzukommenden geometrischen Bedingungen muß construiren lassen — und eben so wenig dürfen wir den Bildungstrieb, dessen Wirkungen uns in den organischen Processen des Pflanzen- und Thierlebens erscheinen, eine unerklärliche Grundkraft gewisser Stoffe, nämlich der organischen Materie nennen, sondern auch diesen Bildungstrieb müssen wir erklärlich halten aus dem Gesetz einer bestimmten Form der Wechselwirkung in der Körperwelt."

Ein zweiter an dem bezeichneten Werke Kant's Fortarbeitender war Schüler von Fries: Ernst Apelt, der in der würdigsten Weise in die Fußtapfen seines Lehrers trat. Die Resultate seiner Geistesarbeit, die wir hier vorzugsweise im Auge haben, sind größtentheils niedergelegt in den beiden von allen Astronomen hochgeschätzten Werken: „Johann Keppler's astronomische Weltansicht" und „die Reformation der Sternkunde im Mittelalter," so wie in der in neuerer Zeit vielfach in Frankreich und England besprochenen „Theorie der Induction." Auch seine Metaphysik behandelt mehrere hier einschlagende Themate mit überraschender Tiefe und Klarheit.

Ob man das, was diese Männer in der von uns hervorgehobenen Beziehung geleistet haben, Philosophie nennen will oder nicht, ist sehr gleichgiltig. Uns gilt hier nicht das Wort, sondern die Sache, und das ist gewiß, daß sie auf Kantischen Anfängen eine Wissenschaft erbaut haben, die auf exacten Beobachtungen wirklicher Thatsachen fußend sich in streng logischer Weise zur Theorie entwickelt, und man mag es unserm

durchaus einseitigen naturwissenschaftlichen Standpunkt verzeihen, wenn wir gestehen, daß wir für jede auf anderm Boden mit andern Mitteln gebaute Disciplin kein Verständniß haben, dieselbe also für uns nicht als Wissenschaft existirt.

Du Chaillu's Reisen in Guinea.

Von Fr. Steger.

In den äquatorialen Gebieten der afrikanischen Westküste durchschneidet der erste Grad nördlicher Breite eine liebliche Bucht. Drei deutsche Meilen tief in's Land eindringend, empfängt sie die Gewässer zweier stattlicher Flüsse, des Muni und des Mundah. Die Erdmassen, welche diese Ströme in der Regenzeit mit sich führen, um sie draußen im Meere abzusetzen, erzeugen viele Untiefen und beeinträchtigen dadurch den Werth der Bai für den Handel, ohne deswegen ihre landschaftlichen Schönheiten zu vermindern. An hellen Tagen überblickt man vom Wasserspiegel aus eine ganze Bergreihe des Innern und sieht selbst die blauen Gipfel der fernen Sierra del Cristal in die stille Luft aufragen. Benannt wird diese schöne Bucht nach Corisco, der größten der Inseln, um welche ihre Wellen, Muscheln an den Strand werfend, spielen.

Corisco ist eine kleine Welt für sich, und eine reizende Welt. Bald steilt ihr Strand zu hohen Klippen auf, deren Spitzen Seeadler, nach Raub umherspähend, einnehmen, bald zieht sich am Meere ein mit Muscheln bestreuter Sandstreifen hin. Jenseits desselben wiegen Cocospalmen ihre Kronen, zwischen denen aufsteigender Rauch die Hütten der Eingebornen andeutet. Weiter im Innern erheben sich bewaldete Hügel und man hört das Rieseln krystallheller Bäche, die einen einsamen, bloß von Wassergeflügel bewohnten See in's Dasein gerufen haben. Buntgefiederte Papageien und andere schöne Vögel schwirren durch die Luft, Eichhörnchen klettern an den Palmen in die Höhe, wo die in gelben Traubenbüscheln herabhängenden Nüsse sich ihnen zur Nahrung anbieten. Doch wir sind in Afrika und dürfen uns den idyllischen Charakter der Landschaft nicht zu schön ausmalen. Es gibt Dürren, bei denen die Quellen und Bäche bis auf einige wenige austrocknen, es gibt schwarze giftige Schlangen in nicht geringer Anzahl, und es gibt eine Luft, mit deren Hauch der Europäer Miasmen einathmet.

Besser als das Klima der Küste ist jenes von Corisco immer noch. Glaubensboten und Reisende pflegen die Insel daher zu wählen, um sich nach und nach einzugewöhnen. Zu diesem Zweck brauchte du Chaillu, als er zu Ende des Jahres 1855 diese Gegenden betrat, Corisco nicht aufzusuchen. Ein längerer Aufenthalt in Guinea mit seinem Vater hatte ihn früher schon gegen das Klima so weit abgehärtet, als es geschehen kann. Damals trieb er Handel mit den Negern, jetzt beschäftigte ihn die wissenschaftliche Aufgabe, in das Innere zu dringen, die dort lebenden Stämme kennen zu lernen und für europäische und nordamerikanische Museen unbekannte oder seltene Thierarten zu sammeln. Er hat diesem Zweck im Kampfe mit dem Fieber, mit wilden Thieren, mit Hunger und Unwetter mehr als drei Jahre gewidmet. Vielleicht bedarf diese oder jene seiner Entdeckungen der weitern Bestätigung. Der Ruhm kann ihm nicht abgesprochen werden, durch seine Reisen und Sammlungen unsere Bekanntschaft mit einem bisher stark vernachlässigten Theil der Westküste vermehrt zu haben.

Auf Corisco fand du Chaillu ein Bot und einen Führer für die Fahrt auf dem Muni, die ihm bevorstand. Das Bot war ein einziger ausgehöhlter Baumstamm von 35 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 3½ Fuß Tiefe, also groß genug, um den Reisenden mit seinen Waffen, seinem Schießbedarf und seinen zu Geschenken bestimmten Spiegeln, Glasperlen, Tabacksblättern u. s. w. aufzunehmen. Bei gutem Winde bewegte es sich mit seinem Mattensegel rasch vorwärts, bei Windstille wurde es von zwölf Negern gerudert. Sein Eigenthümer Mbango, der den Führer machte, war ein großer Kaufmann. Wie er den Handel zu betreiben pflegte, zeigte sich noch draußen in der Bucht auf der Fahrt zur Flußmündung. Seine Leute lugten scharf aus, bis sie ein anderes Bot erblickten, auf das sogleich Jagd gemacht wurde. Nach einem langen Rudern in glühender Hitze wurde das fremde Fahrzeug eingeholt, geentert und ein Theil seiner Mannschaft, zwei

Männer und eine Frau, zu Gefangenen gemacht. „Das war ein guter Tag," rief Mbango selbstzufrieden aus. Das Bot gehörte einem seiner Schuldner und er fing sich deshalb lebendige Pfänder für seine Forderung ein.

Der Muni mündet unter 1 Grad 2 Minuten nördlicher Breite. Weit hinauf sind seine Ufer sumpfig und mit Mangelwäldern bedeckt. An manchen Stellen fließt der Fluß so träge, daß das Fahrwasser sich kaum bemerklich macht, und wo Seitenarme in ihn einlaufen, entsteht ein Labyrinth von Schilflachen, Sumpfgebüsch und Schlammbänken, in dem man sich leicht verirrt. Die meisten Dörfer der Flußgegend gewahrt man nicht, weil sie an Nebenbächen liegen und die zu ihnen führenden Pfade ganz versteckt angelegt werden. Berührt man ein am Flusse selbst erbautes Dorf, so eilt die ganze männliche Bevölkerung bewaffnet herbei. Jedermanns Hand ist gegen Jedermanns Hand, und so erwartet man in einem Fremden eher einen Feind als einen Freund zu finden. Ein offener Krieg wird nicht geführt, der Kampf besteht vielmehr in einem Heranschleichen und Ueberfallen. Es gilt für eine Heldenthat, Nachts zu einem Dorfe zu kriechen und durch die Spalten der Bambushütten vergiftete Pfeile zu schießen. Sind die Fremden Freunde, so wird ein großes Feuer angezündet. Neben einem flammenden Holzstoß zu sitzen, ist dem Neger sowohl in der kalten Jahreszeit, wenn das Thermometer bis auf + 15 Grad Reaumur sinkt, als in der heißen Jahreszeit, die das Quecksilber auf 26 Grad hinauftreibt, ein Bedürfniß und ein großer Genuß. Der Vornehmste der Reisenden erhebt sich nun und gibt in kurzen abgebrochenen Sätzen eine Geschichte seiner Reise. Nicht das kleinste Ereigniß wird von ihm vergessen. Hat er geendet, so entführt jeder Neger einen seiner fremden Freunde, um mit ihm über Handelsgeschäfte zu sprechen.

Im ersten Dorfe der Mbuscha hatte du Chaillu über seine Weiterreise in's Innere zu unterhandeln. In diesem Theil von Afrika kann man nur so reisen, daß man sich von einem Stamme dem andern überliefern läßt. Ganz auf dieselbe Weise werden die Waaren befördert. Ein Neger des Innern, der der glückliche Besitzer eines Elephantenzahns, einiger Scheite Rothholz oder eines halben Centners Kautschuk geworden ist, läßt seine Waaren von Frauen oder Sclaven, den einzigen hier bekannten Lastthieren, zu dem der Küste nächsten Dorfe tragen. Hier übernimmt sie ein Vertrauensmann, um sie auf dieselbe Weise ein Stück weiter zu schaffen. Die Kette dieses Zwischenverkehrs reicht bis zur Küste. Die Tauschartikel, die ein weißer Schiffscapitän für die Waare gegeben hat, nehmen denselben Weg rückwärts. Von dieser Rückfracht gelangt indessen sehr wenig an den ursprünglichen Urheber des Geschäfts, denn in jeder Hand, die bei dem Speditionsverkehr thätig gewesen ist, bleibt ein Theil für Mühen und Unkosten zurück. Um sich diese Art von Handel nicht beeinträchtigen zu lassen, halten die Küstenstämme die Europäer vom Innern fern. Es soll kein directer Handel entstehen. Auch du Chaillu wurden vom König der Mbuscha Schwierigkeiten gemacht, aber er überwand sie durch ein Verführungsmittel, dem ein schwarzer Monarch nicht widersteht. Es war das ein alter Frack, der in New-York alle Gesellschaften und Bälle eines langen Winters mitgemacht hatte.

Es war die trockne Jahreszeit, die Zeit der Blumen und der Kolibris. Am Oberlauf des Flusses waren die Ufer häufig mit Palmen eingefaßt und zahlreiche kleine Inseln unterbrachen den stillen, wie Glas glänzenden Wasserspiegel. Hirsche kamen an's Wasser, um zu trinken, aus der prächtigen Einsamkeit der Urwälder schrillte das Gekreisch von Affen hervor, oder aufwirbelnder Rauch verrieth die Lage eines Dorfes in der Wildniß. In der Ferne wurden jetzt zwei Bergreihen der Sierra del Cristal, eine nähere und eine fernere und höhere, deutlicher sichtbar. Die Schifffahrt wurde nun auf eine unangenehme Art erschwert. Aloedickichte wuchsen häufig weit in den Fluß hinein und machten sein Wasser beinahe unsichtbar. Durch diese Dickichte, deren scharfe Dornen du Chaillu's Kleider zerrissen und ihn mit Blut bedeckten, mußte das Bot hindurchgezwängt und von Zeit zu Zeit über umgestürzte Baumstämme hinweggehoben werden. Dies ist die Beschaffenheit der besten Straßen, welche der Handel im äquatorialen Afrika benutzen kann. Wo Flüsse fehlen, muß man sich durch die fast undurchdringlichen Urwälder einen Weg bahnen.

Von den Mbuscha wurde du Chaillu an die Mbondemo überliefert. Ihre Dörfer bestehen immer aus einer einzigen Straße, eingefaßt von zwei Reihen Häuser, die dicht aneinander gebaut und bloß nach der Straße zu offen sind. Da die beiden Enden der letztern mit Gittern verschlossen sind und jedes der Häuser gegen außen hin eine ununterbrochene Wand bildet, so ist man Nachts ziemlich gut geschützt. Jedes Gebäude hat dieselbe Größe und dieselbe Bauart. An Eckpfeiler, die aus stärkern Baumstämmen bestehen, reiht man Bambusstäbe an und befestigt sie durch Schlinggewächse. Ueber diese Wände wird Rinde gedeckt, das Dach ist eine Schicht Matten. Im Innern scheidet eine Wand von Rinde zwei Räume ab, von denen der eine, den die nach der Straße führende Thür erhellt, die Küche ist, der andere, völlig dunkle, zur Wohnung und zum Vorrathshause dient. Dieser letztere Raum hat wieder eine Zwischenwand mit verschiedenen kleinen Thüren. So viele Thüren man zählt, so viele Weiber hat der Hausbesitzer.

Hinter diesem Dorfe mußten die beiden ersten Ketten der Sierra del Cristal erstiegen werden. Beide sind mit Urwald bedeckt, unter dessen Bäumen mächtige Felsblöcke so dicht gesäet sind, daß man alle Augenblicke sie umgehen oder über sie hinwegklettern muß. Die Schwarzen verrichteten das viel leichter als du Chaillu. Sie gehen von Kindheit auf barfuß und sind darin geübt, ihre Zehen wie Finger zu gebrauchen. Wo sie sich mit diesen Gliedern anklammerten, da glitt du Chaillu mit seinen schweren Schuhen aus. Die tiefe Stille dieser Urwälder hat etwas unbeschreiblich Niederdrückendes. Tagelang hört man keinen andern Ton als das schwere Athmen der schwarzen Lastträger. Es war daher für du Chaillu eine Erleichterung, als plötzlich das Rauschen von Wasser sein Ohr traf. Er ging auf den Ton zu und stand, als er um einen Felsen bog, vor einem großen Bergstrom, der in einem Winkel von 25 bis 30 Grad von einem Berge herabschoß. In seinem Bette lagen riesige Felsblöcke, gegen die seine Gewässer, ihren Gischt bis in die Spitzen der Bäume schleudernd, mit rasender Gewalt anstürmten. Es war der Ntambunay, einer der drei Quellflüsse des Muni. Der Berg, an dessen Seiten er sich herabstürzte, ist in der zweiten Kette der Sierra del Cristal der höchste und erhebt sich bis zu 5000 Fuß über das Meer. Von seinem Gipfel überblickt man nichts als Wald, aus dessem Dunkel hier und da ein Silberstrahl, der Spiegel eines Flusses, hervorblitzt.

Noch einige mühevolle Tagereisen weiter, und du Chaillu befand sich unter den Fans, denen diese Reise zum Theil mitgalt. Hier wurde nun sein Wunsch erfüllt, einen Gorillaaffen zu erlegen. Gerippe dieses großen und wahrhaft furchtbaren Affen waren bereits nach Europa gelangt, von der Lebensweise des Thieres wußte man weiter nichts als was sich etwa aus den Erzählungen der Küstenneger entnehmen ließ. Bis jetzt hatte du Chaillu bloß Spuren von Gorillas und einmal einige Junge gesehen, die ihm im Dickicht entkamen. Unter den Fans versprach man ihm eine gute Jagd und er säumte keinen Augenblick, mit seinen bewaffneten Negern aufzubrechen.

„Im Walde," erzählt er, „hörte ich ein Geräusch, als ob Baumzweige abgebrochen würden. Die gespannten Mienen der Neger sagten mir, daß wir einen Gorilla zu erwarten hatten. Alle untersuchten die Pfannen ihrer Gewehre, um sich zu überzeugen, daß das Pulver nicht verschüttet sei, und ich that dasselbe, worauf wir vorsichtig weiter gingen.

„Das Geräusch der brechenden Zweige dauerte fort. Wir schlichen uns so leise fort, daß man uns gar nicht hörte. Auf den Gesichtern meiner Leute las ich, daß sie das Gefühl hatten, in ein sehr ernstes Unternehmen verwickelt zu sein. Sie folgten mir aber ohne Zögern, bis wir durch die dicken Büsche hindurch die Bewegung der Zweige und jungen Bäume wahrnahmen, welche das große Thier niederbog, um zu den Beeren und Früchten zu gelangen.

„Plötzlich, indem wir noch immer so leise vorwärts schlichen, daß ein tieferer Athemzug laut und deutlich hörbar wurde, ertönte der Wald von dem furchtbaren bellenden Gebrüll des Gorilla's.

„Im nächsten Augenblicke wurde das Unterholz grade vor uns niedergebogen und es zeigte sich ein ungeheurer männlicher Gorilla. Durch das Dickicht war er auf allen Vieren gegangen, als er uns wahrnahm, richtete er sich auf und sah uns kühn in's Gesicht. Er war etwa ein Dutzend



Du Chaillu's erster Gorilla.

Ellen von uns entfernt und gewährte einen Anblick, den ich nie vergessen werde. Beinahe sechs Fuß hoch, mit einem riesigen Leibe, hoher Brust und langen muskelkräftigen Armen, mit wilden, großen, tiefliegenden grauen Augen und einem teuflischen Gesichtsausdruck — so stand der König des afrikanischen Waldes vor uns.

„Er fürchtete sich vor uns nicht. Da stand er und schlug seine Brust mit seinen

breiten Fäusten, bis sie wie eine mächtige Pauke erklang, wobei er Gebrüll auf Gebrüll ausstieß. Das ist die Art, wie der Gorilla herausfordert.

„Sein Gebrüll ist der eigenthümlichste und schrecklichste Ton, den man in den afrikanischen Wäldern hört. Es beginnt mit einem scharfen Bellen, wie ein gereizter Hund es ausstößt und geht in ein tiefes Rollen über, welches genau so wie ein ferner Donner klingt und von mir auch oft dafür gehalten wurde, wenn ich das Thier nicht sah. Es ist ein so tiefes, daß es weniger aus dem Maule und der Kehle, als aus der breiten Brust und dem umfangreichen Bauche zu kommen scheint.

„Seine Augen begannen wilder und wilder zu leuchten, als er bewegungslos so dastand, und der kurze Haarbüschel auf seinem Vorderkopfe ging rasch auf und nieder, während seine langen Fänge hervortraten, als er uns wieder ein donnerndes Gebrüll zuschickte. Er erschien mir jetzt wie eins der höllischen Geschöpfe, von denen man im Fieber zu träumen pflegt, wie eins jener häßlichen, aus Mensch und Thier zusammengesetzten Ungeheuer, welche wir von alten Künstlern unter den Gestalten der Hölle dargestellt finden. Er trat einige Schritte vor, stieß wieder jenes scheußliche Gebrüll aus, schritt abermals vorwärts und machte endlich in einer Entfernung von sechs Ellen Halt. Hier, grade als er ein neues Gebrüll begann, feuerten wir und tödteten ihn.

„Mit einem Stöhnen, das etwas entsetzlich Menschliches hatte und doch wieder ganz thierisch war, fiel er nach vorn auf's Gesicht. Sein Körper zuckte einige Minuten lang krampfhaft, seine Glieder warfen sich umher und dann war Alles ruhig. Der Tod hatte sein Werk gethan, und ich konnte den mächtigen Körper mit Muße untersuchen. Er maß in der Länge fünf Fuß acht Zoll und die Muskelentwicklung der Arme und der Brust sprach für die ungeheure Stärke, die das Thier besessen haben mußte."

Seine Wildheit macht den Gorilla zu dem gefürchtetsten Thiere dieser Gegenden. Der Elephant ist viel stärker, aber er greift den Menschen niemals an und weicht ihm so lange aus, bis man ihn verwundet. Der Gorilla versteckt sich im Walde ebenfalls und man kann dicht bei ihm vorübergehen, ohne daß man ihn bemerkt. Wird er dagegen überrascht, so ergreift er niemals die Flucht, sondern geht dem Jäger kühn entgegen. Man muß ihn dann so weit herankommen lassen, daß man eines sichern Schusses gewiß ist. Zum Wiederladen auf einen Fehlschuß würde er dem Schützen keine Zeit lassen, und ihm mit dem Gewehrkolben entgegenzutreten, würde ein hoffnungsloses Beginnen sein. Der heftigste Schlag würde keinen großen Eindruck auf ihn machen, und im nächsten Augenblicke läge sein menschlicher Feind, von der mächtigen und mit scharfen Krallen bewaffneten Tatze getroffen, mit zerschmettertem Schädel leblos am Boden.

Die Neger erzählen, daß der Gorilla dem Leoparden, der das mächtigste Raubthier ihrer Heimath ist, unbedingt überlegen sei. Was sie sonst noch von dem boshaften Affen erzählen, ist Fabel und ihnen von der Furcht vor ihm eingegeben. Es ist nicht wahr, daß der Gorilla den Elephanten mit Keulen angreife und daß er auf einem Zweige lauere, um vorübergehende Menschen oder Thiere zu sich hinauf zu ziehen und zu erwürgen. Seine einzige Waffe ist sein langer und dadurch mit einer schrecklichen Hebelkraft ausgestatteter Arm und dessen Krallen. Thiere und Menschen zu erwürgen, hat er keine Veranlassung, da er ein reiner Pflanzenfresser ist. Die Neger erzählen auch von Beispielen, daß Menschen in Gorillas verwandelt worden seien. Solchen verzauberten Affen ist durch keine Kugel etwas anzuhaben. Verschwindet aus irgend einem Dorfe ein Neger spurlos, so ist aus ihm ein Gorilla geworden. Aus der Verbindung mit Zauberei, in die das Thier gebracht worden ist, erklärt sich der Werth, den die Schwarzen auf sein Gehirn legen. Sie bereiten daraus zwei Zaubermittel. Das eine macht seinen Besitzer zu einem glücklichen Jäger, das andere zwingt jede Frau, die er besitzen will, ihm ohne Weiteres in die Arme zu fliegen.

Der Gorilla kommt nicht überall vor. Besonders liebt er den einsamen Urwald, wo er in einer ewigen Dämmerung und durch kein Geräusch gestört seiner Nahrung nachgehen kann. Eine der Gegenden, wo man ihn häufig findet, ist das Land der Fans. Du Chaillu hält dieses Volk für Nachkommen der Jaggas, eines der vier afrikanischen Stämme, von denen man

weiß, daß sie als Eroberer aufgetreten sind. Ihre Sprache ist von der aller umwohnenden Neger abweichend. Wie sie unsern Reisenden aufnehmen würden, war um so zweifelhafter, als ihr König Ndiayai des festen Glaubens lebte, daß er innerhalb dreier Tage nach dem Besuch desselben eine Leiche sein werde. Zuletzt war die Neugier, den ersten Weißen zu sehen, doch stärker als die Furcht vor dem Tode, und du Chaillu wurde des Anblicks der Majestät gewürdigt.

König Ndiayai hatte seinen Körper, der bis auf einen schmalen, um die Mitte des Körpers laufenden Gürtel von weicher Baumrinde nackt war, mit rother Farbe bemalt. Gesicht, Brust, Magen und Rücken waren auf eine eben so rohe wie wirkungsvolle Weise tättowirt. Alle bei der Audienz anwesenden Fans trugen Zöpfe, aber der des Königs war der dickste von allen und endete in zwei Schwänzen, in welche kupferne Ringe eingeflochten waren, während der obere Theil des Zopfes einen Schmuck von weißen Glasperlen trug. An seinen Knöcheln klirrten kupferne Ringe, der mittlere Theil seines Gürtels war mit Leopardenfell überzogen, sein Bart bildete verschiedene Flechten, in welche so viele weiße Glasperlen eingeflochten waren, daß er steif vom Gesicht abstand. Seine Zähne hatte er spitz gefeilt und mit schwarzer Farbe überzogen. Obgleich er mit Zaubermitteln ganz bedeckt war, schrak er doch zusammen, als du Chaillu eintrat (S. 64).

Die erste Gemahlin des Königs, ein sehr altes und abschreckend häßliches Weib, befand sich an der Seite ihres Gebieters. Ihre einzige Kleidung bestand in einer roth gefärbten und vier Zoll breiten Schürze. Auch sie hatte ihre von der Luft rauh und rissig gewordene Haut in phantastischer Weise tättowirt. Ihre Knöchel trugen zwei ungeheure Ringe von Eisen, das bei den Fans ein sehr geschätztes Metall ist. In den Ohren trug sie kupferne Ohrringe von zwei Zoll im Durchmesser. Das Gewicht derselben hatte die Ohrläppchen so niedergezogen, daß du Chaillu in die Ohrlöcher, durch die die Ringe gingen, seinen kleinen Finger ohne Mühe stecken konnte.

Mbene, der Führer des Reisenden, war voll Entzücken, daß er den Fans, vor denen er sich nicht wenig fürchtete, Jemand vorstellen konnte, vor dem sie sich fürchteten. Er sagte dem König, er bringe da einen Geist, der viele tausend Meilen weit über das große Wasser gekommen sei, um die Fans zu sehen. Seine Majestät antwortete, es sei Alles gut so, und befahl der Königin, sich zu entfernen und dem Fremden eine Wohnung einzurichten. Nachdem mit sehr wenig Förmlichkeiten irgend welcher Art noch einige Worte gewechselt waren, hatte die Audienz ein Ende.

Das Dorf, in dem du Chaillu Aufnahme fand, war von starken Pfahlwerken umgeben und wurde Nachts gut bewacht, theils von Menschen, theils von Hunden, deren scharfes Gebell jeden herannahenden Fremden von fern verräth. Die Fans haben es nöthig, auf ihrer Hut zu sein, denn sind sie auch nicht eigentlich Eroberer, so führen sie doch viele Kriege. Die Mannigfaltigkeit der Waffen, die man bei ihnen wahrnimmt, läßt den Fremden darüber nicht in Zweifel, welche Neigung sie haben. Die unscheinbarste und fürchterlichste dieser Waffen ist ein sehr leichter, bloß einen Fuß langer Pfeil von Bambusholz, der vorn bloß ein wenig zugespitzt wird. Die Fans tauchen diese Spitze mehrmals in ein Pflanzengift, welches eintrocknet und dem Holz eine rothe Farbe mittheilt. Die kleinste, mit einem solchen Pfeil zugefügte Wunde führt unfehlbar den Tod herbei. Geschossen wird der Giftpfeil mit einer Art von Armbrust und seine Flugweite ist nicht über fünfzehn Ellen. Die größern Pfeile haben eine Eisenspitze, die nicht vergiftet ist, und werden gegen wilde Thiere benutzt. Die übrigen Waffen sind ein breites, oben spitz zulaufendes Schwert von drei Fuß Länge, eine Streitaxt, ein Wurfbeil, Speere und Wurfspieße. Die Schutzwaffe der Fans ist ein Schild von solcher Länge und Breite, daß man sich hinter ihm vollständig decken kann. Er wird aus Elephantenhaut gemacht und ist sogar für Flintenkugeln undurchdringlich.

Welchen Gebrauch die Fans von ihren Waffen zu machen verstehen, sah du Chaillu bei einer ihm zu Ehren veranstalteten Jagd. Zu derselben versammelten sich 500 Menschen, alle bis auf einige wenige, welche Gewehre hatten, mit Wurfspießen bewaffnet. In der Nähe des Platzes, wo gejagt werden sollte, wurde ein Lager aufgeschlagen und übernachtet. Am nächsten Morgen wurde unter strömendem Regen aufgebrochen. Es waren Elephanten, die gejagt werden sollten. Die Fans haben ein Mit-



Ndiavai, König der Fans.

tel ausfindig gemacht, das große und starke Thier auf seiner Flucht aufzuhalten. Ihre Wälder beherbergen Massen von starken Schlingpflanzen, die bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume emporklettern. Diese Schlinggewächse reißen sie herunter und bilden aus ihnen mit großer Mühe eine Art von Gehege. An einen festen Jagd-



Elephantenjagd der Fans.

schirm nach deutscher Art darf man dabei nicht denken, den würde der Elephant im Nu umstürzen und unter die Füße treten. Das Gehege ist vielmehr ein Netz, in dessen groben Maschen der Elephant sich verwickelt und das sich an ihn anhängt und ihm die Flucht erschwert.

Als ein Elephant entdeckt worden war, krochen mehrere Neger wie Schlangen an ihn heran, richteten sich nicht weit von ihm

auf und scheuchten ihn in der Richtung des Geheges hin. Er floh eilig und war bald genug in den Schlinggewächsen verwickelt. Wüthend zerriß er alle Ranken, die in den Bereich seines Rüssels kamen, allein mit allen seinen Anstrengungen vermochte er sich nicht zu befreien, ehe die Fans ihn erreichten. Jeder Neger warf seinen Speer, und damit wurde so lange fortgefahren, bis der Elephant todt war. Vier wurden auf dieselbe Weise getödtet. Einer derselben tödtete einen Jäger, der seine Geistesgegenwart verloren hatte und dem gegen ihn geschwungenen Rüssel nicht zeitig genug auswich. Seine Gefährten geriethen dadurch in solche Wuth, daß sie sich alle zugleich auf den Elephanten warfen und ihn mit ihren Wurfspießen bedeckten. Ihre Rache war nicht eher gesättigt, als bis sie den todten Elephanten in kleine Stücke geschnitten hatten.

Solche Unglücksfälle ereignen sich nicht selten. Es geschieht, daß ein Neger sich in das Netz verwickelt, das für den Elephanten bestimmt ist, und erreicht und zerstampft wird. Sucht ein verfolgter Fan auf einem Baume Sicherheit, so muß er einen starken Stamm wählen, den ein Elephantenrüssel nicht umwerfen kann. Um diese Gefahren zu vermeiden, stellt man den Elephanten, wenn sie sich bestimmte Wege gewählt haben, Fallen. Man befestigt oben in einem Baume einen schweren Klotz mit einem nach unten gekehrten spitzigen Eisen und setzt ihn mit einer auf den Boden hinlaufenden Schlinge in Verbindung. Sowie der Elephant diese betritt, stürzt der Klotz auf ihn herab, das Eisen dringt in seinen Körper und häufig bricht ihm die Wucht des Falles das Genick.

Das grobfaserige und zähe Fleisch des Elephanten ist ein Lieblingsessen der Fans. Sie essen es frisch und geräuchert. Wird ein Thier erlegt, so gehört das Fleisch allen Theilnehmern an der Jagd, aber die Zähne werden das Eigenthum Derer, welche die tödtenden Spieße geschleudert haben. Dieses ganz vernünftige Jagdrecht macht die jungen Liebenden zu den entschlossensten Jägern. Die Braut muß nämlich vom Vater gekauft werden, und der Kaufpreis besteht regelmäßig in europäischen Waaren, kupfernen Pfannen und Ringen, Glasperlen und dergleichen. Für Elfenbein kann man die meisten solcher Artikel erlangen, und das ist der Grund, weshalb den Elephanten von der männlichen Jugend eifrigst nachgestellt wird.

Im Interesse seiner zoologischen Sammlungen machte du Chaillu noch mehrere Jagden mit und lebte bei den Fans längere Zeit. Er lernte sie auf diese Weise ziemlich genau kennen. Sie sind nicht so vom Handelsgeist beseelt und nicht so schlau wie die Küstenneger, aber dafür in Handwerken erfahren. Die vielen Eisenadern, von denen ihr Gebiet durchzogen wird, wissen sie gut zu benutzen. Bergleute sind sie nicht, und selbst von dem sogenannten Bau zu Tage, das heißt von dem oberflächlichen Abschürfen der zuoberst liegenden Erzschichten, mit dem die rohesten europäischen Völker sich beschäftigten, wissen sie nichts. Sie benutzen bloß die umherliegenden Erze, aber diese verwandeln sie auf großen Holzstößen in ein vorzügliches Gußeisen und schmieden aus demselben bessere Messer und Speerspitzen, als ihnen von den Weißen zugeführt werden. Allerdings braucht ein Schmied zur Herstellung eines kleinen Messers Tage und eine Streitaxt kostet ihn Wochen, aber darauf kommt ihm nichts an, denn die Zeit hat für diese Leute keinen Werth. Auch in Töpferarbeiten sind sie geschickt, wenn sie auch außer Kochtöpfen und Tabackspfeifen nichts anfertigen. Musikalische Instrumente besitzen sie zwei. Das eine ist eine Kriegstrommel und besteht aus einem ausgehöhlten, vier Fuß langen Baumstück, dessen oberes, zehn Zoll im Durchmesser haltendes Ende mit einem Hirschfell überspannt und mit Schlägeln geschlagen wird. Einen je stärkern Ton der Trommler durch wüthendes Drauflschlagen hervorbringt, um so mehr wird er bewundert. Mit dieser Trommel werden die wilden und unbeschreiblich unanständigen Tänze der Fans ausschließlich begleitet. Das zweite Instrument heißt Handscha und ist ein leichtes Rohrgerüst von drei Fuß Länge und anderthalb Fuß Breite, in das hohle Kürbisse senkrecht stehend eingefügt werden. Jeder Kürbiß wird mit einem Streifen eines harten röthlichen Holzes bedeckt und jeder ist von verschiedener Größe. Durch diese Abstufung entsteht eine Reihe von sieben Tönen, also genau so viele, als eine Octave unseres Claviers (die Octave selbst als denselben Ton tiefer oder höher wiederholend nicht mit gerechnet) hat. Die Deckel der

Kürbisse werden mit zwei Stäben, einem von weichem und einem von hartem Holz, geschlagen, und es entstehen dadurch klare und wohlklingende Töne. Zur Erzeugung derselben dürften die an den Seiten der Kürbisse angebrachten kleinen, mit Spinngeweben belegten Löcher viel beitragen. Die Melodien der Fans sind von der rohesten Art, doch verrathen die Musiker beim Spielen derselben eine gewisse Geschicklichkeit.

Das Haar der Fans ist eben so kraus und wollig wie das der übrigen Neger, ihre Hautfarbe spielt mehr in's Braune. Das Tättowiren ist stärker im Schwunge, als bei den Negern im Norden des Aequators. Am schlimmsten treiben es die Weiber, die sich mit blauen Linien und Curven über und über bedecken. Auf ihren Wangen laufen die verschiedensten Figuren durcheinander und sie erhalten durch diese Mode wie durch die ungeheuren, die Ohrläppchen herabziehenden Ohrringe etwas abschreckend Häßliches.

Von dem Lande dieses Stammes aus dachte du Chaillu weiter gegen Osten vorzudringen. Er scheiterte jedoch mit allen seinen Bemühungen, König Ndiayai zu überreden, daß er ihn in jener Richtung weiter vordringen lasse. Zuerst wollte der Fanmonarch mit dem Gebiet weiter nach dem Innern zu gar nicht bekannt sein, so daß er seinem Gast keine Führer mitgeben könne, später erzählte er ein Langes und Breites von wilden Völkerschaften, die dort wohnten und jeden Fremden mit vergifteten Pfeilen begrüßten. Kurz, du Chaillu mußte zur Küste umkehren. Er schied mit dem Eindrucke, daß die Fans, obgleich sie Cannibalen sind, unter allen Völkern Westafrika's die meisten Hoffnungen erwecken. „Sie behandelten mich," sind seine Worte, „immer gleich gastfrei und wohlwollend und schienen mir mehr als irgend ein anderer afrikanischer Stamm, den ich kenne, im Besitz der Grundeigenschaften zu sein, durch die ein wildes Volk zur Aufnahme einer fremden Cultur befähigt wird. Energisch, feurig und kriegerisch, durch Muth und Geist ausgezeichnet, sind sie unangenehme Feinde, und ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die große Familie oder Nation, der sie als bloßer Nebenzweig angehören und die vielleicht jene Gebirgskette bewohnt, von der spätere Forschungsreisen mich überzeugten, daß sie fast über den ganzen Continent wegläuft — ich halte es für sehr wahrscheinlich, sage ich, daß dieses Gebirgsvolk den ungestümen Andrang der mohamedanischen Eroberer in diesem Theile von Afrika abgewehrt hat."

Du Chaillu's Führer, Mbene, hatte den Aufenthalt bei den Fans gut benutzt. Er war der glückliche Gatte einer der Töchter des Königs geworden. Hatte die Liebe bei diesem Ehebündniß des alten schlauen Negers gänzlich geschwiegen, so war das Interesse um so lauter geworden. Schwägerschaften bilden das einzige internationale Band der westafrikanischen Stämme. Alii bella gerant, tu felix Austria nube! („Andern lasse den Krieg, Du, glückliches Oesterreich, freie!") hieß es vordem bei uns. Der in dem Hexameter ausgesprochene Rath hat unter dem Aequator lauter Verehrer. Man heirathet Mädchen aus der Fremde, um in ihrer Heimath Ansehen und Freunde zu gewinnen. Auf diese Weise gewährt die verachtete, zum Lastthier herabgewürdigte Frau Macht, wenn sie auch selbst keine Macht ist. Mbene hatte mit seiner Heirath einen Hauptstreich ausgeführt. Er wurde jetzt der Spediteur der Fans, so oft Elfenbeinsendungen zur Küste gingen.

Im Gebiete der Fans war du Chaillu, der die Küste mitten in der trocknen Jahrszeit (Mai bis September) verließ, in die Regenzeit hineingekommen. Sie beginnt immer im Gebirge und schreitet allmälig gegen die Küste hin vor. Sein Aufenthalt bei den Fans dauerte drei Wochen. Während dieser Zeit regnete es jede Nacht und es gab keinen Tag, an dem die Sonne drei Stunden hintereinander geschienen hätte. Auf dem Rückwege zur Küste goß es bisweilen so stark, daß es schwer wurde, das Feuer zu unterhalten. Solche Wolkenbrüche sind von betäubenden Donnerschlägen und von Blitzen begleitet, deren greller Schein den düstern Tiefen des Urwaldes etwas Gespenstisches verleiht. Es ist für den Reisenden ein Glück, daß die Natur eine Menge von Bäumen und Büschen mit breiten Blättern ausgestattet hat. Wo die Dächer im Walde wachsen, bedarf es nur einiger Minuten, und eine Schutzwehr gegen den heftigsten Regen ist fertig.

Um das Land in einer neuen Richtung kennen zu lernen, schlug du Chaillu einen Weg ein, der ihn zu dem Noya, einem andern Quellenfluß des Muni, und zum

Stamm der Mbicho führte. Die Dörfer dieser Neger leben untereinander in der größten Harmonie, da Alles gegenwärtig verschwägert ist. Die Mbicho jagen viel und benutzen dazu sowohl Netze als Hunde. Wie alle Neger sind sie keine guten Schützen. Sie glauben, um so mehr Wild zu erlegen, je mehr Pulver und Eisenstücke sie laden, und stopfen ihre Flinten fast bis zur Mündung voll. Wäre das Pulver, das die Weißen ihnen verkaufen, nicht so herzlich schlecht, so müßte jeder Schuß einen Lauf sprengen. Einen tüchtigen Stoß mit dem Kolben gibt es doch, und um diesen zu vermeiden, halten die Schützen das Gewehr mit beiden Händen vor sich hin. Wie wenig sie in Folge dessen treffen, läßt sich denken.

Die Mbicho haben eine Ceremonie, nach der man vermuthen könnte, daß ihre religiösen Vorstellungen sich über den gewöhnlichen Fetischdienst erheben. In der ersten Nacht des Neumondes herrscht im Dorfe eine ernste Stille, Niemand spricht anders als im flüsternden Tone. Erhebt sich der Mond über den Horizont, so tritt der König aus seiner Hütte und tanzt die Straße entlang. Er hat das Gesicht und den ganzen Körper mit rothen, schwarzen und weißen Flecken von der Größe einer Pfirsich bemalt, die ihm beim blassen Mondlicht ein abscheuliches Ansehen geben. „Mich schauderte, als ich ihn sah,“ gesteht du Chaillu offenherzig. Die übrigen Neger bemalen sich ebenfalls, jedoch einfacher, weiß oder rothgelb. Keiner wollte dem Reisenden sagen, welche Bedeutung der Gebrauch hat. Wahrscheinlich wissen sie es selbst nicht, und die dem Monde dargebrachte Huldigung ist weiter nichts, als der letzte Rest einer ältern Religion, den die Gewohnheit am Leben erhalten hat.

In dem Dorfe des tanzenden Königs machte du Chaillu die erste Bekanntschaft eines kleinen und doch furchtbaren Feindes, mit dem er noch oft in unangenehme Berührung kommen sollte. In einer Nacht erwachte er von wüthenden Schmerzen geweckt und stürzte um Hilfe rufend aus der Hütte. Baschikuayameisen hatten einen Angriff auf ihn gemacht. Nachdem er von den Thieren befreit worden war, zeigte es sich, daß dem ganzen Dorfe ein Angriff drohe. Die Hütten, in welche die Ameisen bereits eingedrungen waren, mußten ihnen preisgegeben werden, die übrigen schützte man durch einen Ring von Feuer.

Die Ameise wird nicht bloß von den Menschen, sondern auch von den größten und wildesten Thieren gefürchtet. Der Leopard, der Gorilla, der Elephant ergreifen die Flucht, wenn das kleine, nur einen halben Zoll lange Insect anrückt. Eine Heimath scheint diese Ameise nicht zu haben. Sie befindet sich in Schaaren von vielen Millionen immer auf der Wanderung. Roth oder dunkelbraun von Farbe, ist sie mit scharfen, vor den Freßwerkzeugen vorstehenden Kneipzangen bewaffnet und unglaublich gefräßig. Das wandernde Ameisenheer zieht in schnurgrader Linie und nimmt in der Breite etwa zwei Zoll, in der Länge dagegen verschiedene englische Meilen ein. Längs des ganzen Zuges stehen in gewissen Entfernungen größere Ameisen außerhalb der Reihe, augenscheinlich Officiere, welche die Ordnung aufrecht erhalten. Plötzlich macht die lange Linie Front und wirft sich auf alles Lebendige, was sie vor sich hat. Von den kleinsten Insecten bis zu den größten Waldthieren wird Alles gefressen. Weder die in Erdhöhlen, noch die auf den Spitzen der Bäume lebenden Geschöpfe entgehen den Baschikuays. Eine Ratte wird von ihnen in weniger als einer Minute getödtet und ist noch eine Minute später ein bloßes Gerippe. Pflanzenstoffe berühren sie nicht, diese sind der weißen Ameise überlassen. Sieht man sich vor den Baschikuays vor, so hat man von ihnen wenig Schaden und den großen Nutzen, daß sie das Haus von dem in tropischen Gegenden so zahlreichen Ungeziefer reinigen. Die weißen Ameisen sind bloß schädlich und man kann nichts vor ihnen bewahren. Eine Kiste vom härtesten Holz durchbohren sie in einer einzigen Nacht und fressen den ganzen Inhalt an Kleidern, Papier und Büchern. Die Liste der schädlichen Ameisen ist mit diesen beiden Arten nicht geschlossen. Da gibt es noch, um nur der häufigsten zu erwähnen, eine kleine Hausameise, die in Myriaden in den Hütten wohnt und allen Lebensmitteln nachstellt; eine rothe Blattameise, die oben in den Zweigen Nester baut und, wenn man gegen ihren Baum anstößt, in einer Wolke auf den Ruhestörer herabfällt, und eine schwarze Sandameise, deren Biß wie ein Skorpionstich schmerzt.

Nach seinem Abenteuer mit den Baschi-

kuays setzte du Chaillu seine Reise nach der Küste fort. Die Neger versorgten ihn so gut sie konnten, indem sie ihm Cassavabrot und getrocknete Fische mitgaben. Jenes Brot wird aus dem Mehl der Maniokwurzel bereitet, das man mit Wasser kocht und zu zähen, harten Broten von einem Fuß Länge und vier bis fünf Zoll im Umfang knetet. Es hält sich in diesem Zustande wochenlang, wird jedoch sauer und schon nach zwei bis drei Tagen für einen gebildeten Magen kaum genießbar. Der weiße Reisende muß dennoch froh sein, solches Brot zu haben, weil er in den Wäldern auf weiter nichts rechnen kann, als auf Schlangen, die der Neger, nachdem er den giftigen Arten den Kopf abgeschnitten hat, mit Begierde ißt, auf Affen, die abgehäutet wie Kinder aussehen, und auf die wenig nahrhafte, abscheulich bittere Frucht einer Palmenart.

Die zweite Reise du Chaillu's ging den Mundah hinauf. Es ist das ein kleinerer Küstenfluß, der zwischen dem Muni und dem Gabun in eine Bucht fällt, an deren Ufern Schekianis wohnen. Auf den Mundah passen die abschreckendsten Schilderungen, die uns Reisende von den Guineaflüssen entworfen haben. So weit die Fluth in ihn eindringt, fließt er zwischen Schlammbänken und Mangelsümpfen hin. Oft wachsen die Zweige über die schmalen Flußarme hinweg und bieten bei Ebbe von ihren Zweigen Austern dar. Gehört der Mangelbaum zu den giftigen Arten, so hat man sich vor diesen von den Gewässern der Fluth zurückgelassenen Geschenken wohl zu hüten. Der schädliche Einfluß der Sümpfe verräth sich dem Geruchssinn von Weitem: man riecht, daß man Chinin als Vorbeugungsmittel nehmen muß. Weiter oben verändert der Mundah seinen Charakter und wird zu einem lebhaften, mit klaren Wellen durch reizende Palmenwälder eilenden Strom. Gesund nach unsern Begriffen ist dieses Oberland nicht, doch mit einiger Vorsicht in der Diät und der Lebensweise überhaupt läßt sich da leben.

Die Jagd auf Wildschweine war am Mundah du Chaillu's tägliche Unterhaltung. „Eines Abends," erzählt er, „nahm ich meine Büchse und schwärzte mein Gesicht mit Kohle, wie ich auf allen meinen Jagden zu thun pflegte, da die wilden Thiere dieses Landes nichts leichter wahrnehmen als ein weißes Gesicht. Ich begab mich außer Hörweite des Lagers zu einer Stelle, wo die wilden Büffel einen Wechsel halten, und deckte mich durch einen hohen Ameisenhaufen. Es war eine sternhelle Nacht, aber im Walde herrschte ein düsteres Dämmerlicht. So lag ich eine, zwei, drei Stunden und hörte nichts als das undeutliche Durcheinandertönen, das so beredt von dem nächtlichen Leben der Wälder erzählt. Dann und wann ließ das Krachen eines Zweiges oder ein Grunzen auf einen lustwandelnden Eber schließen, und einmal ging eine ganze Gazellenheerde in schönem Zuge hinter mir vorbei, ohne meine Gegenwart zu ahnen, da ich unter dem Winde war. Zuletzt — ich schäme mich es zu sagen — fiel ich in Schlaf. Wie lange ich geschlafen haben mag, weiß ich nicht, aber plötzlich erwachte ich von einem markdurchdringenden Ton, von einem Schrei, wie ein Thier ihn in der höchsten Gefahr und Todesangst auszustoßen pflegt.

„Ich sprang auf und überblickte rasch den schmalen offenen Raum, der sich vor mir ausdehnte, sah aber nichts. Das Echo der Wälder wiederholte noch den Ton, der mich aufgeschreckt hatte. Nun folgte ein dumpfes fortgesetztes Gebrüll, und ich konnte errathen, daß außerhalb meiner Sehweite ein glücklicher Leopard zu seinem Nachtmahle gelangt sei. Um wo möglich den Kampf zu sehen, ging ich auf das Geräusch zu und erblickte bald, indem ich über die Ebene spähte, in geringer Entfernung von mir einen wilden Büffel, an dessen Nacken ein Leopard hing. Vergebens lief, bäumte, stieß und brüllte das arme Thier. In seinem blinden Schrecken rannte es einmal so heftig gegen einen Baum, daß der Anprall es fast rücklings überwarf. Die Angst verlieh ihm neue Kraft und es setzte zu einem neuen Lauf an. Ich zielte nach der Gestalt des Leoparden, so gut ich konnte, und feuerte, aber ich nahm keine Wirkung meines Schusses wahr. Das aufregende Schauspiel dauerte bloß eine Minute, dann kam mir der Büffel aus dem Gesicht und in demselben Augenblicke hörte auch sein Gebrüll auf. Wahrscheinlich hatte der Leopard ihm das Blut ausgesogen und sättigte sich nun an dem Fleische seines Opfers." (S. 72.)

Der Aufenthalt am Mundah war bloß eine kleinere Episode in du Chaillu's Reisen. Bald genug wandte er sich vom Flusse

an die Küste zurück, um den dortigen Barrakuns (Sclavenfactoreien) einen Besuch zu machen. Die Einrichtungen des Sclavenhandels sind zu oft besprochen worden, als daß wir die Mittheilungen du Chaillu's ausführlich geben dürften. Einige wenige Angaben werden unsern Lesern genügen. Die Sclaven werden gegenwärtig in den Barrakuns weit menschlicher als früher behandelt. Man gibt ihnen gute und reichliche Nahrung, sorgt für ihre Reinlichkeit und pflegt ihre Kranken in gut eingerichteten, selbst mit Ventilation versehenen Zimmern. Auf den Sclavenschiffen kommen noch immer die alten Grausamkeiten vor. Während der Anwesenheit du Chaillu's erschien ein amerikanischer Schooner von 170 Tonnen, und in den engen Raum dieser Nußschale wurden 600 Sclaven hineingestaut! Nordamerikaner sind die hauptsächlichsten Sclavenhändler, doch ist der abscheuliche Verkehr stark im Abnehmen begriffen. Nicht die Bewachung der Küste durch englische, französische und nordamerikanische Kreuzer, sondern das Aufhören der Sclaveneinfuhr nach Brasilien hat ihm den Todesstoß versetzt. Abgesehen von den Schwarzen, die man in Florida an's Land setzt, ist Cuba das einzige Land, wo die menschliche Waare noch Abnehmer findet. Thäte die spanische Regierung auf dieser Insel ihre Pflicht, so verschwände der letzte Barrakun vom westafrikanischen Gestade. Nördlich vom Aequator gibt es fast keine mehr; Cap Lopez und die Congomündung sind die beiden Oertlichkeiten, wo sie sich in größerer Zahl erhalten haben.

Cap Lopez liegt ziemlich im Mittelpunkte einer Gegend, die sich durch ein verwickeltes Flußsystem auszeichnet. Bis auf du Chaillu's Reisen glaubte man, daß hier drei Flüsse münden, der Nazareth, Mexias und Fernan Vaz. Der letztere ist wenigstens theilweise ein selbständiger Fluß, da er seine eigene Quelle hat, obgleich auch ihm der Ogobai, von dem der Mexias und Nazareth bloße Mündungen sind, Gewässer zuschickt. Die Gegend von Nazareth bis zum Fernan Vaz ist ein ausgedehntes Delta, durchzogen von einer Menge von Canälen und Nebenarmen. In der Regenzeit ist die Mündungsniederung weithin überschwemmt, in der trocknen Jahreszeit unterhalten zwei Nebenarme eine Verbindung zwischen den drei Flüssen und machen zugleich das Delta durch ihre Ausdünstungen und ihre Moskitoschwärme für Menschen unbewohnbar. Der Ogobai kommt in zwei Armen, dem Rembo Okanda und dem Rembo Nguyai, weit aus dem Innern. Der eine Arm strömt von Nordosten, der andere von Südosten her, und zwischen beide schiebt sich jenes Gebirge ein, von dem du Chaillu annimmt, daß es, den Aequator begleitend, quer durch den Continent laufe.

Du Chaillu's Hoffnung, daß er in dem unbekannten Innern jenseits des Ogobaidelta's neue Thierarten finden werde, erfüllte sich. Er schoß zwei Hühnerarten, die zu den schönsten gehören. Das eine ist ein Haubenhuhn von blauschwarzer Farbe, mit weißen und blauen Flecken, von der Gestalt eines Auges. Man trifft es erst zwölf deutsche Meilen von der Küste entfernt, wo sein heiserer, mißtönender Ruf sich oft hören läßt, obgleich das Huhn selbst, das im hohen Grade scheu ist, selten gesehen wird. Beschleicht man ein Volk solcher Hühner und scheucht es auf, so fliegt es nicht in einem Schwarm fort, sondern zerstreut sich nach allen Richtungen. Das Haubenhuhn hat starke Flügel und verbringt die Nacht in den Spitzen der höchsten Bäume. Das andere neue Huhn ist schwarz und gleicht an Gestalt und Größe unsern Küchlein. Es ist eben so scheu wie selten. Das Männchen, an seinem scharlachrothen Kopfe kenntlich, wandert mit dem Weibchen allein umher. So wachsam, daß der schwächste Laut ihm nicht entgeht, fliegt es, wenn es eine Gefahr spürt, in seine dichtesten Schlupfwinkel. Du Chaillu wanderte lange in den Wäldern, welche dieses Huhn bewohnt, und konnte nicht mehr als drei schießen.

Ein schöneres Jagdgebiet als die Gegend von dem Meeresufer an bis zu den Gebirgen dürfte im westlichen Afrika schwer zu finden sein. An der Küste sieht man die Marabuts, deren Federn ein so gesuchter Handelsartikel sind, Tausende von Pelikanen wandern schaarenweise an den Flüssen umher und verschlucken jeden unglücklichen Fisch, der ihrem Schnabel zu nahe kommt. Sie schwimmen in ernstem Schweigen auf dem Wasser, tauchen plötzlich unter und kommen mit einer neuen Beute hervor. Sind sie nicht hungrig, so wandert der Fisch in ihren großen Kropf, in dem sich oft drei bis vier Pfund Reservenahrung

anhäufen. Jede Sandspitze ist mit Schwärmen des heiligen Ibis der Egypter bedeckt; jede Bank mit Möven, deren schriller Schrei vom Morgen bis in die Nacht zu hören ist. Enten verschiedener Art bauen in jedem Flußarm und auf jeder Insel ihre Nester. Auch Kraniche und zahlreiche andere Wasservögel stellen sich in der trocknen Jahreszeit ein.

Ein schöner Landvogel ist der Bienenfresser. Seine Brust ist brennend roth und leuchtet in der Sonne wie Feuer. Er lebt, wie sein Name sagt, hauptsächlich von Bienen und nistet in der Erde. Sein Nest liegt immer in Höhlen, welche drei bis vier Fuß tief in die Erde hineingehen. Man findet sie in großer Anzahl an jedem Abhange und in ihnen hält der Vogel seine Nachtruhe.

Um größere Thiere zu erlegen, muß man landeinwärts gehen. Im Innern leben Leoparden, Gorillas, Elephanten, Flußpferde, Wildschweine, Stachelschweine, wilde Büffel und Antilopen, darunter eine zierliche Zwergart, Ncheri genannt. An den Elephanten schleichen die Neger heran und schießen ihm eine Kugel in eine Stelle unter dem Ohre, wo der Schädel dünn ist, so daß das Gehirn getroffen wird. Dem Flußpferd lauert man an den Wegen auf, die es sich zu seinen Grasplätzen macht, und zielt wie bei dem Elephanten unter das Ohr. Der Büffel hat seine Wechsel, wo er sich ziemlich sicher betreffen läßt. Am Tage bleibt er im Walde, Nachts tritt er in Heerden von zehn bis fünfundzwanzig Stück auf offene Grasstellen heraus. Er ist sehr scheu und verwundet ein gefährlicher Gegner. Seine Größe ist die eines mittlern Rindes, seine Gestalt der des amerikanischen Büffels so unähnlich wie möglich. Ist dieser plump und unbeholfen, so zeichnet sich sein afrikanischer Bruder durch Zierlichkeit und Gelenkigkeit aus. Namentlich der Kopf ist hübsch und hat etwas von der Anmuth des Hirschkopfes. Die Schnauze ist schwarz, die langen spitzen Ohren sind mit seidenweichen Haaren besetzt, die zehn bis zwölf Zoll langen Hörner biegen sich rückwärts. Das Haar der Kühe ist roth, das der Stiere etwas dunkler, die Hufe länger und schärfer als bei unserm zahmen Rind, der Schweif fast bis zu dem vier Zoll langen Haarbüschel an der Spitze nackt.

Ohne Mühe gelangt der Jäger nicht zu den Gründen, wo seiner Leidenschaft die vollste Befriedigung harrt. Wir wollen darüber du Chaillu hören, der sich auf dem Ogobai eingeschifft hatte, um auf einem Seitenarme, Ngulunay genannt, den Anenguesee zu erreichen. „Der Strom," sagt er, „war hier etwa zweihundert Ellen breit und hatte sehr niedrige sumpfige Ufer ohne Wald. Unermeßliche Rohr- und Binsenfelder bedeckten den nassen Boden, so weit wir von unserm kleinen Kahn aus sehen konnten, und verliehen der Landschaft etwas unendlich Trostloses. Die Moskitos griffen uns Nachts in solchen Massen an, daß von Schlaf keine Rede sein konnte. Der Fluß hatte kaum eine Strömung, sein Wasser war trüb und der Geruch faulender Pflanzenstoffe machte sich auf die unangenehmste Weise bemerklich.

„Während ich mich darüber wunderte, wie aus dem rasch fließenden Ogobai dieser träge Strom habe werden können, gelangten wir plötzlich an einen Punkt, wo es mit unserer Schifffahrt ein Ende nehmen zu müssen schien. Der Fluß, der hier so breit wie an der Mündung war, schloß sich mit einem Male. Indem wir an seinen Ufern hinruderten, fanden wir endlich einen Canal von bloß sechs Ellen Breite, in dem das Wasser ziemlich rasch floß. In diesen ruderten wir hinein, um zu gewahren, daß er sich in verschiedene Arme theilte und allmälig schmäler wurde, bis wir uns endlich genöthigt sahen, unsern Kahn in einem schmalen gewundenen Graben von nur zwei Ellen Breite mühsam fortzuschieben. Ueber ihm hing hohes Rohr, auf dem sich viele Vögel schaukelten, als ob sie an unserer Verlegenheit ihre Freude hätten.

„Zwei Stunden hatten wir uns so fortgequält und ich stand bereits in Begriff, mein Vorhaben aufzugeben und umzukehren, als wir unerwartet in den ersehnten Anenguesee hinaustraten. Ein großer, wohl zehn (englische) Meilen breiter, verschiedene schön bewaldete Inseln umschließender Wasserspiegel dehnte sich vor unsern freudigen Blicken aus. Wir lagen auf unsern Rudern und sahen uns um. Auf einer Seite wird der See von Hügeln begrenzt, welche dicht an's Ufer herantreten. Auf der andern Seite treten die Berge zurück und lassen für eine sumpfige Niederung Raum. Verschiedene Dörfer lagen, alle auf Bergspitzen erbaut, vor uns, und auf eins derselben



Der Leopard und seine Beute.

ruderten wir eilig zu, denn wir waren müde und hungrig." Dieses Dorf stand leer; die Neger hatten es verlassen, weil es dergestalt von Moskitos heimgesucht wurde, daß sie es für bezaubert hielten. In einem andern Dorfe fand du Chaillu bei einem gastfreundlichen und freigebigen König Aufnahme.

Der Reichthum der Seeufer, der allerdings zur Zeit sehr wenig benutzt wird, be-



Krokodiljagd auf dem Anengue-See.

steht in Kautschukpflanzen. In Westafrika gewinnt man dieses wichtige Gummi nicht von einem Baume, sondern von einer Ranke. Am Anengue überzieht sie den ganzen Boden, und es ließen sich hier bedeutende Massen des besten Kautschuks gewinnen, wenn man die Eingeborenen belehrte, wie sie dasselbe sammeln können, ohne die Pflanzen zu vernichten und ohne so viel Unreines in den Saft kommen zu lassen, daß er

seinen Handelswerth verliert. Du Chaillu gesteht, als er die zahllose Menge von Kautschukpflanzen gesehen, da habe ihm der Mund gewässert. Würden diese Reichthümer von unternehmenden Amerikanern benutzt, setzt er hinzu, so dürfe man hoffen, daß eine wirkliche und dauernde Civilisation Wurzeln schlage und den armen Schwarzen etwas aufhelfe.

Bei dem Eintritt der trocknen Jahreszeit büßte der Anengue einen großen Theil seiner Schönheit ein. Ueber den stillen Wasserspiegel hoben sich nunmehr Schlamminseln empor, und alle waren die Tummelplätze von zahllosen Krokodilen. Den furchtbaren Kinnbacken der ekelhaften Ungeheuer fehlte es in dem mit Fischen gefüllten Wasser nicht an Beschäftigung, und für die Pelikane, Reiher, Enten und andern Wasservögel, die sich in Menge eingestellt hatten, blieb auch noch genug übrig.

Die Neger sind große Liebhaber des nach Moschus duftenden Krokodilfleisches. In jedem Dorfe werden täglich einige der großen Eidechsen getödtet und verzehrt. Obgleich diese so stark verfolgt werden, nehmen sie an Zahl nicht ab und werden auch nicht scheu. Man erlegt sie besonders mit Harpunen, die man nach ihrer verwundbarsten Stelle in der Nähe der Gelenke der Vorderbeine wirft. Furcht vor den Krokodilen kennen die Neger nicht, und, wie es scheint, haben sie auch wirklich nichts von ihnen zu besorgen.

Es entstand große Freude, als du Chaillu den Entschluß ankündigte, eine Krokodiljagd zu veranstalten. Man gab ihm eins der am See gebräuchlichen Bote, ein flachbodiges Fahrzeug von geringem Tiefgang, das fünfzig Fuß lang und nur zwei Fuß breit war. Die Neger bewegten es aufrecht stehend mit Rudern von sieben Fuß Länge vorwärts. Die Krokodile schwammen in allen Richtungen umher oder sonnten sich auf den Sandbänken. Von dem Bote nahmen sie gar keine Notiz. Da ein im Wasser getödtetes Krokodil untersinkt und verloren geht, so mußte du Chaillu warten, bis er eins am Lande sah. Das erste war ein großes Thier von achtzehn Fuß Länge, das im Schlamm zwischen Rohr lag. Es wurde gut getroffen, raffte sich auf, um sich in's Wasser zu retten und brach in der Nähe des Ufers leblos zusammen. Ein zweites, das erlegt wurde, maß zwanzig Fuß. Die Neger schafften beide in einen Reservekahn und ruderten sie zu ihrem Dorfe. Groß werden die Krokodile bei ihrer reichlichen Nahrung, aber viel Fleisch setzen sie nicht an. (S. 73.)

Während der Tageshitze ziehen sich die Krokodile in's Schilf zurück, wo sie Schutz gegen die Sonne finden. Am Morgen und Abend kommen sie hervor und suchen sich Nahrung. Sie schwimmen sehr leise, so daß sich die Oberfläche des Wassers kaum kräuselt, und bewegen sich rasch vorwärts. Die Bewegung ihrer Beine im Wasser ist ganz dieselbe wie die eines schwimmenden Hundes. Zuweilen halten sie sich ganz still an der Oberfläche des Wassers und spähen mit ihren trüben schielenden Augen umher. Ihre Nachtruhe halten sie im Rohr, aber nicht lange an derselben Stelle. Das Weibchen legt seine Eier auf eine der Seeinseln in den Sand und scharrt eine Lage Sand darüber.

Oestlich vom See Anengue wohnen wieder Bakalaineger. Dieser Stamm ist einer der verbreitetsten und man trifft ihn vom Muni im Norden bis zum Fernan Vaz im Süden, von der Küste bis zum Lande der Apingi, unter dem zwölften Längengrade östlich von Greenwich. Nicht immer findet ein Zusammenhang zwischen ihren Wohnsitzen statt, zuweilen stößt man mitten unter andern Negern auf ein Bakalaidorf. Im Norden sind sie bis an's Meer vorgedrungen, im Süden beschränken sie sich auf das Binnenland. Daß sie mit andern Stämmen vermischt sind, bildet keine Eigenthümlichkeit, die ihnen allein gehörte. Alle Negervölker dieses Theiles von Afrika wohnen bunt durcheinander. Da der Begriff des Grundeigenthums ihnen unbekannt ist, so läßt es sie gleichgiltig, wenn ein fremder Stamm, mit dem sie nicht grade in Feindschaft leben, sich zwischen sie eindrängt. Bloß an den Flüssen, den Heerstraßen des Landes, gibt es Streit über Landbesitz, und hier ereignet es sich oft, daß ein stärkerer Stamm den schwächern vertreibt, um den Handel in seine Hand zu bringen.

Die Bakalai wandern unter allen Negern am meisten umher. Daß sie lange an demselben Platze wohnten, kann nicht vorkommen. Kaum ist ein Bakalaidorf gebaut, so wird es wieder verlassen; häufig sogar eher, als die ersten Feldfrüchte gereift sind. Die Bakalai packen ihre Habseligkeiten zu-

sammen und gründen, vielleicht in weiter Entfernung, mit großer Mühe ein neues Dorf, um ihm nach wenigen Monaten, höchstens nach einem oder zwei Jahren, wieder den Rücken zu kehren. Unter den Ursachen, welche diese Wanderlust hervorrufen, ist Furcht vor dem Tode nicht die geringste. Stirbt Jemand in einem Dorfe, so wird der Ort ihnen unheimlich, und stirbt der Zweite, so wissen die Bakalai ganz gewiß, daß sie an einen verhexten Platz gerathen sind und brechen Hals über Kopf auf.

Ihre Todesfurcht macht sie gegen ihre Kranken und Gebrechlichen grausam. Einmal trat ein alter, nackter und schwacher Mann, dem der Tod aus den Augen sah, in ein Bakalaidorf und bat du Chaillu um einige Tabacksblätter. Dieser fragte ihn, wohin er gehe.

„Ich weiß es nicht," war die Antwort.

„Und woher kommst Du?"

Der Alte nannte ein nur ein paar Stunden entfernt liegendes Dorf.

„Hast Du dort keine Freunde?"

„Nein."

„Keinen Sohn, keine Tochter, keinen Bruder, keine Schwester?"

„Nein."

„Du bist krank?"

„Deshalb haben sie mich fortgetrieben."

„Was willst Du beginnen?"

„Sterben."

Einige Frauen kamen herbei und reichten dem Unglücklichen Wasser und Lebensmittel, aber die Männer sahen, daß er krank sei, und trieben ihn hinweg. Traurig, aber gefaßt schlich er fort, denn er kannte sein Schicksal und unterwarf sich ihm. Wenige Tage später fand man ihn todt im Walde; seine Leiden waren vorüber.

Das Verlassen eines Dorfes, in dem ein oder zwei Todesfälle vorgekommen sind, ist nicht die einzige Folge, die der Aberglauben der Bakalai hervorruft. Da sie den Ort für behext halten, so muß es einen Zauberer geben, der diesen Zustand veranlaßt hat. Das Nächste ist, daß sich auf irgend Jemand ein Verdacht richtet, und nun ist es entschieden, daß der Unglückliche sich einem Gottesurtheil unterwerfen muß. Der Arzt oder Priester — beide Eigenschaften fallen bei den Negern zusammen — bereitet einen Gifttrank, der dem Angeklagten gereicht wird. Stirbt er daran, so war er schuldig und hat seine gerechte Strafe erlitten, bleibt er am Leben, so ist seine Unschuld erwiesen. Man bereitet das Gift aus den Blättern und Wurzeln einer Pflanze, die bei den Negern Mbundu heißt. In manchen Fällen ist seine tödtliche Wirkung eine schleunige. Du Chaillu war bei einem Gottesurtheil durch einen Mbundutrank zugegen und sah, daß der Angeklagte fünf Minuten nachdem er getrunken hatte, mit blutigem Schaum vor dem Munde todt zu Boden stürzte. Hinterher hörte er, daß der Mann verhaßt gewesen und die Gabe deshalb verstärkt worden sei. Hätte er im Gegentheil Freunde gehabt, so würde man den Trank so schwach gemacht haben, daß er bloß betrunken geworden wäre. Den Priestern dient der Mbundusaft oft dazu, sie zu „inspiriren," wenn sie sich durch Einngebungen und Vorhersagungen in Ansehe, setzen wollen.

Die Kriege haben unter den Bakalai aufgehört, seit einer ihrer Könige sie bestimmt hat, entstehende Streitigkeiten durch Schiedsgerichte zu schlichten. Sie können nun den Handel ungestörter betreiben und sich dadurch einen Wohlstand nach ihrer Art, das heißt Taback, Glasperlen und ähnliche Dinge, verschaffen. Aus wirklicher Armuth kommen sie darum nicht heraus, weil sie zu sorglos sind, und an den nächsten Tag nicht denken. Wo das Wild nicht sehr häufig ist und fischreiche Flüsse fehlen, leiden die Bakalai an einer eigenthümlichen Krankheit. Sie nennen sie Guamba, Heißhunger nach Fleisch. Ihre Pflanzenkost nährt sie nicht hinreichend und doch haben sie häufig nichts Anderes. Hat die Jagd eine längere Zeit keinen Ertrag geliefert, so meldet sich der Guamba. Der davon Befallene, und wäre er der stärkste Mann, wird schwach, nervös und im höchsten Grade kleinmüthig. Bringt man ihm Fleisch, so fällt er wie ein Wahnsinniger darüber her, reißt es in Stücke und verschlingt es. Du Chaillu lernte die Krankheit aus eigener Erfahrung kennen und versichert, daß sie eine schreckliche Qual sei. Wir finden es daher begreiflich, daß der Neger in diesem Zustande zu Allem fähig ist, und erkennen im Guamba die Ursache des Cannibalismus der Fans.

Um dieser Krankheit nicht ausgesetzt zu sein, versah sich du Chaillu, als er die Bakalai verließ, mit möglichst viel Fleisch.

Einer der Priester-Aerzte verhalf ihm dazu. Er streute ein Pulver dick auf einen Fluß, und nicht lange, so stieg ein großes Thier zur Oberfläche auf und schlürfte das Pulver begierig ein. Bei diesem Geschäft ließ es sich von den Negern beschleichen und wurde harpunirt und an's Land gezogen. Es war ein Manga, eine neue Art des Manati, mit einer glatten, sehr dicken Haut, aus der einzelne Borsten hervorstehen, sehr kleinen Augen und einem plumpen Körper. Das Manga, das für du Chaillu erlegt wurde, maß in der Länge zehn Fuß und lieferte Fleisch von 1500 Pfund Gewicht. Dieses Fleisch, das ähnlich, aber besser als Schweinfleisch schmeckt, wurde geräuchert, um es auf die Reise mitzunehmen. Um diesen Vorrath und die übrigen unentbehrlichsten Sachen zu tragen, brauchte du Chaillu zweiunddreißig Menschen. Jedem mußte er Waaren im Werthe von sechs Dollars geben, woraus hervorgeht, daß das Reisen in diesen Gegenden nicht etwa wohlfeil ist.

Sein nächstes Ziel war das Land der Aschira's im Süden der großen Aequatorialkette. Der Weg führte zuerst durch Urwald, unter dessen Riesen der Ebenholzbaum bemerkt wurde. Je ärmer der Boden ist, um so zahlreicher tritt dieser Baum auf. Seine dicken Wurzeln breiten sich weit über den Boden aus und sehen, wenn Regengüsse die Erde weggeschwemmt haben, wie große Schlangen aus. Wie im Lande der Fans sind Felsblöcke, hier aus Quarz bestehend, ringsum verstreut. Manche sind so hoch, daß Menschen, die zwischen ihnen durchgehen, wie Zwerge erscheinen. Endlich öffnete sich der Wald, und auf eine Höhe hinaustretend, sah du Chaillu das offene Grasland der Aschira's zu seinen Füßen ausgebreitet. Ueberall zeigten sich die Hütten kleiner Dörfer, in der Entfernung wie Ameisenhaufen aussehend, über die Hügel und durch die Thäler zogen sich bändergleich Fußpfade, und hier und da schimmerte der Silberschein eines Baches. Den Hintergrund nahmen Berge ein, höher, als du Chaillu sie bisher gesehen hatte, deren Gipfel oben in den Wolken verschwanden.

Das dem Gebirge nächste Dorf der Aschira's ist vom Cap Lopez dreiundfünfzig deutsche Meilen entfernt. Die Neger erschraken, als sie den ersten weißen Mann sahen, und wichen weit von ihm zurück. Ihr Häuptling war beherzter oder klüger und fragte: „Ist das der Geist, der die Flinten, die Tücher, die Perlen, die kupfernen Schalen und Ringe macht?" Der Name Weißer war für ihn ein Gesammtbegriff, dessen einzige Verkörperung er jetzt vor sich zu sehen glaubte. Er ließ sogleich Lebensmittel herbeischaffen, Ziegen, Hühner, Bananen, Erdnüsse, Zuckerrohr, und stellte sich, seine Frauen, seine Sclaven, sein ganzes Dorf dem Fremden zur Verfügung. Am andern Morgen hatten die Neger ihre Scheu verloren und drängten sich alle herbei. Du Chaillu wäre in seiner Hütte belagert gewesen, wenn er den Schwarm nicht durch das Versprechen zerstreut hätte, langsamen Schritts durch jede Hüttenreihe gehen zu wollen, damit Jedermann ihn sehen könne. Wie er versichert, war es nicht seine Farbe, sondern sein Haar, was am meisten bewundert wurde.

In einem Dorfe, von du Chaillu wegen seiner Größe als Stadt bezeichnet, residirte der Aschirakönig Olenda. Der Kendo verkündete seine Ankunft dem Reisenden. Unter dem Kendo ist eine eiserne Glocke rohester Art zu verstehen, die an einem langen Handgriff hin- und hergeschwungen wird. Derselbe Ton also, der bei uns eine Kuhheerde anmeldet, verkündet in Afrika das Herannahen der Majestät. König Olenda war ein sehr alter Mann mit schneeweißem Haar, einem Gesicht voll Runzeln und einem durch die Jahre gekrümmten Körper. Er hatte sein Gesicht auf der einen Seite mit rothen, auf der andern Seite mit weißen Strichen bemalt. Auf diese Streifen spielte vielleicht seine mystische Anrede an: „Ich bin wie der Fluß Orenga und kann nicht entzwei geschnitten werden. Aber ich bin auch wie die Flüsse Nrimbai und Orenga, die sich miteinander vereinigen. So ist mein Körper eins und nichts vermag ihn zu theilen." Der Gruß ist ein überlieferter und wird seit undenklichen Zeiten von jedem König bei der ersten Zusammenkunft mit einem Fremden gesprochen.

Die Aschira's bewohnen 150 bis 200 Dörfer und zählen nach Tausenden. Die wellenförmige, auf drei Seiten von hohen Bergen umgebene Hochebene, welche sie bewohnen, ist gesund, wie man auf den ersten Blick an den kräftigen Gestalten der Männer und Frauen wahrnimmt. Die Dörfer sind von Pflanzungen umgeben und erfreuen

durch ihre Reinlichkeit. Bei den Aschira's traf du Chaillu auf die ersten Märchen, die ihm in Afrika vorkamen. Ob sie poetischen Gehalt haben, werden unsere Leser nach der folgenden Probe beurtheilen.

Ein Gorilla ging im Walde umher und begegnete einem Leoparden. Der letztere hatte Hunger und kauerte sofort auf den Boden nieder, um seinen Sprung zu machen, worauf der Gorilla mit einem scheußlichen Gebrüll antwortete. Der Leopord ließ sich nicht schrecken und machte seinen Sprung, aber der Gorilla erwischte ihn mitten in der Luft, ergriff ihn am Schweif und schleuderte ihn sich daran um den Kopf, bis der Schweif entzwei brach. Der Leopard lief nun davon und sein Schweif blieb in der Tatze des Gorilla's zurück.

Als der Leopard bei seinen Gefährten ankam, fragten ihn diese: „Was ist Dir geschehen?“ Der Unglückliche erzählte sein Schicksal. Auf dieses heulte der König der Leoparden und heulte so lange, bis alle Leoparden des Waldes herbeieilten. Sie sahen die Verstümmlung ihres Bruders, gelobten ihm Rache und brachen auf, um den Gorilla, der die Missethat begangen hatte, zu suchen.

Sie brauchten nicht lange zu jagen. Als der Gorilla sie kommen sah, brach er einen Baum ab, machte sich eine Keule daraus, schwang sie sich um den Kopf und hielt das Leopardenheer von sich fern. Zuletzt wurde er aber müde und nun sprangen die Leoparden alle mit einem Male auf ihn ein und tödteten ihn.

Die Aschira's bauen Taback, Bananen, Erdnüsse, Yams und Zuckerrohr. Eine besondere Pflege widmen sie einer Pflanze, die von ihnen Liamba genannt wird. Du Chaillu erkannte in ihr ohne Mühe den indischen Hanf, von dem man bisher glaubte, daß er im wilden Zustande bloß in Abyssinien, Persien und Hindostan wachse. Wie er nach diesem Theile von Afrika gelangte, ist räthselhafter, als wie die Aschira's seine berauschenden Eigenschaften kennen gelernt haben. Einmal war ein Dorf, dem du Chaillu einen Besuch machte, in allgemeiner Aufregung. Ein Neger hatte Liambablätter geraucht und war wie wahnsinnig in die Wälder gelaufen, wo er wahrscheinlich von Raubthieren getödtet wurde. Solche Fälle von Geistesstörungen durch das Einathmen des Liambarauches kommen häufig vor. Anfänger im Rauchen fallen nach den ersten Zügen in Zuckungen zu Boden. Aeltere Raucher schwatzen, lachen, zanken und geberden sich in jeder Beziehung wie Betrunkene. Einmal angenommen, läßt sich die Gewohnheit schwer wieder ablegen und führt zuletzt zum Wahnsinn. Es ist ein Unglück zu nennen, daß das Liambarauchen langsam, aber sicher gegen die Küste hin fortschreitet.

Mit seinen Aschirafreunden ging du Chaillu auf die Jagd und lernte dabei ein neues Thier kennen, den nestbauenden Affen, den er übrigens eher den dachbauenden Affen nennen sollte, denn es ist kein Nest, das der Nschiego Mbuve auf Bäumen errichtet, sondern ein Schutzdach von der Gestalt eines Regenschirmes. Auf einem Ausfluge hörte du Chaillu kurz vor Sonnenuntergang den Ruf dieses Affen und bemerkte zwei nebeneinanderstehende Bäume, auf denen Schutzdächer der beschriebenen Art waren. „Der Ruf wiederholte sich von Zeit zu Zeit,“ fährt er fort, „und ohne Zweifel waren zwei Affen in der Nähe, ein Männchen und ein Weibchen. Grade bei Sonnenuntergang sah ich ein Thier auf den nächsten Baum zugehen. Es stieg, mit den Armen übereinanderfassend, sehr geschwind hinauf, kroch vorsichtig unter das Dach, setzte sich in eine von einem vortretenden Ast gebildete Höhlung und schlang einen Arm um den Baum, um sich festzuhalten. Ich vermuthe, daß dieser Affe die ganze Nacht so schläft. Kaum saß er, so ließ er seinen Ruf wieder hören. Es erfolgte eine Antwort, und ich hoffte schon, beide Thiere schießen zu können, als eine unglückliche Bewegung eines meiner Leute den Argwohn des Affen im Baume erregte. Er schickte sich an, herunterzusteigen, und um ihn nicht zu verlieren, schoß ich. Er fiel todt zu Boden. Es war ein Männchen und am Vorderkopfe wie an den Pfoten ganz schwarz.

„Da wir Zeit hatten, so ließ ich die beiden Bäume, auf denen die Nester waren, von meinen Leuten umhauen. Die Schutzdächer bestanden aus langen Zweigen und Blättern, welche genau dick aufeinandergelegt waren, so daß sie den Regen völlig abzuhalten vermochten. In der Mitte des Baues war der Schirm mittelst zäher Ranken und Schlinggewächsen, die in diesen Wäldern im Ueberfluß wachsen, am Baume

befestigt. Ich bezweifle nicht, daß der Affe die Dächer baut, um sich gegen den Nachtregen zu schützen. Wenn die Blätter zu trocknen beginnen, so daß der Bau das Wasser nicht länger abhalten würde, baut sich der Eigenthümer ein neues Dach. Diese Nothwendigkeit tritt alle zehn bis fünfzehn Tage ein, und der Affe hat mithin ziemlich viel zu thun." Männchen und Weibchen arbeiten immer gemeinschaftlich. Er ist der ordnende und selbstthätige Baumeister, sie macht den Handlanger und trägt ihm die Zweige und Blätter zu, die zuvor am Fuße des Baumes aufgehäuft worden sind.

So glücklich du Chaillu mit seinen Jagden war, trieb es ihn doch gegen Osten weiter. Nachdem die Aschira's mehrere vergebliche Versuche gemacht hatten, ihn bei sich zu behalten, ließen sie ihn ziehen und gaben ihm einige ihrer besten Führer mit. Er wendete sich nun zu der großen Aequatorialkette zurück, um ihr so weit wie möglich in's Innere zu folgen. Im Gebirge rieselte es überall — die volle Regenzeit war eingetreten — von Quellen, Bächen und Flüssen. Die größern der letztern auf umgestürzten Baumstämmen und Lianenbrücken zu überschreiten, war mühsam und gefährlich. Die Gegend wurde immer rauher, die Berge immer höher und der Alpencharakter des Gebirges trat mehr und mehr hervor. Gletscher fehlten allerdings, aber unter dem Aequator können die Berge schon zu einer recht ansehnlichen Höhe aufsteigen, ohne die Schneelinie zu überschreiten.

An einer Stelle bricht der Rembo Nguyai, der weiter oben den Namen Rembo Apingi annimmt, durch das Gebirge. Er bildet dort einen Wasserfall, von dem die Neger weit und breit mit Staunen und Schreck sprechen. Du Chaillu hörte sein majestätisches Donnern in einer Entfernung von mehr als einer deutschen Meile. Seinem heißen Wunsche, das Naturwunder zu sehen, mußte er entsagen. Seinen flachbodigen gebrechlichen Kahn in den schäumenden und sprudelnden Wassermassen bis in die Nähe des Falls stromaufwärts zu treiben, war unausführbar. Ihn zu Lande zu begleiten, weigerten sich seine Neger, weil im Walde feindliche Bakalai lebten, und sich allein durch das Dickicht einen Weg zu bahnen, war ein Unternehmen, das er nach dem ersten Versuche aufgeben mußte.

Bis zum Lande der Apingi kam er noch mit ziemlich ungeschwächten Kräften. Er hatte dort den in Afrika seltenen Anblick arbeitender Männer. Was sie machten, war ein Kleidungsstoff, der aus den Fasern einer Palme gewonnen wird. Er ist der Stapelartikel des Landes und geht in viereckigen Stücken zur Küste. Die Palme soll sterben, nachdem sie zum ersten Male Samen getragen hat. Sie wächst wild und wird auch neben den Hütten angepflanzt. Solche Bäume haben ihren Eigenthümer, und dies ist das einzige Beispiel eines Eigenthumsrechts an unbeweglichen Sachen, das im äquatorialen Afrika vorkommt. Nicht genug, daß die Apingi weben, färben sie auch und stellen dadurch einen Stoff her, den die Küstenstämme dem gedruckten Kattun mit Recht vorziehen. Ihre Concurrenz ist indessen nicht gefährlich, da sie sehr langsam arbeiten und deshalb wenig zu liefern im Stande sind.

Was du Chaillu über die Gegenden östlich von den Apingi's sagt, hat so gut wie keinen Werth. Er befand sich immerwährend in einem endlosen Walde, in dem eine unheimliche Stille herrschte. Weit um sich zu blicken, daran verhinderte ihn das von Schlingpflanzen durchflochtene Unterholz. Selbst auf Bergspitzen gab es keine andere Aussicht als auf die nächsten Baumreihen. Noch einmal kam er an den Rembo Nguyai, der als ein dreihundert Ellen breiter, über achtzehn Fuß tiefer Strom aus dem unbekannten Süden heranwogte. Die Eingebornen befuhren ihn mit leichten Kähnen, die fast ganz auf dem Wasser lagen und deshalb eine starke Strömung überwinden konnten, aber auch sehr zum Umschlagen geneigt waren.

Viele Tage zog du Chaillu in östlicher Richtung standhaft vorwärts, während der Nahrungsmangel, mit dem er zu kämpfen hatte, immer bedrohlicher wurde. Ein Unfall, der in einem Culturlande zu unbedeutend sein würde, um besprochen zu werden, zwang ihn zuletzt zur Umkehr. Sein letztes Paar Schuhe zerriß, Sohle und Oberleder zu gleicher Zeit. Mit blutenden geschwollenen Füßen schleppte er sich über Felsen und in dem steinigen Bett von Gießbächen fort, um sich sehr bald sagen zu müssen, daß er nicht weiter könne. In den ersten Tagen des Rückmarsches befand er sich, von Fieber und Hunger gepeinigt, in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit. Als er

in einem Negerdorfe sich erholt hatte, stellte sich das Heimweh ein und trieb ihn zur Küste. Seine Reisen im äquatorialen Afrika waren damit beendet.

Ehe wir von dem muthigen Reisenden scheiden, wollen wir eine Negersage mittheilen, die er erzählt. Unsere Leser werden sich erinnern, wie oft seit Jahren von einem geschwänzten Negerstamm im östlichen Innern Afrika's die Rede gewesen ist. Verschiedene Nilreisende haben von den Eingebornen so bestimmte Versicherungen erhalten, es gebe solche Menschen, daß sie ihre Zweifel an der Wahrheit der Erzählung aufgegeben haben. Was die Nyam im Osten, dasselbe sind die Sapadi im Westen. Man kann von ihnen überall hören und immer werden sie als Menschen dargestellt, die statt der Füße gespaltene Hufe haben. Ihre Wohnsitze verlegen die Erzähler in die Mitte des Welttheils und einige behaupten sogar, mit Sapadi's verkehrt und sich durch den Augenschein überzeugt zu haben, daß die gespaltenen Hufe existiren. Im Uebrigen sollen die Sapadi's gewöhnliche Neger sein. Du Chaillu wurde einmal angesonnen, seine Schuhe auszuziehen, damit man sich überzeugen könne, ob er ein Sapadi sei.

Die deutsche Einwanderung in Brasilien.

In der letzten Septembernummer der Monatshefte haben wir des von unserm Mitarbeiter, Dr. Karl Scherzer bearbeiteten Reiseberichts über die Weltfahrt der Novara gedacht und die klare, lehrreiche und populäre Darstellung rühmend hervorgehoben. Wir glauben, unsere Leser nicht besser von dem Werthe des Werkes überzeugen zu können, als indem wir einiges aus dem Abschnitte über den Aufenthalt zu Rio de Janeiro mittheilen, was namentlich für das deutsche Publicum von ganz besonderm Interesse ist.

Nach der Aufhebung der Sclaverei in Brasilien versuchte man, besonders in den nördlichen Provinzen, den Ausfall der Neger durch chinesische Arbeiter zu ersetzen, welche aus den verschiedenen Küstenorten des himmlischen Reiches nach Brasilien eingeführt wurden. Allein dieselben konnten das Klima nicht ertragen und bei ihrem schmächtigen, wenig muskulösen Körperbau erwiesen sie sich nicht geeignet, den Neger in seinen vielfältigen, oft sehr schweren Arbeiten mit Vortheil zu ersetzen. Man ging bei der Wahl der zu importirenden Individuen nicht grade scrupulös zu Werke, und als es keine tüchtigen, kräftigen Subjecte zu erwerben gab, trug man kein Bedenken, die noch fehlende Zahl durch die verkommensten, erbärmlichsten Gestalten voll zu machen, welche man unter dem chinesischen Proletariate fand.

Die größte Aufmerksamkeit und Sorge aber schenkte die Regierung der europäischen Einwanderung. Sie hat Agenten in Portugal, Frankreich, Italien, Belgien und namentlich in Deutschland, sucht durch vortheilhafte Verträge Gesellschaften zu organisiren, welche sich die Besiedlung des Landes mit tüchtigen Arbeitern zur Aufgabe machen, und unterstützt schon bestehende Colonien, bis diese in die Lage kommen, sich selbst erhalten zu können. Denn in den maßgebenden Kreisen Brasiliens ist man längst zur Ueberzeugung gelangt, daß eine große weiße Einwanderung allein das herrliche Land vom Verfall zu retten vermag, wenngleich einzelne Brasilianer einer solchen mit Bangen und Mißtrauen entgegensehen, und vielleicht nicht mit Unrecht in der Energie und dem Fleiße des nordischen Ansiedlers, verglichen mit dem indolenten, denk- und arbeitsscheuen Naturell ihrer Landsleute, den Untergang des nationalen (portugiesischen) Elements erkennen!

Wie sehr es den brasilianischen Regierungsmännern mit der Förderung und Unterstützung der fremdländischen Einwanderung Ernst ist, davon gibt der Commissionsbericht über die Einführung eines neuen Zolltarifs den schlagendsten Beweis, worin es in Bezug auf die Vortheile, welche Brasilien von einer massenhaften fremden Emigration zu erwarten hat, wörtlich heißt: „Die fremden Arbeiter kommen arm an und gehen beladen mit unserm Gold, unserm Silber wieder fort, wie Blutsauger unsern natürlichen Reichthum verschlingend; — so sagen Diejenigen, welche die wahren Interessen Brasiliens verkennen; wem aber verdanken wir die Capitalien, die Industrie und den Handel, den wir besitzen? Wem gehören die meisten jener Fabriken, welche

man beschützen will, zu deren Gunsten man so viel redet? Von den 64 Fabriken in der Provinz Rio de Janeiro sind 28 das Eigenthum von Ausländern, während es kein einziges industrielles Etablissement gibt, wo nicht Fremde theils als Werkführer, theils als Arbeiter, Maschinisten und dergleichen thätig wären. Fremde Hände, fremde Capitalien bearbeiten unsern Boden, erweitern unsern Handel und fördern Künste und Gewerbe. Die Resultate bleiben, wenn auch die Menschen wieder das Land verlassen! Fremde bemannen unsere Schiffe, bauen und bevölkern unsere Fabriken, kaufen unsere Producte und bringen dieselben nach den Weltmärkten. Fremde beuten unsere Wälder und Flüsse aus, bestellen unsere Felder, steigen in unsere Minen, entdecken die Reichthümer unsers Landes und erziehen unsere Kinder! Capital, praktische Wissenschaft, Instrumente, Maschinen und lebende Kräfte, mit denen wir unsere Arbeiten fördern, gehören zum größten Theil Fremden, und somit befruchten und erhalten grade jene Blutsauger unser Land, statt, wie man zuweilen irrig glaubt, dessen Lebenssaft zu rauben. Das Geld, welches sie nach ihrer Heimath wieder zurücknehmen, ist mehr als ersetzt durch die Schätze, die sie zurücklassen, durch die Früchte ihres Schweißes, durch die neu eingeführte oder verbesserte Industrie!"

Offener und entschiedener kann eine Regierung wohl kaum sprechen, würdiger schwerlich die segensreichen Folgen schildern, welche das Land von fremdem Fleiße und fremder Betriebsamkeit erwartet, wennschon dieses ehrenhafte Geständniß die nationale Eitelkeit des brasilianischen Volkes schwer verwunden muß.

Trotz aller dieser verlockenden Anpreisungen und der eifrigen Thätigkeit von Werbeagenten in den verschiedenen Hafenstädten betrug die Auswanderung nach Brasilien im Jahre 1856 aus allen Theilen Europa's nur 13,800 Seelen (9159 Portugiesen, 1822 Deutsche, 2819 verschiedener Nationalitäten). Blos 628 davon waren Landwirthe, alle übrigen kamen in der Absicht, sich in der Hauptstadt als Arbeiter oder Handwerker auf unbestimmte Zeit für möglichst hohen Lohn zu verdingen. Im Ganzen kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß in den sämmtlichen Ackerbaucolonien Brasiliens dermalen nicht mehr als 40,000 Einwanderer angesiedelt sind, also ungefähr so viel, als im Laufe von drei Monaten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einzuwandern pflegen. Die vorliegenden officiellen Tabellen weisen nicht einmal diese Ziffern aus.

Auffallend gering ist die Zahl der Deutschen, welche im Verhältnisse zur jährlichen Gesammtauswanderung aus Deutschland den Weg nach Brasilien nehmen. Von 61,413 Emigranten, die sich im Jahre 1856 in Hamburg und Bremen einschifften, um in überseeischen Ländern Arbeit und jenes Glück einer selbständigen Thätigkeit zu finden, welche ihnen das Vaterland zu versagen schien, gingen nur 1822 nach Brasilien. Die Ursache dieser geringen Einwanderung liegt wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß nebst den verführerischen Anpreisungen des brasilianischen Eldorados auch warnende Stimmen nicht fehlen, welche den Auswanderungslustigen mit den düstersten Farben das Loos schildern, welches sie unter den bestehenden Verhältnissen auf brasilianischem Boden erwartet. Unter diesen Stimmen verdient der frühere brasilianische Generalconsul in Dresden, Herr Johann Sturz, um so größere Anerkennung, weil derselbe trotz der gehässigsten Angriffe und der Gefahr, seine Stelle einzubüßen, unablässig bemüht war, auf die Verwerflichkeit des bestehenden Parceriasystems für Land und Einwanderer hinzuweisen, so lange diese sclavereiartigen Verhältnisse fortdauern, fremden Auswanderern von einer Emigration nach Brasilien dringend abzurathen. Sturz erfuhr kürzlich das beneidenswerthe Mißgeschick, als ein Opfer seiner strengen Rechtlichkeit zu fallen und aus dem brasilianischen Staatsdienste gänzlich entlassen zu werden, aber nicht ohne die Anerkennung und Bewunderung jedes Menschenfreundes in seine Zurückgezogenheit mitzunehmen.

Eine vortreffliche umfassende Schilderung des gegenwärtigen Zustandes deutscher Colonien in Süd-Brasilien liefert die von uns bereits erwähnte, von Dr. Ave Lallemant anziehend geschriebene „Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858." Es sind in neuester Zeit so vortreffliche Arbeiten über die deutsche Auswanderung nach Brasilien erschienen, daß wir alle diejenigen, welche sich ausführlicher darüber zu unterrichten wünschen, um so lieber auf diese Werke verweisen, als die darin ausgesprochenen

Ansichten vollkommen mit unsern eigenen übereinstimmen. H. Handelmann's Geschichte Brasiliens, Berlin 1860, eine ungemein fleißige und gewissenhafte Arbeit, widmet der deutschen Auswanderung einen besondern Abschnitt, und gibt eine ausführliche Uebersicht sämmtlicher von 1819 bis in die neueste Zeit über deutsche Einwanderung und Colonisation erschienenen Schriften und Werke.

So lange nicht die unbesetzten Staatsländereien (terras devolutas) vermessen sind, und gegen eine bestimmte Entschädigung an die einwandernden Ansiedler abgetreten werden können, so lange der Emigrant nicht, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sein eigenes Grundstück bebauen kann, sondern immer nur der Feldarbeiter eines fremden Herrn bleibt, wie dies namentlich beim unglückseligen Parceria- oder Halbpachtsystem der Fall ist, oder wenn das Ueberfahrtsgeld dem Einwanderer gegen spätere Abzahlung durch persönliche Arbeit vorgeschossen worden ist, so lange muß jeder Menschenfreund von einer Einwanderung nach dem südamerikanischen Kaiserreich dringend abrathen. Das moderne brasilianische System der Parceria besteht darin, daß ein Pflanzer in Europa auswanderungslustige arme Leute anwerben und auf seine Kosten nach Brasilien kommen läßt, wo sie dann auf seinen Kaffee- oder Zuckerplantagen als Halbpächter eintreten und contractlich ihm mit ihrer Person und ihrer Arbeitskraft für die gemachten Auslagen, Ueberfahrtskosten, anfängliche Verpflegung 2c. haften. So lange bis sie alles das mit landesüblichen Zinsen abverdient und abbezahlt haben, so lange bleiben die Paceristen dem Grundherrn mit ihrem Leibe pflichtig und wie Hörige an die Scholle gefesselt, nachher sind sie wieder freie Leute und können nach Belieben abziehen oder in das ungebundene Verhältniß der Lavradores eintreten, welches darin besteht, daß sie die Hälfte der Ernten an den Grundherrn abliefern, während sie die andere Hälfte als Lohn für ihre Mühe behalten dürfen. Zu eigenem Grundbesitze können solche Halbpächter niemals gelangen, da das Parceriasystem nur in Gegenden bestehen kann, wo sich aller Grund und Boden bereits in den Händen der Pflanzeraristokratie befindet.

Für das schöne, fruchtbare, an ungehobenen Naturschätzen überreiche Brasilien gibt es nur die Alternative: entweder aus Mangel an Arbeitskräften einem volkswirthschaftlichen Ruin entgegenzugehen oder der fremdländischen Einwanderung unter den glänzendsten Concessionen das Land zu öffnen. Je länger diese zögert, je drückender sich die Noth an Händen zeigt, desto mehr Vortheile wird sie erringen, desto sicherer ihr Erfolg sein.

Sind aber einmal diese wichtigsten Bedingungen erfüllt, dann mag die deutsche Auswanderung getrost ihre Richtung nach den Küsten Brasiliens nehmen, ihr winkt das Morgenroth einer herrlichen Zukunft! Scheint es in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die Aufgabe der deutschen Emigranten zu sein, deutschen Fleiß, deutsche Tüchtigkeit und deutsches Wissen mit dem kühnen Unternehmungsgeiste und der zähen Energie des angloamerikanischen Stammes zu vermischen und in ihm allmälig aufzugehen, so hat es andererseits das Ansehen, als wäre das germanische Element auserkoren, allmälig die Oberhand über die romanische Race in der südlichen Hälfte Amerika's zu erlangen und eines der schönsten Länder der Erde mit den Waffen des Friedens, mit dem Spaten und dem Pflug, der deutschen Industrie dauernd zu erobern.

Brasilien hat für Deutschland nicht bloß durch die Aussichten, welche sich daselbst seinen überschüssigen Arbeitskräften öffnen, ein großes Interesse. Ein die wichtigsten Colonialproducte liefernder Markt mit einem Flächenraume von 3,956,800 englischen Quadratmeilen, nach der Schätzung des historisch-geographischen Institutes in Brasilien, und einem jährlichen Verbrauche von nahezu 100,000,000 Gulden muß die Aufmerksamkeit eines Landes, dessen Haupterwerbsquellen in der Fabrication bestehen, im höchsten Grade in Anspruch nehmen.

Das Hauptproduct Brasiliens ist Kaffee, und zwar hat diese Cultur in Folge des glänzenden Gewinnes, welcher in den letzten Jahren daraus gezogen wurde, derart an Ausdehnung zugenommen, daß dieselbe fast jede andere Art von Anbau verdrängt und das seltsame Schauspiel hervorgerufen hat, daß ein an Fruchtbarkeit des Bodens kaum zu übertreffendes Land, wo alle Producte der heißen und gemäßigten Zone in gleicher Vorzüglichkeit gedeihen, sogar Artikel der ersten Bedürfnisse, wie z. B. Kartoffeln,

aus der Fremde zu beziehen gezwungen ist; denn die Mehrzahl der Ackerbautreibenden sind für den Export thätig, während nur Wenige für den einheimischen Bedarf bauen, und dieses Mißverhältniß ist die Hauptursache an der erschreckenden Höhe, welche selbst die zum Leben unentbehrlichsten Gegenstände in Rio erreicht haben. Brasilien erzeugt durchschnittlich jährlich 5,190,000 Centner Kaffee, also fast drei Fünftel der gesammten Kaffeeproduction der ganzen Erde. An derselben betheiligen sich hauptsächlich die Provinzen Rio de Janeiro, Bahia, S. Catharina. Zwei Drittheile davon erzeugt und versendet Rio.

Nächst Kaffee sind Zucker, Reis, Baumwolle, Thierhäute, getrocknetes Fleisch, so wie Farb- und Schmuckhölzer die bedeutendsten Ausfuhrartikel. Indessen ist jährlich bei den meisten derselben eine progressive Abnahme der Ausfuhr bemerkbar, was sowohl dem Mangel an hinreichenden Arbeitskräften als auch dem jede andere Cultur beeinträchtigenden Interesse zugeschrieben werden muß, mit welchem man sich dem Kaffeebau hingibt.

Eine interessante Wahrnehmung ist diejenige, daß unter den nach Brasilien eingeführten Waaren Weizenmehl eine nicht unbedeutende Rolle spielt, und davon jährlich über 300,000 Fässer zu 200 Pfund importirt werden. An dieser Einfuhr betheiligen sich die Vereinigten Staaten Nordamerika's mit $^{17}/_{20}$, Triest und Fiume mit $^{2}/_{20}$ und Lissabon und Valparaiso mit $^{1}/_{20}$. Namentlich das Triester Mehl soll wegen seiner weißen Farbe und vorzüglichen Qualität in Rio de Janeiro sehr beliebt und den dortigen Bäckern zum Mischen mit Mehl aus Baltimore fast unentbehrlich sein. Da im Innern des Landes größtentheils bloß das aus der Wurzel der Jatropha Manihot bereitete Mandiocamehl genossen wird, so kann man annehmen, daß die Stadt Rio de Janeiro der Hauptconsument von Weizenmehl ist und jährlich wohl an 200,000 Fässer, oder über 16,000 Fässer monatlich, verbraucht.

Was von deutschen Fabrikaten für den Absatz in Brasilien geeignet erscheint, geht von Hamburg und Bremen nach den Häfen des brasilianischen Reiches, auf welchem Wege auch die österreichischen Erzeugnisse bisher, anstatt über Triest, befördert wurden.

Literarisches.

Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes von Gustav Liebert. Hamburg. Otto Meißner.

Herr Liebert hat sein Buch über Milton in der Ueberzeugung geschrieben, daß es gemäß derselben seine Pflicht sei, seine Landsleute, seine Nation, das heißt die Deutschen, zur Nachahmung der Engländer in politischer Beziehung anzumahnen. Er will den politischen Werth der Deutschen bemessen nach dem Grade, wie sie diese Aufgabe der Nachahmung erfüllen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Herr Liebert hübsche Studien über Milton gemacht. Aber die Tendenz schimmert uns entgegen aus allen Ecken und Enden, und diese Tendenz verstimmt uns. Der Maßstab der englischen Zustände ist auf die deutschen schlechterdings nicht anwendbar. Wo wir es vermögen, diese politisch-historischen Excurse uns hinwegzudenken, da gibt uns der Verfasser klare und hübsche Darstellungen seiner Ansichten und Urtheile über Milton, namentlich indem er diesen mit eigenen Worten sich zeichnen läßt. Milton nennt sich Einen, der zwar keine großen Thaten vollbringen, wohl aber sie verherrlichen könne, und er preist sich glücklich, daß er die gute Sache, die Andere mit den Waffen vertheidigt hatten, mit der Vernunft zu vertheidigen berufen sei.

Milton's Schriften darf man als eine ganz unvergleichliche Quelle der Zeitgeschichte empfehlen; aber sie sind mehr als das, sie sprechen Gedanken aus, die für alle Zeiten gelten: sie behandeln Streitfragen und Probleme, zu denen die Menschheit immer wieder zurückkehrt, wenn auch in immer reiferen Formen.

Liebert setzt seine Betrachtung über den Werth und die Bedeutung von Milton's Werken fort, bis er zu einem merkwürdigen Vergleiche kommt. Milton's Schriften, sagt er, indem sie die Zeit schildern, richten und lenken, erinnern an unsere heutigen Zeitungen, die eine ähnliche Aufgabe verfolgen. — Wir möchten hier einen gelinden Zweifel aussprechen. Allein hören wir weiter. — Fassen wir den lebendigen Reichthum ihres Stoffes, die wachsende Klarheit und Tiefe ihres Geistes, die Gewalt und den Umfang ihrer Wirkung in's Auge: so erscheint auch Milton als ein Tagesschriftsteller im größten Stil, wie die Welt kaum einen Zweiten je gesehen hat.

Der Vergleich ist kühn, und man wird ihn nicht allzu sehr preisen wollen. Jedenfalls muß man bekennen, daß das Buch von Liebert anziehend und lebendig geschrieben ist.



Tizian.

Von A. v. Sternberg.

In dem Landhause Tizian's bei Venedig waren einige Freunde versammelt, die zufällig sich hier getroffen hatten. Ariost, Aretin, der Marchese Tibaldi und der gelehrte Maler Vasari. Im Gartensaal bei Früchten und Wein erging man sich in mancherlei Gesprächen, während Tizian saß und an dem Bilde Ariost's malte, das einiger Züge bedurfte, um vollendet zu sein. Der Dichter in seiner Lebendigkeit saß wenige Augenblicke, dann stand er auf, mischte sich in's Gespräch der Andern, um dann wieder sich hinzusetzen und die Stellung anzunehmen, die der Künstler für gut befunden hatte, ihn darin zu malen. Vasari kam aus Rom, Ariost und Aretin aus Ferrara, der Marchese war ein geborner Venetianer und einer der ältesten Freunde des großen Künstlers, der mit ihm schon so manche fröhliche und ernste Stunde durchlebt hatte, und gesonnen war, noch weiter zu durchleben, denn obgleich ein Sechziger, zählte er doch noch so viel Lebenskraft und Frische zu seinem Eigenthum, daß eine weite Spanne Zeit ihm noch vorzuleuchten schien.

Tizian war nicht guter Laune. Er hatte diesen Morgen entdeckt, daß sein Schüler Tintoretto viel zu viel Talent besaß, um in seiner Schule weiter arbeiten zu können, und er hatte ihm darum sagen lassen, er möge gehen. Schon lange war er über die Nothwendigkeit dieses Schrittes mit sich uneins, bis der Entwurf zu einem Bilde, den ihm Tintoretto gezeigt, ihn plötzlich zu dem Schritte veranlaßt hatte, den er jetzt gethan, denn um keinen Preis der Welt wollte er einen selbständigen Künstler erziehen, sich ihn über den Kopf wachsen lassen, und später erfahren, wie er sich rühmte, den Tizian überwunden zu haben. Tintoretto war noch jung: er konnte noch Viel und Großes leisten. Tizian hatte seine besten Jahre schon der Welt gegeben. Dabei liebte aber der Meister den, den er von sich trieb, ja er hätte sein liebster und bester Schüler werden sollen, wenn er sich hätte begnügen wollen, immer nur, bis zum Tode des Lehrers, Schüler bleiben zu wollen. Er hatte für ihn allerlei ausgedacht: er wollte mit ihm nach Deutschland, er sollte Protectoren, Gönner und Beschützer finden, aber nur immer als Tizian's Schüler, als einer, der unbedingt und ohne zu ändern und zu tadeln des Meisters Entwürfe ausführte. Dieses jedoch wollte der junge Tintoretto nicht. Er beabsichtigte ungefähr das, was Tizian befürchtete, er gedachte nur so lange in dessen Schule zu bleiben, bis es ihm gelungen, des Meisters wundersames Colorit sich anzueignen, dann wollte er von Michelangelo die Zeichnung nehmen, und hinzufügen zu beiden, was ihm die eigne Gabe an Erfindung, Composition und Gruppirung verlieh.

Das Gespräch der Männer betraf die muthwilligen Gemälde, die Julio Romano gemalt, die Aretin besungen und erklärt, Morcanton gestochen hatte und um derentwillen in Rom ein unbändiger Scandal ausgebrochen war, der mehrere der Theilnehmer an diesem Unternehmen zwang, die Stadt zu verlassen, um sich vor dem Zorn des Papstes zu retten. Es traten noch einige Umstände hinzu, die den Handel be-

sonders gefährlich machten. Niemand würde danach gefragt haben, ob Julio Romano vorwurfsvolle Bilder male oder nicht, wenn er es nur im Geheimen that, aber der Künstler, in seiner frohen Laune, eilte mit den Blättern zu Aretin und dieser fand sie so genial und kostbar, daß er die Marquise Sarbietto, eine Freundin des Cardinals Orsini, mit den unbefangensten derselben bekannt machte, und auf diesem Wege erfuhr der Cardinal davon, der, einestheils empört über die Schamlosigkeit einer Frau, die er verehrt hatte, anderntheils über die Unwürdigkeit der Darstellungen, Seine Heiligkeit davon in Kenntniß setzte und auf Bestrafung der Uebelthäter drang. Eine solche fromme Wendung, die die Sache nahm, setzte am allermeisten die Marchese in Erstaunen, die ihren Freund nicht begreifen konnte und öffentlich darüber mit ihm zerfiel. Die Verehrer und Anhänger der schönen Frau nahmen ihre Partie, der Cardinal fand seinerseits Freunde, und so entspann sich ein Krieg, der im steten Zunehmen begriffen war. Von den Bildern war nicht mehr die Rede, die kriegführenden Theile riefen allerlei Schlimmes, geheime Familienzwistigkeiten, böse Vorfälle aller Art aus dem Schlummer und bald sah halb Rom sich in einen Zwist verwandelt, der für Jeden etwas Beleidigendes hatte und über dessen Einzelheiten Jeder, so weit es seine Person betraf, einen Schleier zu werfen beabsichtigte. Was die Bilder betraf, endigte sich der Streit damit, daß die Kupferstiche Marcanton's confiscirt und verbrannt wurden, die Bilder Julio's verschwanden und ein Trupp päpstlicher Commissare war dahinterdrein, Alles fortzunehmen an Broschüren, an Pamphlets, an Copien und an Gedichten, was sich nur im Entferntesten auf diesen Handel bezog. Vasari, der Alles miterlebt hatte, wußte auf die ergötzlichste Weise davon zu erzählen.

„Wo ist denn das corpus delicti geblieben?" sagte Tizian. „Wer hat nun Julio's Gemälde?"

„Sie ruhen sicher in einem geheimen Fache des Schreibtisches Sr. Heiligkeit," sagte Aretin, „und das Haupt der Christenheit, das so furchtbar seine Blitze auf diese unschuldigen Spiele der Laune öffentlich richtet, erfreut sich und seine Genossin im Geheimen an ihnen."

„Sollte es möglich sein!" sagte Tibaldi.

Ariost und Tizian lachten; der Letztere sagte: „Man kann es wirklich nicht voraus wissen, was in diesen Regionen vorgeht und welches Wetter durch irgend einen kleinen Zufall heraufbeschworen wird. Man denke nur an den „Hosenmaler," der den Auftrag erhielt, Michelangelo's köstliche Figuren im jüngsten Gericht zu bekleiden! Und doch war dieses auch ein Papst, dem wir Alle Kunstsinn nicht absprechen. Mir ist dergleichen nie geschehen; aber freilich, ich habe auch immer eine gewisse Grenze eingehalten, über die ich nie geschritten bin. Der Künstler gebe die Nacktheit, aber er gebe sie nie als Mittel, um der Gemeinheit zu dienen. Diese Gemeinheit findet sich oft bei sehr Vornehmen und bei den Niedern ist sie jetzt durchweg vorhanden. Bei der luxuriösesten Stellung, bei dem anrüchigsten Vorfall kann immer ein Etwas eingemischt werden, was der Sache den Stachel nimmt und für die Gemeinheit, wenn sie sich daran vergnügen will, die ganze Situation verdirbt. Man sieht solche Leute sich oft gelangweilt und enttäuscht abwenden von Gegenständen, die für den, der sie versteht, des verführerischen Reizes genug besitzen. Wer wollte Correggio's Jo die Gabe absprechen aufzuregen, wer, der überhaupt die Kunst versteht, findet nicht in seiner Leda tausend Angeln und Stricke, die ihm über den Kopf wachsen, je länger er vor dem Bilde steht, und Niemand wird diesen Bildern vorwerfen, daß es unzüchtige seien, daß sie nicht gesehen werden dürften. Wo bliebe die Kunst, wo bliebe ihre eigenthümliche freie Entfaltung, wenn wir da eine Schranke zögen. Je weniger aber diese Schranke von Außen kommt, desto mehr muß sie der Künstler in seinem Innern aufstellen und festhalten. Dies ist meine Ansicht über diese Sache."

„Sie ist auch die meinige," setzte Ariost hinzu, „obgleich uns Dichtern ein ganz anderer freier Raum gestattet ist, die muthwilligsten Dinge zu berühren."

„Und diesen freien Raum habt Ihr auch auf das Freieste benutzt, Messer Ludovico!" rief Aretin. „Himmel! Wenn man das Alles malen wollte, was Ihr geschildert, oder nur verständlich angedeutet, wo blieben wir mit unsern Begriffen von Zucht und Ehrbarkeit?" Alle lachten und Ariost erwiederte: „Und doch bin ich ein Sittenheld gegen den Vater Boccacio. Der Muthwille, der da lacht, ist immer noch nicht der

schlimmste, er verführt nicht; der schlimmste ist aber der gleißende Ernst, das verführerische Gesetz, das, indem es Unziemlichkeiten verdammt, sie zu gleicher Zeit so genau schildert, daß es den Unschuldigen belehrt und einweiht."

„Wir sind allzumal Sünder!" seufzte Tizian auf eine komische Weise, „und ein guter Haushalter, der seine Schwelle rein halten will, würfe uns alle hinaus, Dichter, Maler, Bildhauer, wie sie Alle heißen mögen! hinaus Alle! Und je besser wir unsere Sache machten, desto schlimmer mit uns."

„Bravo, bravo!" riefen Ariost und Vasari. „Vortrefflich gepredigt, Meister. Das goldne Alter der Malerei, Dichtkunst und Baukunst, in welchem wir uns befinden, ist nichts wie Teufelsspuk; wir Teufelsschüler! O welch eine Welt! Welch eine seltsame Welt ist das!"

Das Gespräch wurde hier unterbrochen durch die Erscheinung eines jungen Mannes, der unschlüssig, ob er kommen dürfe, auf der Schwelle stehen blieb und seinen Blick auf Tizian richtete, der ihm grade den Rücken zuwandte. Sich umsehend, gewahrte der Meister den Jüngling und mit einer Miene des Unmuths stand er von seiner Arbeit auf, ging auf den Eintretenden zu und fragte ziemlich barsch: „Was steht zu Befehl, junger Herr? Warum kommt Ihr? Ist's, um Abschied zu nehmen, so ist's unnütz. Dergleichen ist in meinem Hause nicht Sitte. Man geht, man kommt ohne Zeichen: so lieb' ich's. Also Gott befohlen!"

Der junge Mann, der ein blühendes Ansehen hatte und dabei einen Zug von Gutmüthigkeit in den hellbraunen Augen, der sehr für ihn sprach, sagte auf diese rauhen Worte mit einer bescheidenen Stimme: „Die gnädigen Herren werden verzeihen, wenn ein Sohn zu seinem Vater in Ihrer Gegenwart redet, denn als Vater habt Ihr mir gegolten bis jetzt, Herr und Meister. Ich kam in Euer Haus, wildfremd, ich kannte Niemand in Venedig, Ihr nahmt mich bei der Hand, und brachtet mich auf die sehenswerthen Plätze. Hier Sohn, sagtet Ihr zu mir, schau Dich um, dies ist Venedig, die Stadt des Ruhmes, die Perle von Italien, wo große Meister in unserer Kunst gelebt haben und noch leben, hier will ich Dein Führer und in der Kunst Dein Lehrer sein. So war es das erste Jahr, das zweite ebenso. Ich lernte und arbeitete, und je besser es mir von der Hand ging, desto übler wurde Eure Laune. Zuletzt konnte ich's in nichts Euch Recht machen, und heute kommt Euer Befehl — daß ich die Wohnung meiden soll. Nun frage ich, was ist der Grund? Was habe ich gethan, wodurch ich Eure Liebe und Fürsorge verscherzt habe und diesen Befehl, den Ihr mir durch Euren Diener habt zukommen lassen, zugezogen. Gebt Antwort, und ist es irgend möglich, liegt es in meinen Kräften, so will ich mich doppelt anstrengen, damit ich Eure Gunst mir wieder erwerbe, und hier bleiben darf. Ist dies aber nicht möglich, so sagt es mir. So fortschicken ohne Weiteres lasse ich mich nicht."

Tizian, der bei dem Anfang der Rede gerührt geworden, fühlte sich durch den Schluß derselben beleidigt, und auffahrend erwiederte er: „Ihr laßt Euch nicht fortschicken? Ei seht doch; ich werde Euch wohl behalten müssen, wenn Ihr es befehlt. Wer, zum Teufel, hat Euch in mein Haus gebracht? Euer Vater, der Tuchfärber, hat mich um Gottes Willen gebeten, Euch zu nehmen, und ich that es, weil ich grade einen Farbenreiber nöthig hatte. Geht — geht! Ihr wollt nicht fortgeschickt sein! Wahrlich, es ist zum Lachen. Ich kann Schüler wie Euch zu Dutzenden bekommen."

„Dann ist's etwas Anderes!" sagte der junge Mann rasch und kurz. „Ich gehe. Dieses Schreiben ist heute für Euch gekommen, erlaubt, daß ich Euch es gebe. Lebt wohl, Herr Ritter Vicelli. Ich wünsche Euch viel Ruhm und Glück."

Mit diesen Worten wandte sich der junge Mann auf der Schwelle um und nachdem er die sämmtliche Gesellschaft ehrerbietig gegrüßt hatte, wollte er eben den Saal verlassen, als Tizian, der den Brief gelesen, ihn zurückrief. „Bleibt, Robusti, bleibt — in diesem Schreiben geschieht Eurer Erwähnung! — Ich muß Euch um mich haben, um die Sache zu ordnen. Bleibt! Wenigstens noch einige Monate, bis zu meiner Zurückkunft aus Deutschland! Habt Ihr mich verstanden? — Ihr bleibt! — He?"

„Verzeiht, Herr Ritter; wer mich einmal hat gehen heißen, hat mich auf immer verloren;" entgegnete der Jüngling. „Ich gehe."

„Aber Ihr seht ja — der Brief — der Brief!" rief Tizian, mit dem Fuße stampfend und auf das Schreiben zeigend. „Seid

kein Trotzkopf, Robusti! Bedenkt, was ich Euch gethan habe. Du hast an einer Pallette mit mir gemalt, Junge! Du hast mir alle meine Geheimnisse abgelauscht! Und jetzt willst Du gehen, da ich Deine Dienste nöthig habe. Es gäbe keinen schwärzern Charakter als den Deinigen, wenn Du gingest. — Verdammt! Er geht! er geht wirklich! Nun gut, so mag er gehen. So bin ich einen Undankbaren, einen Nichtswürdigen los. Die Angelegenheit wird sich auch ohne ihn schlichten lassen. Vergebt, Freunde, daß ich Euch zum Zeugen meiner häuslichen Sorgen machte."

„Es ist nicht der erste Schüler, den Ihr gehen heißt," nahm der Marchese das Wort. „Man wird Euch im Publicum dies für Neid auslegen."

„Mag man," entgegnete Tizian. „Der Pöbel urtheilt, wie er es versteht. Auf die Erfolge dieses Burschen bin ich sicherlich nicht eifersüchtig, obgleich ich gestehen will, daß er den Pinsel zu führen weiß. Es ist aber mein Grundsatz, ihn nicht weiter zu fördern. Wir Maler haben so unsre eigenthümlichen Ansichten. Ein Schuster, ein Schneider kann seinem Lehrling zeigen, wie ein guter Schuh zu machen sei, wie man ein passendes Kleid zu Stande bringe, nicht so der Maler. Was einem Bilde Werth gibt, ist das geheimnißvolle Etwas, das über demselben schwebt, und vom Meister ihm verliehen wird nach Gesetzen, die außerhalb alles zu Erlernenden und Faßbaren stehen. Hat Einer Kopf, so sieht er von selbst, was dieses Eine ist und arbeitet darauf hin, ist er aber ein bloßer Handlanger der Kunst, so entgeht ihm dieses so wie Alles und er liefert Bilder, die den Markt ausfüllen und Käufer finden, die aber das Auge keines wahren Kenners und Liebhabers anzuziehen verstehen."

„Tintoretto hat jetzt dieses gewisse Etwas, das, wie Ihr sagt, über dem Bilde schwebt und dessen eigentlichen Werth ausmacht, Euch abgelauscht," bemerkte der Marchese, „und deshalb mögt Ihr ihn nicht, und deshalb muß er jetzt den Wanderstab ergreifen."

„Es ist möglich," antwortete Tizian. „Niemand kennt sich selbst, und so mag es denn so sein, wie Ihr wollt. Giorgone war auch eifersüchtig auf mich, als wir beide das deutsche Waarenlagerhaus bemalten. Er hatte die Fronte nach dem Wasser zu, ich die kleinere bemalt und Jedermann, der meine Arbeit für die seine hielt, lobte ihn unbändig. Damals habe ich erlebt, wie ein solches Lob schmerzen kann, denn Giorgone konnte mich von dem Augenblicke nicht mehr um sich leiden. Was wollt Ihr? das ist menschlich. Man sagt zwar, daß Rafael nichts vom Neide gewußt, doch wer sieht in die Brust des Menschen, wer weiß um seine verborgensten Regungen?"

„Was ist's mit dem Briefe?" fragte Aretin.

„Ach, es ist eine Geschichte, die mir in Deutschland geschehen ist, und die ich Euch erzählen will, wenn Ihr hören wollt. Ihr wißt, ich war 1547 in Augsburg, um den Kaiser Karl V. zu malen."

„Wir wissen es;" entgegneten die Freunde.

„Als ich Sr. Majestät Bildniß halb vollendet hatte," setzt Tizian seine Erzählung fort, „fand sich einige Störung, ich weiß selbst jetzt nicht mehr, welcher Art. Das Bild des Kaisers mußte ruhen und ich malte einige von den Herrschaften, die sich mir angetragen hatten. Darunter war auch die Prinzessin von Cleve, des Kaisers Pflegebefohlene, die er aus den Niederlanden gebracht hatte, um sie passend zu vermählen. Die Prinzessin machte ihm einen Strich durch die Rechnung, indem sie sich in Don Lopez de Trovedo, einen jungen Spanier von Geburt verliebte, der unter dem Gefolge des Kaisers in Augsburg weilte und Zeit genug hatte, seiner Dame den Hof zu machen. Diese Art Tändelei gefiel dem Kaiser durchaus nicht und er trug Sorge, daß der junge Mann entfernt wurde und die Prinzessin genauer bewacht. Ich wurde ihr Vertrauter. Als sie sich von mir malen ließ, sah ich ihre schönen Augen einst von Thränen getrübt und fragte nach der Ursache ihrer Bekümmerniß. „Herr Ritter," hub sie an, „Ihr seid zweifelhaft, was Ihr von mir denken sollet, daß ich vor Euch sitze und der Thränen Lauf nicht zu hemmen im Stande bin. Doch ein schweres Geschick steht mir bevor." Ich erwiederte darauf: „Schöne Fürstin! In das Unvermeidliche müssen wir uns Alle fügen, nur ist die Frage, ob es in der That unvermeidlich ist. So lange wir das nicht wissen, will die Hoffnung, daß wir aufathmen und fröhlich sind." — „Ach leider ist es unvermeidlich," entgegnete sie und von Neuem flossen ihre Thränen. Nach langem Hin- und Herreden erfuhr ich um

ihre Liebe und zugleich die Drohung des Kaisers, sie in ein Kloster bringen zu lassen. Sie bat mich, ihretwegen mit dem Herrn zu sprechen, der, wie es bei Hofe und in der Stadt bekannt sei, mich gern habe. Das ohnmächtige, in Schmerz gebadete Antlitz brachte mich zu der Unvorsichtigkeit, ihr meine Hilfe zuzusagen, ohne daß ich wußte, wie ich das Ding würde anfangen, noch weniger, wie ich es zu Ende bringen würde. Ich saß fest. Das Versprechen hatte ich gegeben; es sollte gehalten werden.

Eines Tages ließ mich der Kaiser rufen. Ich fand ihn bei guter Laune und er rief mir zu: „Heute wollen wir das Werk vollenden. Nehmt Euren Pinsel zur Hand und arbeitet drauf los; es ist die letzte Sitzung, die ich Euch geben kann, denn ich reise morgen nach Inspruck."

Er schob einen Stuhl hin, setzte sich und ließ sich von seinem Kämmerer einige Schriften vorlesen. Das wird gut; dachte ich — wo finde ich Zeit, meinen Auftrag auszuführen. Der Kämmerer las, der Kaiser drehte sich auf seinem Sessel hin und her, ich arbeitete. Stille im Gemach. Plötzlich fällt dem Herrn etwas ein, ein Auftrag, eine Erinnerung — Gott weiß, was, und er ruft den Kämmerer, sagt ihm etwas in's Ohr, und der stürzt fort.

„Ich hätte Ew. Majestät etwas zu sagen," fange ich an, als Jener fort ist, und wische mit meinem Pinsel in der Zerstreuung am Gewande hin und her.

„Was ist's, mein Herr Ritter und Pfalzgraf?" sagte Karl munter. „Sprecht."

„Ich bin in einer übeln Lage," hob ich an. „Mein Gastfreund und Gevatter, Luigi Peri, bei dem ich wohne, hat eine hübsche Tochter, die er zu verheirathen gedenkt, und zwar an einen jungen Mann seiner Verwandtschaft, der ein Kaufmann ist und alsobald nach der Verheirathung aufzubrechen gedenkt, um seinen Geschäften nachzugehen."

„Dabei sehe ich nichts Uebles für Euch!" bemerkte der Kaiser. „Was kümmert Euch die Heirath dieser Zwei?" —

„Wenn Ew. Majestät befehlen, so werde ich sogleich mit meiner unglücklichen Lage aufwarten," rief ich. „Luicina, dies ist der Name des jungen Dinges, hat sich, ich weiß nicht, weshalb, in den Kopf gesetzt, daß ich ganz besonders geeignet bin, in Frauenangelegenheiten meine Stimme abzugeben, und zwar zu Gunsten der armen Weiberchen, denen es oft traurig genug geht in dieser Welt. Das ist sicherlich wahr, das ist Gott zu klagen. So auch mit diesem erbärmlichen Geschöpfe, der Luicina Peri. Sie kommt zu mir, grade als ihre Angelegenheit so weit ist, daß auf beiden Seiten abgeschlossen werden soll, wirft sich mir an den Hals, und gesteht unter Thränen, daß sie einen Andern liebt. Aber ich muß Ew. Majestät bitten, etwas mehr nach links zu schauen! So! nun gut! Was thu' ich? He? Was soll ich thun? He? He? Das ist die Frage. Ich lasse mir den jungen Mann, den sie sich in's Herz geschlossen hat, nennen und finde, daß es ein tüchtiger Maler ist, ganz geeignet, einmal seinen Weg zu machen. Das Mädchen bittet mich, zu ihren Gunsten mit dem Vater zu reden."

„Das würde ich thun!" rief der Kaiser. „Wie ist denn der Patron? Läßt er ein Wort mit sich sprechen?"

Hier mache ich nun, ehe ich auf des Kaisers Frage antworte, eine geschickte Pause, aber auch nicht so lange, damit das Interesse, das Se. Majestät gefaßt hatte, sich verflüchtige, und sage dann: „Schwer, Ew. Majestät. Es ist ein Mann, der, was er einmal beschlossen hat, auch durchzusetzen weiß."

„Ich würde Gründe anführen, auf die er hören muß;" erwiederte der Kaiser.

„Das habe ich gethan," erwiedere ich; „trotz dessen sehe ich doch, daß die Sache ihren Gang nimmt. Das Mädchen ist der Verzweiflung nahe und will sich das Leben nehmen."

Der Kaiser fängt schon an, unaufmerksam zu werden. Ich sehe es seinen Augen an, er denkt an etwas Anderes, nicht mehr an meine Geschichte, ich muß also eilen und rasch den letzten Pfeil abschießen. „Uebrigens muß ich bemerken," hob ich an, „daß meine ganze Erzählung nicht ein wahres Wort enthält, sondern daß sie nur eine Parabel ist, wie sie Dichter manchmal brauchen, wenn sie etwas sich vorgesetzt haben, das sie durchbringen wollen. Ew. Majestät sind in dieser Parabel die Hauptperson und die Luicina Peri ist die Prinzessin von Cleve."

„Ah! Meister Spaßmacher!" rief hier der Kaiser mit Lachen, „willst Du aus diesem Loche hinaus? Daraus wird nichts! Sage der Prinzessin, sie soll sich zufrieden geben, ihr Luigi Peri sei ein harter Kopf,

den Du sehr richtig beurtheilt hast, der durchzusetzen weiß, was er sich vornimmt. Das Kloster oder die Heirath!"

Damit war die Sache zu Ende. Der Kaiser sprach kein Wort weiter über diesen Gegenstand, die Sitzung ging zum Schluß, das Bild wurde fertig.

Wie ich Abends, am Morgen wollte der Kaiser abreisen, in meiner Wohnung trübselig dasitze, und eben die letzten Striche male am Gewande, öffnet sich leise meine Thür, und hinein kommt, in Männerkleidung, meine schöne Prinzessin. „Still!" ruft sie mir zu: „Meister, verrathet mich nicht."

„Was soll es denn, gnädigste Prinzessin? Was habt Ihr vor?" fragte ich trübselig.

„Nichts Geringeres als die Flucht," entgegnete sie. „Ich komme, von Euch Abschied zu nehmen und Euch nochmals herzlich zu danken, für den Antheil, den Ihr an meinem Schicksal genommen."

„Es ist gern geschehen," erwiedere ich; „hätte es nur mehr geholfen."

„Habt Ihr Kinder?" fragte sie.

„Ei," erwiedere ich, „wie mögt Ihr so fragen. Bin ich denn etwa verheirathet?"

„Nun," entgegnete sie mit einer sehr anmuthigen Miene der Verlegenheit — „es könnte doch sein, und darum wollte ich Euch herzlich bitten, daß Ihr ihnen diese Kleinigkeit gebt." Damit gab sie mir einige Kostbarkeiten, von denen ein paar äußerst zierliche kleine Ketten waren.

Ich dankte. „Wo wollt Ihr hin?" fragte ich.

„Wo Don Lopez mich hinbringt," sagte sie, „ihm folge ich und zwar als sein Page."

„Um Gotteswillen," rief ich, „ist das nicht eine große Unvorsichtigkeit?"

„Es mag sein," erwiederte sie, „aber fragt Liebe nach derlei Dingen?"

Ich dachte hin und her, wie ich das liebenswerthe Fräulein auf andere Gedanken bringen könne, da mir aber nichts einfiel, nahm ich ihre zarte Hand, küßte sie und rief: „Wahrhaftig, Prinzessin, wo Ihr Euch auch befindet, denkt immer, daß Ihr an dem Tizian Vicelli einen wahren aufrichtigen Freund habt, der helfen wird, wo er irgend kann."

Damit trennten wir uns. Sie verließ mit ihrem Buhlen die Stadt, ich hörte nichts mehr von ihr. Heute nun, jetzt, bekomme ich diesen Brief. Was ist nun zu machen?"

„Gebt!" rief Ariost und entriß dem Maler das Schreiben.

„Es ist von einer männlichen Hand!" rief Aretin.

„Freilich, es ist von Don Lopez de Trovedo's Hand," erklärte Tizian. „Lest es ganz vor; es enthält nur wenige Zeilen."

Meister Tizian in Venedig!

Gott zum Gruß. Ihr erhaltet diesen Brief auf sicherm Wege; bald sind wir selbst bei Euch. Meine Gemahlin grüßt Euch. Wir kommen zu Euch und werden in Venedig ein paar Monate bleiben. Wir kommen unter dem Namen Eures Schülers Tintoretto, und ich wünsche, daß Ihr mich dafür öffentlich anerkennt. Der junge Mann soll dafür belohnt werden. Unsere Flucht in Inspruck mißglückte, diese wird besser gelingen. Thut, Meister, nach Kräften, Euer Möglichstes, der Dank meiner schönen Frau und auch der meinige wird Euch lohnen. Lebt wohl, Euer Freund

Lopez de Trovedo.

Die Männer standen da, sahen sich einander an und lachten.

„Ei seht," rief Aretin, „in was für Händel unser alter Freund steckt! Eine allerliebste Räubergeschichte ist das! Wißt Ihr, Freund Tizian, daß der Kaiser Euch für Eure Mitwirkung zur Flucht dieser kleinen allerliebsten Vagabundin kann auf irgend eine Festung spazieren schicken. Solche Herren machen wenig Federlesens!"

„Warum nicht gar?" brummte Tizian, der wieder den Pinsel ergriffen hatte und an seinem Bilde fortmalte.

„Ja, ja," rief Vasari, „die Sache hat ihr sehr Bedenkliches. Ich würde rathen, Ihr streiftet die ganze Angelegenheit von Euch ab."

„Das wird nicht gehen!" bemerkte Ariost, „die Flüchtlinge sind ja auf dem Wege hierher. Und nun begreife ich auch, wozu der kaiserliche Hauptmann, Herr Truchseß von Waldburg, seit ein paar Wochen in unserer Stadt sich eingebürgert hat."

„Herr Truchseß von Waldburg?" fragte der Marchese Tibaldi. „Doch nicht der Mann mit rothem Bart, der an der Wirthstafel im goldenen Wallfisch ißt, und eine so entsetzliche Portion Wein täglich zu sich nimmt? Ich speiste mit ihm vor einigen Tagen und er fragte sehr angelegentlich

nach Euch, Meister Tizian, und nach Eurem Schüler Tintoretto. Ich hielt das für eine Anwandlung von Kunstsinn und gab ihm ausführlich Bescheid."

„Beim Bacchus! Da haben wir die Geschichte!" rief Ariost. „Da ist schon der Spion auf der Lauer! Tizian, Tizian! Packt Euer Bündel und wandert zum Thore hinaus. Denkt an die Geschichte mit Julio Romano's Bildern."

Tizian antwortete nicht. Er malte immer eifriger.

„Nun besinne ich mich," begann der Marchese weiter; „der Herr Truchseß beliebte auch, außerordentlich nach Tintoretto's Frau zu fragen."

„Und was sagtet Ihr da?" fragte Tizian, sich neugierig auf seinem Stuhle umdrehend.

„Was sollte ich sagen? Ich stritt mich mit ihm und behauptete, der Tintoretto sei ein junger Bursche und denke noch nicht an's Heirathen. Er aber blieb bei seinem Satz."

„Verdammt!" rief Tizian, „und grade jetzt läuft mir der Bursche aus dem Hause."

„Vielleicht, wenn man ihm nachsetzte, ihn bäte, doch wiederzukommen!" bemerkte einer der Freunde.

„Vergebens!" rief Tizian. „Er hat einen verdammt harten Kopf. Er käme doch nicht zurück! O Freunde, Freunde — helft einem armen Bedrängten! Doch was hilft das Klagen. Wir wollen muthig in den Kampf gehen."

„Ja, Muth, Muth!" riefen Alle. „Was soll ein so kleines Prinzeßchen uns in Harnisch bringen?" „Kommt, Ariost," rief Vasari, „wir wollen uns in den goldenen Wallfisch begeben."

„Und ich eile zu Tintoretto!" rief Aretin.

Sie gingen und ließen Tizian allein, der nun unruhig im Zimmer auf- und abging. Es erschien der Hausmeister und kündigte ihm an, daß zwei Fremde da wären, die ihn zu sprechen wünschten.

„Teufel! Das geht rasch! Da sind sie schon!" rief der Maler, ängstlich hin- und herlaufend. „Führe sie ein, aber laß Niemand weiter in das Zimmer! Ich werde sogleich nachkommen."

Er legte ein anderes Kleid an, hing sich die Ketten um, ohne die er nie sich öffentlich zeigte und brachte sein Haar in Ordnung. Auf dem Wege nach dem Zimmer, wohin die Fremden geführt worden waren, hörte er zwei streitende Stimmen, von denen ihm die eine sehr bekannt war. Er faßte des Hausmeisters Hand und sagte: „Wer ist da drin? Lieber, sagte ich Euch nicht, daß Ihr Niemand außer den beiden Fremden einlassen sollt?"

„Bei meiner Ehre!" rief der alte Diener, „es ist so, wie Ihr befahlt. Niemand ist drinnen als die beiden Fremden."

„Aber ich höre ja Tintoretto's Stimme!"

„So ist er später dazugekommen," erwiederte der Hausmeister. „Er wollte noch einige Sachen, die er hier hat, abholen."

„Still, laß uns hören, was sie sprechen!" rief Tizian, sich nah an die Thür stellend und den Hausmeister in einige Entfernung winkend.

„Ihr wollt der Maler Tintoretto sein?"

„Ja, habt Ihr etwas dagegen?"

„Gar Manches!" rief höhnend Tintoretto. „Seit wann seid Ihr denn hier angekommen? —"

„Ich finde nicht nöthig, Euch das zu sagen."

„Ei, ei! Ich aber finde nöthig, es zu fragen! Ihr seid nicht Tintoretto."

„Weshalb nicht?"

„Weil ich es selbst bin."

Eine Pause entstand, dann hörte man eine Weiberstimme, die leise etwas flüsterte. „Du weißt, mein Engel, daß ich mich danach erkundigt habe, Tintoretto ist nicht mehr hier im Hause. Der junge Mensch ist ein Betrüger."

„Was, ich ein Betrüger?" schrie der zornige Jüngling. „Das Wort hat Euch der Teufel eingegeben. Was? Bin ich auch nicht mehr hier im Hause, so bin ich doch Tintoretto. Zieht Euren Degen, Herr, die Sache muß sogleich abgemacht werden."

Hier öffnete sich die Thür und Tizian trat herein.

Die Streitenden fuhren auseinander.

Die Prinzessin stürzte als die Erste auf den Meister zu und rief ihm leise zu: „Willkommen, Meister Tizian! Hier sind wir!"

Don Lopez rief: „Nun Meister? bin ich Euer Schüler Tintoretto? He! sprecht."

Und Tintoretto, in finsterm Unmuth grollend, stand, die Arme über die Brust geschlagen, und sagte: „Es scheint mir, wenn er auch böse auf mich ist, wird er doch

nicht leugnen können, daß ich Tintoretto, sein Schüler, der Sohn des Tuchfärbers bin!"

Tizian stand zweifelhaft und befangen zwischen der Gruppe, die auf eine Antwort aus seinem Munde wartete. Indem ward noch ein Dritter eingeführt; es war der Truchseß von Waldburg, der, gefolgt von ein paar bewaffneten Begleitern, unangemeldet in die Halle eintrat. Er verbeugte sich gegen den Herrn des Hauses und entschuldigte mit einigen Worten sein Kommen, als auf besondern Befehl des Kaisers.

Tizian verbeugte sich tief und rief: „Was steht zu Diensten, mein Herr? Se. Majestät der Kaiser ist stets gütig und gnädig gegen mich gewesen; es ist nichts als meine Pflicht, einen Abgesandten von ihm mit gehöriger Achtung zu empfangen."

„Mein Auftrag ist kurz und lautet: Welcher von diesen Herren ist Euer Schüler Tintoretto?"

Keine Antwort erscholl auf diese Frage, die in einem Tone und auf eine Weise gemacht wurde, so daß jeder der Herren einen übeln Empfang vermuthete, wenn er sich als den Geforderten auswies. Tizian trat daher nochmals vor, und fragte seinerseits: „Mit Verlaub, Herr Truchseß; weshalb fragt Ihr das?"

„Sr. kaiserlichen Majestät ist hinterbracht worden," erwiederte der Hauptmann mit langsamer und scharfer Stimme, „daß der Maler Tintoretto, Schüler bei Euch, Herr Tizian, sich unterfangen habe, ein Fräulein, das der Kaiser besonders in seinen Schutz genommen, aus den Mauern eines Klosters, die ihr angewiesen, gewaltsam zu entführen und mit ihr hierher nach Italien, zu Euch zu flüchten. Ich habe Befehl, besagtes Fräulein zurückzuführen und den Maler der ihm gebührenden Strafe zu übergeben. Da ich aber selbst keine Kenntniß habe von der Person besagten Malers, so ergeht an Euch die Frage, wo ich ihn finden und von ihm seine Beute, als besagtes Fräulein, erlangen kann, und Se. Majestät erwartet, daß Ihr, Herr Tizian, pflichtschuldigst nicht ermangeln werdet, ihm die geforderten Personen auszuweisen."

Eine neue Pause entstand nach diesen Worten. Der Truchseß sah abwechselnd die Männer an, diese blickten sich untereinander an. Die junge Dame war auf einen Stuhl gesunken, Tizian stand noch immer zweifelhaft und befangen da. Endlich rief der Hauptmann: „Nun, Ihr werdet doch wissen, wer Euer Schüler ist?"

„Allerdings weiß ich das!" entgegnete der Meister, aber ohne auf einen der Männer zu zeigen.

„Nun wer ist es?" fragte der Truchseß.

„Er mag sich Euch selbst überliefern!" rief Tizian. „Tintoretto, komm hervor!"

Beide junge Männer traten vor und Jeder rief: „Ich bin es!"

Der Hauptmann wich erstaunt zurück und schrie: „Wie, zwei! An welchen Tintoretto soll ich mich halten? Da ist nothwendig Betrug im Spiele. Wer ist der Mann jener Dame?"

„Ich!" rief Don Lopez.

„Also seid Ihr Tintoretto."

„Nein, ich bin es!" schrie der wahre Tintoretto. „Zum Teufel, ich werde doch wissen, wer ich bin!"

Tizian hatte seinen Schüler bei Seite genommen und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Dieser wandte sich verdrießlich bei Seite, indem er halb vor sich hin sprach: „Zuerst aus dem Hause gewiesen, mit Schimpf fortgeschickt und später soll ich noch so gefällig sein, einem fremden Abenteurer meinen ehrlichen Namen zu überlassen."

„Sei kein Thor, Junge!" rief Tizian leise, „Du hörst ja, es ist kein unbekannter Mann! Ich habe Verpflichtungen gegen ihn, Du thust mir einen Gefallen, wenn Du hier zurücktrittst. Es soll Dir Alles erklärt werden. Bedenke doch, Du sagtest heute selbst, daß ich wie ein Vater an Dir gehandelt hätte, willst Du nun mit meinem und dieses Mannes Unglück die Wohlthaten vergelten, die ich Dir erwiesen. Ich bitte Dich, Tintoretto, thu das nicht. Nichts ist dem Menschen und dem Himmel widerwärtiger als Undankbarkeit."

„Wohl ist Undankbarkeit ein schändliches Laster, aber Neid ist noch ein viel ärgeres. Und Ihr seid neidisch, Meister Tizian! Neid ist der Grund, weshalb Ihr mich aus Eurem Hause entfernt, Neid der Grund, weshalb Ihr Böses von mir sprecht und mich schlecht behandelt."

„Laß das jetzt, mein Sohn!" rief Tizian, die bittere Pille, die ihm sein Schüler zu schlucken gab, ruhig hinunterwürgend. „Laß das jetzt! Es liegen wichtigere Dinge vor. Sprich nun, tritt hervor, sage, daß Du nicht Tintoretto bist."

„Ich soll sagen, daß ich nicht ich selbst bin!“ rief der junge Mann halb ärgerlich, halb belustigt.

„Du entgehst dadurch,“ flüsterte der Meister weiter, „einer empfindlichen Strafe, die der Kaiser Dir zugedacht hat.“

„Wenn es das ist!“ rief der kecke Jüngling, „so bleibe ich bei der Wahrheit. Was kann der Kaiser mir thun? Und die härteste Strafe kommt dem Schimpf nicht gleich, seinen Namen, den man mit Ehren trägt und den man zu noch größern Ehren bringen will, zu verleugnen.“

„Der Bube kann Einen zur Verzweiflung bringen!“ rief der Meister, wüthend auf den Boden stampfend. „Willst Du's thun oder willst Du nicht?“ fragte er jetzt zum letzten Male leise den Widerstrebenden.

Tintoretto, nachdem er lange Zeit prüfend den Meister angesehen, richtete den Blick verachtend auf Don Lopez, trat dann vor und sagte zum Truchseß: „Vergebt, ich sagte Euch nicht die Wahrheit, als ich mich Tintoretto nannte! Da steht der wahre Tintoretto!“

Tizian und Don Lopez sahen sich triumphirend an! Die Pinzessin frohlockte laut. „Also Ihr seid es!“ rief der Hauptmann, „Ihr seid der Mann dieser Dame?“

„Ich bin es,“ erwiederte der Gefragte stolz.

„So folgt mir.“

„Erlaubt mir, Herr Truchseß von Waldburg!“ rief hier Tizian, „mit welchem Rechte bringt Ihr meinen Schüler fort. Ist dies der Befehl des Kaisers?“

„Das grade nicht,“ war die Antwort, „ich will mich nur vergewissern, daß er Euer Schüler ist.“

„Wenn ich es Euch sage.“

„Schon gut; so will ich ihn Euch hier lassen. Es ist auch grade keine Wichtigkeit um ihn,“ erwiederte der Hauptmann, „doch das Fräulein folgt mir.“

„Nicht einen Schritt ohne meinen Mann!“ rief sie, sich an den Arm Don Lopez hängend.

„Ich will Euch einen Rath geben, Herr Hauptmann,“ begann Tizian. „Ich gebe Euch eine Schrift, in der ich Euch bezeuge, daß Ihr pflichtschuldigst den Maler Tintoretto bei mir entdeckt, daß Ihr ihn mit der Prinzessin Anna von Cleve vermählt gefunden habt, und daß Ihr nun ansteht, weiter gegen sie zu verfahren, bis Ordre kommt, und daß ich mich verpflichte, die Flüchtlinge so lange in sicherm Gewahrsam zu halten, bis weitere Befehle von Sr. Majestät einlaufen.“

„Ja, so ist's Recht,“ rief der Truchseß, „so läßt sich die Sache abmachen, und Ihr, Meister Tizian, steht mir als ehrlicher Mann mit Eurem Worte, daß Ihr die Beiden treulich bewahrt, nämlich Euren Schüler Tintoretto und seine Dame, die Frau Prinzessin von Cleve.“

„Auf Ehre und Gewissen verspreche ich das!“ rief der Maler, an seine schwere goldene Ehrenkette fassend.

So war die Sache abgemacht. Der Truchseß von Waldburg empfahl sich und nahm seine kriegerische Begleitung mit. Lopez und seine Gemahlin eilten, als sie sich ohne ihren Verfolger sahen, auf Tizian zu und überschütteten ihn mit ihren Danksagungen und Liebkosungen. Er rief ihnen zu: „Nicht mir habt Ihr zu danken, sondern dem armen Knaben dort, den Ihr um seinen Namen gebracht habt.“

Beide eilten jetzt auf Tintoretto zu, der mißmuthig und schweigend abseits am Fenster stand. Lopez nahm eine goldene Kette vom Halse und hing sie ihm um, die Prinzessin zog einen kostbaren Ring vom Finger und wollte ihn ihm anstecken. Er wies Beides zurück.

„Du eigensinniger Patron!“ rief Don Lopez, „warum willst Du's nicht nehmen?“

„Weil ich nichts Euretwegen gethan habe!“ war die Antwort. „Was geschehen ist, geschah einzig nur um dieses alten Mannes wegen.“ Er wies auf Tizian.

„Habe Dank, mein Sohn!“ rief der Meister, „Du sollst auch wieder bei mir wohnen und mein Schüler sein.“

Der Jüngling schüttelte das Haupt. „Nicht also,“ rief er! „Wer mich einmal von sich gewiesen, ruft mich vergebens wieder zurück. Ich verlasse Venedig und gehe auf die Wanderschaft! Lebt wohl, Meister! lebt wohl, Ihr fremder Herr, und schöne Dame! —“

Er ging. Sie sahen ihm Alle verwundert nach. Tizian rief hinter ihm drein: „So bleib doch, Bürschchen, bis ich Dir wieder Deinen Namen gebe.“

„Den geb ich mir selbst!“ rief der Jüngling stolz. „Und ich will mir einen geben, den Niemand mir wird nehmen können! —“

„Ein abscheulich übermüthiges Volk,

das Volk der Maler!" rief Tizian erbittert, völlig vergessend, daß er selbst dazu gehörte.

Am Abend des nächstfolgenden Tages kamen die Freunde wieder und vernahmen das Vorgefallene. Don Lopez und die Prinzessin schlugen ihre Wohnung beim berühmten Maler auf. Er galt als Tintoretto. Es dauerte ein paar Wochen, alsdann, da nichts vom Kaiser verlautete, der mit seinen Kriegen beschäftigt war, auch wohl der Sache, als einer einmal geschehenen, nicht mehr gedachte, schlummerte die Angelegenheit ein. Der Truchseß verließ Venedig und die Leute, die er mit der Sache betraute, vergaßen sie völlig in seiner Abwesenheit. Nach einem Zeitraume von einem halben Jahre verließ das junge Ehepaar ihren gütigen Wirth. Aretin machte ein hübsches Sonnett auf diesen Vorfall, das er der Prinzessin überreichte, und Vasari und Ariost empfahlen sich besonders ihrer Gunst.

Spinoza.

Von

Johannes Huber.

Baruch Spinoza stammte aus einer jüdischen Familie, die am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aus Portugal nach den Niederlanden kam und in Amsterdam sich ansiedelte. Hier wurde er am 24. November 1632 geboren. Die Eltern, die keineswegs in glänzenden Vermögensverhältnissen sich befanden, gaben dem Sohne eine streng religiöse Erziehung im finstern Geiste des Judenthums und bestimmten ihn zum Rabbiner. So kam Spinoza in den Unterricht jüdischer Theologen, von denen Rabbi Morteira der einflußreichste für ihn wurde. Er studirte das alte Testament und den Talmud gründlich und galt darum schon mit fünfzehn Jahren für einen ausgezeichneten Kenner des letztern. Er versenkte sich dann in das Studium der jüdischen Scholastiker Ebn Esra und Maimonides und empfing von ihnen manchen Impuls zu einem freien Denken. Rabbi Morteira selbst unternahm es, die Vernunft mit den Dogmen des Mosaismus in Uebereinstimmung zu bringen, und wenn er dies auch in der Weise der christlichen Scholastiker that, nämlich daß das in Bibel und Talmud niedergelegte Gotteswort die Voraussetzung und Norm des Denkens bildete, wogegen sich dieses nicht erheben durfte, sondern dem es sich nur anpassen sollte, so mußte ein solcher Unterricht in der Theologie doch das Nachdenken und den Zweifel anregen, indem er eben auch mit den Einwürfen der Vernunft gegen das Dogma bekannt machte. Aber zu einer vollständigen Mündigkeit des Geistes kam Spinoza erst bei dem Arzte Vandenende, welcher in Amsterdam eine Art philologischen Seminars hielt und zu dem sich jener zum Behufe der Erlernung der lateinischen Sprache begeben hatte. Vandenende scheint heimlich dem Materialismus gehuldigt zu haben; man beschuldigte ihn, daß er in seinen Unterricht auch fremdartige Dinge einmischte, nämlich seine eigenen atheistischen Ueberzeugungen einfließen ließ. Spinoza wurde mit einigen andern begabtern Schülern in sein näheres Vertrauen gezogen, sie betrieben zusammen Naturstudien und lasen eifrig den Cartesius, den berühmtesten Philosophen der damaligen Zeit. Alles dieses trug nur bei, in Spinoza Ansichten zu entwickeln, die nichts weniger als mit der jüdischen Religion im Einklang waren. Er zog sich daher immer mehr von seinen frühern Glaubensgenossen zurück und suchte dafür den Umgang freidenkender Männer.

In diese Zeit des Verkehrs mit Vandenende fällt für Spinoza eine kleine Episode Liebeslyrik — die einzige, die uns aus seinem Leben bekannt ist. Vandenende hatte nämlich eine schöne und geistreiche Tochter, mit Namen Olympia, die in der Musik und lateinischen Sprache so wohl bewandert war, daß sie in der Abwesenheit des Vaters die Schule leiten konnte. Nicht die Schönheit der Gestalt, sondern der Reichthum ihres Geistes und die Lebendigkeit ihres ganzen Wesens fesselten Spinoza's Gemüth. Aber das Mädchen theilte seine Gefühle nicht, sie fand sich mehr zu einem andern Schüler und Bewerber, einem reichen Kaufmannssohn aus Hamburg, hingezogen, der mit dem Geschenke einer kostbaren Perlenschnur die schöne Olympia an sich fesselte und heimführte.

Wir wissen nicht, welchen Eindruck dieser tragische Ausgang seiner Liebe in Spinoza's Herzen machte; so weit wir von jetzt an in dasselbe schauen können, gleicht

es einem tiefen ruhigen See, dessen klarer Spiegel nur wenig und vorübergehend von den Wechselfällen des Lebens getrübt wird.

Spinoza's Gesinnungsänderung blieb der jüdischen Gemeinde nicht länger verborgen. Um aber ganz sicher zu gehen, ließ man ihn erst näher ausforschen, und als er kein Hehl von seinen Ueberzeugungen machte, wurde er bei den Richtern der Synagoge denuncirt, die ihn vor sich beschieden und auf alle Weise in seinen Ansichten wankend zu machen suchten. Bitten wechselten mit Drohungen ab, Morteira selbst verschwendete die eindringlichsten Worte an seinen ehemaligen Schüler. Weil sie selber nicht wußten, was Ueberzeugung sei, boten sie dem tapfern Standhaltenden einen Jahrgehalt von 1000 Gulden an, unter der Bedingung, daß er seine Meinungen für sich behalten und wenigstens äußerlich an der Synagoge festhalten möge. Vergebens. Spinoza schlug unwillig diesen Judaslohn aus — gefährdete aber durch diese muthige Ueberzeugungstreue sein Leben, indem ein fanatischer Jude ihn Nachts auf dem Heimwege meuchlings erdolchen wollte. Er wich jedoch glücklich dem Stoße aus, der nach der Brust gerichtet war, jetzt aber nur den Mantel durchlöcherte, den er sich zum Andenken an dieses Ereigniß lebenslang aufbewahrte.

Da er so unbeugsam sich finden ließ, so schleuderte die Synagoge über ihn den großen Bann, voll der gräßlichsten Verwünschungen, wonach der verstockte Ungläubige im Leben und Sterben unglücklich und elend sein sollte. Spinoza nahm die Ausstoßung aus der Synagoge mit ruhigem Gleichmuth hin: Man bringt mich zu nichts, sagte er, was ich nicht ohnedies gethan hätte. Auf solche Weise von den Juden getrennt, ging er doch zu keiner andern Confession mehr über; aber er übersetzte seinen hebräischen Namen Baruch in den lateinischen Benedictus, vielleicht aus einer leisen Ironie gegen die Synagoge, um Allen, die nicht wußten, was Baruch bedeute, anzuzeigen, daß er trotz des Bannfluches Benedictus, das heißt der Gesegnete, heiße und sich für einen solchen halte.

Er verweilte hierauf noch einige Zeit bei Vandenende; indeß ruhte die jüdische Gemeinde auch jetzt noch nicht mit der Verfolgung, sie wußte den Stadtmagistrat zu gewinnen, daß er über den Abgefallenen die Verbannung aus Amsterdam auf einige Monate verhängte. Hiermit aber waren die Mittel der Gegner erschöpft — freundliche Ueberredung, Bestechung, Mordanschläge, Anathem und Verbannung hatten den gesinnungsfesten jungen Mann — er war zur Zeit seiner Excommunication erst dreiundzwanzig Jahre alt — gleich unerschütterlich gefunden. Auf die Verfügung des Magistrats hin verließ er denn seine Heimath und begab sich nach Rhynsburg bei Leyden, wo er in stiller Abgeschiedenheit von den Menschen ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen lebte, die nicht bloß rein speculativer Natur waren, sondern sich auch auf dem Gebiete der exacten experimentirenden Naturwissenschaft bewegten, wie namentlich aus seinem Briefwechsel zu ersehen ist.

Aus Mangel an Vermögen war er genöthigt, seine bescheidenen Lebensbedürfnisse durch seiner Hände Arbeit zu decken, er schliff Gläser, was er schon in früher Jugend auf die Anmahnung des Talmuds hin, daß jeder Gelehrte sich auch mit einem Handwerke vertraut machen solle, erlernt zu haben scheint. In dieser Zeit seines Aufenthaltes in Rhynsburg gab er eine wissenschaftliche Darstellung der Philosophie des Cartesius mit einem Anhang metaphysischer Betrachtungen heraus, worüber er einem jungen Manne Privatvorträge gehalten hatte. Auch fällt in dieselbe die Bearbeitung seines berühmten theologisch-politischen Tractates, den er aber vorerst noch nicht in die Welt hinausgab, sondern nur einigen Freunden theilweise mittheilte. Dieses Buch kämpft für die Denk- und Gewissensfreiheit und sucht den Beweis zu führen, daß beide nicht nur mit der Frömmigkeit und dem Frieden des Staates zusammen bestehen können, sondern daß diese ohne sie gradezu unmöglich werden. Er zeigt in einer Untersuchung der Schriften des alten und neuen Testamentes, daß sie nur die Forderung enthalten, Gott mit ganzer Seele durch Uebung der Gerechtigkeit und Liebe zu gehorchen; er behauptet daher, daß das Wesen der Religion im Gehorsam gegen Gott bestehe und daß Alles, was die Propheten und Apostel auch außerdem verkündigten, ein äußerliches Beiwerk sei, aus Accommodation an die menschliche Fassungskraft und zur Belebung der Gottesfurcht erfunden.

Gewiß ein tief sittlicher Begriff von der Religion, den Spinoza hier aufstellt: in allen Lagen des Lebens, ohne Rücksicht auf eigensüchtiges Meinen und Wünschen, dem erkannten Göttlichen zu folgen, in seinen Dienst ohne Furcht und Forderung die Persönlichkeit zu geben, ist immer ihr innerster Kern. In diesem Sinne ist Spinoza selbst ein Beispiel der reinsten Religiosität gewesen, nicht nur in seinem Leben, auch in seinem Denken; denn nicht nur auf dem Gebiete des Handelns allein, auch auf dem des Erkennens gibt es eine sittliche Resignation. Wer so wie er dem Gesetze des Gedankens sich unterwerfen kann, der ist sittlich, ist religiös, weil er dem Gotte folgt, der in der Vernunft zu ihm redet. Diejenigen, welche den Philosophen des Hochmuths beschuldigen, weil er ihren ungeprüften Vorurtheilen nicht beistimmt, wissen eben nicht, daß es nur Demuth ist, der Forderung des Denkens nachzugehen. Wenn bei Spinoza eine Verirrung sich findet, so ist es, wie Jakobi mit Recht gesagt hat, nur eine Verirrung des Denkers, aber keine Verirrung des Menschen.

Nachdem in der angegebenen Weise Spinoza die Frage über Wesen und Inhalt der Religion gelöst hat, wobei er sich in Bemerkungen gegen den Wunderglauben ergeht und manches harte Wort gegen die äußerliche Religionsübung ausspricht, auch die Echtheit mehrerer Bücher des alten Testaments in Zweifel zieht und so als ein Vorläufer der modernen Bibelkritik erscheint, schließt er, daß die Religion als Gehorsam gegen Gott nichts mit der Wissenschaft gemein habe und daher jeder von beiden ein eigenes Gebiet zukomme, in dem sie völlig selbständig sei. So soll demnach Jedem Denk- und Gewissensfreiheit zugestanden und bloß nach seinen Werken beurtheilt werden, ob sein Glaube gottselig oder gottlos sei. Der zweite Theil des Tractates sucht eingehend zu erweisen, wie Denk- und Gewissensfreiheit mit dem Frieden des Staates verträglich seien.

Diese Isolirung der Wissenschaft von der Religion ist offenbar unhaltbar und darum Spinoza's ganze Argumentation unstichhaltig; denn wenn die Religion auch Gehorsam gegen Gott ist, so muß doch gewußt werden, was Gott ist, wenn Religion stattfinden soll. Spinoza selbst hat durch wissenschaftliches Denken seinen Gottesbegriff festgestellt und demnach seine eigene Religion auf die Grundlage der Wissenschaft gestützt. Es ist darum verkehrt, die Religion von der Wissenschaft trennen zu wollen, grade so verkehrt, wie wenn man das Handeln vom Gedanken trennen wollte. Die Religion müßte ohne den Gedanken blind und gedankenlos und darum geistlos sein und so würde grade jeder Aberglaube befestigt. Ueberhaupt aber muß bei einer harmonisch-gebildeten Persönlichkeit sich Erkennen, Wollen und Fühlen gegenseitig bedingen und tragen, wie im Leben des Organismus eine Function in die andere eingreift. Man kann darum nicht im Kopfe Gottesleugner und im Herzen Christ sein, wie Jakobi meinte.

Erst 1670, wo er auf vieles Andringen seiner Freunde seinen bisherigen Aufenthaltsort Rhynsburg mit dem Haag vertauschte, gab Spinoza, gleichfalls von ihnen dazu aufgefordert, den theologisch-politischen Tractat anonym heraus. Zu dieser Anonymität scheint er durch die Erwägung der Unannehmlichkeiten, welche die Veröffentlichung der Schrift mit seinem Namen für ihn haben konnte, bewogen worden zu sein; dann aber wollte er sie für sich wirken lassen und an keinen Namen knüpfen, der bei Vielen nur ein Vorurtheil gegen sie begründet und von ihrem Studium abgeschreckt hätte. Ohnedies war es Spinoza nirgends und am allerwenigsten in der Wissenschaft um sich zu thun, eitle Ruhmsucht war ihm fremd, wie er sich denn selbst dahin äußerte: Wer Andere durch Rath und That unterstützen will, damit sie zum Genuß des höchsten Gutes gelangen, der wird sich wohl ihre Liebe zu erwerben suchen, nicht aber sie zur Bewunderung seiner selbst, als des Urhebers der Lehre, führen wollen. Ueberhaupt wird er keinen Grund zu Haß und Neid geben (eth. IV. app. 25). — Der Tractat wurde sogleich nach seinem Erscheinen verboten, aber 1673 unter anderm Titel abermals herausgegeben. Man entdeckte bald in Spinoza den Verfasser und so wogte nun von allen Seiten die Opposition gegen ihn heran, namentlich aber versuchten die getreuen Anhänger des Cartesius ihre ziemlich stumpfen Waffen gegen ihn.

Im Jahre 1672 fiel Ludwig XIV. in die Niederlande ein und eroberte bald einige Provinzen, woran zum Theil die Parteiung,

in welche das Land zerrissen war, die Schuld trug. Auf der einen Seite stand die republikanische Partei, mit Jan de Witt an der Spitze, auf der andern die des Prinzen von Oranien, welcher die Statthalterschaft, die seine Vorfahren inne hatten, wieder an sich bringen wollte. Jan de Witt wurde verdächtigt, mit den Franzosen heimlich im Bunde zu stehen und in Folge dessen von dem aufgeregten Pöbel in den Straßen Amsterdams mit seinem Bruder ermordet. Dies tragische Ereigniß berührte Spinoza tief, denn er verlor in de Witt zugleich seinen Freund und Schützer. Weil er in einem solchen Verhältniß zu dem Ermordeten stand, erhob sich auch gegen ihn die Volkswuth und die Gefahr steigerte sich auf's Höchste, als ihn der Prinz Condé zu sich nach Utrecht beschied, um ihm eine Pension von Seite des Königs von Frankreich anzubieten, falls er ihm eines seiner Werke dediciren wollte, was jedoch Spinoza höflich, aber entschieden abschlug. Als er zurückgekommen war, umzingelte der Pöbel drohend sein Haus, weil man ihn für einen Spion hielt. Die Ruhe aber, mit der Spinoza der Gefahr entgegentrat, scheint der Menge imponirt zu haben, so daß er unverletzt durch die drohende Menge hindurchkam.

Indem so der Sturm des öffentlichen Lebens bald an ihm vorüberzog und er wieder zu seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zurückkehrte, traf ihn im Jahre 1673 ein ehrenvoller Ruf an die Universität Heidelberg, worin ihm der Kurfürst Karl Ludwig die Professur der Philosophie und die ausgedehnteste Lehrfreiheit unter der Bedingung antragen ließ, daß er sie nicht zum Umsturz der öffentlich bestehenden Religion mißbrauche (ep. 53). Spinoza nahm jedoch den Ruf nicht an, theils weil er sich — wohl auch wegen seiner Kränklichkeit — nicht zum öffentlichen Lehrer geeignet glaubte, theils weil er fürchtete, durch den Unterricht der Jugend in der Fortbildung der Philosophie gehindert zu werden, dann weil er voraussah, in welche Conflicte ihn ein öffentliches Lehramt bei seinen Ueberzeugungen verwickeln mußte, vor Allem aber, weil er ehrlich genug war, um auf eine Bedingung einzugehen, die selbst die Annahme des Antrages unmöglich machte, wenn er seine Lehre vortragen wollte, da diese in der That den entschiedensten Angriff auf die christliche Religion enthielt (ep. 54). *)

Im Jahre 1675, durch seine Freunde bewogen, machte er den Versuch, sein Hauptwerk „die Ethik“ herauszugeben, aber während er damit umging, verbreitete sich das Gerücht von dem Atheismus desselben, man schickte sich an, schon von vornherein Klage gegen den Verfasser zu erheben — und so wurde der Druck des Buches damals verhindert (ep. 19).

Wir nähern uns dem Ende von Spinoza's Leben. Ehe ich dasselbe erzähle, will ich noch einige Züge seines Charakters anführen, damit uns ein möglichst vollständiges Bild des Mannes gewonnen werde. Es ist bereits der ärmlichen Verhältnisse gedacht worden, in denen er leben mußte,

---

*) Spinoza's Antwort an Fabricius auf das Berufungsschreiben lautet:

Hochgeehrtester Herr!

Hätte ich nur jemals verlangt, die Professur einer Facultät zu übernehmen, so könnte ich diese einzige wünschen, welche mir durch Sie von dem Durchlauchtigsten Kurfürsten von der Pfalz angeboten wird; zugleich wegen der Freiheit des Philosophirens, welche der gnädigste Fürst zu verleihen sich herabläßt, geschweige denn, daß ich längst unter der Herrschaft eines Fürsten zu leben wünschte, dessen Weisheit alle Länder bewundern. Aber weil ich niemals gesonnen war, öffentlich zu lehren, so kann ich auch jetzt nicht veranlaßt werden, diese herrliche Gelegenheit zu ergreifen, obschon ich die Sache lange bei mir erwogen habe. Denn erstens bedenke ich, daß ich von der Fortbildung der Philosophie abstehe, wenn ich mich der Belehrung der Jugend hingebe. Dann überlege ich, daß ich nicht weiß, in welche Grenzen jene Freiheit zu philosophiren eingeschlossen werden muß, damit ich nicht die öffentlich festgesetzte Religion stören zu wollen scheine, indem ja Religionsspaltungen nicht sowohl aus brennendem Religionseifer entstehen, als aus den verschiedenen Affecten der Menschen oder dem Verlangen zu widersprechen, wonach sie Alles, wenn es auch recht gesagt ist, herabzuwürdigen und zu verdammen pflegen. Und da ich solches schon in meinem einsamen Privatleben erfahren habe, um wie viel mehr wird es zu fürchten sein, nachdem ich auf eine solche Würdenstufe mich erhoben habe. Sie sehen daher, hochverehrtester Herr, daß ich nicht an der Hoffnung eines bessern Geschickes hänge, sondern nur aus Liebe zur Ruhe, die ich auf irgend eine Weise erhalten zu können glaube, mich öffentlicher Vorlesungen enthalte; deshalb ersuche ich Sie inständigst, den Durchlauchtigsten Kurfürsten zu bitten, daß er mir die Sache noch länger zu überlegen gestatte, dann, daß Sie fortfahren mögen, die Huld des gnädigsten Fürsten seinem ergebensten Verehrer zu erhalten, womit Sie Sich noch mehr verbinden werden

Haag, 30. März 1673.

Ihren ꝛc.

aber durch eine seltene Bedürfnißlosigkeit, die selbst die Bewunderung seines Gegners Colerus erregte, empfand er ihren Druck nur wenig. Obgleich selbst von einer ascetischen Enthaltsamkeit, war ihm doch die weltflüchtige, naturfeindliche Tendenz mancher frühern Philosophen fremd. Er war in der Welt doch über ihr. Der freie Mensch, sagte er, denkt an nichts weniger, als an den Tod und seine Weisheit ist nicht ein Nachdenken über den Tod, sondern über das Leben. Um keinen Preis wollte er auf Unkosten seiner Freunde leben, und so wies er jedes Geschenk von ihnen zurück. Als ihm Simon de Vries sein ganzes Vermögen vermachen wollte, bewog er den sterbenden Freund, auf seinen Bruder Rücksicht zu nehmen und ihm das ansehnliche Erbe zuzuwenden. Als nun aber trotzdem de Vries eine jährliche Pension von 500 Gulden für Spinoza testamentarisch festgesetzt hatte, nahm er auch von dieser nur etwas mehr als die Hälfte an. Es war sein Grundsatz, daß der freie Mensch, wenn er unter Ungebildeten lebe, so viel als möglich ihre Wohlthaten ablehnen müsse, weil diese, wenn ihre Wohlthaten von jenem nicht nach ihrer Sinnesweise geschätzt werden, unangenehm berührt sind und aus Freunden leicht zu Feinden werden. — Trotz seiner Armuth war Spinoza doch selber freigebig und borgte mit seltener Großmuth seinen Freunden von dem Wenigen, worüber er zu verfügen hatte, und traf ihn hier einmal ein Verlust, so nahm er dies leicht. Seine ruhige Gemüthsverfassung war von heftigen Affecten nur selten und sehr vorübergehend gestört, er pflegte überhaupt weder übermäßig traurig, noch übermäßig fröhlich zu sein — ein ernster Gleichmuth vielmehr hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Er war keine polemische Natur, suchte den Streit nicht (ep. 49), wich ihm vielmehr aus, obwohl er dann, wenn er darein verwickelt wurde, entschieden Stand hielt. Für die Freundschaft hatte er ein warmes Herz. Nichts schätze ich mehr, sagte er, als mit aufrichtigen Wahrheitsfreunden Freundschaft zu schließen, indem ich der Ueberzeugung bin, daß wir nichts in der Welt, was nicht in unserer Macht steht, ruhiger lieben können, als solche Menschen, weil es eben so unmöglich ist, ihre gegenseitige Liebe aufzulösen, indem diese in der gemeinsamen Liebe zur Erkenntniß begründet ist, als es unmöglich ist, die einmal erkannte Wahrheit selbst nicht festzuhalten. Diese Liebe ist die höchste und beglückendste, die es in Dingen, die nicht in unsere Hand gegeben sind, geben kann, indem nur die Wahrheit die Geister und Gemüther am innigsten zu verbinden vermag (ep. 32). Unter Freunden, fährt er an einer andern Stelle fort (ep. 2), muß Alles gemeinsam sein, vor Allem aber das Geistige. Zu einem Schmeichler der Freunde aber würdigte er sich nie herab. Ich halte dafür, sagte er, daß es bei der Freundschaft nichts Verwerflicheres und Abscheulicheres gibt, als Schmeichelei (ep. 9). Manchen seiner Verehrer stieß er zurück, sobald er mit seinen Ansichten offen hervortrat. Sein Briefwechsel liefert uns dafür interessante Belege. Da wendet sich ein englischer Gelehrter Oldenburg, der mit Spinoza bei Vandenende studirt hatte, mit der größten Hingebung in seinen philosophischen Bedürfnissen an ihn, drängt ihn zur Herausgabe seiner Schriften, in dem guten Glauben, daß darin sich zwar Mancherlei finden möge, worüber die Aftertheologie schreien würde (ep. 7, 8, 10, 11), daß aber im letzten Grunde doch nur eine tiefsinnige Auffassung (ep. 11 und 17), vielleicht auch eine glänzende Apologie des Christenthums darin gegeben sei (ep. 17). Aber durch den theologisch-politischen Tractat und im Verlauf der Correspondenz erfährt er mit Schreck und Erstaunen, daß Spinoza zwar groß von Christus denke, in dem sich die göttliche beseligende Weisheit am meisten geoffenbart habe, daß er aber nicht zugebe, daß Gott in ihm Mensch wurde, weil dies grade so unmöglich wäre, als wie daß der Kreis die Natur des Quadrates annehme (ep. 21). Darüber geht die Correspondenz zwischen Oldenburg und Spinoza allmälig zu Ende, zumal als jener sich überzeugen muß, daß in Spinoza's System von einer persönlichen göttlichen Vorsehung, die er (Oldenburg) für die Grundsäule aller Religion erklärt hatte (ep. 11), keine Rede sein könne und eben so wenig von der Willensfreiheit (ep. 23, 25). Aehnlich geht es mit dem Kaufmann Wilhelm Blyenbergh, der gleichfalls vor dem Erscheinen des theologisch-politischen Tractates sich im Interesse der Belehrung an Spinoza wendet (ep. 31), aber nicht minder zurückschreckt, als ihm der Philosoph seine Ansichten über

das Böse und die vermeintliche Freiheit des Willens entwickelt. Auch Blyenbergh, wie Oldenburg, vertritt zuletzt gegen ihn die christliche Lehre, so daß Spinoza selbst die Correspondenz abbricht, da er einsieht, er könne den Mann keines Andern belehren. Das Unangenehmste, was in dieser Beziehung ihm begegnete, war der Vorfall mit Albert Burgh, der früher gelehrig zu seinen Füßen saß, dann aber auf Reisen ging und zuletzt in Italien katholisch wurde. Von hier aus machte er brieflich einen sehr ungeschickten und höchst fanatisch stilisirten Bekehrungsversuch an seinem ehemaligen Lehrer, um seine Seele, wie er sich ausdrückt, der ewigen Verdammniß zu entreißen (ep. 73). Dieser antwortete darauf ruhig und würdevoll, aber ernst und entschieden den Jüngling zurechtweisend (ep. 71). Im Allgemeinen herrscht in Spinoza's Briefen ein freundlich wohlwollender Ton — da aber, wo er auf einen weniger einsichtigen oder hartnäckigen Gegner trifft, wird er allmälig kurz und gemessen, ja auch scharf und sarkastisch. Das letztere tritt namentlich in einem ziemlich komischen Briefwechsel mit einem Unbekannten hervor, der sich 1674, nachdem also der theologisch-politische Tractat schon erschienen war, an den Philosophen mit der Bitte wendet, ihm seine Meinung über die Erscheinungen, Gespenster und Geister mitzutheilen. Von ihrer Existenz ist der Fragsteller vollkommen überzeugt, nur möchte er noch etwas Näheres über ihre Beschaffenheit erfahren, ob sie lange leben oder vielleicht gar unsterblich sind. Darüber ist er jedoch mit sich im Reinen, daß es lächerlicher Aberglaube sei, männliche und weibliche Gespenster anzunehmen. Spinoza sucht ihm natürlich seinen ganzen Gespensterglauben auszureden; der Mann gibt jedoch seine Sache nicht so leichten Kaufes auf, beruft sich auf alte und neuere, classische und nichtclassische Autoren — und so sieht sich der Philosoph schließlich genöthigt, auf seine Bekehrung zu verzichten (ep. 55 bis 60).

Unter allen seinen Freunden stand ihm wohl der Arzt Ludwig Meyer geistig und gemüthlich am nächsten. Aber nicht bloß gegen Freunde, auch gegen Andere war Spinoza voll Wohlwollen und warmer Theilnahme. Es ist meine Art nicht, die Fehler Anderer aufzudecken, sagt er von sich selbst (ep. 2). Wenn seinen Hausleuten Widerwärtigkeiten zustießen, verließ er sein Studirzimmer, in dem er sonst wie begraben schien, um sie zu trösten und zu ermahnen, das Mißgeschick als eine Fügung Gottes zu ertragen. Auch war es seine Sache nicht, den Idealismus der Religion, welch' eine unangemessene Form er in einer geistig unmündigen Seele auch immer annehmen mochte, zu erschüttern; wohl bedenkend, daß sie darin in ihrer Weise das Göttliche ergreife und in sich pflege, ermunterte er sie vielmehr zu einem treuen Festhalten an derselben. Ein weicher Zug in dem Leben des ernsten Mannes ist seine Liebe zu Kindern, mit denen er sich lange und gern unterhielt und die er gewöhnlich ermahnte, in den Gottesdienst zu gehen und den Eltern gehorsam zu sein. Auf sein Aeußeres verwendete Spinoza nur wenig, seine Kleidung war einfach bürgerlich, aber doch immer sehr reinlich. Er war von mittlerer Statur und sein Gesicht ließ die Abstammung von portugiesischen Juden erkennen. Die Linien desselben waren fein und regelmäßig, die großen Augen, beschattet von langen dunkeln Wimpern, waren voll sinnenden Ausdrucks, über dem ganzen Gesicht lag aber auch der Schleier der Melancholie ausgebreitet — das alte Kainszeichen des Denkers, der mit dem Räthsel der Welt ringt und den Schmerz des Zweifels erfahren hat. Ueberhaupt aber sprach aus seinen Zügen die reinste Herzensgüte. Bekannt ist, daß sein Biograph Colerus in denselben das signum reprobationis, das heißt das Zeichen der ewigen Verwerfung herauslesen zu dürfen glaubte. Trefflich aber bemerkte hierzu Hegel: „Der düstere Zug eines tiefen Denkers, sonst mild und wohlwollend, das signum reprobationis allerdings im Gesichte führend, aber nicht einer passiven, sondern activen, nämlich die Mißbilligung der Meinungen, Irrthümer und gedankenlosen Leidenschaften der Menschen."

Spinoza hatte eine sehr schwache Constitution, schon seit Jahren litt er an der Schwindsucht — ein Uebel, das vielleicht durch sein andauerndes Studium, vielleicht auch durch sein Handwerk in ihm entwickelt wurde. Nur durch die sorgsamste und strengste Diät konnte er sein Leben so lange fristen und seine wissenschaftliche Thätigkeit fortsetzen. Am 21. Februar 1677 — in einem Alter von etwas über vierundvierzig Jahren — starb er in den Armen seines

Freundes und Arztes Ludwig Meyer, nachdem er sich bis zur letzten Stunde aufrecht und geistesfrisch erhalten hatte, so daß seine Hausleute an nichts weniger als an seinen baldigen Tod glaubten.

Noch in demselben Jahre wurden Spinoza's nachgelassene Schriften veröffentlicht, nicht mit seinem vollen Namen, nur mit den Anfangsbuchstaben desselben. Sie enthielten die Ethik, die Fragmente des politischen Tractats oder der Rechtsphilosophie, die Fragmente der Abhandlung über die Ausbildung der Erkenntniß und einer hebräischen Grammatik, endlich den Briefwechsel, der wohl gleichfalls unvollständig ist.

Wie hat sich nun das Bild der Welt in diesem eminenten Geiste gespiegelt?

Das Werk, in welchem Spinoza sein System niedergelegt hat, führt den Titel: Ethik, das heißt Sittenlehre. Warum wohl dieser Name? Weil er von vornherein der Ueberzeugung ist, daß Wissen und Wollen nicht verschieden, sondern dasselbe sind. So ist der Entwicklungsgang des Wissens zugleich ein Entwicklungsgang des Wollens, die Erhebung auf eine höhere Stufe des Erkennens zugleich eine Erhebung auf eine höhere Stufe des Wollens. Der Mensch ist anfänglich bloß sinnliches Bewußtsein, das ist Empfindung; dem entsprechend ist er auch nur sinnlicher Wille, das ist Trieb. Wie das sinnliche Bewußtsein — die Empfindung und Sinneswahrnehmung — nicht das Wesen der Dinge ergreift, sondern dieselben nur in ihrer äußern Erscheinung und so, wie sie die Sinnlichkeit erregen, gegenständlich hat, so geht der sinnliche Wille, der Trieb, nicht auf das Wesen der Dinge, sondern auf ihre vorübergehende Erscheinung, er ergreift und beurtheilt sie nach dem, wie sie für die Sinnlichkeit sind. Aber das sinnliche Bewußtsein erhebt sich zum denkenden und denkend erfaßt es den übersinnlichen Grund der Erscheinung, das heißt das Gesetz oder die Vernunft, die in ihr sich offenbart. Dem entsprechend wird der sinnliche Wille, der Trieb, mit der Aufklärung und Erweiterung der Erkenntniß, vernünftiger Wille, indem er nun das Gesetz und die Vernunft bejaht. Derjenige, der die Welt denkt, ist nicht mehr bloß Bewußtsein seiner eigenen engen Individualität, er ist Bewußtsein der Welt, und so wird er nicht bloß mehr Wollen seiner selbst oder sinnliche Selbstsucht sein, sondern sein Wille wird auf das Ganze, auf das Gesetz der Welt gerichtet und mit ihm einig sein. Das Gesetz der Welt nennen wir die Vernunft der Welt; darum ein Wollen, das mit der Weltvernunft übereinstimmt, ein vernünftiges oder ein sittliches Wollen ist, da Sittlichkeit als die wirkend gewordene Vernunft bezeichnet werden muß. Indem nun im System des Spinoza der sinnliche oder natürliche Mensch zum vernünftigen und geistigen durch die Entwicklung und Aufklärung seiner Vernunft erzogen wird, der Bildungsgang des Erkennens aber dem des Wollens parallel geht, so fallen mit den Schranken des Erkennens zugleich die Grenzen des Wollens und ist die Erweiterung des Gesichtskreises zugleich eine sittliche Befreiung. Aus diesem Grunde nennt Spinoza sein System mit Recht Ethik. Dieselbe hat er in fünf Theile zerlegt, die in folgender Weise den Gegenstand erschöpfen. Zuerst wird die Frage behandelt, was Gott und Welt sei und wie ihre Beziehung gedacht werden müsse. Hierauf wird die Welt nach ihren beiden, dem menschlichen Geiste objectiven Existenzformen von Geist und Natur in Betracht gezogen und das Wesen und Verhältniß beider bestimmt. Sodann wird der Geist in seinem unmittelbaren Dasein, wie er bloße Vorstellung seines Körpers oder Empfindung ist, wie er im Zusammenhang und Contact der endlichen Dinge steht und demnach leidend oder afficirt ist, in's Auge gefaßt; es wird von dem natürlichen oder endlichen, in Affecten oder Leidenszuständen und in Leidenschaften vorhandenen Geiste gesprochen und hierbei von dem Ursprung und Wesen derselben. Endlich aber wird gezeigt, wie aus dem beschränkten leidenden Geiste in der Erkenntniß des Universums der unendliche und freie werde, wie er die Welt denkend sich aus dem Zusammenhange und der Berührung endlicher Dinge erhebt, die Gottheit erkennend im Wissen und Wollen sich mit ihr zusammenschließt. Freiheit, Versöhnung, Gottesliebe sind der Schluß und Gipfelpunkt des Systems.

Wie beantwortet Spinoza die Frage nach dem Wesen Gottes? Suchen wir Gesichtspunkte zu gewinnen, von denen aus uns das Verständniß seiner Antwort leicht wird.

Wir können die Gottheit zunächst nur

im Unterschiede von den Existenzen in der Welt bestimmen. An allen diesen entdecken wir sogleich, daß sie endlich und darum beschränkt sind. Sie sind endlich in der Zeit, indem sie entstehen und vergehen, also nur eine bestimmte Strecke derselben ausfüllen; sie sind endlich im Raum, indem sie an bestimmten Punkten fixirt sind. Von alle Dem kann bei Gott nicht die Rede sein, Gott kann nicht endlich und beschränkt sein, denn sonst wäre er ein Wesen neben den andern und nicht besser als sie — er muß unendlich sein. Die Bestimmung der Unendlichkeit ist in der That für Spinoza der Grundbegriff seiner Theologie. Ist Gott unendlich, so ist er weder zeitlich noch räumlich beschränkt, er ist nicht geworden und vergeht nicht, er ist der Ursprüngliche, der Bleibende, der Immer- und Ueberallgegenwärtige. Als der Unendliche kann nichts außer ihm sein, ist er mit dem Sein selbst eins. Die Gottheit ist also das Sein selbst — nicht ein bestimmtes Sein, dieses oder jenes, sondern alles Sein, die ganze Vielheit der Dinge in ihrer Totalität und Einheit genommen. Spinoza gebraucht für sie den Ausdruck: Substanz, worunter wir das beharrende, zu Grunde liegende Wesen eines Gegenstandes verstehen.

Aus dieser Erkenntniß, daß die Gottheit unendlich ist, folgen nach Spinoza höchst wichtige Folgerungen. Offenbar wäre Gott nicht der Unendliche, wenn er nicht alles Sein wäre, es wäre dann etwas außer ihm, an dem er seine Grenze hätte. Gott kann also nichts außer sich haben, er kann sich darum auch von nichts unterscheiden, denn Unterscheidung ist nur möglich, wenn etwas da ist, von dem er sich unterscheidet. Kann sich aber Gott von nichts unterscheiden, so kann er kein Ich, kein Selbst, keine Persönlichkeit sein; denn die Persönlichkeit beruht auf dieser Selbstunterscheidung und Selbstzusammenfassung seiner Existenz gegen eine andere; nur an dem Du kann ich ein Ich, nur an dem Gegenstand ein Wissendes, nur an dem Andern ein Selbst werden. So leugnet denn Spinoza die Persönlichkeit Gottes und damit die Eigenschaften der Persönlichkeit, Verstand und Wille. In Gott gibt es darum kein Denken, kein Begriffebilden und auch kein Wollen, das heißt ein Streben oder Handeln nach Begriffen. Ohne Wille ist in Gott auch keine Freiheit, darum folgt Alles, was ist, nothwendig aus Gott. Die Welt ist nicht eine bewußte und freie That Gottes, sondern sie folgt aus seiner Natur, sie ist mit ihm zugleich gegeben, wie mit dem Dasein des Dreiecks die Folgerung, daß seine Winkel = 2 R sind. Weil Gott die Welt nicht mit Bewußtsein und Willen gesetzt hat, so kann man nicht sagen, er verwirkliche in ihr einen Begriff, das heißt er erstrebe in ihr einen Zweck — so gibt es demnach in der Welt keine Zweckbeziehung, sondern bloße Causalverkettung, das heißt jede Existenz ist von frühern bedingt und aus ihrer Wirkung allein zu erklären.

Wir sehen, aus dem Gottesbegriffe des Spinoza ist jeder Anthropomorphismus verwiesen. Da es mir nicht möglich ist, denselben hier einer Kritik zu unterwerfen, so bemerke ich nur, daß Spinoza das Grenzenlose mit dem Unendlichen irriger Weise identificirt und darum zum Begriffe des positiv Unendlichen, was der sich selbst bewußte und selbst fassende Geist ist, nicht vorzudringen vermag. Die Folge ist, daß er die Gottheit nicht einmal als außer allen Gegensatz gestellt denken kann, indem er sie als bewußtlos offenbar nur als Gegenstand, als Object denkt, das am Subject seinen logischen und natürlichen Gegensatz hat.

Gehen wir weiter. Gott ist nach allem Bisherigen nicht außer der Welt, also ist er in ihr vorhanden, also werden wir ihn aus der Welt erkennen. Als der Unendliche muß er Unendliches auf unendliche Weise in sich schließen; nicht in den wenigen Gesichtspunkten, die wir von ihm in der Betrachtung der Welt aufstellen können, wird er vollständig erfaßt sein. Wenn wir die ganze Summe endlicher Wesen überschauen, so erkennen wir, daß in denselben doch nur zwei große Formen des Seins zur Darstellung kommen, nämlich das Denken und die Ausdehnung, der Geist und die Natur, die Zeit und der Raum. Beide sind Darstellungen des einen unendlichen Wesens, welches sich als unendliches noch in unendlich vielen Formen darstellen kann; beide sind daher selber unendlich und können nicht voneinander verschieden sein, weil zwei Unendliche nicht außereinander bestehen können, sondern sie sind ein- und dasselbe unendliche Wesen, aber nur nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrach-

tet. Wir können diese Formen Eigenschaften, Attribute nennen, aber wir müssen uns immer erinnern, daß sie an sich immer das eine Unendliche sind und daß also nicht im Unendlichen selbst eine solche Zweiheit vorhanden ist, sondern daß diese Zweiheit nur Product unserer Betrachtung des Unendlichen aus zwei Gesichtspunkten ist. Geist und Natur sind aber in der Welt nicht in dieser unbestimmten Allgemeinheit vorhanden, sie sind vorhanden als eine zahllose Menge einzelner beschränkter Existenzen. Es ist überall nur ein endliches Denken und eine endliche Ausdehnung vorhanden, das heißt eine bestimmte und gemessene Summe von Vorstellungen und eine bestimmte oder gemessene Ausdehnung. Aber diese endlichen Reihen von Vorstellungen oder Gedanken und diese endlichen Ausdehnungen sind zahllos, das heißt selber in unendlicher Menge vorhanden. Sie sind offenbar nur Abschnitte, Momente, Theile der unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens, sie sind insofern in diesen oder besser diese sind in ihnen, aber in unendlicher Endlichkeit. Spinoza nennt sie Modi, das heißt Beschaffenheiten, Erscheinungen der Substanz. Es sind gleichsam die Wellen, die der ewig bewegte Ocean des Universums aufwirft. Aus ihrer Endlichkeit folgen nun ihre der Substanz entgegengesetzten Prädicate. Als endliche sind sie zeitlich und räumlich bewegt, daher entstehend und vergehend, zufällig und bedingt. Der Modus des unendlichen Denkens und der unendlichen Zeit oder das bestimmte begrenzte Denken und die begrenzte Zeit ist der individuelle Geist, das heißt eine bestimmte Summe von Gedanken; der Modus der unendlichen Ausdehnung oder des unendlichen Raumes ist die endliche Ausdehnung und der begrenzte Raum oder der Körper. In einer unendlichen Reihenfolge endlicher Geister ist das unendliche Denken oder die Gottheit unter dem Attribute des Denkens wirklich, in einer unendlichen Ausbreitung endlicher Körper ist die Gottheit unter dem Attribute der Ausdehnung wirklich. Jeder einzelne Geist geht vorüber oder jede endliche Summe von Gedanken kann gezählt und durchmessen werden, aber der Fluß und die Reihenfolge der Gedanken selbst, der unendliche Verstand, bleibt; jeder Moment der Zeit geht vorüber, aber die Zeit, die Reihenfolge der Momente, bleibt. — Das Band der Körperwelt ist die Bewegung, in ihr theilt sich der eine dem andern mit. Aber jede Bewegung eines Körpers ist eine gemessene und beschränkte, er überkommt sie durch Anstoß und theilt sie durch Anstoß mit. Wenn aber in jedem einzelnen Körper die Bewegung aufhört, so doch nicht im Complex der Körperwelt, die sie nur durcheilt, bis sie wieder zu dem ruhenden zurückkehrt. Auch die Bewegung ist unvergänglich. — Darum nennt Spinoza den unendlichen Verstand oder die unendliche Reihenfolge einzelner Gedanken und die Bewegung die unendlichen und nothwendigen oder bleibenden Daseinsweisen (Modi) der Welt, denn in dieser nähern Betrachtung der nach den Gesichtspunkten von Denken und Ausdehnung für uns vorhandenen Gottheit haben wir bereits das Bild der Welt im Allgemeinen gezeichnet, in welcher jene existent oder wirklich ist. So hätten wir demnach auch schon die zweite Frage nach dem Wesen der Welt und ihrem Verhältniß zu Gott beantwortet; sie ist die Darstellung oder Erscheinung des Unendlichen in dem unendlichen Nacheinander und Nebeneinander endlicher Existenzen, die Darstellung oder Erscheinung des Ewigen in der Zeit, des absolut Einfachen in der räumlichen Geschiedenheit, des Einen im unendlich Vielen. — So ist demnach Gott in der Welt wirklich, oder wie Spinoza selbst dieses ausdrückt: Gott ist nicht die äußerlich bleibende, sondern die einwohnende Ursache der Dinge (eth. I. prop. 18). Schelling läßt sich über eine solche Weltanschauung in folgender Weise vernehmen: „Daß bei Gott allein das Sein und daher alles Sein nur das Sein Gottes ist, diesen Gedanken läßt sich weder die Vernunft, noch das Gefühl rauben. Er ist der Gedanke, dem allein alle Herzen schlagen; selbst die starre leblose Philosophie des Spinoza verdankt jene Gewalt, die sie von jeher auf die Gemüther, und zwar nicht auf die seichtesten, sondern grade auf die religiösen ausgeübt hat, diese Gewalt verdankt sie ganz und allein jenem Grundgedanken, der in ihr allein sich noch findet." (Nachgelassene Schriften II. 39.)

Der Complex der Körperwelt ist die Natur, der Complex der Gedanken ist die Welt des Geistes, die Geschichte. Zwischen beiden, da sie die Darstellung desselben Un-

endlichen, nur nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, sind, herrscht der vollkommenste Parallelismus, das heißt, was in der Natur als Körper vorhanden ist, ist in der Welt des Geistes als Vorstellung, als Gedanke, als Idee vorhanden und umgekehrt. Jedes Ding ist zugleich Vorstellung oder Idee, jeder Gedanke ist zugleich Ding, Körper oder Ausdehnung. Oder klarer: Was für den körperlichen Sinn körperliche Wirklichkeit ist, ist für das Auge der Intelligenz Gedanke, Begriff — Beides ist aber doch nur das eine Wesen, aber eben mit zwei verschiedenen Augen betrachtet. Die Körper unterscheiden sich dadurch voneinander, daß sie einfach oder zusammengesetzt und zwar mehr oder weniger zusammengesetzt sind. Die organischen Körper sind die vollkommensten, weil sie die zusammengesetztesten sind. Eben so quantitativ unterscheiden sich auch die Geister. Der Geist ist nach Spinoza nur eine bestimmte gemessene Summe von Vorstellungen oder Ideen, je größer diese Summe ist, desto vorzüglicher ist er. Durch die größere oder geringere Summe ihrer Gedanken sind also die Geister verschieden. Jeder Gedanke ist aber die ideale Darstellung eines Körperlichen, wie dieses die reale Darstellung eines Idealen; der Geist selbst ist daher nur die Vorstellung eines Körpers. Auf diesem Wege kommt Spinoza zur Definition des Menschen: Der Mensch ist nach der Seite der Ausdehnung betrachtet ein complicirter Körper, nach der Seite des Denkens eine complicirte Vorstellung — eben die Vorstellung seines Körpers, wie dieser die Ausdehnung oder die räumliche Darstellung einer Ideensumme. Lessing hat diese Auffassung des Menschen kühn in folgender Weise interpretirt: „Der Körper ist die sich ausdehnende Seele, die Seele ist der sich denkende Körper." Da die Seele oder der Geist des Menschen die Vorstellung seines Körpers ist, so wird er um so vorzüglicher sein, je besser der Körper construirt ist. So sehr dies an den Materialismus anklingt, so muß Spinoza doch gegen diesen Verdacht in Schutz genommen werden, denn Denken und Ausdehnung, Vorstellung und Körper stehen nach ihm niemals im Verhältniß von Wirkung und Ursache, sondern gehen nebeneinander parallel.

Wir stehen bei der Psychologie des Spinoza.

Der Geist ist uns bestimmt als Vorstellung des Körpers — was heißt das? Als bloße Vorstellung des Körpers kann der Geist nur diesen zum Inhalt seines Bewußtseins haben, wird sich in ihm eigentlich der Körper selbst anschauen, ist er nur in der Empfindung und sinnlichen Wahrnehmung vorhanden. Offenbar eine zu arme, unwahre Bestimmung des Geistes, der nicht nur seinen Körper vorstellt, der sein eignes Thun, sein Vorstellen nämlich sich wieder zu einem Gegenstande macht, nicht nur seinen Körper denkt, sondern auch sein Denken des Körpers. Daher — obwohl dies nicht aus seinen bisherigen Constructionen folgt — spricht Spinoza auch davon, daß der Geist nicht bloß Vorstellung des Körpers, sinnliches Bewußtsein sei, sondern auch Vorstellung seiner Selbst, geistiges Bewußtsein, Selbstbewußtsein. Als sinnliches Bewußtsein ist der Geist verworrenes Erkennen, Imagination. Als sinnliches Bewußtsein oder als Vorstellung seines Körpers erfaßt er Alles vom Gesichtspunkte desselben aus. Er erfaßt nur diejenigen Dinge, die seinen Körper afficiren; er erfaßt sie dann gar nicht, was sie an sich sind, sondern nach ihrem Verhältniß zu seinem Körper. Er erfaßt sie daher nicht einmal vollständig, sondern nur nach der Seite, die sie seinem Körper darbieten. Nur von dem, was den Körper berührt, wird er wissen und soweit wird er von ihm wissen, als es diesen berührt. Je nachdem die Berührung für den Körper angenehm oder unangenehm war, wird er den berührenden Gegenstand beurtheilen. So beurtheilt er ihn offenbar nur einseitig, nicht so, wie er an sich ist, sondern so wie er für seinen Körper war. Ein Beispiel. Wer das Feuer im Zusammenhange der Natur betrachtet, wird es als ein nothwendiges, gesetzmäßiges Geschehen, als einen chemischen Proceß erkennen; wer es aber darnach betrachtet, wie es für seinen Körper war, bald erwärmend, bald verbrennend, wird es bald wohlthätig, bald schädlich nennen. Er hat es offenbar nicht richtig, nicht vollständig, er hat es nur einseitig erfaßt, und darum falsch, weil eine halbe Erkenntniß eine falsche ist — er hat nur eine verworrene Idee vom Feuer. Der Geist aber ist Denken seiner Selbst und damit macht er sich selbst zu einem bloßen Gegenstande, wird von sich los, sieht sich selbst als Existenz

neben Existenzen und vermag darum von diesem erhabenen, von jeder Endlichkeit freien Gesichtspunkte aus die Dinge, den Weltzusammenhang zu überschauen — er vermag zu erkennen, was jedes Ding an sich, in seiner Stellung zum Ganzen ist; er erkennt die Ordnung, die Gesetzmäßigkeit der Welt und dieses Erkennen ist denkendes, vernünftiges; es ist der Standpunkt der Wissenschaft (intellectus). Der Geist, sich selbst als eine endliche Existenz neben den andern erkennend, erkennt sich zuletzt in der Philosophie als eine endliche Erscheinung des Unendlichen, als einen Modus der Substanz, als eine vorübergehende Offenbarung Gottes — er erkennt sich und Alles in Gott. Dies ist die höchste Stufe des erkennenden Geistes, wo er Alles aus Gott begreifend sich und alle endlichen Existenzen unter dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit oder der Ewigkeit erfaßt. Hier ist er nicht mehr bloß Vorstellung seines Körpers, auch nicht mehr bloß Vorstellung der Weltordnung, er ist Vorstellung und Erkenntniß Gottes — aus dem sinnlichen Bewußtsein hat er sich durch das Selbstbewußtsein zum Welt- und Gottesbewußtsein potenzirt.

In der Psychologie des Spinoza kann von verschiedenen Geistesvermögen keine Rede sein, der Geist ist ihm nur Vorstellung, Denken — dies durchläuft, wie wir eben gehört haben, Entwicklungsstufen. Alles daher, was uns noch als ein Prädicat des Geistes erscheint, kann im Grunde nur Denken sein. Daher behauptet unser Philosoph auch, daß der Wille eins sei mit dem Vorstellen oder Denken. Er ist nichts Anderes, sagt er, als die Fähigkeit anzuerkennen oder nicht anzuerkennen, das Wahre zu bejahen und das Falsche zu verneinen. Wer einmal erkannt hat, daß die Winkel eines Dreiecks = 2 R sind, der will auch, daß sie es sind. Da der Wille also mit dem Denken eins ist, so sind die Entwicklungsstufen des Wissens zugleich Entwicklungsstufen des Willens. Dem sinnlichen Bewußtsein, das nur den Schein der Dinge wahrnimmt und nach sinnlichen Affectionen dieselben beurtheilt, entspricht der sinnliche Trieb, der nichts Anderes ist, als die Bejahung des sinnlich Guten oder des Angenehmen und die Verneinung des sinnlich Bösen oder des Unangenehmen. Dem denkenden Bewußtsein, das die Gesetzmäßigkeit der Welt erkennt, entspricht der vernünftige Wille, das heißt die Bejahung der Weltvernunft und die Verneinung ihres Gegentheils. Dem Bewußtsein endlich, welches Alles in und aus Gott erkennt, entspricht das Wollen des Göttlichen, die Hingabe an dasselbe, die Liebe Gottes. Dies ist wie die Vollendungsstufe des erkennenden, so auch die des wollenden Geistes — die denkende Gottesliebe oder das Gott bejahende Denken.

Schon aus dieser Bestimmung des Willens ergibt sich, daß von keiner Wahlfreiheit desselben die Rede sein könne. Was das Denken als wahr erkennt, bejaht der Geist, erklärt er für recht, will er also. Ist das Denken verworrenen Vorstellungen hingegeben, so bejaht der Geist das bloß scheinbar Gute und erklärt es für recht und will es. Aber schon aus der Construction der Welt als eines Complexes endlicher Existenzen, die sich gegenseitig bedingen und beschränken, aus der Behauptung, daß die Welt nur eine Kette von Ursachen und Wirkungen sei, wonach jedes Folgende das Product des Frühern ist, aus der Annahme, daß der Geist Vorstellung des Körpers sei, der Körper aber von außen bewegt werde, aus allem Diesen folgt, daß es für Spinoza eine Freiheit im Sinne der Willkür nicht geben kann. Die Menschen, sagt er, halten sich nur deshalb für frei, weil sie die Ursachen nicht kennen, welche sie bestimmen. So glaubt der Säugling, er begehre die Milch freiwillig, der erzürnte Knabe, er wolle die Rache und der Feigling, er verlange die Flucht. Nicht minder meint der Betrunkene aus seinem Entschlusse das zu sagen, was er nachher im Zustande der Nüchternheit verschwiegen wünschte (eth. II. prop. 35 sch. conf. append. eth. I. p. 217). Der Mensch ist grade so frei, wie ein geworfener Stein, welcher, wenn er Bewußtsein hätte, glauben würde, daß er fliege (ep. 62). *)

---

*) Behauptet man, wie es zum Beispiel Blyenbergh Spinoza gegenüber that (ep. 35), daß, wenn Gott als Ursache von Allem angesehen werde, er auch zur Ursache des Bösen gemacht werde, so erwiederte Spinoza schlagend darauf (ep. 36), daß Gott nur Ursache von dem sein könne, was Wesenheit hat, das Böse aber ermangele derselben. Nero's Muttermord, fügt er erläuternd bei, war, so weit er etwas Positives begriff, kein Verbrechen, denn er vollbrachte eine äußere That; eben so hatte auch Orestes die Absicht, seine Mutter zu tödten und

Daher betrachtet Spinoza die menschlichen Leidenschaften durchaus wie Naturerscheinungen, er verlacht sie nicht, er beklagt sie nicht, er will sie nur begreifen. Dies Begreifen ist aber das Aufsuchen ihrer Ursachen, aus denen sie nothwendig hervorgehen — und ist darum zugleich ihr Entschuldigen. Gut und Böse, Schlimm und Häßlich sind für ihn nur verworrene Ideen, die vom Gesichtspunkte des sinnlichen Bewußtseins aus entstehen, die aber für die denkende Weltbetrachtung keine Bedeutung haben. Jedes Ding ist eben so viel, als es nach den Ursachen, die zu seiner Production zusammenwirkten, sein kann. Die Vorstellung des Bösen oder des Häßlichen entsteht nur, wenn wir ein Ding mit einem andern besser ausgestatteten vergleichen und nun den Abstand wahrnehmen. Oder wenn wir uns fingiren, daß die Welt oder der Einzelne in ihr einen Zweck, ein Ideal zu realisiren habe und wenn wir die Wirklichkeit an diesem verworrenen Ideal messen und nun den Unterschied erkennen. Aber in der Welt des Spinoza, die nicht von einem bewußten Schöpfer nach Begriffen, die in ihr dargestellt werden sollen und die sie als ihre Zwecke erstrebt, in's Dasein gerufen ist, sondern die aus der Natur des göttlichen Wesens mit logischer Consequenz folgt, in der Welt des Spinoza ist von Zwecken und einem Endzweck keine Rede. Also ist auch der Gedanke des Ideals eine verworrene, unwahre Idee, also dürfen die Dinge nicht nach dem Maßstabe eines Zweckes in ihrem Werthe bestimmt werden, sie sind zu nehmen, wie sie sind und sie sind, wie sie nach ihren Ursachen sein können — also weder gut noch böse, weder schön noch häßlich.*) Und in der That anerkennt das Auge der Wissenschaft solche Kategorien nicht. Haben wir nicht schon oft den Juristen bei einem unser sittliches Gefühl empörenden Verbrechen ausrufen hören: Ein interessanter Fall! Oder den Mediciner beim Anblick einer nach unserm ästhetischen Urtheil häßlichen Krankheitsform: Welch' ein schönes Exemplar! — Demnach verurtheilt Spinoza keine Verbrechen, er bewundert keine Tugend, weil er begreift, daß Alles das ist, was es sein kann und sein muß. Und als ihm auf diese harte Lehre hin Oldenburg die Frage aufwirft, mit welchem Rechte schlagen wir den Verbrecher todt (ep. 24), erwiederte er: Aus demselben Grunde, wonach wir einen durch einen Hundsbiß in Raserei Gerathenen ersticken. Ein solcher ist zwar zu entschuldigen und wird doch mit Recht getödtet und eben so derjenige, welcher seine Begierden nicht beherrschen und aus Furcht vor dem Gesetze nicht in Zaum halten kann (ep. 25). — Spinoza verficht auf alle Weise den Fatalismus. Er lehrt uns, sagt er, bei Schicksalen, über die wir nichts vermögen, mit ruhigem Gleichmuth zu verharren, er macht uns tolerant, indem er uns verhindert, Jemanden zu hassen, zu verachten, zu verspotten, zu beneiden oder auf ihn zu zürnen.

Wir haben den anfänglichen, ganz in die Natur versenkten Menschen als Empfindung seines Körpers und darum als verworrene Vorstellung, als Bejahung des sinnlich Guten und Verneinung des sinnlich Bösen oder als sinnlichen Trieb kennen gelernt. In dieser Bestimmtheit ist er der Anfangspunkt der Geschichte, ist er der Ausgangspunkt für den Staat. Der geordneten Gesellschaft, wie wir im Sinne Spinoza's den Staat bezeichnen können, geht der Naturzustand voraus, das heißt ein Zustand, in welchem die Menschen als bloß sinnliche Individuen ohne Uebereinkommen, jeder für sich nach dem Drange seiner Natur lebt. Wozu ihn sein Trieb oder seine Be-

wird doch zum mindesten nicht in derselben Weise angeklagt, wie Nero. Was war also Nero's Verbrechen? Kein anderes, als daß er sich durch seine That undankbar, unbarmherzig und ungehorsam erwies. Nichts von alle Dem aber drückt eine Wesenheit, sondern vielmehr einen Mangel aus. Darum ist Gott nicht die Ursache davon, wenn er auch die Ursache der That und Absicht Nero's war.

*) Gut, meint Spinoza, könne man die Dinge insofern nennen, als sie uns unterstützen zur höhern Erkenntniß zu gelangen und sie zu genießen; böse, insofern sie uns daran hindern, an sich aber sind sie indifferent (eth. IV. app. 35. ep. 15). Ich lege der Natur keine Schönheit, Häßlichkeit, Ordnung oder Verwirrung bei, denn nur in Beziehung auf unsere Vorstellung können die Dinge schön oder häßlich, geordnet oder verwirrt sein (ep. 58). Die Schönheit ist nicht sowohl die Beschaffenheit des Objectes, das uns vor Augen steht, als der Eindruck, den es auf den Anschauenden macht. Je nach der Schärfe oder Schwäche unserer Augen, oder je nach unserer Stimmung, erscheint uns das, was wir im Momente für schön halten, häßlich und umgekehrt, was wir jetzt für häßlich halten, schön. Die schönste Hand durch's Mikroskop betrachtet, wird uns häßlich vorkommen; Manches ist von der Ferne aus schön und, von der Nähe angesehen, das Gegentheil.

gierde veranlaßt, das thut er — er läßt sich keine Einschränkung gefallen — warum sollte er auch? Wer hätte ein Recht über ihn? Wie viel er vermag, so viel thut er — und was er vermag, das thut er mit Recht; denn er thut es nach dem Rechte seiner Natur, die ihm eben die Macht gibt. — Im Naturzustande hat jeder so viel Recht, als er Macht hat — er kann darum gar nie Unrecht thun, weil die Grenzen seines Rechts mit denen seiner Macht zusammenfallen; und streng genommen kann er auch kein Unrecht erleiden, denn wenn ihn eine fremde Macht beschränkt, so gestattet ihm eben seine Ohnmacht kein größeres Recht. So lange er seine natürliche Kraft bethätigen kann, steht er unter seinem eignen Recht, ist er frei — wird er darin gehemmt, so steht er unter der Macht und dem Rechte eines Andern und ist unfrei. Seine natürliche Kraft, seine Freiheit, sein Recht fallen in Eins zusammen, wie Ohnmacht und Knechtschaft. Alles, was geschehen kann, ist Recht, eben weil es geschehen kann. Das Naturrecht verbietet nur, was Niemand will, nämlich die Selbstbeschränkung. Wer in diesem Zustande ein Versprechen gegeben hat und er bricht es, handelt mit Recht, denn er kann es ja brechen. Weil er die Macht behalten hat, sein Versprechen aufzuheben, so hat er sich des Rechtes, es zu brechen, nicht begeben, er hat nicht in der That, nur mit Worten darauf verzichtet. Wer mit List oder mit physischer Gewalt einen Andern zu Grunde richtet, handelt nach dem Naturrechte, denn er thut nur, wozu ihm die Natur die Macht und also auch das Recht gegeben hat. Würde er aber ein gegebenes Versprechen halten und damit sich selbst beeinträchtigen, so würde er grade ein Unrecht begehen, nämlich ein Unrecht an sich selbst. Egoismus ist die Forderung der sinnlichen Natur — und daher sind die Menschen mit Recht anfänglich egoistisch. Sie suchen sich im Dasein zu erhalten, sie suchen ihr Dasein zu erweitern und so beschränken und bekriegen sie sich gegenseitig. Ihr gegenseitiger sinnlicher Egoismus, ihre Triebe und Leidenschaften treffen hemmend und feindselig aufeinander. Und um so gefährlicher sind sich die Menschen, weil sie zur physischen Kraft auch noch die List gebrauchen. So ist dieser ursprüngliche Zustand ein Krieg Aller gegen Alle, Jeder ist nur so lange frei, als er sich gegen die Knechtung durch Andere behaupten kann — aber Einer allein würde sich offenbar gegen eine Mehrheit Anderer oder gegen Alle nicht behaupten können und so ist seine Macht und sein Recht im Naturzustande nur illusorisch, er ist keinen Augenblick seiner Freiheit sicher. Dazu kommt, daß die Menschen ohne gegenseitige Hilfe kaum ihr Leben erhalten und ihren Geist ausbilden können. Darum entsteht ein Zustand der Unsicherheit, eine gegenseitige Furcht — statt Macht und damit Recht zu haben, zeigt sich, daß Jeder ohnmächtig und darum rechtlos ist. Nicht ein Zustand der Freiheit, nur ein Zustand der Knechtschaft ist der Naturzustand. Daher regt sich das Bedürfniß ihn zu verlassen — es regt sich das Bedürfniß nach einer geordneten Lebensgemeinschaft, das Bedürfniß nach dem Staate. Der Naturtrieb, der die Erhaltung eines Jeden will, fordert den Staat, denn nur hier kann ihm genügt werden. Wie entsteht nun der Staat? Dadurch, daß jeder Einzelne seine Macht und damit sein Recht einem größern Ganzen übergibt, das nun alle Macht, die gesetzgebende, richtende und regierende und damit alles Recht besitzt. Es ist der Staat, der nun die Sicherheit des Einzelnen gegen die andern Einzelnen durch seine übergreifende Macht garantirt, der auf diese Weise seine Selbsterhaltung garantirt und damit den Naturtrieb erfüllt. Er unterdrückt darum die Selbstsucht gar nicht, er ist ja selbst nur aus Selbstsucht, das heißt aus dem Selbsterhaltungstrieb der Individuen geworden, er schränkt sie nur ein. Er ist ein nothwendiges Uebel — seine Glieder sind nicht innerlich verbunden, nur aus Selbstsucht läßt sich jedes in seinen Gelüsten beschränken — ganz atomistisch lagern sie nebeneinander, es ist keine Sittlichkeit in diesem Staate (tract. pol. c. 3. §. 3). Er selber ist nur der mächtigste Egoist, er sucht sich im Dasein zu erhalten und, weil er es kann, hat er das Recht, jeden Einzelnen, der seine Existenz gefährdet, zu vergewaltigen, das heißt zu bestrafen. Wird ein Einzelner durch einen Andern in seiner Existenz bedroht, so ist eigentlich der Staat bedroht, daher übernimmt dieser die Rache, er richtet den Störer der gemeinsamen Ordnung im eignen Interesse der Selbsterhaltung. Der Staat ist verpflichtet, um sein eigener Herr zu sein, die Ursachen der Furcht und

Hoffnung aufrecht zu halten, sonst hört er auf, ein Staat zu sein.

Im Staate hat offenbar jeder Einzelne um so weniger Recht, als die Andern zusammen mächtiger sind, als er. Er hat nur so viel Macht und Recht, als ihm die gemeinsame Macht und das gemeinsame Recht der Andern zukommen läßt. So viel Recht fällt ihm zu, als mit dem Bestande des Staates, mit der allgemeinen Sicherheit verträglich ist. Die auf solche Weise im Staate Verbundenen nennt man Bürger, sie haben gewisse Rechte und Pflichten, aber nur unter der Bedingung der Pflicht, das heißt der Selbstbeschränkung, haben sie auch Rechte, das heißt die Befugniß, die Andern zu ihren Gunsten zu beschränken. Im Staate herrscht das Ganze, die gemeinsame Macht, unter der Form der Gesetze. Wenn die Besorgung der Regierung einer Rathsversammlung zukommt, die aus dem Volke hervorgeht, dann ist die Staatsverfassung demokratisch; liegt sie nur bei einigen Auserwählten, so nennt man sie Aristokratie; steht aber die Verwaltung des Gemeinwesens oder die Regierung bei Einem, so ist die Monarchie vorhanden. — Offenbar herrschen die Gesetze nur dann, wenn die Bürger gehorchen. Kein Bürger oder Unterthan hat daher das Recht, die Beschlüsse und Rechte des Staates nach seinem Sinne auszulegen; auch wenn er die Beschlüsse des Staates für unrecht halten würde, ist er verbunden, sie zu befolgen, das offenbar Vernunftwidrige müßte er thun mit Rücksicht auf das Gute, das ihm durch die Verfassung zufließt. Der Staat, mit den höchsten Rechten ausgestattet, muß, weil er das Recht und die Pflicht der Selbsterhaltung hat, jeden Bürger, der den Gesetzen nicht gehorchen will, zum Gehorsam zwingen. Aber er darf nur das erzwingen, was sich erzwingen läßt, nur so weit seine Macht reicht, reicht sein Recht. Nur Handlungen, die in die Sichtbarkeit treten, kann er erzwingen, nicht aber das, was sich in der Innerlichkeit des Menschen hält, nicht die Gesinnung, die Freiheit des Denkens und des Gewissens darf er nicht antasten, da er sie auch nicht antasten kann — denn das Innerste des Menschen entzieht sich seiner Macht. Die Religion und die Wissenschaft muß frei sein — um so mehr — wie Spinoza dies im zweiten Theile des theologisch-politischen Tractates durchführt — als auch in der Eingehung des Staatsvertrages keiner seine Innerlichkeit gefangen gibt und gefangen geben kann, weil er dann auf seine Menschenwürde, also auf sich, insofern er Geist ist, verzichten würde, was das Naturrecht, welches die Selbsterhaltung fordert, nicht einmal erlaubt.

Indem der Staat die Einzelnen einschränkt, bestimmt er, was recht und unrecht, gut und böse ist. Im Naturzustande hatten solche Begriffe keinen Sinn — erst durch den Staat wurden sie gesetzt, es sind demnach nur relative, gewordene, künstliche Begriffe — Satzungen, wenn man will. Im Naturzustande gibt es keine Sünde, oder, wenn einer sündigte, so sündigte er nicht gegen einen Andern, nur gegen sich selbst; denn nach dem Rechte der Natur ist Niemand verpflichtet, nach einem Andern sich zu richten und etwas für gut oder böse zu halten, was nach seinem Urtheil nicht gut oder böse ist. Nach dem Naturrechte ist Niemandem etwas durchaus versagt, mit Ausnahme dessen, was er nicht kann und was ihm darum auch nicht verboten zu werden braucht. Sünde aber ist eine Handlung, die nicht mit Recht geschehen kann (tract. polit. c. 2. §. 18). Gerechtigkeit ist den Gesetzen des Staates zu gehorchen, der Widerspruch dagegen ist Ungerechtigkeit. Damit fallen die Begriffe des Guten und Bösen, der Tugend und Sünde zusammen (eth. IV. 2. Anmerkung zu prop. 37). Wie, streng genommen, Sünde und Gehorsam, so kann auch Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit nur im Staate gedacht werden, denn es findet sich nichts in der Natur, von dem man mit Recht behaupten könnte, daß es dem Einen und nicht auch dem Andern gehört; Alles gehört vielmehr Allen, wenn sie nämlich die Macht haben, es sich anzueignen. Im Staate aber, wo nach gemeinsamem Rechte entschieden wird, was Diesem und was Jenem eigen ist, heißt Derjenige gerecht, der den festen Willen hat, Jedem das Seine zu geben, ungerecht aber Jener, der das, was einem Andern gehört, sich aneignen will (tract. pol. c. 2. §. 23).

Nur jene Staatsverfassungen sind nach Spinoza's Meinung berechtigt, die durch freie Uebereinstimmung Aller gebildet wurden — wo der Machthaber aus übertragener Machtvollkommenheit handelt — die-

jenige Regierung scheint ihm die beste zu sein, wo die Menschen einträchtig leben und ihre Rechte unverletzt erhalten werden — das beste Leben erklärt er aber für das, in welchem Vernunft, wahre Tugend, kurz das Leben des Geistes gegeben ist. Es ist, sagt er, nicht der Zweck des Staates, Menschen aus vernünftigen Geschöpfen zu Thieren oder Automaten zu machen, sondern daß ihr Geist und Körper ihre Thätigkeiten ohne Gefahr entwickeln, daß sie sich ihrer freien Vernunft bedienen, nicht in Haß, Zorn und Betrug miteinander streiten und sich befeinden. Die Freiheit ist im letzten Grunde der Endzweck des Staates. In der demokratischen Verfassung glaubt er dieses Ziel am ehesten realisirt zu sehen. — Nachzutragen ist noch, daß er gegen die Gleichstellung des weiblichen Geschlechts mit dem männlichen damit argumentirt, daß die Frauen von Natur aus schwächer seien, als die Männer, daher mit der geringern Macht auch nur geringeres Recht beanspruchen dürften. — Im Verhältniß der Staaten zueinander wiederholt sich der Naturzustand. Zwei Regierungen verhalten sich zueinander wie zwei Menschen im Naturzustande, nur darin verschieden, daß sich der Staat vor der Unterdrückung durch einen andern besser hüten kann, als der Mensch im Naturzustande, der mit Schlaf, physischer und psychischer Krankheit, mit dem Alter und andern Widerwärtigkeiten zu ringen hat. Jeder Staat ist insoweit sein eigener Herr, als er für sich sorgen und gegen die Unterdrückung durch einen Andern sich behaupten kann; so weit er aber diesen fürchtet, oder von ihm verhindert wird, seinen Willen auszuführen, oder endlich ihn zu seiner Erhaltung bedarf, ist er von ihm abhängig. Von Natur aus sind zwei Staaten Feinde, jeder hat das Recht, den andern zu bekriegen und zu unterwerfen, wenn er die Macht dazu hat. Staaten verbinden sich nur aus Eigennutz und ihr Bündniß bleibt so lange bestehen, als ihr Eigennutz, ihre Furcht vor Schaden oder ihre Hoffnung auf Gewinn dabei seine Rechnung findet. Fällt dieser Grund hinweg, so löst sich das Band von selbst auf und somit hat jeder einzelne Staat das Recht, nach Belieben Bündnisse zu lösen. Beklagt sich der andere Staat über Treubruch, so kann er in Wahrheit nicht die Handlungsweise des andern Staates, sondern nur seine eigene Thorheit verdammen, wonach er sein Heil einem andern, der sein eigener Herr und für den die eigene Wohlfahrt das höchste Gesetz ist, anvertraut hat. Hatte die höchste Gewalt im Staate einem Andern etwas zu leisten zugesagt, dessen Schädlichkeit für das gemeinsame Wohl der Unterthanen Erfahrung oder Vernunft später darlegte, so ist sie verpflichtet, ihr Versprechen aufzuheben.

Wir stehen beim Schlusse und Gipfelpunkte des Spinozismus, bei der Betrachtung, wie der Mensch aus dem sinnlichen Individuum vernünftiger Geist wird, aus der Knechtschaft der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zur sittlichen Freiheit sich erhebt.

Der unmittelbare, sinnliche Mensch ist eine Existenz neben andern, wenn man will, ein Ding neben andern Dingen. Im Contacte mit ihnen stehend ist er selbstverständlich ihrer Einwirkung ausgesetzt. Auf seinen Körper ist die Einwirkung Druck und Stoß, in seiner Vorstellung oder Empfindung ist sie offenbar Leiden. Ich leide, sagt Spinoza, wenn ich nicht die vollständige Ursache meines Zustandes bin, das heißt wenn das, was in mir vorgeht und wie ich mich finde und befinde, nicht aus meinem eignen Thun hervorgeht. Nur im letztern Falle bin ich handelnd. Demnach leidet der Mensch, so lange andere Dinge auf ihn wirken, seinen Zustand ändern und bedingen. Der sinnliche Mensch ist sinnlicher Trieb, ist Begierde, sich im Dasein zu erhalten und zu erweitern. Diesem Bestreben begegnet von Seite anderer das gleiche — so schränken sich die Dinge einander ein, so leiden sie voneinander. Die empfundene Einwirkung eines Andern auf mich ist der Affect oder die Gemüthsbewegung, wodurch meine Thätigkeit entweder vermehrt oder vermindert, erweitert oder eingeschränkt wird. — Der unmittelbare Mensch als Existenz neben andern, und darum als beschränkte Existenz ist in Affecten, in innerlichen Erregungen oder Gemüthsbewegungen, in Leidenschaften vorhanden. So ist er aber unfrei. Alle Affecte oder Gemüthsbewegungen zerfallen in zwei große Kategorien — in die Kategorien der Lust und Unlust, der Freude und Trauer, der Liebe und des Hasses. Spinoza bringt die trefflichsten Bemerkungen über die Affecte, die von einer feinen

psychologischen Beobachtung zeugen. Diejenigen Affectionen, welche dem Menschen mehr sein Vermögen, als seine Schranke fühlbar machen, erhöhen sein Selbstgefühl und sind darum die Affecte der Lust. Diejenigen, welche ihn mehr seine Schranke empfinden lassen, vermindern sein Selbstgefühl und sind darum die Affecte der Unlust. Denn was wäre Freude anders als empfundene Lebenserhöhung und Lebenserweiterung? Und was wäre Schmerz anderes als empfundene Lebenshemmung und Lebensverminderung? Nach der Forderung seiner Natur wird der Mensch Alles bejahen oder wollen, was sein Leben erhöht, seine Thätigkeit steigert und so wird er die freudigen Affecte aufsuchen, die schmerzlichen fliehen. Er sucht die ersten dauerhaft zu machen, er strebt nach beständiger Lust, nach ewiger Freude. Aber in diesem Zusammenhange endlicher Dinge ist nur Wandel, sie selbst ziehen vorüber, an ihre Stelle treten andere, und so geräth der Mensch in diesem unruhigen Wellenschlag des Lebens immer in neue Beziehungen und Berührungen; Lust und Unlust, Freude und Schmerz wechseln in ihm. Offenbar würde dieser Wechsel aufhören, wenn der Mensch sich aus diesem wechselnden Zusammenhange der Dinge erheben könnte, offenbar würde er frei, wenn er gar nicht mehr in ihm stände und daher auch nicht mehr beschränkt würde. Und wenn er frei, das heißt nicht mehr beschränkt wäre, so würde sein Selbstgefühl sich nur erhöhen, er würde in beständiger Lust und Freude beharren. Ob er dies vermag? Daß er es will, ist keine Frage, denn der innerste Drang seiner Natur geht auf Selbsterhaltung, Selbsterweiterung. Aber er vermag es auch. Wissen wir denn nicht, daß er die Welt denkend betrachten kann, daß er sie damit zu seinem Gegenstande macht, daß er damit auf sie herabschaut und darum selbstverständlich über ihr ist? Durch sein Denken also kann er sich befreien — Denken ist gleich Befreien. Wer sich selber als ein beschränktes Ding neben andern denkt, fällt als dieser Denkende nicht mehr in die Beschränkung hinein und also, da nur aus ihr Affecte und Leidenschaften entstehen, nicht mehr in diese. Wer seine Leidenschaft denkt, ist von seiner Leidenschaft frei (eth. V. 3), denn er schwebt ja als Denkender über ihr. Wäre dies nicht möglich, so schränkt er sie wenigstens ein. Auf der Bergeshöhe des Erkennens liegt die Welt mit ihren Nebeln und Beengungen unter uns. Wer seine Empfindungen in Gedanken verwandelt, der leidet nicht mehr, also ist er thätig. In der Thätigkeit äußert sich die Macht; die Macht ist aber mit der Tugend eins, da Tugend nur die natürliche Thätigkeit eines Wesens ist. Tugend ist überall Macht, darum gibt es keine leidende Tugend. Die leidenden Tugenden des Christenthums — Demuth und Reue — haben für Spinoza keinen Sinn. Reue ist nicht Tugend und entspringt auch nicht aus der Vernunft, vielmehr ist Derjenige doppelt elend, der etwas bereut. Eben so nennt er das Mitleiden bei einem vernünftigen Menschen schlecht und unnütz; denn einerseits ist es eine Unlust, andererseits müßte uns schon die Vernunft bestimmen, andere aus ihren Leiden zu befreien. Wer überzeugt ist, sagt er, daß Alles aus der göttlichen Natur nothwendig erfolgt und nach den ewigen Gesetzen der Natur geschieht, der findet nichts, was des Hasses, des Spottes oder der Verachtung werth wäre, er bemitleidet auch Niemanden, sondern er strebt nach Maßgabe der menschlichen Tugend wohlzuthun und sich zu freuen. Dazu kommt, daß der, der durch Mitleid leicht gerührt wird, oft eine Handlung begeht, die er später bereut; denn wenn wir aus einer Gemüthserregung heraus handeln, wissen wir nicht, ob wir Gutes thun und andererseits kann man leicht durch falsche Thränen betrogen werden. Hilfe soll den Leidenden geleistet werden, aber nach der Leitung der Vernunft, nicht aus dem Affect heraus. Wer dies versäumt, heißt mit Recht auch inhuman (eth. IV. Anmerkung zu prop. 50). Wenn aber Tugend und Macht eins sind und wenn der denkende Mensch offenbar seine Macht erweitert, indem er sich aus dem beschränkenden Zusammenhange der Dinge heraushebt, so ist der denkende Mensch auch der Tugendhafte. Und je weiter sich sein Gesichtskreis öffnet, je mehr er erkennt, desto mächtiger, freier und tugendhafter wird er sein. Was er aber erkennt, das will er auch, weil Wissen und Wollen eins sind und so ist der denkende, die Weltvernunft ergreifende Geist auch der die Weltvernunft bejahende, er ist der sittliche Geist. Das Denken der Welt ist, wie seine Befreiung, so die Erweiterung seines Daseins, die Erhöhung

seines Selbstgefühls — es ist Lust, es ist Freude. Aber nicht mehr eine vergängliche, denn der Gegenstand, der jetzt vor mir liegt, ist die ewige Substanz, ist die Gottheit selbst. In der Gotteserkenntniß also ist die ewige Freude gewonnen, weil sie bleibende Erhöhung meines geistigen Daseins ist. Freude ist empfundene Uebereinstimmung mit einem Andern — wer die Gottheit denkt, der will sie auch, der stimmt mit ihr überein — nicht mehr mit einem Vorüberwandelnden, sondern mit dem Ewigen, und so ist die Freude eine ewige. Keine Furcht ist mehr in ihr, daß sie getrübt werden könnte, denn nur die am Endlichen und Vergänglichen haftende Freude kann getrübt werden, weil mit seinem Vorübergehen der Schmerz eintritt. Darum ist das irdische Glück naturnothwendig ein flüchtiges, da flüchtige Wesen, an denen es haftet, kein anderes gewähren können. Nur im Gedanken des Göttlichen wird der Geist dauernd und darum wahrhaft glückselig. Eins geworden mit dem Göttlichen, es wissend und wollend, ist der Mensch nun Wissen und Wollen des Göttlichen, nicht mehr Wissen und Wollen seiner Selbst. So verstummt auf diesem Höhepunkte des Lebens jede sinnlich egoistische Forderung, so verlangt der Mensch auch nicht mehr, daß Gott ihn wiederliebe, wie ein sinnliches Individuum, denn er empfindet ja die Gottesliebe in der Seligkeit, die ihm seine Hingabe an das Göttliche gewährt. *) Und er fordert weiter für diese Hingabe oder Tugend keine Belohnung mehr, weil diese selbst schon Glückseligkeit ist. Und wie er sich bereits selbst darin als sinnliches Wissen und Wollen, als sinnliches Individuum verloren hat, so fordert er auch nicht mehr, daß er als solches fortdauere — eine persönliche Unsterblichkeit, eine Fortdauer des Individuums verlangt Derjenige nicht mehr, der mit Gott völlig eins geworden ist. Diese Forderung stellen heißt auf einen niedrigern Standpunkt herabsinken, aus der Sittlichkeit in den sinnlichen Trieb. — Die Liebe zu Gott ist ohne Neid und Eifersucht, sie wird nur genährt, je mehr Menschen mit uns durch ihr Band vereinigt sind. Freude wird Liebe, wenn in ihr die Vorstellung ihrer Ursache gegenwärtig ist. So wird die ewige Freude oder die Freude am Göttlichen zur Liebe Gottes, da in ihr die Vorstellung ihrer Ursache gegenwärtig ist. Darum ist der Schluß der Philosophie die denkende Gottesliebe, die vollkommene Uebereinstimmung des Geistes mit dem Absoluten im Denken und im Wollen — die Erweiterung des individuellen Bewußtseins zum göttlichen — die Erhebung des egoistischen Willens zur sittlichen Freiheit — die Einheit, Tugend und Glückseligkeit — mit einem Worte die Versöhnung. *)

Von diesem Geiste hoher Sittlichkeit überwältigt, brach ein Gegner des großen Philosophen, Jakobi, in folgende Worte aus:

„Wer sich mit dem Geiste über die Natur, mit dem Herzen über jede erniedrigende Begierde wirklich zu erheben weiß, der sieht Gott von Angesicht, und es ist zu wenig von ihm gesagt, daß er nur an ihn glaube. Wäre nun auch die Philosophie eines solchen, wären seine Meinungen, nach dem (wie ich glaube, richtigen) Urtheil der natürlichen Vernunft, die einen nicht-persönlichen Gott, die einen Gott, der nicht ist, ein Unding nennt, atheistisch; gäbe er auch selbst seinem System diesen Namen, so wäre seine Sünde doch nur ein Gedankending, eine Ungeschicklichkeit des Künstlers in Begriffen und Worten, ein Vergehen des Denkers, nicht des Menschen. Nicht das Wesen Gottes, sondern nur ein Name würde von ihm geleugnet. Darum sei mir gesegnet, großer, ja heiliger Benedictus, wie Du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren und in Worten Dich verirren mochtest: Seine Wahrheit war in Deiner Seele und seine Liebe war Dein Leben!"

*) Die intellectuelle Liebe des endlichen Geistes zu Gott ist ein Theil der unendlichen Liebe, womit Gott sich selbst liebt (eth. V. 36).

*) Spinoza selbst bemerkt am Schlusse seiner Ethik: Wenn auch der Weg zum wahren Seelenfrieden, wie ich dahin führend ihn gezeigt habe, sehr schwierig zu sein scheint, so kann er doch gefunden werden — und übrigens muß etwas schwierig sein, was so selten angetroffen wird. Wie könnte es auch kommen, wenn das Heil so nahe läge und ohne große Anstrengung gefunden würde, daß es fast von Allen vernachlässigt wird. Alles Hohe ist eben so schwer wie selten.

Rom im Mittelalter.

Von Eduard Arnd.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom fünften bis zum sechzehnten Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Stuttgart, J. G. Cotta.

Die Geschichte und die Monumente des alten Rom sind im Ganzen wie im Einzelnen in unzähligen Werken behandelt worden, an denen sich mehr oder weniger alle civilisirten Nationen betheiligt haben. In Bezug auf die Veränderungen, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert in Rom vorgegangen, für die Kenntniß des neuen Charakters, den die Stadt um diese Zeit erhielt, besonders durch die Auffindung und Sammlung antiker Sculpturwerke und als Sitz der modernen Kunst, fließen die Nachrichten überreich, und die seit dem siebzehnten Jahrhundert immer häufiger werdenden Beschreibungen von Reisen in Italien, deren Ziel gewöhnlich die Hauptstadt der alten Welt ist, verbreiten sich neben den Schilderungen der Ueberreste des Alterthums auch über das Leben des neueren Rom. Aber es gab bis vor Kurzem kein Werk, das die Geschichte Roms während des Mittelalters, in ihren charakteristischen Zügen, den Uebergang von den Einrichtungen und Sitten der letzten Zeiten des Alterthums in die der Kirche und des Feudalwesens, die historischen Ereignisse religiöser und politischer Natur, die vielen Parteikämpfe und innern Bewegungen, als ein Ganzes und für sich Bestehendes, behandelt hätte. Wie manchen Lesern der römischen Geschichte stößt nicht, wenn sie an das Ende des weströmischen Reiches kommen, die Frage auf, was aus der Wurzel und dem Mittelpunkt der gestürzten Weltherrschaft, der Stadt Rom, geworden ist, und welche Schicksale diesen merkwürdigsten Punkt der Erde während der dunkeln Jahrhunderte des Mittelalters getroffen haben. Hierauf gab es bisher nur fragmentarische Antworten. So viel Einzelnes auch über diese Epoche bekannt war, es fehlte an einer zusammenhängenden, durch Quellenstudium und sichere Nachweise beglaubigten Darstellung dessen, was Rom vom Untergang der alten Welt bis zum Eintritt in die neuere Zeit, die Renaissance der Künste und Wissenschaften, gewesen ist. Bei Gibbon und Niebuhr gibt es einige, aber nur spärliche Nachrichten vom Zustande Roms während des Mittelalters; andere Forscher, selbst solche, welche das Städtewesen des Mittelalters zum besondern Gegenstand ihrer Untersuchungen genommen haben, sind über Rom unvollständig geblieben. Die Geschichte der übrigen großen italienischen Städte im Mittelalter ist ungleich gründlicher behandelt worden.

Aber Rom hätte selbst zur Zeit seines tiefsten Verfalles schon um deswillen, was es einst gewesen, eine nähere Beachtung verdient, und dann sind dort, auf demselben Boden, auf dem Cäsar und Trajan gewandelt, Gregor VII. und Innocenz III. aufgetreten, haben an die Stelle eines politischen ein geistliches Weltreich gesetzt, und beider Kern und Mittelpunkt ist die Siebenhügelstadt gewesen. Die lange Vernachlässigung der Geschichte Roms im Mittelalter läßt sich aus mancherlei Ursachen erklären. Vor der Renaissance wäre ein Werk, das die politischen und socialen Zustände Roms, als Stadt, zum Gegenstand seiner Untersuchungen genommen hätte, nicht leicht möglich gewesen, da damals unter Rom immer nur das Papstthum, die Kirche, die Concilien, die Verhältnisse zu fremden Völkern und Fürsten verstanden wurden, und später, als man die Kenntniß des Alterthums und seiner Ueberreste mit Liebe zu pflegen anfing, wurde das Mittelalter, besonders da, wo es wie in Rom unmittelbar mit den Monumenten und Traditionen der alten Welt verglichen werden konnte, geringgeschätzt und vernachlässigt. Als in neuester Zeit eine freiere Anschauung und umfassendere Betrachtung der verschiedenen Epochen der Geschichte, in welcher das Mittelalter eine so große Stelle einnimmt, auch der besseren Köpfe Italiens sich bemächtigte, hätte sich dort und namentlich in Rom selbst die natürlichste Gelegenheit geboten, über die Zustände dieser Stadt vom fünften bis sechzehnten Jahrhundert ein neues Licht zu verbreiten. Nach einigen bedeutenden Vorarbeiten zu schließen, hat es zu einer Geschichte Roms im Mittelalter unter den einheimischen Gelehrten weder an Lust noch Befähigung gefehlt. Aber die äußeren Verhältnisse sind einem Unternehmen der Art in Rom hinderlich gewesen. Die päpstliche Regierung hat die Forschungen, welche das alte Rom betreffen, nie gehindert, weil sie ideelle Gegenstände berührten, es mit etwas durchaus Vergangenem zu thun hatten, und zu einem Vergleich mit der Gegenwart und Wirklichkeit keine wenigstens naheliegende Veranlas-

sung boten. Anders wäre es mit einer Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter gewesen, wo so manche Erscheinungen, auf die sich die heutigen Zustände noch immer beziehen, die Mißregierungen so vieler Päpste, ihre oft getrübten Verhältnisse zu der städtischen Bevölkerung hätten zur Sprache gebracht werden müssen, was die päpstliche Regierung mit ihren Maximen für unvereinbar gehalten haben würde. Unter den fremden Gelehrten, die nach Rom gekommen, hat mehr wie einer an ein solches Unternehmen gedacht, die meisten sind aber vor den zahlreichen Schwierigkeiten zurückgetreten. Denn es gehörte dazu, außer einem schon sehr geübten historischen Blick, eine Fülle sprachlicher, archäologischer und ethnographischer Kenntnisse, ein offener und lebendiger Sinn für fremde Volksnatur und eine nicht gewöhnliche Arbeitskraft auf einem stellenweise harten und schwierigen Boden. Auch mußte es Jemand sein, der eine Reihe von Jahren ausschließend diesem Unternehmen in Rom leben konnte. Denn es wäre nicht wohl möglich gewesen, sich über diesen Gegenstand, ohne längere persönliche Anschauung, in geeigneter Weise verbreiten zu können.

Die uralte Verbindung zwischen Deutschland und Italien, welche durch die Reformation gelöst wurde, schien von deutscher Seite im achtzehnten Jahrhundert durch geistige Mittel wieder angeknüpft zu werden, und diese Annäherung hat schon längst für Deutschland, und neuerdings auch für Italien auf dem Boden der Philosophie, Poesie und Geschichte, heilsame Früchte getragen, deren weiterer Entwicklung die politischen Antipathien nicht lange widerstehen werden. Winckelmann war, obgleich in einer kleinen märkischen Stadt geboren, vermöge einer ursprünglichen Verwandtschaft seines Wesens mit dem Genius der alten Kunst tiefer in den Charakter der Antike eingedrungen als alle gleichzeitigen italienischen Kenner und Forscher zusammengenommen, denen doch sonst das Object materiell so viel näher lag; Lessing hatte in mehreren Stellen seines „Laokoon“ ein vorher unbekanntes Licht über manche der feinsten und eigenthümlichsten Züge der antiken Kunst und Poesie verbreitet; in vielen Goethe'schen Poesien, namentlich in der „Iphigenia“ und den „römischen Elegien,“ findet sich der antike Geist mit der modernen Gefühlsweise verbunden, wie neu geboren, und Niebuhr steht als der größte Kenner in den altrömischen Dingen da. Nach solchen Vorgängen ist es nicht zufällig, sondern natürlich und von den Umständen vorbereitet, daß ein Deutscher, Ferdinand Gregorovius, die Stadt, der schon vor ihm einige der größten deutschen Geister sich innerlich so nahe gestellt gefühlt, zum Gegenstand seiner Forschung und Betrachtung gewählt, und die Darstellung ihrer Schicksale während des Mittelalters unternommen hat. Der allgemeine Plan zu einer Geschichte Roms vom fünften bis sechzehnten Jahrhundert, in der ernsten Neigung eines deutschen Denkers für diesen von dem Genius vorzugsweise begünstigten Ort entstanden, ist dann im Einzelnen mit dem liebevollen Versenken in den Gegenstand, dem ausdauernden Fleiß, dem nie ermattenden Interesse an der Sache ausgeführt worden, welche die Bestrebungen des wahrhaften Talents zu begleiten pflegen.

Die bis jetzt erschienenen ersten drei Bände dieses Werkes, von denen der letzte eben erst ausgegeben worden, sind in Bücher und die Bücher in Capitel eingetheilt, von denen jedes einen bestimmten Zeitraum, so viel als möglich, ganz enthält, eine gewisse Gruppe von zusammengehörigen Ereignissen vollständig abschließt, eine Eintheilung, die bei verwickelten oder ineinanderfließenden Materien für den Verfasser oft schwer ist, aber dem Leser Verständniß und Uebersicht sehr erleichtert. Das erste Buch, welches für die Einleitung zu dem ganzen Werk gelten kann, berührt alle kirchlich und staatlich merkwürdigen Ereignisse der letzten siebzig Jahre des römischen Reiches, eine wunderbare Epoche, in der man dem Todeskampfe und der endlichen Auflösung des größten Gemeinwesens beiwohnt, das die Welt gesehen hat, und das sich fast bis auf die letzte Zeit hin für unsterblich gehalten hatte. Seinem Plan gemäß, in jedem bedeutenden Abschnitt seines Werkes ein Bild der Stadt Rom zu geben, wirft der Verfasser einen Blick auf ihren Zustand bei dem Einzuge des Kaisers Honorius, als sie, wenige Jahre vor der Eroberung durch Alarich, noch in ihrer ganzen ungebrochenen Herrlichkeit dastand. Mit Hilfe eines Augenzeugen dieser Feierlichkeit, des Dichters Claudianus, führt er die unaussprechliche Pracht und Fülle der alten Weltstadt in lebendigen Zügen dem Auge des erstaunten Lesers vorüber. Ergreifend ist es, wie tief, ungeachtet des längst eingetretenen Verfalles, die Einnahme Roms in der ganzen römischen Welt bis an die äußersten Enden hin, nicht allein von den

noch zahlreich vorhandenen Anhängern des Alten, sondern selbst von den Christen empfunden wurde, und welche Bedeutung Rom, nicht als Sitz der Regierung, was es seit lange nicht mehr war, sondern als Stadt, als lebendige Tradition, als Verkörperung des römischen Wesens, als Sammelplatz aller höheren Bildung, aller Kunst und Wissenschaft, selbst noch in jener Zeit gehabt haben muß. Der heilige Hieronymus, der damals in Palästina weilte, wird von dieser Katastrophe wie von dem herannahenden Weltende erschreckt, und die Mönche in der Thebaide, sonst für alles Irdische abgestorben, gerathen bei dieser Nachricht in Aufregung. Einen sonderbaren Abstich hierzu bildet das endliche Verschwinden des römischen Reiches durch Odoaker, das fast unbemerkt vorübergeht. Nach der Abdankung des letzten Kaisers, Romulus Augustulus, geht eine Deputation des römischen Senats nach Constantinopel, überbringt dem Kaiser Zeno die Insignien des alten Imperatorthums, erklärt, daß Rom keines besonderen Kaisers mehr bedürfe und sich unter Odoaker's Schutz gestellt habe, und Alles ist abgemacht. Daß eine lange bestandene großartige Ordnung der Dinge so ohne Erschütterung, ohne Widerspruch, zusammenbrechen konnte, dazu gehörte, daß sie im Innern zuletzt durchaus hohl geworden war und sich in allen ihren Theilen überlebt hatte.

Die Epoche zwischen der Auflösung des abendländischen Reiches, dem Beginn der weltlichen Herrschaft des Papstthums und dem Bunde der fränkischen Könige mit demselben, aus dem das Kaiserthum des Mittelalters hervorging, wird vornehmlich durch die gothische Herrschaft über Rom und Italien, ihre Kämpfe mit den byzantinischen Kaisern und die Niederlassung der Longobarden in Italien ausgefüllt. Der gothische Stamm stand als der edelste und bildungsfähigste unter allen Germanen da und hat in jenem großen Wendepunkt der Geschichte, im fünften und sechsten Jahrhundert, während des Erlöschens der alten Welt und des Beginns des Mittelalters, am tiefsten in das Schicksal Roms und Italiens eingegriffen. Es war der Ostgothe Alarich, der durch die Einnahme Roms den Zauber der Unverletzbarkeit brach, der dasselbe so lange umgeben hatte, und bewies, daß die Herrschaft der Welt einem anderen Geschlecht bestimmt war; und der Ostgothe Theodorich regierte mit Weisheit und Glanz über Rom und Italien und gründete ein Reich, das, wenn seine Nachfolger seinen Geist besessen hätten, wohl die Grundlage des modernen Italiens hätte werden können, in der Art wie die spanische Monarchie aus dem Stamme der Westgothen emporgewachsen ist und lange die Spuren dieses Ursprungs an sich getragen hat. Was Rom betrifft, so hat es nie, weder früher noch später, so viel, nicht durch die Gothen selbst, aber durch die Angriffe der Byzantiner auf deren Herrschaft gelitten. Gregororius entwirft ein ergreifendes Bild von dem Elend Roms während der Kriege unter Belisar und Narses, die siebzehn Jahre lang gedauert haben, vorzüglich Rom zum Schauplatz hatten, und von denen die alte Königin der Städte ganz anders als während der momentanen Eroberung durch Alarich und Genserich mitgenommen worden ist. Bekannt ist die Verwüstung des Grabmals des Kaisers Hadrian (die heutige Engelsburg) durch die Byzantiner, welche, um sich zu vertheidigen, die kostbaren Statuen dieses Prachtbaues auf die Gothen herabschleuderten. Aber wie viel Anderes ist während der häufigen Angriffe, Ausfälle, Erstürmungen vom alten Rom zerstört worden! Die ursprüngliche Bevölkerung ist damals großentheils untergegangen. Eine Zeit lang scheint Rom fast ganz unbewohnt gewesen zu sein, weil Totilas, über die gegen die Gothen bewiesene Treulosigkeit empört, die Römer aus ihrer Stadt in Masse auf das Land trieb. Namentlich erloschen damals die letzten alten senatorischen Geschlechter, von denen noch manche ihren Ursprung bis auf die frühesten Zeiten Roms zurückführen konnten. Im Jahre 548 wurden die letzten Spiele in dem altersgrauen ungeheuern Circus maximus gegeben, und einige zwanzig Jahre nachher verschwindet der römische Senat selbst dem Namen nach, nachdem er über dreizehnhundert Jahre bestanden hatte. Jene Zeit ist eine Epoche des Untergangs ohne Gleichen gewesen, denn nie hat es so viele Gegenstände der Zerstörung als im alten Rom gegeben.

Da unser Verfasser eine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schreibt, in welchem das Papstthum eine so große Rolle spielte, so ist es natürlich, daß er schon die frühesten Lebensregungen der später in's Ungeheure anschwellenden geistlichen Macht, so weit sie sich nämlich historisch nachweisen lassen, in den Kreis seiner Mittheilungen und Betrachtungen zieht. Auch aus Gregorovius Angaben

geht hervor, daß die römischen Bischöfe sich während des fünften und sechsten Jahrhunderts und selbst noch viel länger in einer großen Abhängigkeit von der weltlichen Macht befanden, daß Honorius, Odoaker, Theodorich und die byzantinischen Kaiser bei vorkommenden Gelegenheiten über die Wahl des geistlichen Oberhirten in höchster Instanz entschieden, und daß Volk und Klerus in Rom sich diesen Aussprüchen unterwarfen. Für das historische Urtheil, das sich nicht durch Dogmen oder Legenden beschränken läßt, ist es klar, daß der Ursprung der kirchlichen Suprematie des Papstthums mehr in politischen als religiösen Verhältnissen lag, daß, sobald das römische Reich christlich zu werden anfing, der römische Pontifex aus der überlegenen Stellung Vortheil zog, welche die alte Weltstadt über alle andern Orte besaß, und daß erst, nachdem dies thatsächlich geschehen war, Stellen aus den heiligen Schriften, Traditionen und Legenden, zu Gunsten der Ansprüche des Papstthums ausgelegt wurden, daß demnach die weltliche Größe des alten Rom der Grund zu der kirchlichen Oberhoheit des modernen Rom gewesen ist. Auch die Errichtung der ältesten Kirchen Roms, die fast alle, obgleich nicht immer in derselben Gestalt, aber an derselben Stelle noch heute bestehen, wird von Gregorovius und oft sehr ausführlich behandelt, was besonders für die, welche Rom aus eigener Anschauung kennen, von Interesse ist. Die eigenthümliche Doppelgestalt Roms, die bei keiner andern Stadt in der Weise zum Vorschein kommt und noch heute in ihrer ganzen Stärke besteht, daß es nämlich zugleich die antike und moderne Welt enthält, daß es in seinen Denkmalen die Herrschaft des Heidenthums und des Christenthums, und zwar jedes in seiner höchsten Potenz — das Cäsarenthum und das Papstthum — zur Anschauung bringt, so daß sich Beides gar nicht voneinander trennen läßt, wird von Gregorovius bei mehreren Gelegenheiten hervorgehoben, und seiner ganzen Bedeutung nach gewürdigt. Denn das moderne Rom ist nicht bloß inmitten des alten entstanden, es ist auch mit ihm geistig wie leiblich verwachsen geblieben. Die Idee, daß der Siebenhügelstadt die Herrschaft über den Erdkreis gehöre, ist nicht mit dem Cäsarenthum untergegangen, sondern hat sich unter anderen Formen im Papstthum erneuert und ist von ihm mit anderen Mitteln ebenfalls zur Geltung gebracht worden. Seitdem das moderne Rom im sechzehnten, wie das alte im fünften Jahrhundert, beide Male durch die Opposition des Germanenthums, die Herrschaft über die Welt verloren hatte, ist es der Sitz der Kunst, der Sammelplatz der größten Leistungen der Sculptur und Malerei mit allen den tiefgehenden Einflüssen auf die idealen Seiten des menschlichen Strebens geworden, die mit dem Cultus des Schönen zusammenhängen. Es ist deshalb keine leere Phrase, wenn diese Stadt die ewige genannt wird, da sie bisher immer eines der ewigen Interessen der civilisirten Menschheit, die Politik, die Religion, die Kunst, in hervorragendster Weise dargestellt hat.

Während das alte Rom als Staat, als Stadt, als ein politisches und militärisches Gemeinwesen immer tiefer herunterkam und wie „die ausgebrannte Schlacke der Weltgeschichte“ dalag, stieg langsam, zuweilen zum Stillstand auf der eingeschlagenen Bahn genöthigt, aber nie rückwärts schreitend, die römische Kirche und das an ihre Spitze gestellte Papstthum zur Unabhängigkeit von der weltlichen Macht und dann zur Leitung derselben empor. Die religiösen Grundsätze der römischen Bischöfe und ihre staatliche Politik bildeten sich in den Kämpfen aus, in die sie zu den aus dem Orient stammenden Secten und den fremden Eroberern geriethen, die sich Italien vorübergehend unterworfen hatten. Durch die Besiegung der ersteren standen sie als die Vertheidiger des wahren Glaubens, durch den Widerstand gegen die letzteren als die Vertreter der römischen Nationalität und Civilisation da. Zwischen Gothen, Byzantinern und Longobarden lavirend, suchten sie gegen einen nahen Gegner immer einen ferner liegenden Beschützer auf, und waren auf diesem Wege zuletzt zu dem Bunde mit den mächtigen Franken gekommen, mit deren Hilfe sie ihr religiöses Princip über das ganze Abendland ausbreiteten und zugleich eine weltliche Herrschaft für sich gründeten. Aus dieser Gründung ging eine neue Ordnung der Dinge, die Wiederherstellung des erloschenen Kaiserthums in der Person Karl's des Großen hervor, zu dessen Besitz der Papst durch die Krönung die Weihe und Vollmacht gab, wodurch Rom zum zweitenmal die politische Hauptstadt der Welt wurde und der Vatican an die Stelle des alten Capitols trat. Der Raum erlaubt uns nicht, dem Verfasser in die Schilderung der im Innern Roms, in dem Zustande der Bevölkerung,

dem Ansehen der Stadt vom sechsten bis neunten Jahrhundert eintretenden Veränderungen zu folgen. So viel ist aber gewiß, daß der Charakter Roms zur Zeit Karl's des Großen noch immer überwiegend antik war. Die christlichen Kirchen und Klöster verloren sich, so zahlreich sie auch waren, in der Mitte der großentheils noch aufrechtstehenden Denkmale des Alterthums oder in ihren ungeheuren Ruinen. Dieser Kaiser konnte sich bei seinem ersten Besuche in Rom (774) noch in der alten Stadt, wenn auch nicht in der heidnischen, aber der letzten christlichen Cäsaren, glauben. Noch von diesem Rom sagt Gregororius, und nach allen vorhandenen Nachrichten mit Recht: „Es muß ein Schauspiel gewährt haben, das mit Worten auszusprechen unmöglich wäre.“ Der Gedanke einer Wiederherstellung des abendländischen Reiches, der uns bei einer tieferen Kenntniß der Gegensätze zwischen der antiken und mittelalterlichen Welt so fremdartig erscheint, konnte bei dem Vorhandensein so vieler Denkmale und Erinnerungen nicht denselben Eindruck auf die damaligen Römer machen, die darin die Erneuerung eines nicht verschwundenen, sondern nur unterbrochenen Zustandes sehen. Niemand hätte es aber damals vermocht, die unermeßlichen politischen Folgen dieser Gründung eines christlichen Imperiums und der Erhebung zweier neben einander bestehender Gewalten, des Kaiserthums und des Papstthums, zu ahnen, von denen die Welt auf Jahrhunderte hinaus in Bewegung gesetzt werden sollte.

Seitdem Rom durch die Krönung Karl's des Großen zum Kaiser des Abendlandes wieder in den Vordergrund der politischen Interessen getreten war, wurde es auch in alle Wechselfälle des Glücks hineingezogen, die von den weltlichen Zuständen unzertrennlich sind. Der Freund des Alterthums, seiner Denkmale und Erinnerungen, könnte wünschen, daß dies anders gewesen, daß Rom nicht so tief in die Erschütterungen des Mittelalters verwickelt worden wäre, weil es dann ohne Zweifel mehr von seiner früheren Größe bewahrt hätte und der neuern Zeit ein vollständigeres Bild seiner Vergangenheit darbieten würde. Aber es wäre dann nicht die Weltstadt gewesen, zu der es vom Schicksal auserkoren worden, in der alle großen Epochen der Geschichte Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben, und die, wenn auch nicht den einzigen, aber immer einen der Höhenpunkte der Menschheit ausgemacht hat. Ein Rom, das im Mittelalter, wie Constantinopel, ohne durchgreifenden Einfluß auf die Geschicke Europa's, nur das Centrum eines einzelnen Staates gewesen wäre, würde zu einer todten Mumie geworden sein, hätte es auch auf diesem Wege mehr von seinem antiken Charakter bewahrt, von dem übrigens genug übrig geblieben ist, um zu einem geistigen Verständniß des Alterthums, auf das es zuletzt vornehmlich ankommt, beitragen zu können. Es war aber nicht zu einem allmäligen Ersterben, zum Versinken in sich selbst, sondern zu einer wechselvollen Erneuerung, zu einer immerwährenden Thätigkeit in dieser oder jener großen Richtung bestimmt. Rom ist, wie Gregorovius richtig bemerkt, zugleich Product und Monument der Weltgeschichte.

Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich allein die ungeheure Fülle von Katastrophen, die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die sonst nirgends gesehenen und sonst nirgends möglichen Contraste in den Personen und Zuständen begreifen, welche die Geschichte Roms während des neunten und zehnten Jahrhunderts bezeichnen, und die unser Verfasser im dritten Bande seines Werkes, der vom Tode Karl's des Großen bis zu dem Otto's III. geht, eben so anziehend als gründlich darzustellen weiß. Da stößt man unter den Päpsten auf einen Mann wie Leo IV., der die Befestigungen Roms erweiterte und verstärkte, eine Flotte ausrüstete, die Sarazenen bei Ostia besiegte, und in priesterlichem Gewande eine echt altrömische Natur war, wie schon Voltaire in seinem: „Versuch über den Geist und die Sitten der Nationen“ hervorhob — und auf einen Jüngling, Johann XII., der im Alter von siebzehn Jahren den Stuhl Petri bestieg und in seinen tollen Ausschweifungen an Heliogabal erinnert. Die festen, in sich abgeschlossenen, ihrer Zwecke sich vollkommen bewußten, durchaus germanischen Gestalten, wie Karl der Große und Otto der Große, die ihre Zeit beherrschen, stechen sonderbar ab von den halb südlichen halb nordischen Naturen eines Guido, Alberich, Berengar, die, ungeachtet aller Rührigkeit und Thatkraft, nichts Dauerndes zu gründen vermögen. Das Feudalwesen dringt endlich im zehnten Jahrhundert, obwohl langsam und unvollständig, auch in Rom ein, und erzeugt hier, wo es sich mit den Ueberlieferungen der alten Welt durchkreuzt, so phantastische Gestalten wie Crescentius, der

etwas von einem Patrizier der letzten Zeiten Roms und zugleich von einem Paladin des Mittelalters an sich hat. Die Römerin Marozia erinnert in ihren Gewaltthätigkeiten an die fränkische Fürstin Brunehilde und in ihrer Sittenlosigkeit an die Byzantinerin Theodora. Besonders gelungen ist in diesem Bande die Zeichnung des Charakters, der Tendenzen, des Schicksals Otto's III., der als Mensch in hohem Grade genial, als Regent seine Zielpunkte gänzlich verfehlt, weil er die constitutiven Elemente seiner Zeit nicht zu behandeln versteht, mitten in der Feudalwelt sich in die sehnsüchtige Erinnerung an das alte Rom wie in einen Zauberspiegel vertieft, und in einen Zustand zwischen Wachen und Traum verfällt.

Die Geschichte Roms, als Stadt, im neunten und zehnten Jahrhundert, ist lückenhafter und dunkler, als früher oder später der Fall gewesen, weshalb auch der dritte Band von Gregorovius Werk, welcher diese Epoche umfaßt, weniger reich an Nachrichten über das monumentale Rom als die beiden ersten Bände ist. Es ging viel zu Grunde, aber langsam und geräuschlos, ohne daß die unwissenden und gleichgiltigen Zeitgenossen es der Nachwelt überliefert hätten. Indessen hatte Rom noch im zehnten Jahrhundert einen vorrherschend alterthümlichen, nur ruinenhafteren Charakter als früher. Die Tempel, Säulengänge, Paläste, Theater, Thermen standen in sinkender, schauerlicher Pracht und einsamer Größe da. Der Mittelzustand zwischen Erhaltung und Zerstörung, in welchem sich damals viele jener Monumente befanden, eine Art von Scheinleben, das sie noch immer umgab, muß einen besonders melancholischen Eindruck gemacht haben, eine Stimmung, von der sich in den schriftlichen Denkmalen jener Zeit hier und da Spuren vorfinden. Der Verfasser endigt den dritten Band mit einer Schilderung Roms zu Otto's III. Zeit, aus welcher der Charakter der antiken und mittelalterüichen Stadt, wie sie sich unterschieden und doch miteinander verwachsen waren, in klaren Zügen hervorgeht. Jeder Geschichtsfreund, namentlich die jetzt zahlreiche Classe derer, die Rom aus eigener Anschauung kennen, sieht der Fortsetzung dieses Werkes mit Ungeduld entgegen, das der deutschen Wissenschaft würdig ist und dem Talent und Fleiß des Verfassers zu großer Ehre gereicht.

Karl Steinhäuser's neuere Arbeiten.

Von W. Lübke.

Die moderne Kunst hat vielleicht nirgends einen so schwierigen Stand wie in Rom. So natürlich es auf den ersten Blick für den Künstler erscheint, eine Stadt aufzusuchen, welche ihm die erhabensten Anschauungen gewährt, so schwer muß doch der überwältigende Eindruck vergangener Herrlichkeit auf dem hier Weilenden lasten, denn auf dieser welthistorischen Stätte erscheint die Vergangenheit das einzig Wirkliche, die Gegenwart ein wesenloser Schein, der Bedeutung und Werth nur durch den Glanz erhält, welchen das Licht verschwundener Tage über ihn ausgießt.

Aber auch der Theilnahme des Publicums steht der moderne Künstler hier ferner als anderswo. Die Mehrzahl der Reisenden, denen auf ihrem Fluge durch Italien überall die Frist zum Verweilen sehr kurz zugemessen ist, wird in Rom von dem ungeahnten Reichthum der antiken Denkmäler und der Herrlichkeit der Werke Rafael's und Michelangelo's allein schon so erfüllt, daß Muße und Stimmung für das Betrachten heutigen Kunstschaffens kaum übrig bleiben. Und selbst die Wenigen, denen ein längerer Aufenthalt in der unvergleichlichen und unvergeßlichen Stadt beschieden ist, finden nicht immer den Muth, die Kluft zu überspringen, welche die Kunst der Gegenwart von der vergangenen scheidet.

Am leichtesten gelingt es noch bei der Sculptur. Sie hat einen engeren Kreis und ist vermöge dieser Beschränkung und durch ihre Behandlungsweise, durch Stil und Technik inniger mit der Tradition verbunden, als die farbenreiche, bewegliche, vielseitige Schwesterkunst. Außerdem ist Rom seit den Zeiten der Antike fast ununterbrochen der Hauptort für die Ausbildung der Marmortechnik gewesen, und diesen nicht gering zu achtenden Vorzug hat sich die dortige Sculptur bis auf den heutigen Tag bewahrt. Allerdings führt derselbe manchmal auf Abwege und begünstigt eben so wohl ein fabrikartiges, erwerbmäßiges Produciren, wie ein Hinarbeiten auf äußerliche Wirkung durch mancherlei Raffinements. Wo er dagegen sich mit Adel der Form und Innigkeit der Empfindung vereint, da sieht

man auch jetzt noch Werke von hoher Schönheit und dauerndem Werthe hervorgeben.

In seltnem Grade finden sich diese Vorzüge verbunden in den Arbeiten Steinhäuser's, von denen wir einen Bericht zu geben uns um so mehr gedrungen fühlen, als der treffliche Künstler seinem Vaterlande schon so lange fern ist und darum — vielleicht auch weil er eine nicht eben gewöhnliche Eigenschaft, die Bescheidenheit des echten Künstlerstolzes, besitzt — weniger bekannt zu sein scheint als er verdient. Steinhäuser's Muse, ernst und anmuthig zugleich, bewegt sich gern in religiösen Stoffen. Von zwei Madonnenstatuen, die wir bei ihm sahen, ist die eine jungfräulich demuthsvoll, innig und zart, die andere großartiger, mehr als Himmelskönigin aufgefaßt. In beiden spricht sich aber eine wahrhafte, echte Religiösität aus, die mit innerer Nothwendigkeit zum Schaffen dringt, nicht jene neuerdings in Mode gekommene Scheinfrömmigkeit, die auch „in christlichen Gegenständen macht," weil grade Nachfrage danach stattfindet.

Ein anderes Werk religiöser Kunst ist ein prächtiger Marmorkandelaber, dessen Schaft drei Engel mit den Marterwerkzeugen umgeben, tief empfunden und überaus schön durchgeführt, ursprünglich wohl für die Osterkerze bestimmt. Bei seinem letzten Aufenthalt in Rom hat König Friedrich Wilhelm IV. das edle Werk angekauft und ihm einen würdigen Platz in der Friedenskirche bei Sanssouci angewiesen.

Sodann trafen wir bei Steinhäuser eine eben im Thonmodell fertig gewordene Kolossalgruppe, die den heiligen Ansgarius, den Apostel Norddeutschlands, besonders Bremens und Hamburgs, darstellt, wie er einem jungen Sclaven die Fesseln abnimmt und ihn zum Christenthume bekehrt. Diese Gruppe, klar und lebendig componirt, edel aufgebaut und überaus schön in wirksamen Gegensätzen durchgeführt, würde in Marmor sich trefflich als öffentliches Denkmal zur Erinnerung an den glaubensmuthigen Verbreiter des Christenthums im nördlichen Deutschland eignen. (S. 116.) Die Stadt Bremen, die zugleich die Heimath des Künstlers ist, sollte sich dieses Werk nicht entgehen lassen.

Außer diesen und andern Arbeiten religiöser Kunst zogen uns aber vornehmlich zwei Marmorstatuen an, welche einem rein poetischen Genre angehören und in ihrer Gattung zum Anziehendsten gezählt werden müssen, was die moderne Sculptur geschaffen hat. Das eine ist die jugendliche Gestalt eines Violinspielers, von idealer Gewandung nur leicht umhüllt, die den elastischen schlanken Körper klar hervortreten läßt. Indem er sein Instrument ansetzt und den Bogen über die Saiten führt, neigt er den ausdrucksvollen Kopf und scheint ganz in Lauschen versunken. Es ist als ob der Geist der Musik in diesem einfach edlen Werke lebe und uns melodisch aus den schwungvollen Formen anwehe. Die Plastik hat hier mit dem vollen Zauber ihrer Kunst eine so unmittelbare poetische Stimmung hervorgebracht, daß man ihr eignes Reich vergißt und kaum mehr die völlige Verschmelzung der plastischen und der musikalischen Schönheit bemerkt.

Als Pendant zu diesem anmuthvollen Gebilde kann man eine Marmorstatue der Mignon auffassen, welche ebenfalls den denkbar höchsten Grad von dichterischer Empfindung mit den edelsten Mitteln plastischer Kunst erreicht. Die poetische Gestalt des wundersamen Kindes, das wie eine exotische Blume räthselhaft unter dem nordischen Himmel erscheint, ist vom Bildhauer mit ergreifender Innigkeit dargestellt. Ein leichtes antikisirendes Kleid fließt in schönen Falten über die zarten Formen aufknospender Jugend hin. Eben hat sie ihr herrliches Lied zu Ende gebracht; die erschütternden Töne: „So laßt mich scheinen, bis ich werde" — wobei uns immer die unvergleichliche Melodie mitklingt, die Franz Schubert ihnen gegeben — sind verhallt. Die Sängerin hält mit der Rechten die Laute, die an ihrer Seite lehnt, während sie mit dem linken Arme sich auf einen Säulenschaft stützt. Das jugendlich zarte Köpfchen ist in schmerzlichem Nachsinnen gesenkt, so daß die vollen Locken zum Theil über die Stirn herabhängen und den Ausdruck melancholischer Resignation verstärken. Indem der Künstler so das Feinste und Innigste einer tief poetischen Empfindung zum plastischen Ausdruck zu bringen wußte, hat er im herrlichen reich bewegten Contour, in der wunderbar fein gefühlten Gewandung, in der meisterlichen Vollendung edelster Marmorbehandlung ein gradezu unübertreffliches Ganzes geschaffen, in wel-



Der heilige Ansgarius. Gruppe von Steinhäuser.

chem Gedanke und Form, dichterischer Inhalt und bildnerische Ausprägung zu völliger Harmonie sich durchdringen. Für unsere individuelle Empfindung ist dies edle Werk das Meisterstück Steinhäuser's, und so oft wir uns an der Betrachtung desselben labten, mußten wir den beneiden, der so glücklich sein würde, es zu seinem Eigenthum machen zu können.

Je schöner dies Werk ist, je ergreifender es auf jeden Unbefangenen einwirkt, desto überraschender war uns vor einiger Zeit ein Aufsatz in der Leipziger Illustrirten Zeitung, in welchem derselben Statue von oben herab eine kühle Anerkennung gespendet wurde, die sogar durch einen Tadel der eigenthümlichen Behandlung des lockig über die Stirn hangenden Haares noch eine Beschränkung erhielt. Als wir jedoch in der Schreibweise die Hand eines jener vielen Literaten erkannten, die heutzutage in der Mehrzahl der deutschen Blätter sich mit den unreifsten und oberflächlichsten Urtheilen über Werke bildender Kunst breit machen, wunderten wir uns nicht weiter darüber, daß der gute Mann grade den Moment in der Auffassung Steinhäuser's, auf welchem der volle und treffende Accent der Charakteristik beruht, für einen Mangel genommen hatte.



Neuestes aus der Ferne.

Winkler's Werk über Island

Im Frühling von 1858 ging Professor Maurer aus München nach Island, um dort Studien altnordischer Geschichte und Literatur zu machen. Auf den Antrag der baierischen Akademie wurde diesem Gelehrten ein ausgezeichneter Naturforscher, Gustav Georg Winkler, beigegeben. Der Bericht des Letztern liegt jetzt vor in einem mäßigen, schön ausgestatteten und mit Holzschnitten und einer Karte bereicherten Werke: Island, seine Bewohner, Landesbildung und vulcanische Natur. Herr Winkler gehört zu jener gediegenen Schule, welche sich an Karl Ritter und Alexander von Humboldt, diese Muster vergleichender Erdbeschreibung und Naturschilderung, anschließt. Er hat von beiden Meistern gelernt, die Oberflächengestalt Islands und deren Rückwirkung auf die Lebensverhältnisse seiner Bewohner, sein Klima und die daraus entspringenden Formen des Thier- und Pflanzenlebens im Zusammenhange aufzufassen und so darzustellen. In seiner Schilderung enthüllt uns die Insel ihren ganzen Bau, der in seiner Art auf der Erde einzig ist. Wir begreifen jetzt, daß der bewohnte Theil Islands bloß ein schmaler an der Küste hinlaufender Raum ist, der einen ungeheuren unbewohnten innern Kern umschließt. Von den vier Gebirgen der Insel haben drei die ausgesprochenste Hinneigung zur Bildung von Hochflächen. Bei ihrem Bau ist eine bestimmte Richtung der Züge nur versteckt angedeutet, oder wenn sie in einem Theil, z. B. im Hekla, ausgesprochen wird, so ist sie in einem andern gleich anliegenden wieder gänzlich verwischt. Diese Gebirge sind unter Meeresbedeckung, und zwar in einem tiefen und ruhigen Wasser, entstanden. In ihnen werden die kurzen, strahlenförmig eingesenkten Thäler regelmäßig an den Rand hingedrängt. Eines der vier Gebirge, das nördliche, ist das einzige, welches vielfach zerschnitten und gegliedert ist. Statt der Hochflächen treten Gipfel und Rückenformen auf und selbst Kammformen kommen vor. Die Thäler reichen hier tiefer in's Innere herein und enthalten die am stärksten bevölkerten Bezirke der Insel.

Außer dem Hochflächencharakter gibt es noch ein anderes der Besiedlung durch Menschen feindliches Element. Es ist dies der fast über die ganze Insel verbreitete Vulcanismus. Nicht bloß die paar Vulcane, die wir mit Namen kennen, sondern viele Eruptionskrater haben Lavaströme ergossen. Man findet sie im erloschenen oder noch thätigen Zustande überall, auf den Höhen und in den Tiefen. Thalvulcane, die ihren flüssigen Inhalt über schönes Wiesenland ergossen und es in eine Steinwüste verwandelt haben, beobachtet man im Westen und Nordosten der Insel am häufigsten. Einige hundert Quadratmeilen Landes sind mit Lava bedeckt. In Italien behält dieses vulcanische Gestein die Physiognomie, die es beim Erstarren hatte, nicht lange, und wird durch Kastanienwälder und Pflanzungen des edelsten Weins in einen Lustgarten verwandelt. Auf Island zeigt mancher Lavastrom noch nach einem Jahrtausend dasselbe nackte, narbenvolle Antlitz, das er beim ersten Erkalten annahm.

Ein drittes nachtheiliges Element ist das Klima. Uebermäßig kalt ist dasselbe wegen

der insularen Lage Islands nicht. Die Mitte der Insel ist von den Faröern 60 Meilen entfernt, von Grönland 80, von Schottland 140, von Norwegen 180 Meilen. Aber die Sommertemperatur ist nicht hoch genug, so daß keine unserer Getreidearten zur Reife gelangt, Heidelbeeren erst zu Anfang Septembers reif werden und die Birke sich nicht zum Baum auszubilden vermag. So sind die Bewohner auf Viehzucht und auf Fischerei angewiesen. Getrockneter Kabliau, mit Butter bestrichen, ersetzt das Brot, Skyr, ein halbfertiger Schafkäse, ist das Lieblingsgericht aller Isländer. Einige Hilfsquellen, welche die karge Natur darbietet, werden wenig oder gar nicht benutzt. Die Süßwasserfischerei ist erst seit wenigen Jahren im Gange und liefert bereits werthvolle Ausfuhren.

Die Kältepole der nördlichen Halbkugel.

Unsere Leser kennen die Annahme von einem eisfreien Polarmeere. Auch wir haben die interessante Frage erörtert und Alles zusammengestellt, was zu ihrer Entscheidung beizutragen vermag. Wir erinnern daher nur kurz, daß verschiedene Seefahrer, unter andern Kane, M'Clintock, Richards, Penny, Belcher und Inglefield in den höchsten Breiten Anzeichen wahrgenommen haben, welche sie darauf schließen ließen, daß weiter gegen Norden ein eisfreies Meer sich ausdehne. Zwei Expeditionen, die sich gegenwärtig in den arktischen Gegenden befinden, werden das Problem zu lösen suchen. Die eine, die von Nordamerika ausgegangen ist und Dr. Hayes, einen Begleiter Kane's, zum Führer hat, wird sich nach dem Smithsunde und dem Kennedycanal begeben, also nach denselben Gegenden, wo Kane vom Eise eingeschlossen überwinterte. Die zweite, eine schwedische, hat die Absicht, von Spitzbergen aus mit Schlitten auf dem Eise so weit vorzudringen, daß das offene Polarmeer, wenn es existirt, wahrgenommen werden muß.

In einer interessanten Abhandlung: Die Meteorologie der nördlichen Polarzone, durch welche die Petermann'schen Mittheilungen ihre Verdienste um die Wissenschaft der Erdkunde abermals vermehrt haben, gelangt der Verfasser, A. Mühry in Göttingen, zu Schlüssen, welche der Annahme von der Existenz eines offenen Polarmeeres günstig sind. Seine Vergleichungen der meteorologischen Beobachtungen in der Polarzone, welche wir besitzen, begründeten in ihm die Ueberzeugung, daß der Kältepol unserer Halbkugel nicht mit dem geographischen Nordpol zusammenfällt, sondern südlicher liegt. Auf der amerikanischen Seite ist das kälteste Gebiet das, welches vom 72. Grade bis zum 78. Grade nördlicher Breite sich ausdehnt. Hier sinkt im Winter die Temperatur am tiefsten und hier muß also die Kälte originär entstehen. Der Beweis liegt darin, daß alle Winde, welche dieses Gebiet von Süden oder von Norden her berühren, eine Erhöhung der Temperatur im Gefolge haben. In diesem Gürtel scheint der Polarstrom zu entstehen, der auf der Atlantischen Seite des amerikanischen Festlandes im Winter vorherrscht und im mexikanischen Meerbusen allgemein gefürchtet wird. Auf der asiatischen Seite liegt der Pol der Winterkälte südlicher, nämlich zwischen dem 60. Grade und dem 70. Grade nördlicher Breite. Indessen besitzen wir von der Meteorologie dieses wichtigen Temperaturgebiets keine genaue Kenntniß. Die besten Beobachtungen sind die, welche Neveroff in Jakutsk unter 62 Grad und Wrangell in Kolymsk unter 69 Grad nördlicher Breite angestellt haben.

Sonora.

In einem kleinen Werke von Paiefen, der den Lesern der Monatshefte von den Schilderungen seiner beiden Reisen über die Landenge von Panama erinnerlich sein wird, erhalten wir werthvolle Aufschlüsse über Sonora, einen der nördlichsten und westlichsten Staaten der Republik Mexiko. In frühern Zeiten war dieses Gebiet ein werthvolles Besitzthum der spanischen Krone und lieferte einmal in einem Jahre mehr Silber als ganz Neuspanien zusammen. Auch reiche Goldwäschereien existirten und ungeheure Rinderherden, in einzelnen Besitzungen bis zu 30,000 Stück, weideten in den Bergen. Die Revolution versetzte dieser Provinz den Todesstoß. Die unternehmendsten Kaufleute, Viehzüchter und Bergleute waren Spanier und wurden aus dem Lande getrieben. Mit der Verbannung der Eigenthümer noch nicht zufrieden, zwangen die Creolen die Arbeiter derselben zum Kriegsdienst. Die Goldwäschereien gingen in Folge dessen ganz ein und von den Silberwerken wurden so viele verlassen, daß die

jetzige Silberausfuhr Sonora's nicht mehr als 500,000 Dollars jährlich beträgt. Gleichzeitig ließ man die Grenzbefestigungen in Verfall gerathen und öffnete dadurch den wilden Indianerstämmen, namentlich den Apatschen, die Zugänge des Landes. Endlich lockte die Entdeckung der californischen Goldschätze fast Alle fort, welche noch Energie und Unternehmungslust besaßen. Jetzt ist Sonora nicht mehr zum tausendsten Theil angebaut, erfüllt von Trümmern, welche redende Zeugen der Trägheit und Faulheit seiner Einwohner und der Zerstörungswuth der Apatschen sind. Im Norden trifft man auf Tagereisen kein bewohntes Haus, die Viehheerden sind traurig zusammengeschmolzen, der schöne Hafen Guaymas sieht wochenlang kein Schiff. So erbärmlich ist der Zustand, daß der kleine, höchstens 400 Köpfe zählende Volksstamm der Ceris seit zwanzig Jahren zwischen dem Hafen Guaymas und der Stadt Hermosillo, der volkreichsten des Staats, ungestraft plündert und mordet, und daß die Apatschen jedes Jahr in kleinern und größern Banden umherziehen. Die Wehrlosigkeit Sonora's hat in Verbindung mit seinem Metallreichthum zweimal Flibustierzüge aus Nordamerika veranlaßt. Der eine wurde von dem berüchtigten Walker mit lächerlich geringen Streitkräften unternommen. Bei dem zweiten machte Graf Gaston de Raousset-Boulbon den Führer. Dieser begabte Mann würde Aussicht auf Erfolg gehabt haben, wenn in Guaymas nicht eine mexikanische, durch geworbene Irländer verstärkte Besatzung gelegen hätte. Im Kampfe mit diesen fast dreifach stärkern Streitkräften erlag er und wurde am 12. August 1854 nach kriegsgerichtlichem Spruch erschossen.

Die Länder der Mensa, Bogos und Habab.

Im Norden von Abyssinien liegt ein Gebiet, über das in neuester Zeit die Berichte von Heuglin, Munzinger, Courval und Sapeto Licht verbreitet haben. Der letztgenannte Reisende verweilte dort als katholischer Glaubensbote am längsten. Begrenzt wird dieses Land im Süden von dem Gebirgsland Hamasen, im Osten von dem heißen Küstenstrich am Rothen Meere, im Norden von dem Gebiet der Beni-Amer und im Westen von dem waldreichen Barka. Alle drei Stämme, die es bewohnen, stimmen in der olivenbraunen Hautfarbe und in dem griechischen Gesichtsschnitt überein. Die Lippen sind feingeschnitten, die Backenknochen stehen nicht vor, das Gesicht ist oval und wird von einem schönen vollen Bart eingerahmt. In den Dialekten ihrer Sprache unterscheiden sie sich und neuerdings auch in der Religion, indem die Habab um ihrer Handelsinteressen willen zum Islam hinneigen. Die Mensa sind Viehzüchter, die Bogos treiben auch Ackerbau, die Habab verbinden Viehzucht und Handel miteinander. Ihr Verkehr geht nach Samhar und Suakin, ihre Waaren bestehen, theils in Kamelen, theils in Butter, die von der Küste in großen Mengen nach Arabien verschickt wird. Die Habab wohnen am weitesten im Norden und ihr Land ist gebirgiger und größer als das der beiden andern Stämme. Alle drei Stämme waren früher Abyssinien unterworfen. Im Lande der Habab sieht man noch Trümmer einer großen abyssinischen Stadt mit Klöstern und Kirchen, wie mit Inschriften, nach denen der Ort im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gegründet wurde.

Der Okavango.

Auf einer Reise, welche dem Cunene galt, hat der Schwede Andersson einen Strom entdeckt, von dem er glaubt, daß er den Europäern bisher unbekannt gewesen sei. Von den anwohnenden Stämmen wird er Okavango genannt. Er ist einer der bedeutendsten Ströme Südafrika's, erreicht jedoch nicht das Meer, da er gegen Osten, also nach dem Innern zufließt. Wie Andersson vermuthet, verschwindet der Okavango in den Sümpfen bei Libeke und der Tioughe ist seine Fortsetzung. Den Fluß weiter zu verfolgen, war dem Reisenden unmöglich, da Fieber, die fast seine ganze Gesellschaft befielen, ihn zur Umkehr zwangen. Die Zeit, in der er den Fluß erreichte, war in gesundheitlicher Beziehung die ungünstigste. Es war Frühling, die Ueberschwemmungen hatten aufgehört, und die ausgedehnten Sümpfe und Lachen in der Nachbarschaft des Flusses hauchten giftige Dünste aus. Andersson glaubt, daß der Okavango im Juni, Juli und August mit verhältnißmäßiger Sicherheit besucht werden könne. Auch zu Handelszwecken ist er nach seiner Ansicht zu benutzen, da er für ziemlich große Fahrzeuge eine hin-

reichende Wassermenge besitzt. Wie uns scheinen will, kann dieses Urtheil nur auf die Zeit der Ueberschwemmungen Bezug haben. Wenn diese aufhören, kommt eine Zeit, in der Miasmen die Benutzung des Flusses unmöglich machen. Im Juni, Juli und August, den von Andersson als gesund bezeichneten Monaten, dürften Schiffe nicht mehr Wasser genug im Okavango finden. Immer würde es sich bloß um einen Binnenverkehr handeln. Als neuer Eingang in's Innere ist der Strom, der keine Mündung hat, nicht zu benutzen.

Wir wollen die Bemerkung anschließen, daß Andersson's neues Werk,*) dem wir die obige Notiz entnehmen, vielfachem Tadel unterliegt. Andersson hat denselben Fehler wie Du Chaillu begangen, nämlich nicht selbst zu schreiben, sondern seinen Bericht einem Andern zu übertragen. Zum Unglück für ihn ist er an einen Mann gerathen, der die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen konnte, ohne sein eigenes Licht leuchten zu lassen. So sind Dinge in das Buch gekommen, die nicht hineingehören, einestheils statistische und geschichtliche Angaben über afrikanische Inseln, anderntheils unglaubliche und gradezu unsinnige Erzählungen von Ereignissen und Abenteuern.

Der Aufschwung Egyptens.

Unter dem jetzigen Vicekönig sind viele der Bedrückungen, unter denen die armen Fellahs des Nilthals zu leiden hatten, in Wegfall gekommen. Die Ackerbaumonopole sind abgeschafft und der Landmann darf seinen Boden jetzt nach Belieben verwenden. Ein Beweis in Zahlen, daß ein Fortschritt stattgefunden hat, ist die Vermehrung der egyptischen Ausfuhren. Allein die Baumwollenausfuhr, die im laufenden Jahre bereits 142,759 Ballen betrug, hat in vier Jahren um 51,000 Ballen zugenommen. Dieser Umstand hat die Augen der englischen Gesellschaft für Vermehrung des Baumwollenbaues, deren Sitz Manchester ist, auf Egypten gelenkt. Der Vicekönig hat ihren Unterhändlern versprochen, auf seinen Gütern durch eine bessere Baumwollencultur ein Beispiel zu geben. Um die Fellahs zur Nachfolge zu bewegen, ist weiter Nichts nöthig, als daß die englischen Capitalisten ihnen Vorschüsse machen. Gegenwärtig bezahlen diese ungeheure Zinsen, mindestens dreißig und unter Umständen sechzig bis siebzig Procent. Ein niedrigerer Zinsfuß wird die Engländer zu Herren des egyptischen Baumwollenmarkts machen.

*) Der englische Titel ist: The Okavango River, a Narrative of Travel, Exploration and Adventure.

Thomas Atkinson.

Der liebenswürdige Maler und Reisende, dessen Werken die Monatshefte mehrere Schilderungen entnommen haben, war, um die englische Ausdrucksweise zu gebrauchen, ein selbstgemachter Mann. Am 6. März 1799 in Yorkshire geboren, verlor er seine Eltern sehr früh und war vom achten Jahre an auf sich selbst angewiesen. Indem er sein Brot mühsam verdiente, erwarb er sich achtbare Kenntnisse und bildete sich zum Architekten aus. In Manchester steht eine Kirche, die er gebaut hat. Da er erkannte, daß er mehr Talent für die Malerei habe, so widmete er sich diesem Beruf. Eine gelegentliche Bemerkung Alexander von Humboldt's lenkte seine Blicke auf das asiatische Rußland. Er reiste dort Jahre lang, unbeirrt durch die Gefahren und Entbehrungen, mit denen er zu kämpfen hatte. Durch seine lebendigen Schilderungen sind nicht bloß wir und die Engländer, sondern selbst die Russen mit den entlegenen Gebieten der Steppe und den Ufern des Amurs eigentlich erst bekannt geworden. Er brachte aus Centralasien viele Skizzen zu Gemälden mit, die er in England ausführte. Eine Auswahl derselben hat er verkleinert in seine beiden Reisewerke aufgenommen. Aber auch eine geschwächte Gesundheit brachte er in die Heimath mit. Seit seiner Rückkehr immer leidend, that er im Frühling 1861 einen schweren Fall, der seinen Körper erschüttert zu haben scheint. Um sich herzustellen, ging er nach Lower Walmer in Kent, und dort ist er am 13. August sanft entschlummert.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Xylographie, Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 62. November 1861.



Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von Heinrich Smidt.

Es war ein freundlicher Sommertag und die Bai, woran das gewerbthätige Städtchen lag, so still und ruhig, daß die hohen Speicher, welche neugierig in das glitzernde Gewässer schauten, sich ganz und gar darin wiederspiegelten.

Von der Bai aus lief, zwischen den Speichern durch, eine grade Straße bis in das Innere der Stadt. Am Ende derselben stand quervor ein wohlhäbiges einstöckiges Haus, von zwei blühenden Linden beschattet, das mit seinen blanken Scheiben und hell angestrichenen Fensterläden jeden Vorübergehenden anheimelte.

Es war das Wohnhaus des weiland Schiffscapitäns Jens Jakob Eschels, das sich dieser wackere Seemann in den letzten Jahren seines Lebens erbaute, nachdem er sich für sein Schiff bedankt und sich zur Ruhe gesetzt hatte. Jetzt hatte er sich auch vor geraumer Zeit für dieses Haus bedankt und seine letzte Ruhestätte auf dem Johanniskirchhofe gefunden. In dem Hause aber blieb sein wackeres Weib, die Frau Agathe Eschels zurück, die seit Jahren erblindet war. Sie hatte von dem vollen reichen Leben nichts mehr, als die Erinnerung an eine fröhliche Vergangenheit und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, welche sie von ihrem Sohne erwartete. Das war der junge Steuermann Wilken Eschels, der voll Sehnsucht von der Mutter erwartet wurde, denn seine Heimkehr hatte er bereits von England aus gemeldet und die erste günstige Brise konnte ihn glücklich binnen lootsen.

Die Hausthür war geöffnet und in dem Rahmen derselben stand, beide Hände in den Taschen, der Matrose Karsten Bomann. Er schaute die Straße entlang auf die Wasser der Bai, von welcher her ein erfrischender Luftzug wehte.

Er war ein altes Erbstück aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Capitäns. In einer schweren Bö fiel das Stengen- und Takelwerk des Besanmastes zu Deck. Karsten Bomann sah es und riß den am Nachthause stehenden Capitän, der sonst zerschmettert wäre, zur Seite. Jetzt war dieser geborgen, aber sein Retter hatte das linke Bein verloren. Von dieser Stunde an gehörte Karsten Bomann zum Haus-

inventar und die Hinterbliebenen hielten das lahme Erbstück in Ehren.

Da prallte von der Straße ein aufgeschossener Bursche gegen den alten Seeschwalker an und reichte ihm einen Korb.

„Was soll's damit?“ brummte Karsten Bomann, der den Burschen kannte und ihn mit nicht besonders günstigen Augen ansah.

„Das kommt von Mynheer Boje Elfers,“ sagte der Bursche. „Er läßt der Mamsell Julie einen guten Tag wünschen und sie möchte es sich schmecken lassen. Ein Trinkgeld gibt Er mir wohl nicht? Na, denn adjes.“

„Mit einem Tauende wollte ich Dich betrinkgelden, und wenn es möglich wäre, Deinen Mynheer dazu, den Duckmäuser!“ brummte der Matrose und setzte den Korb auf den Tisch, der auf der Diehle neben der Wanduhr stand. Der alte Schwalker war so sehr erbittert, daß er nicht merkte, wie Frau Anmagret, auch ein altes Erbstück des Hauses, die Kellertreppe heraufkam und ihn verwundert ansah.

„Was hat Er denn nur wieder, Karsten Bomann?“ fragte sie nach einer Pause.

„Das da!“ entgegnete er, auf den Korb deutend.

„Was?“ rief Frau Anmagret, herzlich lachend. „Er hat einen Korb gekriegt? Was für eine dumme Dirne ist das, die einer so schmucken Rundjacke einen Korb in das Haus schickt? Und einen so großen noch dazu?“

„Bleibe Sie mir nur mit Ihrem dummen Zeuge vom Leibe!“ brummte Karsten Bomann weiter. „Das Ding da ist gar nicht für mich, sondern für die Mamsell Julie.“

„Für Julie Rettberg?“ entgegnete die Alte und ging auf den Tisch zu. „Was steckt denn darin und von wem kommt die Bescherung?“

„Von wem sonst, als von dem Schleicher, dem Boje Elfers?“ fuhr Jener fort. „Der alte Kerl scherwenzelt um das junge frische Mädel herum, als ob er ein Freiersmann von zwanzig Jahren wäre, und sieht doch aus, wie ein zerfetzter Wimpel, der seine dreißigste Bullerbö durchmacht. Alle tausend Donner! ...“

„Fange Er nicht wieder Sein gotteslästerliches Fluchen an!“ sagte Frau Anmagret ernst. „Wenn es die alte Madam in der Stube hört, wird sie erschrecken. Julie Rettberg ist ein liebes, braves Kind und so gut als verlobt mit unserm jungen Herrn. Was hat es da für Noth? Wenn unser Steuermann Wilken Eschels heimkommt ...“

„Dann halte ich ihm den Korb unter die Nase!“ fuhr der Matrose dazwischen.

„Das soll Er bleiben lassen!“ entgegnete sie und riß den Korb so schnell an sich, als stehe der Steuermann schon dicht hinter ihr und es sei Gefahr im Verzuge. „Will Er ohne Noth Oel in's Feuer gießen? Unser Julchen und Steuermann Wilken sind so gut als Brautleute, und mit der Hochzeit scheint es der Mutter Ernst zu sein. Dann wird der Boje Elfers von selbst wegbleiben. Aber den Korb wollen wir dem guten Kinde doch nicht geben. Ihr wird dadurch ein Verdruß erspart. Die Stina kann ihn gegen Abend wieder hintragen, woher er gekommen ist; das wird dann der Mynheer wohl verstehen. Dachte ich es doch! Apfelsinen, Feigen, Mandeln und dergleichen. Will Er eine davon zum Anbeißen?“

„Brr!“ sagte der alte Seemann, sich schüttelnd, aber bei dem ersten Blick auf die Straße flog ein Lächeln über das breite Gesicht:

„Hollah Ahoi! Wen haben wir da, die Marssegel backgebraßt und die Steuerpinne nach Lee? Da kommt Herr Cornelis Dultz im Gespräch mit einem fremden Schiffer die Straße herauf. Werfe Sie Ihre Feigen und Nüsse fort und melde Sie es der Madam. Ich will den braven Herrn schon empfangen, denn daß er zu uns will, wenn er in diese Straße kommt, begreift ein grüner Bursche, der noch nicht drei Stunden auf Deck ist.“

„Wenn Er sich nur nicht irrt, Karsten Bomann?“

„Wie käme das?“ fragte dieser hochmüthig. „Wohin soll denn ein so braver Schiffsrheder gehen, als zu der Wittwe seines besten Capitäns?“

Während Frau Anmagret ihren Korb wegtrug und Karsten Bomann sich seitwärts von der Thür aufstellte, wie die Schiffsofficiere zu thun pflegen, wenn der Capitän über den Fallreep weg zu Deck steigt, saßen drinnen in der Hinterstube die alte blinde Mutter und das blühende Mädchen mit den hellen Augen nebeneinander. Sie hatten sich die Hände gereicht und Beide glühten von Lust und Freude, denn sie hatten lange gesprochen von dem, was ihnen das

Liebste auf Erden war: von dem jungen Steuermann Wilken Eschels, der nun bald binnen laufen sollte.

„Und wenn er erst hier ist," fragte die Mutter, „will ich schon dafür sorgen, daß er sobald nicht wieder weggeht. Er soll mir nicht spät in dem Herbst wieder in See gehen. Den ganzen Winter soll er zu Hause bleiben, Julie, und sich gute Tage machen."

„Wenn er aber nicht will?" fragte Julie mit einem schelmischen Lächeln.

„Ich weiß schon, wie ich es anfange, Kind. Ich verspreche ihm einen schönen Weihnachtsbaum. Und neben den Baum stelle ich ein liebes, freundliches Mädchen mit einem Brautkleide angethan und einen Myrthenkranz im Haar..."

„Liebe Mutter!..." bat Julie, und ihre Wangen brannten. „Ich bin eine arme Waise und verdiene nicht..."

„Du bist das Kind meiner verstorbenen Freundin und hast Dir durch Deine Liebe und Sorge für mich in mir eine zweite Mutter erworben. Hier ist Deine Heimath und hier sollst Du bleiben. Und der Wilken? Kind, Du weißt gar nicht, wie gut er Dir ist. Ich sehe ihn ordentlich vor mir..."

„Liebe Mutter..." bat Julie, und streichelte die Hand der alten Frau.

„Was meinst Du, Kind? — Weil ich vom Sehen spreche und bin doch blind? Härme Dich darum nicht. Ich sehe Euch Alle in meiner Nacht, und habe Euch immer um mich, auch wenn Ihr fern seid. Meinen lieben seligen Herrn, dessen Bild dort an der Wand hängt, und meinen Sohn, der jetzt auf der See ist, und Dich, deren Hand ich in der meinen halte, Ihr drei seid mein Leben, meine Welt."

„Beste Mutter, Du sprichst so viel. Und der Doctor will nicht, daß Du Dich aufregen sollst.... Es sei Dir schädlich, sagte er noch gestern."

„Der gute Doctor Bong! Er ist ein alter Junggeselle und weiß nicht, was ein Mutterherz bewegt. Er glaubt auch nicht, daß ich die Gegenstände, die ich liebe, die todten, wie die lebenden, so gut vor mir sehe, als ob ich zwei gesunde Augen hätte. Er nennt es eine kindische Täuschung. Ich weiß das besser, Julie, darum gräme Dich nicht. Wohl fühle ich, daß ich schwach werde und wenn das nächste Frühjahr erscheint.... Nun, wie Gott will. Mein lieber seliger Herr sieht es auch wohl gern, daß ich ihm bald nachkomme. — Aber darum will ich auch meines Lebens recht froh werden in diesem Winter und darum soll mir der Wilken zu Hause bleiben, er mag wollen oder nicht, und Du wirst seine kleine Frau...."

Wer weiß, wie weit die blinde Mutter das farbenreiche Bild ihrer nächsten Zukunft noch ausgemalt hätte, wenn nicht Jemand eingetreten wäre.

„Wer ist es, Kind?" fragte sie leise.

„Herr Cornelis Dultz, liebe Mutter," und der Eintretende sagte:

„Guten Tag, Frau Agathe Eschels! Wie geht es Ihr seit so langen Tagen?"

„Ei, was für ein lieber Besuch ist das!" sagte Frau Agathe und wandte sich der Richtung zu, aus welcher ihr die Stimme entgegenscholl. „Julie, einen Stuhl für Herrn Cornelis und bringe eine reine Pfeife mit einer neuen Pose.... Er raucht doch seine Pfeife bei mir, Herr Cornelis Dultz, und trinkt ein Glas Madeira dazu?"

„Nichts von dem Allen, Frau Agathe," entgegnete der würdige Handelsherr. „Ich komme eigentlich in Geschäften zu Ihr. Und wie ich hoffe, werden Ihr diese Geschäfte nicht ganz unlieb sein."

„Was mir von Ihm kommt, ist mir stets angenehm," sagte die Blinde. „Mein braver Jens Jakob hat Ihn wohl hundertmal einen Ehrenmann genannt, der keinem Menschen ein Leides geschehen ließ, wenn Er es hindern konnte. Er wird auch einer alten blinden Wittwe kein Uebles zufügen. Was soll es denn geben?"

„Ich muß Ihr nur sagen, Frau Agathe," sagte Herr Dultz, und ein schlaues Lächeln, das die Blinde nicht bemerken konnte, lauerte in den Mundwinkeln. „Ich muß Ihr nur sagen, daß es mit der Steuermannschaft des Wilken Eschels nichts mehr ist."

„Was?" fuhr die alte Frau, ihn gänzlich mißverstehend, auf. „Mein Sohn wäre kein ordentlicher Steuermann? Alle Achtung vor Seinen Worten, Herr, aber so ehrenrührig kann ich von meinem Sohne nicht sprechen hören. Es ist ein wackeres Seemannsblut. Weder Jens Jakob noch ich haben etwas an ihm gespart...."

Julie, welche wieder eine Aufregung der Mutter befürchtete, sagte besänftigend:

„Liebe Mutter, so meint es Herr Dultz gar nicht. Er würde Ihr gewiß nicht so etwas Schlimmes in's Gesicht sagen."

„Nein, Du liebes, herziges Ding, das würde ich auch nicht!“ antwortete dieser. „Ich denke ihn vielmehr zum Capitän zu machen.“

„Ach, Du guter Gott!“ rief fast erschrocken die Mutter. „Der Wilken soll jetzt schon werden, was mein Seliger war?“

„Ja, Frau Agathe. Und ich denke keinen schlechten Kauf zu thun. Meine Brigg, „die Schwalbe,“ ist neu aufgezimmert und bedarf eines Führers, der jung und voll Leben ist, denn ich habe mit dem Fahrzeuge etwas Besonderes vor. Aber eine Bedingniß ist dabei ...“

„Und welche wäre es?“

„Daß er bald hier ist, denn die Sache duldet keinen Aufschub, muß ich Ihr sagen!“ sprach der Kaufmann.

Julie seufzte, aber die Mutter sagte: „Er ist noch nicht einmal hier und soll schon wieder fort? Mein Wilken hat auch einmal einen ruhigen Winter verdient und ich habe allerlei Pläne vor....“

„Ich weiß das Alles,“ sagte Cornelis Dultz, „aber ich kann darum doch nicht von meinen Bedingungen abgehen. Julie, mein Kind, sei so gut und hole mir ein Glas Wasser ... Hörst Du?“

Julie wußte es schon von der Kinderzeit her, daß, wenn sie nach einem Glase Wasser geschickt wurde, sie nicht ungerufen wiederkommen durfte; darum ging sie betrübt hinaus und die Mutter sah ganz erschrocken darein.

„Nun höre Sie mir zu, Frau Agathe,“ sagte der Kaufmann. „Sie will die Kinder miteinander verheirathen. Das ist gut und löblich. Aber jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt. Ein Krieg ist im Anzuge. Es gibt Blockaden und Seemolest aller Art. In einem müßig verträumten Monat lassen sich Tausende verlieren, während man mit offenen Augen und mit einer raschen Hand in kurzer Zeit das Vierfache verdienen kann. Auch geht in solchen Tagen der Seemann doppelten Gefahren entgegen und aus einer jungen hoffnungsvollen Frau wird eine junge trostlose Wittwe. Darum jetzt noch nicht heirathen, sondern als ledigloser Capitän ein paar Reisen gemacht und einen Grund damit zu dem künftigen Haushalte gelegt. Nun, Gott spare Sie gesund, Frau Agathe. Bitte Sie vor, daß der Wilken bald kommt. Dann wollen wir ihn zum Schiedsmann in seiner eigenen Sache machen und er wird mir schon Recht geben.“

Herr Cornelis Dultz entfernte sich und ließ die alte Frau bekümmert zurück, die das schöne Luftschloß, welches sie sich in Gedanken aufbaute, zusammenbrechen sah, denn sie kannte ihren Sohn und wußte im Voraus, wie der Entscheid desselben ausfallen werde.

Aber die alte Frau sollte nicht lange mit ihren trüben Gedanken allein bleiben. Frau Annagret erschien mit der Meldung, daß Herr Boje Elfers draußen wäre, der mit ihr zu sprechen begehre, und setzte hinzu:

„Ich weiß gar nicht, was der hier will! Er hat eine rechte Spürnase, womit er in alle Wirthschaften hineinriecht und wenn er sie wieder zurückzieht ....“

„Höre Sie, Annagret,“ sagte Frau Agathe ernst. „Ich habe Ihr schon oft gesagt, daß Sie nicht über Leute sprechen soll, welche dies Haus besuchen. Heute verwarne ich Sie zum letzten Male! Gehe Sie und sage Sie dem Herrn, daß mir sein Besuch angenehm sein werde.“

Annagret ging brummend hinaus und Herr Boje Elfers trat bald darauf ein. Es war ein Mann in den Fünfzigern und wohl erhalten. Nur hatte er einen fatalen Zug im Gesicht, der dasselbe auf eine eigene Art verunstaltete. Er war halb bürgerlich, halb seemännisch gekleidet und hielt in der Hand ein ostindisches Tuch, mit welchem er sich Kühlung zufächelte:

„Es ist warm draußen, Frau Agathe. Aber Sie hat es hier schön kühl. Der Stuhl vor Ihr ist wohl für mich? Nun, was ich denn sagen wollte, ich höre, daß man gratuliren kann ...“

„Wozu?“ fragte Frau Agathe kurz.

„Nun, zur Capitänsschaft des Herrn Sohnes,“ entgegnete Boje Elfers scharf. „Am Hafen und in den anstoßenden Straßen ist ja von nichts Anderm die Rede. Kommt ein wenig rasch, Frau Agathe.“

„Wenn Herr Dultz meinem Sohne die Ehre gönnen will, eines seiner Schiffe zu befehligen,“ sagte die Mutter, „werden sich die Leute wohl endlich beruhigen. Hat vielleicht mancher Andere auf das gute Schiff gehofft und ist nun ärgerlich, daß nichts daraus wird. Er auch vielleicht, Herr Boje?“

„Ich?“ fragte dieser langgedehnt, und der fatale Zug im Gesicht wurde noch fa-

taler. „Freilich, das Seehandwerk ist mir nichts Neues und wenn ich noch zehn, zwölf Jahre jünger wäre, stände der Sache nichts entgegen. Nun aber mag es darum sein — ich habe es so besser.“

Es entstand eine Pause. Herr Boje Elfers war ein angesehener und sehr bemittelter Mann, der zu den Ersten in der Stadt zählte. Und doch war er nicht sonderlich beliebt, weder bei Seinesgleichen, noch bei denen, die unter ihm standen. Die Letztern wurden von ihm gedrückt und jederzeit hart angefahren. Die Erstern zischelten sich allerlei Geschichten zu, des Inhalts, daß es mit dem Erwerbe seines Vermögens nicht immer ganz rechtlich zugegangen sei; allein Niemand konnte ihm etwas beweisen und darum blieb Alles beim Alten.

Frau Agathe Eschels, der dies Beisammensein peinlich wurde, sagte endlich:

„Ist Er bloß hergekommen, um mir Seinen Glückwunsch wegen des Sohnes darzubringen, danke ich Ihm hiermit für Seinen guten Willen. Wenn Er aber sonst noch etwas zu sagen hat, will ich bitten ...“

„Nun ja, ich verstehe,“ sagte Boje Elfers verbissen und sie fiel ihm in die Rede:

„Er soll nichts verstehen, wo nichts zu verstehen ist. Es ist die Zeit, wo ich meine Medicin nehmen und eine Stunde schlafen muß. Der Doctor hat es angeordnet und meine Leute halten darauf, daß es strenge befolgt werde.“

„So will ich lieber Nachmittags wiederkommen. Hätte wohl ein Wort anzubringen wegen der Julie Rettberg. Sie weiß ja ...“

„Aber, Herr Boje Elfers, ich habe Ihm gesagt ...“

„Gut, gut! Sie will das Mädchen dem Sohne geben. Nun, Capitän ist er, aber damit ist es doch nicht genug. Außerdem ist ein Krieg im Anzuge. Es gibt Blockaden, Kapereien und was sonst. Da ist ein Seemann außer Landes, wie ein Vogel auf dem Dache. An ein so ungewisses Leben wird Sie doch das Schicksal des lieben Kindes nicht ketten wollen? Gebe Sie den Plan auf und lasse Sie meine frühere Bewerbung gelten. Ich habe das schöne Mädchen in mein Herz geschlossen und es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, sie zu meiner Frau zu machen.“

„Er weiß wohl, daß dies schon darum nicht angeht, weil die Julie Ihn nicht will.“

„Was wissen dergleichen junge Springinsfelde, was ihnen gut ist? Und wer wird sie fragen, ob sie wollen oder nicht? Das machen die vernünftigen Leute unter sich aus. Gebe Sie der Vernunft Gehör. Ich habe Einfluß und kann etwas durchsetzen. Wenn ich die Julie bekomme, soll es nicht zum Schaden des jungen Steuermannes sein.“

„Er hat Seinen Kopf und ich habe den meinigen!“ entgegnete Frau Agathe kurz. „Wenn zwei harte Steine zusammenkommen, gibt es schlechtes Mehl. Nun Er das weiß, lasse Er es abgethan sein und komme Er zu einem solchen Gespräche nicht wieder.“

„Also abgewiesen?“ knirschte Boje Elfers.

„Er macht es ja danach, daß man nicht anders kann, als es Ihm grade heraus zu sagen. Lasse Er das häßliche Knirschen mit den Zähnen, das schon meinem seligen Herrn ein Greuel war und gönne Er mir meine Ruhe. Er versündigt sich sonst, weil Er eine hilflose blinde Frau ohne Noth ängstigt.“

„Es ist gut,“ sagte Jener mit unterdrücktem Zorn. „Möge es Sie nicht gereuen, was Sie jetzt thut.“

„Ich denke nicht,“ entgegnete Frau Agathe, „denn ich habe wissentlich nichts Böses gethan.“

„Sie hat gesprochen und es ist Ihr unvergessen! Es soll noch einmal über Sie kommen und Sie wird an mich denken!“

Mit diesen Worten stürmte Boje Elfers hinaus.

„Wie Gott will!“ sagte Frau Agathe Eschels und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Julie Rettberg und Frau Anmagret, die schon draußen ängstlich harrten, kamen herbei.

„Um Gotteswillen, was hat es gegeben?“ fragte Julie erschrocken und Frau Anmagret sagte:

„Ich habe den Karsten Bomann nur mit Mühe zurückgehalten. Er wollte mit aller Gewalt hinein. Aber ob er ihm nicht alle Nüsse und Mandeln nachwirft, die er vorher schickte und den Korb hinterdrein, dafür stehe ich nicht.“

„Es ist nichts, Kinder!“ sagte die Mutter. „Ihr müßt Euch um meinetwillen nicht beunruhigen.“

Allein das bleiche Antlitz und ein leises Zittern strafte ihre Worte Lügen. Sie saß regungslos in ihrem Stuhl und Julie war in großer Sorge.

Gegen Abend erschien noch der Doctor Bong. Er fand hinreichende Veranlassung, wiederholt zur Vorsicht zu ermahnen und jede Gemüthsbewegung bei einer Frau zu verhindern, deren Leben an einem seidenen Faden hinge.

* * *

Cornelis Dultz war nach Hause zurückgekehrt. Er trat nicht erst in das Comptoir, wie er wohl sonst pflegte, sondern ging in den ersten Stock hinauf, wo er seine besondere Schreibstube hatte, und blieb allein. Er hatte vollauf Ursache, sich allerlei Gedanken zu machen, denn die Zeiten waren im Allgemeinen sehr ernst, für ihn aber schienen sie es doppelt und dreifach werden zu sollen.

Der wackere Handelsherr und Schiffsrheder war ein Mann, der ein besonderes Ansehen in der Stadt genoß, worin er geboren war. Er hatte sich tüchtig in der Welt umgesehen, und alle großen europäischen Handelsplätze kennen gelernt. Mancher sagte: „Cornelis Dultz ist ein speculativer Kopf," und dachte wohl kaum daran, wie sehr er den Nagel auf den Kopf traf. Etwas weniger speculativ wäre ihm zu gönnen gewesen. Aber Cornelis Dultz war ehrgeizig und stolz. Es genügte ihm nicht, in seinem Geburtsorte der Erste zu sein. Er wollte es den reichen Börsenherren von Hamburg und Bremen und selbst den stolzen Mynheers von Amsterdam gleichthun. So kam es, daß er sich in Speculationen einließ, deren endliche Folgen sich, von seinem Standorte aus, nicht berechnen ließen und deren endlicher Ausgang mindestens ein zweifelhafter war. Geschäftige Hände sind rasch bereit, wenn es gilt, einem Neuling den falschen Weg zu zeigen, und Cornelis Dultz sah sich bald an den afrikanischen Küsten in Handelsgeschäfte verwickelt, die einen immer bedrohlichern Charakter annahmen.

Noch ahnte im Orte Niemand das Geringste. Selbst Boje Elfers schien von nichts zu wissen, sonst würde er es längst an die große Glocke gehangen haben. Es galt eine kühne That. Ein entscheidender Wurf mußte geschehen, an dessen Ausfall Tod und Leben hing. Und diesen Wurf zu thun, war der junge lebensmuthige Steuermann, Wilken Eschels, ausersehen.

Drei Tage nach diesen Vorgängen erschien Hans Tiedenbringer in dem Hause der Frau Agathe Eschels. Sein Gesicht strahlte vor Freuden und indem er zu lachen begann, zog sich sein Mund in die Breite von einem Ohrläppchen zum andern.

Hans Tiedenbringer war der Bote, der die erste Nachricht von angekommenen Schiffen an die Stadt brachte, und darum überall, wohin er die Freudenkunde trug, ein gern gesehener Gast. Frau Agathe ließ ihn vor sich kommen und er rapportirte, den Hut in der Hand:

„Die Brigg „Hoffnung," Capitän Beets, ist glücklich binnen gelaufen. Die Mannschaft wohlauf, voraus der Steuermann Wilken Eschels, der schön grüßen läßt und heute Abend noch an die faste Wall kommt."

Die Frauen waren voll herzlicher Freude. Karsten Bomann nahm den Arm des willkommenen Gastes und führte ihn in sein Kämmerlein, indem er sagte:

„Hier ist meine Staatscajüte und Er kann nur sagen, ob Er Schnapps, Wein oder Grog will, denn Frau Agathe gibt stets volle Ration."

Hans Tiedenbringer sagte lachend: „Wenn dem so ist und der Schnapps mir schmeckt, will ich so lange Wein trinken, bis der Grog fertig ist, aber nicht heute."

Dabei hielt er die Hand auf. Karsten Bomann legte den Gedenkthaler für die gute Botschaft hinein und geleitete ihn dann bis zur Thür, durch welche bald ein längst erwarteter Sohn schreiten sollte, um die Sehnsucht einer geliebten Mutter zu stillen.

Und der Hoffnung folgte die Erfüllung. Der Sohn kam und die hold erröthende Jungfrau, die ihn, durch Thränen lächelnd, empfing, geleitete ihn zur Mutter. Es war eine rührende Scene, die nur empfunden, aber nicht beschrieben sein will. Als sich der erste Rausch der Freude gelegt hatte und Wilken Eschels dicht neben der Mutter saß, die ihn nicht von sich lassen wollte, wurden die letzten Ereignisse erwähnt, und der junge Seemann erhielt die erste Kunde von dem Glücke, welches ihm bevorstehe, das er aber mit einem Opfer erkaufen sollte, welches bei seiner Liebe zu der schönen Pflegeschwester kein unbedeutendes war.

„Laßt es mich überlegen," sagte Wilken

Eschels. „Unser Haus verdankt dem Cornelis Dultz viel und ein Anerbieten, wie er es macht, ausschlagen, hieße einen Mann beleidigen, der uns nur Gutes that. Morgen in aller Frühe gehe ich zu ihm. Er selbst wird mir Alles sagen und darnach werde ich handeln, wie es recht und billig ist. Heute Abend aber bleiben wir zusammen, leben nur für die Gegenwart und hoffen auf eine glückbringende Zukunft."

„Ja, mein Sohn, das wollen wir. Wie schaut Ihr so glücklich drein, Kinder. Ich sehe es trotz meiner Blindheit. Gott beschütze Eure lieben Augen."

In stiller Rührung schlossen sie sich in die Arme.

Am andern Morgen erschien Wilken Eschels vor seinem Gönner, dem Kaufmann.

„Endlich!" sagte dieser, und führte ihn in seine Arbeitsstube, indem er befahl, daß Niemand ihn stören solle.

Es war eine lange, ernste Unterredung, welche Beide mitsammen hatten. Gegen das Ende derselben sagte der Kaufmann:

„Du bist, wie ich es mir gedacht habe. Ganz wie Dein Vater in jungen Jahren. Rasch entschlossen und doch umsichtig. Meinen beiden andern Capitänen hätte ich eine solche Sendung nicht anvertrauen können. Der rechte Mann ist gefunden. Du bekommst das Commando der „Schwalbe" und brauchst mir nicht dafür zu danken, denn Du zahlst einen angemessenen Preis. Nimmst Du das Gebot an?"

Der Kaufmann hielt ihm die Hand hin. Der Steuermann schlug ein und sagte:

„Ja, Herr Cornelis Dultz, so mir Gott helfe!"

„Dann nehme ich Dich hiermit in Eid und Pflicht, Capitän Wilken Eschels. Mit diesem Handschlage gehörst Du meinem Hause an und es darf fortan zwischen uns kein Geheimniß mehr sein."

Die Unterredung der Beiden begann auf's Neue. Endlich sagte der Kaufmann:

„Dich von Deinen jetzigen Verpflichtungen zu lösen, ist meine Sorge. Noch heute trittst Du das Commando an und betreibst die Ausrüstung mit allem Eifer. Spätestens acht Tage, von heute ab gerechnet, mußt Du in See. Jede Stunde früher will ich mit Gold aufwiegen. Deine schönste Freude muß ich Dir zwar rauben. Es war ein Lieblingswunsch Deiner Mutter, Dich mit ihrer Pflegetochter zu verheirathen und Dich diesen Winter um sich zu haben. Darauf muß sie nun verzichten."

„Spreche Er nicht weiter davon, Herr," sagte Wilken Eschels mit einem Tone, der die innere Bewegung nicht verkennen ließ. „Mutter wird sich überzeugen lassen, und Julie läßt nicht von mir, wenn ich sie jetzt auch verlassen muß; davon bin ich überzeugt. Und was mich betrifft, so nehme ich Ihn zum Bürgen für meine Treue, Herr. Ich gehe entweder zu Grunde und der Tod macht Alles quitt; oder ich kehre wohlbehalten heim und tilge jede Schuld, die ich eingegangen bin."

Die beiden Männer trennten sich. Wilken Eschels ging nach Hause und brachte selbst die Botschaft von dem, was sich ereignete. Julie sagte nichts, allein sie ging hinaus, und als sie nach längerer Zeit wieder zum Vorschein kam, sah man, daß sie sehr geweint hatte. Das Lächeln, welches sie erkünstelte, vermochte den Zug des Kummers nicht zu verdrängen.

Frau Agathe brauchte längere Zeit, bevor sie es über sich gewann, von einer Lieblingsidee zu scheiden. Endlich sagte sie getröstet:

„Sei es denn. Gehe ledig und los Deinem schweren Berufe nach. Dein Mädchen bleibt bei mir und wird in Treuen Deiner gedenken. Allein Euer Brautstand soll ein rechter, vor aller Welt offenkundiger sein; das lasse ich mir nicht nehmen. Kann ich Euch jetzt keine Hochzeit ausrichten, wie es mein Wille war, wird wenigstens eine Verlobung gefeiert, bei welcher die ganze Verwandtschaft Zeuge sein soll."

Die Verheißung wurde zur Wahrheit. Die Einladungen ergingen an Alle, die ein Recht darauf hatten. Herr Cornelis Dultz und der Doctor Bong wurden besonders als Zeugen gebeten und selbst Boje Elfers hatte eine Karte zugesandt erhalten, ließ sich aber nicht blicken. Der würdige Pastor primarius Bellermann, der den Wilken Eschels getauft und confirmirt hatte, segnete ihn auch am Verlobungsabende. Es war ein Fest voll wehmüthiger Trauer und nur die blinde Frau, welche nicht die vergrämten Züge der Braut und das ernste Gesicht des Bräutigams sah, war ganz glücklich. Um ihretwillen that sich Jeder Zwang an. Sie wollten die dunkle Nacht der Blinden nicht noch finsterer werden lassen.

Am siebenten Tage war das Schiff segel-

fertig. Schon am Abend hatte der Sohn von der Mutter Abschied genommen. Früh Morgens trennte er sich von der Geliebten. Sie begleitete ihn weinend bis an die Thür.

„Und noch Eins, Du liebes Herz," sagte Wilken Eschels, die Braut liebkosend. „Die Hauptsache. Du wirst mir meine letzte Bitte nicht abschlagen."

„Nein! Nein!" rief das junge Mädchen. „Fordere nur, und es soll gewiß geschehen."

„Darauf rechne ich im Namen meiner Mutter!" sagte der junge Capitän. „Du sollst die alte Frau aufrichten und sie trösten, wenn ich fern bin und vielleicht lange wegbleibe."

„Das habe ich Dir schon versprochen," entgegnete die liebliche Braut, „und fest und unverbrüchlich werde ich darauf halten."

„Wer Andere trösten will, muß selbst nicht des Trostes bedürfen," sagte Wilken Eschels. „Du mußt mit Dir anfangen. Die Mutter darf nichts Trauriges erfahren. Unser guter Doctor hat mir gesagt, daß eine ungetrübte Heiterkeit nöthig sei, um den Geist noch für längere Zeit in den hinfälligen Körper zu bannen."

„Ich will thun, was ich vermag," entgegnete Julie Rettberg und suchte ihren Thränen Einhalt zu thun.

„Dann wird es Dir auch gelingen. Ich könnte vielleicht länger ausbleiben, als ich hoffe und wünsche, und möchte doch gern die Mutter noch wiederfinden. Und höre, Julie, noch Eins. So oft es nur irgend angeht, werde ich schreiben, wie es mir gegangen ist. Allein ich komme in Gegenden, wo die Postverbindungen nur mangelhaft sind und oft ganz und gar fehlen. Ihr müßt Euch dann nicht ängstigen. Wenn keine Briefe ankommen, hat das eine ganz natürliche Ursache! Hörst Du, liebes Kind?"

Sie lächelte ihn durch Thränen an.

„Und nun, lebe wohl!"

Er schloß sie in seine Arme und sah sich noch einmal um. An der Stelle, welche von der Hausdiehle in den Keller führt, standen Karsten Bomann und Frau Annagret, die mit Theilnahme auf das Liebespaar blickten. Der junge Capitän winkte ihnen, näher zu treten, und sagte zu der Braut:

„Wir hatten zwei Zeugen, ohne es zu wissen. Das soll nicht umsonst geschehen sein. Karsten Bomann, mein alter wackerer Maat, Du hast mich gelehrt, einen Tallreepsknopf zu machen und ein Tau zu splitzen."

„Ja, mein' Seel', das habe ich," greinte der alte Seeschwalker.

„Und wie man den Kopf oben behalten soll, wenn die Wellen darüber hingehen, und wie man nicht über Bord fallen muß, wenn man auf der Lufnok der Marsraa sitzt, und das erste Reff gelegt wird, oder gar das dritte ..."

„Er hat es behalten, wie sein A-B-C!" sagte Karsten Bomann vor sich hin. „Er ist ein dankbares Gemüth."

„Nun sollst Du mir, während ich außer Landes bin, noch einen Gefallen thun. Da ist meine Braut. Sie hat mir so eben mit Hand und Mund versprochen, daß sie während meiner Abwesenheit nicht traurig, sondern froh und heiter sein will. Um meinetwillen und um meiner alten Mutter willen, wird sie es thun, wenn es ihr auch nicht so um das Herz ist. Nun, Karsten Bomann, Du wirst Acht geben, daß die Julie mir Wort hält. Kennst sie ja von Kindesbeinen an und sie hat Dir oft genug den Bart zerzaust. Dich mache ich zu ihrem Wächter. Räume alles Trübselige aus dem Wege, alter Maat und sorge für lustige Zeiten."

„Das will ich, Capitän, und müßte ich eine Bekanntschaft mit dem Boje Elfers machen, was mir verdammt sauer ankommen müßte. Es soll lustig hier zugehen, und wenn nicht anders, muß mir die Annagret zu Hilfe kommen und mit mir ein Tänzchen machen. Wer dann nicht lacht, dem kann nicht geholfen werden."

Die Liebenden umarmten sich noch einmal unter Lachen und Weinen; dann riß sich Wilken Eschels entschlossen los und eilte an Bord.

Bereits war der Anker zur Hälfte gelichtet und das junge Volk sprang in die Wanten auf, um die Marssegel von den Raaen zu werfen. Cornelis Dultz ging ungeduldig auf dem Halbdeck hin und her. Er führte den Capitän in die Cajüte und während die „Schwalbe" ihren Flug nach der See begann, übergab er ihm die letzten Briefschaften, zählte die nöthigen Gelder auf und sagte mit unterdrückter Empfindung:

„Du nimmst Alles mit Dir; mein Geld und Gut und meine Ehre. Achte wohl auf

Alles und denke stets daran, daß Tod und Leben von Deiner Umsicht abhängen. Gott sei mit Dir und halte Seine schützende Hand über Kiel und Mast."

Er drückte dem jungen Capitän die Hand, eilte auf das Deck, der Mannschaft einige freundliche Worte gönnend, und kehrte mit seinem Bote nach dem Lande zurück. Mit dem auffrischenden Winde flog die „Schwalbe" dem Seegat zu.

Am Mittag des andern Tages erschien Hans Tiedenbringer in dem Hause der Frau Agathe Eschels und sagte zu dem alten Matrosen:

„Gestern Abend um acht Uhr ist die Brigg „Schwalbe," Capitän Wilken Eschels mit einer handlichen Brise aus Ost-Süd-Ost in See gegangen. Die Luft war klar und die Fluth im Kentern begriffen. Er ist also mit vollem Wasser über die Banken gesegelt."

„Hurrah!" rief Karsten Bomann. „Eine Ost-Süd-Ost-Brise und volles Wasser auf den Banken! Das ist vollkommen genug, um die Julie zum Lachen zu bringen, und mit der Anmagret ein Tänzchen zu machen. He! Hollah, altes Weib! Schiebe den Kessel an das Feuer und mache einen Grog. Steifes Glas und steife Brise! Das kann ich leiden."

* * *

Eine längere Zeit verstrich nun. Der Herbst nahm Abschied und der Winter kam. Bleiern schlichen die kurzen Tage vorüber; noch langsamer und bleierner die langen Nächte. Nur wenn ein Brief von Wilken Eschels eintraf, was in der ersten Zeit ziemlich regelmäßig geschah, war Freude im ganzen Hause. Julie Rettberg saß dann zu den Füßen der Mutter und las ihr den Brief des Sohnes vor, einmal, zweimal, dreimal. Das liebende Herz wurde wärmer, je öfter sie jene Zeilen vernahm. Es war, als spräche der Sohn selbst zu ihr und sie söge die Worte von seinen Lippen.

Aber allmälig wurden die Briefe seltener. Die „Schwalbe" hatte den Atlantischen Ocean erreicht und dort waren keine Poststationen zu finden. Die liebenden Herzen mußten sich in Geduld fassen und jedesmal, wenn der Briefträger am Hause vorüberging und Julie grade am Fenster stand, vernahm Frau Agathe einen leisen Seufzer.

„Kind! Kind!" sagte sie dann und hob, zwischen Ernst und Milde getheilt, den Finger auf. „Das ist gegen die Ordre. Du bist von meinem Sohne dazu bestellt, Lust und Fröhlichkeit um mich her zu verbreiten, und es fehlt nicht viel, so muß ich dieses Amt bei Dir übernehmen. Was soll daraus werden? Wenn das so fortgeht, findet der Wilken bei seiner Heimkehr ein abgehärmtes Mädchen mit eingefallenen Backen, statt einer jungen frischen Dirne, die ihm lustig entgegenspringt. Wenn ich das gethan hätte, was wäre aus mir geworden? Von meinem Hochzeitstage an ist Capitän Jens Jakob Eschels achtzehnmal von mir weg in See gegangen und achtzehnmal ist er wiedergekommen und ich habe mich wohl gehütet, ihm ein vergrämtes Gesicht zu zeigen. Nur als er die letzte Reise antrat, von welcher er nicht wiedergekehrt ist, als die schwarzen Träger ... Nun, nun, das ist begraben. Ich habe es jetzt nur noch mit dem Wilken und mit Dir. Denke Dir, Kind, daß ich mir einbilde, jedesmal, wenn hier Kummer und Trübsinn herrscht, habe der arme Junge mit widrigen Winden und Sturmböen zu kämpfen; ist aber hier Alles fröhlich und guter Dinge, ist auch bei ihm Sonnenschein und eine fromme See. Was will nun meine liebe Julie thun?"

„Der Wilken soll allezeit gutes Wetter haben und die Sonne so warm auf ihm herabscheinen, als sie nur immer kann!" sagte das junge Mädchen, sich bezwingend, und schloß die Mutter in ihre Arme.

„Gottes Lohn dafür!" sprach Frau Agathe, aber im Innern dachte sie doch anders. Darum, als Julie Rettberg im Laufe des Tages ausging, rief sie Frau Anmagret zu sich, und sagte zu ihr:

„Höre, Anmagret, das geht nicht. Die Julie grämt sich und kann, wenn das so fortgeht, ernstlich krank werden; da müssen wir vorbeugen. Es ist hier im Hause so still, daß selbst mir zu Zeiten unheimlich wird an den langen Winterabenden; wie viel mehr einem jungen Mädchen. Es müssen Menschen in das Haus kommen. Nehmen wir Besuche an, werden wir wieder eingeladen, und das bringt Leben in den todten Raum. Sie soll das besorgen. Lade Sie die Leute, die ich Ihr nennen werde, auf morgen zum Thee und Abendbrot ein. Ich will die Julie damit überraschen und nachher mag sie selbst zusehen. Und höre

Sie, Frau Anmagret, knausere Sie nicht, wie das wohl manchmal Ihre Art ist. Mein seliger Herr hat es mir dazu hinterlassen und mein Sohn ist Capitän; da darf nicht geknickert werden, wenn man seinen Gästen etwas vorsetzt."

Frau Anmagret merkte sich die Namen der verschiedenen Personen, versicherte, daß Alles zur Zufriedenheit ausgerichtet werden sollte, und Karsten Bomann hatte genug zu thun, um die Einladungen von Haus zu Haus zu tragen und zwischendurch in der Ankerschenke oder in der Flaggentaverne neue Kräfte für die ungewohnte Arbeit zu sammeln.

So kam nun, ohne daß die junge Braut es geahnt hatte, die Gesellschaft in das Haus. Nahe und entfernte Verwandte, gute Freunde und oberflächliche Bekannte, mit denen man unbefangen plaudert, so lange man mit ihnen zusammen ist, und die man vergißt, wenn man die Thür hinter ihnen geschlossen hat. Die junge Braut fühlte, daß die Mutter sich diesen Zwang auflegte um ihretwillen und beschloß, sich dafür dankbar zu beweisen. Sie war eine starke Natur, die das, was sie wirklich wollte, auch durchzusetzen vermochte. Die Anstrengungen, welche es ihr verursachte, der Zwang, den sie sich auferlegen mußte, wurden sorgfältig verborgen gehalten. Sie gewann es über sich, nicht nur ihre Umgebungen, sondern oft sich selbst zu täuschen, und ehe der Winter noch zur Hälfte verstrichen war galt Julie Rettberg für die lustigste und heiterste Gesellschafterin, von der Manche etwas lernen könnten. Ein Abendzirkel, an welchem sie theilnahm, war nicht verloren. Sie wußte immer etwas Neues anzugeben und fand stets noch eine Auskunft, wenn schon alle Andern den Kopf hängen ließen.

Das sollte nun ein Lob sein, verwandelte sich aber bald in das Gegentheil. Hier und da begann man bereits die Köpfe zusammenzustecken und sich allerlei bedenkliche Geschichten zuzuflüstern.

„Die hat sich bald getröstet!" sagte die Eine und die Andere setzte hinzu: „Er wird ihr wohl nicht besonders am Herzen gelegen haben." Eine Dritte meinte: „Herzen wären wandelbar und wenn Einer das Kämmerchen verlasse, käme ein Anderer und setzte sich in das warme Nest." Die Vierte ging noch einen Schritt weiter und fragte: „Wer denn eigentlich dieser Nachfolger sei?" — „Das wolle sie bald in Erfahrung bringen!" entgegnete die Fünfte und mit lautem Lachen versprach die Sechste ihren gesegneten Beistand.

Julie Rettberg merkte es wohl, allein sie gab sich Mühe, den Verdruß zu verbergen, um der Mutter willen, die sich glücklich fühlte in dem vermeinten Glücke der geliebten Tochter und freundlich zu dieser sagte:

„So ist es recht. Du erfüllst den Wunsch meines braven Sohnes und bist der Trost und die Freude seiner alten Mutter. Das wird Dir Segen bringen, meine liebe Julie. Bleibe nur so und halte Dich aufrecht, dann bekommen wir auch bald Nachricht von unserm Willen.

Sie hatten Beide bereits lange darauf gehofft, allein vergebens. Sie scheuten sich, einander daran zu erinnern, daß er nichts von sich hören ließ; allein in der Stille ängstigten sie sich um so mehr, und wenn die Zeit kam, wo am Vor- und Nachmittage der Briefträger seine Runde machte, horchten sie mit großer Spannung auf das Klingeln an der Hausthür. Aber diese blieb stumm und eine neue Hoffnung ward zu Grabe getragen.

Ein Mann hielt sich absichtlich in dem Hintergrunde und legte scheinbar die Hände in den Schooß. In Wahrheit aber war er insgeheim thätig und spann ein Netz von feinen Fäden, darin sich die Braut des jungen Capitäns fangen sollte. Dieser Mann war Boje Elfers, der noch immer mit einer leidenschaftlichen Zähigkeit an dem Gedanken festhielt, Julie Rettberg zum Weibe zu bekommen, und kein Mittel unversucht ließ, diesen Zweck zu erreichen. Er wußte recht gut, wie schwer es dem armen Mädchen ward, sich in die Lebensweise zu finden, welche die Mutter ihr vorschrieb und daß sie die wachsende Bekümmerniß kaum verbergen konnte, worin sie durch die Ungewißheit über das Schicksal ihres Bräutigams versetzt ward. Aber er that, als merke er dies Alles nicht, und zuckte die Achseln, wenn er irgendwo erschien, wo man von der Frau Agathe Eschels und ihrer Pflegetochter sprach.

„Ich weiß nicht, Cousine Flint, wohin Sie denkt," sagte er eines Sonntags nach dem Schlusse der Vormittagspredigt zu dieser Person, die für eine der ersten Klatsch-

basen ihrer Zeit galt. „Was weiß Frau Agathe davon? Sie ist blind und sieht nicht, was in dem Bereiche ihrer Hand geschieht. Was soll die von dem wissen, was außerhalb ihrer vier Pfähle vorgeht? Aber die Julie! Die Julie!"

„Ein sauberes Früchtchen das!" sagte Cousine Flint, und steckte die Hände tiefer in den Muff.

„Nun, ich danke Gott, daß ich mit einem blauen Auge davon gekommen bin," fuhr Boje Elfers fort. „Ich hatte die Absicht, um die Dirne, die mir eine Zeit lang gefiel, anzuhalten und sie zu heirathen! Sie warnte mich damals und ich wollte nichts davon hören. Glücklicherweise unterblieb die Bewerbung. Dafür kann ich Ihr nicht genug danken, denn im Grunde setzte Sie mir doch den Floh in's Ohr."

„Muß Ihn gut gestochen haben, das kleine Thier!" lachte Cousine Flint boshaft. „That es weh?"

„Es ist vorüber, seit ich gesehen habe, wie Mamsell Rettberg sich dem Werftbaas Behnke beinah in die Arme warf und sich den Hals ausreckte, als der junge Herr Heiken aus Bremen neulich bei dem Hafenmeister auf den Ball kam. Gott bewahre! — Nun, ich habe nichts gesagt! Und bei Ihr ist ja Alles gut aufgehoben. Wo hält Sie denn Ihren Mittag?"

„Die Hauschildts haben mich gebeten!" sagte Cousine Flint hoffärtig. „Die Leute zerreißen sich ja um Einen und thun, als ob man eine Prinzessin wäre. Die Hauschildts, weiß der Vetter . . ."

„Ich kenne sie!" unterbrach Boje Elfers die Cousine, „und wünsche Ihr eine gesegnete Mahlzeit." Im Weitergehen aber sprach er vor sich hin:

„Wenn die Hauschildts nichts Böses von ihren lieben Nächsten aufzutreiben wissen, dann bitten sie Cousine Flint; die bringt für acht Tage Vorrath in das Haus. Gott gnade der Julie. Es wird ihr gut gehen und meine Papiere sind im Steigen."

Boje Elfers ging weiter, das Gesangbuch in der Hand und den Teufel im Herzen. Er hatte noch eine halbe Stunde hinzubringen, bis sein Mittagessen fertig war, und bestrebte sich, diese Zeit so gut als möglich zu verwerthen.

Ihm entgegen kam ein Mann, der Makler, Agent und manches Andere war, wie Zeit und Umstände geboten. Um einen Thaler zu verdienen, rannte er einen halben Tag lang von einem Ende der Stadt zum andern und um einen lustigen Abend ohne Kosten hinzubringen, ließ er sich necken und hänseln und war das Stichblatt jedes ungehobelten Gesellen, dem es gelüstete, sein Müthchen zu kühlen. Ein solches Geschöpf dürstet nach Neuigkeiten und mit fiebernder Hast ging er auf den Boje Elfers zu.

„Nichts gehört?"

„Leider nein!" antwortete dieser, der nun schon wußte, wie er seine Waare an den Mann bringen sollte. „Nichts, als daß der Cornelis Dultz in der hellen Verzweiflung sein soll."

„Cornelis Dultz? Warum der?"

„Weil — Na! Er wird es doch wohl wissen. Er soll es ja zuerst ausgebracht haben?"

„Was habe ich ausgebracht? Ich bringe Vieles heraus! Jeder Tag bringt etwas Neues."

„Das meine ich. Apropos! Hat Er denn nichts von der „Schwalbe" gehört, womit der Cornelis Dultz den Wilken Eschels weggeschickt hat? Er hatte ja wohl die letzten Nachrichten?"

„Vor acht Wochen, Herr Boje Elfers!"

„Und seitdem nicht wieder? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sieht ja fast aus, als sei der Wilken Eschels mit der „Schwalbe" nach San Borodan geflogen, von wannen kein lebendes Geschöpf wiederkehrt. Hm! Hm! Das ist eine vertrackte Geschichte! — Muß sich ja hüten, solche ärgerliche Gerüchte zu verbreiten, wenn Er Cornelis Dultz zum Freunde behalten will. Eines Mannes guter Ruf ist leicht untergraben und ein Makler soll für gewisse Fälle ein doppeltes Schloß vor dem Munde haben. Gesegnete Mahlzeit!"

Boje Elfers konnte getrost nach Hause gehen, um das Gesangbuch beiseite zu legen und nach Messer und Gabel zu greifen. Das Mittagbrot war verdient.

Der Agent erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß er noch nie so durstig gewesen sei als grade jetzt; darum kehrte er in der Flaggentaverne ein, und verlangte einen Krug Bier. Ohne darauf zu achten, daß der Matrose Karsten Bomann unweit von ihm saß, fing er an, sich in mancherlei Redensarten zu ergehen von jungen Springinsfelden, die unerwartet zu einem unver-

dienten Glücke kommen, und ihren Wohlthätern damit vergelten, daß sie das anvertraute Gut nicht vor Schaden zu bewahren wissen, sondern damit umgehen, als wäre es Raub- und Strandgut, das nicht schnell genug in alle vier Winde verstreut werden könne.

Der alte Seemann wurde unruhig. Er kannte den Agenten und wußte, daß kein gutes Haar an demselben sei. Etwas Niederträchtiges spinne der Bursche an, das merkte er, ließe sich gleich noch nicht ergründen, von welcher Art. Als nun aber Namen genannt wurden, Namen, die das Ohr des alten Seemanns berührten, als ob eine dreifache Bullerböe auf ihn herabstürze, da hielt er sich nicht länger, und mit dem Bierkruge so heftig auf den Tisch schlagend, daß dieser in zwei Stücken auseinanderbarst, sprang er auf und schrie, dem Agenten mit der geballten Faust drohend:

„Sage Er das noch einmal, Er Schuft! Er Ehrenschänder! Wie kann er ehrlicher Leute Namen mißbrauchen und solche Nichtswürdigkeiten erzählen? Bekenne Er gleich, daß Er gelogen hat, oder ich will Ihn wie einen Stockfisch klopfen, bis er so weich geworden ist, daß Er sich um den Finger wickeln läßt.“

Der Agent war hinter den Tisch geflüchtet und rief die Anwesenden zur Hilfe:

„Steht mir bei, Ihr Herren! der Kerl will mir an's Leben! — Was habe ich ihm gethan? Nichts. Ich habe erzählt, was ich von andern Leuten hörte. Ist es nicht wahr, desto besser. Dafür braucht man doch einem ehrlichen Geschäftsmann und Familienvater nicht nach dem Leben zu trachten. Wo ist der Wirth? Er muß mich in seinem Hause schützen.“

Wie immer bei solchen Gelegenheiten bilden sich zwei Parteien und eben so natürlich war die des Karsten Bomann die geringere. Die Schandmäuler finden unter dem großen Haufen stets den meisten Anhang. Der Agent zog mit allen Ehren ab, hielt dem alten Matrosen noch eine donnernde Strafpredigt und dieser begab sich endlich, auf Zureden des Wirthes, wenn auch innerlich vor Wuth kochend, anscheinend beruhigt, nach Hause.

Frau Anmagret empfing ihn mit einem finstern Gesicht, denn es war über die Mittagszeit hinaus und ihre Hausordnung gestört. Als sie aber den alten Tischgenossen näher ansah, verschwand ihr Unmuth sogleich und besorgt fragte sie, was es gegeben habe.

Karsten Bomann erzählte mit steigender Hast. Frau Anmagret horchte mit klopfendem Herzen. Beide waren so eifrig bei der Sache, daß sie nicht sahen und hörten, was um sie her vorging. Julie Rettberg war aus der Stube getreten, um zur Ruhe zu ermahnen, da die Mutter in ihrem Mittagsschlafe gestört werde, aber bald ward ihre Theilnahme völlig in Anspruch genommen. Sie horchte auf jedes Wort und ihrer selbst nicht mächtig, eilte sie zu Karsten Bomann und fragte angstvoll:

„Woher weiß Er das? Wer hat es Ihm gesagt?“

Die beiden Alten wurden durch dies unvermuthete Dazwischentreten nicht wenig erschreckt. Karsten Bomann war auf keine Ausrede gefaßt. Er platzte nach einigem Zögern mit Allem heraus, was er in der Flaggentaverne vernommen hatte und setzte dann besonnener hinzu:

„Jedermann weiß, daß der Kerl ein Lügner und Betrüger ist. Es ist gewiß Alles nur uns zum Schabernack erzählt.“

Aber Julie Rettberg war eines andern überzeugt. Es lag ihr lange Zeit etwas schwer auf dem Herzen, dem sie keine Worte zu geben vermochte. Nun wußte sie es. Ein Unglück war über ihren Jugendfreund gekommen. Sie hatte ihn verloren. Der Brautschleier war zum Wittwenschleier geworden. Tiefgebeugt, mit thränenschweren Augen, suchte sie die Einsamkeit auf. Eine dumpfe Gewitterschwüle ruhte auf dem Hause des weiland Schiffscapitäns Jens Jakob Eschels.

Da stieg ein neuer Sturm auf und nicht zum Heil. Er jagte die trüben Wolken nicht auseinander, sondern trieb sie noch enger zusammen.

Boje Elfers hatte sich jede nur ersinnliche Mühe gegeben, seinen Zweck zu erreichen und Noth und Jammer in eine Familie zu bringen, die ihn mit seiner Werbung abgewiesen hatte. Er nutzte seine Bekanntschaften aus früherer Zeit und wandte sich hier- und dorthin. Ihm ward der Schiffsmakler Andreas Wiebe in Hamburg genannt, der eine ausgebreitete Bekanntschaft besaß, und Schiffsnachrichten, selbst aus den entferntesten Theilen der

Welt, aus der ersten Hand bekam. Dieser Herr wurde ihm als ein durchaus rechtlicher Geschäftsmann und als sehr diensteifrig beschrieben. Boje Elfers wandte sich an ihn. Unter der Maske eines theilnehmenden Freundes klagte er, daß man von einem Schiffe, genannt „die Schwalbe,“ geführt von dem Capitän Wilken Eschels, welches nach der Küste von Südafrika versegelt sei, sich ohne alle Nachricht befände, und bat ihn, um der bekümmerten Familie, so wie um Aller derer willen, die bei diesem Schiffe interessirt wären, die genauesten Nachforschungen anzustellen und an ihn gelangen zu lassen.

Der wackere Schiffsmakler, Andreas Wiebe, an den diese Zeilen gerichtet waren, entsprach dem Ansinnen. Nach einer Woche empfing Boje Elfers einen Brief aus Hamburg. Das Mitgetheilte wäre nur eine Vermuthung, hieß es am Schlusse, man habe indessen nicht ermangeln wollen, auch diese mitzutheilen, und hoffe, bald mit einer zuverlässigern und günstigern Nachricht dienen zu können.

Boje Elfers rieb sich die Hände vor Vergnügen, als er die verhängnißvollen Zeilen gelesen hatte:

„Das bricht der übermüthigen Dirne den Hals. Sie soll mir kirre werden, wie das Vögelchen, das die Cousine Flint in ihrem Messingbauer hat. Ich will meinen Willen haben und ich werde ihn haben, oder ich müßte nicht Boje Elfers heißen.“

Rasch fuhr er in die Kleider und begab sich zu dem Herausgeber des Wochenblattes, das in dem Städtchen und dessen Umgegend ein kümmerliches Dasein fristete. Dem Manne, der dies dadurch zu Wege brachte, daß er fünf oder sechs andere Blätter auf die unverschämteste Weise brandschatzte, war ein Originalartikel eine ungewöhnliche Erscheinung. Er riß die Augen weit auf und schlug die Hände ineinander, als er vernahm, daß die Nachricht nicht nur ein allgemeines, sondern auch noch ein besonderes städtisches Interesse habe. Und als nun Boje Elfers hinzusetzte, daß bis jetzt Niemand das Geringste davon wisse, betheuerte er, daß seine Erkenntlichkeit ohne Grenzen sein werde und daß die vortreffliche Notiz, der er viele Nachfolger wünsche, morgen an der Spitze seines Blattes allen neugierigen Lesern von selbst in die Augen springen werde. Zufrieden mit seinem Erfolge entfernte sich Boje Elfers und ließ den Redacteur sammt seiner Presse walten.

Der neue Morgen kam und mit ihm die neueste Nummer des Wochenblattes. Um seinem Gönner gefällig zu sein, erschien dieselbe sogar eine halbe Stunde früher, als es sonst der Fall zu sein pflegte, und mit der Morgenfrische zugleich empfing der neugierige Leser das noch feuchte Blatt.

Auch auf den Tisch neben der Diehlenuhr auf dem Hausflur der Frau Agathe Eschels legte der Austräger das verhängnißvolle Blatt. Aber hier hatte es gute Ruhe, denn weder Karsten Bomann, noch Frau Anmagret waren des Lesens mächtig und sahen alles bedruckte Papier mit einer Art von Mißtrauen an. Die Herrschaft aber war noch nicht sichtbar.

Anders war die Wirkung in dem Hause des Cornelis Dultz. Gleichgiltig nahm er das Blatt der aufwartenden Magd aus der Hand. Aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er sich entfärbte. Sollte er seinen Augen trauen? Woher diese Nachricht? Wie kam der Herausgeber des Blattes dazu? War sie gegründet, oder eine jener Tageslügen, wie solche auch schon damals ihren Weg durch die Presse in das Volk fanden?

Auf alle diese Fragen fehlte ihm die Antwort. In einer fieberhaften Aufregung kleidete er sich an. Seine Lage war bedenklich. Mehrere nicht unbedeutende Zahlungen sollten in der nächsten Zeit geleistet werden. Ausstände, die er nachzuweisen vermochte, waren für den Augenblick nicht flüssig zu machen. Bestätigte sich nun auch noch der Verlust dieses Schiffes, ward auch nur eine ungewisse Vermuthung darüber bekannt, und er außer Stande, sie zu widerlegen, dann war sein Credit dahin. Die Gläubiger würden auf Zahlung dringen und das Aeußerste stand zu befürchten.

Außer Athem langte er in der Wohnung des Redacteurs an. Dieser bedauerte unendlich, nicht nur den Unfall selbst, sondern auch, daß sein Journal denselben zur Kenntniß gebracht habe. Mit dem Namen des Einsenders könne er nicht dienen, denn die Notiz sei ihm ohne Unterschrift zugegangen. Wenn aber die Nachricht eine Unwahrheit enthalte, so möge der Herr doch eine Widerlegung schreiben, so ausführlich, als es ihm nur beliebe. Die Spalten der

nächsten Nummer ständen ihm ohne alle Einrückungsgebühren zur Verfügung.

Cornelis Dultz entfernte sich. Er ging grade aus, ohne Jemanden anzusehen. Jeder hatte die unselige Nachricht gelesen und sein Unglück war in aller Leute Mund. Wie konnte er auch nur Einem grade in das Gesicht sehen?

Die Besonnenheit hatte ihn ganz und gar verlassen. Dies Eine erfüllte seine Seele so sehr, daß kein anderer Gedanke aufkommen konnte.

Mit eilfertigen Schritten trat er in das Haus der Frau Agathe Eschels. Karsten Bomann ging ihm entgegen und wollte ihm begreiflich machen, daß die alte Madame sich nicht ganz wohl befände, aber mit den ungestüm herausgestoßenen Worten: „Wohl oder nicht wohl! Hier stehen andere Dinge auf dem Spiele!" drängte er den Matrosen beiseite und schritt in die Stube.

Julie Rettberg kam ihm mit unverhehltem Staunen entgegen. Sie hob die Hände bittend auf und deutete auf die Thür der Nebenstube. Allein Cornelis Dultz achtete nicht darauf, sondern fragte:

„Hat die Jungfer das Wochenblatt schon gelesen?"

„Noch nicht, Herr Dultz. Unsereine hat nicht immer Zeit. Steht denn etwas Wichtiges darin?"

„Ich weiß nicht, ob es für die Jungfer von Wichtigkeit ist. Mir ist es in Mark und Bein gefahren!" antwortete ingrimmig der Kaufmann.

Julie Rettberg wurde blaß und roth. Zweimal nacheinander nannte der Kaufmann sie die Jungfer, da er sie doch sonst stets liebe Julie anredete. Was sollte das bedeuten?

„Ich bitte Ihn recht herzlich," sagte sie verschüchtert, „nicht so laut zu sprechen. Die Mutter hat eine schlechte Nacht gehabt und ich bin sehr in Sorgen um sie. Wilken hat so lange nicht geschrieben ..."

„Das ist es! Das meine ich!" polterte Cornelis Dultz weiter. „Warum hat Sie das Wochenblatt nicht gelesen? Dann wüßte Sie längst, woran wir Alle miteinander sind."

„Was sagt Er da?" rief sie erschrocken und vergaß nun selbst die eben erst erbetene Vorsicht. „Steht etwas von Wilken in dem Blatte? Von meinem ..."

Sie stockte und sah den Mann mit einer so kummervollen Miene an, daß er das böse Wort, welches er bereits auf der Zunge hatte, wieder zurückdrängte. Das arme Mädchen fühlte wohl, daß eine Nachricht, welche zuerst durch die Zeitungen bekannt ward und die man auf solche Weise überbrachte, unmöglich eine gute sein konnte. Sie wagte nicht, das Blatt zu fordern und harrte zitternd, in demüthiger Haltung, was der Kaufmann weiter sagen würde.

„Das hat man davon," fing dieser wieder an, „wenn man den Großmüthigen spielt. Ehre und Reputation gehen dabei zum Teufel!"

„Herr Cornelis!" rief Julie Rettberg. „Bedenke Er, was Er spricht."

„Ehre und Reputation gehen zum Teufel, habe ich gesagt," fuhr er zornig fort, „und hier im Hause ist wahrhaftig Niemand, der sie mir wiedergeben kann. Weil der Vater ein braver Mann gewesen ist und meinem Hause manchen guten Dienst leistete, glaubte ich, es an dem Sohne wett machen zu müssen. Ich Thor! Ich Narr! Ich verdiene mein Unglück, weil ich mich selbst in das Gesicht schlagen konnte, indem ich mein Eines und mein Alles in die Hand eines unerfahrenen, leichtsinnigen jungen Mannes legte."

„Sehe Er sich vor, Herr Cornelis," sagte Julie Rettberg, sich zusammennehmend, „bevor etwas gesagt wird, was nicht wieder gut zu machen ist. Er spricht Dinge, die Er nicht verantworten kann."

„So? Kann ich nicht?" entgegnete er höhnend. „Nun, die Jungfer hat ja lesen gelernt! Da ist das Blatt! Ueberzeuge Sie sich selbst."

Julie Rettberg nahm das Blatt mit zitternden Händen und sah hinein. Aber ihre Augen schwammen in Thränen, die Buchstaben liefen ihr durcheinander. Sie ließ die Hand sinken und jammerte:

„Herr Gott, sei mir gnädig und barmherzig!"

„Das möge er uns Allen sein, denn wir können es brauchen!" sagte Cornelis Dultz hart. „Der Wilken Eschels hat mein Schiff weggesetzt ..."

„Jesus!" rief das erschrockene Mädchen. Sie kam nicht weiter. Ihre Knie wankten. Sie griff nach der Lehne eines Stuhls, um sich aufrecht zu erhalten.

„Da im Blatte steht es. Gleich auf der vordersten Seite steht es!" sagte der Kauf-

mann. „Die „Schwalbe" soll total verunglückt sein. Aber wenn er mit dem Leben davongekommen ist und ich habe ihn wieder hier, soll er mir vor Gericht. Er soll mir eine Verklarung belegen, wobei ihm Hören und Sehen vergehen. Mit dem, der mir meinen guten Willen damit bezahlt, daß er mich um Vermögen und Ehre bringt, habe ich kein Mitleid."

„Wenn Er diese Worte in Gegenwart der Mutter spricht, tödtet Er sie!" sagte Julie Rettberg warnend.

„Es stirbt sich nicht so leicht," entgegnete der Kaufmann, „sonst wäre ich heute früh vom Schlage getroffen."

Julie Rettberg hatte angstvoll nach der Thür des Schlafgemachs hingehorcht. Sie eilte auf dieselbe zu, sah durch eine Spalte und zu dem Kaufmann zurückkehrend, sagte sie mit gedämpfter Stimme:

„Sie ist wach. Mutter Agathe hat ein scharfes Gehör und keine Silbe von dem, was hier gesprochen wird, entgeht ihr. Sei Er barmherzig und Gott im Himmel wird auch Ihm barmherzig sein."

Frau Agathe war von dem Lärmen in der Wohnstube wirklich erwacht. Sie rief abwechselnd nach der Anmagret und nach Julien, aber Niemand hörte sie. Da entschloß sie sich, ohne den Beistand Anderer sich zu erheben. Ihr Herz schlug heftig, als der Lärmen sich noch immer nicht gab. Es ahnte ihr, als sei ein Unglück im Anzuge, das sie hart treffen werde.

„Wer spricht von meinem Sohn?" sprach sie zitternd und stand aufrecht. „Mir war es, als hörte ich seinen Namen."

Sie tappte längs der Wand und fand die Thür. Diese sprang auf, als sie die Klinke berührte.

„Die Mutter!" schrie Julie, als sie die alte Frau erblickte. „Mutter! Mutter! Was sucht Sie hier?"

„Dich!" entgegnete Frau Agathe. „Du bist nicht gekommen, als ich Dich rief. Was thust Du hier und wer ist bei Dir?"

„Herr Cornelis Dultz ist eingetreten," antwortete Julie und sah diesen mit einem Flehensblicke an. Aber der Kaufmann blickte zur Seite und entgegnete nichts.

„Dann bringt Er mir Nachricht von meinem Sohne, von meinem lieben Wilken!" sprach die Mutter lebhaft. „Geschwind! Geschwind! Sage Er mir Alles, was Er weiß."

Zu jeder andern Zeit hätte die Aufregung, worin sich die alte blinde Frau befand, das Herz des Kaufmanns gerührt, aber der Zorn hatte noch zu sehr die Oberhand bei ihm und mit verbissener Kälte sagte er:

„Die Julie weiß schon Alles und kann es Ihr sagen. Sie hat es schwarz auf weiß in der Hand. Aus einem so lieben Munde wird es Ihr noch einmal so gut thun."

„Dann lies, Julie! Lies laut!" bat die Mutter. „Lasse Dich nicht so lange vergebens bitten. Was macht mein Sohn? Und was steht auf dem Blatte, das Du in der Hand hältst?"

Frau Agathe hatte die Hand der Tochter ergriffen und mit dem Finger das Zeitungsblatt berührt. Julie sprach in ihrer Herzensangst vor sich hin: „Herr Gott, behalte mir die Lüge nicht!" und sagte darauf:

„Der Wilken ist ganz wohl, liebe Mutter!"

„Dann lies nur, Kind! Lies!" trieb Frau Agathe ungeduldig. „Wie kannst Du mich nur so lange quälen? Was schreibt er denn?"

„Es ist kein Brief von ihm da," sagte Julie. „Es ist nur ein Zeitungsblatt mit einer Schiffernachricht."

„Dann lies doch endlich!"

„Ja, ich will lesen!" sagte Julie entschlossen, und schlug das Blatt auseinander. Darauf begann sie mit unsicherer Stimme:

„Aus der Capstadt, im Mai. Gestern Abend ist das Schiff „die Schwalbe," zuletzt von England kommend und geführt von dem Capitän Wilken Eschels, hier glücklich angelangt. Der Capitän und die Mannschaften erfreuen sich der besten Gesundheit."

„Das ist Alles, liebe Mutter!" setzte sie tonlos hinzu und ließ die Hand mit der Zeitung sinken.

Dem Cornelis Dultz war es, als hätte er eine Erscheinung. Grade das Gegentheil von dem, was in dem Blatte stand, hatte Julie so eben gelesen.

„Es ist genug! Mehr als genug, um mein sehnendes Mutterherz zu laben und zu erquicken!" antwortete Frau Agathe. „Wo hast Du das Blatt, liebe Julie? Gib es mir her. Ich will es selbst in meiner Hand halten."

Sie nahm die Zeitung und drückte sie

an ihr Herz und an ihre Lippen. Ein sonniges Lächeln verklärte das bleiche Gesicht und sie sagte:

„Nun fühle ich, daß ich meinem Sohne nahe bin! Und da er jetzt wieder zu Menschen sich gefunden hat, die uns von ihm Kunde gaben, wird er auch bald selbst schreiben! Und Er hat gleich am frühen Morgen mir die Nachricht gebracht, Herr Cornelis Dultz? Das ist brav von Ihm! Das ist rechtschaffen und sieht ganz dem Freunde meines seligen Jens Jakob ähnlich. Nun, Gott wird es ihm reichlich vergelten, hier und dort! Ich will vorbeten bei dem lieben Herrgott!"

Cornelis Dultz ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Das verklärte Angesicht der Mutter hatte ihn verwirrt. Wie hätte er mögen diesen Wahn zerstören? So sehr hatte ihn der Zorn noch nicht verblendet.

Als keine Antwort erfolgte, fragte Frau Agathe: „Cornelis Dultz, warum antwortet Er nicht? Ist Ihm mein Dank nicht genehm?"

„Er ist schon fortgegangen, liebe Mutter!" entgegnete Julie, die noch immer ob ihrer eigenen Kühnheit zitterte. „Geschäfte rufen ihn ab."

„Er hat mir einen fröhlichen Tag gemacht und darum soll auch Fröhlichkeit im ganzen Hause sein," sprach die Mutter. „Laß unsere Verwandten zum Thee hierher bitten. Der gute Karsten Bomann kann das besorgen. Er wird es gern thun, denn er hat ja den Wilken von Kindesbeinen an lieb gehabt. Dann wollen wir ihnen die erfreuliche Nachricht mittheilen ..."

Frau Agathe hielt erschöpft inne. Julie befand sich in einer nicht geringen Verwirrung und sagte:

„Es ist schon spät am Tage, liebe Mutter. Bevor unsere Einladung anlangt, haben die Leute über ihren Abend bestimmt. Auch wissen sie ja aus den Zeitungen bereits, was wir ihnen sagen könnten ..."

„Mir scheint, als ob die gute Nachricht, die wir empfangen haben, Dir keine sonderliche Freude macht!" entgegnete Frau Agathe empfindlich. „Hat der Sohn das um Dich verdient?"

„O, Mutter! Mutter! Du thust mir wehe!" sagte Julie. „Weher, als Du denkst!"

Die Mutter hatte eine Entgegnung auf der Zunge, aber sie gelangte nicht dazu, sie auszusprechen, denn draußen wurden einige laute Worte rasch gesprochen und gleich darauf trat der Doctor Bong in die Stube. Er befand sich in einer nicht gewöhnlichen Aufregung, denn er hatte ebenfalls das Zeitungsblatt gelesen und malte sich den Zustand der alten Freundin mit den schrecklichsten Farben aus.

„Es ist der Doctor, liebe Mutter!" sagte Julie, und Frau Agathe streckte dem Gaste die Hand entgegen.

„Das ist schön von Ihm, daß Er kommt, lieber Bong!" sagte Frau Agathe. „Daran erkennt man die wahren Freunde, die in Freude und Leid stets zur Hand sind. Ja, ja! Wir verkehren nun auch schon unsere dreißig Jahre zusammen. Er hat sich gewiß recht über die Nachricht gefreut?"

Dem Doctor blieb vor Erstaunen das Wort im Munde stecken. Er sah Julie an und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Diese legte den Finger auf den Mund und sagte dann:

„Am Ende hat der Doctor das Wochenblatt noch gar nicht gelesen! Es steht ein Brief aus der Capstadt darin, der uns die Nachricht bringt, daß Wilken Eschels dort mit der „Schwalbe" wohlbehalten angekommen ist und daß Capitän und Matrosen alle gesund und munter sind."

„Gesund und munter!" sagte die Mutter, die Hand des Doctors, welche sie noch immer in der ihrigen hielt, freundschaftlich schüttelnd.

„Gottlob!" entgegnete der Doctor mit einem tiefen Athemzuge.

„Und nun," sagte Julie, „will die Mutter die Freunde und Verwandten einladen lassen, um ihnen die frohe Nachricht mitzutheilen, allein ich glaube ..."

Das junge Mädchen sah den alten Hausfreund bedeutungsvoll an, der sie sogleich begriff und rasch einfiel:

„Beileibe nicht! Das würde die Aufregung, worin sich Frau Agathe befindet, nur vermehren, und könnte nachtheilige Folgen haben. Nein, wir wollen diese frohe Kunde ganz für uns behalten und in aller Stille fröhlich sein. Gegen Abend komme ich wieder und dann sprechen wir weiter von dem Briefe aus der Capstadt. Jetzt empfehle ich Ruhe! Nichts als Ruhe!"

„Ach ja!" sagte seufzend Frau Agathe. „Es mag so am besten sein, denn eben jetzt fühle ich wohl, daß mir nicht so leicht ist,

als ich meinte. Thut denn mit mir, was Ihr wollt. Ich füge mich in Alles. Aber Eins habe ich doch vor Euch voraus."

„Und das wäre?" fragte Julie, merklich erleichtert, und streichelte die Wange der Mutter.

„Daß ich, trotz meiner Blindheit, heller sehe, als Ihr Alle. Wolltest Du nicht schon verzweifeln, als wir ohne Nachricht blieben? Hatte nicht dieser und jener von Euch sein Bedenken? O, ich bemerkte es wohl, wenn es auch nicht laut ausgesprochen ward. Aber ich dachte: mögen sie doch! die Sehenden sind blind und die Blinden sehen. Mit meinem innern Auge sah ich den Sohn vor mir; täglich, stündlich sah ich ihn, und sein heiterer, froher Blick, seine klare Stirn sagten mir stets, daß es ihm wohl gehe und er bald zu mir zurückkehren werde."

Sie ließ sich von Julien in ihre Stube bringen, die dann nach einiger Zeit zurückkam und dem Doctor zuflüsterte:

„O, barmherziger Gott! Was habe ich ausgestanden. Es ging fast über meine Kräfte. Welches Unglück sähen wir jetzt vor uns, wenn ich nicht . . ."

Sie hielt inne. Das Wort „Lüge" wollte nicht über ihre Lippen. Der Doctor verstand sie und sagte:

„Laß Dich das nicht bekümmern, liebe Julie. Diese Unwahrheit bringt Dir Segen. Es war eine fromme Täuschung. Lasse sie auch ferner walten. Es gereicht diesem Hause zum Heil. Aber nun müssen wir vorsichtig sein. Es darf Niemand zur Mutter, der nicht vorbereitet ist. Am besten, man weiset jeden Besuch zurück, dann haben wir nichts zu befürchten. Ich werde das sogleich befehlen. Komm, laß uns mit den Leuten reden."

Beide gingen hinaus. Frau Anmagret und Karsten Bomann wurden in das Vertrauen gezogen. Der Letztere pflanzte sich vor der Thür auf wie ein wüthender Cerberus. Nur in Gedanken schweifte er am Vormittage zu der Flaggentaverne nach Backbord und am Nachmittage nach der Ankerschenke am Steuerbord. Es blieb still in dem Hause des weiland Schiffscapitäns Jens Jakob Eschels.

* * *

Die Leute hatten sich viel zu erzählen. Frau Agathe Eschels war eine gastfreie Wirthin. Wenn auch selbst zur Abgeschiedenheit verurtheilt, gönnte sie doch Andern die ungetrübteste Heiterkeit und suchte Alles hervor, um diese zu fördern und zu mehren, damit ihr Herzblatt, die Julie, den Schmerz der Trennung von ihrem Verlobten weniger empfände.

Die Anordnungen, welche Julie in Gemeinschaft mit dem Doctor traf, konnten ihr in ihren Folgen nicht verborgen bleiben. Es fiel ihr auf, daß das Haus plötzlich vereinsamte. Der Doctor war mit der entschiedenen Erklärung zur Hand, daß er dies befohlen habe, und daß es dabei sein Bewenden hätte. Er sei dem Sohne für die Gesundheit seiner Mutter verantwortlich, darum müßte man seine Befehle pünktlich ausführen und sich nicht die geringste Ausnahme gestatten.

Frau Agathe ließ es sich gefallen, aber nur unter der Bedingung, daß Julie dadurch nicht beeinträchtigt werde. Dürften die Freunde nicht zu ihr kommen, solle sie zu den Freunden gehen. Das mußte sie ihr versprechen und halten.

Darum hatten die Leute sich viel zu erzählen. Cousine Flint kam auf einer ihrer rastlosen Morgenwanderungen zu einer gleichgesinnten alten Freundin, die in dem Hause des Hafenmeisters bekannt war und den vorhergehenden Abend bei der Familie desselben zugebracht hatte.

„Es ging wohl recht lustig her?" fragte Cousine Flint und schaute ärgerlich darein, weil sie von dieser Lustigkeit, wie von so mancher andern ausgeschlossen war.

„Das kann Sie sich denken!" lautete die Antwort. „Die Hafenmeisters sind gastfreie Leute und lassen etwas darauf gehen. Der alte Herr tractirte uns vor dem Zuhausegehen noch mit Ananaspunsch."

„Ananaspunsch!" rief Cousine Flint. „Man denke! Wann kommt das an Unsereine? Ich kenne solche Kostbarkeiten nur vom Hörensagen. Aber Hafenmeisters freilich! — Er war früher Schiffscapitän und hat es im Auslande gelernt. Woher solche Leute es nehmen, ist freilich eine andere Frage. Der Gehalt ist nicht so gefährlich groß und sogenannte Nebeneinkünfte setzt die Stelle auch nicht ab. Da müssen denn die ausländischen Capitäne das Beste thun, wenn sie für ihre Schiffe einen guten Liegeplatz haben wollen. Was wissen die fremden Herren von der hiesigen Hafenordnung?"

„Es waren auch einige solche fremde Leute von der Gesellschaft!" schob die Freundin ein.

„Das sage ich ja! Aber was habe ich damit zu thun!" bemerkte Cousine Flint geringschätzig. „Nun, wer war sonst noch dabei? Mamsell Julie Rettberg vermuthlich?"

„Wo fehlte denn die?" sagte die Freundin. „Ueberall die Erste und die Letzte."

„Und Alles auf Befehl der Mutter!" hohnlachte Cousine Flint. „Sie ist gar nicht dafür. Sie bliebe gern zu Hause. In ihrem Stübchen ist sie am liebsten. Was für eine dumme Gans ist sie, daß sie sich einbildet, man glaube ihr das. Sie stellte sich wohl wieder recht traurig und bekümmert an, damit man sie bemitleiden sollte?"

„Sehr im Gegentheil!" entgegnete die Freundin. „Sie war ein paar Mal sogar ausgelassen. Sie gab neumodische Räthsel auf, spielte auf dem Clavier und sang lustige Lieder dazu."

„Clavierspielen und Liedersingen, wenn der Bräutigam mit Mann und Maus verloren gegangen ist!" sagte Cousine Flint, und gerieth in Gefahr, in dem Eifer ihrer sittlichen Entrüstung die Häkelarbeit der Freundin, wonach sie in der Zerstreuung griff, zu zerzupfen.

Die Bedrohte brachte ihr Eigenthum in Sicherheit und sagte:

„Dafür wurde ihr aber auch rechtschaffen die Cour gemacht von Alt und Jung."

„Das glaube ich!" antwortete Cousine Flint verbissen und schweifte in der Stube auf und ab. Sie blieb an einem dritten Orte nie lange auf derselben Stelle, sondern spähte fleißig umher, ob sich nicht irgend etwas vorfinden wollte, woran sie eine bessernde Hand legen könne. Jetzt trat sie an das Fenster, und als ob sie eine Erscheinung hätte, rief sie laut:

„Da ist sie!"

„Wer?" fragte die Freundin, herbeieilend.

„Sie!" lautete die Antwort, und majestätisch deutete Cousine Flint auf den gegenüberliegenden Bürgersteig:

„Da geht sie! Und wieder im vollen Putz natürlich. Sie kann ja zu Hause kaum warm geworden sein. Also nun auch schon Frühstücksgesellschaften? Vielleicht wieder bei Hafenmeisters? Oder bei einem der fremden Capitäne, die im Hamburger Schifferhause logiren? Nein, was man nicht Alles erlebt!"

Cousine Flint eilte davon, um dem armen Geschöpfe zu folgen, das sie zum Opfer ihrer Zunge ausersehen hatte.

Es war wirklich Julie Rettberg, welche vorüberging, aber nicht um an dem Orte zu erscheinen, wohin die erste Klatschbase der Stadt sie schickte. Sie betrat den Andreaskirchhof und das dort befindliche Predigerhaus, woselbst der Herr Pastor primarius Bellermann wohnte. Der würdige Greis, der sie mit ihrem Geliebten feierlich verlobt hatte, empfing das junge Mädchen, das auch sein Beichtkind war, mit väterlichen Worten und sagte:

„Ich kann mir denken, liebe Tochter, weshalb Du zu mir kommst. Du hast einen Fehler begangen und Dein Gewissen macht Dir Vorwürfe. Herr Doctor Bong hat mir Alles erzählt."

„Ja, ehrwürdiger Herr, ich log und ich log wissentlich!" antwortete Julie, die Augen niederschlagend. „Wie kann ich vor der blinden Frau bestehen, wenn es an den Tag kommt? Und muß es nicht offenbar werden, ehrwürdiger Herr?"

„Wohl ist die Lüge eine Sünde!" sagte Pastor Bellermann. „Durch die Lüge ist alles Unheil in die Welt gekommen. Aber, liebe Tochter, es gibt Fälle, wo das Abweichen von der Wahrheit sich entschuldigen läßt und in dieser Lage hast Du Dich befunden."

Julie sah den Pastor fragend an. Dieser entgegnete mit mildem Lächeln:

„Es scheint Dir vielleicht eigenthümlich, daß ich, als ein Geistlicher, der Lüge das Wort rede, allein ich kann es nicht anders. Du verleugnetest die Wahrheit in einem Augenblicke, wo diese Wahrheit ein geliebtes Leben gefährdet hätte. Es war eine fromme Täuschung. Du wolltest einen guten Zweck erreichen, wenn auch das Mittel ein solches war, das die Moral nicht immer billigen kann."

Der Geistliche sprach noch viel und mancherlei. Julie schied endlich von ihm mit der Beruhigung, um der frommen Täuschung willen, welche sie wagte, nicht von dem Wege abgewichen zu sein, den Pflicht und Ehre ihr vorgezeichnet hatten.

Sie langte zu Hause an. Frau Anmagret kam ihr mit den Worten entgegen, daß die Mutter bereits mehrere Male nach

ihr gefragt und hinzugesetzt habe, ob denn noch immer kein Brief von dem Sohne angelangt sei.

„Was konnte ich anders sagen als Nein?“ klagte die Alte und Karsten Bomann fuhr dazwischen:

„Wo, zum Teufel, soll ein Brief herkommen, wenn der Capitän mitsammt seinem Schiffe am Caplande verunglückt ist?“

Julie war zur Mutter geeilt und Frau Anmagret sagte:

„Wenn die Frau keine Nachricht bekommt, stirbt sie uns hin, also muß Rath geschafft werden. Wenn ich nur schreiben könnte...“

Dies Wort der alten Frau fuhr dem lahmen Seemann vor die Stirn:

„Was schwatzt Sie? Wenn Sie nur schreiben könnte! Nun, was dann? Wollte Sie vielleicht?“ —

Der Alte schwieg. Frau Anmagret sagte:

„Freilich wollte ich — es wäre ja eine gute Sache.“

„Blixum!“ rief Karsten Bomann. „Ein Bramleesegelfall wollte ich eher einscheren, als so etwas herausspintisiren. Und doch — wenn man einem Menschen damit das Leben wiedergeben kann... In einer halben Stunde kommt der Doctor. Der wird die Geschichte schon spitz kriegen. Frau Anmagret, ich fange an, mich vor Ihr zu fürchten. „Wenn ich nur schreiben könnte!“ hat Sie gesagt. Was würde Sie nun erst sagen, wenn Sie das Schreiberhandwerk wirklich verstände?“

Frau Anmagret war über das Erschrecken ihres alten Hausgenossen noch mehr erschreckt als dieser selbst und mit Herzklopfen harrte sie auf die Ankunft des Doctors, der auch nicht auf sich warten ließ.

Julie hatte die Mutter, die sich in einer großen Aufregung befand, nur mit Mühe zu beruhigen vermocht. Als endlich der Doctor eintrat, sagte Frau Agathe zu diesem:

„Es ist auch heute kein Brief da!“

„Wer kann das wissen!“ entgegnete dieser; „die Post ist noch gar nicht ausgegeben. Sie muß unterwegs Malheur gehabt haben, denn als ich in das Haus trat, fuhr sie erst bei dem Posthause vor.“

Julie sah den Doctor befremdet an, denn sie hatte es wohl bemerkt, daß der Briefträger längst vorübergegangen war. Der Doctor machte ihr ein nicht mißzudeutendes Zeichen, und fing von andern Dingen zu sprechen an. Die Minuten strichen tödtlich langsam vorüber. Da plötzlich rief er, an das Fenster tretend:

„Habe ich es nicht gesagt? da ist er! Der Briefträger, meine ich. Er geht grade auf das Haus zu.“

Julie zitterte. Sie sah nichts.

Frau Agathe sagte ebenfalls nichts. Aber man sah es ihr an, daß sie sich in größter Aufregung befand.

Die Thür öffnete sich. Von dem Karsten Bomann wurden nur das Gesicht und der Arm sichtbar:

„Da ist ein Brief! Er wurde eben abgegeben.“ Gesicht und Arm verschwanden.

„Ein Brief!“ schrie Frau Agathe auf. „Ist er von ihm?“

„Wir werden es gleich sehen!“ sagte der Doctor, der denselben in der Hand hielt. „Das Postzeichen ist Capstadt.“

„Von dort her war ja auch die Zeitungsnachricht!“ sagte die Mutter. „Gebt mir den Brief, Ihr Leute! den Brief meines Sohnes, damit ich ihn an mein Herz drücken kann.“

Sie empfing ihn, preßte ihn an sich und ließ ihre Lippen darauf ruhen; dann aber sagte sie traurig, indem sie die Hand sinken ließ:

„Aber lesen kann ich ihn nicht. Das mußt Du thun, liebe Julie.“

„Wie kann ich...?“ antwortete diese, in der Rede stockend.

„Freilich wohl!“ sagte die Mutter. „Dir stehen gewiß die Augen voll Thränen, Du gutes Herz.“

„Her damit!“ rief der Doctor. „Das junge Seeungeheuer wird ja nicht solche Krakelfüße malen, daß man sie nicht entziffern kann.“

Er entfaltete ihn und las:

„Liebe Mutter!“

„Lieber, lieber Sohn!“ sagte Frau Agathe innig. „Mich nennt er zuerst. Er weiß es wohl, wie unentbehrlich er diesem Herzen ist. Sei ihm nicht böse, liebe Julie, daß er mich zuerst nennt.“

Julie weinte in der That. Sie stand erschrocken vor dieser neuen Täuschung. Der Doctor gab nicht auf sie Acht, sondern fing wieder an:

„Dir und meiner theuren Julie meinen herzlichsten Gruß und die Versicherung meines vollkommenen Wohlseins. Ueberhäuft von

Geschäften und da das Postschiff soeben absegeln will, kann ich wenig mehr als diese Zeilen schreiben. Wir haben in der letzten Zeit viele Stürme gehabt, die an dieser Küste zu Hause sind, aber die „Schwalbe“ ist ein gutes Fahrzeug, welches sich tüchtig bewährt hat, und mit einigen leichten Havarien davongekommen ist. Liebe Mutter, ich denke täglich und stündlich an Dich und an meine Julie und wünsche, daß es Euch so wohl gehen möge, als ich es nur immer wünschen kann. An eine baldige Heimkunft ist nicht zu denken, da ich nach China versegeln soll und darum wird auch sobald kein Brief wieder von mir eintreffen. Aber behaltet nur guten Muth. Gott wird meine Bitten erhören und mich beschützen, damit ich Euch gesund wiedersehe und Euch umarme als Euer treuer

Wilken Eschels.“

„O Gott! Ich danke Dir!“ rief die Mutter. „Aus tiefstem Herzen danke ich Dir. Und auch bei Ihm bedanke ich mich für das Vorlesen. Er muß es nach einer Weile nochmals thun. Ich bitte Ihn darum. Julie! wo bist Du? Freust Du Dich denn auch recht?“

„Ja, liebe Mutter!“ entgegnete sie. Thränen erstickten ihre Stimme. Sie warf sich vor Frau Agathen in die Knie und umschlang sie mit beiden Armen.

„Das gute Kind! Wie aufgeregt sie ist. Lese Er noch einmal den Brief, Doctor, das wird sie beruhigen.“

Der Doctor that es und sagte dann, nach dem Hute greifend:

„Ich will doch den Brief mitnehmen, um ihn dem Cornelis Dultz zu zeigen, wenn derselbe etwa keine Nachricht empfangen haben sollte. Guten Morgen.“

Julie hatte sich erhoben und folgte ihm: „Um Gotteswillen! Was war das?“

„Ein Gewaltstreich!“ sagte der Doctor. „Er ist gelungen und wird die gute Wirkung nicht verfehlen.“

Als Julie in die Stube zurückging, empfing die Mutter sie mit strahlender Heiterkeit:

„Wo sind nun alle Eure Befürchtungen? Wo ist Eure Noth, Eure Sorge? Zerstreut, verflogen, wie der Nebel im Sonnenscheine. O, Ihr Sehenden, wie seid Ihr manchmal blind und könnt nicht fassen und erkennen, was das Auge der Blinden schaute und erkannte, das innere Auge, welches weit hinausreicht über See und Land. Du wirst noch sehr glücklich sein, liebe Julie.“

Sie umarmten sich herzinnig, die beiden Frauen.

* * *

Cornelis Dultz hatte allerdings Nachrichten empfangen, wenn diese auch nicht mit denen übereinstimmten, die der Doctor der Frau Agathe aus dem Briefe mittheilte, der aus der Capstadt angekommen sein sollte.

Der Agent, den Boje Elfers in Hamburg bestellt hatte, that seine Pflicht. Er sammelte mit gewissenhaftem Fleiße alle Nachrichten, die sich auf den jungen Capitän Wilken Eschels und auf das ihm anvertraute Schiff bezogen und säumte nicht, sie mit umgehender Post abzusenden. Der Empfänger hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als sie auf alle Weise bekannt zu machen. Die Luft war, so zu sagen, mit verhängnißvollen Gerüchten geschwängert. Cornelis Dultz athmete schwer und bang.

„Nun wird es zusammenbrechen!“ sagte er in dumpfem Grolle vor sich hin. „Alle meine Mühen und Sorgen, alle Opfer, die ich seit Jahren brachte, waren vergeblich. Ich bin nicht im Stande, meine Verpflichtungen zu decken. Und wenn ich es nothdürftig vermag, bleibt mir kein Raum, wo ich mein müdes Haupt niederlegen, kein Stück Brot, womit ich mich sättigen kann. Mir bleibt nichts übrig, als eine Stelle in dem Hospital, das ich selbst gründen half, oder der weiße Stock....“

Der Mann hatte sich so aufgeregt, daß er nicht Maß noch Ziel zu halten vermochte. Seine Gedanken wurden wirr und wüst. Das Unglück, welches, nicht unverschuldet, über ihn kam, machte ihn hart und ungerecht. Seine angeborene Gutmüthigkeit wurde überwuchert von dem finstern Groll, der wie wildes Unkraut emporschoß.

„Aber ich werde nicht allein dulden. Andere sollen auch empfinden, was ich leiden muß!“ fuhr er in seinem Zorne fort. „Hat mich der Sohn in das Unglück gebracht, soll mir die Mutter dafür büßen. Sie ist wohlhabend. Ihr Geld und Gut hat sie von ihrem Manne, der es in meinem Dienste erwarb. Sie soll die groben Fehler ihres Sohnes gut machen und die baaren Summen decken, die ich dem Leicht-

sinnigen mit auf den Weg gab. Was kümmert es mich, daß sie dadurch in Noth geräth? Jeder ist sich selbst der Nächste. Ich habe die Handschrift ihres Sohnes und wenn sie nicht will, daß sein guter Name verloren geht, muß sie dieselbe einlösen. Meine Ehre steht auf dem Spiele. Soll ich sie verloren geben, um das Vermögen eines Dritten zu retten? Nimmermehr."

Inmitten dieser bösen Stimmung, welche die ganze Natur eines Ehrenmannes mit einem Schlage umwandelte, erschien Boje Elfers, der sich unter keiner Bedingung hatte abweisen lassen. Der Kaufmann fuhr auf den Eintretenden los und schrie ihn an, daß er sich zum Teufel scheren sollte. Boje Elfers hielt dem ersten Stoße tapfer Stand und sagte dann:

„Thue Er mir den Gefallen und gebe Er es gnädig. In dieser Stunde ist Er zwar noch der Herr hier, aber sobald ich will, ist Er es in der nächsten nicht mehr und dann lasse ich Ihn sich zum Teufel scheren."

„Was untersteht Er sich?"

„Was ich mich unterstehen darf. Habe da einige Papiere an mich gebracht, die, an der rechten Stelle vorgelegt, Ihm seinen Koller bald vertreiben und Ihn zahm machen werden."

„So lange ich noch der Herr im Hause bin, werde ich mich darin behaupten," entgegnete Cornelis Dultz heftig. „Was nachher kommt ...."

„Leute in Seiner Lage thun immer gut daran, still und bescheiden zu sein; sie kommen damit allewege weiter, als mit der Grobheit. Das thue Er auch. Versuche Er es einmal, mich einen Augenblick ruhig anzuhören und wir werden als gute Freunde scheiden."

Cornelis Dultz entgegnete nichts darauf, allein er wehrte es nicht, daß Boje Elfers in aller Behaglichkeit in seinem Lehnstuhle Platz nahm und setzte sich auf dessen Einladung ihm gegenüber. Boje Elfers ließ seine Augen auf dem Opfer ruhen, das er, wie er meinte, zu verschlingen im Stande war, sobald er es nur wollte, und als er dasselbe in die ihm nöthig scheinende Stimmung versetzt glaubte, sagte er:

„Es hat Jedermann seine kleinen unschuldigen Neigungen, und je schwerer es ihm wird, diese zu befriedigen, um so eifriger ist er darauf versessen. So geht es mir mit der kleinen Julie Rettberg. Ich will sie nun einmal zur Frau haben und setze Alles daran, sie zu erhalten. Seine „Schwalbe" ist hin .... Thue Er mir den Gefallen, Cornelis Dultz, und sitze Er stille! Es kommt gleich besser!"

Der aufgeregte Kaufmann war nur schwer zu bewegen und Boje Elfers fuhr fort:

„Ich sage also, die „Schwalbe" ist hin, aber es ist auch gewiß, daß eine Schwalbe keinen Sommer macht. Mir schaffte dieser Umstand den Wilken Eschels vom Leibe und die Julie ist ihren Bräutigam losgeworden. Sie ist frei und wird es nun wohl etwas billiger geben. Darum bin ich hierher gekommen, um Ihn zu meinem Freiwerber zu machen."

„Ist Er toll?" rief Cornelis Dultz aufspringend.

„Ich glaube nicht!" entgegnete Boje Elfers, der ruhig sitzen blieb. „Und Er glaubt es auch nicht, wenn ich hinzusetze, daß ich, wenn Er das Geschäft, das ich Ihm antrage, glücklich ausführt, nicht allein mit meiner Forderung warte, sondern auch Bürgschaft und Vorschüsse leisten will, damit Er sich wieder klar machen kann. Das ist ein Vorschlag in Güte. Ueberlege Er es sich und lasse Er mir heute Nachmittag Bescheid sagen, ob Er zu Frau Agathen gehen wird. Ich komme dann dahin nach."

Boje Elfers empfahl sich und ließ den Kaufmann nicht in der allerbesten Laune zurück.

Um die Nachmittagsstunde war es, als Karsten Bomann aus der Flaggentaverne zu Hause kam und weidlich mit der Frau Anmagret zu zanken begann. Es war ein für alle Mal zwischen ihnen und dem Doctor ausgemacht, daß Niemand zu Frau Agathen gelassen werden solle, damit die Täuschung mit dem Briefe nicht an den Tag käme. Und nun hatte sie den Cornelis Dultz doch hineingelassen und Mamsell Julie sei nicht einmal zu Hause.

„Was kann ich dafür?" entgegnete Anmagret, die sich tapfer wehrte. „Gewalt geht vor Recht. Er sitzt schon eine ganze Stunde darin und was er vorbringt, mag nicht viel nutz sein; mindestens schreit er laut genug, das muß man sagen."

Die beiden Alten beriethen sich mitein-

ander, was in diesem Falle zu thun wäre, und als sie mit sich einig waren, es möchte vielleicht gut sein, den Doctor von dem Allen in Kenntniß zu setzen, war Karsten Boman auch schon auf dem Wege dahin.

Cornelis Dultz hatte sich in seinem Unmuth rückhaltlos ausgesprochen und nichts geschont. Er legte seine Ansicht klar und offen dar und stellte nun der alten Frau die Frage, ob sie ihre Julie dem Boje Elfers zur Frau geben und in ihrem Wohlstande bleiben wolle, oder ob sie es vorziehe, von Haus und Hof zu gehen, um die Schulden des Sohnes zu decken und von der Gnade ihrer Verwandten zu leben.

Frau Agathe saß bleich und zitternd dem aufgebrachten Manne gegenüber. Es war Niemand gegenwärtig, der ihr hätte hilfreich zur Seite stehen können. Sie streckte flehend die Hände vor sich hin und bat mit zitternder Stimme:

„Sei Er barmherzig!“

„Wer ist barmherzig mit mir?“ entgegnete der Kaufmann mürrisch. „Wenn es an die Ehre und an das Leben geht, wehrt sich Jeder, so gut er kann.“

„Er hat mir harte Dinge von meinem Sohne und von der armen Julie gesagt,“ jammerte die trostlose Mutter. „Er will mich glauben machen, daß mein Sohn das Schiff verloren habe, daß er selbst umgekommen und an Ihm zum Betrüger geworden ist. Schäme Er sich einer alten hilflosen Frau gegenüber der Lüge! Ich weiß es besser. Der Wilken Eschels lebt und wird Ihn zur Rechenschaft ziehen für den Schimpf, den Er ihm anthut.“

„Ich bin nicht zum Lachen gestimmt in meiner Lage,“ sagte Cornelis Dultz. „Aber bei solchen Worten ist es schwer zurückzuhalten. Was weiß Sie und was kann Sie wissen in Ihrer Lage? Nichts, als was die Leute Ihr vorschwatzen, um Ihr zu Willen zu sein! Ich sage Ihr, daß Schiff und Ladung hin sind und daß ich dadurch nahe am Bankerott stehe. Ich sage Ihr, daß ich Ihrem Sohne eine große Summe Geld anvertraute, die auch verloren ist, und daß ich Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, um zu meinem Rechte zu gelangen.“

„Spreche Er nicht weiter!“ sagte Frau Agathe und ihre Wangen rötheten sich. „Schäme Er sich, das einer armen Frau in meiner Lage zu bieten! Er steht dem Bilde eines Mannes gegenüber, der Sein Freund war und der Ihm treu beistand in schweren, bösen Tagen. Es ist die Frau und der Sohn dieses Freundes, die Er jetzt beschimpft. Möge Ihm das nicht einmal schwer auf dem Gewissen lasten.“

„Um der Wunden Christi willen, was geht hier vor?“ rief Julie, die in die Stube trat, in nicht gewöhnlicher Aufregung. „Mutter, liebe Mutter! Was ist geschehen?“

„Komm' zu mir, mein Kind!“ entgegnete die Mutter fest. „Man will Dich mir rauben. Man will Dich verkaufen und verhandeln. Aber ich werde Widerstand leisten. Ich gebe es nicht zu, daß Du den Eid brichst, den Du meinem Sohne schwurst, und Dich einem andern Manne hingibst.“

„Welches neue Schreckniß ist dies?“ fragte Julie voll Angst. „Besinne Dich, daß ich von nichts weiß. Wer darf es wagen, über meinen Willen zu gebieten?“

„Ich habe das gethan, Mamsell!“ sagte Cornelis Dultz, „und glaube mein Thun verantworten zu können. Ich will Niemand verkaufen, noch verhandeln. Ich will nur eine verdorbene Sache gut machen, so viel ich kann, so daß Jedem geholfen wird, so viel es möglich ist. Wenn Sie also der Vernunft Gehör geben will, merke Sie auf das, was ich Ihr zu sagen habe.“

„Ich will hören!“ sagte Julie leise und Cornelis Dultz eröffnete ihr die ganze Lage der Sache, nebst der Vermittlung des Boje Elfers und die Bedingung, die derselbe an seine Hilfe knüpfte. Dann aber sagte er:

„Wenn Sie klug ist und Ihre Pflegemutter retten will, nimmt Sie an, was Ihr geboten wird. Daß Ihr Verlobter verloren ist, davon ist Sie überzeugt. Daß ich, wenn Sie sich weigert, meine Rechte wahrnehme, davon kann Sie eben so fest überzeugt sein. Dann ist die alte blinde Frau da eine Bettlerin und Sie kann sich mit dem Spinnrade durch die Welt helfen. Darum ist es besser, eine Abneigung zu bekämpfen und einen Mann zu nehmen, der Ihr ein behagliches Leben sichert . . .“

„Das verbiete ich Dir!“ sagte Frau Agathe mit voller Energie. Es war fast verwundersam anzuschauen, als sie hoch aufrecht dastand, die starren glanzlosen Augen fest auf den Kaufmann gerichtet. „Du bist meines Sohnes Braut und sollst

es bleiben, damit Du keinen Meineid begehst und nicht vor Scham und Schande vergehen mußt, wenn er kommt und sein Recht von Dir fordert. Und er wird kommen, sage ich Dir, so wahr, als ich hier stehe und Gott bitte, daß er Dich erleuchten möge, damit Du nicht irrest mit sehenden Augen. Ich, die Blinde, sage Dir, daß Dein Verlobter lebt!"

Julie war außer aller Fassung. Voll Angst blickte sie auf den Kaufmann, der finster grollend auf eine Antwort harrte. Voll Angst blickte sie auf die zürnende Mutter, fürchtend, daß diese der unnatürlichen Aufregung erliegen werde.

Da kam der Retter. Karsten Bomann hatte den Doctor gefunden und brachte ihn in das Haus. Dort erschien auch Boje Elfers, der sich den Bescheid auf seinen Antrag holen wollte, weil er zu ungeduldig war, um die Rückkehr des Kaufmanns zu erwarten. Der Doctor untersagte den Eintritt, als er aber vernahm, wer bereits drinnen sei, lief er eiligst in die Stube, ohne darauf zu achten, daß Jener ihm folgte, und fragte eintretend:

„Was geht hier vor?"

„Er wird es gleich hören!" sagte der Kaufmann. „Nun, Mamsell Rettberg, was wird Sie thun? In Ihrer Hand liegt die Entscheidung. Hier bin ich mit meiner begründeten Klage und Sie kann versichert sein, daß ich nicht einen Strich davon abweiche. Dort steht der Mann, der Ihr seine Hand zur friedlichen Ausgleichung bietet. Dort steht Ihre Mutter . . . ."

Julie war bleich wie Marmor. Sie sah der Reihe nach auf Cornelis Dultz, auf Boje Elfers und auf ihre Mutter, zu welcher der Doctor getreten war, der sie mit seiner Hand stützte. Ihre Gestalt bebte. Sie strengte sich an zu reden, allein die Sprache versagte ihr den Dienst und leise wimmernd sank sie zu Boden.

„Da haben wir's!" rief der Doctor, erschreckt herbeieilend. „Herr! Ich mache Ihn von Amtswegen verantwortlich, daß Er muthwillig zwei Menschenleben in Gefahr bringt! Julie! Kind! Erhole Dich."

„Zu mir! Zu mir!" rief Frau Agathe, die Arme ausstreckend und Julie, von dem Doctor unterstützt, wankte zu ihr. Beide hielten sich fest umschlossen.

Unterdessen war ein ältlicher Mann im abgeschabten Rocke erschienen, der bei dem Boje Elfers die Stelle eines Schreibers und Ausläufers versah. Er hielt einen Brief in der Hand und nahte sich seinem Principal so vorsichtig, daß dieser fast erschrak, als Jener ihn am Aermel zupfte.

„Was will Er hier? Was untersteht Er sich?"

„Hätte es auch nicht gewagt zu stören," antwortete Jener verlegen. „Aber es ist eine Staffette angekommen, eine Staffette, direct von Hamburg. Und weil es der Herr Principal seit einiger Zeit mit Hamburg groß vorhaben, dachte ich . . ."

„Von Hamburg!" rief Boje Elfers und griff hastig nach dem Briefe. „Nun werden wir klar sehen und es wird der letzte Zweifel schwinden. Aufgemerkt!"

Alle waren in großer Spannung und der Kaufmann rief ihm zu:

„Lese Er laut! Laut und deutlich!"

Boje Elfers riß das Siegel auf und las:

„Da Ew. Edeln ein so großes Interesse an dem Schiffe „die Schwalbe" nehmen, habe ich jede Nachricht, die ich erhielt, pünktlich gemeldet. Dieselben waren leider traurigen Inhaltes und darum ist es mir doppelt angenehm, daß ich heute das grade Gegentheil mittheilen und auf das Bestimmteste versichern kann, daß alle jene Gerüchte falsch sind . . ."

Boje Elfers verstummte. Das Blatt entsank seiner Hand. Der Doctor sprang schnell herzu, griff nach dem fallenden Briefe und sagte:

„Wenn es Ihm grün und gelb vor den Augen wird, kann ich Ihm die Mühe des Lesens abnehmen. Er braucht dann bloß zu hören."

Rasch überflog er den Brief und las dann mit steigender Freude:

„Das genannte Schiff ist gestern mit Tagesanbruch aus See in Cuxhafen und mit günstigem Westwinde gegen Abend an die Stadt gekommen. Von schweren Stürmen bei Cap Horn erfaßt, ist das Schiff aus seinem Cours getrieben und an eine unwirthbare Küste verschlagen. Bei der Landung wurde der Capitän von seiner Botmannschaft getrennt und von den Wilden gefangen gehalten. Dies hat die Veranlassung zu den verschiedenen falschen Gerüchten gegeben. Endlich ist es mit List und Gewalt gelungen, den Capitän zu befreien und nach der Capstadt abzusegeln.

Um die Besorgnisse seiner Familie und seines Rheders zu zerstreuen, hat Capitän Wilken Eschels sofort Extrapostpferde bestellt . . . ."

„Hurrah!" rief Karsten Bomann, der unbemerkt mit der Frau Anmagret eingetreten war und die Alte umhalsend, sagte er:

„Für die Botschaft bekommt Sie einen Kuß."

Julie, die mit den wechselvollsten Empfindungen dem Doctor zugehört hatte, klammerte sich an diesen, indem sie flüsterte:

„Doctor! Lieber Doctor! Ist das wieder ein Lügenbrief?"

„Nein, Kind! Das ist die lautere, reine Wahrheit!" entgegnete dieser. „Und wir können den Mann, der sie uns verkündete . . ."

Er sah sich überall um. Boje Elfers hatte sich in der Stille entfernt.

„Der ist fort!" lachte der Doctor vergnügt in sich hinein. „Hoffentlich kommt er so bald nicht wieder. Kinder! Wir wollen ein Loblied singen und aus voller Brust einstimmen:

Nun danket Alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen!

Aber da steht noch Jemand . . . Herr Cornelis Dultz! Was meint Er dazu?"

„Mir fehlen die Worte zu dem, was ich sagen möchte. Ich stand vor der Welt wie ein Verbrecher, der für überwiesen galt und zum Tode geführt wird, während ich mich doch völlig unschuldig fühlte. Da brach sich der Unmuth Bahn. Ich will jetzt nichts sagen und nichts thun. Hoffentlich sprach dieser Brief in Allem die Wahrheit, und dann findet sich ja wohl Gelegenheit, das Schlimme vergessen zu machen und zu versöhnen.

Er ging. Julie hielt die Mutter fest umschlossen und sagte zu ihr:

„O des nicht mehr gehofften Glückes! Wie fing dieser Tag so trübe an und wie sonnig neigt er sich zu Ende. Der Todtgeglaubte ist erstanden. Er wird zum neuen Leben geboren."

„Du bist eine kleine Schwärmerin, meine liebe Julie!" sagte die Mutter und küßte sie. „O über Euch Sehenden. Von welchen Leidenschaften werden Eure Augen geblendet, daß sie irren, als wäre dichte Finsterniß um Euch her. Ich lebte in dem frommen Glauben, daß der barmherzige Gott eine arme blinde Frau nicht so schwer heimsuchen und ihr den Sohn nehmen würde, der ihre einzige Stütze ist. Darum sah ich ihn mit meinem innern Auge und blieb glücklich und heiter. Aber Kind, was ist das für ein Lärmen draußen? — Das ist gewiß der Karsten Bomann, der sich in seinem Uebermuth nicht zu lassen weiß. Geh', Kind, und gib ihm — — Nein, gib ihm nichts; setze ihn vielmehr auf halbe Ration, sonst macht er die ganze Nachbarschaft rebellisch."

* * *

„Trara! Trara!" klang es nach ein paar Stunden, als die Sonne mit ihren letzten Strahlen die Wasser der Bai vergoldete. Noch nie hatte ein Posthorn so lustig durch die Straßen geschmettert als dieses. Die Fenster flogen auf und die jungen und alten Neugierigen sahen in einer leichten Calesche den Capitän Wilken Eschels, kräftiger und wettergebräunter, als da er vor zwei Jahren fortsegelte. Aber es war dasselbe offene Gesicht, dasselbe hellblinkende Auge, das vor Freude strahlte. Er grüßte nach allen Seiten hin, und als er den Karsten Bomann erblickte, der die Treppenstufen herabkletterte und dem Wagen entgegenhumpelte, erhob er sich und schwenkte mit dem Hute, wie der Seemann zu thun pflegt, wenn er endlich die langersehnte Küste vor sich auftauchen sieht.

Mit einem Sprunge war der junge Capitän aus dem Wagen und in das Haus hinein. Schließe die Thür, Karsten Bomann, damit keine unberufene Neugier die heilige Freude des Wiedersehens störe.

* * *

Wiederum waren vier Wochen vergangen. Feierliches Geläute klang von dem Thurm der Andreaskirche und diese war mit andächtigen Zuhörern angefüllt. Im vollen Ornate stand der würdige Pastor primarius Bellermann am Altare und vor ihm kniete ein glückliches Paar.

Als das Gelübde der Treue gewechselt und der Bund der Herzen feierlich geweiht war; als die Verwandten und Freunde das junge Paar glückwünschend umdrängten, fragte die vor innerer Glückseligkeit strahlende Mutter die Dienerin, auf welche sie sich stützte: „Anmagret, sind wir denn Alle da? Alle miteinander?"

„Ja, Frau! Sie sind Alle hier. Es fehlt Keiner!“ antwortete die alte Magd schluchzend.

Da streckte die Mutter die Hand aus und sagte laut, daß Alle es hörten:

„Cornelis Dultz, ist Er auch hier?“

„Ja, Frau Agathe Eschels, hier bin ich,“ sprach der Kaufmann.

„Er hat mich schwer gekränkt, Cornelis Dultz, durch Seinen Unglauben an meines Sohnes Treue und daß Er dessen Braut von ihm abwendig machen wollte. Er hat sich mit dem Wilken ausgeglichen und Ihr seid gute Freunde wie zuvor. Ich aber konnte bisher kein Herz wieder zu Ihm fassen. Der Schlag, den ich von Ihm erhielt, schmerzte zu sehr. Hier aber im Gotteshause, vor dem Altar, wo ich einst mit meinem lieben seligen Herrn getraut wurde und wo jetzt auch mein Sohn sein schönstes Glück empfing, kann ich meinen Groll nicht länger auf dem Herzen behalten. Nehme Er die Hand, die ich Ihm biete. Es ist Alles vergeben und vergessen. Die Wittwe Seines Freundes Jens Jakob Eschels hat dasselbe Herz für Ihn wie früher und ich sehe — ja, ja, ich sehe es Ihm an, ich fühle es an dem Zittern seiner Hand, die ich eben jetzt erfasse, daß auch Er gesonnen ist, wie ich es bin.“

„Ein Stein fällt von meinem Herzen!“ sagte der Kaufmann. „Das walte Gott!“

„Amen!“ schloß der Pastor, der zu der Gruppe getreten war.

In wehmüthig freudiger Stimmung verließ die Versammlung den Tempel des Herrn.

Neue Beiträge zur
Geschichte der russischen Diplomatie.

Von

F. Bodenstedt.

Seit Peter der Große mit eiserner Hand Rußland nach Europa vorgeschoben, zu gleicher Zeit sein asiatisches Hinterland erweiternd und dem rasch wachsenden Riesenstaate mit weitsehendem Blicke seine Ziele steckend, die er — unbeirrt durch den Wechsel der Regierungen — langsam, aber ausdauernd und hartnäckig verfolgt, ist es einzig und allein seine Diplomatie gewesen, durch welche Rußland sich andern Völkern überlegen gezeigt hat und der es seine wichtigsten Erfolge verdankt.

In Kunst und Wissenschaft, welche nur da recht gedeihen, wo man sie um ihrer selbst willen pflegt und, um die Göttin freiend, nicht das Weib sucht, sind die Russen bis heute weit hinter allen Culturvölkern zurückgeblieben; in der Diplomatie hingegen stehen sie Allen voran.

So lange die Censur und drückende Verhältnisse aller Art freie Forschung und ein reges wissenschaftliches Leben unmöglich machten, war es ganz natürlich, daß viele der begabteren Geister in Rußland sich vorzugsweise der diplomatischen Carriere zuwendeten, welche ihnen am meisten Aussicht bot auf Genuß, Einfluß und Belohnung, und ihrem Ehrgeize die ganze Welt öffnete. Dazu kommt, daß die Russen für das, was den Diplomaten ausmacht, von Haus aus eine ganz besondere Befähigung mitbringen.

Sie eignen sich leicht fremde Sprachen an, sind feine Beobachter, früh geübt in Verstellung und Selbstbeherrschung, verschlagen, gewandt und von wunderbar schneller Auffassung schwieriger und verwickelter Verhältnisse. Diesen persönlichen Vorzügen dient die große traditionelle Politik ihres Landes, deren Grundgedanke und Ziel immer dieselben bleiben, zugleich als Hebel und Rückhalt. Außerdem sind sie, wie zweifelhaft auch sonst ihre sittlichen Grundsätze sein mögen, durchweg glühende Patrioten, denen Glanz, Ruhm und Größe ihres Vaterlandes über Alles geht.

So erklärt sich leicht ihr Uebergewicht über andere — besonders über deutsche Diplomaten, die selten recht wissen, was sie eigentlich sollen und noch seltener im Stande sind, etwas energisch durchzusetzen, weil ihnen aller einheitliche nationale Rückhalt fehlt. Am einleuchtendsten zeigt sich das bei der Betrachtung der Geschichte des letzten Decenniums des vorigen und des ersten Decenniums dieses Jahrhunderts.

Wir wollen die Einzelheiten jener für uns so schmachvollen Zeit, die wohl jedem guten Deutschen tief genug in's Gedächtniß gebrannt ist, hier nicht auffrischen, sondern heute die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen russischen Diplomaten lenken, der unter Katharina II. eine der hervorragendsten Rollen spielte. Dieser Diplomat ist Graf

Arkady Iwanowitsch Morkoff,*) ein Mann, der während der letzten Decennien des vergangenen Jahrhunderts im Vordergrunde der Ereignisse stand, dessen Name jetzt aber beinahe vergessen ist. Es wird seiner oft genug von Schlosser, Häusser, Sybel, sowie den französischen Historikern der Revolutionszeit Erwähnung gethan, allein es fehlte bis jetzt an zuverlässigen biographischen Notizen über ihn, sowie an einem zusammenfassenden Bilde seiner staatsmännischen Thätigkeit.

Diesem Mangel ist in neuerer Zeit abgeholfen durch eine umfangreiche Arbeit von Peter Barténjeff, der bei seinen Aufzeichnungen unmittelbar aus den Quellen (officiellen Actenstücken und Familienpapieren) schöpfte und seinen Gegenstand mit liebevollem Fleiße behandelt hat. Obwohl er selbstverständlich ganz auf dem russischen Standpunkte steht, scheint er es doch mit besonderer Sorgfalt vermieden zu haben, Dinge hervorzuheben oder auch nur anzudeuten, welche das deutsche Gefühl verletzen könnten, wozu sich, nebenbei gesagt, ungesucht Veranlassung genug geboten hätte, denn in den Depeschen, welche Morkoff an die preußische Regierung richtete (während ihr Vertreter in Petersburg, Graf Golz, so gut wie gar nicht beachtet wurde), kommen so starke, den König persönlich beleidigende Ausdrücke vor, daß ein schlichter Unterthanenverstand es heute noch nicht begreifen kann, wie ein Nachfolger des großen Friedrich sich dergleichen ruhig gefallen lassen mochte. Doch, wie gesagt, der russische Historiker hat diese Dinge mit großer Delicatesse übergangen und wir wollen sie deshalb hier auch nicht erörtern, sondern uns darauf beschränken, einen möglichst erschöpfenden Auszug aus den Aufzeichnungen des Herrn Barténjeff zu geben. Der Gegenstand ist interessant genug, um die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Lesers zu fesseln und zugleich wird dem Historiker von Fach hier neues Material zur Geschichte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboten.

Die Einleitung, in welcher der Verfasser nachweist, daß das Geschlecht der Morkoff in Rußland schon seit vierhundert Jahren eine historische Bedeutung habe, können wir füglich überspringen, da die darin gegebenen Details für deutsche Leser ohne Interesse sind und Herr Barténjeff das ausführliche Geschlechtsregister der Morkoff hauptsächlich nur deswegen zu Tage fördert, weil er annimmt, daß die fremden Historiker, und besonders Schlosser (in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts), durch ihre Angabe, Morkoff sei aus niederm Stande entsprossen (Schlosser sagt, er habe sich aus dem Bauernstande zum ersten Range emporgeschwungen, VI, 126), einen Makel auf den Namen des russischen Staatsmannes werfen wollten.

Wir können Herrn Barténjeff versichern, daß seine Vermuthung eine völlig irrige ist, denn obgleich das Zauberwort: „La carrière ouverte aux talens!“ wodurch der erste Napoleon so mächtige Erfolge errungen, in Deutschland bis heute nur ein frommer Wunsch geblieben, so gibt es doch keinen nennenswerthen deutschen Historiker, der die Erfüllung dieses frommen Wunsches nicht von ganzem Herzen ersehnte, und wenn bei uns z. B. von einem Scharnhorst gesagt wird, sein Vater sei ein hannoverscher Bauer gewesen, so geschieht das nur, um die Verdienste des Sohnes in ein desto helleres Licht zu stellen.

Graf Arkady Iwanowitsch Morkoff, geboren zu Moskau 6. Januar 1747, stammte aus einer altrussischen Adelsfamilie, die aber wenig mit Glücksgütern gesegnet war, so daß sein Vater ihm und seinen beiden Brüdern, Nikolai und Irakly, nur mit Noth und Mühe eine standesgemäße Erziehung konnte zu Theil werden lassen. Es sei hier gleich erwähnt, daß der jüngere dieser Brüder, Irakly Iwanowitsch Morkoff, als Zögling und Ruhmesgenosse Suworoff's ebenfalls eine hervorragende Rolle spielte und irrthümlicherweise häufig mit Arkady Iwanowitsch verwechselt wird.

Der Morkoff, mit dem wir es hier zu thun haben, kam früh aus dem Vaterhause auf das Gymnasium zu Moskau und bezog dann die daselbst neugegründete Universität, wo er sehr fleißig seinen Studien oblag, mehrere Preise gewann und sich besonders als ein feiner Kenner der lateinischen und französischen Sprache hervorthat. Die letztere beherrschte er im Reden und Schreiben wie seine Muttersprache. Alle die zahlreichen, französisch geschriebenen Actenstücke, Briefe, politischen Memoiren und Berichte, welche von ihm vorliegen, sind wahre Musterstücke des Stils und guten Geschmacks. Er

*) In Deutschland gewöhnlich ausgesprochen Markoff.

entwickelte früh einen scharfen Verstand, eine schnelle Auffassungsgabe, ein lebhaftes Ehrgefühl und eine große Gewandtheit der Rede, mit schlagenden réparties.

Seine in gedrückten Verhältnissen verlebte Jugend hatte ihn nicht, wie es bei schwachen Charakteren der Fall zu sein pflegt, gebeugt und eingeschüchtert, sondern angespornt, sich in die Höhe zu arbeiten, zugleich aber seinem Geiste eine etwas herbe und bittere Beimischung gegeben.

Ohne Mittel von Haus, klein und unansehnlich von Gestalt, das Gesicht von Pockennarben entstellt, sah er sich, um vorwärts zu kommen, lediglich auf seine Kenntnisse und Arbeitstüchtigkeit angewiesen. Um aber diese am rechten Orte geltend zu machen, bedurfte er mächtiger Gönner, denn er war klug genug einzusehen, daß sein Aeußeres ihn wenig bei der Kaiserin empfehlen würde, und er verstand es während seiner langen amtlichen Laufbahn meisterhaft, immer die Gunst des grade am Ruder stehenden Mächtigen zu gewinnen, gleichviel ob diese Mächtigen schlaue Staatsmänner waren, wie Panin, Besborodko und Ostermann, oder bloß starkschenkelige Liebhaber Ihrer Majestät, wie der durch und durch nichtige Suboff. Er konnte herrisch, schroff, barsch und außerordentlich einschmeichelnd und biegsam sein — je nachdem es die Umstände mit sich brachten. Er war geistreich, aber gemüthlos; ein Freund des schönen Geschlechts, aber bloß von der sinnlichen Seite. Die Natur übte keinen Reiz auf ihn; desto mehr reizten ihn die aufregenden Genüsse der Welt. Er langweilte sich in Spanien und Italien, und sehnte sich aus Neapel und Rom nach den Zerstreuungen von Petersburg zurück. Er liebte ein bequemes und elegantes Leben und verlangte von der Regierung immer Geld, Geld und wieder Geld, nicht um es aufzuspeichern, sondern um es durchzubringen, hierin ein echter Russe.

Nach diesen kleinen Vorbemerkungen, die uns zum richtigen Verständniß des Folgenden nöthig schienen, lassen wir ausschließlich Herrn Barténjeff reden.

Morkoff begann seine Laufbahn im Ministerium des Auswärtigen (damals „Collegium der auswärtigen Angelegenheiten" genannt) 1764 als Uebersetzer, mit dem Range eines Capitänlieutenants und einem Jahresgehalt von 200 Rubeln. An der Spitze der Geschäfte stand damals Panin, der mit scharfem Auge junge Talente ausfindig zu machen und zu verwenden wußte. Im März 1767 wurde Morkoff dem russischen Gesandten in Paris (Graf Stackelberg) attachirt und bald darauf mit demselben nach Spanien versetzt. Er wußte durch seine Berichte die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und da es ihm in Spanien nicht gefiel, so erhielt er bald bessere, anderseitige Verwendung: am 12. März 1771 wurde er, wie es in seiner Dienstliste heißt, durch allerhöchsten Ukas zum Legationssecretär in Warschau mit Majorsrang ernannt. Zum Unglück für Morkoff kam fast zur nämlichen Zeit ein neuer russischer Gesandter, Baron Kaspar Saldern, nach Warschau, welcher den Fürsten M. N. Wolchonsky (der damals als Gouverneur nach dem durch die Pest verheerten Moskau berufen ward) in diesem Amte ersetzte. Für Morkoff war der Umgang mit diesem Vorgesetzten nicht so leicht als mit dem liebenswürdigen und angenehmen Stackelberg. Der alte Saldern, in den Memoiren Poroschny's so oft unter der Zahl jener Personen erwähnt, welche den Großfürsten Paul Petrowitsch besuchten und zwar unter dem Namen eines holstein'schen Geheimrathes, war ein strenger Formenmensch, von kleinlichem Charakter, zanksüchtig, und wie dies bei solchen Leuten immer zu sein pflegt, aufbrausend und despotisch; schon sechs Jahre früher hatte er an den polnischen Angelegenheiten Theil genommen und sich damals zur Regelung derselben nach Berlin begeben, wo er sich jedoch mit Friedrich II. nicht vertragen konnte; Friedrich erwähnt desselben in seinen Memoiren und bemerkt, daß Saldern im Umgange mit ihm immer als ein römischer Dictator habe erscheinen wollen.*) Seit jener Zeit hatten sich die Verhältnisse Polens noch mehr verwickelt und die Stellung eines russischen Gesandten in Warschau war sehr schwierig. Die Berichte Saldern's zeigen, daß er sich in einer beständigen Gemüthsaufregung befand. Sein vierundzwanzigjähriger Secretär wollte ihm nicht behagen. Morkoff beging die Unvorsichtigkeit, die Vermittlung des Briefwechsels

*) Hinterlassene Werke Friedrich's II., Berlin 1788 Th. V. S. 19. An einer andern Stelle (S. 20) sagt der König, daß Saldern sich ein zweiter Prätor Popilius dünkte und in ihm den König Antiochus zu sehen glaubte.

eines seiner Freunde, eines gewissen Fürsten G., mit einer Warschauerin zu übernehmen. Einer dieser Briefe fiel in die Hände des Gesandten;*) Morkoff kam für diesmal noch mit einem strengen Verweise davon, aber die Verhältnisse zwischen dem Vorgesetzten und seinem Untergebenen wurden der Art, daß die geringste Veranlassung zu einem vollständigen Bruche führen mußte. Ueber ihre Zwietracht haben wir ein authentisches Zeugniß von dem bekannten Alexander Flitsch Bibikoff, der damals die in Polen stehenden russischen Truppen commandirte.

Bibikoff erzählt in seinen Briefen, daß Saldern einst nach Morkoff schickte, und daß, als dieser, mit seinem Erscheinen etwas zögernd, mit einem Papiere erschien, in welchem sich einige Fehler vorfanden, der alte Holsteiner so in Zorn gerieth, daß er Morkoff das Papier in's Gesicht warf, ihn mit den verletzendsten Vorwürfen überhäufte und ihm unter Anderm drohte, ihn nach Petersburg zurückzuschicken, worauf sich Morkoff zu entgegnen erlaubte, daß er abreise, so bald es ihm beliebe. Saldern ward nun noch zorniger und setzte am Schlusse seinen Secretär im Gesandtschaftshotel in Arrest.

Dieser Vorgang machte sowohl in Warschau als in Petersburg Aufsehen, wo die Freunde und ehemaligen Commilitonen sich für Morkoff eifrig verwendeten, vor Allen aber von Wisin, der damals unter Panin diente. Morkoff wußte seinen Quäler lächerlich zu machen: „La perte de ma liberté," schrieb er an von Wisin, „est le moindre malheur que je prévois: celui d'une mauvaise chair me parait inévitable. Ainsi, mon ami, conjurez M. Panin, que je ne dise pas comme Io:

Aux fureurs de Junon Jupiter m'abandonne." **)

Panin beeilte sich, Morkoff aus seiner unangenehmen Lage zu befreien. Derselbe schrieb unter'm 30. December 1771 an Saldern (welcher auf Zureden Bibikoff's sich jedoch selbst bald eines Besseren besann und in einem Berichte an Panin seinen Secretär entschuldigte), er möge, wenn es ihm beliebe, und es möglich sei, Morkoff nach Petersburg schicken, wo derselbe mit Nutzen im Collegium des Auswärtigen verwendet werden könne. Von Wisin drückt sich in einem Schreiben von demselben Datum an J. J. Bulgakoff, der sich damals als Gesandtschaftsrath in Warschau befand, wie folgt aus: „Das Verfahren des Gesandten gegen Morkoff ist so schrecklich, daß mir die Haare zu Berge stehen würden, wenn ich nicht eine Perrücke trüge und ich nicht unglücklicherweise meine Haare schon vor zwei Jahren verloren hätte; aber Spaß bei Seite, Euer Leben muß ziemlich schlecht sein. Heute schrieb der Graf*) an den Gesandten in Betreff der Rückkehr Morkoff's. Wenn Sie zu seiner baldigen Abreise etwas beitragen können, so bitte ich Sie, es zu thun." **)

Morkoff stellte an Saldern die Bitte um Entlassung aus dem Dienste: „Flétri et déshonoré," schrieb er demselben, „par les épithètes diffamantes de sot et de misérable dont votre Excellence m'a qualifié, je me regarde incapable désormais d'être employé au service de ma Souveraine."***) Unterdessen ersuchte Panin in seiner Fürsorge Saldern, Morkoff 150 Ducaten zur Bestreitung der Reisekosten mitzugeben, und seine Abreise nicht zu verzögern, wenn er sich hiezu entschließen sollte. Mit einem Wort: die Angelegenheit fand eine sehr baldige Lösung und zwar zur vollkommenen Zufriedenheit Morkoff's, welcher an von Wisin schrieb: „daß das Benehmen des Grafen Panin die Hoffnungen, die er von dessen Edelmuth und Rechtlichkeit gehegt, bei Weitem übertroffen habe."†)

Dennoch wurde Morkoff, wie aus einem Berichte Saldern's an Panin zu ersehen ist, erst am 28. Januar (8. Februar) 1772 entlassen. Diese Zögerung versetzte seine Freunde in nicht geringe Unruhe. „Der arme Morkoff ist bis zur Stunde noch nicht bei uns angekommen," schrieb von Wisin

*) Fürst Wjäsemski „von Wisin." S. 83 u. 84.

**) Fürst Wjäsemski „von Wisin." S. 84. Nicht der Verlust meiner Freiheit allein erschreckt mich; ich fürchte, daß man mich auch noch vor Hunger umkommen lasse. Ich bitte Sie deshalb, mein Freund, um Ihre Fürsprache bei Panin, damit ich nicht ausrufen muß: „Jupiter bringt mich der erzürnten Juno zum Opfer."

*) Panin war damals bereits Graf.

**) Vollständige Sammlung der Werke von Wisin's.

***) Fürst Wjäsemski „Von Wisin" S. 84: Euer Excellenz haben mich mit den entehrenden Namen eines Dummkopfes und Taugenichtses beschimpft, worauf ich es nicht mehr für möglich halte, länger im Dienste meiner Kaiserin zu verbleiben.

†) Ebendaselbst S. 84.

unterm 8. Februar 1772 an Bulgakoff. „Ob er in Warschau oder in der andern Welt, dies ist, wie mir dünkt, für ihn ganz dasselbe. Ich habe schon die Hoffnung aufgegeben, ihn hier zu sehen, und fürchte, daß Ihre nächsten Briefe mir keine guten Nachrichten über ihn geben werden.“ *)

Im Frühjahre 1772 kehrte Morkoff nach Petersburg zurück und trat, aber ohne bestimmte Amtsthätigkeit, wieder bei dem Collegium des Auswärtigen in Dienst.

Bei einem Manne von Talent, Verstand und Willenskraft dienen Hindernisse gewöhnlich nur zu noch größerer Entfaltung seiner Fähigkeiten. Dies war bei Morkoff der Fall. Seine Uneinigkeit mit Saldern und sein Arrest in Warschau gereichten ihm nur zum Nutzen und machten ihn zum Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Die höhere Gesellschaft, die diplomatische Welt, sowie seine unmittelbaren Vorgesetzten wendeten dem verständigen, feurigen und talentvollen jungen Manne alle Aufmerksamkeit zu. Dennoch verblieb er während eines ganzen Jahres ohne eine besondere Verwendung und ohne besondere Auszeichnung im Collegium; vielleicht wollte man durch eine auffallende Beförderung Saldern (dessen Posten in Warschau bald von dem bereits obengenannten Stackelberg eingenommen wurde) nicht beleidigen; erst im Jahre 1773 (26. April) ernannte der Senat auf Antrag des Collegiums Morkoff zum Collegien-Assessor mit einem jährlichen Gehalte von 600 Rubel. Obgleich ununterbrochen in Petersburg lebend, verlor Morkoff seine Zeit ohne Zweifel nicht umsonst; es gelang ihm, seine Verbindungen in der Gesellschaft sowohl als in seiner Dienstessphäre zu befestigen. Es ward ihm das Glück zu Theil, in einem Kreise gebildeter Männer zu leben, welche Graf Panin um sich zu versammeln pflegte. Zu diesem Kreise gehörten außer anderen hervorragenden Personen und Beamten auch die Studiengenossen und Freunde Morkoff's: von Wisin, damals schon ein berühmter Schriftsteller, Bogdanowitsch, Domaschneff u. A. Wahrscheinlich wurde Morkoff in dieser Zeit der Kaiserin persönlich bekannt, welche talentvolle Leute immer herauszufinden wußte. Wenigstens wurde Morkoff im Jahre 1774 als Gesandtschaftsrath nach dem Haag gesendet, bei welcher Gelegenheit Katharina in einem Schreiben an den dortigen russischen Minister, Fürst D. A. Galizin, diesen anwies, er möge Morkoff in den Geschäften der Gesandtschaft zu verwenden suchen. Diese neue Bestimmung war jedoch von sehr kurzer Dauer. Morkoff brachte im Haag im Ganzen nur einige Monate zu; er kam dort Ende Juli an und ward bereits im October wieder nach Petersburg zurückberufen: es erwartete ihn jetzt eine viel bedeutendere Stelle.

Am 10. Juli desselben Jahres wurde der bekannte Frieden von Kutschuk-Kainardschi abgeschlossen. Zur Feststellung der Bedingungen desselben beschickten sich Rußland und die Türkei durch außerordentliche Gesandtschaften: in Moskau traf Abdul-Kerim ein; Katharina schickte an den Sultan Abdul-Hamid den Haupttheilnehmer an den Kainardschi'schen Unterhandlungen, den Fürsten N. W. Repnin (1734—1800); Morkoff wurde zum Rathe und Secretair der Gesandtschaft ernannt. Die Gesandtschaft begann schon im September 1774 ihre Reisevorbereitungen zu treffen; doch gingen dieselben nur langsam von Statten, zum Theil deshalb, weil in Bälde der Hof und nach ihm die ganze Regierung nach Moskau übersiedelte, um dort den Friedensschluß zu feiern. Rußland athmete damals nach langen Unruhen und Gefahren zum ersten Mal wieder auf. Die erste Theilung Polens war vorgenommen, der langwierige türkische Krieg durch bedeutende Erwerbungen beendigt; im Innern des Landes heilten allmälig die Wunden, welche durch die Pest geschlagen worden; Pugatscheff hatte erst vor Kurzem das Haupt auf dem Schaffot verloren. Kurz, Katharina feierte zu Moskau mehr als den Frieden von Kainardschi. Die Gesandtschaft Repnin's sollte sich deshalb auch durch besonderen Glanz auszeichnen; sie sollte dem damaligen Ruhme und der Größe Rußlands entsprechend sein.

Morkoff hatte das Glück, diese Reise in einer zahlreichen und ausgezeichneten Gesellschaft zu machen. Fürst Repnin reiste mit seiner Gemahlin (Natalie Alexandrowna, einer gebornen Fürstin Kurakin) und seinem Kinde: das Gefolge bestand aus 500 Personen. Es war eine ganze Hofhaltung, von der Feldcapelle und einer vollständigen

*) S. Gesammte Werke von Wisin's, S. 144.

Kircheneinrichtung*) angefangen bis zu den Pagen und Aerzten herab. Junge Leute von Adel hatten bei dem Gesandten verschiedene Functionen: es waren dies, wie man sich damals ausdrückte, die Höflinge und Cavaliere der Gesandtschaft. Der Bruder Morkoff's, Major Irakly Iwanowitsch, bekleidete das Amt eines Oberquartiermeisters; Marschall der Gesandtschaft war der Universitätsgenosse und Freund Morkoff's, der später berühmte Diplomat J. J. Bulgakoff. Außerdem befand sich hiebei auch der Dichter J. A. Neledinski-Melezki, der Neffe (von mütterlicher Seite) der Fürstin Repnin, der an der Abfassung des Tagebuches der Gesandtschaft Theil nahm, welches an die Kaiserin nach Petersburg gesendet und später von der Akademie der Wissenschaften im Drucke herausgegeben wurde. (Die russische Gesandtschaft in Constantinopel,**) St. Petersburg 1777.) Die Gesandtschaft reiste ziemlich langsam:***) sie verließ Moskau anfangs Mai und kam erst in den ersten Tagen des October in Constantinopel an, wo sie bis zur Mitte Aprils des folgenden Jahres blieb. Der Hauptgegenstand der Unterhandlungen bestand darin, die Pforte zur Anerkennung der Unabhängigkeit der Tataren der Krim und ihres neuen Khans, des Rußland ergebenen Sahin-Gerai zu bewegen. In diese Anerkennung hatte die Pforte schon früher bei dem Abschlusse des Friedens von Kutschuk-Kainardschi eingewilligt, und gab damals, durch die Erfolge der russischen Waffen eingeschüchtert, zu Allem ihre Zustimmung; jetzt aber hatte sie sich wieder ein wenig erholt und gebrauchte allerlei Ausflüchte. Allerdings war es für sie auch kein Leichtes, auf die Krim Verzicht zu leisten. Trotz aller Erfahrung Repnin's, der sich schon während seines Aufenthaltes in Warschau in der Führung diplomatischer Geschäfte bewährt hatte, blieb der Erfolg der Gesandtschaft sehr zweifelhaft. Das Volk in Constantinopel wollte von einer Unabhängigkeit der Tataren der Krim nichts wissen. Die Rußland feindliche Partei schickte Deputirte aus der Krim, welche der türkischen Regierung den Wunsch der Tataren ausdrücken sollte, im Unterthanenverband des Sultans zu verbleiben; und grade hierauf stützten sich die Türken in ihrer hartnäckigen Weigerung, den eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen. Fürst Repnin begann bereits sehr muthlos zu werden. Allein seiner Geschicklichkeit, Gewandtheit und Festigkeit, sowie den Unterhandlungen Panin's mit dem türkischen Gesandten in Moskau, Abdul-Kerim, verdankte Rußland endlich dennoch die Erhaltung des bereits vor langer Zeit abgeschlossenen Friedens.

Einen sehr thätigen Mitarbeiter fand Repnin an Morkoff. Repnin wählte ihn zu den schwierigen Unterhandlungen mit den Türken über die Unabhängigkeit der Tataren. Er begab sich zweimal zum Reis-Effendi, am 22. October und 6. December, und schilderte genau seine langen Debatten mit demselben in zwei in französischer Sprache abgefaßten Berichten, welche Repnin nach Petersburg schickte. Es konnte deshalb nicht fehlen, daß die Kaiserin auf die Geschicklichkeit aufmerksam wurde, womit der junge Gesandtschaftsrath seinen Gegner besiegte.

Nach langen Berathungen, Unterhandlungen und Debatten, nach vielen Diners und gegenseitigem Austausche von Geschenken*) und nachdem von der türkischen Regierung die in dem Friedensvertrage festgesetzte Contribution geleistet worden, reiste Repnin endlich (am 13. April 1776) von Constantinopel ab, nachdem er alle Geschäfte dem einige Monate früher angekommenen ständigen Gesandten Rußlands, Alexander

*) Von jener Zeit datirt sich die Gründung einer russischen Kirche bei der Gesandtschaft in Constantinopel. Das Recht, dieselbe zu erbauen, war durch einen Artikel des Friedensvertrages bedungen. Repnin brachte eine reiche Kirchenausstattung mit, die man zu diesem Zwecke in Kiew hatte fertigen lassen.

**) Das Tagebuch wurde zugleich mit den Berichten Repnin's nach Petersburg geschickt. Das Original desselben befindet sich im Moskauer Archive des Ministeriums des Aeußern. Von der Stadt Cholin angefangen ist es im Drucke erschienen, von Kiew an aber nur als Manuscript vorhanden.

***) Sie wurde besonders durch den festlichen Empfang in Jassy, Bucharest und später in der Türkei selbst aufgehalten. In dem Gefolge der Gesandtschaft rissen auch Krankheiten ein. In dem Berichte Repnin's an das Collegium des Auswärtigen bei seiner Rückkehr nach Rußland ist bemerkt, daß aus seiner Begleitung 27 Personen starben, darunter die beiden Gesandtschaftscavaliere, Junker Alexei Tschitscherin vom Regimente Ismailow und der Marine-Capitän-Lieutenant Ritter Pleschtschejeff. Acht Mann desertirten und fünfzehn wurden entlassen.

*) Der Gesandtschaft wurden viele werthvolle Geschenke mitgegeben. Dieselben hatten einen Geldwerth von 40,000 Rubel.

Stachiewitsch Stachieff übergeben hatte, welcher in der Folge durch seine Festigkeit beinahe das Leben einbüßte und im Jahre 1776 endlich die Unabhängigkeitsanerkennung der Krim durchsetzte.*)

Offenbar war die Kaiserin mit dem Erfolge der Gesandtschaft sehr zufrieden; bald darauf wurde Repnin mit einer nicht weniger wichtigen Angelegenheit betraut — dem Congreß von Teschen anzuwohnen und Bayern vor den Ansprüchen Oesterreichs zu retten. Repnin war am 2. September 1776 von Constantinopel nach Petersburg zurückgekehrt. In seinem Berichte an das kaiserliche Collegium der auswärtigen Angelegenheiten vom 29. September empfahl er alleruntertänigst der Allerhöchsten Gnade Ihrer kaiserlichen Majestät — den Gesandtschaftsmarschall Bulgakoff, sowie die Gesandtschaftssecretäre Oberst Wilda und Morkoff, welche in allen schriftlichen Canzleigeschäften verwendet worden und wobei letzterem noch überdies eine sehr bedeutende Summe Geldes anvertraut gewesen — ferner den Titularrath Tamara und den Gesandtschaftscavalier Capitän Lwoff. „Alle diese erfüllten die ihnen obliegenden Dienstgeschäfte mit äußerstem Fleiße, mit Eifer und Unverdrossenheit, und sind einer Allerhöchsten Berücksichtigung Ew. Kaiserlichen Majestät vollkommen würdig." Ob Morkoff irgend eine Anerkennung erhielt, ist nicht bekannt. Wir wissen bloß, daß er sich von Neuem den laufenden Geschäften des Collegiums des Aeußern widmete und daß er im Jahre 1779 (5. Mai) zum Canzleirath ernannt wurde. Um diese Zeit gingen mit dem Personale des Collegiums des Auswärtigen einige Veränderungen vor. Der Chef desselben, Graf Nikita Iwanowitsch Panin, nahm theils seines hohen Alters, theils seiner Mißhelligkeiten mit dem Fürsten Potemkin wegen, nur noch geringen Theil an den Geschäften. Doch trat dieser Umstand den schnellen Fortschritten Morkoff's keineswegs hindernd entgegen. Die hervorragendsten Mitglieder des Collegiums waren damals: Der Vicecanzler Graf Iwan Andrejewitsch Ostermann, Peter Wassiljewitsch Bakunin und Alexander Andrejewitsch Besborodko (1746—1799), welch letzterer mit jedem Jahre eine größere Bedeutung erlangte. In welchen Beziehungen Morkoff zu diesen Männern stand, wird weiter unten gezeigt werden; wir erwähnen hier bloß, daß die wichtigsten Geschäfte des Collegiums durch seine Hände gingen; in der Instruction, welche später Morkoff bei seiner Absendung nach dem Haag mitgegeben und welche von der Kaiserin selbst unterzeichnet wurde, ist erwähnt, daß Morkoff in den allgemeinen politischen Angelegenheiten und in den Beziehungen des russischen Hofes zu den übrigen Mächten wegen der ihm eigenen Gewandtheit in den Geschäften mehr als hinlängliche Kenntnisse besitze.

Im Besitze der seltenen Gabe, die Eigenschaften der Menschen zu bemerken, dieselben schnell zu beurtheilen, deren Talente zu entdecken und dieselben geschickt zu benutzen, kannte die Kaiserin zu der Zeit, von welcher hier die Rede, ohne Zweifel bereits Morkoff und zwar nicht allein durch die Empfehlungen des Grafen Panin und seiner andern Vorgesetzten, sowie aus seinen Berichten und schriftlichen Arbeiten, sondern Morkoff hatte ohne Zweifel Gelegenheit gefunden, sich der Kaiserin zu nähern und seine diplomatische Verwendbarkeit vor ihr persönlich zu zeigen. Katharina wußte diese zu schätzen; sie eröffnete Morkoff im Jahre 1781 eine Laufbahn selbständiger Thätigkeit und ernannte ihn zum zweiten Minister bei den Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Dort befand sich damals als außerordentlicher russischer Gesandter Fürst Dmitri Alexiewitsch Galizin (1734—1803), bekannt durch seine Uebersetzung Voltaire's, und einer der Vermittler Katharina's in ihren Beziehungen zu dem Philosophen; selbst Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften und Akademien, widmete er den größten Theil seiner Zeit den Naturwissenschaften und ließ seine, sowie fremde Werke über Mineralogie, Botanik u. s. w. drucken. Seit langer Zeit aus Rußland abwesend, konnte er die Absichten der russischen Regierung, sowie alle Combinationen des Petersburger Cabinets unmöglich vollständig kennen. Unterdessen knüpften sich in Folge der Erklärung der bewaffneten Neutralität zwischen Rußland und Holland ziemlich wichtige Beziehungen an, welche eine größere Energie von Seiten des dortigen Vertreters Rußlands erforderten. Dies war höchst

*) Siehe dessen Biographie in dem Lexikon Bantigsch-Kamenski's. Der aufrührerische Pöbel von Constantinopel war nahe daran, denselben zu ermorden.

wahrscheinlich auch der Grund, warum Morkoff zur Unterstützung des Fürsten Galizin nach dem Haag gesendet wurde.

Damals näherte sich eines der größten historischen Ereignisse seinem Ende — die Befreiung der nordamerikanischen Ansiedlungen von der Herrschaft Englands. Dieses Ereigniß beschäftigte ganz Europa. Frankreich und das von ihm in's Schlepptau genommene Spanien hatten mit England schon lange zu Gunsten der nun befreiten Colonien Krieg geführt. Im Jahre 1780 schloß sich denselben mit oder ohne Willen auch Holland an. Die Hauptsache bestand darin, daß die Holländer kraft der bewaffneten Neutralität die Feinde Englands ungehindert mit Kriegsvorräthen versehen konnten; wegen der Bedeutung ihres Handels war es für England viel vortheilhafter, mit denselben Krieg zu führen, als ihnen die Freiheit neutraler Schifffahrt zu gestatten. Auf diese Weise sahen sich die Holländer sogleich nach erfolgter Anerkennung der bewaffneten Neutralität in Krieg verwickelt. Diese Lage Hollands, die auf dessen Handel äußerst nachtheilig wirkte, konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit Katharina's auf sich zu lenken. Rußland führte vorzugsweise mit diesem Lande Handel; bekanntlich gehörten die ersten Schiffe, welche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nach Petersburg kamen, holländischen Kaufleuten.

Außerdem machte die Kaiserin in Antwerpen häufige Anlehen und sonstige Geldgeschäfte. Es war deshalb die Befestigung des russischen Einflusses in den Vereinigten Niederlanden für Katharina von großem Vortheile. Die Aussöhnung Hollands mit England war demnach der Hauptzweck der Sendung Morkoff's. Am 20. December 1781 unterzeichnete Graf J. A. Ostermann die Instruction, worin die Hauptgegenstände für Morkoff's zukünftige Thätigkeit bestimmt wurden. Es waren ihm vorzugsweise alle jene Geschäfte zugewiesen, welche auf den Handel und die Schifffahrt der russischen Unterthanen in Holland Bezug hatten. Doch war dies wahrscheinlich nur des Scheines halber geschehen, um seinen alten Collegen, den Fürsten Galizin, nicht zu beleidigen. Fast in allen sechzehn Paragraphen der Instruction ist ausschließlich von der Aussöhnung oder der sogenannten Mediation zwischen Holland und England die Rede.

In der Regel wurde die abgesendete Persönlichkeit durch diese sogenannte Instruction in die Details der politischen Geschäfte und Beziehungen eingeweiht. In derjenigen, welche Morkoff aus dem kaiserlichen Collegium des Auswärtigen erhielt, war dies jedoch nicht der Fall. Es war darin außer den oben angeführten Ausdrücken über die Einweihung Morkoff's in die Geheimnisse der Politik nur gesagt: „Nachdem derselbe bereits im Collegium in den wichtigsten Geschäften und unter andern auch in jenen verwendet wurde, welche bis jetzt hier (in St. Petersburg) und in Wien, Paris, Madrid, London und im Haag in Betreff der beiden Mediationen geführt wurden, sowohl der gemeinschaftlichen ihrer kaiserlichen Majestät mit dem römischen Kaiser in der Aussöhnung aller kriegführenden Staaten als auch der besondern ihrer Majestät zum Vortheile der beiden Seestaaten (Holland und England), so ist es nicht nöthig, ihm in gegenwärtiger Instruction ausführlich auseinanderzusetzen, wie weit dieselben gediehen sind."

In dem Concepte derselben finden wir jedoch einige Details über die damaligen politischen Beziehungen Rußlands. Wir glauben, daß es für den Leser von Interesse sein dürfte, den Wirkungskreis genauer kennen zu lernen, in welchem der junge Minister Katharina's sich jetzt zu bewegen hatte.

1) „Mit dem Könige von Preußen," heißt es in der Instruction, „wird das frühere Defensivbündniß, folglich auch eine enge Freundschaft fortgesetzt. Es mag allerdings sein, daß die Annäherung Ihrer kaiserlichen Majestät an Seine Majestät den römischen Kaiser, welche aus der von Ihrer Majestät selbst erworbenen Kenntniß seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen Sie und seines aufrichtigen Wunsches hervorgegangen, die Bestimmungen des Teschener Tractats getreulich zu halten, diesen unsern alten Verbündeten theilweise in seinem Innern beunruhigt; doch hat derselbe wenigstens äußerlich bisher nicht die geringste Art von Zweifel oder Mißtrauen gegen den hiesigen Hof geäußert, sondern ist vielmehr grade in diesem Jahre mit Ihrer kaiserlichen Majestät wegen Ihres ruhmvollen Systems, welches die Aufrechthaltung der Freiheit

der neutralen Nationen in ihrem unschädlichen Handel und ihrer Schifffahrt bezweckt, in neue Verbindung getreten. In Folge dessen muß der Umgang des Herrn Canzleirathes mit dem Minister Seiner preußischen Majestät im deutschen Reiche ungezwungen und freundschaftlich sein, und muß nach Art der Umstände, so weit dies dem Interesse des Dienstes Ihrer kaiserlichen Majestät entspricht, hierbei Aufrichtigkeit und Eintracht vorherrschen.

2) Mit Dänemark haben wir gleichfalls einen Defensivtractat, so wie andere Verträge, welche dasselbe mit Sicherheit und Festigkeit an Ihre kaiserliche Majestät knüpfen, insbesondere seitdem die bekannte Negociation in Betreff des Austausches der in Deutschland gelegenen Erbländer Seiner kaiserlichen Hoheit des Großfürsten gegen die Grafschaften Delmenhorst und Oldenburg zu Gunsten der jüngern holsteinischen Linie das von der dänischen Nation so sehr gewünschte Resultat erreicht hat, wodurch endlich die Ursache der bisher, wenn auch nur vorübergehend, zwischen Rußland und Dänemark obgewaltet habenden Mißverständnisse und Uneinigkeiten gehoben ist; folglich ist auch die allzeit natürliche Uebereinstimmung ihrer gegenseitigen Staatsinteressen von jeder anderweitigen Abhängigkeit auf immer befreit.

3) Mit dem schwedischen Hofe steht Rußland in Folge des bestehenden Friedenstractats von Abo in freundschaftlichen Beziehungen.

4) Mit der polnischen Republik haben wir drei Tractate, von denen der erste im Jahre 1686, die beiden andern aber während der Regierung des gegenwärtigen Königs abgeschlossen wurden, wobei durch letztern Tractat die gegenseitige Freundschaft auf ewige Zeiten befestigt und Rußland als Ersatz für einige ältere Ansprüche, welche dasselbe rechtmäßiger Weise an Polen zu machen hatte, einige polnische an die frühern russischen Grenzen anstoßenden Territorien als immerwährendes Besitzthum abgetreten wurden.

5) Mit dem Wiener Hofe wird nicht nur eine freundschaftliche Correspondenz gepflogen, sondern es ward mit demselben auch deshalb ein engeres Einvernehmen begründet, weil, wie bereits oben erwähnt, Ihre kaiserliche Majestät von den persönlichen Absichten des römischen Kaisers sich überzeugt haben,*) in Folge dessen auch die gegenseitigen Minister der beiden kaiserlichen Höfe angewiesen sind, allenthalben unter sich einen freundschaftlichen und aufrichtigen Umgang zu pflegen und sich gegenseitig auch in Privatunterhandlungen und Angelegenheiten hilfreiche Hand zu leisten. Als Anhaltspunkt des Herrn Gesandtschaftsrathes in dieser Richtung folgt anbei die Abschrift eines Schreibens, welches durch unsern geheimen Rath und Vicecanzler Graf Ostermann mit Allerhöchster Genehmigung Ihrer kaiserlichen Majestät an alle unsere an den auswärtigen Höfen befindlichen Minister ergangen ist.

6) Zwischen dem Londoner Hofe und Rußland besteht ein Handelstractat und überdies allenthalben fast das nämliche Staatsinteresse. Deshalb könnte man sich auch von beiden Theilen mit aller Zuversicht auf eine gegenseitige Freundschaft verlassen, obgleich der frühere Allianzvertrag wegen verschiedener, der Zustimmung entgegenstehenden Schwierigkeiten noch nicht erneuert wurde, wenn anders die Grundsätze und das Verfahren des Londoner Hofes in Betreff des Handels und der Schifffahrt der neutralen Nationen während seines Krieges mit Spanien, Frankreich, Holland und den jetzt von demselben losgerissenen amerikanischen Colonien, diese glückliche und natürliche Eintracht in den gegenseitigen politischen Angelegenheiten und Vortheilen nicht hindern würden. Da sich aber der erwähnte zeitweilige Meinungsunterschied nur auf die Meere beschränkt, so kann es auf dem Continente und in Angelegenheiten des Continents für die russischen Minister nicht ohne Nutzen sein, mit den englischen Gesandten auf freundschaftliche und aufrichtige Weise zu verkehren.

7) Mit dem französischen Hofe war zur Zeit des Ministeriums Choiseul der unmittelbare schriftliche Verkehr der beiden Staaten abgebrochen, und zwar aus dem Grunde, weil derselbe in Bezug auf die kaiserliche Titulatur in den königlichen an Ihre kaiserliche Majestät gerichteten Depeschen ganz absurde Schwierigkeiten machte. Nachdem dieselben jedoch von dem Hofe von Versailles selbst gehoben wurden, so ist die unter-

*) Kurz zuvor hatte Joseph II. mit Katharina eine Zusammenkunft in Pskow und Mohilew

brochene Correspondenz wieder aufgenommen, und vermittelst derselben ein doppelt vortheilhafter Umschwung in den Verhältnissen bezweckt worden, namentlich aber in der durch die gemeinschaftliche Vermittlung Ihrer kaiserlichen Majestät und des Königs von Frankreich herbeigeführten Verhinderung des Krieges, welcher zwischen dem Hofe von Wien einerseits und dem von Berlin und Dresden andererseits bei Gelegenheit der baierischen Erbfolge auszubrechen drohte; zweitens wurde durch die freundschaftliche Verwendung Frankreichs bei der ottomanischen Pforte die von uns mit derselben gewünschte Lösung in Betreff der tatarischen Angelegenheit, so wie anderer Artikel des Kainardschischen Friedenstractates herbeigeführt, deren Erfüllung von letzterer Seite bisher theilweise erschwert, theilweise gänzlich bestritten wurde. Auf diese Weise ist die gegenwärtige Stellung unseres Hofes demjenigen von Versailles gegenüber eine sehr freundschaftliche; allein wenn auch allem Anscheine nach durchaus keine Veranlassung zu einer neuen und unvoraussichtlichen Alterirung derselben im Verlaufe der allgemeinen Angelegenheiten gegeben ist, so erscheint es dessenungeachtet durch eine vernünftige Vorsicht geboten, bei jeder Gelegenheit ein unverrücktes Augenmerk auf alle Schritte und Unterhandlungen des französischen Cabinets zu richten, ohne hierdurch grade Veranlassung zu offenbarem Mißtrauen und noch viel weniger zu einer Erkaltung zu geben. Mit Spanien besteht der gewöhnliche, freundschaftliche internationale Verkehr; doch erscheint der Madrider Hof in Folge der bekannten Verbindlichkeiten, welche derselbe durch den bourbonischen Vertrag übernommen, immer und in allen Verhältnissen als der Schatten des Hofes von Versailles. Der König von Sardinien ist wegen der natürlichen Lage seiner Länder an das englische Interesse gebunden. Mit der ottomanischen Pforte hatten wir trotz des im Jahre 1774 abgeschlossenen Friedenstractates, wie bereits oben bemerkt, unangenehme Differenzen über verschiedene Artikel desselben und insbesondere wegen der Freiheit der Tataren, welche die Türken zu vernichten und wieder in die frühere Unterthänigkeit zu verwandeln suchten; doch sind diese Schwierigkeiten seit einiger Zeit glücklich gehoben, nachdem in Folge des bezeichneten Friedenstractats im Jahre 1779 eine erläuternde Convention abgeschlossen wurde, durch welche diese Differenzen zu einer vollständigen Lösung gebracht wurden."

In dem Originale der Instruction waren überdies umständliche Verhaltungsregeln festgestellt, welche Morkoff bei seinem Aussöhnungsgeschäfte zwischen Holland und England zu befolgen hatte.

Anfangs Januar 1782 reiste Morkoff nach seinem Bestimmungsorte, dem Haag ab. Von Memel schrieb er unterm 14. Januar an den Vicecanzler Ostermann und schilderte ihm die Schwierigkeiten, die ihm auf seiner Reise entgegentraten. In Riga mußte er sich zwei volle Tage aufhalten, um seine Equipage ausbessern zu lassen. Als er auf den schlechten Straßen Memel erreicht hatte, wollte er nach Tilsit reisen; doch mußte er wegen Mangel an Fähren an den drei dazwischen befindlichen Flüssen den Seeweg wählen und durch das kurische Haff fahren.

In den ersten Tagen des Februars kam er in Berlin an; am folgenden Tage führte ihn der dortige russische Gesandte, Fürst W. S. Dolgoruky, zu dem Grafen Finkenstein, einem der höchstgestellten Männer Preußens. Morkoff ersuchte Finkenstein, ihn dem Könige vorzustellen, erhielt jedoch zur Antwort, daß der König an der Gicht leide und ihn erst nach Verlauf einiger Zeit empfangen könne.

Der Wunsch, Friedrich den Großen zu sehen, veranlaßte Morkoff, einige Tage in Berlin zu verweilen; während dieses kurzen Zeitraumes wurde er der Königin, so wie den Prinzen und Prinzessinen der königlichen Familie vorgestellt; ferner machte er die Bekanntschaft der hervorragendsten Mitglieder der preußischen Regierung. Einmal lud ihn Baron Herzberg zu einer Soirée ein und theilte ihm dort mit, daß sich der König wegen des Ankaufs von Pferden für die preußische Armee in Verlegenheit befinde. Früher hatte Preußen seinen Bedarf an Pferden in Rußland gekauft; auch in diesem Jahre hatte Herzberg bei dem russischen Hofe um die Erlaubniß nachgesucht, Pferde in der Ukraine kaufen zu dürfen, hatte aber wegen des starken Pferdefalles in den kleinrussischen Provinzen von dem Fürsten Potemkin eine abschlägige Antwort erhalten; der König beschloß darauf, Pferdeaufkäufe am Kuban vornehmen zu lassen; doch be-

unruhigte ihn der Transport derselben durch Rußland und insbesondere der 13 Rubel betragende Zoll für jedes Pferd. Herzberg, ohne Zweifel im Auftrage des Königs, fragte Morkoff, ob man nicht auf eine Ermäßigung von Seiten Rußlands hoffen könne, und an wen man sich am geeignetsten in dieser Sache zu wenden habe. Morkoff entschuldigte sich mit seiner Unkenntniß des Sachverhaltes, schrieb jedoch auf den Wunsch Herzberg's hierüber privatim an Besborodko.

Am preußischen Hofe ging damals das Gerücht, daß Katharina und der österreichische Kaiser Joseph II. eine Erneuerung des Krieges mit der Türkei beabsichtigten. Der englische Gesandte in Berlin versicherte Morkoff, daß Friedrich seinen Bevollmächtigten in Constantinopel sogar angewiesen habe, die Aufmerksamkeit des Divans auf alle Schritte des Petersburger und Wiener Hofes zu lenken, und daß er bei der ersten Veranlassung mit Frankreich in die engste Verbindung zu treten gedenke. Baron Herzberg brachte bei jedem Zusammentreffen mit Morkoff diesen Gegenstand zur Sprache. Ganz besonders aber wurde Morkoff von einem alten Petersburger Bekannten, dem Grafen Solms, der früher preußischer Gesandter am russischen Hofe und zwar schon unter Peter III. und in den ersten Regierungsjahren der Kaiserin Katharina gewesen, hierüber befragt.*) Gestützt auf seine alte Bekanntschaft und seine Anhänglichkeit an Rußland, das er sein zweites Vaterland nannte, suchte Solms von Morkoff vor Allem zu erfahren, weshalb in Rußland eine neue Recrutenaushebung stattfinde, weshalb man Schiffe in Cherson baue und die Truppen dislocire? Morkoff erwiederte ihm, daß die unbedeutende Aushebung von einem Mann auf fünfhundert Seelen nur zum Zwecke der Ergänzung der Truppen vorgenommen werde, daß man aus demselben Grunde Schiffe erbaue und daß in Rußland alljährlich eine Truppendislocation vorgenommen werde, weil man den Grundsatz angenommen, die Regimenter nicht zu lange an einem und demselben Orte zu belassen, mit einem Worte, daß Rußland durchaus keine kriegerischen Absichten hege.

*) Es wird seiner mehrmals in den Memoiren Poroschny's, als eines häufigen Besuchers des Großfürsten Petrowitsch erwähnt.

Mit ähnlichen Besuchen und Besprechungen brachte Morkoff ungefähr eine Woche in Berlin zu. Da er jedoch angewiesen war, seine Reise nach dem neuen Bestimmungsorte zu beschleunigen, erklärte er endlich Finkenstein, daß er zu seinem größten Bedauern abreisen und auf die Ehre, den König zu sehen, verzichten müsse. In Folge dessen bestimmte ihm der König eine Audienz in Potsdam. Am 7. Februar verabschiedete sich Morkoff in Berlin bei der königlichen Familie, die ihn, wie das erste Mal, äußerst huldvoll empfing, und begab sich am folgenden Tage nach Potsdam. In einem Schreiben an Ostermann schilderte er seinen Empfang bei dem großen Monarchen auf folgende Weise:

„Kaum war ich angekommen, als sich der Generalmajor Graf Görtz zu mir begab und mir mittheilte, daß er den Befehl habe, mich um elf Uhr Vormittags dem Könige vorzustellen. In sein Cabinet eingeführt, fand ich ihn in einen großen Pelzmantel eingehüllt und noch an der Gicht leidend, auf einem Canapee sitzend; doch sah er gut aus und hatte ganz jenen lebhaften Blick, womit er mir immer geschildert worden. Er begann die Unterhaltung mit einer Art von Entschuldigung über die Weise, in welcher er mich empfange; daß er es sich aber zum Grundsatz gemacht habe, immer dem Verlangen der Unterthanen seiner guten Freunde und Verbündeten nachzukommen, wenn ihn solche zu besuchen wünschten. Zuerst erkundigte er sich mit sichtbarem Interesse nach dem Befinden der Kaiserin. Die übrige Conversation drehte sich um die Zeitverhältnisse, um den Zweck meiner Sendung, welche Seine Majestät auf die Vermittlung allein beschränkt glaubte, und um die Unruhen, welche von Seiten Persiens in den Nachbarstaaten der Kaiserin erregt wurden, was jedoch von den Zeitungen bedeutend übertrieben und sogar in einem ganz falschen Lichte dargestellt worden war. Der König endigte die Unterredung, indem er mir mit vieler Güte bemerkte, wie sehr es ihm leid thue, daß seine Krankheit ihm nicht erlaube, mich länger bei sich zu behalten, und ich verließ ihn, voll der Befriedigung, das Glück gehabt zu haben, einen so großen König zu sehen und eine vollkommene Beruhigung über seinen Gesundheitszustand mit mir fortzunehmen." —

Vom Könige begab sich Morkoff zum

Prinzen von Preußen und setzte, nachdem er bei demselben gespeist, noch in derselben Nacht seine Reise von Potsdam nach dem Haag fort, wo er am 19. Februar eintraf und sogleich seine gesandtschaftliche Thätigkeit begann. Zwei Tage nach seiner Ankunft fuhr Fürst Galizin mit ihm zu dem Präsidenten der Wache und zu dem Prinzen-Statthalter. Morkoff übergab denselben seine Creditive und Letzterm außerdem noch ein Schreiben der Kaiserin. Am 23. Februar erkannten ihn die -Staaten als Minister an, worauf er sein neues Amt übernahm.

Ehe wir jedoch den Leser damit bekannt machen, wie er demselben vorstand, müssen wir einige Worte über die Einrichtung der holländischen Republik und ihrer damaligen Lage voraussenden. (Forts. folgt.)

Die Schlangensäule

auf dem Hippodrom in Constantinopel.

Von Wilhelm Krähne.

Die Sage, jene bekannte Schlangensäule auf dem Atmeidan in Constantinopel, eines der drei Denkmäler, welche als einzige noch übrige Erinnerung die Stätte des alten Hippodrom zieren, habe einst den weltberühmten Dreifuß in Delphi getragen und sei identisch mit dem von Herodot erwähnten Weihgeschenk der Griechen nach der Schlacht bei Plateä — diese Sage ist zur historischen Gewißheit geworden. Zur Zeit des Krieges in der Krim im Jahre 1855 war ein französischer Ingenieur auf den glücklichen Einfall gekommen, die Mußestunden und Freiheiten, welche die Franzosen bei Gelegenheit jenes Krieges in so manchen Dingen sich zu verschaffen wußten, auch einmal zu Nutz und Frommen der Alterthumswissenschaft auszubeuten. Denn gewiß wird man geneigt sein, dieser Version vor jener andern den Vorzug zu geben, welche den Fund nur der zufälligen Laune eben desselben Officiers zuschreibt, Soldaten eines in der Nähe befindlichen Lazareths durch Aufgrabung grade dieses Monuments zu beschäftigen. Wer es auch sein mag, der das Erdreich rings um den Säulenstumpf aufgraben ließ, eine Inschrift wurde dadurch bloßgelegt, welche zu einem der interessantesten Funde auf dem Gebiet der Epigraphik gehören dürfte.

Die Entzifferung dieser Reliquie denkwürdiger Zeiten scheint dem Finder selbst zu mühsam gewesen zu sein. In der That bot die Säule anfangs kaum irgend etwas, woraus man auf einen Versuch hätte schließen können, jene Entdeckung nun wirklich nutzbar zu machen, d. h. die aus dem Grünspan und daran haftenden Erdreich hier und da hervorragenden Spuren von Buchstaben in eine lesbare Inschrift zu verwandeln. Selbst ein auf die Sache bezüglicher Artikel im Journal de Constantinople, offenbar der Feder eben jenes Alterthumsfreundes entflossen, begnügte sich mit der einfachen Mittheilung der Ausgrabung und behauptete die Unmöglichkeit, von der Inschrift, welche die Säule vielleicht bedeckt habe, etwas anderes zu erkennen, als die Reste zweier Namen, welche allerdings offen genug zu Tage liegen, die der Ambrakioten und Tenier.

Im Laufe der Zeit ist es nun gelungen, die ganze Inschrift, d. h. 28 Namen zu entziffern, und es dürfte somit jetzt von Interesse sein, an eine Beschreibung dieser Säule einige kritische Erörterungen zu knüpfen.

Die Schlangensäule ist ein ehernes Spiralgewinde von dem Durchmesser vielleicht eines Fußes und der Höhe von früher ungefähr 10, jetzt ungefähr 16 Fuß. Vierzehn Gewinde sind, Dank den Bemühungen der Franzosen, ausgegraben, und in einer Tiefe von mehr als sechs Fuß unter dem Platze ist man auf das Postament gestoßen. So tief also, oder vielmehr noch tiefer liegt die Fläche des ehemaligen Hippodrom, sicher das Grab werthvoller Kunstschätze! — Das Postament ist ein viereckiger Würfel von Granit, kunstlos behauen, der mehrere Fuß tief in die Erde versenkt ist. Auf der beigefügten Abbildung sieht man nur die obere Platte, in welcher die Säule vermittelst eines in ihrer Mitte befindlichen sehr schad-

haften Stiels befestigt ist. Oben ist die Säule verstümmelt; sie lief in drei Drachenköpfe aus, deren einen Muhamed II. selbst bei der Einnahme der Stadt heruntergeschlagen haben soll und der — oder einer der andern — noch heute in der Waffensammlung aufbewahrt wird, welche jetzt in der ehemaligen Kirche der heiligen Irene nächst der kaiserlichen Pforte zu Constantinopel aufgestellt ist. Er ist vor dem Ende abgebrochen, hohl und von sehr schöner Arbeit, von Hals und Nacken ist nichts mehr erhalten, aber die fast $^1/_2$ Fuß breite, zwischen den gewölbten Augenbrauen augenscheinlich vertiefte Oberfläche bekundet deutlich seine Bestimmung, einen Gegenstand zu tragen. Vollkommen also passen auf das Ganze die Worte Herodot's (IX, 81) und des Pausanias (X, 13, 5).

Die Namen an der Säule sind nach der Reihenfolge, wie sie auf derselben stehen, nachstehend angegeben:

122 Gewinde:
12. . . . .
. . . .
Κοριν϶ιοι
11. *Σ(ι)κυον(ιοι)*
Αἰγινάται
10. *Μεγαρες*
Επιδαυριοι
*Ερχομενιοι**)
9. *Φλιειασι(οι***)
Τροιζανι(οι)
Ερμιονες
8. *Τιρυνθιοι*
Πλαταιες
Θεσπιες
7. *Μυκανες*
Κειοι
Μαλιοι
Τενιοι
6. *Ναξιοι*
Ερετριες
Χαλκιδες
5. *Στυρεις*
*Fαλειοι****)
Ποτεδεαται
4. *Λευκαδιοι*
*Fανακτοριεις****)
Κυθνιοι
Σιφνιοι
3. *Αμπρακιοται*
Λεπρεαται
2. . . . .
1. . . . .



Die Schlangensäule auf dem Hippodrom in Constantinopel nach ihrer Ausgrabung im Jahre 1855.

*) Die Schreibart *Ερχομενος* bestätigt diese Variante für das arkadische Orchomenos, auf welche Curtius Pelop. I, 228 aus dem *Ε Ρ* einer von ihm gefundenen Kupfermünze schloß.

**) Das auffallende *Φλιειασιοι* ist doch zu deutlich erhalten, als daß man daran Anstoß nehmen und etwa *Φλειασιοι* vermuthen sollte, was durch eine Inschrift bei Roß, Reisen S. 42 und durch Münzen bezeugt wird (cf. Hoffmann, Griechenland und die Griechen S. 820).

***) *Fαλειοι* (*Ἠλεῖοι*) und *Fανακτοριεις* (*Ἀνακτοριοι*) mit dem Digamma ist auch auf Münzen häufig. Vgl. Eckhel, Doctrina num. veter. II, 266, und die Inschrift bei Boeckh, Staatshaushalt II, 390 und folgende.

Die beiden untersten etwas schmäleren Gewinde sind unbeschrieben, dann folgen bis zum zwölften einschließlich von unten an gerechnet eine Reihe von Namen, auf der dritten und elften nur zwei, auf den andern immer drei, auf der vierten und siebenten Windung vier Namen. Sie sind, je weiter nach unten, weil kürzere Zeit hindurch und in geringerem Maße dem Einfluß der Luft und Witterung ausgesetzt, desto besser erhalten. Die der oberen Windungen waren nur mit der größten Anstrengung und nach mühsamer Reinigung oft nur mit Hilfe des Pausanias zu entziffern, auf den einzelnen Gewinden die mittleren und oberen natürlich wieder leichter als die unteren an den Rand hingedrängten. Die Nachlässigkeit der Schrift, indem die Buchstaben oft von verschiedener Größe sind, und selten in gleichem Abstande von einander, zuweilen sogar kaum auf gleicher Linie stehen, erschwerte die Lesung in hohem Grade und nach dieser Inschrift erscheint die Fertigkeit jener Zeit, in Erz zu schreiben, bestimmt in keiner großen Vollkommenheit.

Das Alphabet, um das Epigraphische vorwegzunehmen, ist das dorische. Wollte man auch kein Gewicht darauf legen, daß Thucydides und mit ihm Cornelius Nepos (Thuc. I, 132. Corn., Pauf. 2.) die Lacedämonier als diejenigen nennen, auf deren Veranlassung die Namen hineingravirt seien, so zeigen dies schon die dorischen Formen, das zweimalige Vorkommen des den Joniern schon längst nicht mehr bekannten Digamma, das Fehlen des Spiritus asper, die dorische Schreibart des γ u. s. w. Ob und in wie weit bei der geringen Anzahl von Monumenten solchen Alters aus diesem sichern Denkmal für die Wissenschaft der Epigraphik selbst etwas gewonnen werden könne, werden Kundigere entscheiden.

Vergleichen wir die Inschrift mit den Berichten der Alten über das erwähnte Weihgeschenk, so gibt sie einerseits eine höchst interessante Bestätigung derselben, andrerseits befindet sie sich in manchem Widerspruch mit ihnen und nöthigt uns, dieselben anders zu verstehen, als bisher, theils zu berichtigen. Herodot erzählt uns, wie die Griechen nach der Schlacht bei Plataä noch auf der Wahlstatt die erbeuteten Schätze zusammengetragen und ein Zehntel davon für den delphischen Gott abgesondert hätten (IX, 81), ein anderes Zehntel sei für den olympischen Gott bestimmt worden, von dem sie eine zehn Ellen lange eherne Statue des Zeus als Weihgeschenk aufgestellt hätten, ein drittes Zehntel endlich für den isthmischen Gott, das zu einer sieben Ellen hohen ehernen Statue des Poseidon verwandt worden sei. Pausanias spricht von eben demselben bei Aufzählung der delphischen Weihgeschenke (X, 13, 5), kennt auch jene Statue des Zeus (V, 23, 1), und theilt sogar die Namen jener (vermeintlichen) Kampfgenossen mit, welche er am Fußgestell eingegraben fand.

Hält man nun die Namenreihe des Pausanias mit derjenigen an der Schlangensäule zusammen, so findet man erstens auf der Säule sämmtliche Völker wieder mit Ausnahme der Lacedämonier, Athener, Tegeaten, Chier und Milesier, und zweitens 12 derselben bis zu den Mykenäern auf beiden in ganz gleicher Folge aufgeführt, falls nämlich an der Schlangensäule die Thespier und die Tegeaten des Pausanias überschlagen werden. Liest man weiter, so folgten auf der Statue des Jupiter dem Text des Pausanias nach die *Χιοῖ* und *Μιλήσιοι* — und auf der Schlangensäule, so gewiß wir unsern Augen trauen dürfen, die *Κεῖοι* und *Μάλιοι* (Melier). Ohne Zweifel werden die Herausgeber des Pausanias der ganzen Inschrift eine allgemeinere Deutung gegeben haben, als sie Pausanias annimmt. Denn weder Chier und Milesier noch die andern Inselvölker mit Ausnahme des mit dem Festlande auf eine Linie gestellten Euböa können an der Landschlacht von Plataä Antheil genommen haben. Man könnte an Mykale denken, wo aber erst hier jene Völker zu den Griechen übergehen (Diodor XI, 3. Herodot VIII, 46. IX, 103). Die weitere Betrachtung der Säuleninschrift wird übrigens bestätigen, was mit Sicherheit anzunehmen ist, daß nämlich die Inschrift der Säule auch für den Pausanias die richtige Lesart gebe, mag er selbst nun oder spätere Abschreiber sich des Irrthums schuldig gemacht haben.

Aber auch in den darauf folgenden Namen findet man wenigstens eine gewisse Gleichheit der Anordnung je nach den Landschaften, einmal auch wiederum drei Namen in derselben Folge, wobei bemerkt werden muß, daß der Raum auf der ersten beschriebenen Windung, welche den Namen *Κορίνθιοι* trägt, über derselben deutliche Spuren

einer früheren, jetzt vollständig verwitterten Inschrift zeigt, ohne daß es jedoch möglich ist, aus dem Gewirr durcheinanderlaufenden Gekritzels bestimmte Schriftzüge zu erkennen, und man wird zugeben müssen, daß dort jene beiden ersten von Pausanias aufgeführten Namen der Lacedämonier und Athener gestanden haben werden und daß mithin in der Inschrift der Schlangensäule auch jene der Jupiterstatue enthalten ist. Es fehlt mithin nur der Name der Tegeaten.

Eine andere für die Inschrift der Schlangensäule sehr wichtige Stelle ist der Katalog der Völker, welche nach Herodot (IX, 28, 30, 77), in der Schlacht bei Plateä mit kämpften. Mit dem Pausanias verglichen, fehlen hier die Inselvölker, deren Erwähnung dort befremden mußte (Keer, Melier (oder Chier, Milesier), Tenier, Naxier und Kythnier) — mehr als dort sind aber hier genannt die Eretrier, Leucadier, Paleer, Thespier und Mantineer. Mit der Schlangensäule verglichen hat diese von den im Pausanias nicht erwähnten die Eretrier, Leucadier und Thespier, läßt aber nun nicht mehr allein die Tegeaten, sondern außerdem die Mantineer und Paleer vermissen. Endlich erweist sich die Inschrift bei dieser doppelten Vergleichung um einen Namen reicher, der weder vom Pausanias noch vom Herodot erwähnt war, den der Siphnier. Wenn nun schon der ganze Katalog des Herodot darauf hinweist, daß die Inschrift der Säule unmöglich allein auf die Mitkämpfer von Plateä bezogen werden könne, so zeigt dieser letzte Name der Siphnier, daß sie zunächst sich auch auf Salamis beziehen müsse. Nur in dem Verzeichniß der Streiter von Salamis (Herod. VIII, 46) ist ihr Name zu finden und erwägt man jene Ueberlieferungen von der Schlacht bei Salamis, so stößt man sofort theils auf bestimmte Zeugnisse, theils auf Andeutungen anderer Art, aus denen deutlich hervorgeht, daß wir es mit einer Siegestrophäe für den ganzen zweiten Perserkrieg zu thun haben.

Ein bestimmtes Zeugniß gibt jene Stelle Herodot's (VIII, 82), in welchem er von einem der Völker den Grund angibt, weshalb sein Name auf der Schlangensäule zu lesen ist, den Teniern. Anfangs auf Seiten der Perser (VIII, 66), hätten sie sich dadurch um die Sache der Freiheit ein großes Verdienst erworben, daß sie, am Abend vor der Schlacht bei Salamis übergehend — denn auf jenes eine Schiff belief sich wohl überhaupt ihr Contingent — die Bestätigung der Nachricht des Aristides brachten, daß die persische Flotte die Hellenen umzingelt habe. Als bestimmtes Zeugniß gilt ferner jene Stelle des Demosthenes, wo der delphische Dreifuß ausdrücklich ein gemeinsames Weihgeschenk der vereinigten Griechen für Plateä und Salamis genannt wird. Aber für Salamis und Plateä allein? Schon war ja — der besonderen Gaben der einzelnen Völker nicht zu gedenken — (Herod. VIII, 122. Paus. X, 9, 1. — 11, 4. — 15, 1. und andere) für den ersten dieser Siege ein gemeinsames Weihgeschenk nach Delphi gesandt worden, eine Statue von 12 Ellen Höhe, einen Schiffsschnabel in der Hand (Herod. VIII, 121) und ein Apollo (Paus. X, 14). Wozu noch ein neues nachträglich nach der Schlacht bei Plateä? Es scheint kaum zweifelhaft, daß der Name der Sieger von Salamis und Plateä, den Hauptwahlstätten im zweiten Perserkriege, die Theilnahme an dem Befreiungswerk überhaupt bezeichne. Für Thermopylä oder die Besetzung des Isthmus konnte kein Weihgeschenk dargebracht werden, kaum auch für Artemisium. So bleiben allein Salamis, Plateä und Mykale.

Es fragt sich jetzt, ob bei dieser Auffassung die Auslassung der Namen eine genügende Erklärung findet, welche in dem Verzeichniß des Herodot, nicht aber in der Inschrift der Säule enthalten sind, der Paleer, Mantineer und Tegeaten, und ob, abgesehen von diesen, nicht sonst noch Namen aufbehalten sind als Theilnehmer an den Siegen von Salamis, Plateä und Mykale, auf welche es allein hier ankommt, deren Abwesenheit auf jener Säule Befremden erregen müßte. Was die letzte Frage betrifft, so treffen wir im Herodot und Diodor allerdings noch die Namen der Krotoniaten, Seriphier, Lemnier, opuntischen Lokrer und Phocier, was aber gründlich bewiesen werden kann, warum sie auf der Säuleninschrift fehlen. Sie spielten nämlich alle eine sehr untergeordnete Nebenrolle bei allen jenen Kämpfen und konnten theils ihrer Vergangenheit und der nachherigen Thaten wegen, theils um der öffentlichen Meinung willen nicht unter den Befreiern Griechenlands genannt werden.

Aehnliche Gründe lassen sich auch für jene fehlenden Namen der Paleer, Mantineer und Tegeaten anführen. 200 Paleer

kämpften bei Plateä. Es war die einzige Waffenthat, an der sie im Perserkriege Antheil hatten und zugleich die älteste Erwähnung der Insel in historischer Zeit. Wenn nun auch die Stadt der Paleer die mächtigste derselben war, so war doch die ganze Insel in jener Zeit zu unbedeutend, als daß das Uebergehen jener That schon Wunder nehmen könnte. Auch Pausanias gedenkt ihrer nicht.

Von den Mantineern ist zwar nichts berichtet, was ihre Bereitwilligkeit, der hellenischen Sache zu dienen, zweifelhaft erscheinen lassen könnte. Sie stellen ein verhältnißmäßig bedeutendes Contingent für die Thermopylen, sie sind sicher unter den Arkadiern, welche den Isthmus mit besetzen, sie zürnen selbst und bestrafen ihre Führer, als sie sich bei Plateä verspäten (Herod. VIII, 72; IX, 77), — aber sie haben eben das Unglück, an keinem der großen Kämpfe wirklichen Antheil genommen zu haben, auf welche es hier ankommt. Denn will man auch annehmen, daß der Kampf bei den Thermopylen denen, welche mit dem Leonidas ausharrten, den Spartanern, Thespiern und nach Pausanias (X, 20) auch den Mycenäern beim Antheil am allgemeinen Befreiungswerke mit in Anrechnung gebracht werden mochte, schwerlich indeß denen, welche nach dem Ausdruck Herodot's unmuthig waren und nicht gewillt, ihr Leben einzusetzen, vor Allem, wenn sie in den Hauptschlachten fehlten.

Schwer ist die Auslassung der Tegeaten genügend zu erklären. Können ihnen auch die Hilfsleistung bei den Thermopylen, wohin sie 500 Mann sandten, und die Besetzung des Isthmus (Herod. VIII, 72) keine Stelle auf der Inschrift der Schlangensäule sichern, so verschafft ihnen ihre That bei Plateä vollen Anspruch darauf, wo sie mit 5000 Kriegern, darunter 1500 Hopliten, an der Seite der Spartaner auftreten, ein Platz, der ihnen angewiesen war, nachdem sie auf das alte Ehrenrecht, den linken Flügel halten zu dürfen, zu Gunsten der Athener hatten verzichten müssen. Wenn sie mit Athen um einen solchen Vorzug überhaupt hatten streiten können, wenn ihre Bravour in der Schlacht mit den Ausschlag gibt — sie sind auch die ersten, welche das Lager stürmen — wenn ihnen als den dritten nächst den Lacedämoniern und Athenern der Preis der ἀριστεία zuerkannt wird, so hätten sie doch einen Platz auf dem Siegesdenkmal finden müssen, wo Staaten von weit geringeren nur vor Plateä erworbenen Verdiensten verzeichnet wurden, wie z. B. die Tirynthier. Auch nach Pausanias standen sie auf der Statue. Vielleicht hatten sie auf der Inschrift der Schlangensäule die Stelle inne, welche ihrem Verdienste nach der Schlacht zuerkannt war, nächst den Lacedämoniern und Athenern die dritte, und mit diesen wurde vermuthlich auch ihr Name ebenfalls vom Zahne der Zeit vertilgt. Sicheres läßt sich hierüber aus der Säule selbst nicht entnehmen.

Wirft man endlich einen Blick auf die Ordnung, in welcher die Namen an der Säule aufgeführt sind und berechnet man die numerischen Verhältnisse der jedesmal gestellten Contingente, so scheint es auf den ersten Blick, als sei man in der Ordnung nicht bloß einem geographischen Eintheilungsgrunde gefolgt, sondern habe auch auf Verdienste und Würdigkeit Rücksicht genommen. Sicherlich wenigstens im Anfang. Es eröffnen die Reihe diejenigen Staaten, welche an allen drei Hauptschlachten Theil nahmen, dann folgen diejenigen, welche bei Plateä allein, endlich diejenigen, welche bei Salamis (und Mykale) fochten; doch zeigen mancherlei Abweichungen besonders im letzten Theil der Inschrift, daß dies Princip nicht consequent durchgeführt ist.

Es ist häufig die Frage aufgeworfen, ob wir denn wirklich in dieser Schlangensäule den Träger des Dreifußes vor uns haben, von welchem herab die Pythia ihre Orakel verkündete, oder ein Weihgeschenk der Art, wie sie in unzähliger Menge besonders für Delphi von dem Zehnten der Siegesbeute geweiht zu werden pflegten. Die Vergleichung mit einer Anzahl auf die Sache bezüglicher Stellen der Alten, sowie die neuern gelehrten Abhandlungen, in welchen unter Andern O. Müller (de tripode Delphico), Böttiger (in der Amalthea), Bröndstedt (in seinen Reisen) diesen Gegenstand behandeln, machen es mehr als wahrscheinlich, daß dieses Schlangengewinde allerdings mit jenem berühmten Schlangengewinde (Monumente) identisch sei.

Daß die Pythia wirklich auf einem Dreifuße ihren Sitz eingenommen habe, ist unbestritten (vgl. Hermann, Gottesdienst der Alten 40, 9); sicher auch, daß er golden (Preller, Mythologie I, 178) und in nicht

unbedeutender Höhe angebracht war, darauf weisen die Worte Strabo's (IX, 418) hin, mit welchen er die Stätte des Orakels schildert. Dasselbe liegt in der Schilderung Diodor's (XVI, 27) angedeutet von der Vorrichtung, welche getroffen sei, das zufällig aufgefundene Orakel für den Gebrauch der Priesterin zuzurichten.

Wie aber hat man sich den Dreifuß angebracht zu denken? Diodor an der genannten Stelle ist geneigt, gar nicht an einen wirklichen Dreifuß zu denken, sondern nur an eine Art von Gerüst, welches, auf drei Postamenten ruhend, davon den Namen Dreifuß erhalten und allen spätern Dreifüßen als Vorbild gedient habe. Seiner Ansicht nach hätte demnach der *Θρόνος* der Pythia auf diesem Gerüst gestanden. Die ganze Schilderung ist indeß so unbestimmt und zweifelhaft gehalten, daß sie schon an und für sich Mißtrauen erweckt. Berichte anderer Autoren lassen keinen Zweifel darüber, daß man an einen wirklichen Dreifuß zu denken habe (Pollux X, 81. Schol. ad Aristoph. Plat. 9). Aber das scheint man aus den Worten Diodor's entnehmen zu können, daß Stufen zum Sitz der Priesterin hinaufführten, vielleicht von drei Seiten. Sich den Dreifuß hoch über dem Erdspalt angebracht zu denken, liegt überdies in der Natur der Sache, denn abgesehen davon, daß eine unmittelbare Nähe des Dampfes kaum zu ertragen gewesen sein wird, war und ist der Spalt nach Mittheilungen noch heutiger Reisenden zu groß, als daß die Ausdrucksweise des Strabo im eigentlichen Sinne genommen nicht eine Art von Riesendreifuß voraussetzen sollte. Jetzt denke man sich die Schlangensäule in den Spalt hineingelassen; bei ihrer großen Länge ragte sie noch immer ein beträchtliches Stück aus dem Schlunde hervor, auf den Köpfen des *δράκων* ruhte der Dreifuß, sein Deckel selbst war der Sitz (vgl. Hermann, Gottesdienst der Alten 40, 10), Stufen an dem Spalt ringsherum laufend, führten zu ihm hinauf. Damit vergleiche man, was Diodor (XVI, 28) von der Plünderung Delphi's durch den Phaläcus im dritten heiligen Kriege erzählt. In dem Glauben, auf verborgene Schätze zu stoßen, gruben sie in der Nähe des Altars nach (Strabo IX, 418), der also doch wohl oder vielmehr die Säule, auf welcher er stand, eingegraben sein mußte. Dadurch erklärte sich dann auch die auffallende Nachlässigkeit der Schriftzüge; die Inschrift war nicht darauf berechnet, zur Schau ausgestellt zu werden, sondern nur ein Verzeichniß zu sein aller derer, welche an der Stiftung und ihrer Veranlassung sich betheiligt hatten.

Wenn fast immer nur ganz allgemein von dem goldenen Dreifuß wie von einem aller Welt bekannten gesprochen wird, den näher zu bezeichnen überflüssig ist, so könnte ein Ruhmesdenkmal für den Perserkrieg damit auch genügend bezeichnet zu sein scheinen, ist aber da weder wahrscheinlich noch natürlich, wo ein noch berühmterer an demselben Orte sich befand, der Dreifuß, den wir bis auf den heutigen Tag unter der übrigen Menge dort geweihter allein den delphischen Dreifuß nennen und an den zu denken ganz natürlich ist. Es war denn auch eine glückliche Idee, ein solches Nationaldenkmal mit dem Orte in Verbindung zu bringen, welcher der ganzen Nation nicht nur als die heiligste Stätte galt, sondern auch als Vereinigungspunkt, dessen segenbringende Thätigkeit in besonderer Weise mit der Geschichte der letzten Kämpfe verwebt war, der endlich selbst vom allgemeinen Verderben bedroht an Rettung und Sieg den unmittelbarsten Antheil hatte. Wäre jene von Pausanias (X, 14, 3) erwähnte, von der salaminischen Beute gestiftete Statue des Apollo identisch mit einer goldnen, welche vor dem Dreifuße stand, der Orakel spendenden Priesterin gegenüber, so wäre eine erneuete Ausstattung des Orakels in jener Zeit wahrscheinlich.

Wir erwähnen noch die vielleicht unsichern Angaben der Byzantiner. Wenn man aber mit klaren Worten bei ihnen liest, Constantin habe den Dreifuß des Apollo aus Delphi nach Constantinopel schaffen und auf dem Hippodrom aufstellen lassen, so wird wohl Niemand Anstoß nehmen, darin ein vollgiltiges Zeugniß für die Richtigkeit obiger Behauptung zu sehen, und es ist kaum nöthig, darauf aufmerksam zu machen, um wie viel wahrscheinlicher es sei, daß grade diese Säule alle Plünderungen eher überdauert habe als jede andere, und ein wie viel größeres Interesse der erste christliche Kaiser daran haben mußte, jenes alte längst verwaiste Denkmal des Heidenthums hinwegzuführen, als — wenn sie noch vorhanden war — eine historisch nur sehr merkwürdige Reliquie.

Die
Mythen und Sagen der Finnen.

In einem der entferntesten Theile des Nordens, in dem kalten Finnland, welches sich vom bothnischen Meerbusen wohl bis über den Polarkreis hinauserstreckt, existiren zwei Literaturen und zwei Poesien: die eine geht aus dem Schoße des Landes selbst hervor, die andere wird in den Schulen gelernt und von einem ausländischen Munde gelehrt; die eine umschlingt mit ihren weiten Zweigen die traditionellen Glaubensansichten, die religiösen Mythen und alten Sitten des Volkes, die andere ist gleichsam der Reflex einer neuen Geschichte und einer neuen Civilisation. Die erstere heißt die finnische Poesie, die zweite die schwedische; jene reicht bis in die entferntesten Zeiten hinauf und hat sich durch mündliche Erzählung in der Hütte des Holzschlägers und in der Wohnung des Bauern fortgepflanzt; diese ist das Ergebniß der langen Einwirkung eines siegreichen Volkes auf ein unterworfenes.

Als die Schweden Finnland unterjochten und es zum Christenthum bekehrten, führten sie ihre Sprache daselbst ein. Diese Sprache wurde allmälig von allen denen angenommen, welche mit der herrschenden Macht in Verbindung standen, von den Predigern der neuen Pfarreien, von den Schulen, sofern es solche gab. Sie wurde die Administrativsprache, die officielle, die Literatursprache des Landes, und es kam eine Epoche, wo Finnland dermaßen mit Schweden vereinigt und verschmolzen war, daß die beiden Länder eine und dieselbe Gruppe dichterischer Berühmtheiten bildeten.

Das männliche und wohlklingende schwedische Idiom war es, in welchem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der gute, naive Chorens seine rührenden Elegien dichtete. Dasselbe Idiom war es, in welchem Franzen, der ehrwürdige Bischof von Hermösand, seine reizenden Gedichte geschrieben hat. Endlich ist es dieses selbe Idiom, in welchem noch fortwährend eine neue Schriftstellerplejade sehr bemerkenswerthe Werke veröffentlicht, die aber leider zu wenig bekannt werden. Wir nehmen keinen Anstand es auszusprechen, daß einige dieser Werke, namentlich die Idyllen und lyrischen Gedichte Runeberg's, durch die Frische des Gefühls, die Anmuth der Bilder und die Durchsichtigkeit des Stils mehr als einer Production derselben Gattung, deren sich das moderne Deutschland rühmt, überlegen sind.

Während nun aber die Dichter von Abo, Helsingfors und Borgo in der wohlklingenden schwedischen Sprache ihre Elegien seufzen und ihre Lieder zwitschern, bedienen sich Andere, um sicherer Ohr und Herz des Volkes zu treffen, des finnischen Dialekts. Zu gleicher Zeit vertiefen sich ausdauernde Philologen in das Studium dieser merkwürdigen Sprache, versuchen ihren Ursprung zu ergründen, ihre Verzweigungen festzustellen, und sammeln mit Sorgfalt alle Bruchstücke der Volkspoesie, alle mythologischen Ueberlieferungen, die in dieser Sprache aufbewahrt werden, welche, wie bekannt, keiner einzigen andern europäischen Sprache ähnlich ist, wenn nicht etwa einigermaßen der ungarischen.

Unter den Männern, welche sich diesen interessanten Untersuchungen hingegeben haben, ist einer, dessen Arbeiten die Gelehrten von Deutschland, Rußland, Frankreich und England mit lebhaftem Interesse verfolgt haben und dessen zu früh erfolgter Tod weithin tiefgefühltes Bedauern erweckt hat. Es ist dies Alexander Castren, der Verfasser einer wichtigen Abhandlung über finnische Mythologie.

Als arbeitsamer Philologe, scharfsinniger Ethnograph, unerschrockener Reisender hat Castren mehrere der dunkelsten Partien der finnischen Mythen aufgeklärt und kostbare Darlegungen der Sitten und des Charakters der Völkerschaften Lapplands und des nördlichen Rußlands gesammelt. Leider konnte er die umfangreichen Arbeiten, die er unternahm, nicht zu Ende führen. Dasjenige Werk, dem er seine ganze Aufmerksamkeit widmete, das mythologische Werk, welches wir unserer Mittheilung zu Grunde legen, hat er in seinen letzten Zeilen mit zitternden Händen niedergeschrieben und seinem Verleger vermacht, während er seinen letzten Athemzug aushauchte.

Das Heidenthum der alten Finnen, wie uns dasselbe in den kürzlich gesammelten mündlichen Ueberlieferungen enthüllt wird, erscheint oft lückenhaft und bisweilen durch sich widersprechende Dogmen verdunkelt.

Vielleicht hätte Castren, wenn ihm die Zeit geblieben wäre, sein Werk noch einmal durchzusehen, diese Mängel beseitigen können; vielleicht wäre er durch Entdeckung mehrerer anderer poetischer Bruchstücke im Stande gewesen, gewisse Lücken seiner Arbeit auszufüllen und dem Ganzen mehr Abrundung und Gleichmäßigkeit zu verleihen. Wie dem nun auch sei, wir haben jetzt den Text des Kalewala in Händen, dieser primitiven Epopöe, dieser sonderbaren, wilden Production, in welcher die ganze bizarre Kosmogonie und Theogonie der Finnen dargelegt ist.

Man hat vollen Grund zu glauben, daß die Finnen in alten Zeiten die Elemente in ihrer sichtbaren Form anbeteten. Die Sonne, die Erde, das Wasser waren für sie lebende und geheiligte Wesen. Dieselbe Ansicht findet sich noch jetzt unter den mit den Finnen verwandten Samojeden wieder.

Nach und nach jedoch, in dem Maße, als die Finnen vermöge der Entwicklung ihrer Intelligenz sich zu der Höhe einer abstracten Idee erhoben, begannen sie die Naturerscheinungen unsichtbaren höheren Wesen zuzuschreiben. Daher ist die Grundidee ihrer Mythologie, daß Alles, was der äußeren Natur angehört, von einer besonderen Gottheit, Haltia (in der Mehrzahl Haltiat) regiert wird.

Diese Haltiat haben wie menschliche Wesen eine Seele und einen Körper. Aber diejenigen einer niederern Ordnung sind fast gestaltlos, fast körperlos, und ihre Existenz ist verschieden von derjenigen der verschiedenen Dinge, welche ihnen untergeben sind. Alle jedoch sind unsterblich und nach der Wichtigkeit ihrer Functionen einander hierarchisch übergeordnet, aber Einer von dem Andern unabhängig in dem besonderen Kreise, in welchem sie wirken. So sind die niederen Götter genöthigt, sich respectvoll vor den großen Gottheiten, welche die Erde, das Wasser, das Holz beherrschen, zu beugen. So nimmt Pihlajatar, die Göttin der Esche, vor Tapio, dem Gotte der Wälder, die Stellung einer Magd an. Aber in seiner eigenen Sphäre handelt jeder Gott, wie unbedeutend er auch sei, nach seinem eigenen Willen. Der Gott des unabhängigen Polarsternes, sagt Castren, regiert nur einen unbedeutenden Punkt an dem unermeßlichen Himmel, aber auf diesem Punkte ist er unumschränkter Gebieter.

Auch sind sie alle verheirathet und haben eine mehr oder weniger zahlreiche Familie.

Von diesen Bestrebungen, ihren Gottheiten menschliche Gestalt zuzuschreiben, gelangten die Finnen dennoch zu der abstracten Vorstellung eines höchsten Wesens, aber langsam und wahrscheinlich unter dem Einflusse des Christenthums. Wenn man aus den religiösen Gebräuchen, welche noch jetzt bei den Samojeden existiren, schließen darf, so ist es wahrscheinlich, daß die Finnen zuerst den sichtbaren Himmel anbeteten, den Himmel, welcher sie natürlich durch seine Sterne, seine Nordlichte, seine Stürme, seine Donner in Erstaunen setzte, vor welchem der Zauberer des Volks, der Schaman, seine Ohnmacht einzugestehen gezwungen war. Der Himmel wurde als göttlich betrachtet und wurde durch ein göttliches Wesen regiert. Später wurde diese Personification dazu gewählt, um die Idee der höchsten Gottheit darzustellen. Das Wort „Jumala“ erscheint häufig in den alten finnischen Gesängen, und hat drei verschiedene Bedeutungen. Es bezeichnet den materiellen Himmel, den Gott des Himmels und den obersten Gott.

Aber nachdem die Finnen sich bis zu dieser Abstraction eines höchsten Wesens erhoben hatten, reichte das Wort Jumala nicht mehr aus, um ihren neuen Gedanken auszudrücken. Daher wurde der eigentliche Himmel durch das Wort „Taivas“ bezeichnet, der Gott des Himmels durch „Ukko,“ welches wörtlich bedeutet: ein verheiratheter und alter Mann, und ursprünglich von allen Göttern gebraucht wurde. In der volksthümlichen Tradition wird Ukko dargestellt mit dem Hagel, dem Schnee und den Stürmen in den Händen. Er ist es, der den Lauf der Wolken in dem ätherischen Raume leitet. Die Landbebauer wünschen, ihn günstig für sie gestimmt zu sehen, und der Held Wäinaemöinen ruft ihn in dem Kalewala folgendermaßen an: –

„Gib uns, o Ukko, den Regen des Himmels. Laß Honig träufeln aus den Wolken, laß den Samen keimen in der Erde und die Aehren sich erheben.“

Seine verschiedenen Wirksamkeitskreise haben ihm verschiedene Benennungen gegeben. Bald nennt man ihn den Führer der Wolken oder den Hirten der Himmelsschafe; bald den Alten der Luft, den Vater des Himmels, den goldenen König, den

Herrn der Winde; auch schleudert er die Blitze, und der Donner ist seine eigene Stimme. Bisweilen stellt man ihn dar, wie er auf einer Wolke sitzt und das Firmament auf seinen Schultern trägt. Er ist bewaffnet wie ein edler Krieger. Der Regenbogen ist sein Bogen, seine Pfeile sind aus Kupfer und der Blitz ist sein Schwert. Wie Thor, der furchtbare scandinavische Gott, schwingt er einen schweren Hammer, seine Kleider sind glänzend wie das Feuer, seine Strümpfe sind blau und seine Schuhe roth.

Er kommt zu wiederholten Malen in dem Kalewala vor. So gibt Ukko, als die abscheuliche Pohjolor die Sonne und den Mond hinter einem Berge versteckt hatte, einen Augenblick sein Titanenamt auf, nähert sich dem Rande der Wolken und schlägt mit seinem Schwerte auf, um eine neue Sonne und einen neuen Mond anzuzünden. Ein anderes Mal hält Ukko, als Lemminkainoir den Hiisi, das böse Princip, welches auf einem feurigen Rosse mit stählernen Hufen reitet, verfolgte, auf die Bitte des Helden den Hiisi dadurch auf, daß er die Luken des Himmels öffnet und Hagel und Feuer auf ihn herabregnen läßt.

Bei aller seiner Macht ist Ukko doch nicht Herr der Sonne, des Mondes und der andern Gestirne. Diese werden unter ihrer äußeren Form angebetet und haben ihre eigenen Gottheiten. Der Name Pneirae bedeutet sowohl die Sonne als auch den Gott der Sonne; der Name Kun den Mond und den Gott des Mondes; die Benennungen Taehti und Oltawa bezeichnen den Polarstern und den großen Bären. Alle diese Götter sind männlichen Geschlechts und bewohnen prächtige Paläste. Der „Kantelatar“ — dies Wort kommt her von Kantele, die finnische Harfe; der Kanteletar ist eine Sammlung lyrischer Poesien, zum großen Theile vom Volke gedichtet und gesungen — erzählt die von dem Monde, der Sonne und dem Polarstern auf die Erde unternommene Fahrt, um die Hand Sevomatar's zu erhalten, welche sie durch ihre Schönheit hingerissen hatte. Der Polarstern trug den Sieg über seine Nebenbuhler davon. Die Sonne und der Mond sind jedoch verheirathet und haben Kinder. Einer der Söhne der Sonne hilft Wäinaemöinen, einen mystischen Fisch zu vernichten mit einem Messer mit silberner Klinge und goldenem Griff, welches sein Vater ihm hoch aus den Lüften zuwirft.

Die Töchter der Sterne werden als schöne und anmuthige Wesen dargestellt, welche bisweilen auf dem Rande einer purpurnen Wolke sitzen, bisweilen auf dem Regenbogen, auf den Gipfeln grüner Wälder. Sie zeichnen sich durch ihre Webekunst aus. Wahrscheinlich haben die Finnen diese Idee aus der Aehnlichkeit der Lichtstrahlen mit den Einschlagsfäden eines Gewebes gewonnen.

Alle Götter denken sich die Finnen als edle und reine Wesen, welche die Schönheiten der Erde mit Wohlwollen betrachten und sehr geneigt sind, dem Menschen die Entdeckungen mitzutheilen, welche sie in ihrer erhabenen Stellung vermöge ihres durchdringenden Lichtes leicht machen können. So antwortet die Sonne in den letzten Episoden des Kalewala, welche offenbar unter dem Einflusse des Christenthums gedichtet sind, als das Wunderkind von den Knien seiner jungfräulichen Mutter Marjatta verschwunden ist und die arme Mutter sich an die Sterne, die Sonne und den Mond wendet, um zu erfahren, wo ihr Kind ist, sein goldener Apfel, sein kleiner silberner Stab:

„Ich weiß wohl, wo Dein geliebter Sohn sich befindet. Ich habe ihn gesehen, o unglückselige Mutter, er ist in dem Sumpfe bis an den Gürtel, er ist in dem Heidekraut bis an die Arme.“

Ein anderer himmlischer Geist wird Koito genannt. Dies bedeutet die Morgenröthe und den Gott der Morgenröthe. Die finnischen Ueberlieferungen geben uns nichts Genaueres über denselben, aber in den esthischen Legenden ist er der Gegenstand einer anmuthigen Mythe, einer naturgeschichtlichen Mythe, welche aus der Beobachtung der langen Tage des Sommersolstitiums entstanden ist.

In dieser symbolischen Fabel ist die Sonne als eine Lampe dargestellt, welche den Palast Varma-Isso's, der obersten Gottheit der Esthen, erleuchtet, und diese Lampe ist der Sorge zweier unsterblicher Wesen anvertraut, eines Jünglings und eines Mädchens.

Der alte Vater sagt zu dem jungen Mädchen Emmarik, welche die Abenddämmerung ist: „Meine Tochter, ich übergebe Dir die Sonne; lösche sie aus, damit kein Unglück geschehe.“ Dann sagt er zu Koito,

dem Genius der Morgenröthe: „Mein Sohn, Dein Amt ist, ein neues Feuer für den künftigen Tag anzuzünden." Niemals verschwindet dieses Licht von dem Himmelsgewölbe. Im Winter bewegt es sich langsam vorwärts, aber im Sommer ruht es sich nicht aus und wenn es nahe daran ist zu verlöschen, übergibt Emmarik es den Händen Koito's, der es wieder anzündet. Dann betrachten sich die beiden jungen Leute in der Nähe; ihre Hände vereinigen sich, ihre Lippen berühren sich. Dann sieht sie der alte Vater an und sagt: „Seid glücklich in Eurer Vereinigung!" und sie antworten ihm: „Störe unsere Freude nicht, lasse uns stets als Brautpaar leben; unsere Liebe wird immer jung und neu sein." Einmal alljährlich vereinigen sie sich so vier Wochen lang. In dieser Zeit übergibt die Abenddämmerung die erbleichende Sonne dem Morgenroth, sie drücken sich die Hände, sie umarmen sich. Die Wangen der Abenddämmerung bedecken sich mit einem sanften Roth, und die Farbe des Purpurs strahlt von dem Himmel wider, wo die Morgenröthe die Helle der Sonne wieder entzündet. Wenn Emmarik ihr Amt nicht prompt genug erfüllt, erinnert die Nachtigall sie an ihre Pflicht: „Träges-Mädchen," sagt sie, „beeile Dich, die Nacht ist zu lang."

In der finnischen Mythologie muß man auch auf die Gottheiten der Luft achten und besonders auf die Luomartars, die mystischen Mädchen, welche Gott Ukko erzeugte, indem er seine Knie rieb und die ihrerseits das Eisen hervorbrachten.

In den höchsten Regionen des Himmels wohnt Untar, welcher die Dünste und Nebel beherrscht. Neben ihm befindet sich auch eine Göttin der Winde und eine besondere Göttin des Südwindes, den die Finnen sich als ein wohlwollendes Wesen denken, welches die Kranken mit dem aus den Wolken träufelnden Honig heilt und die Heerden behütet.

Nächst der Luft war das Wasser dasjenige Element, welchem von den alten Finnen und den zu derselben Race gehörenden Stämmen am meisten Verehrung gezollt wurde. „Es konnte wohl auch nicht anders sein," sagt Castren. „Von dem Augenblicke an, wo der ursprüngliche Mensch dahin gelangte, die Materie zu idealisiren, mußte er sie nach Maßgabe der Kräfte idealisiren, welche er derselben zuerkannte, und wenn er auf der einen Seite bemerkte, welchen Gefahren ihn die Tiefe der Gewässer aussetzte, nahm er täglich auf der andern Seite wahr, wie nützlich dieselben Wogen ihm wären."

So ist denn auch die Karte von Finnland übersät mit symbolischen Namen wie Pyhajarvi (heiliger See), Pykajoki (heiliger Fluß). Die Völkerschaft der Votyaks, welche desselben Ursprungs wie die finnische ist, bringt noch immer eine Ziege oder einen Hahn dem Genius des Wassers dar. Die Votyaks und die Samojeden opfern ein Rennthier dem Flusse Ob. In Esthland gibt es einen Bach Namens Vohkanda, an dessen Ufern man weder einen Baum umzuhauen noch einen Zweig abzureißen wagt. Diese einfache That wird als eine Heiligthumsschändung angesehen, welche noch in demselben Jahre mit dem Tode bestraft wird. Wenn man die Wellen dieses Baches trübt, so erregt man ein Unwetter. Ein abenteuernder Deutscher, welcher die Kühnheit hatte, dort eine Mühle zu errichten, wurde kurze Zeit darauf durch die unsichtbaren Genien dieses geheiligten Gewässers erträukt. Die alten Chroniken erzählen, daß man dem Bache ehemals nicht nur Thiere darbrachte, sondern selbst Menschenopfer. Die Esthen hegten auch eine tiefe Verehrung für den See Eim, welcher in ihrem Lande durch folgende sinnige und merkwürdige Sage verherrlicht ist:

Die Ufer dieses Sees waren von nichtswürdigen und wilden Menschen bewohnt, welche weder die Wiesen abmähten noch die Felder bebauten, sondern die Vorüberziehenden plünderten und ermordeten, und in die klaren Wellen des Sees das Blut derjenigen fließen ließen, welche sie umgebracht hatten. Der See seufzte über diese Abscheulichkeiten und eines Abends versammelte er alle Fische und erhob sich mit ihnen in die Lüfte. Als die Räuber das Geräusch vernahmen, welches er bei seinem Aufsteigen verursachte, sagten sie zu einander: „Seht, das Wasser geht davon, laßt uns die Fische fangen und die Schätze erbeuten, die es in seinem Schoße verbarg." Aber die Fische waren davongegangen und auf dem Boden des Sees befand sich nur ein gewaltiges Gefäß voll von Schlangen und anderm Gewürm. Und der See erhob sich wie eine Wolke in den Luftraum und die Jäger sagten: „Was für ein Wetter wird das

werden?" und die Hirten: „Was ist das für ein weißer Schwan, der über uns weint?" Die ganze Nacht über blieb der See in der Nähe der Sterne. Am andern Tage frühmorgens sahen die Schnitter, wie er allmälig zu ihnen herabstieg. Die Wolke, welche den Augen der Hirten wie ein weißer Schwan erschienen war, nahm jetzt die Gestalt eines ungeheuren Schiffes an und aus diesem Schiffe drang eine Stimme hervor, welche zu den Arbeitern sagte: „Führt Eure Ernte hinweg, ich will mich bei Euch niederlassen." Die Arbeiter wünschten ihm Glück zu seiner Ankunft, der See breitete sich auf dem Boden aus, die Landleute pflanzten Bäume an seinen Ufern, die wohlthätige Welle befruchtete ihre Aecker und sie tanzten fröhlich um seinen klaren Wasserspiegel.

In Finnland heißt der Gott der Gewässer Ahti oder Ahto. Castren bringt diesen Namen mit dem Sanskritworte Ahir (See) in Verbindung. Wie die übrigen Gottheiten des Landes wird Ahti als ein ehrwürdiger Greis dargestellt. Er trägt ein Gewand aus Schaum und einen langen Bart von Moos, wie einer der Wassergötter der alten heidnischen Mythologie. Er wohnt mit seiner alten Gemahlin Vellamo auf dem Grunde des Meeres in einer Grotte Namens Salmenfels oder der Hof der Fische. Obgleich er sehr lüstern nach fremdem Gute ist und mit geiziger Hand seine Schätze bewacht, ist er doch nicht ohne ein gewisses Gefühl von Edelmuth und nimmt die Ertrunkenen mit Wohlwollen auf. Eine Ueberlieferung erzählt, daß eines Tages ein junger Hirt in Verzweiflung war, weil er sein Messer hatte in den Fluß fallen lassen. Ahti, welcher die Seufzer desselben vernahm, tauchte auf den Grund des Flusses und holte von da ein goldenes Messer hervor, welches er dem jungen Hirten brachte. Dieser erklärte mit der Aufrichtigkeit und Unverdorbenheit seines Alters, daß dies nicht dasjenige sei, welches er verloren habe. Der Gott tauchte noch einmal unter und zeigte ihm ein silbernes Messer. „Nein," rief der Knabe, „dies ist auch nicht das meinige." Da tauchte Ahti zum dritten Male hinab und brachte das grobe eiserne Instrument hervor, und um den Hirten für seine Aufrichtigkeit zu belohnen, schenkte er ihm alle drei Messer.

Die übrigen Wassergeister werden als Kinder Ahti's und Vellamo's gedacht. Sie beherrschen die Seen, Flüsse und Quellen. Im Allgemeinen betrachtet man sie als wohlwollende und hilfreiche Wesen. Dennoch gibt es einige, z. B. den Naekki, dessen grausame Künste man fürchtet.

Die Erde wurde ohne Zweifel von den Finnen ursprünglich als eine Gottheit und als eine wohlwollende Mutter angesehen, welche den Menschen und die übrigen Geschöpfe ernährte. Sie ist sehr mächtig und wenn man sie frommer Weise anruft, kommt sie dem Armen und Schwachen zu Hilfe. Nach der Angabe einiger Mythologen ist sie die Gemahlin Ukko's, des Himmelsgottes, welcher den Erdboden durch Wärme und Regen befruchtet.

Einige Gottheiten wurden ferner bei dem Anbau der Bäume, des Hanfes und des Kornes angerufen. Aber in dieser kalten und unfruchtbaren Gegend nehmen die Götter des Landbaues nur eine untergeordnete Stelle ein. Die hauptsächlichste Nahrungsquelle der alten Finnen bestand in dem Ertrage ihres Viehes, in Fischerei und Jagd. Daher schreibt sich ihre tiefe Verehrung für den Wassergott und für den des Waldes, Tapio, den Freund, den König der Forsten. Dieses ernste Wesen wird in den Runen häufig genannt und als ein Greis mit einem braunen Barte, einem Hute aus Fichtennadeln und einem Kleide von Moos dargestellt. Mit dem Worte Runen, welches in der alten scandinavischen Mythologie einen so hohen Platz einnimmt, bezeichnet man in Finnland die Volksgesänge verschiedener Art, mythische Gesänge, Zauberlieder, Liebes- und Trauerlieder. An den Namen von Tapio's Frau, Mielikki, knüpfen sich gewöhnlich lobende Beiwörter. Die Finnen nennen sie gern die gute Wirthin des Waldes, die anmuthige Hüterin der Honigschätze. Sie stellten sie dar mit glänzenden Kleidern, blauen Strümpfen, rothen Schuhbändern, langem blonden Haare, goldenen Ringen an den Fingern, goldenem Stirnschmuck, mit Blumengewinden und Bändern im Haar. Wenn sie aber auf ihren Jagdpartien unglücklich waren, klagten sie dieselbe wegen der Erfolglosigkeit derselben an und nannten sie eine häßliche, böse Frau, die mit Lumpen bedeckt sei und an ihren Füßen abscheuliche Schuhe schleppe.

Mielikki hat den Schlüssel zu ihren Schätzen in ihrer Wohnung Tapioke und

verwahrt ihre Gefäße mit Honig auf einem goldenen Hügel am Eingange eines Waldes. Mit ihrem Gemahl, ihren Kindern und Dienern überwacht sie das Rothwild und sorgt für die Heerden. Einer ihrer Söhne hat ein anderes Geschäft zu verrichten. Er baut in den Sümpfen Brücken, über welche sich die Heerden zur Sommerweide begeben, und macht Einschnitte in die Bäume, um die Jäger durch die Wälder und Berge zu leiten. Dasselbe wohlthätige Werk wird von Sima-Sun, einer der Töchter des Tapio, einer der Sängerinnen des Waldes, verrichtet. Ihr Name wird in verschiedenen Runen angerufen. Die Jäger bitten sie, Mielikki durch ihre Gesänge wach zu erhalten, damit diese ihre Bitten höre.

Aber in denselben Wäldern, welche von wohlthätigen Gottheiten beherrscht werden, gibt es auch böse Geister. Ein solcher ist Hiisi, der Dämon Finnlands. Er hat an jeder Hand nur drei Finger, aber dieselben sind mit langen und scharfen Nägeln bewaffnet, mit denen er seine Beute zerreißt. Er verschlingt Alles, was ihm dargeboten wird, und hat weder ein Zelt, noch ein Rennthierfell, noch Kleidung. Er wandert immer zu Fuß mit reißender Schnelligkeit. Keine Frau ist mit diesem schrecklichen Wesen verbunden, aber er hat einige Genossen, welche ihn bei seinen Gräuelthaten unterstützen. Aus seinem Geifer ist die Schlange geboren. Aus seinem höllischen Athem entstehen die Krankheiten und die Geißeln, welche die Menschheit züchtigen.

Dies ist die Legion der guten und bösen Genien, mit denen die naive Einbildungskraft der Finnen die äußere Natur bevölkert. Dabei bleibt jedoch die Mythologie, deren vorzüglichste Charaktere wir hier zu zeichnen versuchen, nicht stehen. Es gibt noch andere Gottheiten, welche mit der Existenz des Menschen in viel näherer Berührung stehen. „Aber diese andern Gottheiten,“ sagt Castren, „bieten uns nur das Symbol eines idealen Gedankens dar. Für sie, wie für diejenigen, welche wir eben beschrieben haben, ist der Mensch noch nichts weiter als ein sinnlicher Gegenstand in der physischen Welt. In dieser hauptsächlich materialistischen Mythologie eines urzuständlichen Volkes haben die moralischen Begriffe civilisirter Nationen, die Weisheit, das Gesetz, die Gerechtigkeit keinen übernatürlichen Sinn; die Götter beschäftigen sich nur mit den zeitlichen Bedürfnissen der Menschen.“

Die Göttin der Liebe, Sukkamieli, ist zugleich sanft und grausam. Durch diesen doppelten Charakter wollte der Finne die Freuden einer reinen Zärtlichkeit und die Schmerzen der Leidenschaft ausdrücken, Schmerzen, wie sie dieselben auch bisweilen der traurigen Einwirkung böser Zauberer zuschreiben. Der Schlaf, Uni, dagegen ist eine durchaus freundliche und heilbringende Gottheit; Untama ist der Gott der Träume; Munu ist ein geschickter Augenarzt; Lemma heilt die Wunden; Suonetar spinnt auf seinem Spinnrade Nerven und Adern, um diejenigen, welche ihn verehren und seiner chirurgischen Operationen bedürfen, zu heilen. Die fleißigen finnischen Frauen haben auch zwei besondere Gottheiten, welche ihnen bei dem Weben und Färben der Stoffe beistehen. Die Männer, welche sich auf Reisen begeben, rufen Matka-Teppa an, den Ingenieur der Straßen und Brücken, und die Geizigen nehmen die guten Dienste Aarni's in Anspruch, des Wächters der verborgenen Schätze. Ein Theil dieser Schätze wird auch von einem unterirdischen Geiste bewacht, welcher Mamma heißt und den man als ein abscheuliches Weib mit einem Schlangenkopfe malt. Es ist dies dasselbe Bild, welches so oft in den mythologischen Ueberlieferungen Skandinaviens und Deutschlands erscheint.

Die Finnen glaubten früher nicht bestimmt an ein zukünftiges Leben in einer andern Welt, und dennoch setzten sie, wenn sie einen ihrer Angehörigen beerdigten, auf das Grab oder in die Gruft Lebensmittel, Kleider, Aexte, Messer und andere Utensilien, als ob er in eine neue Existenz eintreten würde, in welcher er aller dieser Ausrüstung nöthig hätte. Einige derselben Race angehörigen Völkerschaften, besonders die Lappländer, sagten, daß die Todten in der andern Welt einen ähnlichen Körper annähmen, wie sie in dieser gehabt hätten; andere glaubten, daß die Abgeschiedenen in dem Dunkel und den Stürmen der Nacht umherirrten und ihre Gegenwart in dem Rauschen der Blätter, in dem Hauche des Windes oder dem Knistern der Flamme auf dem Herde verriethen. Alle diese verschiedenen Stämme stimmten jedoch in einem Punkte überein, indem sie den Todten als ein den Lebenden feindseliges Wesen be-

trachteten, und wandten daher alle Arten von Vorsichtsmaßregeln an, um ihn zu verhindern, wieder auf die Erde zurückzukehren. So warf man bisweilen hinter seinen Sarg Steine, die im Feuer glühend gemacht waren; bisweilen umgab man sein Grab mit Palisaden, und endlich nahm man, um die gefürchteten Erscheinungen abzuwehren, seine Zuflucht zu den Zaubergesängen des Schaman. Aus demselben Gefühl der Furcht nageln noch heutzutage die Tscharamessen die Todten bisweilen vermittelst eines Pfahles auf den Boden des Sarges fest. In mehreren Dörfern Finnlands lud man während langer Zeit den Todten, bevor man ihn begrub, auf eine rohe Karre und führte ihn zu seiner letzten Ruhestätte auf langen Umwegen über die felsigsten Stellen, damit er, eingedenk der martervollen holperigen Fahrt, sich nicht versucht fühlen möge, denselben Weg noch einmal zurückzukehren.

Trotz der abergläubischen Furcht, welche die Todten ihm einflößten, rief der alte Finne, gleich den Griechen und Scandinaviern, ihre Hilfe und ihren Rath an. Der Kalewala erzählt, daß Wäinaemöinen, als er eine gefahrvolle Reise machen mußte, die drei magischen Worte vergessen hatte, ohne welche er sie nicht unternehmen konnte. Er muß dieselben, um sie wiederzufinden, im Todtenreiche suchen. Die Töchter Tuoni's, des Herrschers dieses furchtbaren Reiches, versuchen, sich seiner zu bemächtigen, und werfen in dem Augenblicke, wo sie ihn eingeschlafen wähnen, ein eisernes Netz über seinen Körper. Wäinaemöinen, welcher jedoch auf seiner Hut war, verwandelt sich in einen Stein und rollt in den Fluß, nimmt dann die Gestalt einer Schlange an und schlüpft durch die Maschen des Netzes. Er weiß, daß er die Worte, deren er bedarf, aus dem Munde des alten Wipemen nehmen kann; aber der Weg ist lang und schwierig. Er muß über die Nadelspitzen der jungen Mädchen, über die schneidenden Schwerter der Männer, über die Streitäxte der Helden dahinschreiten. Er macht sich Schuhe, Handschuhe und eine Rüstung aus Eisen, und gelangt an den Ort, wo Wipemen ruht, wo er bereits so lange liegt, daß ein dichter Wald sich über seinem Grabe erhoben hat. Wäinaemöinen reißt den Wald aus und senkt einen eisernen Pfahl in Wipemen's Mund, welcher erwacht und sich vergeblich von dem rohen Instrumente loszumachen sucht, das ihn martert und zerreißt. Er entschließt sich endlich, dem Wunsche seines schrecklichen Gegners nachzugeben, und singt einen magischen Gesang. Der Fluß hört bei Vernehmung desselben auf zu seufzen, und das Meer zu ächzen.

Die Zauberer von Finnland beschworen gleichfalls oft die Todten, und wenn man sah, wie sie sich mit dem Gesichte zur Erde warfen und ihr Körper zusammenzuckte und zitterte, so glaubte man, daß die irrende Seele, an welche sie sich wendeten, auf ihre Fragen antwortete.

Anfänglich glaubte man in Finnland, daß die Todten in ihren Gräbern als Schatten vegetirten; später begann man zu glauben, daß sie in das unterirdische, von Tuoni regierte Reich Tuonela versetzt wurden. Um dorthin zu gelangen, mußten sie über neun Meere, reißende Flüsse und gefährliche Sturzbäche setzen.

Diese unterirdische Welt gleicht der Welt der Lebenden; man sieht da Gewässer, Felder, Forsten, Rothwild und Reptilien. Aber diese Forsten waren schauerlich, die Wasser schwarz, und die Körner des Feldes verwandelten sich in Drachenzähne. Der Beherrscher dieses unheilvollen Reiches, welcher wie Charon die Todten hinüberschaffte, war ein schrecklicher Despot ohne Herz und Mitleid. Er wurde in seinen Verrichtungen unterstützt durch seine Frau, ein abscheuliches Geschöpf mit gekrümmtem Kinn und eisernen Fingern, welche ihre Gäste mit Kröten und Vipern bewirthete. Dieses schreckliche Paar hatte einen Sohn, welcher wegen seines Blutdurstes der Rothe hieß, und drei schwarze, kleine und dürre Töchter. Die eine von ihnen steuerte die Barke der Todten; die zweite verbreitete mit ihrem vergifteten Hauche die Pest, die Schwindsucht und die andern tödtlichen Krankheiten durch die Welt; die dritte stand auf einem Felsen, drehte sich um wie ein Mühlstein und zermalmte die ihr Untergebenen, welche sich dann als feiner Staub durch die Lüfte verbreiteten und die Atmosphäre vergifteten.

Trotz dieser letzten Mythe, welche die Idee der ewigen Strafen in sich schließt, glaubten die alten Finnen nicht an die Lehre von der Bestrafung und der Belohnung in einer andern Welt; sie wird allerdings angedeutet in der folgenden Stelle des Kalewala, aber diese Stelle ist ohne Zweifel

von einem neueren Datum als die übrigen Theile dieser Epopöe. Sie wurde unter dem Einfluß der ersten Verkündigungen des Christenthums abgefaßt. Wir bemerken hier, daß der Kalewala nur eine Sammlung von Gesängen ist, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verfaßt wurden und auf der einen Seite an die primitivsten Ideen einer wilden Kosmogonie anknüpfen, auf der andern an die ersten Unterweisungen des Evangeliums hinanstreifen. Die betreffende Stelle lautet:

„Im Verlaufe Eures Lebens thut nichts Böses, o Söhne der Sterblichen! Beleidigt nicht die, deren Seele rein ist, achtet die Unschuld; die bösen Thaten werden immer bestraft in der Wohnung Tuoni's. Dort ist das Lager der Sünder; dort ist das Bett des Nichtswürdigen auf im Feuer glühend gemachten Steinen, auf brennenden Granitblöcken, mit Schlangen und Gewürm als Decke."

Außer den Göttern und Göttinnen beschreiben die Runen und Ueberlieferungen der Finnen noch eine Anzahl mehr oder weniger verehrter übernatürlicher Wesen. Man findet da, wie in den europäischen Sagen des Mittelalters, die Poltergeister, die Kobolde der deutschen Volkssage, die Brownies der Schotten, die Tomtegubbar Schwedens, kurz jene ganze Legion von Zwergen und Hausgeistern, diesen Menschenfreunden, die so arbeitsam und dienstfertig, aber sehr empfindlich und rachsüchtig sind. Wenn der Finne von einer neuen Wohnung Besitz nahm, verfehlte er nicht, sich nach allen vier Seiten des Gebäudes zu verbeugen, um den unsichtbaren Wesen, welche sich daselbst schon angesiedelt haben möchten, seine Ehrfurcht zu bezeugen und durch diesen Act der Höflichkeit deren Wohlwollen zu gewinnen.

Verschiedene Thiere hatten in den Augen der Finnen den Charakter der Heiligkeit, besonders der Bär. Die Runen nennen ihn Ohto. Sie erzählen, daß er bei der Sonne und dem Monde geboren ist. Die Göttin der Wälder in eigener Person war seine Amme. Sie hat ihn in einer Wiege an den Aesten von Tannen mit einem goldenen Bande aufgehängt. Aber sie schlug es ihm ab, ihm Zähne zu geben, bis er versprochen hatte, sich jeder Gewaltthat zu enthalten. Da er sein Versprechen oft gebrochen hat, so haben die Menschen das Recht, ihn zu tödten, und noch heutzutage feiert man in einigen Theilen Finnlands wie im Alterthume das Fest des Bären und der Jäger. Es ist dies eine lange Ceremonie, welche alle Familien des Dorfes in einem Hause versammelt und deren Programm, halb burlesk, halb lyrisch, zu gleicher Zeit den Greis und das Kind, den Herrn und den Knecht erfreut. Es ist eine Komödie, an welcher alle Anwesende Theil nehmen, die Einen durch den Gesang, den sie anstimmen, die andern durch den Refrain, welchen sie wiederholen, noch Andere durch ihre Gesten; eine Komödie, welche ihren regelmäßigen Gang, ihre Peripetien und ihre heitere Lösung besitzt.

Man meldet, daß ein Bär in der Schlinge gefangen worden ist, und das Fest beginnt. Zwei Männer gehen, das schwere Thier in dem Walde aufzusuchen, und singen auf ihrem Wege:

„Jetzt muß man den Bären fangen, sich seines goldenen Felles bemächtigen in dem friedlichen Walde, im Reiche des wachsamen Tuopia.

Ich war auch stark zu einer Zeit, stark und jung wie viele Andere. Wenn man sich zur Jagd versammelte, ging ich auf die Höhle los und packte in der Nähe die alte Breitnase. Jetzt bin ich alt, aber die Jagd gefällt mir noch; die Jagd zieht mich in das Reich Tuopia's, in die Höhle des Honigtrinkers.

Ich verlasse meine Wohnung und begebe mich unter die Bäume. Mielikki, Königin des Waldes, wirf ein Band über die Augen des Bären, ein Tuch über seinen Kopf; lege Honig auf seine Zähne und Butter in seine Kehle, daß er die Jäger nicht wittere und sie nicht kommen sehe."

Dann wenden sich die Jäger an den Bären, als ob er noch am Leben sei, und bitten ihn, sich zu besänftigen:

„O Du, Kind des Waldes, Kind mit breiter Stirn und schönen runden Gliedern, wenn Du die stolzen Jäger kommen hörst, verbirg Deine Klauen unter den Pfoten, Deine Zähne in Deinen Kinnbacken; mein guter Bär, mein guter Honigesser, sei artig wie ein Auerhahn, schlafe wie eine Gans."

Sie bitten ihn dann um Verzeihung wegen seines Todes:

„Mein schöner Freund, mein theurer Bär, ich war es nicht, der Dich zu Boden geworfen hat, mein Bruder war es nicht,

Du selbst warst es, der Du in Deinem Gange gewankt hast, der Du den Fuß ungeschickt zur Erde gesetzt hast, der Dein schönes Kleid zerrissen hat."

Darauf fassen sie ihn bei den Pfoten, um ihn wegzutragen, und bitten ihn noch, sich so leicht wie möglich zu machen:

„Mein theurer Bär mit breiter Stirn, mein artiger Honigesser, jetzt mußt Du noch eine kleine Strecke Weges zurücklegen. Erhebe Dich leicht auf Deine Füße, setze Dich in Marsch, König des Waldes. Wir werden Dich in eine zahlreiche Gesellschaft führen, in ein Haus, welches goldene Säulen und silbernes Täfelwerk hat. Wir werden Dich einführen als einen würdigen Gast, als einen edlen Fremden, und Du wirst Dich dort wohlbefinden; Du wirst Milch zu trinken bekommen und Honig zu essen. Komm, laß Dich führen; sei leicht wie ein Blatt, das auf dem Wasser hüpft, wie ein kleiner Baumzweig, wie das Eichhörnchen des Waldes."

Wenn sie sich dem Hause nähern, stößt einer der Jäger in's Horn. Die ganze Versammlung hört es und fragt, was dieser fröhliche Ton bedeute. Einer der Anwesenden geht zu den Jägern und fragt sie. Der Jäger antwortet stolz: „Wir bringen den König des Waldes." Und dann stimmt er eine fröhliche Hymne an:

„Dank sei Dir gebracht, o Gott, unser Schöpfer, Dir, der Du das Thier mit den mächtigen Gliedern in unsere Hände geliefert, der Du in unsere Wohnung den Schatz des Waldes geführt hast. Gruß Dir, Honigpfote, der Du unsere Schwelle überschreitest.

Mein Leben lang habe ich erwünscht, mein Leben lang habe ich erwartet die Stunde, wo ich Dich würde kommen sehen; ich sehnte sie herbei, wie man am Ende des Sommers eine gute Ernte, wie der Schlittschuh den Schnee des Winters, wie das Mädchen mit rosigen Wangen einen Gatten herbeisehnt.

Ich schaute Morgens und Abends durch das Fenster und sagte zu mir: Hört man nicht das Geräusch der Jagd, den Schrei der Jungfrauen des Waldes? Führt man nicht herbei den großen Vogel?"

Die Jäger fragen dann, ob Alles vorbereitet sei, um den ehrwürdigen Gast zu empfangen; man zeigt ihnen das Zimmer, welches für ihn bestimmt ist; sie legen den Bären auf einer Bank nieder und feiern seine Stärke und seine Schönheit.

Einige Vögel flößten den Finnen ebenfalls ein eigenthümliches Gefühl des Respects ein. Von dem Adler nahm man an, daß er an der Schöpfung der Welt Theil genommen habe. Der Adler war das sichtbare Bild des Nordwindes. Der Kuckuck befruchtete die Erde durch seinen Gesang; der Taucher sah den Regen voraus und kündigte ihn an. Die Milchstraße hieß die Vogelstraße, wahrscheinlich zufolge einer Sage, die man unter einigen scandinavischen und slavischen Stämmen wiederfindet und welche berichtet, daß die befreiten Seelen gen Himmel fliegen, indem sie sich in weiße Tauben verwandeln. Unter den Insecten zeichnete man besonders die Bienen aus und verehrte dieselben.

Ebenso wie die Lappländer, erwiesen auch die Finnen gewissen Bergen, bizarr geformten Felsen, manchen Seen, Quellen und Flüssen eine religiöse Verehrung. Gleich den Griechen, den Druiden und den Slawen der nördlichen Gegenden verehrten sie auch gewisse Bäume, zum Beispiel die Eiche und die Esche. Sie glaubten, daß diese Bäume nicht unempfindlich für das Vergnügen seien, denjenigen Menschen leiden zu sehen, welcher an ihren übernatürlichen Eigenschaften zweifle. Um ihnen diese Genugthuung zu geben, marterten die heidnischen Finnen der Provinz Tavast während der ersten Versuche der Ausbreitung des Evangeliums Diejenigen am Fuße einer Eiche, welche sich zum Christenthum bekehrten.

Der finnische Volksstamm glaubte auch an ein weit listigeres und wilderes Geschlecht von Riesen als dasjenige, welches uns in den Volksüberlieferungen Deutschlands und Scandinaviens vor Augen tritt. So zerreißt einer dieser Riesen, Suoni, in einem Alter von kaum drei Tagen seine Windeln und seine Kleider. Man verkauft ihn an einen Schmied von Karelien, welcher ihn mit der Wartung seines Kindes beauftragt. Der schreckliche Suoni reißt dem Kinde die Augen aus, tödtet es und verbrennt seine Wiege. Sein Herr will ihn zur Bestellung seines Feldes verwenden; in einem Nu reißt er die Eichen und Fichten aus und bindet sie mit Schlangen zusammen. Man versucht dann, ihm die Aufsicht über die Heerden anzuvertrauen, da ihm aber seine Herrin einen Granitblock in sein Brot gethan

hat, wird Suoni wüthend und sammelt eine Heerde Wölfe und Bären, welche diese Frau auffressen und ihre Weideplätze verwüsten.

Unter diesen Sagen von Riesen findet sich eine oft behandelte Erzählung, welche in dieser ursprünglichen Form den Triumph der Intelligenz über die brutale Gewalt andeutet.

Ein Riesenmädchen hat einen Ackersmann mit seinen Pferden und dem Pfluge in ihre Hände genommen: „Liebe Mutter,“ sagt es, „betrachte doch das niedliche Spielzeug, das ich soeben gefunden habe.“ — „Laß ihn in Ruhe,“ antwortet die Mutter, „dieser Mann und Seinesgleichen werden sich der Erde bemächtigen, welche wir besitzen, und wir werden uns genöthigt sehen, sie zu verlassen.“

Es bleibt uns noch übrig von den Helden zu sprechen, welche den größten Platz in dem Kalewala und der finnischen Kosmogonie einnehmen. Im Allgemeinen haben alle Völker wie die Individuen ihr goldenes Zeitalter, von dem sie mit Stolz sprechen, sobald sie eine gewisse Reife erlangt haben, und dessen sie sich mit einem Gefühle des Bedauerns zurückerinnern. Wir haben Alle in unserm Arkadien gelebt, wir haben Alle die lebendige Frische unsers fröhlichen Lebensmorgens geathmet. So lieben es die finnischen Völkerschaften, mögen sie in den sibirischen Steppen oder auf dem sumpfigen Boden von Suoni leben, in ihren Runen dieses goldene Zeitalter zu beschreiben, dieses merkwürdige Zeitalter, wo der Honig von den Zweigen der Eichen träufelte, wo Bäche voll Milch die Erde befeuchteten, wo man weder Pest noch Hungersnoth kannte, wo alle Menschen weise, ehrenhaft, stark und glücklich waren. Damals lebten die Helden, die jetzt von der Erde verschwunden sind. Sie erhoben sich in edler Weise zwischen die Menschen und Götter und erwarben ihren Ruhm nicht nur durch Tapferkeit und kriegerische Thaten, sondern auch durch Weisheit, magische Kräfte, durch ihr Genie als Dichter und ihre Geschicklichkeit als Schmiede. Die Frauen dieses Geschlechts waren gleichfalls mit wunderbarer Kraft und außerordentlichem Muthe begabt.

In der esthnischen Mythologie sind diese Helden die Söhne der obersten Gottheit. Sie sind vor der Erschaffung der Welt geboren; sie wohnten mit ihrem Vater in den himmlischen Palästen. In der finnischen Poesie sind die beiden berühmtesten Helden Wäinaemöinen und Ilmarinen von einer übernatürlichen Jungfrau geboren, welche durch den Wind befruchtet ward. Wir glauben zuerst die esthnische Mythe erzählen zu sollen und lassen dieser die finnische folgen.

„Vanna-Issa (das höchste Wesen) wohnt in den hohen Regionen des Himmels. In seinem Palast erglänzt die Sonne. Er hat die Helden geschaffen, um sich von ihrem Rathe, ihrer Kraft und ihrer Thätigkeit unterstützen zu lassen. Der erste unter ihnen ist Wäinaemöinen. Gott hat ihn alt erschaffen von seinem ersten Tage an; er hat ihm einen grauen Bart und die Weisheit eines Greises gegeben; zu gleicher Zeit gab er ihm Jugend des Herzens und poetische Begeisterung. Wenn Vanna-Issa unruhig ist, wenn Sorgen seine Stirn verdüstern, nimmt Wäinaemöinen seine Harfe und stimmt köstliche Melodien an. Der zweite der Helden ist Ilmarinen. Er ist in der Blüthe des Alters, voll Kraft und Feuer, mit dem Ausdrucke der Weisheit auf dem Gesichte und dem der Ueberlegung in den Augen; er ist ein geschickter Künstler. Der dritte ist Lämmekeinen, leicht, glänzend und satirisch. Der vierte ist ein kräftiger Bogenschütz. Diese vier Helden und noch einige weniger bedeutende betrachten sich als Brüder und das höchste Wesen nennt sie seine Kinder.

Und siehe da, Vanna-Issa erhob sich vor ihnen und sprach: „Ich habe beschlossen, die Welt zu erschaffen.“ Die Helden blicken ihn voll Erstaunen an und antworten ihm: „Du kannst nur gute Gedanken haben.“

Während sie schliefen, machte Vanna-Issa die Welt. Als die Helden erwachen, reiben sie sich die Augen und betrachten mit Verwunderung das neue Werk; aber ihr Vater ist ermüdet von seiner Arbeit und schläft nun seinerseits ein. Da ergreift Ilmarinen eine stählerne Platte, schmiedet sie, weitet sie aus und rundet sie wie ein Zelt über der Erde, dann nagelt er den Mond und die Sterne an, darauf nimmt er das Licht, das in der Vorhalle des Palastes strahlt, und befestigt es an diesem Zelte mit einem wunderbaren Mechanismus, welcher es aufgehen und untergehen läßt. Wäinaemöinen nimmt in einem plötzlichen Aus-

bruch des Enthusiasmus seine Harfe, singt einen Freudengesang und steigt zur Erde herab; wohin er seinen Fuß setzt, sprießen Blumen hervor; wo er anhält, entsteigen Bäume mit ihren Blättern dem Boden und die Vögel kommen und lassen sich auf ihren Zweigen nieder, um dem himmlischen Tonkünstler zuzuhören. Zu gleicher Zeit geht Lämmekeinen auf den Hügeln und in den Thälern spazieren und verbreitet Heiterkeit überall. Wibboane wirft weithin die Pfeile seines Bogens.

Bei dem ungewöhnlichen Geräusch, welches um ihn her ertönt, erwacht Vanna-Issa und spricht zu seinen Kindern: „Die Welt, welche ich gemacht habe, war nur eine ungestaltete Masse; Eure Sache ist es, sie zu verschönern, und ich werde Thiere aller Art daraufsetzen und werde auch den Menschen erschaffen, aber ich werde ihn schwach machen, damit er nicht hochmüthig werde durch seine Stärke. Ihr werdet die Freunde der Menschen sein, Ihr werdet sie besuchen, damit sie nicht so leicht dem Uebel erliegen, denn ich kann das Uebel nicht vernichten, welches das Maß und der Stachel Gottes ist."

Die kosmogonische Mythe von Finnland ist dunkler und sonderbarer und wir finden in ihr das Bild des schöpferischen Eies wieder, welches in den alten Traditionen der Hindus, der Chinesen und Perser erscheint. Es ist dies ohne Zweifel eine der ältesten Spuren für die asiatische Abstammung der finnischen Race.

Folgende Mythe wird in dem ersten Gesange des Kalewala erzählt:

„Oft habe ich es sagen hören, oft habe ich es singen hören. Die einsame Nacht breitet sich über uns; die einsame Dämmerung ergießt sich über uns hin; einsam auch war Wäinaemöinen, das Kind der Tochter der Winde.

Sie ist Jungfrau, die Tochter der Winde, sie ist die schöne Tochter der Schöpfung. Lange hat sie allein gelebt in ihrer Jungfräulichkeit, mitten in der Luft, in den hohen Regionen. Sie war allein und traurig; sie steigt herab auf die Gewässer, auf den weiten Ocean. Ein Sturm erhebt sich, wühlt die Wogen der Tiefe auf, und der stürmische Wind wiegt die Jungfrau auf den schäumenden Wogen, und der Wind und die Gewässer befruchten sie.

Alsdann beginnen die Wehen der Frau. Sie leidet siebenhundert Jahre hindurch, während neun Generationen der Sterblichen, ohne das Kind zur Welt bringen zu können, welches sie in ihrem Schooße trägt. Sie irrt von Osten nach Westen, von Norden nach Süden, ohne von ihrer Bürde sich befreien zu können. In ihrer Angst schluchzt sie und ruft aus: „Ich Unglückliche, die ich so viel gereist bin, ich Unglückliche, die ich so lange den unermeßlichen Raum der Gewässer durchlaufen habe und die ich von den Winden gewiegt wurde! Besser wäre es, ich wäre noch die Jungfrau der Winde. Ukko, mächtiger Gott, komme mir zu Hilfe, ich rufe Dich an; bring' mir Erleichterung in meinen Qualen, komme doch schnell, ich flehe Dich darum an."

Plötzlich bemerkt sie eine wilde Ente, einen prächtigen Vogel, der einen Ort sucht, um seine Wohnung aufzuschlagen, um sein Nest zu bauen. Auch er fliegt nach allen Seiten; er fliegt von Norden nach Süden, immer suchend nach einem günstigen Platze. Da taucht die Jungfrau aus der Mitte der Wogen empor, hebt ihre Schultern und ihre Knie an die Oberfläche des Oceans; der Vogel bemerkt sie, er glaubt einen grünen Hügel zu sehen, er kommt, auf den Knien der Königin der Meere sein Nest zu bauen; dort legt er seine Eier nieder, sechs glänzende goldene Eier und ein siebentes von Eisen.

Die Tochter der Winde bebrütet die Eier; sie bebrütet sie während dreier Tage. Den dritten Tag fühlt sie, daß sie warm werden, dann werden sie allmälig brennend heiß. Sie macht eine Bewegung; sie läßt sie auf den Grund der Wogen fallen und dort zerbrechen sie in Stücken.

Eins dieser Eier jedoch ist unverletzt geblieben; die Jungfrau nimmt es; aus der einen Hälfte der Schale macht sie die Erde, aus der andern das Himmelsgewölbe; aus dem Gelb die Sonne, aus dem Weiß den Mond und die Sterne.

Sie bringt noch neun Jahre in den Wogen zu. Im zehnten Jahre verläßt sie dieselben während des Sommers und beginnt ihre Schöpfung. Da, wo sie die Hand erhebt, bilden sich Hügel und Berge, da, wo sie den Fuß hinsetzt, thun sich Abgründe auf. Dann zeichnet sie den Lauf der Flüsse, rundet die Rheden und Golfe ab; aber sie hat das Kind noch nicht zu Tage bringen können, welches sie empfing,

den Helden Wäinaemöinen, den Gott der Dichtkunst. Er selbst bricht durch seine eigene Kraft die Fesseln, welche ihn als Gefangenen zurückhalten, und entschlüpft dem Schooße seiner Mutter."

Der Genius der Ordnung, der Gott der Harmonie erscheint in der Welt, nachdem die Elemente derselben erschaffen sind. Kein anderer Gott nimmt einen so hohen Platz in den finnischen Traditionen ein, und wir kennen in den primitiven Mythologien der verschiedenen Völker keine poetischere Erdichtung als diese Rune des Kalewala, welche die Wunder der von Wäinaemöinen erfundenen Harfe erzählt, und die schon Platen in's Deutsche übertragen hat.

„Als der Gott eines Tages auf einem Strome dahinschwamm, sah er seine Barke durch einen ungeheuren Hecht aufgehalten. Er tödtet den Fisch mit seinem Schwerte, nimmt seine Gräten, fügt sie in Form einer Harfe zusammen, bezieht sie mit Saiten aus den Haaren der flüchtigen Rosse Hiisi's, der Füllen Lempo's, des geheimnißvollen Geistes, und die Harfe ist vollendet, die Harfe, welche in ihren tiefen Melodien abwechselnd den schrecklichen und feierlichen Ton der Wogen besitzt, aus denen der Gott ihr elfenbeinernes Gestell genommen, und den melancholischen Seufzer der Wälder, wo er ihre Saiten verfertigte.

Wäinaemöinen überreicht dies Instrument den Greisen. Diese versuchen, sie ertönen zu lassen, und ihre Hand zittert. Es folgt nicht Accord auf Accord; fröhlicher Ton antwortet nicht fröhlichem Tone. Er überreicht sie den jungen Leuten; diese versuchen, sie ertönen zu lassen, und ihre Hände zittern; der Accord, welchen sie hervorbringen, ist kein wahrer Accord. Der heitere Lämmekeinen nimmt sie jetzt hin, dann der geschickte Ilmarinen, und weder der Eine noch der Andere können ihr melodische Klänge entlocken. Der Greis erwacht aus seiner Ruhe und ruft mit Ungeduld: „Höret auf, dies Instrument erseufzen zu lassen, sein Geräusch beleidigt mein Ohr, seine rohen Töne werden mir den Schlaf stören eine ganze Woche lang. Wenn die Harfe des finnischen Volkes nicht melodischer ist, so lasset sie schlafen in Stillschweigen, werfet sie auf den Grund der Wogen oder gebet sie in die Hände des Meisters zurück."

Die Harfe antwortet: „Ich verdiene mehr, als auf den Grund der Wogen geworfen zu werden, ich werde süß ertönen unter den Fingern des Meisters."

Da wäscht der weise Wäinaemöinen seine Hände, setzt sich auf einen Felsen am Rande der silbernen Welle, stellt die Harfe auf seine Knie, nimmt sie in die Arme und ruft mit erhobener Stimme: „Wer noch nicht kennt die Süßigkeit des Gesanges, die Reize der Melodien, komme herbei und höre." Und er spielt ohne Anstrengung und singt. Seine Finger fahren über die Saiten der Harfe; der harmonische Klang erhebt sich in die Lüfte, fröhlicher Ton antwortet fröhlichem Tone. Der musikalische Accord entflieht dem elfenbeinernen Gestell der Harfe und ihren Saiten von Haaren.

Kein Thier im Walde setzt seinen Lauf fort, kein Vogel in der Luft beharrt in seinem Fluge. Der Eber lauscht in seiner sumpfigen Höhle, der Bär tritt aus seinem mit Tannen umgebenen Schlupfwinkel hervor. Er eilt nach der Umzäunung des Waldes; die Umzäunung stürzt nieder. Er springt auf die Bäume und wiegt sich auf den Aesten, während Wäinaemöinen nach allen Seiten fröhliche Accorde verbreitet.

Der alte Herrscher des Waldes, der düstere Tuopia mit seinem langen Barte, nähert sich ebenfalls und lauscht, und alle Thiere, deren König er ist, folgen ihm. Seine Frau legt ihre blauen Strümpfe an, knüpft die rothen Schuhbänder um ihre Fußbekleidung, steigt auf die Aeste der Birke, und hört den Tönen der Harfe zu.

Kein lebendes Thier gibt es in den Wäldern, kein athmendes Wesen in der Luft, keinen leichten Vogel, der sich nicht näherte und seinen Kopf neigte, um den süßen Accorden zu lauschen. Der Adler kommt aus den erhabenen Regionen, der Geier steigt von den Wolken herab, die Möwe hält an auf den Wogen, der Schwan verläßt seine Seen; die kleinen Finken und Lerchen kommen herbei und lassen sich nieder auf den Schultern des Gottes.

Die Sonne mit ihren blendenden Strahlen, der Mond mit seinem sanften Scheine, bleiben still stehen am Himmel und beleuchten die Harfe.

Kein lebendes Wesen ist in den Gewässern, das seine Flossen nicht in Bewegung setzte und sich näherte, um zuzuhören. Die Salmen und die Forellen, die Hechte und die Seehunde kommen zu gleicher Zeit;

die kleinen Fische gleiten bis an das Ufer der Wellen und stehen still, um dem Gesange Wäinaemöinen's zu lauschen.

Ahto, der König der Wogen, der Greis mit grünem Barte, nähert sich auf seinem Sitze von Perlmutter; die Königin der Gewässer kämmte mit einem goldenen Kamme ihre langen Haare und trocknete sie mit einer silbernen Bürste. Als der harmonische Gesang ihr Ohr erreicht, entgleitet der goldene Kamm ihren Fingern, die silberne Bürste entfällt ihren Händen; sie eilt schleunigst herbei, erhebt sich über die Wogen, stützt sich auf einen Felsen und vernimmt entzückt die wunderbaren Melodien des Gesanges.

Es gab auch keinen Heros, keinen Mann mit verhärtetem Herzen, keine Frau, die nicht bis zu Thränen gerührt worden wäre. Die Jungen und die Alten, auch die kleinen Kinder weinten; Alle weinten beim Anhören der rührenden Melodien der finnischen Harfe. Wäinaemöinen weinte auch; die Quelle der Thränen öffnete sich sanft in seinem Herzen. Die Thränen häufen sich an unter seinen Wimpern und fallen herab zahlreicher als die Früchte des Waldes, die Köpfe der Lerchen, die Eier des Auerhahns; sie rollen über seine breiten Wangen, über seine starke Brust, über seine Knie und über seine Füße. Sie durchdringen seine fünf wollenen Wämmser, seine sechs goldenen Gürtel, seine sieben blauen Röcke, seine acht Gewänder von Zwillich; sie rollen an die Ufer der Wellen, und von diesen Ufern fallen sie in die klaren Fluthen, wo sie sich in Perlen verwandeln."

Ein anderer Gesang berichtet, wie Wäinaemöinen sich eine zweite Harfe aus den Zweigen einer einsamen Birke und den Haaren eines jungen Mädchens machte.

Nachdem er dann den Menschen seinen Unterricht ertheilt hatte, erhob er sich in einem kupfernen Fahrzeug in die Lüfte und stieg wieder zu den himmlischen Regionen empor. Aber er hat seine Harfe auf der Erde zurückgelassen, er hat seine Musik auf dem Boden Suoni's zur ewigen Freude des Volkes, für Finnlands Töchter zurückgelassen.

Hiermit endigt der Kalewala, diese sonderbare Epopöe eines uranfänglichen Volkes, welche sowohl für Sprachforscher wie für Mythologen ein interessanter Gegenstand des Studiums ist.

Literarisches.

Unterhaltungsliteratur.

Welch' großer Vorzug in einem flüssigen, eleganten Erzählerton liegt, selbst wenn er nur das Product einer lockern Virtuosität ohne geistige Vertiefung ist, zeigt keiner unserer modernen Schriftsteller in höherem Grade als A. von Sternberg. Seine drei Bände „Künstlerbilder" (Leipzig, Costenoble) enthalten größere und kleinere Charakterbilder, die leicht entworfen und leicht ausgeführt, sich durch die Gefälligkeit der Form einschmeicheln, ohne größeren Anforderungen genügen zu wollen. Weniger ausschweifend als manche seiner frühern Schriften, verdienen diese Künstlerbilder größere Beachtung. Die wechselnden Lebensschicksale der berühmten Sängerin Mara füllen den ersten Band. Der zweite enthält ein leichtskizzirtes Bild des großen Winckelmann, in dessen Lebensgeschichte so manches Räthsel schlummert. Die Wahrheit, daß bei einem edlen Geiste, selbst im Kampfe mit den allgemeinen Sittlichkeitsgesetzen, der inwohnende Adel nicht gefährdet wird, scheint die Idee zu sein, welche Sternberg diesem Bilde zu Grunde legt, obgleich er dieselbe in seiner Weise etwas faunisch behandelt. Namentlich sind die drei Erzählungen des letzten Bandes in ihrer Art ganz trefflich. — Mit lebhaftem Interesse wird man die vier Erzählungen lesen, welche in zwei Bänden unter dem Titel „Deutsches Leben" von Fr. Friedrich (Leipzig, Hübner) erschienen sind. In ihrer Einfachheit von tüchtiger Gesinnung belebt, dabei von sehr geübter Hand ausgeführt, lassen sich diese Erzählungen als sehr gediegene Erscheinungen bezeichnen Die erste derselben schildert ein Stück deutscher Heldengeschichte aus den Befreiungskriegen, die übrigen sind aus dem Leben des Volkes genommen, wie unter Anderm die Erzählung „Bauerntrotz," welche eine Dorfgeschichte von gutem Schrot und Korn ist. — Luise Ernesti hat sich abermals an einem socialen Problem versucht und den zweibändigen Roman „Waldemar Bookhouse oder der Werth eines Namens" bei Grunow in Leipzig erscheinen lassen. Hoffentlich hat sie damit nun genügend dargethan, daß ihr der Beruf zu solchen Aufgaben mangelt. Die kleineren Sachen, welche dieselbe rasch arbeitende Verfasserin in den zwei Bänden „Bilder und Skizzen" zusammengestellt und ebenfalls bei Grunow herausgegeben hat, kann man sich schon eher gefallen lassen.



Die Bewohner Ceylons.*)

Von

Ludwig K. Schmarda.

Ceylon ist das vorgeschobene Glied des indischen Festlandes, mit dem es die klimatischen und geologischen Verhältnisse theilt und in seiner Pflanzen- und Thierwelt, so wie in seiner Bevölkerung analoge Zustände nachweist. An der Südspitze des Continents gelegen, wiederholt die Insel das Doppelklima Indiens derart, daß die Ostküste Regen und Trockenheit mit der Coromandelküste, die Westseite die entsprechenden Jahreszeiten mit der Malabarküste gemein hat. Nur ist wegen der geringeren Breitenausdehnung die unter dem Einfluß des Südwestmonsums stehende Jahreszeit der Ostküste weniger trocken als jene der Coromandelküste. Die Ankömmlinge und die Eroberer, die von Zeit zu Zeit aus Indien über die Straße von Ramerisseram kamen, fanden daher solche Zustände, die von denen ihrer Heimath nur wenig abwichen.

Die Geschichte der Aboriginer ist in Nacht begraben, und erst im Heldenliede Ramayana erscheint die schöne Insel unter dem Namen Lanka und ihre Bewohner als Affen oder Abkömmlinge der Affen.

Rama's Gattin Sita wird von Rawana geraubt und auf dem Hackgalle verborgen gehalten, aber von Hanuman dem Affenkönig und Bundesgenossen Rama's entdeckt. Im Kampfe um sie wurden die Wälder des Hochlandes in Brand gesteckt und die Königin befreit.

*) Die Illustrationen sind nach Photographien des Baron v. Königsbrun, welcher Ritter v. Fridau und mich nach Ceylon begleitete, ausgeführt.

Die ersten dauernden Eroberungen indischer Fürsten fanden erst im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt statt. Der mißrathene Sohn eines kleinen indischen Fürsten aus den Gangesländern Wejaya (oder Wijeyo) landete 543 mit einer Schaar Abenteurer und heirathete die Tochter eines der Häuptlinge der Insel, eine Art Circe nach den Schilderungen des Mahawanso, mit deren Hilfe er die Eingeborenen unterwarf. Trotz des Versuchs der Begründung einer Herrschaft durch das Erbrecht, ging die Amalgamirung der Eroberer und der Aboriginer nur nach langen Kämpfen vor sich, da die Verschiedenheit der Race, der Sprache, der Culturzustände und der Religion große Schwierigkeiten bot. Im Mahawanso werden die Ureinwohner als Dämonen (Yakkas) und Schlangen (Nagas) geschildert, wahrscheinlich wegen ihres Dämonen- und Schlangencultus, der auch nie völlig ausgerottet wurde und dessen Nachklänge sich bis in unsere Tage herübergezogen haben. Die Einwohner wurden von den Eroberern, die dem indoatlantischen oder arischen Stamm angehörten, verachtet und als eine unedle Race betrachtet; obschon sie einige Fortschritte in der Cultur gemacht und unter organisirten Regierungsverhältnissen standen, lebte die Mehrzahl vom Ertrage der Jagd, von Früchten und Honig wie noch heute die Veddahs; Ackerbau kannten sie nicht und in der alten Staatschronik ist es ausdrücklich erwähnt, daß der Reisbau aus Indien eingeführt wurde.

Wijaya regierte lange und wurde Gründer

einer Dynastie, die acht Jahrhunderte über Lanka herrschte. Aber schon mit dem Tod des Stifters begannen die großen Wechselfälle der Dynastie. Fremde Eroberer, Usurpatoren, herrschsüchtige Minister, die Anführer der fremden Soldtruppen, die sich auflehnten oder nach der Herrschaft strebten, Familienfehden, die Einführung und abwechselnde Reaction gegen den Buddhismus erschütterten das Land, die Gräuel des Bürgerkrieges und der fremden Invasionsheere zerstörten in wenigen Jahren das von den humanen Königen geschaffene Gute und Große. Wie in allen orientalischen Chroniken, sind Entthronungen, Gift und Meuchelmord, aber auch der Selbstmord der Könige Erscheinungen, die der Mahawanso aus jedem Jahrhundert berichtet. Wiederholt wurde das Land bis auf das durch seine Wälder weniger zugängliche Bergland (Maya) und den südlichen Theil der Insel (Rohuna) von Malabaren überschwemmt und verwüstet.

Die Insel lockte jedoch nicht allein die Malabaren, sondern wurde durch ihre günstige Lage bald auch ein großer Verkehrsplatz für Handel und Schifffahrt. Gleich nahe und leicht erreichbar von den Uferländern Indiens, gleich nahe Arabien und den Inseln der Sundawelt, China und der Ostküste Afrika's, bildete es frühzeitig einen Knotenpunkt der Wasserstraßen und einen Brennpunkt des Verkehrs aller Völker, welche die nördlichen Gestade des indischen Oceans bewohnen, welche hier die Perlen des Golfes von Manaar, Edelsteine, kostbare Droguen und seit dem dreizehnten Jahrhundert vorzüglich Zimmt holten oder ihre Waaren umtauschten. Lanka erscheint daher ebenso in den Berichten der arabischen Kaufleute, der griechischen Geographen und der alten chinesischen Annalisten; Sen-derib und Taprobane wurde im Occident, und Sei-lan in der chinesischen Tiefebene ein gefeierter Name. Dazu kam, daß die Lakadiven und Malediven frühzeitig in eine, wenn auch nicht politische so doch commercielle Dependenz geriethen, und bei dem Sturze des Buddhismus im Norden Indiens die Tempel und heiligen Schreine der Insel einen Mittelpunkt für den Cultus bildeten, zu denen Hinterindien und China in religiösen Fragen ihre Zuflucht nahmen, zu denen fromme Pilger und selbst königliche Gesandtschaften aus weiter Ferne Geschenke brachten und dafür Abschriften der heiligen Bücher, Reliquien und Priester verlangten, um die Glaubenslehren rein zu erhalten.

Die Mißhelligkeiten, die zur Zeit einer solchen chinesischen Gesandtschaftsreise, die mit Weihrauch und andern Opfern für die Tempel nach Ceylon kam, ausbrachen und mit dem Ueberfall derselben 1410 auf Befehl des Königs Wijayo Bahu VI. endeten, führten zu einer Invasion Ceylons durch die chinesischen Waffen. Die Chinesen rächten den begangenen Verrath durch die Einnahme der Hauptstadt und die Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie. Unter der Bedingung, daß diese den Weisesten zu ihrem Könige wähle und daß Ceylon Tribut zahle, wurde sie zurückgesendet. Die Wahl fiel auf Sri Prakrama Bahu VI., der chinesischer Vasall wurde. Der Tribut hörte 1434 wieder auf.

Die Bevölkerung Ceylons war also mit Malabaren, Arabern, Siamesen, Malaien und Chinesen fast im continuirlichen Contact gewesen, und die Araber begannen durch ihre Energie, ihren Geldeinfluß und ihre Intriguen bereits einen auf alle öffentlichen Angelegenheiten präponderirenden Einfluß zu üben, als die Abendländer auf dem neuen Seewege um die Südspitze Afrika's erschienen, um die kostbaren Producte auf der directen Straße selbst aufzusuchen und die südasiatische Welt ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Es erschienen nacheinander die Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen, um sich den Preis streitig zu machen, von denen jedoch die französischen Occupationen, da sie nur kurz waren, auf die Geschicke der Bevölkerung keinen nachhaltenden Einfluß übten.

Die Portugiesen eroberten den Küstensaum ohne große Opfer, erlitten aber große Niederlagen, als sie die Unterwerfung des innern Berglandes versuchten. Die Vorberge des Centrallandes, wo jetzt reiche Kaffeepflanzungen eine neue Blüthe über die Insel bringen und wo der Urwald unter den Streichen der Axt sinkt, bildeten das natürliche Bollwerk der Kandykönige, dessen großer Festungsgraben das nasse Tiefland war. Sein dichter, stellenweise versumpfter Urwald mit der giftigen Ausdünstung, welche die bösartigsten Wechselfieber erzeugte, mit seinen zahllosen Moskitos und den Myriaden von Landblutegeln, bildete in seiner Weglosigkeit ein furchtbares Hinderniß. Zu diesem von der Natur gebotenen kamen noch die künstlichen, denn die schwere Zugäng-

lichkeit dieses Bergwalles wurde durch die massenhafte Anpflanzung stacheliger Bäume und Schlingpflanzen, welche einen lebendigen Verhau bildeten, zu einer fast absoluten Undurchdringlichkeit. In diesem Dickicht war es verboten, Bäume zu fällen, und durch dasselbe führten wenige und so schmale Pfade, daß nur ein Mann hinter dem andern gehen konnte, und welche am Ausgange durch schwere Fallgitter aus großen dornigen Baumstämmen geschlossen werden konnten. Niemand durfte hier unter der Strafe des Nasen- und Ohrenverlustes passiren, der nicht die königliche Erlaubniß hatte. Thorwachen nahmen den mit Salz und Arekanüssen handelnden Kaufleuten ihre Legitimation ab, welche in einem Abdruck des königlichen Siegels in Thon bestand. An den dominirenden Punkten waren Befestigungen, in deren Nähe der Fußpfad im Zickzack geführt wurde, um den Wandernden möglichst lange im Bereich des Schusses zu halten. Ebenso wurde der Weg möglichst oft über Flüsse und Bäche geführt, deren Ueberbrückung — ein einzelner Baumstamm — in einem Augenblick abgetragen werden konnte. Im siebzehnten Jahrhundert brachten die Portugiesen schwarze Truppen nach Ceylon, da diese dem Tropenklima und der Malaria besser widerstehen konnten, um die uneinnehmbare Waldfestung zu forciren. Diese Schwarzen fielen theils unter dem Schwerte, theils unter dem Pesthauch der Sümpfe und sind für die Aenderung der Race und des Nationalcharakters ohne große Bedeutung geblieben.

Von desto größerem Einfluß war die hundertjährige Herrschaft durch die Portugiesen selbst. Viele der Eingebornen wurden zwar scheinbar zum Christenthum bekehrt, aber der Volkscharakter wurde verschlechtert und eine zahlreiche Mischlingsrace mit neuen Gewohnheiten, Lastern und Ansprüchen, selbst mit einer neuen Sprache entstand.

War der Charakter der portugiesischen Conquista eine Mischung von Abenteuer- und Eroberungslust, Verlangen nach Gold und Heidenbekehrung, Bedrückung und Aussaugung der Einwohner, eine Art Kreuzzug, bei dem die Kämpfer nicht nur das Himmelreich, sondern auch möglichst viel irdische Vortheile zu erringen hofften, so trat mit der holländischen Besitznahme an die Stelle des Abenteuers das Vergnügen kaufmännischer Speculation, das nicht auf dem Wege der brutalen Gewalt, sondern durch Monopole realisirt wurde. Die Heidenbekehrung spielte nicht mehr die erste Rolle, sondern trat überall vor der vollen Schiffsladung zurück, wurde aber bei jeder Gelegenheit durch gute und schlechte Mittel betrieben, wie es jener zelotischen Zeit, in welcher die Culturvölker Europa's sich um Glaubensartikel abschlachteten, zukam. Kein Schiff konnte etwas kaufen oder verkaufen, außer aus oder an die Magazine der Regierung. Das Schälen und der Verkauf des Zimmts, die Perlenfischerei, das Graben nach Edelsteinen, das Salz, der Taback und die Spirituosen waren Regierungsmonopole, die mit drakonischer Strenge betrieben wurden und auf das Schälen oder Zerstören einer Zimmtstaude war das Abhauen der Hand gesetzt. Aber auch Kaffee, Pfeffer, Arekanuß und Coir (das Fasergewebe der Cocosnuß) mußten um fixe Preise eingeliefert und durften von der Verwaltung allein verschifft werden. Erst spät wurde Privaten gegen hohe Ein- und Ausfuhrzölle die Betheiligung am Handel gestattet. Dabei war die Besteuerung des Volkes nicht unbedeutend; außer einer Kopfsteuer bestand eine schwere Abgabe auf den Reisländereien, deren Einhebung im Auctionswege verpachtet und durch die vielen Vexationen der Pächter drückend wurde. Eine Steuer lag auf der Fischerei, auf den Gärten und selbst auf der Erzeugung einheimischer Gewebe. Die Bevölkerung war zum allgemeinen Frohndienste durch ein Vierteljahr (die Arbeitstage nach Gutdünken vertheilt) verpflichtet, statt dessen aber auch Geldleistungen angenommen wurden. Die Monopole führten zu Unterschleifen und die Proselytenmacherei zur Heuchelei. Neben den indoportugiesischen Dons entstand eine zweite Kreuzung, deren Abkömmlinge mit dem Ehrentitel Burgers gegen Erlag einer Taxe beschenkt wurden. Die Holländer brachten Afrikaner und Malaien theils als Soldaten, theils als Sclaven und Deportirte nach Ceylon, die für die ethnographischen Verhältnisse nicht ohne Einfluß blieben.

Die englische Besitznahme hat zwar kein neues Mischlingsvolk in Ceylon geschaffen, dafür aber wesentlich materiell und moralisch zur Hebung des Volkes beigetragen. In erster Beziehung wurden allmälig die meisten Monopole aufgegeben und durch die endliche Unterwerfung des singhalesischen Reiches im Innern der orientalischen Staatswirth-

schaft für immer ein Ende gemacht. Durch die Anlage von Kaffeepflanzungen und die Vermehrung der Cocosplantagen durch europäische Capitalisten hat die Insel eine Prosperität erreicht, welche selbst die Hoffnungen eines sanguinischen Nationalökonomen befriedigt. Durch die Gleichstellung der Individuen vor dem Gesetz, die Toleranz aller Culte und die Einführung von Geschwornengerichten erwacht die Selbstachtung des Volkes und eine Regenerirung des Charakters, der nicht allein durch die Sultansregierungen der einheimischen Könige, sondern ebenso durch die Despotie der Portugiesen und Holländer verschlechtert worden war. Ceylon ist noch weit davon entfernt, eine liberale Regierung im englischen Sinne, basirt auf die Prärogative der Volksrepräsentation und des Selfgovernments zu besitzen, die Regierungsform ist nach dem Ausspruch eines englischen Staatsmannes, Sir Emerson Tennent, ehemaligen Colonialsecretärs von Ceylon, noch immer eine väterliche Despotie, aber im Vergleich mit jener der früheren Landesherren ist sie gut und selbst leichter und erträglicher als in manchen europäischen Staaten.

Ich wünsche, daß diese kurze historische Notiz die folgenden Schilderungen des Charakters der Singhalesen etwas beleuchten möge.

Die Bevölkerung Ceylons beträgt über eine und eine halbe Million, die aber weder nach Abstammung noch nach Sprache, Sitte und Religion aus einer homogenen und compacten Masse, sondern aus mehreren Elementen morgenländischer und abendländischer Racen und ihren verschiedenen Blendlingen besteht. Die Mehrzahl bilden die Singhalesen, die mit ihren Mischlingen (den Halfcasts der Engländer) eine Million betragen.

Die Singhalesen.

Die Etymologie des Wortes Singhalesen beruht auf einer echt orientalischen Hyperbel, denn Singha Halle bedeutet das Volk aus dem Blute des Löwen, und weniger löwenmäßig nach Körper und Gemüthsanlage ist nicht leicht ein Volk. Die Singhalesen erreichen im Durchschnitte niemals die europäische Mittelgröße. Ihre Haut ist braun in allen Schattirungen, in's Gelbliche und Schwarzbraune geneigt, dabei ist sie glänzender und weicher als die europäische; bei Frauen, die sich seltener dem directen Sonnenlichte aussetzen, ist das Colorit weniger warm. Der Unterschied in der Farbe der Hohlhand und der Fußsohle verglichen mit der übrigen Körperhaut ist auffallend, jene sind weit heller gefärbt. Die Nägel haben stets einen Stich in's Bräunliche. Das Knochengerüst ist schwächer als das unsrige, die Knochen im Allgemeinen dünn und schlank, besonders sind die der Hände und Füße klein, und die Säbel, welche ich sah, hatten so kleine Griffe, daß sie ihren Zweck in der Faust eines Europäers nur unvollkommen erfüllen. Die Bewohner des Berglandes sind kürzer und gedrungener, haben eine breitere Brust und stärkere Schultern. Der Kopf ist rundlich oval, wenig markirt durch die vorspringenden Erhabenheiten; das Organ des Diebsinns, das nach den schwindelreichen Theorien unserer Phrenologen bei den Singhalesen besonders entwickelt sein soll, verweise ich unter die Märchen von der singenden Muschel, dem König mit dem Karfunkelauge, dem Zimmtduft, den Seefahrer auf hoher See gerochen, dem magnetischen Berg und die andern schönen Dinge, welche in alter und neuer Zeit von Ceylon erzählt wurden, um die gläubige Einbildungskraft staunender Hörer zu kitzeln. Das Gesicht ist rundlich oval, die Stirn vollkommen entwickelt, der Gesichtswinkel groß. Die Nase ist grade oder leicht gekrümmt, nur ausnahmsweise aufgestülpt oder dick, weshalb die plattnasigen chinesischen Berichterstatter ihren Landsleuten erzählten, die Bewohner von Seilan seien ein häßliches Volk, das statt Nasen Vogelschnäbel im Gesichte hätte. Die Lippen sind ebenmäßig geformt; der Mund ist klein und das Kinn gerundet. Die Zähne sind fast immer rothbraun bis schwarz gefärbt und oft sehr abgenutzt; Beides ist die Folge des beständigen Betelkauens. Der Betel ist eine Art Primchen, das aus einem Stückchen der Arekanuß und etwas Aetzkalk besteht, die, in ein Blatt des Betelpfeffers gewickelt, von beiden Geschlechtern gekaut werden. Der Aetzkalk dient dazu, um eine vollständige Extraction des adstringirenden Stoffes aus der Arekanuß zu erzielen. Der allgemeine Gebrauch ist gerechtfertigt durch den großen Gehalt an Catechu, den die Nuß enthält, welches tonisirend auf die Verdauungsorgane wirkt, die in einem heißen Klima und bei einer vorwaltenden oder selbst ausschließlichen vegetabilischen Diät leicht erschlaffen würden. Der Europäer, der doch sonst viel Nachsicht mit Tabackkauern hat, betrachtet

das Betelkauen, welches die Zähne schwärzt und den Speichel, die Mundschleimhaut und die Lippen dunkelkirschroth färbt, als häßlich. Die Eingeborenen sind jedoch so daran gewöhnt, daß ihnen weiße Zähne unschön erscheinen. Männer in Regierungsämtern treiben das Betelkauen verschämt, wie die Engländer das Tabackrauchen, und bedienen sich auch wohl der Zahnbürste, um ihre Zähne von der Sünde der Uebertretung europäischen Anstandes weiß zu waschen. Die Augen der Singhalesen sind groß, ausdrucksvoll und schwarz, selten braun, und beleben den Gesichtsausdruck, ja vergeistigen ihn. Die Augenbrauen sind schön gewölbt und schwarz. Das Haupthaar ist reich und schwarz, und wird nicht allein von den Frauen, sondern auch von den Männern von der Stirn und den Schläfen nach rückwärts gestrichen und in einen Zopf geflochten, der im Küstenlande mit einem Kamm aus Schildpatt und bei den Frauen auch mit silbernen Nadeln festgehalten wird. Häufig wird noch ein zweiter niedriger Kamm von halbkreisförmiger Gestalt vor dem Scheitel in die Haare gesteckt. Der hohe, bei den Wohlhabenden oft reich verzierte Kamm gibt im Verein mit dem Tuch, das nach Art eines Weiberunterrockes um die Lenden geschlagen wird und die Beinkleider ersetzt, den Männern einen weibischen Ausdruck und contrastirt so sehr mit den Vollbärten oder, wenn die Individuen sich als englische Gentlemen geriren, mit den großen Backenbärten, daß der Neuangekommene nur mit Mühe die nöthige Fassung beim Anblick dieses Zwittercostüms bewahrt.

Die Haare werden mit Cocosöl eingerieben, welches oft mit dem ätherischen Oele gemischt wird, das aus wohlriechenden Gräsern destillirt wird, auch die Haut wird geölt; Letzteres geschieht, um die übergroße Ausdünstung dieses Organs zu beschränken und sich gegen Verkühlungen und Rheumatismen zu schützen.

Die Pubertät tritt beim weiblichen Geschlecht mit dem 13. und 14. Jahre ein. Die Geburten gehen leicht von Statten und eigentliche Hebammen sind unbekannt. Die Schönheit der Frauen entwickelt sich früh, verblüht aber eben so schnell, besonders bei den ärmern, die mitunter viel arbeiten. Ihre Dichter verlangen zweiunddreißig oder sechsundvierzig Eigenschaften an einer schönen Frau, die aber nicht alle dem abendländischen Geschmack zusagen dürften.

Die Singhalesen verrathen noch heute dieselben geistigen Fähigkeiten, die sie schon vor zwei Jahrtausenden zu einem Culturvolke machten. Sie haben einen scharfen Verstand, um Wissenschaften, und hinreichend viel angeborenes Geschick, um alle Arten mechanischer Fertigkeiten, Künste und Gewerbe mit Erfolg zu betreiben. Die Kinder zeigen sogar in dem Zeitabschnitte bis zur Mannbarkeit viel Aufmerksamkeit, eine leichtere und schnellere Auffassung als europäische; dann tritt aber der den Orientalen eigenthümliche Zug geistiger Indolenz und der Abscheu vor wirklicher Denkarbeit hervor. Sie sind lebhaft, aber der Umfang und die Tiefe ihrer Gefühlssphäre sind kleiner; ihre Leidenschaften erreichen selten ein solches Maß, daß sie nicht von der Reflexion controlirbar wären, und dies gibt ihnen einen hohen Grad von List und Verschlagenheit. Das Benehmen ist ruhig und anständig, oft selbst höflich, sowohl untereinander, wobei sie gewisse Regeln der Etikette bewahren, als im Umgang mit Europäern; diesen gegenüber sind sie einschmeichelnd, nachgiebig und unterwürfig, wodurch sie ihre Herren während der drei Jahrhunderte der Fremdherrschaft oft getäuscht und überlistet haben. Bei der geringen Charakterfestigkeit und dem Verhältniß der Knechtschaft haben sie manche ihrer Sitten und Gebräuche mit ihrer Selbständigkeit verloren und Manches von ihren Ueberwindern angenommen, aber selten das Gute. Das Renegatenthum und die Neigung zur Denunciation hatten sich schon unter den Portugiesen entwickelt. Aber nicht nur auf die Küstenbevölkerung hat die fremde Occupation nachtheilig eingewirkt, sondern auch auf das von der europäischen Corruption frei gebliebene Bergvolk, indem dieses aus der Verbindung mit seinen Stammverwandten gerissen, in beständiger Isolirung und in den Kriegen nicht nur in der Weiterbildung naturwüchsiger Zustände gehemmt, sondern durch die Opfer und Zerstörungen des Krieges zu Rückschritten genöthigt wurde.

Lüge, Betrug und Meineid vor Gericht, die man den Singhalesen vorwirft, sind nur die Ausflüsse der alten Zustände und gediehen als giftige Saat auf dem Treibbeet der Despotie viel üppiger, da das Gefühl des Vertrauens sich in unterdrückten Völkern nicht ausbilden kann und die Treulosigkeit oder erfolgreiche List einer tyrannischen Regierung gegenüber nicht für ein Unrecht

gehalten wird. Eine Lieblingsneigung der singhalesischen Schwindler ist, alte Stempel, wo möglich aus der holländischen Zeit, zu kaufen, um falsche Urkunden anzufertigen. Unter sich bewahren sie in der Regel Treue und Glauben bis zu einem gewissen Grade; sei es, daß der moralische Instinkt eines Volkes nie ganz untergehen kann, oder aus der Ueberzeugung, daß ohne sie jeder Verkehr im Leben aufhören müßte.

Diebstähle sind nicht häufiger als in andern Ländern, trotzdem daß in Ceylon Thüren und Fenster stets offen stehen. Eigentliche Landleute und Handwerker bilden die Minderzahl in den Gefängnissen, die hauptsächlich nur von besitzlosen und erwerbsunfähigen Individuen bevölkert werden.



Singhalese.

Noch mehr kann ich die Singhalesen gegen den Vorwurf der Trägheit in Schutz nehmen. Ihr Begriff muß in den Tropen theils durch die klimatischen Einflüsse, theils durch die leichtere Production des zum Leben Nothwendigen wesentlich modificirt werden. Unter der Gluth des tropischen Himmels arbeitet Niemand aus reinem Vergnügen, warum sollte es also der frugale Singhalese thun, für den die ihm fremd gebliebene europäische Civilisation noch keine neuen kostbaren Bedürfnisse geschaffen hat?

In den Küstenprovinzen fand ich allerdings viel Gemächlichkeit, besonders wenn die Bewohner eine große Anzahl Cocospalmen besitzen; wo aber die Hauptcultur der Reis ist, sind die Singhalesen eben so fleißig als viele unserer Bauern. Die Tropenländer sind ja kein Schlaraffenland des Kindermärchens, wo der Bewohner nur sein „Tischlein deck Dich“ zu sprechen braucht, um in Hülle und Fülle zu leben. Oft genug ist der Boden so arm, daß er nur mit einer wenige Linien dicken Schicht fruchtbarer Dammerde bedeckt ist; sind in solchen halb sterilen Gegenden die atmosphärischen Niederschläge selten oder wenig ergiebig, oder ist die künstliche Irrigation des Saatlandes unmöglich, so zwingt die Noth sie zu lange dauernden Waldbrachen, und bei der Bearbeitung ihrer China fand ich nach unseren Begriffen bisweilen eine maßlose Arbeitverschwendung.

Einer ihrer großen Fehler besteht im leichtsinnigen Schuldenmachen, da sie fast immer bei Hochzeiten und andern Familienfesten Aufwand treiben.

Die Singhalesen sind zwar keine Freunde der Gewaltthat, denn Raub, Mord und Todtschlag sind selten; dagegen lieben sie Rechtshändel und gehen oft selbst wegen einer Cocospalme oder wegen verletzter Etikette oder einer ausgelassenen Titulatur zu den Gerichten.

Trotz ihrer feudalen Gansabes (Schieds- und Ortsgericht und königliches Tribunal) herrschte nur die Laune und das Gutdünken des Königs oder der von ihm bestellten Richter und bei ihren Gerichtshöfen waren nicht allein die Zeugen, sondern auch die Richter feil, welche in der Regel zu Gunsten der Meistbietenden entschieden. Bei ihren Gerichtsverhandlungen appellirten sie oft an eine Art Gottesurtheil, bei welchem sie Unglück auf sich herabriefen, falls sie einen falschen Eid auf ihre heiligen Bücher geleistet hätten und sich erboten, ihre Finger in siedendes Oel, Wasser oder geschmolzenes Harz oder in brennenden Kuhmist zu stecken. Der Buddhismus wirkte zwar humanisirend in der Gesellschaft nach unten und oben, und seinem Einfluß ist es zu danken, daß die Tortur schon im dritten Jahrhundert abgeschafft wurde. Existirte auch nicht die peinliche Frage, die in der deutschen Rechtspflege sich a's Schandfleck bis in's vorige Jahrhundert erhalten hatte, so gelang es dem Buddhismus, der ausdrücklich verbietet, kein Leben zu nehmen, doch nicht, die barbarischen Hinrichtungen wie Pfählen, Niedertreten des Verbrechers durch Elephanten und ähnliche brutale Todesarten abzuschaffen.

Die barbarische, käufliche, Volk und Regierung demoralisirende Gerechtigkeitspflege hat mit der englischen Occupation dem englischen Gesetz, einem über jeden Verdacht der Unlauterkeit erhabenen Richterstand, der Oeffentlichkeit und dem Geschworenengericht Platz gemacht. Schon 1811 führte die engliche Regierung die Jury ein, die wie überall ihren Segen und ihre hohe moralische Wirkung äußert. Jeder unbescholtene Singhalese, der das einundzwanzigste Jahr vollendet hat, ist Geschworener. Jeder Angeklagte wird von dreizehn Geschworenen seiner eignen Kaste, die erst unmittelbar vor Eröffnung der Gerichtshandlung gewählt werden, gerichtet. Die Ausschließung von den Listen der Geschworenen hat wesentlich zur Belebung und Kräftigung des Ehrgefühls und der allgemeinen Moralität beigetragen, und diese Gerichtsform die Verhandlungen ab-



Singhalesin.

gekürzt, da die Geschworenen, mit den Finten ihrer Landsleute vertraut, das Gewebe von List und Trug, mit dem sie den europäischen Richter umgarnen, viel leichter zu entwirren vermögen als dieser.

Die Singhalesen sind sehr abergläubig und haben einen ganzen Codex von Vorsichtsmaßregeln für das Ausgehen aus dem Hause oder für den Beginn eines Geschäftes. Bei der Geburt eines Kindes, bei Heirathen, bei Saat und Ernte, bei Käufen und Verkäufen lassen sie sich das Horoskop stellen. Wie alle Abergläubigen haben sie trotz der weisen buddhistischen Maxime: „ohne Wunsch zu leben, um ohne Furcht zu sterben" große Furcht vor dem Tode und vor Krankheiten, die sie in vielen Fällen nicht natürlichen Ursachen, sondern ungünstigen Constellationen oder dem Einfluß böser Geister zuschreiben, denen sie Opfer bringen und die sie anrufen, um sie zu besänftigen.

Die Ehen werden von den Eltern geschlossen und sind viel mehr Sache der Convenienz als Folge einer lange genährten Neigung. Die ehelichen Bande sind nur lose geknüpft und die Vereinigung hat die Form eines kündbaren Vertrages, da erst nach vierzehn Tagen des ehelichen Zusammenlebens die Ratificirung der Heirath erfolgt. Wenn das Paar sich nicht verträgt, wird die Ehe gelöst und es soll nicht selten vorkommen, daß vier bis fünf Heirathsversuche gemacht werden, ehe es zu einem stabilen Verhältniß kommt. Erklären beide, miteinander leben zu wollen, so gießt der Bräutigam Wasser über das Haupt der Braut, beide wechseln Ringe und binden die kleinen Finger zusammen; dann finden Festlichkeiten statt, Lauben oder Bogen aus Bambus und jungen Cocosblättern werden gebaut und mit Blumen geschmückt, das Haus mit weißen Tüchern drappirt und die Freunde bewirthet. Bei den untern Kasten finden keine Feierlichkeiten statt. Spätere Ehescheidungen sind seltener, schaden jedoch weder dem Rufe der einen noch der andern Partei. Der Mann nimmt in einem solchen Falle die Knaben, die Frau die Mädchen und ihre Mitgift an Vieh und Hausrath. Verstoßene Frauen und verlassene Kinder findet man jetzt selten. Die Ehelosigkeit kommt nicht häufig vor. Der Ehebruch wird bestraft und ist nach buddhistischen Grundsätzen verdammt; der Mann war sogar verpflichtet, sich von der Frau zu scheiden, sie und ihre Kinder zu enterben.



Junger Singhalese.

So wie in den Himalayathälern unter dem Schutze des Buddhismus aus Familienrücksichten und Oekonomie und auf den Sandwichsinseln als Prärogative der Frauen der Eries, die von schiffbrüchigen chinesischen Seefahrern abstammen sollen, Polyandrie vorkommt, so erscheint sie auch als eine von der Landesreligion tolerirte Anomalie unter den Singhalesen neben der Polygamie und ist sogar häufiger als diese. Sie findet sich in allen Kasten, nicht nur unter den Armen, die sich damit rechtfertigen, daß sie nicht die Mittel zum Unterhalte eines monogamischen

Haushaltes besitzen, sondern auch unter den Reichen, welche sich damit entschuldigen, daß dadurch das Vermögen der Familie zusammengehalten wird und die Kinder im Todesfalle des einen Vaters in dem Ueberlebenden einen natürlichen Beschützer finden. Die verschiedenen Gatten einer Frau sind immer Brüder. Die Polyandrie war früher viel gewöhnlicher, ist aber jetzt in rascher Abnahme begriffen und soll sich nur noch auf die entlegnern Theile des centralen Berglandes beschränken. Dort wird ein dritter Grund als Entschuldigung angegeben: denn zur Zeit des feudalen Kandyreiches wurden die Männer abwechselnd zu Hof- und Kriegsdiensten und die der niedern Kasten zur Bestellung der königlichen Domänen und zur Jagd beordert; damit nun die Familie nicht ohne Schutz bliebe, ward die Vielmännerei begünstigt. Möglicherweise hat auch die numerische Ungleichheit der Geschlechter in etwas dazu beigetragen, deren Mißverhältniß selbst gegenwärtig noch nicht völlig ausgeglichen ist, da die Zahl der männlichen Bevölkerung die der weiblichen um zwölf Procent übersteigt.

Die Stellung der Frauen war nie eine so erniedrigte, wie bei vielen andern orientalischen Völkern; sie durften Eigenthum besitzen, frei über dasselbe verfügen, und unter den Kandykönigen waren die Ländereien der Frauen von vielen Abgaben frei. Im Kreise der Familie und bei den Arbeiten herrscht eine Gleichstellung der Gatten, und bei der Landwirthschaft wird auf das zartere Geschlecht billige Rücksicht genommen, indem ihm nur die leichtern Arbeiten wie Jäten, das Schneiden der Halme und das Stampfen des Reises übertragen werden.

Zwischen Eltern und Kindern herrscht ein zärtliches Verhältniß, das unter einer humanen Regierung zu den schönsten Erfolgen führen wird, und ich hörte von einem Missionär, daß die Kinder bei der Nachricht selbst einer leichten Erkrankung ihrer Eltern die Erziehungsanstalten sogleich auch ohne Erlaubniß ihrer Lehrer verlassen und nach Hause eilen. Der Vater nimmt an der Pflege und Erziehung der Kinder in der Regel einen lebhaften Antheil. Die Kinder werden lange gesäugt und erhalten ihren Namen erst, wenn sie im Stande sind, Reis zu essen. Der „erste Reis" ist immer ein Familienfest und der Name, welcher dem Kinde beigelegt wird, bezeichnet gewöhnlich eine ihrer Eigenschaften. Der Kindesmord, der früher im Berglande nicht als Verbrechen angesehen wurde, hat aufgehört oder ist doch nicht häufiger als in Europa. Er war wohl meist die Folge der Noth; daher ist er mit der Vermehrung der Mittel des Lebensunterhaltes unter der englischen Verwaltung verschwunden; die bessere Erziehung und die englische Gesetzgebung haben gleichwohl das Ihre beigetragen.

Das Volk ist in Kasten getheilt, die trotz des Buddhismus und des Christenthums, die beide in gleicher Weise die Brüderlichkeit des Menschengeschlechtes lehren, fortbestehen werden, weil keine Religion den Stolz und Hochmuth der Menschen brechen wird. Da der Buddhismus überall in Indien auf den Brahmacultus folgte, fand er die unübersteigliche erbliche Ständesonderung, dieses ewige Hinderniß einer durchgreifenden Volksbildung und einer höhern sittlichen Cultur schon vor. Die Geburtsvorurtheile waren im Volksleben schon so tief gewurzelt, daß selbst die Könige vergebens dagegen kämpften und Sally, ein frommer Herrscher, als er eine Singhalesin niederer Kaste ehelichte, dem Throne entsagte. Im Interesse der meisten Könige und im Stolz der hohen Classen lag es, die Kasteneintheilung aufrecht zu erhalten.

Die Zahl der Hauptkasten war ursprünglich vier, da aber der Buddhismus das Cölibat seiner Priester forderte, kam es nie zur Bildung eines erblichen Priesterstandes; dieser ergänzte sich, allerdings oft unter Widersprüchen, aus allen Kasten. Da auch das königliche Haus ausgestorben ist, bestehen eigentlich nur zwei große Abtheilungen des Volkes, die Wiessia- oder Goe-wanse und die Kschudra-wanse und einige Auswürflinge.

Die Wiessia- oder Goe-wanse besteht aus zwei Unterabtheilungen, aus den ackerbautreibenden Grundbesitzern, welche in den Küstenprovinzen Wellale heißen und den Hirten. Die Hirten sind wenig zahlreich, die Wellale dagegen bilden eine große Masse (zwischen 3—400,000 Seelen); eine Art Gentry, aus der die meisten Priester und die Häuptlinge hervorgegangen sind. Die ackerbautreibende Kaste bildete den Kern der Bevölkerung im alten singhalesischen Reiche, sie bildete die Miliz der Könige, bezahlte den zwanzigsten Theil ihrer Reisernte als Abgabe an den König und war zu öffentlichen Arbeiten von fünfzehn bis dreißig Tagen verpflichtet.

Die Kschudra-wanse waren in einundzwanzig Unterkasten getheilt und umfassen alle Gewerbsleute und niedern Arbeiter.

Die Priester und der Buddhismus.

Die Buddhisten betrachteten Ceylon von alten Zeiten her als eines der Länder, wo ihre Lehre sich rein erhalten hat. Denn obwohl der Buddhismus über Hochasien und das dichtbevölkerte Tiefland Ostasiens verbreitet diejenige Religion ist, welche die meisten Bekenner (gegen 350 Millionen) zählt, hat er mannigfache Aenderungen erlitten, theils dadurch, daß er neue Phasen aus sich selbst entwickelte, theils durch die Beschränkung oder Accommodirung an andere schon vorgefundene Religionssysteme und staatliche Einrichtungen. In Indien selbst finden wir die philosophische Basis des Buddhismus im Bhagawad-Gita, dem eigentlichen Dogmenbuch der Wischnuiten, vorgebildet, denen Buddhu nur eine Incarnation Wischnu's ist. Er wird deshalb auf dem Lotosthrone abgebildet mit vier Händen, von denen zwei über der Brust gekreuzt sind, während die dritte das Gesetzbuch und die vierte die Muschel, das Auferstehungssymbol der Wischnuiten, hält.*) So wie Buddhu mit Wischnuattributen dargestellt wird, so glauben wieder viele Buddhisten, daß Wischnu einst ein Buddhu werden wird.

Der Name Buddha oder wie er in Ceylon allgemein heißt Buddhu, stammt von dem Paliworte Bodie, d. i. Weisheit, und wird mehrern Wesen beigelegt, die in jeder Weltperiode (Maha-kalpe) erschienen sind, um die Welt zu erlösen. Für die gegenwärtige Maha-kalpe sind fünf bestimmt, von denen vier bereits erschienen sind. Der vierte war Gutama Buddhu, der Stifter der gegenwärtigen nach ihm benannten Religion. Der Mythus ließ ihn fünfhundertundfünfzigmal geboren werden und sterben, ehe er Buddhu wurde. Seine erste Geburt fällt in eine undenkbare Vorzeit, als Dipankare Buddhu, der erste aller Buddhu's, lebte, von dem er wegen seiner Tugend die Verheißung erhielt,



Singhalesin.

*) Auch auf unserm Holzschnitte (Seite 185) erscheint die Muschel in derselben Bedeutung unter der sitzenden Buddhustatue.

einst ein Buddhu zu werden. Der prädestinirte Gott (Badisatwayo) wählte, nachdem die Zeit seiner Incarnation gekommen war, 624 vor Christi Geburt, die Gattin des Königs Suddhadena zu seiner Mutter, welche ihn unter Wundern empfing und gebar. Im sechzehnten Jahre seines Erdenlebens nahm er die fromme Prinzessin Jasodera, die schon



Buddhu-Statue.

während seiner Präexistenz seine treue Lebensgefährtin war, zur Gattin, verließ sie aber nach der Geburt seines Sohnes, um in sechsjähriger Einsamkeit durch Meditationen und Bußübungen sich zum Lehramte vorzubereiten. Er besiegte den Feind der neuen Lehre Maraya nach hartem Kampfe und bekehrte ihn. Die dabei gewirkten Wunder und sein reiner Lebenswandel bildeten die Beglaubigung der neuen Lehre, zu der sich ein großer Theil der hindustanischen Bevölkerung zu bekennen anfing, zuerst sein Weib, sein Sohn und seine königlichen Verwandten, von denen er viele als Priester ordinirte. Er lebte in Armuth, nahm Almosen, ohne sie zu verlangen, und wanderte mit seinen Schülern von Ort zu Ort. Er hinterließ keine Schriften, erlaubte jedoch seinen Schülern, seine Lehren aufzuzeichnen. Er starb im 85. Jahre. Seine Leiche wurde verbrannt, aber aus ihrer Asche rettete einer seiner Schüler einen Zahn, der von nun an das Heiligthum der Buddhisten, und später nach Ceylon übertragen das Palladium dieses Landes wurde.

In den Schriften des Buddhismus bilden Kosmogenie und Moral die Haupttheile. In ersterer findet sich jener Aufwand an Phantasie, an den wir nur wenig gewöhnt sind und welcher uns unschön, maß- und zwecklos vorkommt.

Der Felsen Mahamera-Parwataya ist der Mittelpunkt der Welt mit sechsundzwanzig Himmeln über ihm und sieben Felsenkreisen um ihn, die durch Meere getrennt sind. Unter den Meeren sind die Höllen. Im

äußern Meere liegen vier Continente und fünfhundert Inseln. Die Himmel sind die Wohnorte der Seligen und bieten ihren Bewohnern verschiedene Grade der Glückseligkeit; so sind in einem die Männer ohne weibliche Gesellschaft, in einem andern leben beide Geschlechter, aber die Freuden der Liebe bestehen nur in der Contemplation. Schlaf und Speisen erfreuen die Bewohner des einen Himmels, aber in den andern begnügen sie sich mit dem Geruch der Speisen, während auf den höhern Stufen der Seligkeit auch dieser verschmäht wird. Manche der Seligen sind leuchtende Riesen, von denen das Licht eines Fingers glänzender ist als zehntausend Sonnen; andere sind luftähnliche Geister, von denen noch einige sprechen, hören und sehen. Bei den Höhern fehlt die eine oder die andere Sinnesempfindung; in den höchsten Graden der Seligkeit erlischt endlich das Denkvermögen, das Bewußtsein und das individuelle Leben selbst. Dieser Zustand heißt Nirwana (vom Sanskrit'schen ni (ohne) und wane (Wunsch), im Singhalesischen Niwane und Niwanawa (verlöschen), das Aufgehen in das Nichts, aus dem jedoch neues Leben in neuen Gestalten hervorgehen kann.

Während so der Tugendhafte immer mehr von den Lebensattributen abstreift und zuletzt in einen Zustand der vollständigen Auflösung übergehen kann, gibt es noch eine Art Vorhimmel und eine Art Metempsychose für solche Tugendhafte Personen, welche nicht immer fehlerlos gelebt haben. Diese werden nach ihrem Tode in Schlangen verwandelt, leben in wohl eingerichteten Häusern, essen und trinken, was sie begehren; aber das Gewünschte erscheint in der Gestalt eines Frosches. Sie haben einen König und sind in Kasten getheilt; sie sind zwar giftig, aber so lange sie nicht gereizt werden, gutmüthig. In diesem Schlangenmythus liegt wohl der Grund der allgemeinen Schonung der giftigen Brillenschlange in Ceylon, die sogar eine Art Verehrung genießt und deren Bilder auf den Masken der Teufelstänzer angebracht sind.

Die sieben Meere, welche die Kreise der Erdfeste trennen, bestehen aus verschiedenen Flüssigkeiten: aus Milch, dem Safte des Zuckerrohrs, Arrak und dergleichen. Die vier Continente haben verschiedene Gestalten. Derjenige, zu welchem Ceylon gehört, ist oval, hat zehntausend Meilen im Umfang und heißt Jambudwipa oder Dambadiva. Ceylon ist eine der fünfhundert ihn umgebenden Inseln und gehört ihrer Größe nach zu denen zweiten Ranges.

Dambadiva wird von Menschen und fünf verschiedenen Arten Dämonen bewohnt; einige sind Vampyre, andere leben von Menschenfleisch; ihre Gestalt ist häßlich, viele sind aber unsichtbar und formlos. Im Norden und Osten davon ist der schneebedeckte Hiemala, ein von Wesen höherer Art, den Halbgöttern und Schutzgöttern der Erde und der Menschen, bewohntes Wunderland, von denen mehrere in Ceylon Tempel haben. Die Verehrung besteht in Niederwerfen, Gebet und Opfern aus Blumen und Geld.

Die Höllen sind die Wohnungen der Verdammten und stehen in kalten und glühendheißen metallenen Hohlräumen.*) Die Verdammten leiden außerdem noch durch Hunger und Durst, werden geprügelt, gebrannt, gepfählt oder wie Holz zerschnitten. Die Peiniger sind gleichfalls Sünder und haben die Form von Hunden, Krähen und Kaffern (also offenbar eine spätere Ausfärbung) und werden durch die größten Sünder, welche die fettesten sind, am meisten gereizt. Der Bewohner sonniger Tropenländer kennt nichts Entsetzlicheres als Finsterniß und Kälte, die daher die Haupteigenschaften der größten Hölle sind, in welche nur Vatermörder, die Mörder der Priester, die Verächter Gottes und Tempelschänder kommen. Die Bewohner leiden nicht nur durch die Kälte, sondern auch durch ihren Heißhunger, in welchem sie einander anfallen. Sobald sie aber auf diese Art getödtet sind, erwachen sie sogleich in einer andern Hölle wieder.

Die Hölle ist jedoch nicht allein ein moralischer Apparat, sondern auch ein physikalischer und spielt eine eben so große Rolle in der Hydrodynamik wie in der Moral. In ihr entstehen Ebbe und Fluth; die erste, indem das Seewasser in einen großen Schacht der obersten Höllenregion fließt; auf dem Wege dahin wird es erhitzt und ein Theil in Dampf verwandelt, der die nachfolgende Wassermasse als Fluth wieder zurückstößt.

Wie die dem Naturleben huldigenden Völker des Abendlandes betrachten auch die

*) Die buddhistischen Priester verstanden es, die Hölle gehörig heiß zu machen und verurtheilten einen ihnen mißliebigen König zu einer Hölle mit einem so heißen Kupferdache, daß der Ocean vertrocknet, indem er darüber rollt.

Singhalesen die Luft- und Wassermeteore als Götter oder Dämonen und sprechen von einem Gott des Windes, der Wolken, des Regens und ähnlichen, die im Grimm oder im Kampfe gegeneinander Stürme erzeugen. Sonne, Mond und Sterne sind leuchtende Götter, die regelmäßig wandern und von Elephanten, Pferden und Hirschen gezogen werden. Die Milchstraße ist das Licht einer Schlange und Sternschnuppen sind sterbende Götter.

Die Singhalesen glauben an wiederholte Schöpfungen und betrachten den Untergang der Welt als Folge des moralischen Verderbens, deren Ende ein Chaos und Untergang durch Feuer — ein allgemeiner Weltbrand — ist. Darauf fällt ein Regen, bei dessen Nachlaß aus dem Schlamme die Nalan (Lotos) sprossen, welche Kleider für das kommende Geschlecht tragen. Acht Heilige oder Götter sind die Ahnen der neuen Menschheit, bei welchen erst durch die Nahrung und die Annahme der menschlichen Gestalt Geschlechtsunterschiede und Leidenschaften entstehen. Endlich bilden sich Kasten und eine Regierung. Die Menschen beginnen zu entarten, werden mit jeder Generation lasterhafter und verkürzen ihre Lebensdauer; wenn diese endlich nur noch zehn Jahre beträgt, erschallt Gottes warnende Stimme, daß binnen sieben Tagen ein großer Regen fallen wird, durch den alle Menschen in Thiere verwandelt werden, die sich gegenseitig vernichten. Einige gehen in sich und bleiben trocken; diesen wird ein langes Leben zu Theil und sie sterben erst bei Anbruch des Weltunterganges.

Die Moral fand in Buddhu's Leben den schönsten Commentar. In seinen Lehren zog er das Gleichniß der philosophischen Erörterung vor. In seinen Parabeln und Erzählungen stellt er aber auch häufig seine Thaten aus dem angeblich frühern Leben als Muster auf. Die Gebote sind präcis:

1) Du sollst kein Leben nehmen.

2) Du sollst Dir nicht Dinge aneignen, die Dir nicht gegeben sind.

3) Du sollst keine unerlaubte Verbindung mit Weibern haben.

4) Du sollst nicht lügen.

5) Du sollst weder Toddy (gegohrener Palmsaft) noch andere geistige Getränke trinken.

6) Du sollst nicht außer der Zeit essen.

7) Du sollst nicht tanzen, nicht singen, keine musikalischen Instrumente spielen und keine dramatischen Vorstellungen besuchen.

8) Du sollst Dich nicht mit Blumen schmücken, noch wohlriechende Salben gebrauchen.

9) Du sollst nicht auf hohen und weichen Betten schlafen.

10) Du sollst nicht Gold, Silber und Geld berühren.

Diese Gebote werden den Gläubigen von den Priestern beim Besuch der Tempel vorgesagt und von jenen wiederholt.

Außerdem verbot er ungerechten Verdacht, Verleumdung und das Verrathen des anvertrauten Geheimnisses.

Neben den negativen Vorschriften gab er auch positive Gebote, in denen sich immer das Klugheitsprincip, daß Wahrheit sprechen und Recht thun der beste Lebensplan sei, wiederholt; um dies zu können, verlangte er die Beherrschung des Herzens und die Uebung jeder Tugend. Viele seiner Lebensregeln haben sich erhalten: nicht den Thoren zu folgen, die Würdigen zu ehren, sich in Religion und Sprache zu unterrichten, einen sündenlosen Beruf zu wählen, Vater und Mutter zu ehren, für Weib und Kinder zu sorgen, Verwandten zu helfen, ein fleckenloses Leben zu führen, die Lehren der Religion zu ehren, Tadel mit Milde anzunehmen, im Glück und Unglück Ruhe und Geduld zu bewahren.

Der Buddhismus hat nicht nur in fremden Ländern, sondern auch in Ceylon Modificationen erfahren. Da er die Befriedigung der menschlichen Leidenschaften, Kasten und Sclaverei verbietet, dagegen Uneigennützigkeit, Brüderlichkeit und Gleichheit befiehlt, konnte er in dem despotisch regierten Lande nicht ohne Aenderung bleiben und wurde deshalb durch sophistische Auslegungen entstellt, grade wie die christlichen Prediger in den südlichen Staaten Nordamerika's die Sclaverei aus der Bibel zu beweisen suchen. In die Verehrung eines höchsten Wesens hat sich zugleich der Cultus tutelarer heiterer Gottheiten und finsterer Dämonen gemischt, die meist eine locale Verehrung genießen. Die dafür bestimmten Tempel heißen Dewale und ihre Priester Capural, die weder eine besondere Erziehung noch Ordination erlangen. Der Polytheismus scheint in den letzten Jahrhunderten bedeutend an Terrain gewonnen zu haben. Außer den Resten alter Zeit wurde er von verschiedenen Königen, die vom Bud-

dhismus abgefallen waren, so wie durch die fremden Eroberer und im Kandylande durch die fremde Dynastie seit 1739 begünstigt, ohne eigentlich je zwangsweise eingeführt worden zu sein. Der Glaube an Dämonen scheint von Buddhu selbst getheilt worden zu sein, denn in den ihm zugeschriebenen Parabeln und Legenden erzählt er oft von ihnen und charakterisirt sie als rothäugige, schattenlose Anthropophagen, welche die Wüsten bewohnen oder im Wasser leben. Viele seiner Wasserdämonen erinnern auffallend an die Sagen vom deutschen Wassermann und den Nixen. Vielleicht war die Grundlage des alten Dämonenglaubens außer den personificirten Naturerscheinungen die Existenz einzelner autochthoner Stämme, die dem Cannibalismus ergeben waren und sich bei der Ausbreitung der Cultur der fremden Eroberer in unwirthliche Landschaften und unzugängliche Berge zurückgezogen hatten.

In Ceylon ist der Glaube allgemein, daß zerstörende Naturerscheinungen und manche Krankheiten das Werk böser Geister seien. Um sie zu versöhnen, weiht man ihnen Fruchtbäume, welche durch ein aus Blättern gewundenes Band bezeichnet werden, um die Früchte gegen Diebstahl zu sichern, in der Meinung, daß die von einem solchen Baume entwendeten Früchte den Dieb krank machen.

Der Wahn, daß einzelne Menschen von bösen Geistern besessen seien, kommt oft vor und scheint wie unser deutscher Hexenglaube in Nervenkrankheiten oder in den durch den Genuß giftiger Pflanzen entstandenen Erscheinungen der Narcose seinen Grund zu haben. Zu Hexenprocessen, die in Deutschland noch vor einem Jahrhundert beliebt waren, haben sich die Singhalesen nicht verirrt.

Die Priester der Dämonen, welche den untersten Kasten angehören, heißen Katdias und Kapuas.

Die Priester Buddhu's sind in Ceylon in zwei Classen getheilt. Die höhern heißen Upasampada (voll von Religion) und führen den Ehrentitel Terronanse; die niedern heißen Samanaira (wörtlich der Sohn eines Priesters) und führen den Titel Goninanse. In Kandy bestehen zwei große Priestercongregationen an den beiden Haupttempeln. Zur ersten gehören bei dreitausend, zur zweiten bei tausend Priester; von beiden lebt der größte Theil im Innern der Insel. Die beiden Congregationen sind voneinander unabhängig, aber nicht in Opposition. Die an ihrer Spitze stehenden Oberpriester werden von der Regierung anerkannt und besitzen einen amtlichen Charakter. Sie sind in der Leitung ihrer Collegien an geschriebene Vorschriften gebunden. Es ist eine Art Episkopat, das früher sogar berechtigt war, den Königen Vorstellungen zu machen. Den übrigen Priestern gibt nur das Alter oder Frömmigkeit einen besondern Einfluß über die jüngern, welche den ältern nicht nur alle Achtung beweisen, sondern ihnen auch kleine Dienste leisten. Die Priester leben bei ihren Wiharen, sind aber keiner Clausur unterworfen.

Die letzten Kandykönige huldigten als Anhänger der brahminischen Lehre noch mehr den Kastenvorurtheilen und ließen keinen aus den niedern Kasten zur Ordination zu, so daß diese nur eine Art Laienbruder (Silvat) werden konnten, die wenig Auszeichnung genossen. Dadurch gereizt, schickten 1798 die Priester, welche aus den niedern Kasten hervorgegangen waren, besonders die Chalias, eine Deputation nach Birma, wo sie mit Auszeichnung aufgenommen und mit königlicher Pracht ordinirt wurden. Sie kehrten 1802 in Begleitung birmanischer Priester zurück und gründeten die Amarapurasecte, welche sich von der bischöflichen Gewalt der Oberpriester in Kandy losgesagt und eine Presbyterialverfassung angenommen hat. Diese Priester verwarfen auch das Recht des Staates, sich in die geistlichen Angelegenheiten zu mischen, verbannten die mit Sanction der Priesterschaft aus Siam eingeführten Neuerungen und die von ihr tolerirten Mißbräuche, schafften den Cultus der indischen und der Localgottheiten ab und verlangten die Aufhebung der Kasten. Sie erklären die heiligen Bücher ohne Unterschied dem Volke und verbieten den Priestern alle weltlichen Beschäftigungen, selbst Medicin und Astrologie. Sie tragen das gelbe Priesterkleid wie eine Toga über den ganzen Körper, während die ältere Secte es über den Oberleib schärpenartig überwirft. Ihr Einfluß ist im Süden der Insel vorwaltend, da sie sich in den Besitz aller großen Tempel in Saffragam und des Samanala (des Adamspik) gesetzt haben. In allen Hauptdogmen stimmen die beiden Secten überein, sprechen sich aber gegenseitig die Nirwana ab.

Die Priester beginnen mit einem Noviciat, gewöhnlich schon im achten oder neunten

Jahre, um sich früher an die Disciplin zu gewöhnen und dienen bei einem Priester, der sie erzieht, im Tempeldienste und der Literatur unterrichtet, als eine Art Pagen. Obwohl sie vorschriftsmäßig erst nach ihrer Ordination Priesterkleider tragen sollen, legen sie dieselben doch schon beim Antritt des Noviciats an. Der Unterricht erstreckt sich nicht über Pali, Singhali, Kosmogenie und Theologie. Es handelt sich dabei mehr um Formen und Worte, Gedächtniß und Scholastik als um das Wesen, die Wahrheit und die Klarheit des Denkens. Der Ordination geht eine Prüfung durch den Oberpriester und zwanzig andere Priester voran. Der zu Ordinirende wird befragt: ob er das zwanzigste Lebensjahr vollendet, keine Schulden und keine Krankheiten habe, ob er nicht im Dienste des Königs stehe, ob er die Bewilligung seiner Eltern, ein Priesterkleid und einen Becher besitze. Es wird ihm das Gelübde der Armuth, der Ehelosigkeit und des Gehorsams abgenommen. Danach wird sein Hauptthaar und seine Augenbrauen geschoren, sein Körper gesalbt und mit kostbaren Kleidern bedeckt; er wird auf einen Elephanten gesetzt und unter Musikbegleitung durch die Straßen geführt. In frühern Zeiten wohnte dem feierlichen Aufzuge oft der König, wie noch jetzt in Birma, bei. Nachdem der Zug in den Tempel zurückgekehrt ist, erhält der neue Priester das gelbe Priesterkleid.

Will ein Priester seinen Stand verlassen, um sich zu verehelichen oder eine Erbschaft anzutreten, so steht dem Rücktritt in den Laienstand kein Hinderniß entgegen und seine Standesänderung wird nicht als eine unehrenhafte Handlung angesehen.

Die Priester sollen in ihren Klöstern leben und gemeinschaftliche Mahlzeiten halten; sie sollen die heiligen Bücher lesen, den Tempeldienst verrichten und predigen. Die heiligen Bücher werden besonders verehrt und sollen immer höher liegen als der Sitz, den der Priester einnimmt. Dieser verneigt sich vor ihnen und legt auch Blumen als Opfer neben dieselben. Sie sollen täglich dreimal beten, vor ihren ältern Priestern niederknien, um ihren Segen zu empfangen. An den Haupttempeln wird zu diesen Tageszeiten musicirt, d. h. es werden Trommeln geschlagen und kurze Trompeten geblasen, wobei es mehr auf den Lärm als auf den musikalischen Kunstgenuß abgesehen zu sein scheint. Bei jedem Mondwechsel soll ein Fest gefeiert werden und der Tag soll frei von Arbeit zur Belehrung des Volkes dienen. In der Regel finden jedoch nur Processionen, die sich unter Tamtamschlagen bei einbrechender Nacht nach den Tempeln begeben und die Beleuchtung der letzten statt. Oft schließt ganz gegen die buddhistischen Vorschriften das Fest mit einer Production der Teufelstänzer.

Zweimal in jedem Monat sollen sich die Priester jedes Tempels versammeln, um die Lectüre ihrer Lebensverhaltungen anzuhören, ihre Sünden zu bekennen, ermahnt und nach Maßgabe der Umstände auch bestraft zu werden. Im Allgemeinen soll die Disciplin laxer geworden sein, was die Priester aber nicht sich, sondern dem Fatum zuschreiben. Im August verlassen die Priester ihre Tempel, um unter dem Volke zu leben, zu predigen und die Kinder zu unterrichten.

Die Priester werden von ihren Gläubigen sehr verehrt, Niemand erlaubt sich, in ihrer Gegenwart zu sitzen. Betreten die Priester ein Haus, so wird ihnen ein Sitz angeboten, der mit einem weißen Tuche bedeckt wird. Sie betrachten sich nicht allein über die übrigen Menschen erhaben, sondern auch für mehr als die brahminischen und die Localgötter; in einer Dewale bleiben sie sitzen und laden, wenn sie predigen, die Götter ein zuzuhören. Auf der Straße sah ich oft, daß die Priester von den ihnen Begegnenden mit aufgehobenen und gefalteten Händen begrüßt wurden.

Ein vollständiges Priesteretablissement besteht aus folgenden Theilen: der Wihare, der Poyage, der Pansala, dem heiligen Bobaume und der Dagoba.

Die Wihare ist der Tempel, in welchem die Buddhubilder sich befinden und der meist ein anspruchsloses vierseitiges Gebäude aus Holz oder gebrannten Ziegeln ist, mit einer von Holzsäulen getragenen Veranda und einem Ziegeldach. Vor ihr stehen Pfähle aus Bambus mit kleinen Fahnen oder oft nur mit Lappen verziert. Oft ist der Tempel in Felsen gehauen oder es sind natürliche Grotten durch den Anbau einer Außenmauer in einen Tempel verwandelt worden. (Siehe meine Reise um die Erde, I. Band, Seite 259 und 269). Die Buddhufiguren sind oft von kolossaler Größe, aus Gneiß oder aus Thon geformt und mit gelbem Firniß angestrichen. Diese Statuen sind überall von derselben stereotypen Gleich-

förmigkeit und nur in drei Attitüden: stehend, sitzend (in beiden Fällen mit über der Brust gekreuzten Armen) oder liegend, den einen Arm unter dem Kopfe, den andern an der Seite des Körpers aufliegend, dargestellt. Auffallend sind die langen Finger, das krause Haar und die großen Ohren. Das Malen der Augen wird als eine feierliche Handlung betrachtet. In mehrern Wiharen ist der heilige Fußtapfen in Metall, dem Original, das auf dem Gipfel des Adamspik sich befindet, nachgeahmt.

Hier und da sind die innern Wände der Wiharen mit Fresken verziert. Aber der Leser würde sehr unrecht thun, wenn er von den Malereien oder dem ganzen Tempelbau sich eine große Vorstellung machen würde. Alles trägt den Charakter des Kleinen, Unästhetischen, einer rohen oder einer frühzeitig verfallenen Kunst; selbst der Haupttempel in Kandy, die Dalada Malagawa, welche den heiligen Zahn und viele Kostbarkeiten enthält, macht keine Ausnahme (I. Band, Seite 246). Die Wiharen enthalten immer ein großes Gefäß, um die Oelspenden aufzunehmen.

Die Poyage ist der Raum, wo die Priester sich gegenseitig belehren, wo aber auch das Volk Unterricht und Rath erhält. Die Pansala ist die Wohnung der Priester. Der heilige Bobaum oder Bo-gaha ist der Pippul (Ficus religiosa), der als Lebenssymbol gilt, wie der altnordische Lebensbaum Ygdrasil. Viele Sagen knüpfen sich an ihn, da Buddhu gern unter seinem Schatten lehrte und ruhte, weßhalb seine Blätter von jener Zeit an aus Ehrfurcht zittern. Er hat den Namen Sassalada, d. h. der Zitternde erhalten. Da die Blätter langgestielt sind, ist das Laub für den leisesten Luftzug empfindlich. Die Buddhisten haben diesen Baum überall hin verpflanzt, und wo er nicht mehr fortkommt, durch verwandte Arten ersetzt, so soll bei den Pagoden in China allgemein Ficus nitida angepflanzt worden sein. In seinem ganzen Aussehen enttäuscht aber der Bo-gaha sehr, da er weder zu den größten noch zu den schönsten tropischen Formen gehört und oft nur an die größeren Weißpappeln unserer Auen erinnert. Der Bo-gaha wird sorgfältig gepflegt und bewässert und sein Stamm durch eine niedere Steinmauer gegen Beschädigung geschützt, an der oft kleine Altäre für die Blumenopfer sich befinden.

Die Dagoba ist ein halbkugelförmiger oder glockenförmiger Steinbau ohne innere Räume mit Ausnahme einer kleinen viereckigen, gepflasterten aber nach außen vollständig abgeschlossenen Höhlung, in welcher — als eine Dagoba bei Colombo geöffnet worden war — goldene Ringe, kleine Perlen, Bergkrystall, eine Brillenschlange aus Thon geformt und ein kleines in eine dünne Goldplatte gewickeltes Knochenstück gefunden worden sind. Es scheint also die Conjectur eine richtige zu sein, daß diese massiven Bauten über angebliche Reliquien Buddhu's gebaut worden seien, und der Ableitung von Dagobs (Körperverbergend) steht nichts im Wege.

Wihare, Bo-gaha und Dagoba und, wo ein brahminischer oder ein Localgott geduldet wird, auch die Dewala sind mit einer Steinmauer eingefaßt, die auf der innern Seite häufig Nischen enthält, in welche bei Festlichkeiten Lichter gestellt werden oder die mit Malereien und rohen Sculpturen bedeckt ist. Der durch die Mauer abgeschlossene Tempelhof gleicht oft einem Fruchtgarten. Schöne Palmen, besonders die Cocos mit kleinen braunrothen Nüssen, Tamarinden und andere Bäume sind angepflanzt, unter welchen die Champaca (Michelia Champaca) und die Plumeria, deren wohlriechende Blüthen zu Opfern verwendet werden, fast niemals fehlen. Oft führen Tamarindenalleen zu den Tempeln, und Ritter von Fridau fand im Stromgebiet des Mahawelle mehr als einmal Alleen aus großen Exemplaren, wo die Tempel schon lange und oft spurlos verschwunden waren.

Trotz des Gelübdes der freiwilligen Armuth besitzen die meisten Tempel Ländereien oder beziehen eine Art Zehent, die oft so bedeutend waren, daß im Laufe der Zeiten die Einziehung der Kirchengüter von den Landesherren als ein Finanzmanöver oder um die Priesterschaft zu bestrafen, wiederholt vorgenommen wurde. Aber dies Vermögen der Priesterschaft wuchs immer wieder, theils durch die Vermächtnisse von Privatpersonen, theils durch die Schenkungen frommer Könige. Gegenwärtig ist ein großer Theil des Grund und Bodens der innern Landestheile im Besitz der Tempel, aber meist schlecht cultivirt oder wieder mit Wald überwachsen. Von 1819 auf 1820 erging von der Colonialregierung ein Befehl, diese Güter zu registriren, um die Ansprüche in Schranken

zu halten. Die eingereichten Bekenntnisse waren aber so maßlos, daß sie den Priestern zurückgegeben werden mußten. Eben so wenig Erfolg hatte 1822 die Drohung, daß die Steuerfreiheit aller nicht registrirten Tempelländereien aufhören sollte.

Da die Priester vorwaltend die Träger der Bildung waren, mögen hier Wissenschaft und Kunst besprochen werden.

Die Sprache der Singhalesen ist eine Tochtersprache des Pali, in welche im Laufe der Zeiten aber Sanskritelemente eingeführt wurden. Von den in Ceylon circulirenden Manuscripten sind aber viele in Pali, andere in Sanskrit geschrieben, in der Weise, daß Pali besonders in den Religionsbüchern, Sanskrit in den Werken über Kosmogenie, Astronomie und Medicin hervortritt. Die Poesie und vulgäre Literatur ist im Singhali verfaßt, in welchem zwei Dialekte unterschieden werden, der Elu oder die ältere Schriftsprache, und die Sprache des gewöhnlichen Verkehrs, in welcher gegenwärtig die Regierungsverordnungen publicirt und die Bibelübersetzungen veranstaltet werden.

Das Singhalesische der Centralprovinz ist reiner, da es bis in die letzten Jahrzehnte durch die Fremden nicht beeinflußt werden konnte. In den Städten und Dörfern der Küsten dagegen sollen die Bewohner nicht mehr im Stande sein, eine längere Conversation zu führen, ohne portugiesische, holländische und englische Worte und Redensarten einzumischen, ohne aber eine richtige Kenntniß einer dieser Sprachen selbst erlangt zu haben. So wie der ganze Charakter des Volkes hat sich auch jener der Sprache geändert.

Alle ihre Bücher, mit Ausnahme der von den Missionären eingeführten Schul- und Religionsbücher, existiren nur in Manuscripten, die auf Olas geschrieben sind. Die Olas werden aus den fächerförmigen Blättern der Talgaha (Borassus flabelliformis) oder der Talipotpalme (Corypha umbraculifera) erzeugt, indem aus diesen, so lange sie noch nicht völlig entfaltet sind, Streifen nach der Radiation des Blattes geschnitten werden. Die zierlichen runden Schriftzeichen werden mit einem eisernen Griffel, der senkrecht gehalten wird, eingekratzt und durch eine Mischung von Kohle und ätherischem Oel oder Kuhmist lesbar gemacht. Das ätherische Oel soll die Blätter vor Insectenfraß bewahren. Jedes Blatt hat zwei Löcher, durch welche eiserne oder hölzerne Stifte gesteckt werden. Zwei bewegliche, ebenfalls durchlöcherte Holzdeckel bilden den Einband. Die Olas dienen auch zum Briefschreiben und zur Anfertigung von Documenten; sie werden mit dem entsprechenden Stempel versehen in den Regierungscanzleien gehalten.

Die meisten Productionen der singhalesischen Literatur, selbst die Religionsbücher, sind in Versen, in Prosa sind meist nur die dazu gehörigen Commentare geschrieben. Ihre heiligen Bücher haben oft einen ungeheuern Umfang, so hat das Hauptwerk Pittakatayan oder die drei Körbe 592,000 Stanzen und die Atthakata, d. h. der dazu gehörige Commentar, 361,000 Stanzen; daher sind selten vollständige Exemplare zu finden. Das populärste theologische Werk sind die Gespräche Buddhu's und die Pansiya-panasjatakapota, d. h. seine fünfhundertfünfzig Geburten. Es ist ein sonderbares Gemisch von evangelischer Einfachheit und orientalischem Schwulst, von Philosophie und Poesie, von vernünftiger Lebenspraxis und utopistischem Unsinn.

Die weltliche Literatur der Gegenwart besteht meist in Excerpten und Nachahmungen älterer populärer Werke und soll weit hinter dieser stehen. Der Stil ist immer pomphaft, selbst der von de Alvis mit dem bescheidenen Namen gewöhnlicher Stil bezeichnete; ihr verboser und bombastischer wird aber für den Europäer oft gänzlich unverständlich. Die Grammatik ist reich an Regeln. Die Syntax ist schwer und verworren. Ein Kenner der einheimischen Literatur sagt, daß der harmonische Bau der Sätze für sie der größte Reiz sei, der aber erst nach langem Studium erworben werde und dem die Missionäre in ihren Tractaten und Bibelübersetzungen nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken. In ihren Gedichten wird der Gedanke dem Rhythmus und der Spitzfindigkeit geopfert. Merkwürdig ist es, daß ihr größter moderner Dichter, Gasco Adigar, ein Portugiese von Geburt war, der, als Knabe in Gefangenschaft gerathen, unter Raja Singha II. Premierminister wurde. Die Liebe der Königin wurde sein Verderben.

Das größte historische Werk ist der Mahawanso, welcher erst in der Zeit als Prinsep, Csoma de Körös und Hodgson sich mit der buddhistischen Literatur zu beschäftigen anfingen, durch Tournour 1826 in Europa

bekannt wurde. Der Mahawanso ist eine Art Staatschronik und enthält in 100 Capiteln über 9000 Verse. Es ist nicht allein eine Geschichte des Landes, sondern zugleich eine tendentiöse Verherrlichung des Buddhismus. Den Bemühungen Tournour's gelang es auch, die Tika, eine Art Commentar oder prosaische Uebersetzung des dunkeln, vorwaltend mystisch-poetisch geschriebenen Werkes zu erlangen. Außer dem Mahawanso sind einzelne Geschichtsperioden zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert von nicht officiellen Geschichtschreibern bearbeitet worden.

Die Singhalesen haben keine eigenen Ziffern, sondern bedienen sich der malabarischen und seit der englischen Besitznahme auch der arabischen. Von den Malabaren erhielten sie Rechenknechte für die Subtraction und Multiplication. Zu wundern ist es, wie die Kandy'schen Hofastrologen bei ihren beschränkten Kenntnissen in der Mathematik im Stande waren, Sonnenfinsternisse zu berechnen. Astrologie war stets und ist bei dem allgemeinen Aberglauben noch jetzt sehr verbreitet.

Die Medicin war lange in den Händen der Priester, obwohl es Buddhu verbot und ihnen selbst nur ein Arzneimittel, Rinderharn, für den eigenen Gebrauch gestattete. Zu diesem Universalmittel kam später Butter, Honig und Zucker. Die Materia medica für den Laienstand ist dafür um so reicher dotirt. Sie kennen viele Pflanzen und ihre Eigenschaften, glauben aber, daß sie nur unter besondern Constellationen ausgegraben werden dürfen. Die vegetabilen Heilstoffe werden sehr einfach bereitet in Infusionen oder Decocten. Sie machen jedoch auch einige Extracte und bereiten Oele durch Kochen oder Auspressen. Von Metallen werden Quecksilber, Arsenik, Kupfer, Silber und Gold als Heilmittel angewendet. Wenn die Medicamente nicht helfen, wird zu Incantationen an den Mond und die Sterne und in letzter Reihe zu den Dämonen und dem Teufelstanz seine Zuflucht genommen. Dieser besteht in wilden Sprüngen und Gliederverrenkungen der oft maskirten Tänzer bis zur Erschöpfung.

Ihre Chirurgie beschränkt sich auf Schröpfen, Cauterisiren, auf das Oeffnen von Geschwülsten und den Aderlaß; doch dieser wird schon selten angewendet. Davy führt an, daß während der vierzig Jahre vor seiner Ankunft nur einmal eine Amputation von den einheimischen Aerzten, in der im Mittelalter auch bei uns gebräuchlichen barbarischen Weise mit einem glühenden Eisen vorgenommen worden war.

Da ihnen das Studium der Anatomie untersagt war, so fehlte ihren physiologischen Kenntnissen jede Gründlichkeit. Sie nahmen vier Elemente an, Erde, Wasser, Luft und Feuer, im Körper sieben Grundbestandtheile: Blut, Fleisch, Haut, Fett, Knochen, Mark und Samen und drei Excretstoffe: Phlegma, Galle und Wind.

Die Ursachen der Krankheiten können 572 Combinationen und daher auch so viele Krankheiten bilden, die aber häufig nur einzelne Symptome sind. Die Therapie ist jedoch viel verständiger als ihre Nosologie und empfiehlt die Entfernung der Ursachen und ein mehr beobachtendes als eingreifendes Heilverfahren. Die Anforderungen an die ärztliche Bildung sind keine geringen: der Arzt soll Astrolog sein, um die Constellationen für den günstigen Erfolg der Heilmittel zu bestimmen; Physiognomist, um aus dem Ausdruck des Kranken die Krankheit zu errathen; Traumausleger, um auf die Entstehung und den Ausgang der Krankheit zu schließen, und Seher, um zu bestimmen, ob die Krankheit nicht die Strafe für eine in einem frühern Leben begangene Sünde sei.

Die Medicin war unter den alten singhalesischen Herrschern hoch geachtet worden und bildete zur Zeit der Blüthe des Wohlstandes eine der achtzehn Wissenschaften und Kunstfertigkeiten, die man bei der Erziehung königlicher Prinzen für unvermeidlich hielt. Viele Könige gründeten Heilanstalten für Menschen und selbst für Thiere, einige übten die Medicin aus, und Bujus Raja schrieb 339 ein Werk über Chirurgie, das noch jetzt von den Singhalesen sehr geachtet wird.

Die englische Regierung hat Sorge getragen, daß die Bevölkerung auch mit Aerzten von europäischer Bildung versorgt werde. Es sind Eingeborene des Landes, oft Vollblutsinghalesen, die an dem Collegium in Calcutta ihre Studien absolvirt haben und als Districtsärzte anständige Besoldungen beziehen.

Die Salubrität der Insel ist eine sehr verschiedene, während z. B. Galle eine sehr kleine Sterblichkeit hat, ist diese an andern Orten sehr bedeutend. Es sei mir hier erlaubt zu bemerken, daß in den versumpften

Gegenden, wo die Malaria brütet, die Eingeborenen grade so von den bösartigen Wechselfiebern weggerafft werden wie die Fremden. Die mit Hinblick auf andere Länder häufigen Krankheiten sind in Ceylon die Malariafieber, Cholera, Hautkrankheiten, besonders Elephantiasis, Rheumatismus und Tetanus in Folge plötzlicher Verkühlungen, Kopfcongestionen, Dysenterie, Leberkrankheiten, Tod oder Entzündung durch Schlangenbiß, Scorpionen und Scolopender.

Wie die englische Regierung für das physische Wohlergehen und den Rechtszustand der Singhalesen gesorgt hat, so wendete sie auch frühzeitig ihre Aufmerksamkeit auf die geistige Bildung. Die Zahl der Schulen betrug beim Abtreten der holländischen Regierung nicht viel über hundert. Die englische Regierung hat jedoch nicht nur neue Schulen gegründet, sondern auch den Missionären bei der Gründung von Schulen allen Vorschub geleistet. Die Singhalesen haben den Vortheil einer Schulbildung nach europäischem Muster frühzeitig eingesehen, und die Missionäre beklagen sich auch nicht über geringen Schulbesuch, wohl aber über ihre Enttäuschung, das Christenthum in rasche Aufnahme zu bringen.

(Schluß folgt.)

Die Eifel.

Von Theodor Pfingsten.*)

Nachdem der Rhein bis über Mainz hinaus sein weites Thal durchflossen hat, zwängt er sich bei Bingen in eine enge Thalspalte, wo er sich zwischen hohen Gehängen hindurchwindet; zwar erweitert sich diese Spalte bei Coblenz zu einem Becken, verengt sich aber bald wieder und läßt erst hinter Bonn den Strom aus ihrer Umarmung frei. Dieser enge Theil des Rheinthals durchschneidet ein breites Grauwackengebiet, das rheinische Schiefergebirge. Gegen Westen überschreitet dasselbe die Grenzen Frankreichs, gegen Osten reicht es bis Gießen, Marburg und Waldeck in Deutschland herein. Dieses breite, durchschnittlich kaum 1500 Fuß, nur im südlichen Theil höher das Meeresniveau überragende Hochplateau, vorherrschend aus Grauwackenbildung bestehend, sondert sich auf seiner Oberfläche in zwei Gruppen, eine auf dem linken, die andere auf dem rechten Rheinufer; die rechts liegende zerfällt wieder von Süd nach Nord gehend in: Taunus, Westerwald, Siebengebirge und Sauerland; die links liegende besteht aus drei Theilen: südlich der Hundsrück, westlich die Ardennen und östlich daran schließend die Eifel.

Die Basis dieses vom Rhein querdurchschnittenen Plateaus liegt im Rheinthal bei Bonn 140, bei Bingen 310 Fuß über dem Meere, steigt aber von hier aus östlich und westlich derartig auf, daß an beiden Seiten nur ein geringer Niveauunterschied zwischen dem Ufergebiet der Flüsse und den auf der Grauwacke aufgelagerten neuern Schichten stattfindet. Die mittlere Temperatur beträgt hier circa $8^1/_2$ Grad Reaumur, der jährliche feuchte Niederschlag 21 Zoll.

Die Hauptgesteinsmassen des ganzen Gebiets sind Thonschiefer und Grauwackenbildung, letztere bestehend aus Grauwackenschiefer und Sandstein mit massenhaft eingelagertem Talkschiefer, Kalkstein, Dolomit, Quarzit, Kieselschiefer, Alaunschiefer und Eisenstein.

Sie werden durchsetzt an der Lahn vorzüglich von Grünstein, im Sauerland, besonders im Gebiet der Lenne, von Porphyr, im Siebengebirge, Westerwald und besonders in der Eifel aber von trachytischen und Basaltbildungen. Darüber folgen dann in der Eifel Glieder der Triasgruppe (Keuper, Muschelkalk und bunter Sandstein), im Westerwald Braunkohlen und an den äußern Rändern im Norden: Kohle, Kohlenkalkstein und Kreide, im Osten: Zechstein, bunter Sandstein und Muschelkalk, im Süden: Kohlenformation, Rothliegendes und tertiäre Schichten, besonders Braunkohlen, im Westen endlich wieder Glieder der Trias und außerdem Jurabildung (Oolith und Lias).

Der südwestliche Theil des ganzen Plateaus, der Ardennenwald, ist in seinem innern wie äußern Bau am einfachsten; Thonschiefer herrscht vor und Durchsetzungen von Eruptivgesteinen finden fast gar nicht statt; das Ganze ist ein flacher breiter, von

---

*) Aus dessen Nachlaß. Th. Pfingsten starb am 22. Juli 1860 zu Hamburg, wo seine Wirksamkeit als Lehrer in gesegnetem Andenken steht.

gewundenen Thälern durchsetzter Rücken, dessen wesentliche Erzeugnisse Weide, Holz und Dachschiefer sind.

Um Vieles mannigfaltiger ist der innere wie der äußere Bau der Eifel. Zu den Schiefern gesellen sich Sandsteine, Kalksteine und Dolomite, sowie Eisenlagerstätten; darüber liegen einige kleine Partien von Buntsandstein, und alle diese geschichteten Gesteine sind von sehr vielen, oft schlackigen Basaltmassen und einzelnen Trachytmassen durchbrochen, die sich gewöhnlich zu regelmäßigen Gesteins- oder Schlackenkegeln erheben, oft mit wohlerhaltenem Krater und weit erstreckten Lavaströmen. Zu diesen gesellen sich auch noch die losen Anhäufungen vulcanischer Gerölle und Tuffmassen, sowie die sonderbaren kraterförmigen Löcher (Maare) im Grauwackengebiet, welche von einigen Geologen für wirkliche Krater, von andern als durch mächtige Gasexplosion entstanden erklärt werden, und in deren Grunde sich manchmal ein kleiner See, manchmal ein Torfmoor, manchmal auch auf einer kleinen durch Einschwemmung gebildeten Ebene ein kleiner Ort befindet. Die Höhenverhältnisse ergeben sich ungefähr aus den folgenden Zahlen:

Dollendorf bei Bonn	230	Fuß
Andernach am Rhein	320	„
die Mosel bei Trier	370	„
Kellberg	1930	„
hohe Acht	2250	„

Die Durchschnittshöhe des Grauwackenplateaus ist, wie schon vorher erwähnt, 1500 Fuß, über diese erheben sich die vulcanischen Kegel 300—500 Fuß, und in demselben sind die tiefen Thäler und Maare 300—600 Fuß tief eingesenkt. Die Gegend liegt sonach im Ganzen ziemlich hoch und rauh und ist deshalb nicht besonders fruchtbar, überdies viel zu sehr entwaldet. Am gesegnetsten ist sie für den Geologen, der hier Gelegenheit hat, die schönsten Formen erloschener Vulcane auf gänzlich ungefährliche Weise zu studiren, in die Krater und Maare hinabzusteigen, z. B. bei Hillesheim, wo die ganze Configuration des Kraters, so wie ein herabgeflossener Lavastrom deutlich zu erkennen sind, so wie auch die Fauna des devonischen Grauwackensystems in den versteinerungsreichen Kalken von Gerollstein, Hillesheim &c. kennen zu lernen. Auch an Eisensteinlagerstätten birgt die Eifel reiche Schätze, z. B. zu Ahütte und der Domkaule bei Manderscheid; zur Zeit ist freilich die Ausbeute noch eine geringe, da am Orte selbst zu wenig Kohlen sind und billige Verkehrswege noch gänzlich fehlen; doch würde die früher schon vorgeschlagene Eisenbahn in die Aachener Gegend gewiß für die Mineralschätze beider Gegenden von Vortheil sein.

Die eigenthümliche vulcanische Bodengestalt scheint einen bedeutenden Einfluß auf die Lage der Orte geäußert zu haben; denn entweder finden sie sich auf dem Boden eines Maares, wie Meerfeld, oder am Rande desselben oder, was sehr häufig der Fall ist, an einen vulcanischen Kegel angelehnt.

Historisch nachweisbar, sagt Nöggerath, waren die Bewirthschaftungsverhältnisse der Eifel früher viel günstiger als jetzt. Die Höhen prangten mit den schönsten Waldungen, die Viehzucht war reichlich in den Thälern verbreitet. Durch die Ungunst der später eintretenden Umstände, Kriege, Geldnoth, schlechte Aufsicht und Verwaltung der Waldungen, zum Theil auch durch das Fortschreiten der Industrie, der Fabriken, des Berg- und Hüttenwesens, die, da ihnen die Steinkohle fehlte, sich des Holzes als Brennmaterial bedienen mußten, sind die Waldungen nach und nach gefallen und ausgerodet worden. Haide ist an ihre Stelle getreten, sie hat den Boden entnervt, indem keine Waldvegetation vorhanden war, ihm neuen Humus zuzuführen. Die atmosphärischen Wasser fanden keinen Aufenthalt mehr in dem sterilen Boden, welcher des schützenden Laubdachs entbehrte. Die dichten Nebel der hohen Veen dringen bis Aachen vor und verderben die Cultur der Baumfrüchte und Gemüse, während sonst in dieser Gegend und in andern glücklichen Thälern der Weinbau mit Erfolg betrieben wurde. Diese Veränderung hat entschiedenen Einfluß auf die Bewohner geübt; denn, fehlt es ihnen auch nicht an dem dürren Holz, um ihren äußern Menschen zu erwärmen, so fehlt es doch an dem grünen, in Saft und Trieb stehenden zur Erwärmung des innern.

Sobald man, vom Rhein aus nach Westen gehend, die gewöhnlich von den Rheinreisenden besuchten Orte hinter sich hat und die eigentliche Eifel erreicht, ist auch der heitere, gesprächige und bewegliche

Rheinländer verschwunden, und an seiner Stelle treffen wir in dem Bewohner der Eifel durchweg einen schwerfälligen, wortkargen, ärmlichen Menschen mit breiter Sprache, und in indolenter Gedankenlosigkeit hinlebend; nur die Bewohner einiger größerer Orte, die dem Verkehr näher liegen, machen hiervon eine Ausnahme.

Wie selbstverständlich erscheint dies. wenn man das Leben des Eifeler Bauern ansieht, wie es ihm der geognostische Bau und die Oberflächenbeschaffenheit seines Bodens vorschreibt.

Der Ackerbau wird nämlich in der Eifel bis zu 1700, selten bis 1800 Fuß hoch über dem Meere betrieben. Was höher liegt, ist Haideland, auf welchem der Boden nur schwach mit Dammerde bedeckt, und die Trockenheit im Sommer so groß ist, daß Ackerbau nicht mehr betrieben werden kann. Aber auch das Klima ist der Entwicklung der Culturpflanzen auf den größern Höhen nicht zuträglich, da der Frühling zu spät, und der Winter zu früh eintritt. Das Grauwacken- und Thonschiefergelager ist Kartoffel- und Roggenland und auf dem Kalkboden wird vorzüglich Spelz, zuweilen auch etwas Weizen gebaut, während Hafercultur auf beiden Bodenarten gleich stark betrieben wird. Es gibt wohl wenig schönere Haferfluren als um Stadtkill, Blankenheim ꝛc. auf dem dort herrschenden Dolomite. Wo aber der Ackerbau an die höhern Haideländer grenzt, wird selbst der Hafer nicht immer reif und muß bei früh eintretendem Winter oft auf dem Felde bleiben. Selbst das Gras der Wiesen leidet oft noch im Mai und Anfang Juni durch den Frost. Da die Dörfer weit auseinanderliegen und das Land schwach bevölkert ist, so besitzen die Gemeinden in den höhern Grauwacken- und Thonschieferdistricten der Eifel oft große Strecken von Ländereien, welche von der um die Dörfer herumgelagerten Ackerflur wohl zu unterscheiden sind. Die letztern allein stehen in Privateigenthum, welches beständig unter dem Pfluge gehalten und angebaut wird; die übrigen Ländereien sind Gemeindegut und liegen entweder ganz öde (300,000 Morgen) oder sind sogenanntes Schiffelland (322,000 Morgen). Von dem letztern wird jährlich ein Theil zur Benutzung unter die Glieder der Gemeinde vertheilt und geschiffelt, d. h. der Rasen wird abgehauen, getrocknet und mit Reisern auf Haufen verbrannt. Die locker mit Asche gemengte Erde der Haufen wird alsdann über den Boden als Dünger vertheilt und nun werden die Felder zuerst mit Roggensaat bestellt, im zweiten Jahre werden Kartoffeln und im dritten wird Hafer gebaut.

In bessern Lagen wird das Land wohl auch zu Gerste und Klee (besonders Tr. pratense) benutzt, ehe es zur Hafersaat dient. Hierauf bleibt es 10—14, selbst 18 Jahre liegen, je nachdem die Gemeinde mehr oder weniger Schiffelland besitzt und es liefert in dieser Zeit nur Vieh-, besonders Schafweide. Es bedeckt sich unterdeß mit der gemeinen Haide (Calluna vulgaris) und dem Pfriemenstrauch (Spartium scoparium), bis, wenn es wieder an die Reihe kommt, der Proceß von Neuem beginnt.

Bei den ungünstigen Boden- und Witterungsverhältnissen, unter welchen der Ackerbau in den höherliegenden Gegenden der Eifel leidet, kann auf einen hohen Ertrag desselben nicht gezählt werden und Steiniger behauptet, daß nie über das 4—8fache der Aussaat geerntet wird, während die Ernte schlechter Jahre auch unter der vierfachen Aussaat zurückbleibt, ja zuweilen ganz verloren geht. Unter solchen Umständen ist die Rindvieh- und Pferdezucht im Lande ebenfalls sehr schwach und das Land im Ganzen arm. Ja, es ist ärmer als der flüchtig Durchreisende sich denkt, und nur derjenige, der bestimmter Zwecke wegen sich nicht nur die von der Natur durch Schönheit bevorzugten, sondern auch die sterilen Gegenden ansieht und sich hier längere Zeit aufhält, wird finden, daß oft ganze Dörfer längere Zeit ohne Brot sind und sich bloß von Kartoffeln nähren, obgleich der Hafer gemahlen und mit Roggen gemengt als Brot verbacken, und außerdem als Brei gekocht, oder als Pfannkuchen genossen, gewöhnlich einen Hauptbestandtheil der Nahrung des gemeinen Mannes ausmacht.

Allein selbst dieser dürftige Anbau ist nur in den Gegenden möglich, wo der Boden aus Schiefer besteht, der durch das Brennen zerfällt. Besteht dagegen der Boden aus Kalk, der durchgehends hier viel Thon enthält, so wird derselbe durch das Brennen ziegelartig hart und läßt sich nicht zu Pulver zerklopfen und über den Boden streuen. Dies sind die oben erwähnten 300,000 Morgen ganz öden Landes,

die höchstens zur Schaf- und Bienenzucht benutzt werden können.

Der Hafer nebst Schaf- und Bienenzucht sind unter diesen Verhältnissen die einzigen Erwerbsquellen, durch welche die Bewohner der hohen Eifel in den Stand gesetzt werden, sich die nöthigsten Handelswaaren zu verschaffen und ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Aber selbst der Absatz des Hafers und der Wolle ist bei den geringen Verkehrsmitteln und schlechten Gemeindewegen sehr gehemmt und die im Ganzen sehr arme und sehr dünn vertheilte Bevölkerung ist auch nicht im Stande, diesem Uebel abzuhelfen.

In den niedrigern Gegenden und auf den Thalgehängen des Rheinufergebirges findet man schöne Waldungen von Eichen und Buchen, besonders ist dies da der Fall, wo der bunte Sandstein an Ausdehnung gewinnt; auf ihm liegt z. B. der bedeutende Killwald. Auch der Luxenburger Leiassandstein ist vorzüglich mit Laubhölzern bedeckt, dem Grünenwalde bei Luxemburg, den Wäldern bei Echternach u. s. w., während der Leiaskalk und Muschelkalk einen fruchtbaren Weizenboden liefern. Die Höhen des Sandsteingebirges sind nämlich in den meisten Fällen zu trocken, und nur in tiefern Lagen, wo der Sandboden hinlänglich mit Thonerde gemengt ist, und auch während des Sommers Feuchtigkeit genug behält, ist er dem Ackerbau günstig. Dagegen finden die tiefergehenden Wurzeln der Eichen und Buchen auch noch auf den Höhen des Sandsteingebirges hinlängliche Nahrung.

An dem nordöstlichen Abhange der Eifel treffen wir das Gebiet des Laacher Sees. Derselbe senkt sich südlich nach dem Thalkessel von Neuwied und Coblenz ein und gehört durch diese Lage theilweise zu den milden weinbauenden Rheingegenden. Noch häufiger und zusammenhängender als in der Eifel ist hier der Grauwackenboden von vulcanischem Geröll und Tuffschichten überdeckt, zu denen sich auch noch Bimssteinschichten, Löß, Sand und Geschiebeablagerungen eines Landsees gesellen, der wahrscheinlich ehemals einen Theil dieser Gegend, das Coblenzer Becken, bedeckt hat, und dessen Abfluß wohl erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit erfolgt ist. Die basaltischen Vorkommnisse dieser Gegend entsprechen ganz denen der Eifel; dazu kommen aber noch, sich immer mehr dem Siebengebirge anschließend, trachytische und phonolitische. — Der Laachersee bildet den Mittelpunkt dieses ganzen Gebietes, eine kraterförmige Einsenkung von vulcanischen Bergen und Lavaströmen umgeben, die meistens mit prächtigem Laubwald bestanden sind, dessen saftiges Grün sich in dem tiefen klaren Blau des Sees spiegelt. In einer Buchtung dieses ehemaligen Kraters, nahe am See, lag vordem eine reizende Abtei, und kaum läßt sich ein passenderer Ort für ein beschauliches Leben finden, als dieser. Später wurde dieselbe in ein Oekonomiegut mit einem reizend gelegenen Wirthshaus (zum Laacher Hecht) verwandelt; vor einiger Zeit aber soll ein großer Theil der ehemaligen Abtei abgebrannt sein.

Von hier aus erstrecken sich besonders zwei technisch wichtige vulcanische Gesteinsbildungen stromartig in die benachbarten Thäler hinab. Die Mühlsteinlava von Niedermendig und der Traß des Brohlthals.

Auf dem Wege von Laach nach Niedermendig findet man nämlich unter einer vierzig Fuß mächtigen Schicht von Tuff, Bimsstein und Lehm eine sehr mächtige Schicht von verschlacktem Basalt, der bergmännisch gewonnen wird. Zwar ist die obere Schicht noch sehr zerklüftet und daher nur zu Bausteinen brauchbar, aber desto größere und compactere Massen mit Einschlüssen von Hauyn und Olivin liefert die untere Schicht, aus der die berühmten Niedermendiger Mühlsteine gewonnen werden.

Ein zweiter Strom, bestehend aus vulcanischem Schlamm, hat sich nach Brohl zu gewälzt und bildet hier die Traßmassen. Dieser Schlamm muß sehr heiß seine jetzige Stelle erreicht haben, da sich in demselben Massen verkohlten Holzes finden. Man gewinnt ihn in Tagebrüchen, pocht ihn dicht dabei auf Traßmühlen zu Pulver, worauf er auf den Rhein verladen und besonders nach Holland zu den Wasserbauten versendet wird.

Zu den ferneren geologisch merkwürdigen und nutzbaren Eigenthümlichkeiten dieser Gegend gehören die vielen und reichen Kohlensäurequellen, die theils gasförmig, theils an Wasser gebunden als Säuerlinge zu Tage treten: ich nenne hier nur eine der bedeutendsten, deren Wasser auch versendet wird, nämlich den Sauerbrunnen

von Tönnisstein, der Kohlensäure, gebunden an Magnesia, Kalk, Eisenoxydul und Natron, schwefelsaures Natron und Kieselsäure enthält.

Für den Mineralogen ist diese Gegend eine reiche Fundgrube zum Theil seltener Mineralien, besonders wichtig außer den schon genannten: Hauyn, Olivin 2c. sind die vulcanischen Bomben und Auswürflinge in der unmittelbaren Nähe des Laachersees und der Leucit am Rietberge daselbst. Wenden wir uns von hier aus nordwestlich, so erreichen wir das reizende Thal der Ahr, welches ungemein schroff und mit den wunderbarsten Windungen in das Grauwackenplateau eingeschnitten ist.

Geologisch interessant ist hier die Lochmühle hinter Altenahr, wo ein vereinzelter Basaltgang die Grauwacke durchbricht und jetzt bloßgelegt ist, so daß man die Veränderungen sehen kann, welche die heißflüssigen Basaltmassen in der angrenzenden Grauwacke hervorgebracht haben, indem sie dieselbe ziegelartig brannten. Interessanter mag es vielleicht aber den Meisten sein, mit welcher Mühe auf dem linken Ufer der Ahr jetzt auf den nach Süden gerichteten Abhängen der Weinbau getrieben wird. Man hat nämlich die steilen Gehänge der grauen Schiefergesteine in unzählige kleine Terrassen verwandelt, und wo nur irgend der schroffe Fels einen kleinen Vorsprung bot, da hat man etwas Erde zusammengetragen, um einige Reben anzupflanzen. So ist es möglich geworden, diese Thalgehänge trotz ihrer Steilheit fast bis zum Gipfel mit Reben zu bepflanzen, denen wir den edlen Ahrwein, wie den rothen Ahrbleicher, den feurigen Walporzheimer 2c. verdanken. Die Nordabhänge und die Kämme der Gebirge sind mit romantisch gelegenen Ruinen geschmückt, wie die Saphenburg, die Burg Ahre 2c., und ich kann daher auch denjenigen, die nicht aus geognostischen Interessen die sterilen Gegenden der Eifel durchsteigen mögen, Ahrthal und Laachersee als solche Gegenden empfehlen, wo sie neben prächtiger Scenerie und manchen interessanten Naturerscheinungen auch das Nöthige zur Stärkung des von der Reise ermüdeten Leibes und zur Ermunterung der reiselustigen Seele finden.

Literarisches.

Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie, von Dr. J. H. Mädler, wirkl. Staatsrath u. s. w. Nebst einem Atlas. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Heymann.

Die Vorzüge, welche alle Schriften Mädler's auszeichnen: wissenschaftliche Gediegenheit in edelster populärer Darstellung, sind auch dem vorliegenden Werke in hohem Grade eigen; sie haben demselben eine überaus weite Verbreitung verschafft, und die fünfte Auflage nothwendig erscheinen lassen.

Die Betrachtung geht vom Nächsten, d. h. von der Erde aus, durchmustert das Sonnensystem mit allen seinen Planeten, Trabanten und Kometen, und geht dann zum Fixsternhimmel über, mit seinen unzähligen Sternen, Doppelsternen, Nebelflecken und Sternhaufen. In besonderen Abschnitten aber werden erläutert: Die Gesetze der Bewegung in ihrer astronomischen Anwendung, die astronomische Chronologie und die Geschichte der Astronomie. Ein Anhang handelt insbesondere von der totalen Sonnenfinsterniß im Jahre 1860.

Man wird hier auf's Klarste orientirt, zunächst in unserem Sonnensystem, lernt alle Körper desselben, ihre Bahnen, ihr Volumen u. s. w. nach den sichersten Berechnungen kennen und wird gelegentlich erinnert, daß wir uns in den Vorstellungen, die sich Jeder so gern von fremden Himmelskörpern macht, nicht allzu grob täuschen sollen, da es immerhin Anhaltspunkte gibt, um, wenn nicht die Wahrheit zu erkennen, doch den Irrthum zu vermeiden. Ein solcher Anhaltspunkt ist die genaue Kenntniß der Schwere jedes Planeten und der Sonne. Diese Schwere ist so verschieden, daß man daraus mit Gewißheit auch auf eine ganz andere Beschaffenheit der etwaigen Bewohner des betreffenden Himmelskörpers schließen kann. Namentlich über unsere Weltinsel gibt der Verfasser erstaunliche Ergebnisse der Forschung und knüpft überraschend überzeugende Folgerungen daran.

Mädler hat in der That ein ganz besonderes Verdienst um die größere Verbreitung astronomischer Kenntnisse, weil er es meisterhaft versteht, diese erhabenste aller Wissenschaften eben so geistvoll wie verständlich und anziehend vorzutragen. Das Buch ist gut ausgestattet und durch die Beigabe eines trefflichen Atlas bereichert.



Ueber einige Männer des dreißigjährigen Krieges.

Von

Onno Klopp.

Tilly ou la guerre de trente ans, par le Comte de Villermont. Paris et Tournai. Deutsch bei Fr. Hurter in Schaffhausen.

Es ist noch nicht gar lange her, daß in Deutschland der Name Tilly's nur mit Schauder und Entsetzen genannt wurde. So steht die Sache heute nicht mehr. In dem Laufe der letzten Jahre ist manche Specialuntersuchung aufgetaucht, die manchmal nur gelegentlich und nebenher, manchmal auch mit starkem Nachdrucke es hervorhebt, daß grade in dem Orte, grade in der Provinz, um die es sich handelt, der übliche Vorwurf einer ausgesuchten Grausamkeit dem General Tilly nicht zur Last falle. Der General Graf von der Decken, als ein ehrlicher Soldat, sprach dies für Hannover aus. Er fand, daß Tilly dort in den Gegenden zwischen der Elbe und Weser, wo er lange verweilt, das Lob eines wohlgesinnten, freundlichen, mäßigen, uneigennützigen Mannes davongetragen. Man weiß, was namentlich die letztere Anerkennung in jenem schauerlichen Kriege sagen will. Später bewies der reformirte Pastor Keller im Nassauischen dieselbe Eigenschaft an dem alten Feldherrn. Ein Graf von Nassau-Dietz will ihn um Verschonung von Einquartierung bitten, und hält es nach der Denkungsweise der Zeit für angemessen, dieser Bitte Gewicht zu geben durch eine schwere goldene Kette. Seine Räthe, die den alten Johann, wie die Soldaten ihn nannten, besser kennen mochten, warnen und mahnen, es nicht zu thun, weil eine solche Art von Ueberredungskraft bei Tilly die entgegengesetzte Folge haben möchte. Diese Eigenschaft bei Tilly mußte damals ziemlich bekannt sein. Der Verfasser dieser Zeilen hat im Septemberheft 1859 dieser Zeitschrift ein ähnliches Beispiel dieser Art beigebracht. Die Stadt Hannover will dem Feldherrn persönlich gern eine besondere Gabe darbringen. Aber was? Sie bietet ihm eine Sendung von Aepfeln an, und Tilly ist damit wohl zufrieden.

Wie man hier und da in einzelnen deutschen Ländern nachwies, daß der übliche Vorwurf gegen Tilly grade dort nicht zutreffe: so versuchten nacheinander mehrere Schriftsteller, Tilly von dem Makel zu reinigen, den der Brand von Magdeburg auf ihn geworfen. Der erste Vertheidiger dieser Art war der Consistorialrath Karl Adolf Menzel in Breslau. Obwohl er mit den Quellen nur ungenügend bekannt war: so wurde doch durch seine Darlegung die alte Ansicht tief erschüttert. Es folgten Andere, die lebhafter und eindringlicher die Tradition angriffen. Bereits vor hundert Jahren war der Magdeburger Pastor Calvisius aus seiner ebenfalls noch mangelhaften Kenntniß der Quellen zu der Ansicht gekommen, daß die Zerstörung Magdeburgs ursprünglich nicht Tilly's eigentlicher Plan gewesen sein könne, daß es aber durch die Umstände der Erstürmung dahin gerathen sei. Dieselbe Ansicht im Wesentlichen ist neuerdings von dem Magdeburger Schriftsteller Hoffmann festgehalten, der im vollen Besitze aller erhaltenen Quellen ist.

Allein bei allen Darlegungen im Einzelnen fehlte doch eins und zwar die Hauptsache: eine zusammenfassende Entwicklung des Lebens dieses für Deutschland so hochwichtigen und merkwürdigen Mannes. Dies ist der Zweck des uns vorliegenden Buches von dem belgischen Grafen Villermont.

Dasselbe beruht der Hauptsache nach auf Studien im Archive zu Brüssel, und zwar tritt

es schon durch seinen Titel nachdrücklich auf als das, was es sein will: Tilly oder der dreißigjährige Krieg bis 1632. Das heißt: Tilly ist für die erste Hälfte des dreißigjährigen Krieges eine der wesentlichsten Personen, wenn nicht die wesentlichste. Der Schriftsteller beabsichtigt, uns ein historisches Bild des Krieges zu liefern, in welchem Tilly als der Mittelpunkt erscheint, um den die andern Personen sich gruppiren, an dessen Maß die andern Personen sich messen, den sie aber nicht erreichen.

Es drängt sich die Frage auf, ob man mit einiger Aussicht auf Anerkennung für Tilly diese Bedeutung in Anspruch nehmen könne. Wir reden nämlich zunächst nur vom Strategischen und Politischen. Skizziren wir kurz den Krieg. Er beginnt mit dem böhmischen Aufstande. Tilly ist in der Schlacht am Weißen Berge nicht anerkannter Oberfeldherr: der Herzog Maximilian von Baiern, sein Kriegsherr, und der kaiserliche General Bucquoi sind anwesend. Allein Tilly fordert die Schlacht. Er macht den Plan. Seine persönliche Führung entscheidet den Sieg innerhalb einer Stunde. Das folgende Jahr 1621 sieht ihn als selbständigen Feldherrn gegen Mansfeld. Der Kaiser hat kein Heer aufzustellen: er gibt dem Feldherrn der Liga auch seine Vollmacht und zwar die Vollmacht zu handeln nach Discretion. Es werden diplomatische Unterhandlungen geführt; allein sie fallen nicht in's Gewicht. Der ganze Krieg heftet sich an die Fersen von Mansfeld, dessen Schritte niemals zu berechnen sind. Tilly ist sein Gegner und Ueberwinder. Mansfeld flieht aus der Oberpfalz in die Unterpfalz. Tilly folgt ihm. Das Jahr 1622 bringt für Tilly eine Kette von Siegen. Er schlägt den Markgrafen von Baden, er schlägt Christian von Braunschweig. Er treibt und drängt Mansfeld und Christian, bis sie den Reichsboden verlassen. Von den Holländern unterstützt, brechen sie abermals von Westen her in das Reich. Wiederum ist Tilly da. Er schlägt Christian bei Stadtlohn bis zur Vernichtung. Er zwingt Mansfeld abermals, den Reichsboden zu verlassen. Tilly's Schwert verbürgt den innern Frieden des deutschen Reiches. Aber den andern Mächten im Westen und Norden ist mit solchem innern Frieden des Reiches wenig gedient. Holland, England, Frankreich, zwei calvinische Mächte und eine katholische, geben dem lutherischen Könige von Dänemark das nöthige Geld, damit er in Deutschland einen neuen Krieg errege, abermals unter der Fahne der Religion. Es geschieht, und sofort eilen auch Mansfeld und Christian wieder herbei. In dieser Gefahr und Bedrängniß, wo auch der Landgraf von Hessen-Cassel offenbare Neigung zeigt, mit jenen sich zu verbinden, bittet Tilly den Kaiser um Verstärkung. Wen soll der Kaiser senden? Er hat kein Heer, er hat keinen Feldherrn. Da erbietet sich Wallenstein, ein Heer zu werben und mit demselben hinzuziehen. Es geschieht, und fortan tritt Wallenstein neben Tilly auf. Der Rangstreit zwischen ihnen endet damit, daß beide unabhängig voneinander handeln. Wallenstein liegt in den guten Quartieren der Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, die Last des Krieges ruht auf Tilly und seinen Veteranen. Nur als Mansfeld vom äußersten linken Flügel der dänischen Macht aus südwärts vorbricht, um den Krieg in die kaiserlichen Erblande zu tragen, sieht Wallenstein sich genöthigt, ihm an der Dessauer Brücke entgegenzutreten und die Haufen zu zerstreuen. Es ist die einzige bedeutende Kriegsthat während seines ersten Generalates, und zwar eine solche, deren mangelhafte Benutzung seinen eigentlichen Kriegsruhm bei den Zeitgenossen nicht steigert. Tilly dagegen erringt nach einer Reihe kleiner Vortheile über den Dänenkönig den wichtigen, den gradezu entscheidenden Sieg bei Lutter am Barenberge, welcher die dänische Macht wesentlich bricht. Er dringt vor, Christian weicht. Wallenstein verfolgt unterdessen Mansfeld bis in Ungarn. Dann kehrt er zurück. Tilly hat den Weg in die cimbrische Halbinsel gebahnt, die beide vereint betreten. Aber vor Pinneberg wird Tilly verwundet. Er und sein ermattetes Heer bedürfen der Ruhe, und Wallenstein sammelt die Früchte ein, die Tilly geschnitten. Von da an drängt er Tilly in den Hintergrund. Tilly liegt westwärts der Elbe. Wallenstein entwickelt seine verderbenvolle Thätigkeit ostwärts derselben. Er belagert Stralsund. Es mißlingt, und er selbst baut durch das Mißlingen dem Schwedenkönige, den er abhalten will, die Brücke zum Einzuge auf deutschen Boden. Wallenstein nimmt sich eine andere Stadt zum Ziele. Er wirft sich auf Magdeburg. Abermals muß er abziehen. Tilly hat keine Stadt, die er einmal ernstlich angriff, unerobert gelassen. Dann kommt der Schwedenkönig. Die Dinge verwirren sich mehr und mehr. Die Fürsten des Reiches fordern von dem Kaiser die Entlassung Wallenstein's; denn wie auch sonst ihre Interessen auseinander gehen, im Hasse gegen diesen Mann, in der Furcht vor seiner Gewalt und seiner Habgier sind sie Alle eines Sinnes. Der Kaiser beruft Tilly, den Feldherrn der Liga, zugleich als seinen, und in dieser lähmenden Doppelstellung führt der alte Mann den Kampf gegen den Schwedenkönig bis zum letzten Athemzuge. Erst nach Tilly's Tode tritt Wallenstein im zweiten Generalate als die Hauptperson hervor. Die Zeit ist kurz. Sie dauert nur zwei Jahre und nur das erste derselben ist inhaltsreich.

Dessenungeachtet hat sich bislang die deutsche

Wissenschaft sowohl des Forschens als des Schreibens der Geschichte mit einer besondern Vorliebe dem Wallenstein zugewendet, bald anklagend, bald vertheidigend. Der Gründe dafür sind mancherlei und sehr verschiedene. Einer der hauptsächlichsten ist der Bann — denn so dürfen wir es ausdrücken — der auf dem Namen Tilly's lag. Es schien fast verlorene Mühe, sich mit einem Manne zu beschäftigen, bei dem nach der üblichen Tradition nichts zu erwarten war als Blut und Schrecken. Gibt es ja doch auch jetzt noch manche nicht zelnen, sehr wichtigen Dingen daran noch kranken bis auf den heutigen Tag. Es handelt sich um die Berechtigung von Sympathien und Antipathien, die sich noch heute täglich aussprechen, über wesentliche und wirksame Neigungen und Abneigungen unter uns Deutschen, in denen unsere Jugend erwächst und heranreift. Die Geschichte hat nicht bloß Werth als Wissenschaft, sondern sie will lehren, bilden, erziehen und sie will praktisch eingreifen in das Menschenleben, und zwar als Wahrheit und nur als Wahrheit, oder vielmehr,



Maximilian von Baiern.

ungebildete Männer, die jeden Zweifel an der Grausamkeit Tilly's, an seiner Blutgier, an allem Möglichen, was einem rohen Krieger zugemuthet werden kann, so fest und entschieden zurückweisen, wie ein Mathematiker den Zweifel an der Richtigkeit des Einmaleins verwirft.

Und dennoch ist dieser Zweifel und die daraus hervorgehende Forschung unvermeidlich und nothwendig. Es handelt sich nicht bloß um die eine Frage, ob die bisherige geschichtliche Anschauung einem, wenn auch allerdings sehr hervorragenden, doch immer nur einzelnen Manne hat Gerechtigkeit widerfahren lassen oder nicht. Es handelt sich um mehr. An die eine Persönlichkeit knüpft sich unmittelbar und mittelbar gar viel, und mehr vielleicht, als man auf den ersten Blick ahnt. Es handelt sich um die ganze Natur und den Charakter der Kette von schauerlichen Ereignissen, die wir den dreißigjährigen Krieg nennen, um die Ereignisse, die so entsetzlich zerrüttend und zerstörend auf unser deutsches Nationalleben eingewirkt haben, daß wir nicht bloß im Allgemeinen jene Schläge nie wieder überwunden haben, sondern auch in vielen ein- um es menschlich, nach dem Maße menschlicher Kräfte auszudrücken, als das Streben nach Wahrheit.

Darum ist die Pflicht neuer Untersuchung überall da geboten, wo ein begründeter Zweifel erhoben wird gegen Dinge, die wir so fest zu glauben meinten, daß sie ein Stück unseres Daseins zu sein schienen. Die Pflicht kann nicht erspart werden. So steht auch in diesem Falle die Sache. Sie steht so, daß mit vollem Rechte jetzt schon an jeden Mann der eigentlichen Wissenschaft die Forderung gestellt werden darf, über Tilly keine andere Nachricht für wahr zu halten, als die auf sichern ursprünglichen Zeugnissen ruht. Die Lebensgeschichte Tilly's kann wesentlich und hauptsächlich nur aus unmittelbaren Quellen geschöpft werden. Wir rechnen z. B. schon das Theatrum Europäum nicht mehr dahin. Denn schon dieses Werk im Jahre 1635, drei Jahre nach seinem Tode, ist getrübt zum Nachtheile Tilly's,*) und diese erste Trübung hat wesentlich und mächtig zu der fernern beigetragen.

*) Man vergleiche Forschungen zur deutschen Geschichte, Band I. Heft 1 Seite 128 ff.

Es liegt hier unmittelbar die Frage nahe: welchen Grund konnte ein Frankfurter Gelehrter haben, die Geschichte Tilly's zu entstellen? Der Grund liegt nicht fern. Vor der Schlacht bei Nördlingen gipfelte in Deutschland die schwedische Macht. Damals schrieb Abelin das Buch. Dasselbe erschien erst nach der Schlacht bei Nördlingen; aber auch damals noch war Frankfurt in schwedischen Händen, standen die Schweden mächtig in Deutschland da. Das Buch Abelin's ist der schwedischen Auffassung angepaßt.



Christian IV. von Dänemark.

Und abermals erwächst uns dann eine neue Frage. Angenommen auch, dies sei so, wird man uns entgegnen: welchen Grund hatten die Schweden, grade das Gedächtniß Tilly's in solcher Weise zu verdunkeln und verdunkeln zu lassen? Warum, wenn Tilly ein Ehrenmann war, brachten sie nicht dem Ueberwundenen, der ihnen nicht mehr schaden konnte, die Anerkennung dar, welche der Feind auch dem Feinde schuldig ist? Warum haßten sie Wallenstein minder als Tilly?

Und hier allerdings berühren wir den Nerv der Sache. Früher oder später muß derselbe bloßgelegt werden, und wir zweifeln nicht, daß es einer Untersuchung, wenn sie kein anderes Ziel hat als die Wahrheit, einmal gelingen werde. Wir begnügen uns, hier eine Thatsache hinzustellen, die dafür von Wichtigkeit sein muß. Der erste Geschichtschreiber, der ein lebhaft tadelndes Wort über Tilly ausspricht, ist der calvinische Genfer Professor Spanheim.*) Derselbe schrieb im Jahre 1632 im Auftrage des Schwedenkönigs Gustav Adolf und nach schwedischem Materiale den Soldat suédois in französischer Sprache. Die hauptsächliche Tendenz dieses für Frankreich, nicht für Deutschland berechneten Buches ist der Nachweis, daß der Krieg Gustav Adolf's nicht ein Religionskrieg, sondern ein politischer Krieg gegen das Haus Oesterreich sei. Bis dahin enthält keine deutsche Flugschrift den Vorwurf einer besondern Grausamkeit gegen Tilly, auch diejenigen nicht, welche Magdeburg betreffen. Ich nehme selbst die eifrigste und heftigste von allen, die Magdeburgische Weltfackel, die ebenfalls 1632 erschien, davon nicht aus. Sie erwähnt nur kurz, daß das Wüthen der Soldaten bei der Einnahme der Stadt dem Generale selbst nicht gefallen habe. Erst der Professor Spanheim in Genf zeichnet 1632 das Bild Tilly's, wie es seitdem in der Anschauung der Menschen Gestalt gewonnen hat. Doch ist Spanheim noch vorsichtig. Er setzt ausdrücklich hinzu:*) wenn es wahr ist, was man so beharrlich berichtet. Auf seine weitere Charakteristik Tilly's hat diese seine Darstellung von Magdeburg noch keinen Einfluß. „In Wahrheit," sagt er, „war außer einigen solchen Flecken der Ruf Tilly's makellos. Sein Muth, seine Tüchtigkeit, seine Erfahrung, das Vertrauen, dessen er sich unter den Kriegsleuten erfreute, sein Lebenswandel, die ausgezeichneten Dienste, die er seiner Partei erwiesen, konnten für ihn mit gutem Rechte den Namen eines der größten Heerführer seines Jahrhunderts in Anspruch nehmen."

*) Cf. Bayle sub voce Spanheim.

*) Soldat suédois, I, 482.

Es ist merkwürdig, daß ein Mann, der bei dem entschiedenen, eifrigen Gegner seines Thuns, bei dem Urheber des bösen Namens für ihn, dennoch eine solche Beurtheilung findet, daß ein solcher Mann durch zwei Jahrhunderte dem Wesen nach unbekannt in den Winkel geschoben werden konnte. Es ist ferner nicht ein Ruhm für die geschichtliche deutsche Wissenschaft, daß sie, die mit so eifriger Gewissenhaftigkeit jedem Buchstaben nachspürt, in welchem griechisches und römisches Leben für uns wiedererscheint, nicht einmal bislang das Leben eines Mannes einer genauen kritischen Untersuchung unterzogen, dessen Wirksamkeit, wie auch immer sonst das Urtheil über ihn ausfalle, doch nach der Anerkennung aller Parteien von weittragender Einwirkung auf die Schicksale unserer Vorfahren war und mithin mittelbar auch unserer eigenen ist bis auf den heutigen Tag.

Dabei verkennen wir nicht, daß für den Grafen Villermont zwei andere Beweggründe mächtig eingewirkt haben mögen, grade ihn zu dieser Arbeit zu bestimmen. Er hat mit Tilly die engere Heimath gemein. Es ist der seit einer Reihe von Jahrhunderten blutgetränkte Boden südostwärts von Brüssel, wo jede Kirchthurmspitze die Erinnerungen der Völker Westeuropa's wachruft. Und ferner ist dem Schriftsteller mit seinem Helden gemein das Band der treuen Anhänglichkeit an ihre Kirche.

Die Auffassung und Darstellung Villermont's trägt das katholische Gepräge. Wir sagen dies weder zum Tadel noch zum Lobe, sondern lediglich, um den Standpunkt des Verfassers zu bezeichnen. Dagegen ist es mit Nachdruck hervorzuheben, daß Villermont abermals den urkundlichen Beweis führt, wie Tilly bei allem persönlichen Eifer für seine Religion, bei aller Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der Vorschriften derselben, niemals das gethan, was man einen Glaubenskrieg führen nennt. Er weist nach, daß Tilly zu Heidelberg über die calvinischen Geistlichen seine schützende Hand gebreitet, selbst auf die Gefahr hin, von München aus deshalb desavouirt zu werden. Also blieb es nicht aus. Tilly hatte die calvinischen Geistlichen in Heidelberg dulden wollen. Sie mußten auf Befehl des Civilcommissarius, der sonst dem Feldherrn untergeordnet war, die Stadt verlassen.

Hier indessen liegt die Gefahr einer Verkennung der Handlungsweise Maximilian's nahe. Es handelt sich in solchen Fällen weniger um eine Gewaltmaßregel gegen Andersdenkende, als um die Behauptung landesherrlicher Rechte, für welche jene Gewalt nur das Mittel war. Wenn nämlich Maximilian die calvinischen Geistlichen zu Heidelberg allein um ihres Glaubens willen vertrieben hätte: so würde er oder Tilly in seinem Namen überall anderswo eben so gehandelt haben. Dies ist nicht geschehen. Tilly hat gleich nachher Jahre lang in Hessen gestanden. Auch Moritz war dort reformirt und hatte sein Land zur Annahme desselben Bekenntnisses genöthigt. So eifrig der hessische Geschichtschreiber Rommel für den Landgrafen redet: so bringt er auf Tilly keine Anklage irgend welcher Art wegen Glaubensdruckes, es wäre denn, daß man die Nöthigung, vom Besitze der Abtei Hersfeld abzustehen, hierherziehen wolle. Moritz allerdings befürchtet Religionsdruck, aber einen von seltsamer Art. Nachdem Tilly drei Jahre im Lande gestanden, vertraut Moritz seinen Räthen in der Stille an: er wisse wohl, was Tilly beabsichtige. Tilly wolle das Land wieder lutherisch machen. Es dürfte, wie es scheint, keinen kräftigern, keinen zwingendern Beweis für unsere Behauptung geben, daß Tilly auch nicht den allerleisesten Eingriff in das kirchliche Wesen von Hessen verübt. Warum? Es fehlte ihm und seinem Kriegsherrn dazu alle und jede Berechtigung. In gleicher Weise handelt Tilly in Niedersachsen. Als der Dänenkönig dort, wie üblich, das Geschrei des Religionskrieges erhebt, erklärt Tilly auf dem Friedenstage zu Braunschweig mit vollem Nachdrucke: er fordere alle und jeden Geistlichen in Niedersachsen und dem ganzen Reiche auf. Sie möchten sich erheben und darthun, daß irgend einem unter ihnen jemals von ihm auch nur das geringste Unrecht und die geringste Gewalt widerfahren sei. Er ist überzeugt, daß sie vielmehr seines Schutzes in aller und jeder Beziehung sich zu erfreuen gehabt haben. Der Dänenkönig hat auf diese Forderung nichts geantwortet, und in der That beweist jeder Erlaß, jede Proclamation Tilly's in Niedersachsen, daß er sich den Schutz der Geistlichen besonders habe angelegen sein lassen. Der Grund liegt nahe. Er wollte keinen Religionskrieg. Es war sein Bestreben, dieser Behauptung jeden Grund und Boden zu entziehen.

In diesem Sinne muß auch der Kurfürst Maximilian, muß auch der Kaiser Ferdinand beurtheilt werden. Von dem Beginne der Reformation an galt der Satz, daß der Landesherr über das Bekenntniß seiner Unterthanen entscheide. Dies hatte da, wo die Unterthanen im Vereine mit den Fürsten zur Reformation übertraten, gar keine praktische Schwierigkeit. Ja es empfahl sich sogar sehr. Denn sowohl Luther wie andere Reformatoren waren der Ansicht, daß zweierlei Religion nebeneinander in einem Lande nicht gut sei. Es ist nicht nöthig, Unduldsamkeit als Beweggrund dieser Ansicht vorauszusetzen: sie hatte in dem Zusammenleben der Menschen, namentlich so lange die Anrechte an geistliches Besitzthum nicht scharf geschieden waren, ihre tiefe Begründung. Wir sehen diesen Satz von der Macht und

Autorität der Obrigkeit in Dingen innerhalb des Protestantismus allgemein praktisch werden. Der Religionsfriede von Augsburg gab diesem Verfahren den staatsrechtlichen Ausdruck für das deutsche Reich in dem Satze des: cujus regio, ejus religio. Von diesem Tage an erschien das sogenannte Reformationsrecht als der Gipfel und die Blüthe der landesherrlichen Befugnisse. In Folge dessen sehen wir die Pfalz innerhalb zwanzig Jahren viermal ihr Bekenntniß ändern, weil jeder neue Landesherr seinen eigenen Glauben zum Landesglauben macht. Man mag diese gefährlichen Consequenzen beklagen und bedauern; aber man hat kein Recht, die Einzelnen anzuklagen, die Jeder für sich auf ihre Weise es mich bekenne. Er machte diese Worte zur That.

Allein weiter darüber hinaus ging er doch auch nicht. Indem er dem Kurfürsten von Sachsen als Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten die Lausitz überließ, fand Ferdinand es in der Ordnung, daß der Kurfürst von Sachsen dort als Landesherr das Lutherthum befestigte und den Katholicismus nicht duldete. Friedrich von der Pfalz hatte durch seine Rebellion, bis er sich zur Abbitte und Genugthuung bequemte, nach der Anschauung des Kaisers seine Länder verwirkt. Der Kaiser hatte über dieselben einstweilen dem Kurfürsten Maximilian von Baiern das Recht der Landeshoheit übertragen. Das Re-



Kaiser Ferdinand II.

ehrlich und redlich meinten und innerhalb der Grenzen ihrer Befugnisse zu handeln glaubten. Wenn ein Fehler da war: so fiel er nicht den Einzelnen zur Last, sondern dem Systeme, der Anschauung der Zeit, aus welcher das System entsprungen war.

Innerhalb des Katholicismus wurden einige Versuche gemacht, auch dorthin den Satz zu übertragen. Sie blieben vereinzelt und schwach, bis erst Ferdinand von Steiermark das System mit Nachdruck hinübernahm, nicht als Kaiser, sondern als Landesfürst. Das Reformationsrecht war ein Ausfluß der Landeshoheit: cujus regio, ejus religio. Ferdinand argumentirte so: kraft des Rechtes der Landeshoheit, aus welcher das Reformationsrecht fließt, duldet ein jeder protestantische Fürst innerhalb seines Landes nur die Religion, zu welcher er selbst sich bekennt. Kraft desselben Rechtes dulde ich in meinen Ländern fortan nur diejenige Religion, zu welcher ich selbst formationsrecht war ein Ausfluß der Landeshoheit. Mithin erschien es in der Ordnung, daß Maximilian von diesen Ländern dasselbe Religionsbekenntniß forderte, welchem er zugethan war. Es erschien so sehr in der Ordnung, daß keiner der protestantischen Fürsten eine Beschwerde darüber an den Kaiser brachte. Sie konnten Fürbitten, Verwendungen einlegen: das Princip durften sie nicht anfechten. Der Religionsfriede von Augsburg war ein Grundgesetz des Reiches. Er sicherte einem jeden Fürsten die Befugniß, innerhalb der Grenzen seines Gebietes das Bekenntniß der Unterthanen festzustellen nach der persönlichen Ueberzeugung des Fürsten. Das Rütteln an diesem Grundgesetze und zwar zu einer Zeit, wo der Kaiser mächtig in Waffen stand, konnte gefährliche Folgen nach sich ziehen.

Darum denn auch stehen die mächtigern deutschen Fürsten des Protestantismus bis zum Restitutionsedicte auf der Seite des Kaisers.

Wir sehen die Herzöge von Weimar eifrig gegen den Kaiser. Sie haben einen andern Grund als den der Religion. Die Nachkommen Johann Friedrich's haben es nicht verschmerzt, daß Karl V. ihrem Ahnherrn die Kurwürde genommen, um sie an Moritz zu geben. Wir sehen den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach sich gegen den Kaiser erheben. Auch dort sind zwei Linien, und der Durlacher glaubt sich von den Reichsgerichten übervortheilt gegen die katholische Linie des Eduard Fortunatus. Wir sehen Moritz von Hessen-Cassel in beständiger Conspiration mit Holland und Frankreich. Moritz hadert mit seinem Vetter von Darmstadt über die Erbfolge in Marburg, und der Kaiser, die Reichsgerichte, die eigene Ritterschaft des Moritz sind dem Darmstädter geneigt. Auch zwischen den beiden Hauptlinien des Welfenhauses ist Streit. Diejenige von Lüneburg-Celle ist kaiserlich gesinnt. Der Herzog von Wolfenbüttel schwankt; aber sein jüngerer Bruder, der wilde Herzog Christian, stürzt sich rastlos in den Krieg. Von einem Beweggrunde der Religion ist bei allen diesen nicht die Rede.

Erst das Restitutionsedict bringt eine Wendung. Zwar handelt es sich auch dabei nicht um die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, sondern um die Rückgabe von Kirchengütern. Dennoch konnte sich in Folge dessen, weniger bei den Unterthanen als bei den Fürsten, die Möglichkeit der Idee eines Religionskrieges erheben. Und hier nun ist es von großer Wichtigkeit, wie Villermont dies Edict auffaßt und darstellt. Man hat in Deutschland von protestantischer Seite immer viel Wesens daraus gemacht, dem Kaiser das formelle Recht zu diesem Edicte zu bestreiten. Ist das die Hauptsache? Villermont spricht dem Kaiser das formelle Recht zu. Aber dann fällt er sein schweres Urtheil: das Restitutionsedict ging hervor aus Ehrgeiz und Eigennutz, und war dem Geiste der Kirche entgegen. Er legt dies ausführlicher dar. Es will uns scheinen, daß die Bedeutung des Restitutionsedictes noch niemals vom katholischen Standpunkte aus so scharf verurtheilt sei, als hier in diesem Buche. Um so erfreulicher ist dann der weitere Nachweis, daß Tilly nach Maßgabe seiner Kraft und Stellung auf dem Collegialtage zu Regensburg Alles aufgewendet, um im Verein mit dem Kurfürsten Maximilian, wenn nicht eine Rücknahme des Edictes, die wegen der nöthigen



Kurfürst Johann Georg von Sachsen.

Schonung des kaiserlichen Ansehens nicht möglich war, doch eine Vertagung auf vierzig Jahre zu erwirken. Es gelang nicht, und Tilly ward ersehen, in den Riß zu treten für die Sünden Anderer, die er eifrigst widerrathen. Es war das Loos, das diesem Manne so oft widerfuhr. Der einundsiebzigjährige ruhebedürftige Greis brachte das Opfer dar, noch einmal die Führung zu übernehmen, und zwar diesmal gegen den gefährlichsten Feind, den er selbst als solchen längst erkannt. Er brachte das Opfer dar, mit dem Commando des ehemals Wallensteinischen Heeres das Erbtheil des Hasses zu übernehmen, welches dieser bei den Deutschen verschuldet. Denn man sehe das Meer von Klagen, welches die deutschen Fürsten und Stände 1630 zu Regensburg dem Kaiser über Wallenstein einbringen. Man suche dort und anderswo nach gleichen oder ähnlichen Beschwerden über Tilly. Sie sind nicht vorhanden.

Das Urtheil über Tilly wird wesentlich bedingt durch den Vergleich mit seinen Zeitgenossen und Gegnern, die in gleicher oder ähnlicher Stellung sich befanden. Da tritt zunächst hervor der immer unberechenbare Bastard Ernst von Mansfeld, den die Nachwelt zu einem Vorkämpfer der Gewissensfreiheit gestempelt hat. Mansfeld verfocht in der That eine Art von Gewissensfreiheit: man muß sie nur recht verstehen. Sein Vater war alt geworden im Dienste des Hauses Oesterreich, auch Mansfeld folgte zunächst dieser Spur. Dann betritt er eine andere Bahn. Der Ausbruch des böhmischen Aufstandes findet ihn in Diensten des Herzogs von Savoyen, dem nach einem bekannten Ausspruche die Geographie die Ehrlichkeit auch damals schon unmöglich machte. Von da an eröffnet sich für Mansfeld ein weites Feld; denn er ist für diplomatische Unterhandlung noch geschickter als für die Anführung von Söldnern. Mansfeld reist zwischen Friedrich von der Pfalz und dem Herzoge von Savoyen ab und zu. Sie können sich über die Königskrone von Böhmen nicht verständigen. Mansfeld tritt in die Dienste der Union der calvinischen Fürsten, und von da in diejenigen der böhmischen Stände. Er nimmt Pilsen ein. Und von da an nun beginnt sein Streben, dessen nächstes Ziel ist, unabhängiger Feldherr seiner Söldner zu sein. Er will sich nicht unterordnen. Er erhält von Prag aus Befehle; aber er führt sie nicht aus. Er verfährt auf eigene Hand. Als das kaiserliche Heer herannaht, hält Mansfeld sich fern. Bucquoi zieht an ihm vorüber. Mansfeld thut keinen Schuß. Dringende Befehle Anhalts rufen ihn zum Hauptheere. Mansfeld zieht es vor, sich für bessere Zeiten aufzusparen. Nur die Kopflosigkeit der Regierung Friedrich's, der gänzliche Mangel an allem Halt und aller Ordnung erklärt die Möglichkeit eines solchen Verhaltens. Friedrich flieht. Auf der Flucht erhält er wiederholte Schreiben Mansfeld's, daß er noch da sei, noch gerüstet im Felde stehe, bereit die Ansprüche des Königs zu verfechten. Friedrich gibt ihm Vollmacht und zwar die ausgedehnteste von der Welt: Mansfeld möge keine Folgen ansehen. Er hat sein nächstes Ziel erreicht. Er ist unumschränkter Feldherr, und das ist mehr als ein Reichsfürst zu sein, der auf allen Tritten und Wegen durch die Einwilligung von Ständen beschränkt und gebunden ist. Mansfeld hat ein Heer, aber ohne die kärglichen Beisteuern aus England und Holland kein Geld. Die Sache macht sich auch so, und Mansfeld ist in der That der Erfinder des schreckensvoll entsetzlichen Wortes: der Krieg muß den Krieg ernähren.



Friedrich V. von der Pfalz.

Wie das geschah und wie er das verstand, hat er selbst in seiner Apologie geschildert mit haarsträubenden Zügen. Er malt es aus, wie der Soldat verfahre, der keinen Sold erhalte. Sein Kriegsheer hatte kein Geld, er selbst hatte keins. Niemand gab freiwillig: was Anderes konnte daraus werden als die Wirklichkeit dessen, was er selbst beschreibt?

Tilly legt sich ihm gegenüber bei Waidhausen. Die Sache wird für Mansfeld bedrohlich. Aber sein rastlos gewandter Geist ist längst darauf bedacht gewesen, sich einen Ausweg zu sichern. Während er die Sache Friedrich's verficht, hat er sich in Brüssel der Infantin zur Unterhandlung erboten, wenn man ihm einen anständigen Preis für seine Person zahle. Die Infantin schickt auf Mansfeld's Bitte seinen Verwandten und frühern Wohlthäter, einen Herrn von Chalons. Tilly erhält Befehl zum Waffenstillstande. Man kommt einander näher. Der Vertrag ist zum Abschlusse reif. Mansfeld soll mit einer bedeutenden Summe für sich mit einem Theile seines Heeres in kaiserliche Dienste übertreten. Tilly wartet auf den Vollzug. Statt dessen bringen seine Wächter eines Morgens eine andere Nachricht. Die Wachtfeuer im Lager Mansfeld's freilich brennen noch; aber er ist fort mit seinem ganzen Heere. Tilly erhält von Maximilian Befehl zur schleunigen Verfolgung. Doch ihn einzuholen ist nicht mehr möglich. Mansfeld eilt den Neckar hinab an den Rhein und ruft abermals triumphirend aus, wie vorher in Böhmen: Dolus an virtus quis in hoste requirat? Wiederum schlägt am Rheine die Lohe des Krieges empor.



Ernst von Mansfeld.

Aber während Mansfeld dort den Krieg erneuert, hat er zugleich schon wieder Anderes im Sinne. Er schreibt noch im November 1621 an den Herrn von Raville in Brüssel, seinen Gönner aus den alten Zeiten, wo er noch in Diensten des Hauses Oesterreich gestanden. Mansfeld behauptet, daß seine Unterhandlungen mit Chalons deshalb nicht zum Ziele gekommen, weil der Herzog von Baiern ihm die versprochenen Artikel nicht gehalten, sondern ihn mit Gewalt aus der Oberpfalz getrieben. Deshalb sei er gezwungen in die Unterpfalz gekommen. Er wünsche nichts so sehr, als von dem Hause Oesterreich zu Gnaden wieder angenommen zu werden; doch wolle er sich ungern mit Chalons wieder einlassen. Raville möge zu ihm nach Hagenau kommen. Es war Alles darum zu thun, den gefürchteten Mann auf irgend eine Weise zur Ruhe zu bringen. Also gestattete die Infantin abermals eine Unterhandlung.*)

Schon am 9. Januar 1622 ist Raville auf der Reise zu Mansfeld beim Erzbischofe Lothar zu Trier. Ein katholischer Bundesstand nach dem andern willigt ein, daß die Summe, die früher bei dem baierischen Accord mit Mansfeld vereinbart sei, auf gemeinschaftliche Kosten ihm gezahlt werde. Auch die Infantin schließt sich an. Tilly tritt bei, und meint, Maximilian werde genehmigen. Also geschieht es in der That urkundlich durch eine Acte vom 19. Januar 1622. Der Zweck und das Ziel der Unterhandlung ist die Befreiung der katholischen und der andern gehorsamen Stände des Reiches von Mansfeld. Man legt urkundlich nieder, daß die neue Unterhandlung geschehe auf Mansfeld's eigene Veranlassung und Ansuchen. Man verhehlt sich in dieser Urkunde die Unzuverlässigkeit des Mannes nicht, mit dem man zu thun habe; dennoch ist so viel daran gelegen, daß die Sache keinen Verzug leiden will.

Nicht also war es Mansfeld's Ansicht. Seine Stellung im Anfange des Jahres 1622 im Vergleiche mit derjenigen des Herbstes 1621 steigerte seinen Preis. Davon läßt er nicht. Er verlangt am 4. Februar 1622 mündliche

*) Ich bemerke, daß der Verfasser von Mansfeld's Ritterthaten sehr wohl unterrichtet ist. Graf Villermont (Seite 153) geht hier nicht speciell auf diese Verhandlungen ein; jedoch kann ich aus eigenen Forschungen im Archive zu Brüssel die Belege bringen.

Zusammenkunft mit Raville. Auch das geschieht. Mansfeld hat früher verlangt, daß die Infantin ihn mit 6000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd in Dienst nehme. Diesmal verlangt er Aufnahme mit 10,000 zu Fuß und 2000 zu Pferde. Er fordert außer den bereits bewilligten Summen noch 80,000 Kronen, nämlich Land und Grundbesitz dafür. Er kleidet dies bestimmter in die Forderung: dieselbe Pension von Spanien, die sein Vater gehabt, erblichen Besitz der Vogtei Hagenau im Elsaß, und die Würde eines Reichsfürsten. Die erste dieser beiden Forderungen ward bewilligt, nicht die beiden andern.

So stand die Sache im April 1622. War es diesmal dem Mansfeld Ernst mit seinen Vorschlägen? Er schrieb gleichzeitig dem Markgrafen von Baden-Durlach: er thue dies bloß, um Zeit zu gewinnen und desto sicherer den Baiern einen Nasenstüber zu geben. Die Dinge schienen sich zu wenden. Von Norden her rückte Christian von Braunschweig heran. Der Markgraf von Baden erhob sich. Friedrich langte beim Heere Manfeld's an. Die Welt schien den Dreien offen zu stehen. Um glänzend seine Treue zu beweisen, führte Mansfeld den Fürsten mit Raville zusammen. „Ei," sprach Friedrich zu diesem: „Ihr wollt mir meinen getreuesten Diener abspenstig machen?" Raville eilte bestürzt davon.

Die Hoffnungen schwollen hoch, bis Tilly's Schwert eine nach der andern niederschlug. Und hier nun findet in der herkömmlichen Anschauung eine seltsame Verwirrung statt. Es ist die von Senkenberg aufgebrachte Vorstellung, daß Friedrich, dessen Klugheit mit seinem Edelmuthe nicht gleichen Schritt gehalten, auf dem Gipfel seiner Macht durch seinen schwachen Schwiegervater von England bewogen, den treulosen Lockungen des Hofes von Brüssel folgend freiwillig seine Heerführer entlassen habe. Die Sache liegt in der That anders. Nicht Friedrich entließ seine Heerführer, sondern sie entließen ihn. In dieser Entlassung erreicht das Söldnerthum seinen Gipfel.

Im Lager nämlich von Elsaß-Zabern im Juli 1622 traten Mansfeld und Christian vor Friedrich und fordern ihre Entlassung, weil die Sache unhaltbar sei. Friedrich fügt sich und stellt ihnen ihr Zeugniß aus, wie es Söldnern geziemt, und wie sie es der Lage der Dinge gemäß höchst wahrscheinlich selbst gefordert haben mögen. Der Kurfürst erklärt, daß beide Heerführer ihm bislang getreue Dienste geleistet. Da ihm aber alle Mittel abgeschnitten seien, das Heer ferner zu unterhalten, da mithin dasselbe, ohne sich völlig zu Grunde zu richten, in seiner Pflicht nicht verharren könne: so wolle er es ihnen nicht verdenken, daß sie solcher Pflicht entlassen zu sein begehrten. Demnach entlasse er sie, sei auch damit zufrieden, daß sie ihre Sache anderswo besser nachsuchen möchten, wo und welcher Gestalt sie es am besten finden würden.*)

Wir glauben nicht zu irren, indem wir das Actenstück und was nun in Folge dessen weiter geschah, für eine der wichtigsten Urkunden zur Beleuchtung des eigentlichen Charakters des schauervollen Krieges halten.

Am folgenden Tage schickte Mansfeld dies Zeugniß der Entlassung an den General Tilly. Mansfeld hatte demselben bereits Anerbietungen gemacht, auf welche Tilly, wie es scheint, nicht eingegangen ist. Mehrmals waren schon Trompeter ab- und zugegangen. Mansfeld stellt nun mit Berufung auf seine eben erhaltene Entlassung das Anerbieten, daß sowohl er als Christian von Braunschweig und das ganze Heer Willens und bereit seien, für die Zahlung des rückständigen Soldes in kaiserliche Dienste zu treten. Denn dem Kaiser zuerst und vor allen Andern seien sie zu dienen willig. Dies dem General zu eröffnen, sei der Zweck ihres Schreibens. Wenn aber der Kaiser ihre Dienste nicht wolle: so bitten sie ihn, die Reichsacht über sie aufzuheben und einen Generalpardon zu erlassen. In diesem Falle sind sie sämmtlich bereit, sofort aus den Grenzen des Reiches zu scheiden. Und eben dazu seien sie auch bereit, also erklärt Mansfeld, wenn nur Tilly persönlich ihnen verspreche, daß dieser Generalpardon des Kaisers erfolgen solle, und in diesem Falle würden sie auf Tilly's Zusage sofort gehen.

Tilly benimmt sich nach seiner Weise. Er wagt nicht, etwas zu versprechen, was nicht in seiner Macht steht. Er berichtet das Anerbieten der Söldnerführer an seinen Herzog. Maximilian erwiedert: man könne sich auf dies Erbieten nicht verlassen. Es sei nur ein Vorwand, um neue Schwierigkeiten zu erregen. Der Kaiser müsse entscheiden. Inzwischen litten die beiden mit ihrem Heere Noth und Bedrängniß. Nicht Tilly griff sie an, sondern der Hunger: sie mußten einen Ausweg suchen. Ostwärts war ihnen der Weg durch Tilly's Schwert versperrt. Sie zogen westwärts auf französischen Boden. Ein Hinderniß fanden sie nicht; denn einem starken Söldnerheere standen damals alle Länder offen.

Einen Kriegsherrn, der ihren Waffen irgend einen Schein des Rechtes verleiht, haben beide fortan nicht. Sie suchen einen solchen. Es sind Unterhandlungen im Gange mit dem Könige von Frankreich gegen die hugenottische Partei, mit dieser Partei gegen den König, mit der Infantin zu Brüssel gegen die Holländer, mit den Holländern gegen die Infantin.

*) Theatrum Europäum, Seite 734. Man vergleiche ferner Aretin: Baierns auswärtige Verhältnisse u. s. w., Seite 182.

Die Holländer thun das Meistgebot. Dazu ist es auf französischem Boden nicht mehr geheuer. Die Streitkräfte des Landes werden zusammengezogen, und ungeachtet der Verhandlungen ahnt Mansfeld Schlimmes. Die Gefahr zwingt ihn und Christian, die selten einig sind, sich diesmal zu vertragen und vereint ihr Heil zu suchen. Sie eilen in raschen Märschen nordwärts nach Holland und erzwingen sich mit schwerem Verluste bei Fleurus von Cordova den Paß. Eine kurze Zeit dienen sie den Holländern. Dann werden diese ihrer müde und entlassen sie. Abermals haben sie keinen Kriegsherrn. Doch das hindert sie nicht. Auch so brechen sie abermals ein auf dem Boden des deutschen Reiches.

Es klingt unglaublich, wenn wir berichten, daß nun dennoch Mansfeld wieder Mittel findet, mit dem Hofe zu Brüssel in Verbindung zu treten. Während die Holländer und Friedrich von der Pfalz ihn ermuthigen, sein Heer, mit welchem er in Ostfriesland steht, nicht zu entlassen, damit er bereit sei zur rechten Stunde, bietet er der Infantin an, ihr die Stadt Emden zu verschaffen, damit sie von da aus die Holländer bezwinge.*) Die Infantin dagegen verspricht ihm: mit dem Tage, wo er Emden in spanische Hände gebe, sei er Grande von Spanien und Ritter des goldenen Vließes. Er soll Graf Mansfeld sein mit 12,000 Thaler monatlich. Er selbst pflegte sich Prinz nennen zu lassen. Die Infantin bewilligt das schon im December 1622. Im Februar 1623 ward bestimmt, daß die Genehmigung des Königs von Spanien binnen drei Monaten eingeholt werden müsse. Schon wurden in Brüssel Entwürfe gemacht, wo und wie außer an der Ems auch am Jahdebusen ein Kriegshafen anzulegen sei. Die Eidesformel für Mansfeld lag bereits fertig vor. Alles war bereit.



Christian von Braunschweig.

War es diesmal dem Mansfeld Ernst damit? Er hatte gleichzeitig noch vieles Andere an der Hand. Seine Banden standen an der Grenze des Oldenburger Landes. Dort regierte der Graf Anton Günther, ein kluger, umsichtiger Herr. Er hielt mit dänischer Hilfe die Schaaren Mansfeld's sich ab; doch wünschte er im Anschauen des unsäglichen Jammers, welcher das Nachbarland verzehrte und verödete, der Gefahr für sich selbst lieber ein friedliches Ende zu machen. Deshalb bat er mit Vorwissen des Dänenkönigs im März 1623 bei dem Kaiser um Gnade für Mansfeld, und bewog auch den Kurfürsten Maximilian von Baiern, ein Gleiches zu thun. Ferdinand II. war bereit. Wenn Mansfeld selbst, erwiederte er, oder Jemand mit Vollmacht von ihm sich gebührend anmelde: so wolle der Kaiser sich also erklären, wie es die gemeine Ruhe, Wohlfahrt und Einigkeit, auch Abwendung größern Unheils erfordere. Aber was hatte Mansfeld, der länderlose Abenteurer, vom Frieden zu hoffen? Er hatte Vortheil nur vom Kriege.

In denselben Tagen des Frühlings 1623, wo Mansfeld in seinen Unterhandlungen mit dem Hofe von Brüssel zum Abschlusse gekommen zu sein schien, wo hinwiederum der Kaiser nach abermals ausgesprochener dritter Reichsacht dennoch zur Verzeihung erbötig war, in denselben Tagen, wo Mansfeld mit Vorwissen und Rath der Generalstaaten von Holland und Friedrich's von der Pfalz in Ostfriesland auf deutschem Reichsboden sich stärken sollte zu künftigen Thaten: in denselben Tagen unterzeichnete der seltsame Mann einen Dienst-

*) Archiv zu Brüssel.

vertrag mit Frankreich, Venedig und Savoyen. In denselben Tagen, wo der Dänenkönig den Kaiser für Mansfeld um Verzeihung bat, meldete Mansfeld diesem Dänenkönige: Frankreich, Savoyen, Venedig hätten ein Bündniß geschlossen zur Erhaltung der Freiheit der Fürsten und Stände von Deutschland. Das Mittel dazu sei Krieg gegen den Kaiser und Spanien. Mansfeld forderte den König Christian von Dänemark auf zum Beitritte zu diesem Bunde. Er nannte sich den General dieses Bundes. In denselben Tagen ferner forderte er die Stände von Ostfriesland auf, ihn zum erblichen Herrn anzunehmen und mit ihm in den Schutz des Königs von Frankreich zu treten.

Was denn eigentlich war die echte Farbe dieses Chamäleons? — Fast möchten wir zweifeln, ob er es im Grunde selber wußte. Sein Vortheil war seine Farbe; allein wo lag sein Vortheil? Die Holländer trauten ihm nicht mehr. Sie verstärkten ihre Besatzung in Emden und ließen Mansfeld sagen, daß sie seine Truppen unter den Kanonen der Stadt nicht dulden würden. Das Heer verging vor Hunger, Kälte und Pest. Tilly nahte heran. Es bedurfte nicht mehr seines Schwertes, diese Schaaren zu vernichten. Sie vernichteten sich selbst, und die Rache des Landmannes vollendete das Werk. Vierzehn Monate nach dem Einzuge Mansfeld's in ein blühend reiches Land waren seine Truppen geschmolzen auf ein kleines Drittheil, lebte von den Einwohnern, welche jene vorgefunden, noch der fünfte, stand von den Häusern noch der sechste Theil. Die Einwohner dieses Landes waren der Mehrheit nach calvinisch, und Mansfeld verfocht, wie es schien, die Sache des Calvinismus.



Gustav Adolf.

Mansfeld ging nach England und ward dort empfangen und geehrt wie ein Held und Befreier. Er ist das wahre Urbild des Söldnerthums, welches vorgibt, für die Religion zu streiten. Wir sehen ihn dann von England aus abermals unter dieser Fahne die Brandfackel der Verwüstung nach Deutschland tragen. Aber wir glauben, das hier Angeführte dürfe zu einem Bilde dieses Mannes genügen. Nur einen Zug noch fügen wir hinzu.

In Norddeutschland liegt auf der Grenze von Oldenburg und Ostfriesland ein kleiner Bezirk, das Saterland. Der Boden ist tief morastig, kaum im Sommer ist das Land zugänglich. Daher lebt das Völkchen abgeschieden für sich, mit eigenthümlichen Sitten, mit einer Sprache, so reich an alten Formen und Wörtern des sächsisch-friesischen Dialektes, daß die Nachbarn sie nur schwer verstehen. Das

Land ist oder war in der Regel den Kriegsheeren unzugänglich: man sagt, daß die Franzosen nicht gewagt haben, den zitternden, quellenden Boden zu überschreiten. Nur ein Baumeister bahnt sichere Wege auch dahin: der scharfe Winterfrost. Er war der Führer der Mansfelder in die friedlich stillen Hütten. Die Nachkommen haben treu die Erinnerung an ihn bewahrt. Noch heute ruft die Mutter des Saterlandes dem schreienden Kinde zu: „der Mansfelder will kommen," und das Geschrei erstickt auf der gelähmten Zunge.

Es ist nur einer, der nach Villermont's Ansicht sogar Mansfeld übertrifft. Es ist Christian, der Halberstädter. „Es gibt Menschen," sagt Villermont, „welche die Vorsehung erweckt wie öffentliche Geißeln, um die Nationen für ihre Verbrechen zu züchtigen. Keiner hat ein stärkeres Verdienst, unter diese Bilder des göttlichen Zornes eingereiht zu werden, als Christian von Braunschweig, der Halberstädter genannt, der Attila auf kleinem Fuße, dessen schauerliche Raubzüge das Elend der unglücklichen Deutschen auf den Gipfel brachten." Villermont's Zeichnung von Christian fällt dann gemäß den Grundstrichen aus, die schon vor zwei Jahrhunderten von Bougeant entworfen.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, ob nicht Villermont darin zu weit gegangen sei, ob nicht einige dieser Striche auf Rechnung seines Unmuthes als Katholiken gegen Christian zu schreiben seien. So könnte es scheinen nach der in Deutschland vielfach üblichen Tradition. Ja wir haben sogar Bücher in deutscher Sprache, welche Christian als die letzte Blume edler Ritterlichkeit benennen. Die Verfasser solcher Bücher werden allerdings über den Namen eines Attila auf kleinem Fuße ihrerseits etwas unmuthig sein. Sie werden sagen, daß Grausamkeiten, die sie ja nicht leugnen wollen, damals von Allen ausgeübt wurden, daß man nicht einen Mann im Besondern verantwortlich machen darf für das, was im Geiste seiner Zeit lag. Sie werden Villermont entgegenhalten, daß nicht von dem Standpunkte unserer Anschauung über Krieg und militärische Disciplin das Walten Christian's betrachtet werden muß, sondern von demjenigen der Zeit selbst, in welcher Christian lebte.

Wir unsererseits sind durchaus derselben Ansicht. Nur nach dem Maßstabe der Zeit selbst müssen die Menschen bemessen werden. Wir möchten darin noch einen Schritt weiter gehen. Nicht die Klagen der Mißhandelten und Gequälten, die so leicht zur Uebertreibung des Erlittenen geneigt sind, dürfen entscheiden, sondern die Urtheile der Unbefangenen und Unbetheiligten. Unbefangen und unbetheiligt sind indessen nur Wenige. Es fragt sich z. B., ob ruhige, friedliche Bürger als solche gelten können. Wo sie nicht unmittelbar durch Christian gelitten hatten, da konnten sie doch in Gefahr kommen, durch ihn zu leiden. Das sicherste Mittel unter allen Umständen ist seine eigene Partei zu fragen. Von dieser am ersten wird zu erfahren sein, ob sie Christian's Kriegsweise billigte, ob dieselbe dem Geiste der Zeit entsprach und überhaupt nichts Auffallendes an sich trug, nichts, worüber die Unbetheiligten und mithin in unvermeidlicher Rückwirkung auch die eigene Partei, für welche Christian kämpfte, sich zu beklagen hatte. Dahin also haben wir uns zu wenden mit der Frage, ob Villermont, der zu seinem Urtheile nicht erst die Ansichten dieser Partei eingeholt, Recht habe mit seinen scharfen Worten oder nicht.

Der Pfalzgraf Friedrich zählte unter seinen Anhängern sehr befähigte Leute, die nur immer sich beklagten, daß er mehr seinem weibischen, störrigen Eigensinne folge, als ihren Rathschlägen. Einer der merkwürdigsten ist der pfälzische Rath Camerar.*) Es ist erstaunlich zu ersehen, mit welchem Scharfsinne dieser Mann den Gang der Dinge immer im Voraus prognosticirt. Er hat Friedrich nicht zur Annahme der Krone von Böhmen gerathen; aber als dieser sie angenommen, Alles gethan, um ihn dabei zu erhalten oder sie ihm wieder zu verschaffen. Vom Jahre 1622 verweist Camerar unablässig auf den Schwedenkönig als den einzigen Retter hin. Er tadelt das Bündniß mit dem Dänenkönige, dessen Habsucht und Verwegenheit nimmer ein gutes Ende seines Unternehmens erwarten lasse. Aber vor allen Dingen tadelt er jegliche Verwendung von Mansfeld oder Christian. Er hat den letztern näher kennen gelernt durch eine schmachvolle Handlung, die Christian im Sommer 1623 in Amsterdam begeht. Die holländische Obrigkeit hält sich an die Diener Christian's und wirft diese in's Gefängniß. „Wahrlich," ruft Camerar aus, „wenn er seine Gesinnung nicht ändert und Gott fürchten lernt: so dürfen wir uns nichts Großes noch Gutes erwarten." Seine Abneigung ist im raschen Zunehmen. Als sich für Mansfeld im Sommer 1624 in England Aussichten eröffnen auf Geld zu einem neuen Kriegszuge in Deutschland, ruft Camerar klagend aus: „Ich erwarte nichts von Mansfeld. Ich sehe voraus, daß, wenn er nicht deutsche Truppen hat, sondern ausländische, sich das ganze Reich gegen ihn verbinden wird. Auch fürchte ich, es werde sich mit ihm der Herzog Christian vereinigen, der Gott und den Menschen gleich

*) Man vergleiche über alles dies die Briefe Camerar's bei Söltl: Religionskrieg, Band III, Seite 185 ff.

verhaßt ist. Nicht solche Beschützer fordert die Zeit. Wenn nicht die Kriegszucht aufrecht erhalten, der Krieg nicht von dem Könige selbst geleitet, der Schatz nicht von treuen Männern verwaltet wird: so ist aller Aufwand vergebens. Warum gibt man das Geld nicht dem Könige von Schweden?" — „Im Hasse gegen Mansfeld ist ganz Deutschland einstimmig, und noch größer ist derjenige gegen den Braunschweiger."

Man sieht, wie merkwürdig genau die Ansichten von Villermont in unserer, und Camerar in der damaligen Zeit übereinstimmen. Wo zwei Männer so verschiedenen Sinnes, von so entgegengesetzten Standpunkten auch zu demselben Urtheile gelangen: da scheint dasselbe auf Richtigkeit und Begründung wohl einigen Anspruch machen zu dürfen. Man wird mit gleichem Rechte voraussetzen, daß die offen zur Schau getragene Neigung des zweiundzwanzigjährigen Jünglings zu Elisabeth, der Frau des Pfalzgrafen Friedrich, bei dem sittlich ernsten Manne eine andere Beurtheilung erfährt als die gewöhnliche, zumal da dieser selbe zweiundzwanzigjährige Jüngling an offener Tafel prahlerisch erzählt, wie er an den Frauen und Mädchen des Stiftes Paderborn gehandelt. Wir bitten einen Jeden, der fortan noch Neigung in sich verspürt, den Jüngling Christian einen Vorkämpfer der Religion und der Freiheit zu nennen, diese Worte zu lesen, die bereits Senkenberg vor 60 Jahren mitgetheilt hat.

Es bleibt uns noch übrig, einige Striche zu ziehen zur Vergleichung zwischen Wallenstein und Tilly. Im Wesentlichen ist das Urtheil Villermont's nicht sehr abweichend von demjenigen, welches wir im Septemberhefte 1859 dieser Blätter gegeben haben. Zur Berichtigung der üblichen traditionellen Ansicht über die strategische Befähigung dieser Beiden möchten wir am liebsten auf das Urtheil des genauesten Kenners in diesem Fache, Gustav Adolf's selbst verweisen. Gustav Adolf muß seinem Canzler Oxenstjerna, dem die Unternehmung nach Deutschland gar nicht recht nach dem Sinne ist, zugeben, daß seine Mittel für ein Heer von 24,000 Mann, wenn er nämlich so viele aufbringen könnte, höchstens auf vier Monate ausreichten. Und mit diesem Haufen wollte er Wallenstein gegenübertreten, der mehr als 100,000 unter den Waffen hatte! Denn daß Wallenstein in Regensburg entlassen, daß in Folge dessen das Heer sich auflösen würde, konnte auch Gustav Adolf's Berechnung nicht ahnen. Hier grade ist der Scharfblick dieses Königs bewunderungswürdig. Er kennt genau die Beschaffenheit dieses Wallensteinischen Heeres, die Art und Weise, wie es erhalten wird.*) Die Geldmittel der kaiserlichen Truppen, sagt er, beruhen ganz allein auf den Contributionen, welche von den Officieren selbst angesetzt und durch militärische Execution erzwungen werden. Diese Contributionen sind unregelmäßig, maßlos hoch, werden von den Ständen und Unterthanen nur mit höchstem Drucke ertragen, und haben darum keinen Bestand, zumal wenn wir einbrechen, und in Folge dessen innere Empörungen entstehen. Indem wir dann dem ungeheuren Körper dieses Heeres durch Abschneiden der Contributionen Saft und Kraft entziehen, muß er verdorren. Gustav Adolf faßt diese Ansicht kurz zusammen in die Worte an Oxenstjerna: die Sache Wallenstein's besteht sehr in Fama. Ein anderes Mal hat er kürzer und schlagender Wallenstein einen Phantasten genannt. Dann jedoch fügt er jenen Worten hinzu: bevor Tilly herankommen kann, wird das Meiste gethan sein.

Diese Worte des Königs wiegen schwer. Wallenstein's Heer war an Zahl fünffach stärker als dasjenige Tilly's. Aber die Qualität war unendlich verschieden. Gustav Adolf schätzt den an Zahl fünffach stärkern Wallenstein geringer als den Greis mit seinen wenigen, aber sieggewohnten Veteranen. Nur vor diesem bangt ihm. Und Gustav Adolf ist eben derjenige Mann, dem an kalter Berechnung seines Thuns, seiner Aussichten und der Möglichkeit der Zufälle wenige Eroberer jemals gleichgekommen sind.

Wie viel richtiger durchschaute dieser Schwedenkönig den Wallenstein und seine Macht, als die katholischen Kurfürsten es thaten! Sie wurden von steter Angst vor ihm gepeinigt. Diese Angst erreichte ihren Gipfel in folgender Argumentation. Wallenstein, sagen sie,*) ist nur der General des Kaisers und keines andern. Der Kaiser kann sterben nach dem Gesetze der Natur oder durch fremde Zuthat. Dann bleibt das Kriegsheer dem Feldherrn verpflichtet und dem künftigen Kaiser. Wer wird dieser sein? Die Wahl desselben steht bei den sieben Kurfürsten. Aber die Kurfürsten werden oder sind bereits durch das Wallensteinische Kriegsheer zu Grunde gerichtet. Es ist die unvermeidliche Folge, daß zuerst das Heer und dann ganz Deutschland den glücklichen Feldherrn als Erbkönig anerkennen werde. Darauf hinaus zielen alle seine Schritte.

Also dachten die Kurfürsten von Baiern und Mainz gemäß den Berichten, welche sie durch ihre Vertrauten vom kaiserlichen Hofe empfingen. Angenommen: die Entwürfe des ehrgierigen, verschlossenen Mannes seien so hoch hinausgegangen — und es liegt in den Umständen nichts, was dem widerspräche — so bliebe doch zu fragen, ob das Mittel, auf welches allein er sich stützte, ob das ungeheure

*) Chemnitz, S. 23. Geijer, Band III, Seite 193.

*) Hurter: Zur Geschichte Wallenstein's, Seite 314.

Heer, welches die deutschen Länder von den Alpen bis zur Nordsee aussaugend bedeckte wie ein ungeheurer Aussatz, ob dieses Mittel zu solchen Zwecken geeignet war. Mehr als einmal ist glücklichen Feldherren ein ähnliches Unternehmen gelungen. Kaum zwanzig Jahre später machte Oliver Cromwell durch seinen folgerechten, unbedingten Militärdespotismus aus der Republik England eine absolute Monarchie. Aber das Heer Cromwell's war wesentlich verschieden von demjenigen Wallenstein's. Jenes war geeinigt und gefestigt durch starke moralische Bande. Es hatte eine und dieselbe religiöse Anschauung, unduldsam, fanatisch, aber eben darum energisch und kriegerisch, wie keine andere. Cromwell's näselnde Heilige mit der Bibel in der Linken hielten lange und sehr langweilige Reden von der Erweckung und Berufung; aber ihre Rechte lag am Schwerte und sie fochten gleich Josua und Gideon. Ihre Kriegsdisciplin war eisern. Das Heer lechzte nach dem Blute seines Königs; aber das Eigenthum und die Habe auch des Geringsten waren sicher vor ihrer Hand. Eine lange Kette von Siegen unter Cromwell's Führung hatte ihnen gezeigt, daß nichts ihnen unwiderstehlich war, und mit ernster Freude gingen die frommen Rundköpfe in's Gefecht wider ihre Gegner, die nach ihrer Anschauung nicht ihre Feinde, sondern diejenigen ihres alttestamentlichen Gottes waren, der seine Widersacher zerschlagen wolle durch die Hand seiner Getreuen. Mit einem solchen Heere, das in Sachen des Krieges dem Willen des Meisters gehorchte wie ein Uhrwerk, brach Cromwell den Thron der Stuarts in Stücke.

Wie so unendlich verschieden war das Heer Wallensteins! Es fehlte alle und jede sittliche Triebkraft, alles und jedes moralische Band. Sein Heer war nicht ein katholisches, nicht ein protestantisches: es kümmerte sich überhaupt um kein kirchliches Bekenntniß. „Was scheert sich ein ehrlicher Soldat um die Religion?“ hieß es. „Sie ist nicht seine Profession. Das überläßt er den Pfaffen und Mönchen, damit sie ihre Suppe nicht umsonst essen.“ Und abermals: „Die Pfaffen haben ein Ding erfunden, heißt conscientia, soll wunderlich sein und nicht viel hineingehen.“ Wo die Wallensteiner katholische und protestantische Kirchen betraten, da geschah es häufig nur um Kirchenraubes willen, um nicht bloß Gefäße und Geräthe von edlem Metalle, sondern überhaupt Alles an sich zu nehmen, was sich zu Gelde machen ließ. Nicht über Gewissensdruck von diesem Heere klagten die protestantischen Länder, sondern über Eingriffe von solcher Art. Das waren die Thaten dieses Heeres. Was geschehen war wider die Feinde des Kaisers und des Reiches, das hatte eine andere Hand vollbracht. Die lange Reihe der Siege stand gebucht auf Tilly's Namen, auf den Namen seiner Tapfern, die zehn Jahre lang mit diesem ihrem Vater, mit dem alten Johann verwachsen waren in Sieg und Entbehrung, deren aufwallende Leidenschaften seine Hand beugte unter das Joch seiner eisernen Disciplin, und die dennoch ihm folgten in Noth und Tod. Eben zur selben Stunde, wo Wallenstein sich trug mit den höchsten Planen, setzte eine kleine deutsche Stadt anfangs ohne fremde Hilfe dem An-



Oxenstjerna.

drange von fünfzehn Wallensteinischen Regimentern unter Hans Georg von Arnim ein Ziel. Eine Siegesfreudigkeit konnte in diesen Menschen nicht wohnen. Die Augenzeugen von Stralsund erzählen uns, daß von den Officieren mit Schwertern und Partisanen die Söldner gegen die Wälle der Stadt getrieben wurden wie die Schafe zur Schlachtbank, daß sie weinten und schrien, dort sei es aus mit ihnen und keine Wiederkehr. Und wenn Muth und Tapferkeit fehlten, welche andere sittliche Triebkraft konnte dann noch vorhanden sein? — Nur Gewinnsucht, nur die Begierde, mühelos reich zu werden auf Kosten Anderer, hatte diese Schaaren von Italienern, Franzosen und den Auswürflingen aller Nationen zu Wallenstein geführt, nur diese Habgier hielt das locker gefugte Heer zusammen. Die folgende Entwicklung der Dinge hat es Wallenstein erspart, dieses sein Gebäude, das der festen Unterlage sittlicher Kraft entbehrte, beim ersten Sturme zerfallen zu sehen wie ein Kartenhaus. Allein das scharfe Auge Gustav Adolf's durchschaute es und baute darauf seine Plane.

Es ist eine gewöhnliche Ansicht, daß Wallenstein nicht für sich selbst solche Plane gehegt, wie die katholischen Kurfürsten sie bei ihm argwöhnten, sondern daß der Kaiser Ferdinand sich seiner und seines Heeres habe bedienen wollen, um die Macht der Fürsten im Reiche niederzudrücken, die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen und eine absolute Herrschaft im Reiche zu begründen. Als Grund für diese Ansicht hören wir die bekannten Worte des Wallenstein: man bedürfe keiner Kurfürsten und Fürsten mehr im Reiche. Man müsse ihnen das Gasthütel abziehen, und fortan müsse wie in Frankreich und Spanien, so auch in Deutschland nur ein einziger Herr sein. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Wallenstein diese Worte gesprochen. Aber ob sie darum, weil Wallenstein sie sprach, auch die Meinung und das Streben des Kaisers Ferdinand's II. ausdrückten, ist eine andere Frage. Um dieselbe zu beantworten, ist zuerst und vor allen Dingen wichtig, woher wir wissen, daß Wallenstein diese Worte gesprochen. Wir wissen es von einigen Räthen des Kaisers, welche den Feldherrn wegen dieser Worte bei dem Kaiser anklagen, nicht etwa, daß er die Plane des Kaisers zu früh verrathen, sondern daß er überhaupt solche Dinge im Sinne habe. Als eine Anklage konnten die Worte offenbar nur dann gelten, wenn die Räthe des Kaisers voraussetzten, daß Ferdinand II. sie mißbillige. Und es scheint, daß die Räthe dies besser gewußt haben müssen als die spätern Historiker, welche in Deutschland mehr als irgendwo sonst nachzusprechen sich beeifert haben, was die Wortführer fremder Nationen im Interesse derselben ihnen vorsagten. Es entsprach dem Interesse der fremden Nationen, daß die Deutschen sich in sich selber aufrieben, und darum streuten sie unter unsern Vorfahren stets mit vollen Händen den Samen der Zwietracht aus, sowohl kirchlich als politisch. Darum sagten die fremden Nationen, daß das Haus Oesterreich einen Despotismus in Deutschland erstrebe, und daß man die deutsche Libertät dagegen schützen müsse. Und darum wetteiferten sie, uns immer wieder auf's Neue die deutsche Libertät zu bringen, an welcher unsere Nationalmacht, unser Wohlstand, unsere Cultur zu Grunde gingen.

Es ist billig, daß ein Jeder in seiner eigenen Sache gehört werde. Hurter *) hat neuerdings aus den Wiener Archiven einen Brief hervorgezogen, den der Kaiser Ferdinand eigenhändig, was er selten that, an seinen Feldherrn geschrieben. „Es ist Ew. Liebden bekannt," sagt der Kaiser zu Wallenstein, „daß ich nicht Willens bin, mein Haus durch Eigenmacht und durch andere Mittel zu befestigen, als die Reichsverfassung und die von mir beschworenen Wahlbedingungen mit sich bringen. Darum will ich mich zu Ew. Liebden gänzlich und unfehlbar getrösten, daß Sie mit der Abdankung des Kriegsvolkes meinem Gebote also nachkommen und Folge leisten werden, wie es der Gesandte Questenberg aus hochdringlichen und hochwichtigen Ursachen überbringen wird." Und eben diese Vollmacht für Questenberg wiederholt den Satz, daß es dem Kaiser niemals in den Sinn gekommen sei, die Nachfolge im Reiche oder einen sonstigen Nutzen seines Hauses anders als dem Herkommen und den Wahlbedingungen gemäß zu erstreben.

Besäßen wir über den Willen des Kaisers Ferdinand kein anderes Actenstück als dies: so müßte das allein schon genügen. Eben so wenig wie Karl V. jemals mit Gewalt eine unumschränkte Erbmonarchie in Deutschland erstrebt hat: eben so wenig auch Ferdinand. Das Ziel Beider war die Erhaltung des Bestehenden.

Und dennoch, obwohl die Kurfürsten unablässig über die Gewalt klagen, die sie von Wallenstein erleiden, obwohl der Kaiser ausdrücklich an Wallenstein, an Collalto schreibt, daß er keine Gewalt wider die Kurfürsten will: dennoch beläßt er den Wallenstein in seiner Stellung? Es liegen verschiedene Gründe zur Erklärung des seltsamen Verhaltens vor. In späterer Zeit wußte man viel zu sagen und zu tadeln, daß die kaiserlichen Generale durch die Beschlüsse des Hofkriegsraths in Wien gelähmt würden. Zu Wallenstein's Zeit war es anders. Chlumecky hat neuerdings aus den mährischen Archiven den Briefwechsel

*) Zur Geschichte Wallenstein's, Seite 259.

Wallenstein's mit Collalto, dem Präsidenten des Hofkriegsrathes, hervorgezogen. Es ergeben sich daraus seltsame Dinge. Collalto ist seit 1626 in Allem und Jedem der unbedingte Diener Wallenstein's. Der Feldherr macht vor Collalto aus seiner Habgier gar kein Hehl. Er meldet ihm, wie er Absichten habe, Pommern zu Mecklenburg hinzuzufügen. Er befiehlt Collalto, welche Schreiben dieser unter kaiserlichem Siegel ihm zustellen solle. Der Kaiser hat dem Collalto Auftrag zur Reduction des Heeres gegeben. Wallenstein befiehlt ihm, damit zurückzuhalten. Immerhin möge Collalto einige Reiter entlassen, und dafür Fußgänger wieder anwerben, nämlich ein Regiment für sich. Indem Collalto ein Regiment für sich warb, flossen ihm die Einkünfte eines Obersten aus den Contributionen dafür zu. Wallenstein setzte diese Einkünfte für einen Obersten auf 1500 Gulden monatlich. Aber Gustav Adolf's Scharfblick durchschaute sehr wohl, daß die Obersten und Officiere unter Wallenstein selber die Contributionen ausschrieben und militärisch beitrieben. Ein anderes Mal sagt Wallenstein dem Collalto ausdrücklich: „Der Herr Bruder mach capite, rapite, wie ich im Anfang habe thun müssen." *) Nur im Anfang? Wenn der oberste Feldherr solche Befehle gibt: wie wird dann die Ausführung sein? Das eben war die meisterhafte Kunst des Wallenstein, daß er die wichtigsten Personen zu Mitschuldigen zu machen verstand. Der Kaiser bewies Collalto persönlich ganz besonderes Vertrauen. Also legen es die Briefe dar. Ferdinand fügt häufig den officiellen Schreiben an Collalto, die er unterzeichnet, Erzählung persönlicher Erlebnisse der Jagd bei. Solche Leute wußte Wallenstein für sich zu sichern. Wie er Collalto und Andere zu Inhabern von Regimentern machte, mit dem Anspruche auf die Contribution: so schickte er den andern Räthen am Hofe Geschenke. Diese Männer selbst rühmen deshalb den Feldherrn. Sie halten dem Kaiser vor, daß ja dieser bewundernswürdige Mann nicht bloß nicht fordere, sondern noch Geld nach Hofe schicke zur Belohnung für treue Diener.

Nicht Alle dachten so. Wallenstein berichtet **) dem treuen Collalto: „Ich habe mehr Krieg mit etlichen Ministern, als mit allen den Feinden." Allein er kennt das rechte Mittel. Er bittet Collalto, auf eine kleine Zeit nach Wien zu gehen, um dort die Sachen in Ordnung zu bringen.

Dennoch muß der Kaiser die Lage der Dinge durchschauen. Er schreibt im Juni 1628 seine Bemerkungen über die Klagen der Kurfürsten nieder. Die Weise des Herzogs von Friedland gefällt ihm nicht; aber weil derselbe zum Nutzen der Christenheit ersprießliche Dienste geleistet: so muß man über etwas hinwegsehen. Doch will der Kaiser ihn ermahnen, daß er fortan mit mehr Bescheidenheit und Rücksicht verfahre. Der Kaiser will auf alle Handlungen des Feldherrn genau und sorgsam achten, und wo es sich findet, daß er Ausschweifungen sich zu Schulden kommen läßt, wirkliche Abhilfe schaffen.

Vermochte das der Kaiser? Vermochte sein Auge hindurchzudringen durch die Schleier des Nebels, den Wallenstein und seine Creaturen um ihn breiteten? Man erwäge die Stellung des Kaisers. Die Personen, denen er sein besonderes Vertrauen schenkt, sind im Solde Wallenstein's. Ihr tägliches Wort ist, daß Wallenstein unentbehrlich sei.

Wir sagen dies nicht, um den Kaiser Ferdinand zu rechtfertigen. Er kann nur entschuldigt werden. Das Unheil, das aus seiner Nachgiebigkeit gegen Wallenstein entsprang, traf im Rückschlage wesentlich ihn selbst. Der allgemeine Unwille der Deutschen gegen Wallenstein war ein wesentlicher Factor in der Rechnung des Schwedenkönigs. Gustav Adolf hat sich darin nicht getäuscht. Indem wir völlig absehen von den spätern Dingen der Jahre 1633 und 34, muß auch für die frühern bis 1630 gesagt werden, daß selten ein Diener seinem Herrn so unendlichen Schaden bereitet hat, wie Wallenstein dem Kaiser Ferdinand. Wallenstein's und der Seinen unerhörte Erpressungen und der politische Fehler des Restitutionsedictes bahnten dem Schwedenkönige den Weg.

Wir haben diesen Persönlichkeiten das Bild Tilly's entgegenzustellen, wie der Graf Villermont es zeichnet.

Bei dem Beginne des dreißigjährigen Krieges war Tilly bereits 59 Jahre alt. Die verschiedenen Porträts, die uns von ihm erhalten sind, zeigen ihn dünn und mager, aber wohlgebildet, muskulös und kraftvoll. Seine Nase war lang, dünn und gebogen. Seine Stirn breit, vorspringend und nachdenklich. Die Augen blau, leicht eingesenkt unter dichten Brauen und voll Feuer. Die Lippen dünn, das Kinn spitzig, mit üppigem Bartwuchs. Der Ausdruck des Gesichtes war ernst und streng. Die in's Röthliche spielenden Haare waren frühzeitig gebleicht und immer kurz geschnitten.

Die ganze Gesichtsbildung trug stark markirt das Gepräge des spanischen Charakters. Die Kleidung erinnerte an diejenige der alten Generale aus der niederländischen Schule. Der Graf von Guiches erblickte ihn, bekleidet mit einem Wamms von grünem ausgeschnittenen Sammt, mit zerstückten Aermeln, mit Bein-

*) Chlumecky: Regesten, Seite 154.

**) A. a. O., Seite 217.

kleidern vom selben Stoffe, mit großen Stiefeln, rundem Hute, von welchem eine lange rothe Feder bis auf den Rücken niederwallte. An einem engen Gürtel hing ein schwerer Schleppsäbel, am Sattelbogen nur ein Pistol. Diese Ausstattung erschien nach dem Ausdrucke des Marschalls Grammont für den jungen Höfling mehr als seltsam. Die Gelegenheit zu einem Witze über altfränkisches Costüm erschien geboten, und er fragte spöttisch den alten General, was denn das für eine Mode sei. Es ist die meinige, erwiederte kurz Tilly, und sein Blick hieß den Scherz auf den Lippen des Vorwitzigen ersterben.

Sein Gang war würdevoll. Dennoch verrieth derselbe die ursprüngliche Lebhaftigkeit einer Natur, die gezähmt ist durch einen energischen Willen. Niemals sah man ihn im Schritte gehen. Selten lächelte er. Sein Wort war kurz, bestimmt, seine Haltung maßvoll, fest, aber gebietend.

Der hervorstechende Zug seines Charakters, sagt Villermont, der, wie wir nochmals erinnern, als Katholik den Katholiken beurtheilt, war der Glaube, der lebendige Glaube voll Wärme und Licht. Ihn ohne diesen Glauben zu beurtheilen, hieße ihn verkennen. Diese Thatsache, die lückenlos sein ganzes Leben durchdringt, erklärt von der einen Seite die Verehrung, die man ihm zollte, von der andern den fanatischen Haß, der nicht aufgehört hat, in der Geschichte ihn zu verfolgen.

So ungern wir die Charakteristik unterbrechen, so müssen wir doch hier eine thatsächliche Berichtigung machen. Es läßt sich aus sehr vielen Beweisen darthun, daß Tilly in seinem Leben sich bei den Protestanten vielleicht einer nicht geringern Hochachtung erfreute als bei den Katholiken. Es ließe sich ferner darthun, daß der eifrige Haß gegen Tilly in einem gewissen Religionseifer immerhin seine Nahrung, nicht jedoch seinen Ursprung gefunden hat. Das Wort eines deutschen Katholiken, daß der Haß gegen Tilly ein protestantisches Dogma sei, ist als Witz treffend; aber es ist immer nur ein Witz. Die Wissenschaft innerhalb des Protestantismus hat schon nicht wenige Belege zur Rechtfertigung Tilly's gebracht, und wird sie auch ferner bringen.

Unter dem Kriegsharnisch, fährt Villermont fort, war er ein Heiliger, und dieses Wort erhellt für den, der die Kraft desselben begreift, jede Stunde seiner langen Laufbahn. Er war dem Gebete ergeben und übte es, ohne daß diese Gewohnheit ihn jemals in der geringsten seiner Pflichten fehlen ließ. Er sagte seine Horen so genau unter dem Zelte, wie ein Mönch in seinem Kloster. Man hat gesagt, daß er dem Jesuitenorden angehört habe. Es ist möglich; aber keins der Verzeichnisse der Mitglieder des Ordens enthält seinen Namen. Er ging einher in der Gegenwart Gottes, erhob häufig seine Seele durch kurze Andacht, und deckte sich mit dem Schilde des innern Gebetes sowohl gegen die Aufwallung seiner eigenen Leidenschaft, als gegen das Unglück und die Beschwerden des Lebens.

Die Pflicht war der Beweggrund alles seines Thuns. Er trieb dieselbe bis zur völligsten Selbstentsagung. Von dem brudermörderischen Streite zwischen Rudolf und Matthias an, sah man ihn mit Verachtung alle Verlockungen des Ehrgeizes zurückweisen. Unempfindlich gegen Drohen wie gegen Versprechen, gab er das Beispiel der Treue gegen seinen Herrn, und zerbrach lieber seinen Degen, als daß er ihn dem Dienste des Usurpators weihte. In einer noch kritischeren Lage, als das Schicksal ihm die Gelegenheit bot, den Ruhm seiner Lorbeeren wieder zu erheben, die bei Breitenfeld befleckt waren, und der Befreier des katholischen Deutschlands zu werden, hielt er den Ausbruch seiner Gefühle zurück, die vielleicht einem Andern unwiderstehlich gewesen wären, und zog dem Ruhme den Gehorsam vor.

Villermont meint hier die Gelegenheit des Marsches am Maine im Spätherbste 1631, wo auch Geijer der Meinung ist, es habe in Tilly's Hand gestanden, den Schwedenkönig zu erdrücken. Die Ansichten darüber sind verschieden. Indessen, wenn auch vielleicht diese Ansicht sich nicht als probehaltig erweisen sollte: so fehlt es in Tilly's Leben nicht an Beispielen, welche darthun, daß dieser Charakterzug bei ihm dennoch in voller Kraft verbleibt.

Streng gegen sich, fährt Villermont fort, verachtete er die Bequemlichkeiten des Lebens eben so sehr, wie die Lockungen der Eigenliebe. Seine Nüchternheit war vollkommen, nur ausnahmsweise trank er Wein. Niemals hat er sich berauscht, niemals einem Weibe sich genaht. Einfach und bescheiden in seinen Sitten, vermied er alle Pracht, ohne doch in den Erfordernissen seiner hohen Stellung etwas zu versäumen. Er bewirthete seine Gäste reichlich, wußte sich freigebig zu zeigen zur rechten Zeit, und beobachtete strenge Sparsamkeit nur gegen sich selbst. Ein protestantischer Diplomat, der 1623 ihn zu Hersfeld sah, berichtet von ihm: Der General Tilly ist ein Mann von großer Erfahrung, bei seinen Soldaten geliebt und gefürchtet. Er hält strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person und der Stellung. Er ist reichlich 63 Jahre alt, aber noch sehr kräftig, weil er Leidenschaften nie gefröhnt. Sein Hauswirth hat mir sein Bett gezeigt. Es sind zwei Bretter und eine Matratze. Niemals bedient er sich eines andern. Er entkleidet sich nie, schläft immer in seinen Kleidern, nur daß er des Morgens die Wäsche wechselt.

In den Traditionen der spanischen Disciplin erzogen, setzte er sie fort in seinem Heere, und nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen war keiner darin so vollendet wie er. Seine gleichmäßige Gerechtigkeit für Alle traf ohne Unterschied den Führer wie den Untergebenen, den Edelmann wie den Geringsten. Er betrachtete die Religion als die feste Grundlage eines guten Soldaten.



Hans Georg von Arnim.

Es könnte nach diesen Worten Villermont's scheinen, als sei hier die katholische Religion gemeint. Diese Meinung würde unterstützt werden durch das gewöhnliche Vorurtheil, als habe, wenn nicht das Heer Wallenstein's, doch dasjenige Tilly's nur aus Katholiken bestanden. So war es nicht. Die Worte Villermont's sind allgemein zu verstehen. Tilly verlangte von seinen Soldaten das Bekenntniß einer positiven Religion, und zwar traf er Fürsorge dafür. Er stellte protestantische Feldprediger an. Wir kennen den Namen eines solchen, der mit vor Magdeburg lag. Er hieß Schwanenberg und bewies sich seines Berufes würdig.*)

Tilly, fährt Villermont fort, duldete in seinem Lager keine der Zügellosigkeiten, welche in demjenigen Wallenstein's gewöhnlich waren. Aber er bewies seinen Soldaten eine väterliche Neigung, nahm sich ihrer an mit beständiger Sorgfalt, dachte sich hinein in ihre Bedürfnisse, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, wurde um ihretwillen stürmisch, wagte für sie sich zu beklagen und zu bitten, theilte ihre Entbehrungen und ihre Mühen, ward gerührt durch ihre Noth und genoß mehr als sie selbst ihres Wohlbehagens. Darum wurde er beliebt bei Allen und von ihnen gefeiert. Die Soldaten nannten ihn ihren Vater, und er nannte sie seine Söhne. Sie hatten für ihn Achtung und Anhänglichkeit und fürchteten seine Vorwürfe mehr als die Klinge des Profoß. Bei Breitenfeld bildeten seine Veteranen um ihn mit ihren Leibern einen undurchdringlichen Wall. Sie starben, weil sie ihn nicht verlassen wollten.

Ein solcher Mann war Tilly. Sein Bild ist verdunkelt wie dasjenige weniger Sterblichen. Es trifft sich auch sonst wohl einmal, daß man ein Originalgemälde eines vortrefflichen Meisters auffindet, verdunkelt und geschwärzt von Rauch und Staub. Also liegt das Bild verachtet und verkommen im Winkel. Dort ersieht es der Kenner. Er zieht es hervor. Unter seiner Hand löst sich die äußerlich anklebende Kruste, und die Züge selbst und die Farben treten leuchtend hervor in ursprünglicher Reinheit und Klarheit. So und nicht anders steht es mit Tilly. Noch ist viel zu thun, um die äußerlich aufgelegte Rinde des Rauches von Magdeburg und alles andern Staubes von ihm zu lösen. Aber auch das wird gelingen, vielleicht auf Kosten Anderer, die jetzt mit allzu blendenden Farben vor uns stehen. Aber es wird gelingen; denn: Suum cuique decus posteritas tandem rependet.

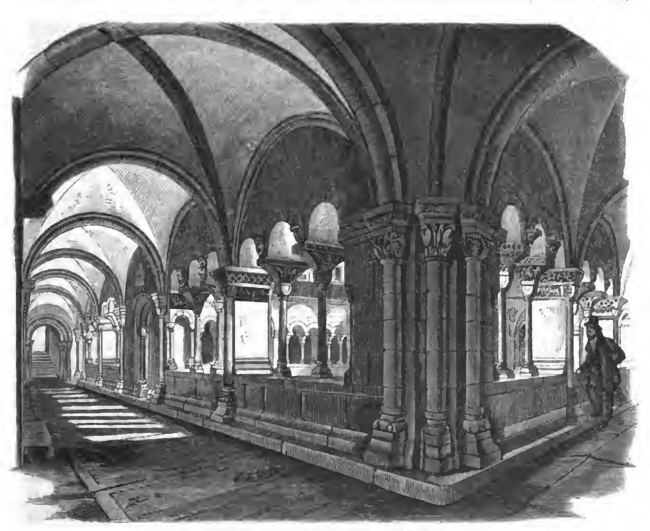
*) Calvisius: Magdeburg, Seite 121.

Der Großmünster zu Zürich.

Von H. Runge.

Tausende von Touristen aus allen Theilen der civilisirten Welt strömen, sobald die Saison hereingebrochen ist, allwöchentlich in die Schweiz, um die schönsten Stellen des Landes zu besuchen, aber nur wenige wenden sich auch den Städten zu und selbst diese werfen selten mehr als ganz flüchtige Blicke auf historische Merkwürdigkeiten und Bauwerke. Dadurch unterscheidet sich unser Jahrhundert wesentlich von dem achtzehnten, denn wie man jetzt für Bergaussichten, Thalpartien und Gletscher schwärmt, so enthusiasmirte man sich vor acht, neun Decennien ausschließlich für Bibliotheken, alte Gebäude, in der Geschichte erwähnte Ortschaften und berühmte Schlachtfelder. Gewiß verfuhr man damals einseitig, aber auch unsere Zeit muß sich den gleichen Vorwurf mit Recht machen lassen, denn neben den großartigen Naturschönheiten des Alpengebietes gibt es in der Schweiz noch andere Dinge, welche die Aufmerksamkeit ihrer Besucher in gleicher Weise auf sich ziehen sollten.

Namentlich finden sich in fast allen größeren Städten merkwürdige Kirchen, von denen manche sogar in eine verhältnißmäßig sehr frühe Zeit hinaufreichen. Wir nennen hier nur die Münster von Basel, Chur, Bern, Lausanne, Neuenburg, und vor allen den Großmünster von Zürich, der, wenn er auch an sich gegen ähnliche kirchliche Gebäude in Hinsicht auf Großartigkeit und Pracht zurücksteht, doch durch hohes Alter und Baustil von Bedeutung und durch seinen herrlichen Kreuzgang sogar einen vorzüglichen Rang beansprucht.



Kreuzgang im Großmünster zu Zurich.

Eine sehr alte Legende, welche nach der frühesten Aufzeichnung in einem Züricher Codex des neunten Jahrhunderts einem unbekannten Heiligen, dem Mönch Florentius, geoffenbart worden sein soll, erzählt, daß kurz vor der Vernichtung der Thebäischen Legion zu St. Maurice im Wallis ein Glied derselben, Felix, mit seiner Schwester

Regula und ihrem Exuperantius auf Befehl des heiligen Mauritius nach Norden wanderten. Nachdem die frommen Pilger die Einöde des Glarnerlandes durchzogen hatten, kamen sie zuletzt nach Zürich und ließen sich hier unter der heidnischen Bevölkerung nieder. Als Christen an Decius, Maximinian's Landvogt, verrathen, litten sie um ihres Glaubens willen die Marter und wurden endlich auf einer kleinen Insel in der Limmat hingerichtet. Aber ein Wunder begleitete ihren Tod. Engel sangen während der Enthauptung Lieder zum Preise der Märtyrer und trugen die entseelten Leiber derselben auf eine nahe gelegene Höhe, wo sie dieselben bestatteten.

Auf diesem Hügel, der noch Jahrhunderte später außerhalb des Ortes Turicum lag, wurde später eine den drei Heiligen geweihte Kirche begründet. Wann dies geschah, ist nicht bekannt, aber schon im siebenten Jahrhundert war Zürich eine wichtige Ansiedlung und gab deshalb der umliegenden Landschaft den Namen des Zürichgaues, so daß wir die Erbauung des Gotteshauses etwa in die gleiche Periode werden setzen müssen. Zu Karl's des Großen Zeit finden wir nicht nur eine bereits als uralt bezeichnete Kirche, es gab auch „von Altersher" eine Chorherren-Brüderschaft, deren Glieder den Gottesdienst in dieser Kirche verwalteten und im anstoßenden Stiftshause in klösterlicher Gemeinschaft lebten.

Von der ersten Kirche Zürichs sind keine Spuren vorhanden; wahrscheinlich wurde dieselbe nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts, theilweise noch später abgebrochen. Wann der Grundstein des jetzigen Gebäudes gelegt wurde, ist indeß nicht bekannt; die Tradition läßt den Bau um 966 beginnen und nimmt dabei an, daß ein Gelübde, welches Otto der Große auf seinem Zuge nach Italien den Züricher Heiligen that, und die Dankbarkeit für jenseits der Alpen erfochtene Siege den Kaiser bestimmten, die erste Hand an die Ausführung des gewaltigen, wie es scheint erst 150 Jahre später vollendeten Baues zu legen.

Der Grundplan der im romanischen Stil erbauten Kirche zeigt mehrere Eigenthümlichkeiten. Wie immer liegt auch hier die Form der altchristlichen Basilika zu Grunde und es ist ein Langhaus mit einem breiten und hohen Mittelschiff und zwei schmaleren und niedrigeren Seitenschiffen vorhanden. Aber das Langhaus zeigt sich auffallend kurz, indem es im Mittelschiffe nur drei Quadrate in sich faßt. Die beiden viereckigen Thürme legen sich vor die beiden Seitenschiffe und schließen so den breiteren mittleren Theil ein, aber das Hauptportal befindet sich nicht, wie es in der Regel der Fall ist, zwischen den Thürmen, sondern führt von außen in die nordwestliche Abseite, wahrscheinlich, weil am Fuße der Thürme der Hügel ursprünglich sehr steil abfiel und deshalb dort ein Hauptzugang unpassend erschien. Der Querbau fehlt gänzlich, dagegen ist der viereckige Chor um ein Quadrat vergrößert und unter dem ganzen Chorraume befindet sich eine Krypte. Die südwestliche Abseite verlängert sich dabei in der Richtung nach Osten hin und enthielt hier einst die Märtyrercapelle, welche später einem Eingange Platz gemacht hat. Am meisten nähert sich der Züricher Münster dem um dieselbe Zeit erbauten Dome zu Worms, aber während die Breite der drei Schiffe nahezu gleich ist, differirt die Länge sehr bedeutend, da sie zu Worms 176 Fuß, zu Zürich nur 98 beträgt. In Folge dessen erscheint der Münster von der Limmatbrücke gesehen viel zu kurz. Unzweifelhaft gebot die beschränkte Localität auf der Hügelkuppe die Abkürzung des Langhauses und den Fortfall des Querbaues; sie veranlaßte es auch, daß der Chor nicht genau nach Ost, sondern nach Ostsüdost gelegt wurde.

Im Aeußern gleicht der Großmünster in seiner ruhig ernsten Haltung ganz den andern romanischen Kirchen. Auch ihn umzieht ein Sockel und an den Mauerbändern zeigt sich wie gewöhnlich die attische Basis. Ueber dem Bogenfries, der sich an der Façade dreimal übereinander wiederholt, liegt ein sogenannter Schachbrettfries und an der Stelle zwischen den Thürmen, welche gewöhnlich das Radfenster einnimmt, befindet sich ein großes Rundbogenfenster, das durch ein Gitterwerk von Stein in viele auf der Spitze stehende Quadrate abgetheilt ist. Auf beiden Seiten dieses Fensters bemerkt man Bildwerk, rechts ein aus der Mauer heraustretendes Pferd, links einen im Steigen begriffenen Mann, der mit einer Keule bewaffnet ein Jagdhorn an den Mund hält. Aehnliche Bildwerke finden sich auch am Münster zu Basel. Von den Thürmen war der südliche, der so-

genannte Karlsthurm, ursprünglich nicht viel höher als das Schiff und wahrscheinlich mit einem Spitzdache versehen, der Glockenthurm erhob sich indeß noch um zwei niedrige Geschosse mit Schallöffnungen. Unter Bürgermeister Waldmann am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde indeß der obere Theil bis auf das dritte Stockwerk herab abgebrochen und im spätern ausgearteten gothischen Stil neu aufgeführt. Beachtenswerth sind an den Thürmen zwei Bildwerke, am Glockenthurme ein mit einer Tunica und einer Chlamys bekleideter Reiter von ziemlich roher Ausführung, angeblich Herzog Burkhard II. von Alemannien vorstellend, und am Karlsthurme das sitzende Bild Kaiser Karl's des Großen. Stammt das letztere auch erst aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, so trat es doch unzweifelhaft an die Stelle eines weit älteren, das schon auf den frühesten Siegeln der Pröpste des Stiftes dargestellt zu sein pflegt.

Besonderes Interesse verdient, obwohl es einen Theil seines Schmuckes durch den Vandalismus des achtzehnten Jahrhunderts verloren hat, das schöne und reichverzierte Hauptportal. Fast drei Mauerfelder nimmt es ein und tritt, eine geräumige Vorhalle bildend, in seiner ganzen Breite mehrere Fuß weit aus der Kirchenmauer heraus. Die Thüröffnung ist im Halbkreis überwölbt; von ihr aus erweitert sich der Eingang in mehrern rechtwinkligen Absätzen und ihnen entsprechenden weitern Bogen. In bedeutendem Abstande vom eigentlichen Portal treten auf jeder Seite zwei mit Halbsäulen bekleidete Mauerpfeiler noch weiter hervor und tragen einen horizontalen Abschluß, der aus einem Rundbogenfries mit Schachbrettfries darüber besteht. Das Ganze steht auf einem Postamente, dessen obere Platte schief abgeschnitten ist und an den schlanken Säulchen des Portals (drei auf jeder Seite) zeigt sich der attische Fuß. Hinter dem äußersten Säulenpaare sind die beiden Mauerfelder mit drei menschlichen Figuren geziert, von denen indeß mehrere bis jetzt nicht sicher gedeutet werden konnten. Doch bemerkt man zwei Heilige, einen Engel mit einem Kinde auf dem Arm, und einen Wächter, der die Lanze in der Linken, so eben das Rufhorn zum Munde führt. Hinter dem mittlern Säulenpaare ist die Mauer mit Guirlanden, in denen sich Köpfe zeigen, bedeckt, während hinter dem innersten auf der einen Mauerfläche ineinandergeflochtene Stränge mit Rosen in vertiefter Arbeit, auf der andern dagegen Blumengewinde mit Vögeln und vierfüßigen Thieren erscheinen. Auf den Thürpfosten selbst begegnet man Geflechten von Strängen und in den Zwischenräumen natürlichen und phantastischen Thiergestalten, wie sie dem romanischen Stil eigenthümlich sind. Dagegen sind die Sculpturen des Bogenfeldes, die zwölf Apostel und das halbrunde Relief des triumphirenden oder regierenden Heilandes im Jahre 1766 leider weggebrochen worden.

Außerordentlich reich ornamentirt stellen sich die Capitäle der Säulen, Pfeiler und Halbsäulen des Portals dar. Auf dem Capitäl der einen Halbsäule sieht man einen die Geige spielenden König auf einem Throne, dessen Lehnen Löwen bilden. Man hat ihn als König David bezeichnen wollen, obwohl dieser mit der Harfe abgebildet zu werden pflegt. Auf dem Capitäl der andern Halbsäule erscheinen aufgerichtete Löwen, welche sich in die Schwänze beißen; Löwen mögen auch oben auf den Capitälen gestanden haben. Aus der Mauer treten in gleicher Höhe zahme und wilde Thiere heraus, welche theils im Laufe begriffen, theils miteinander verwachsen sind. Von den hübschen Säulchen trägt das vorderste Paar Capitäle mit ruhenden Harpyen, die beiden andern besitzen griechische Capitäle und über den Säulen und Pfeilern zieht sich ein aus mehrern Stäben bestehendes und mit Bandgeflecht verziertes Gesims hin.

Treten wir jetzt in die Kirche selbst ein, die mit ihren starken Mauern und ihren kuppelartigen Gewölben durchweg in reiner Steinconstruction erbaut ist. Die Decke des Mittelschiffes besteht aus drei Kreuzgewölben, welche durch halbkreisförmige Scheidebogen gesondert sind und fünf massive unter sich durch Bogen verbundene Pfeiler trennen das Schiff selbst von den ebenfalls mit Gewölben versehenen Seitenschiffen. Ueber den Bogen befindet sich ein mit gewürfeltem Rundstab verziertes Gesims, von dem aus sich in einer zweiten Bogenreihe die Gallerie oder Empore erhebt und, von einer freistehenden Säule gestützt, auch unter den Thürmen fortzieht. Alle Pfeiler, von denen diejenigen, welche die Thürme tragen, bedeutend größern Um-

fang besitzen, haben den attischen Fuß. Die außerordentlich reichen Capitäle der freistehenden Säulen und der Pfeiler, aus denen Halbsäulen hervortreten, weisen mit ihren geschweiften und mit Blumen geschmückten Platten und mit der aus Blätterwerk hervortretenden Schnecke auf verdorbenen römischen Baustil hin. Auffallend erscheint es dabei, daß die vordern Pfeiler an der dem Mittelschiff zugekehrten Seite, anstatt mit einem Capitäl, nur mit Verstäbungen versehen und diese nicht einmal ornamentirt sind, wie denn überhaupt die Seitenschiffe sich durch reichern Schmuck auszeichnen und die Sculpturen nach dem Chor zu seltener werden. Augenscheinlich wurde der Bau, der auf der Thurmseite anfing und schon sehr lange Zeit gedauert hatte, zuletzt mit großer Eile und eben so großer Sparsamkeit betrieben, wie es scheint, weil am Ende des elften Jahrhunderts das Stift auf seine eigenen Kräfte angewiesen war. Von dem vielen Bilderwerk bezieht sich auch nicht ein einziges auf Legenden, biblische oder religiöse Vorstellungen, dagegen zeigen sich überall allerlei phantastische Gestalten, Drachen, Chimären, Sirenen, Greife, Hippogryphen, Menschen verschlingende Löwen und an den Hinterbeinen aufgehängte Hasen.

Um ein Jahrhundert jünger als das Langhaus ist der Chor, der gegen Ende des elften Jahrhunderts erbaut, am Anfange des zwölften zum Gottesdienste benutzt wurde. Seltsamerweise ist der Vorchor von dem Chor im engern Sinne durch einen Scheidebogen getrennt und ursprünglich scheint er gleich den Wänden der Krypte mit Malereien bedeckt gewesen zu sein. Mit mehr Eleganz als der Vorchor ist der Chor aufgeführt, unter dessen drei großen Fenstern sich ein Gesims mit einer von Säulen getragenen Bogenstellung hinzieht. Alle Säulen haben das fast in der Kirche gar nicht vorkommende würfelförmige Capitäl. Die Gewölbe des Chors und der Scheidebogen sind spitzbogig und wurden erst in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vollendet. Charakteristisch ist bei dem Züricher Münster die sorgfältige Benutzung des vorhandenen, in Folge der außerordentlichen Kürze des Langhauses und der Massigkeit der Pfeiler allerdings beschränkten Raumes, so daß das Gebäude weit kleiner und enger erscheint, als in der That der Fall ist.

Wenden wir uns jetzt zu dem ebenfalls dem romanischen Stilgesetz folgenden Kreuzgange, den Lübke in seiner Kunstgeschichte brillant nennt und von dem er mit Recht sagt, daß er ein Beispiel eben so reicher als in der Formgebung und in der Composition phantastischer Ornamentik bietet. Ueber die Zeit seiner Erbauung besitzen wir keine historischen Angaben. Ohne Zweifel war schon sehr früh ein derartiger Umgang vorhanden, da von Anfang der Stiftung an die Chorbrüder, welche den Gottesdienst besorgten, in dem dem Münster angebauten Stiftsgebäude klösterlich zusammenlebten. Der gegenwärtige Bau fällt indeß nach Vollendung der Kirche in das Ende des elften und den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Darauf weist die Vergleichung mit den alten Theilen des Münsters hin, denn nicht nur manifestirt sich in Sculpturen und Ornamenten eine fortgeschrittene Kunstperiode, es sind auch die würfelförmigen Säulenknäufe, welche erst im zwölften Jahrhundert allgemein wurden, überall angewandt.

Seiner Form nach bildet der Kreuzgang ein ungleichseitiges Viereck, dessen längste südwestliche Seite 66 Pariser Fuß mißt. Mit Inbegriff des von ihm eingeschlossenen Kreuzgärtleins, in welchem bis zum Jahre 1565 ein Capellchen stand, bedeckt er eine Fläche von 4180 Quadratfuß. Auf der Nordseite machte er einen integrirenden Theil des uralten Stiftshauses aus, das vor einem Jahrzehend umgebaut, gegenwärtig die große Mädchenschule der Stadt aufnimmt, mit seiner Südwestseite lehnt er sich dagegen an den Chor der Kirche, von dem ihn die Sacristei und deren Vorgemach trennt. Sowohl auf der Nord- als auf der Südostseite findet sich ein kleiner, schmaler, rundbogiger Durchgang in den Kreuzgarten, durch welchen diese Seiten in zwei gleiche Hälften, von denen jede zwei große Bogenfelder mit je drei kleinern Rundbogen in sich faßt, getheilt werden. Die Scheiden der großen Bogen bestehen aus Pfeilern, deren oberer Theil von der Breite der Mauer zu einer Dicke von sechs Zoll dem Gebälke der römischen Ordnung entspricht, der untere aber ein rundes schlankes Säulchen ist. Sie stehen auf einer mehrere Fuß hohen Unterlage, welche zugleich die Mauer fortsetzt. Auf der Seite des Kreuzganges tritt eine Halbrund-

säule, die auf dem Sockel des ganzen Mauerwerks ruht, aus ihnen hervor; auf der entgegengesetzten Seite entspricht ihr ein eckiger Ansatz. Jede der vier Seiten des Kreuzganges zeigt sechs Kreuzgewölbe, dadurch gebildet, daß von den zierlich gearbeiteten Capitälen dieser Bogenscheiden nach der gegenüberstehenden Mauer rundbogige Gurte sich hinüberschwingen. An der Mauer selbst laufen jenen Bogenfeldern entsprechende Bogenstellungen hin, an denen da, wo sie sich berühren, über den Pfeilern sowohl inwendig im Kreuzgange als nach außen gegen das Kreuzgärtlein, Menschen- und Thierköpfe angebracht sind. Besonders treten auf der Südostseite vier große Thierbilder in halber Figur hervor. Auch über den Pfeilern zwischen den kleinern Bogen bemerken wir theils größere Thier-, theils Menschenköpfe, von denen diese bald einzeln, bald gruppenweise erscheinen, und Männern, Frauen und Kindern angehören. Die meisten zeichnen sich durch reiche Haarlocken aus, andere tragen einen Helm oder einen bronzeartigen Hauptschmuck. Auch ganze Figuren kommen vor, von denen eine leider verstümmelte lebhaft an die berühmte, unter dem Namen Dornauszieher (Spinarius) bekannte Antike erinnert.

Phantastischer und seltsamer noch sind die feinausgearbeiteten kleinen Basreliefs. Sie finden sich sowohl auf der innern Seite der Bogenscheiden, von denen mehrere, beiläufig bemerkt, mit zwei auf kleinern Säulchen ruhenden Bogenstellungen verziert sind, als auch an den Zwischenpfeilern dicht unter dem rings herumlaufenden, in seinen Ornamenten vielfach abwechselnden Kranze.

In unserer Zeit, wo trotz vielfacher Mahnungen so viele kostbare Reste des Mittelalters spurlos verschwinden, muß man es der Stadt Zürich zum Verdienst anrechnen, daß sie den Kreuzgang ihres Großmünsterstifts sorgfältig erhalten hat. Zwar schien derselbe einmal bedroht werden zu sollen, als vor etwa zehn Jahren das Stiftshaus in eine großartige Mädchenschule umgewandelt wurde, aber schon hatte die eifrige antiquarische Gesellschaft durch ihre Veröffentlichungen und bildlichen Darstellungen des Großmünsters (Mittheil., Bd. 1, Heft 4, 5 und 6, Bd. 2, Heft 14) die allgemeine Aufmerksamkeit auf den herrlichen und merkwürdigen Kreuzgang gezogen. Und so steht denn dieser für immer gesichert im Innern des schönen Gebäudes da. Stündlich zugänglich, kann ihn der fremde Kunstfreund um so mehr mit Ruhe und vollständigem Genuß studiren, als kein auf seine Entfernung harrender Wärter mit dem Schlüssel in der Hand seinen Schritten folgt und die phantastischen Bilder in alberner Weise zu erklären strebt.

Ei blot til Lyst.

Von

Edmund Zoller.

„Ei blot til Lyst" — Nicht bloß zum Vergnügen — diese schöne Inschrift, welche das Proscenium des königlichen Theaters zu Kopenhagen schmückt, deutet den hohen Standpunkt an, welchen unsere nordischen Nachbarn der dramatischen Kunst angewiesen. Muß diese Inschrift uns nicht, wenn wir die Hand auf's Herz legen wollen, tief beschämen? Wo wäre bei uns das Publicum, das von sich sagen dürfte, daß es mehr als eine angenehme Unterhaltung, einen erheiternden Zeitvertreib, eine erlaubte Erholung im Theater suche? Wo das Publicum, das sich über die Aufgabe der Bühne Rechenschaft gäbe und klar wäre? Wo das Publicum, das an den Dichter und dramatischen Künstler eine höhere Forderung stellte, als daß sie ihm einige Stunden der Muße durch spannende Scenen oder heitere Scherze verkürzen? Und sich selbst gegenüber glaubt dieses Publicum Genüge gethan zu haben, wenn es seinen Abend auf den rothen Stühlen, statt hinter den Wirthstischen und Theekesseln zubringt. Es rechnet sich fortan zur geistigen Elite und glaubt, ein Wort mehr als Andere mitsprechen zu dürfen, wenn es sich um die Schätze unserer Literatur und Kunst handelt. Man glaubt den Genuß erschöpft zu haben, den das Theater zu bieten im Stande ist, wenn das Trauerspiel unsere Nerven erschüttert, das Schauspiel uns gerührt, das Lustspiel die Lachmuskeln in Bewegung erhalten, die Oper mit leicht nachzulallenden Melodien unserm Ohre geschmeichelt und das Ballet unsere Frivolität wachgerufen. Sie begreifen nicht, sagt Hotho, was für einer andern Cultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse

zu erheben. Dem gewöhnlichen Bewußtsein ist Alles nur Einzelnes, Empirisches: es vermag nicht den rothen Faden, der sich hindurchzieht und den der göttliche Funke entzündet, zu entdecken. Dazu bedürfte es freilich der Anerkennung der Kunst als der höchsten Emanation des Geistes, einer innigen Sammlung und Vertiefung und des ernstlichen Willens, nicht bloß an der Oberfläche sich zu ergötzen, sondern den Kern herauszuschälen. Wo aber finden wir die Erkenntniß, welche Stellung die Kunst in der Sphäre der geistigen Thätigkeit einnimmt? Wo finden wir, kann man weiter fragen, heutigen Tages im Großen und Ganzen bei der Zerstreuung der Interessen und der Flüchtigkeit des Anschauens noch eine Ehrfurcht der Seele und des Auges? Wer hat irgend Lust, seine beschränkte Persönlichkeit, und wäre sie auch noch so unbedeutend, hinzugeben, um ein Kunstwerk, und wäre es auch das unvergänglichste, ganz in sich aufzunehmen? Wo endlich ist mehr als ein flüchtiges Interesse an der glänzenden Außenseite in den objectiven Künsten, an dem Wohlklang und dem Prunk des Tones und der Worte in den subjectiven? Ist doch die Kunst in unserer Zeit für die Meisten nichts Anderes, als eine Abspannung von Arbeit und Mühe, eine Zerstreuung bei Kummer und Sorge, ein Vergnügen, um deswillen wir uns nicht über unsere angewöhnten Vorstellungen, unsere Altklugheit und Vorurtheile der Mode hinausheben wollen, sondern das uns umgekehrt nur dann genießbar wird, wenn wir ganz in der Bequemlichkeit unserer particulären Ansicht und Sinnesart verbleiben dürfen. Mit der Ehrfurcht aber geht die Sammlung verloren, das Große zu fassen und die Tiefe zu ergründen, und der Genuß der Freude an der schimmernden Außenseite geht als ein flüchtiger, bloß stoffartiger, dem als Interesse der sittliche Hintergrund fehlt, zu rasch vorüber, um den Nachklang im Grunde des Gemüthes zurückzulassen, den das Schöne, wo es wirklich in seiner vollen Bedeutung erfaßt wird, wecken muß. Diese flüchtige Anschauung, dieses oberflächliche Interesse, diese naive Neugierde, welcher die moderne Kunst nur gar zu willfährig zu Gefallen lebt und zu gefallen strebt, muß einem tiefern Eingehen, einem liebevollern Hingeben, einem gereiftern Interesse weichen, wenn die Kunst im Bewußtsein auf die Höhe gehoben werden soll, die ihr als göttlicher Emanation gebührt, wenn sie fortan nicht länger als dienende Magd der Unterhaltung, als müßige Zerstreuung in verlorenen Stunden, als momentaner Reiz für erschlaffte Gemüther und Geister vegetiren soll. „Ei blot til Lyst“ — diese Mahnung muß zur Wahrheit werden, wenn wir die Kunst des Dramas nicht immer tiefer sinken sehen wollen.

Die meisten Menschen freilich, die sich bislang ganz angenehme Stunden durch die Kunst verschafft, die ihren Blick an den schönen Formen der Werke des Baumeisters, Bildhauers, Malers geweidet, die ihr Ohr an den Klängen der Musik ergötzt, die sich durch die Worte der Poesie und die Kunst dramatischer Darstellung erschüttern und erheitern ließen — werden Zeter schreien über unsere Anmaßung, werden behaupten, wir wollten ihnen den Genuß stören, oder werden gar unsern Rigorismus verspotten, der die bunten Schöpfungen der Phantasie, das anmuthige Spiel schöner Formen, die sprudelnden Ergüsse begeisterungstrunkener Gemüther in die Zwangsjacke philosophischer Anforderungen spannen wolle. Wir geben zu, es hat den peinlichen Anschein, als werde mit unsern Postulaten an das Publicum die naive Freude am Schönen gestört, die heitere Anschauung getrübt und die Wärme der unmittelbaren und ungebrochenen Empfindung durch die Strenge philosophischen Denkens abgekühlt. Aber Niemand will das weniger als wir. Im Gegentheil müssen wir die frische Empfänglichkeit, die offene ungeschmälerte Hingabe, die Freude am Schönen als die Basis den Gemüthern erhalten wünschen, um darauf aufbauen zu können: aber wir dürfen nicht bei der Rohheit des Empirismus — denn das ist diese Naivetät — stehen bleiben, sondern im Interesse der Empfangenden wie der Gebenden, des Publicums wie der Künstler, müssen wir ein liebevolleres Eingehen, eine tiefere Theilnahme, einen energischern Willen, das Wesen und die Gründe der Kunst zu erforschen, kurz den vollen Glauben an die göttliche Mission der Kunst, Ehrfurcht und Sammlung vor ihren Werken, und das Vertrauen fordern, daß das zuerst verborgene und verschlossene Wesen derselben keine Kraft habe, die dem Muthe des Erkennens Widerstand leisten könne, sondern

daß es sich vor ihm aufthun, seinen Reichthum und seine Schätze vor ihm entfalten und ihm zu Genusse geben müsse. Dazu bedarf es bloß der Liebe und des Willens und daran wird es doch keinem von uns fehlen. Das ist der Punkt, auf den Hotho's Wort uns führt. Diese „andere Cultur" ist die sittliche Vertiefung, das Erfassen der Gründe und das Begreifen der Aufgabe und Gesetze der Kunst. Erst wenn wir auf diesem Standpunkte stehen, werden wir den wahren Kunstgenuß haben.

Was geht mich der wahre Kunstgenuß an, wirft uns die profane Alltäglichkeit ein: ich habe Genuß genug, wenn mich die Producte der Kunst unterhalten. Dagegen läßt sich freilich wenig sagen, denn wer sich selbst auf die tiefste Stufe der Bildung stellt, mit dem ist nicht zu streiten, weil er nicht einsehen wird, daß er sich in den höhern Sphären freier, klarer, gehobener fühlen muß: wer in einem dumpfen Erdgeschosse sich wohl befindet, dem ist schwer begreiflich zu machen, daß die frische Luft, die man oben athmet, gesunder, herzerweiternder, geiststärkender sei, und der Blick sich an der Aussicht auf Grün und Blau erquicken müsse. Vegetiren und leben sind zweierlei Dinge. Aber die Masse derer, die ein Höheres wollen, die der wahren Bildung Stufen zu erklimmen der Mühe werth achten, die nach jener „andern Cultur" streben, welche erst den wahren Kunstgenuß gibt, die Masse dieser kann doch nicht so klein sein, und ist nicht so klein, als wir auf den ersten Blick glauben. Freilich unsere prosaische Zeit drückt mit ihrer Nüchternheit jede Begeisterung, jedes Wollen, das über die Alltäglichkeit und gemeine Nützlichkeit hinausgeht, zu Boden. Innere Kränklichkeit des Gemüthes, Nervenverstimmung des Geistes, scheue Kleinheit der Leidenschaft, Mangel an Energie und Selbständigkeit des Charakters, in sich verhauste Selbstsucht und erbärmliche Eitelkeit, Besserwissen bei Mattheit der Theilnahme und Erhebung, preciös bedingende Begeisterung, hochmüthige Frömmelei und prüde Moral — das sind allerdings die Factoren unserer Gegenwart. Allein es gibt doch immer noch unverdorbene empfängliche Gemüther, die für das, was sich darüber erhebt, nicht gleich mit einem Achselzucken zur Hand sind, sondern sich die Prosa abzustreifen das Bedürfniß fühlen. Für diese bedarf es bloß einer Handhabe, einer Hinweisung, und sie werden den rechten Weg zu jener „andern Cultur" leicht finden, denn er ist leicht zu finden, wenn man nur Energie, Gleichgiltigkeit gegen das Urtheil der Gewöhnlichkeit und Ehrfurcht vor dem Göttlichen im Menschlichen bethätigt.

Und der Genuß wird nicht vergällt durch dieses Wollen, sondern gesteigert, gehoben, gekräftigt; aus der momentanen Befriedigung wird ein dauernder Lebensgenuß, eine Lebensfreudigkeit und ein Lebensmuth, wie er dem unbewußt Genießenden niemals daraus erwachsen konnte.

Diese allgemeinen Bemerkungen haben aber nirgends mehr Geltung und höhere Bedeutung, als in der dramatischen Kunst. Die größere Masse läßt sich hier einfach an dem, was in die Augen springt, genügen; sie fragt nicht nach den Intentionen des Dichters, nicht nach dem Gedankengehalt des dramatischen Werkes, nicht nach den Grundmächten, die sich im Drama bewegen, nicht nach dem, was siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, und was uns, Versöhnung wirkend, die tröstende Gewißheit des ewig unvergänglichen göttlichen Funkens im Menschen gibt. Dies ist der Springpunkt, auf den unsere Diatribe hinzielt. Der Gegensatz der beiden verschiedenen Classen der Kunstgenießenden kann nicht leicht schöner und klarer aufgezeigt werden, als dies von unserm Freunde K. Feldmann von Gotha an dem Beispiel von Shakspeare's Romeo und Julie geschehen ist. „Romeo," sagt er, „ist der Gewöhnlichkeit von je rührend gewesen; er versetzt sie in die kurze Sommerzeit, wo sie geistig gewesen, und sie erinnert sich dessen, was sie lange vergessen, daß sie nach der kurzen Sommerzeit der Liebe das Schwere einer Vereinigung der Kräfte von Verstand und Gemüth für eine Unmöglichkeit nehmend, der letztern Kraft entsagt und der erstern sich in die Arme geworfen habe, wie ein Trunkener. Der Geistige, Hochgestimmte, in welchem der Widerspruch der verschiedenen Kräfte nicht existirt, weil er sie eins in Gott, Gott in sich selbst und darum die Kräfte auch eins in sich selbst weiß, der wird durch den tragischen Gang und Schluß des Dramas hoch gehoben, und heiter und versöhnt segnet er die Gestorbenen, die durch ihren Tod den herrlichsten Triumph über die niedrige Welt des

Rechts, der Herrschaft, des Vorurtheils für ihn errungen haben. Der Gewöhnliche aber, der sich aufgegeben hat, weint fast immer bei diesem Stücke; an dieser ungeheuren Hingebung aller Kräfte für die Idee wird ihm wieder offenbar, daß es doch ein schöner Traum gewesen und er weint. Und wenn er nach Hause gekommen, ist er wieder Philister und er nennt die Liebe, die er früher eine Einbildung genannt, jetzt eine schöne Einbildung, die ein Jeder einmal haben müsse, und dünkt sich wunder stark, daß er verzichtet hat." Auf diesem Standpunkte wird freilich der Theil des Publicums beharren, dem es um nichts, als die Fabel des Stückes zu thun, dem das Drama nichts als ein in Scene gesetzter, sich drastisch abspielender Roman ist, und der nach Hut und Mantel greift, sobald in Handlung oder Wort die angenehme herzerleichternde Gewißheit liegt, daß die Liebenden verbunden werden, Eltern und Kinder sich versöhnen, oder sobald er sieht, daß dem Helden nicht mehr zu helfen und Mord und Todtschlag unausbleiblich sind. Ganz abgesehen davon, daß man dem Dichter das unverzeihlichste Unrecht thut, wenn man seiner Exposition keine Aufmerksamkeit schenkt, der Lösung des Kampfes und endlichen Versöhnung der streitenden Mächte den Rücken kehrt, vergällt man sich selbst den Genuß, indem man ihn einerseits zu einem momentanen herabsetzt, der keinen Nachklang in unserm Gemüthe hinterläßt, andererseits grade das Wesentliche über dem relativ Unwesentlichen versäumt, die siegreiche Wahrheit über der Einkleidung. Denn das Interesse der „Gewöhnlichkeit" am Drama ist nur scheinbar ein Interesse am Stoff; den eigentlichen Stoff bildet für sie die Fabel, die Erzählung, die für sie Grundlage des Dramas ist, nicht aber, wie für den Geistigen, Hochgestimmten der Kern, die sittliche Wahrheit, die sich von der Kunst des Dramas den Leib geborgt. Um jene zunächst handelt es sich, jene allein vermögen uns ein mehr als flüchtiges Interesse einzuflößen für die dramatische Poesie, jene allein stellen die Kunst auf den hohen Standpunkt, den sie einnimmt. Die Form ist allerdings in der Kunst nicht unwichtig, da das Schöne ein Scheinen ist, aber die Gewöhnlichkeit erhebt sie zur Hauptsache, zu dem, um was es sich handle. Die Form aber ist nur das Gefäß, in das sich die Idee ergießt, der Leib, in den sich der Geist hüllt, die silberne Schale für die goldene Frucht. Die „Gewöhnlichkeit" hängt nur an der silbernen Schale, ohne zu fragen, ob diese nicht noch etwas Kostbareres verschließe. Wenn's hoch kommt, gibt sie sich gar die Miene des Moralisten, der der Kunst den größten Respect zu bezeugen glaubt, wenn er ihr zugesteht, daß sie zu bessern, Sitten zu predigen im Stande sei. Aber dies ist nicht erste und nächste Aufgabe der Kunst; sie soll, wie Rötscher sagt, nicht Moral predigen, ja sie gibt in dem Momente ihre Demission als Kunst, wo sie das Katheder betritt, um Moral zu lehren, sie muß vielmehr nur die Keime einer dramatischen Lebensansicht entwickeln, die man in sich aufnehmen kann.

Der „Gewöhnlichkeit" zu zeigen, welch' anderer Cultur es bedarf, um den höchsten, nachhaltigsten Genuß aus der Kunst zu empfangen, ihr nachzuweisen, daß sie an dem Aeußern, statt an dem Kern sich zu ergötzen gewöhnt habe, wie grade aber durch das Gegentheil nur die Kunst den erhellenden, erwärmenden und erheiternden Lichtstrahl in das Leben zu werfen im Stande sei, — das ist die Aufgabe unserer sogenannten Kritik, und wären wir in diesem erhabenen und erhebenden Zwecke einig, hielten wir den Genießenden tagtäglich vor, wie viel größern Genuß sie hätten, wenn sie ihr Interesse an der dramatischen Kunst vertiefen wollten, es stände lange nicht mehr so schlecht, als es nun steht. So aber, wie die Kritik heutzutage ihre Aufgabe erfaßt, konnte Rahel mit Recht sagen: „Mich ekeln die Zeitungskritiken an; es ist das Schlechteste, das wir haben, das Schlechteste in Deutschland überhaupt." Die Kritik muß, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfaßt, stets und überall auf den tiefern Gehalt, auf den Kern, auf die sittliche Idee, die den Schöpfungen der dramatischen Poesie zu Grunde liegt, hinweisen und zeigen, daß es sich nicht bloß um ein Spiel der Laune, um willkürliche Schöpfungen der Phantasie, um bunt zur Unterhaltung aneinandergereihte Zufälle handle. Dadurch wird sie zur Achtung vor der Bühne und zur Erhöhung des Genusses durch die dramatische Poesie beitragen.

Einer der edelsten Geister unserer Nation, ein Mann, den wir gern als den Typus

der Sittlichkeit auffassen, Fr. Schiller, hat in seinen Schriften einen Aufsatz hinterlassen, der uns, die wir auf die Liebe zu dem großen Dichter uns gern so viel zu Gute thun, stets als ernste Mahnung an Ohr und Herz klingen sollte. „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet," ist dieser Aufsatz betitelt, auf den wir hier nachdrücklich hingewiesen haben wollen. Man wird uns sogleich einwerfen, um uns mit unsern eigenen Worten zu schlagen, daß wir ja selbst gesagt, die Bühne solle nicht Moral predigen, also könnten wir uns nicht mit Schiller auf einen Standpunkt stellen. Wir leugnen nicht, daß unsere Forderungen über die Schiller'schen hinausgehen, weil diese zu stoffartig, zu absichtlich, zu unmittelbar sind. Die Aesthetik hat seit Schiller die wesentlichsten Fortschritte gemacht. Dennoch bleibt es immerhin nicht nur interessant, sondern wichtig und bedeutsam, wie er die Wirkung der Bühne aufgefaßt, und ein kurzer Ueberblick wird hier ganz am Orte sein. Schiller fordert, von vornherein der Bühne die höchste Aufgabe stellend, daß sie mit der Religion und den Gesetzen Hand in Hand gehe, wodurch auch für die beiden letztern der höchste Nutzen erwachse, da die Bühne durch Anschauung und lebendige Gegenwart die mächtigsten Eindrücke erziele. Die Gerichtsbarkeit der Bühne beginne da, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endige. Wo die Arme der Obrigkeit gebunden seien, übernehme die Schaubühne Schwert und Wage und reiße die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Ja, die Bühne wirke tiefer und dauernder als Moral und Gesetze; sie gehe durch die Macht der sichtbaren Darstellung über diese hinaus, indem sie tausend Laster, die jene ungestraft dulden, strafe, tausend Tugenden, wovon jene schweigen, von der Bühne empfehle. „Mit welch' herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welch' göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung auf." Eben so häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab; und nicht bloß die Laster, sondern, was in der Welt eben so viel Unheil anrichtet, die Thorheit. „Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unsere Empfindlichkeit schont und den schuldigen Thoren nicht wissen will." Damit nicht genug; die Bühne, meint Schiller, sei mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staates eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Diese Bedeutung der Bühne, namentlich auch für die Jugend, wurde im vorigen Jahrhundert besonders premirt (Schink, dramat. Fragm., Bd. 2, S. 479). Und selbst wenn Schiller die unmittelbare Wirkung der Schaubühne als zweifelhaft zugeben würde, wozu er sich schwer oder gar nicht entschließen könnte, wie unendlich viel bliebe ihm noch! Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? Und nicht bloß auf Menschen und Menschencharaktere, auch auf Schicksale macht uns die Bühne aufmerksam; sie lehrt uns die Kunst, sie zu ertragen, lehrt uns gerechter gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoller über ihn richten. Eine merkwürdige Classe von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie selten oder nie hören — die Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen. So groß und vielfach das Verdienst der Bühne um die sittliche Bildung ist, kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Richtigere Begriffe, geläutertere Grundsätze, feinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes. Ja, Schiller will sogar die Oberhäupter und Vormünder des Staates von der Bühne aus die Meinungen des Volkes über Regierung und Regenten zurechtweisen lassen. Zuletzt aber, als eines der wichtigsten Momente, zeigt er den großen Einfluß, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben müßte, indem er wünscht, daß ein Hauptzug in allen Stücken herrschte, und die Dichter einen festen Bund zu diesem Endzweck errichteten. Griechenland bietet ihm hierfür Typus und Vorbild. Aber auch abgesehen von diesen hohen Zwecken der Bühne, glaubt Schiller, daß sie schon dann ein Verdienst habe, wenn man sie nur als Mittel zur Unterhaltung betrachte, — denn von allen Erfindungen des Luxus (sic!) und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzung verdiene sie den Vorzug. Vergnügen gatte sich mit Unterricht, Ruhe mit

Anstrengung, Kurzweil mit Bildung. Jeder Einzelne, schließt Schiller seine schöne Diatribe, genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen und seine Brust gibt nur einer Empfindung Raum, es ist die: ein Mensch zu sein. Und hätten die Worte des Dichters auch keine andere Wirkung, als daß sie uns in die Augen springen machten, welch' wichtige Sache es um das Theater sei, so hätte die viel genannte, wenig gekannte Abhandlung ihre Mission zum größten Theile schon erfüllt.

Haben wir es dem empfänglichen Sinne nahe gerückt, wie viel höher die Kunst und vorzüglich die Bühne stehe, als es der „Gewöhnlichkeit" erscheinen will, hat der Bildungsfähige uns auf Treu und Glauben eingeräumt, daß es sich bei der dramatischen Kunst um etwas mehr, als um einen augenblicklichen Zeitvertreib, eine angenehme Erholung von der Folter der Geschäfte handle, daß sie vielmehr frisches Lebensblut in seine Adern führen, Herz und Geist stärken, den Blick in die Weltordnung erweitern und die Gewißheit des Sieges der Idee, die uns in den Stürmen des Lebens allein aufrecht erhalten kann, geben solle und müsse, so werden wir ihm den Beweis für all' das zu liefern schuldig sein.

Das Drama, welches die Bühne zur Darstellung bringt, hat sich im Laufe der Zeiten aus der einfachen Scheidung des Alterthums — in Tragödie und Komödie — in viele Unterarten verzweigt. Das Schauspiel schob sich zwischen Trauerspiel und Lustspiel; an letzteres schloß sich der derbere Auswuchs, die Posse; durch die Ausbildung der Mimik entstand das Ballet und durch den Hinzutritt von Musik zum Drama die Oper, die sich wieder in ernste und komische schied. Hat die Oper die Bedingungen des Dramas erfüllt, so fällt sie für unsere Charakteristik mit diesem zusammen. Das Ballet bleibt immerhin eine beschränkte dramatische Form und kommt daher kaum für uns in Betracht; seine Aufgabe haben wir früher in Rötscher's Jahrbüchern dargelegt. Schauspiel und Posse werden als Beiläufer im Verlaufe der Sache berührt werden. Es handelt sich uns somit zunächst nur um die beiden Grundgattungen des Dramas — die Tragödie und das Lustspiel — an deren Bedeutung sich die übrigen Gattungen spiegeln und überzeugen mögen, wie viel Berechtigung sie in diesem Kreise beanspruchen können.

Das Tragische und Komische sind, wie die neuere Aesthetik nachgewiesen, die höchsten Formen des Schönen. Es erscheint in ihnen der innerste Gehalt des Menschenlebens. Keine Gattung der Kunst bildet aber das Tragische und Komische so tief aus als das Drama, und so ist es unbedingt die Spitze im Gebiete des Aesthetischen. „Jedes dramatische Kunstwerk gibt durch die Anschauung von Verbrechen und Thorheit in der einzelnen Handlung und von derselben unabgetrennt, in offener Darlegung oder geheimem Verweben, die Gegenwart jener ewigen Gerechtigkeit und göttlichen Weltordnung kund, die siegreich durch alles menschliche Vollbringen hindurchwirkt." Damit ist die Aufgabe der beiden Formen des Dramas aufgezeigt.

Den Grund der Tragödie bildet ein sittlicher Conflict, der Kampf zweier sittlichen Mächte, welcher dadurch entsteht, daß der Mittelpunkt des Dramas, der Held, ein sittliches Princip, eine Leidenschaft zu seinem Pathos erhebt, von ihm sich ganz erfüllen läßt, es aber eben durch dieses Ganzdarinaufgehen aus der harmonischen Totalität aller sittlichen Ideen herausreißt, es zu einem einseitigen macht; in dieser Einseitigkeit liegt sein Unrecht. Ueberdies erleidet dieses Pathos durch die Mängel und Beschränktheit des Helden eine Verunreinigung. Durch die Fixirung des einzelnen Pathos und das Erheben desselben über alle andern muß es nothwendig mit andern wesentlichen Momenten der absolut sittlichen Idee in Widerspruch gerathen. Das ist der Conflict; denn eine andere Person oder der Träger des andern sittlichen Gesetzes steht ihm mit derselben Berechtigung gegenüber, hat aber, als gleichfalls einseitig, nicht minder Unrecht. Beide natürlich leiden unter ihrer Einseitigkeit; aber das Recht des einen Kämpfers tritt in ein helleres Licht, je tiefer der andere leidet und zwar ist der Erstere immer der Vertreter der gemeinen Lebensordnung und Gesetzmäßigkeit, während der Leidende und scheinbar Unterliegende der Vorkämpfer der Selbständigkeit ist, das Kühne und Außerordentliche vertritt und die Schranken, die der bloße Verstand gesetzt hat, durchbricht. Dieser Störung der Weltordnung muß die

Strafe auf der Ferse folgen; der Held leidet, indem er unterliegt, aber der Vertreter jener gesetzmäßigen Weltordnung büßt durch schmerzliches Ueberleben. „Alle büßen," sagt deshalb mit Recht der Prinz in Romeo und Julie. In der Komödie tritt uns das Leben als das verschwindende, eitle, nichtige entgegen, während in der Tragödie das Leben als das Wesentliche betrachtet wird. Auch für die Komödie ist die Collision zweier Willen nothwendig; zwei Charaktere, die ihre bestimmten Zwecke haben, stoßen in der Durchsetzung derselben zusammen, wodurch sich die Verwicklung entspinnt. Aber die Conflicte sind nicht so tiefer, zerstörender Art wie in der Tragödie, der Zusammenstoß ist nicht so heftig, daß einer der beiden Träger untergehen müßte. List und Zufall lösen durch ihre Kreuzung den Knoten, während dieser im Drama zerhauen wird. Die höchste Aufgabe des Lustspiels ist erfüllt, wenn eine verkehrte Richtung durch die Situation, in die sie der parodirende Zufall bringt, aufgelöst und die gestörte Ordnung der Dinge auf heiterm Wege wieder in's Geleise gebracht wird. Wir werden somit, wie dies Rötscher klar zusammenfaßt, im Trauerspiel durch den Anblick zerstörender, in den socialen Zuständen selbst begründeter Verbrechen und Unsittlichkeiten erschüttert, im Lustspiel aber durch die Aufdeckung der leichten Ueberkleidung, mit der die Blöße bedeckt wird, komisch befriedigt. Dies führt uns auf die Wirkung beider Formen des Dramas, auf den Nachklang in unserm Gemüthe.

Die „Gewöhnlichkeit" faßt in der Tragödie das Leiden nur als Leiden auf und leidet dadurch gleichfalls; über dieses pathologische Interesse, über diese sympathetische Theilnahme kommt sie nicht hinaus. Sie kennt nur die Trauer im Tragischen, und weiß nichts von der Erhebung, nichts von dem „beseligenden Gefühle," das sie in dem geistigen Zuschauer, dem „Hochgesinnten" hervorruft. Bricht der Kampf im Drama los, so stürmen alle Richtungen und Nüancen der Sympathie, der Liebe und des Hasses, der Hoffnung und der Sorge auf unsere Seele ein, das Gefühl wird in seinen tiefsten Gründen aufgerüttelt, und unser ganzes Innere ist in Aufruhr. Aber indem wir die Personen, an die unsere ganze Sympathie sich geheftet, unrettbar dem Untergange entgegeneilen sehen, tritt uns auch die versöhnende Idee näher und näher, daß dies Leiden die Leidenden verkläre, daß ihr Untergang die Aufhebung aller menschlichen Größe in die göttliche sei. Der Schmerz geht dadurch in sanfte Wehmuth, in die wohlthuende Gewißheit über, einer höhern Weltordnung anzugehören, der auch wir willig unsere selbstischen Wünsche und Zwecke opfern. Das Interesse für den Helden als Einzelnen wird aufgehoben und dem Ganzen eine universelle Grundlage gegeben. Die Gefühle der Furcht und des Mitleids, welche nach Aristoteles' berühmtem sechsten Capitel der Poetik durch die Tragödie gereinigt werden, verwandeln sich in die Ehrfurcht vor der Gerechtigkeit des absoluten Geistes und in das allgemein menschliche Gefühl unserer Nichtigkeit, indem wir im Untergange des Menschlichen die Gegenwart des Göttlichen nur um so strahlender wiederfinden (Vischer). — Wie kann denn aber, wird man uns im Hinblick auf eine Reihe dramatischer Charaktere, wie Richard III., Shylok, Lady Macbeth u. s. w. einwerfen, der Verbrecher diesen Eindruck machen, diese Versöhnung hervorrufen? Wir antworten: grade aus dem Verbrechen kommt uns die Sühne, denn, wie richtig bemerkt worden, es ist ein wesentlich christlicher Zug von Shakspeare, daß er, dem Aristoteles entgegen, die Verbrechercharaktere auf die Bühne eingeführt hat; nichts kann erhebender sein und einen unwankbareren Glauben an die Unsterblichkeit des Gottesfunkens in uns erwecken, als wenn wir denselben in Menschen erkennen dürfen, die nichts scheinen, als ganz und durch und durch wandelnde Laster. Es muß uns mit Muth zum sittlichen Streben erfüllen; denn es ist im schändlichsten Verbrecher, der im heftigsten Laufe allen sittlichen Einflüssen zu entrinnen sucht, das göttliche Wesen unverkennbar; im Untergang des Verbrechers tritt bei ihm selbst die Reinigung von den irdischen Schlacken ein, und der göttliche Funke springt hellleuchtend aus der häßlichen Hülle hervor; deshalb ist auch die Forderung an den dramatischen Dichter zu stellen, daß er den Verbrecher niemals ärmlich und gedrückt, sondern selbst noch im Untergange groß erscheinen lasse. — Der scheinbar unschuldig Leidende dagegen bezahlt die Gesammtschuld der Menschheit und versöhnt

durch seinen Opfertod das Endliche mit dem Unendlichen, das Diesseits mit dem Jenseits, wenn wir einen christlichen Begriff hier hereinziehen dürfen.

Mit dem Tode des Helden ist dem ästhetischen Bewußtsein noch nicht Genüge geschehen. Weshalb macht Fiesco zum Beispiel einen so unbefriedigenden Eindruck? Aus keinem andern Grunde, als weil durch den Tod des Helden die Verhältnisse durchaus keine Veränderung erleiden. „Die ganze dramatische Bewegung bietet einen resultatlosen Ausgang, eine leere Rückkehr zum ursprünglichen Zustande." Ein bloß negatives Resultat (wie hier das Scheitern der Unternehmung) gewährt keine Versöhnung. Wir müssen mehr verlangen. Und darin liegt ein weiteres Moment der Erhebung. Während der Zuschauer im Untergange des Helden nur das Endliche, Menschliche, Schlackenhafte sich auflösen, ihn gereinigt und den göttlichen Funken enthüllt strahlen sieht, muß er zugleich aus der Tragödie die Gewißheit einer nothwendigen Aenderung des bisherigen Standes der Dinge gewinnen; erst in einer neuen Ordnung kommt die Tragödie zum versöhnenden Abschluß; wir müssen von ihr mit der Aussicht auf eine Umwandlung aller Lebenssäfte scheiden.

Mög' ihr Geschlecht (wenn es Dein Will' ist, Gott!)
Die Folgezeit mit mildem Frieden segnen,
Mit lachendem Gedeih'n und heitern Tagen!
Zerbrich der Bösen Waffe, gnäd'ger Gott,
Die diese Tage möchten wiederbringen.
Getilgt ist Zwist, gestreut des Friedens Samen:
Daß er hier lange blühe, Gott, sprich Amen!

So schließt der erschütternde dritte Richard. Wir blicken von dem blutgedüngten Boden der Greuel und Verbrechen dieser „Pestbeule, in der die langgegohrene Eiterung giftig ausbricht," auf den heitern Himmel einer glücklichen Zukunft, die die Sonne des Friedens reifen wird. So scheiden wir doppelt versöhnt von dem furchtbaren Drama und begreifen das Wort des Dichters:

„Das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

Haben wir aus der Tragödie diese Sühne empfangen, haben wir uns an dem Schicksal des Helden erhoben, haben wir die beseligende Gewißheit gewonnen, daß der göttliche Funke im Menschen, das allein Wahre und Ewige, niemals untergehen kann, nur von Schlacken gereinigt, hellstrahlend und Licht verbreitend aus der irdischen Hülle, die es von sich abstreift, hervorspringt, so haben Dichter und Dichtung ihre Mission erfüllt und dem, der dies inne wird, ist die Bühne nicht mehr ein Gaukelspiel, sondern der Schauplatz, auf dem die sittlichen Mächte, die die Welt bewegen, in Kampf treten, um der Idee den Triumph zu bereiten, der uns über die Schranken des Endlichen hinaushebt und uns die Gewißheit gibt, daß wir ein Theil von Gott sind.

Haben wir der Tragödie diese hohe Bedeutung, diese Macht der Erhebung manifestirt, so wird man uns dies vielleicht einräumen; wie aber, wird man fragen, sollte die Komödie, die bislang nur durch ihr heiteres Spiel ergötzte, gleichfalls eine erhebende, der Idee einen Triumph bereitende Wirkung haben, mehr als ein Durcheinanderwürfeln von Zufällen, scherzhaften Combinationen und witzigen Pointen sein? Gewiß.

Wir müssen jedoch, ehe wir zum Lustspiel als solchem übergehen, noch einer andern dramatischen Form erwähnen, welche das romantische Ideal erzeugt hat: das Drama mit glücklichem Ausgang, das Schauspiel. Dieses ist, wie Feldmann von Gotha richtig sagt, immer eine unzulängliche dramatische Form; denn wenn das Drama seine sittliche Bedeutung darin hat, daß es den Geist über die Materie sieghaft zeigt, so kann diese Aufgabe nur in der Tragödie bis zu Ende gelöst werden; die letzte materielle Schranke, die dem Menschen droht, ist der Tod; erst wenn diesen der Geist überwunden, steht er unzweifelhaft als Sieger da. Die freiere Subjectivität des modernen Geistes läßt freilich von der schroffen Einseitigkeit ihres Pathos nach; der Zwiespalt löst sich leichter; der Zusammenstoß ist nicht letal, die Versöhnung tritt noch innerhalb der Schranken des Stückes ein. Daß dies eine schwächere Form des Dramas ist und dies in die niedern Sphären des bürgerlichen Alltagslebens herabsteigen muß, springt in die Augen. Die Wirkung des Schauspiels wird deshalb auch keine tiefe, nachhaltige sein; es wird uns nur auf Momente rühren und zum Schluß in das angenehme, behagliche Gefühl des wieder hergestellten

Gleichgewichts versetzen; ein Grund, warum unsere trostlos halbe Gegenwart an dieser Form des Dramas ihr besonderes Gefallen findet.

Dem Lustspiel ist eine andere Aufgabe gestellt; schon im Schauspiel hat die freigewordene Subjectivität des modernen Bewußtseins (von der antiken Komödie als rein politischer, müssen wir hier absehen) sich in ihrer selbstgewissen Herrschaft bewegt, aber noch immer nicht mit dem Muthe, den sie im Lustspiele bewährt. Der Hintergrund hat sich gelichtet, das absolut versöhnte heitere Gemüth tritt auf, die Nothwendigkeit schwebt nicht mehr als gewitterschwangere Wolke über den Häuptern der Handelnden, wie in der Tragödie, „das Aufspreizen der allgemeinen Wesenheit ist an das Selbst verrathen." Den Inhalt der komischen Handlung bilden drei Momente: Zweck und Charaktere, an und für sich substanzlos, widersprechen sich, das ist der Ausgangspunkt des Lustspiels, die Individuen spreizen sich machtlos zu substantiellen Zwecken auf, dadurch entsteht der Conflict; äußere Zufälle endlich führen zu Verwicklungen, die, sich in komischen Contrasten kreuzend, endlich versöhnend auflösen. Diesen Gang wird das wahre Lustspiel stets machen; nur in dem Objecte, das sie komisch behandelt, scheidet sich die Komödie. Entweder wird die Welt überhaupt durch das Lustspiel in ihren verkehrten Richtungen parodirt, oder sind es bestimmte Verhältnisse, Charaktere, Richtungen und Situationen, die der Dichter in das Bereich seiner Komik zieht. Kurz und scharf hat Rötscher die Aufgabe des Lustspiels bestimmt, wenn er sagt: „Die höhere Aufgabe des Lustspiels ist, daß es durch die Wahrheit und den Witz der Situationen oder durch das Spiel des Zufalls verkehrte Vorstellungen, verkehrte Richtungen auflöst und eine höhere Lebensansicht vor uns werden läßt. Es ist der Sieg, den das einfach Menschliche, das unverkünstelte, gesunde Herz über die Vorurtheile, Beschränktheiten und Verkehrtheiten der Welt feiert." Das Lustspiel darf sich daher auch niemals mit dem Verbrechen, dem Laster ausschließlich befassen, nur als Moment kann der Dichter es benutzen, indem er ihm seinen Widerspruch nachweist, wie z. B. dem Geizigen. Wenn wir an „Trutz wider Trutz" (Donna Diana) von Moreto erinnern, so wird sich die Wahrheit des oben aufgestellten Postulates für das Lustspiel klar manifestiren. Donna Diana hat in stolzem, von falscher Philosophie verführtem Wahne die Verschmähung der Liebe und Ehe zu ihrem Pathos, ihrem Lebensprincip erkoren. Durch eine Reihe von Zufällen und Situationen, die sich witzig durchkreuzen, durch den unbeugsamen Trotz und Widerstand des Prinzen, der sie mit ihren eigenen Waffen bekämpft, wird die verkehrte Richtung innerlich aufgelöst und die Prinzessin wirft sich, ihrer Grille entsagend, in die Arme des liebenden Mannes, in ihm ihre wahre Ergänzung suchend und findend. Also nicht bloß der schiefe Standpunkt ist überwunden, sondern es ist ein neues, das wahre Lebensprincip gewonnen. Dies ist die hohe Bedeutung des Lustspiels. Der Geist, der unter dem Drucke verkehrter Vorstellungen und Einseitigkeiten gelitten, wird von diesem Leiden durch die Bewegung der dramatischen Handlung befreit und blickt zuletzt in eine klare, heitere, reine Welt. Das Auge erweitert sich, die Seele athmet freier, der Geist hat seine Elasticität wieder. —

Das Intriguenlustspiel, eine besondere Art des Lustspiels, macht das Mittel zum Zweck; die Intrigue, durch die wir im eigentlichen, echten Lustspiel der Idee den Triumph bereiten, tritt hier selbständig und als Knotenpunkt auf; es handelt sich nur um die Gewandtheit, mit der der Dichter die Verwicklung der Situationen arrangirt, die Leichtigkeit, mit der er die Fäden des Gewirres loszulassen und an sich zu ziehen weiß; die Idee aber, die siegreich durch das Stück hindurchgeführt werden soll, läßt er sich unter den Händen entfallen, da es ihm nicht um diese, nicht um die Nothwendigkeit im Zufall, sondern einzig um den Zufall selbst und die komische Wirkung desselben zu thun ist. Der noch untergeordnetern Form des Dramas, der Posse, ist es gleichfalls wenig oder gar nicht um den Triumph der Idee zu thun, sie sucht durch das Drastische der Collisionen und Situationen, durch den derben Witz und die grobkörnige Zuthat des Mimen zu interessiren und hat sie die Lachmuskeln erschüttert, so ist ihr Zweck erfüllt.

Ist es denen, die uns bis hierher gefolgt sind, klar geworden, welch' hohe Mission das Drama — Tragödie wie Komödie — hat, so wird man uns zugeben, daß wir

sagen durften, die Bühne sei „Ei blot til Lyst," nicht bloß zum Vergnügen da, sondern sie habe eine eben so wichtige Kehrseite. Man glaube ja nicht, daß die Bühne durch diese ernste Auffassung ihren Reiz, ihre wohlthuende Anziehungskraft verliere, daß der unmittelbare Genuß aufhöre, wenn wir ihr dieses tiefere Interesse entgegenbringen. Im Gegentheil, während wir bisher in der Tragödie nur ein Leiden des Unschuldigen, oder den Untergang eines Verbrechers sahen, ohne Versöhnung und Erhebung, und am Schlusse nur das Gefühl der Empörung über die siegende Macht hatten, oder in der Komödie nur das heitere Spiel des Zufalls walten sahen, und nur die einzelne Situation, die einzelne Pointe uns erheiterte, wird uns bei der vertieften Theilnahme und Einsicht, die wir fordern und bieten, im Trauerspiel der siegreich aus dem Kampfe im Endlichen hervorgehende göttliche Geist, im Lustspiel die durch Auflösen der Thorheiten und Verkehrtheiten der bunten Welt in ihr Nichts nunmehr neugewonnene höhere Lebensansicht entgegentreten. Tragödie und Komödie werden uns nicht mehr bloß für Momente auf- und anregen, sondern ein nachhaltiges, dauerndes Gefühl des Lebensmuthes und der Lebensheiterkeit verleihen, da sie uns, wie nachgewiesen, die trostreiche, erhebende Gewißheit geben, daß das Ewige, Göttliche im Menschen nicht untergehe, sondern nur von den Schlacken des Endlichen gereinigt werde, das Verkehrte keine Kraft des Widerstandes, kein Recht des Bestehens habe, sondern sich durch sich selbst auflösen müsse.

Wenn wir an diesen Triumphen des Wahren, der sittlichen Weltordnung, der ewigen Idee über die Vorurtheile und Verkehrtheiten, über die Störungen durch den Einfluß egoistischer Zwecke, die Befangenheit in einseitigen Anschauungen, kurz über das Endliche, — wenn wir an all' diesen herrlichen Triumphen, die uns das Drama vor Augen führt, unerschüttert, unversöhnt, ungereinigt vorübergehen und glauben, es handle sich nur um eine sentimentale Rührung, um eine flüchtige Aufregung, um eine momentane Erheiterung und Zerstreuung, — wenn wir endlich nicht sittlich gehoben, gestärkt und gekräftigt durch den Sieg des Wahren über die Lüge, der Idee über Schein und Einseitigkeit, des Geistesadels und der Seelengröße über die Beschränktheit der Alltagswelt — das Theater verlassen, so sind wir nicht werth, daß uns die Sonne der Kunst bescheint.

Freilich, wenn wir ein so hohes Wissen von der Aufgabe der Bühne, eine so liebevolle, ernste Hingabe, ein so umfassendes Interesse für die Sache vom Genießenden verlangen, so müssen wir, um gerecht zu sein, von den Dichtern ein eben so ernstes Wollen, eine eben so sittliche Richtung, ein eben so lebendiges Erfülltsein von der hohen Bedeutung der Bühne — von den Theatervorständen Achtung vor dem Geiste der Kunst, planmäßiges Zuwerkegehen bei Vorführung der dramatischen Producte und rücksichtsloses Wirken im Dienste der Poesie, — von dem Schauspieler endlich Aufgehen der Persönlichkeit im Kunstwerke, sittlichen Ernst und Gewissenhaftigkeit im Dienste des Geistes fordern. Ohne diese Factoren steht der Schauspieler nicht höher als der Gaukler, der Bühnenvorstand nicht höher als der Marktschreier, der Dichter nicht höher als der Bauchredner, das Publicum auf der Stufe des Plebs. Um sich über diese Sphären emporzuschwingen, lohnte sich's wohl einer liebevollern, ernstern Theilnahme an der Bühne, damit künftig auch wir auf unsere Proscenien mit goldnen Lettern schreiben dürfen: „Ei blot til Lyst."

Literarisches.

Unter den neueren Erscheinungen auf dramatischem Gebiete verdient das bereits auf mehreren Bühnen mit großer Anerkennung dargestellte Trauerspiel „Kaiser Heinrich IV." von Karl Biedermann (Weimar, H. Böhlau), die rühmlichste Erwähnung. Daß der bekannte Verfasser den historischen Stoff in seiner ganzen Bedeutung beherrschen würde, war vorauszusehen; er hat ihn aber auch vortrefflich zur poetischen Gestaltung erhoben, und ohne der Wahrheit Abbruch zu thun, der dramatischen Wirksamkeit vollauf Genüge geleistet. Die Sprache ist markig und die Charaktere sind einfach und edel im großen Stil gehalten. Namentlich müssen wir die Art und Weise hervorheben, wie die beiden Frauengestalten, besonders die der Kaiserin, kurz aber charakteristisch in das Gewebe der Handlung verflochten sind.



Neuestes aus der Ferne.

Die Verhältnisse auf Neuseeland.

Seit etwa zwei Jahren wird auf der großen Doppelinsel Neuseeland zwischen den Eingeborenen und den Engländern gekämpft. Trotz aller Ueberlegenheit europäischer Waffen und europäischer Kriegskunst sind die Weißen nicht immer im Vortheile gewesen. Sie sind bei verschiedenen Zusammentreffen zurückgeworfen worden und haben den anstürmenden Wilden sogar Schanzen überlassen müssen. Endlich haben sie ihre Streitmacht auf 7000 Mann gebracht, Wege durch die Wälder gehauen, Armstrongkanonen und Bombengeschütze in's Treffen gebracht, wodurch das Gleichgewicht hergestellt worden ist. Augenblicklich ruhen die Waffen, allein die gegebenen Verhältnisse bieten keine Gewähr, daß der Friede erhalten bleiben wird. Die bisherigen Kämpfe wurden durch die Furcht der Eingeborenen hervorgerufen, nach und nach aus allem Besitz verdrängt zu werden. Als englische Ansiedler sich einmal eingenistet hatten, war es bald um die besten Ländereien der vereinzelten, unter sich verfeindeten Maoris geschehen. Es fanden sich immer Einzelne unter denselben, welche um ein Weniges ihre Ansprüche auf Grund und Boden abtraten. Um dem ein Ende zu machen, schlossen die Wilden unter sich einen Bund, gaben sich eine Regierung und wählten einen König, von dessen Einwilligung die Gültigkeit jedes Länderverkaufes abhängig gemacht wurde. Kamen nun noch Verträge über Grundbesitz vor, so verweigerte der König seine Zustimmung, und daraus sind die Streitigkeiten und Kriege entstanden. Die nächste Veranlassung gab ein Landverkauf in der Provinz Tavanaki auf der Südwestküste der Nordinsel, der von Potatau II., dem Sohn und Nachfolger des ersten Königs, verworfen wurde.

Unter den Engländern auf Neuseeland gibt es zwei Parteien, eine kriegerische und eine friedliche. Die letztere hat neuerdings im Colonialparlament die Mehrheit erlangt und einen Ministerwechsel erzwungen. In England ist in der Person Sir George Grey's ein neuer Statthalter ernannt worden, der sich bereits auf dem Wege befindet, während Oberst Browne, der bisherige Führer der Kriegspartei, nach Tasmanien versetzt wird. Trotz dieses augenblicklichen Umschwungs und obgleich die Ansiedler bedeutet worden sind, daß sie die Kosten eines künftigen Krieges aus eigener Tasche zu bezahlen haben, werden die Dinge den gewöhnlichen Verlauf nehmen. Die Colonisirung wird in's Innere vordringen, ohne sich durch Grundeigenthumsrechte von Wilden abhalten zu lassen. Den Gegenbemühungen der Friedenspartei schadet der Umstand, daß sie selbst in früherer Zeit sich desselben Verfahrens schuldig gemacht hat, das sie jetzt an ihren Gegnern tadelt. Ihre Führer sind Glaubensboten, und diese klugen geistlichen Herren haben im Laufe der Zeit ein sehr beträchtliches Grundeigenthum an sich gebracht. Laut einer Bekanntmachung der Auckland Gazette, der neuseeländischen Regierungszeitung, besaßen im Jahre 1846 fünfundzwanzig Mitglieder der Missionsgesellschaft 196,840 Acker Land. Der übergroße Grundbesitz der Kirche trägt mit Schuld daran, daß die einströmenden Ansiedler, denen von ihren geistlichen Mit-

bürgern so viel des fruchtbarsten und bestgelegenen Bodens vorweggenommen worden war, die Wilden weiter und weiter zurückgedrängt haben.

Die Engländer in Japan.

Die letzten Nachrichten aus Japan melden von einem Angriff auf die englische Gesandtschaft. Zwei Mitglieder, Oliphant und Morrison, sind dabei nicht ungefährlich verwundet worden (16. Juli 1861). Man schreibt den Angriff der altjapanischen Partei zu, und gewiß mit Recht, da die Regierung und die japanische Bevölkerung überhaupt den Fremden günstig gesinnt sind. Der englische Gesandte, Rutherford Alcock, erhielt davon den besten Beweis, als er vom 1. Juni bis zum 3. Juli 1861 eine Reise im Innern machte. Er hatte den Zweck, für die nächste Londoner Ausstellung eine Sammlung japanischer Kunst- und Industriegegenstände zusammenzubringen. Er verschaffte sich dreißig große Kisten mit Porcellan-, Bronze- und Lackwaaren, den drei Hauptartikeln der Japaner, mit Schnitzereien in Holz und Elfenbein, Seidenstoffen und andern Geweben, Büchern, Gemälden, Spielwaaren, Nachahmungen von Leder, optischen Instrumenten und Naturerzeugnissen. Alcock und seine Begleiter waren von den Naturschönheiten der durchwanderten Gegenden, der Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft der Japaner entzückt. Die Stadt Osaka und deren Hafen Hiogo lernten sie als die eigentlichen Handelsmittelpunkte Japans kennen. Osaka ist eine ungeheure, von großen Canälen durchschnittene Stadt. Ihre Gebäude, ihre unzähligen Brücken, ihre Verkaufsläden haben das Gepräge des Prächtigen und Geschmackvollen. Hiogo ist nicht ganz fünf deutsche Meilen von der Stadt entfernt, und neben diesen beiden Orten erscheinen Nagasaki und Jokuhama als unbedeutend. Drei Tage nach Alcock's Rückkunft von dieser Reise fand der Anfall auf die englische Gesandtschaft statt.

Die Expedition auf dem Jant se Kiang.

Im Septemberhefte 1861 berichteten wir von dem kühnen Versuche einiger Engländer, durch das Innere von China und über Tübet nach Indien zu gehen. Konnten wir damals, auf den Mittheilungen der Reisenden fußend, ihr Unternehmen als ein hoffnungsvolles darstellen, so müssen wir jetzt von dem Scheitern desselben erzählen. Die Reisegesellschaft ist am 23. Juli nach Shanghai zurückgekehrt. Ihr Aufenthalt im Innern des Landes hat etwa vier Monate gedauert, und wir dürfen daher, wenn das Ziel auch nicht erreicht worden ist, auf verschiedene interessante Nachrichten rechnen. Der äußerste Punkt, zu dem die Engländer gelangten, war Sui-tschu. Die Stadt war von den Mingleuten belagert und die Botsleute der Engländer verweigerten den Gehorsam. Die ganze Umgegend war so in voller Bewegung, daß der Gedanke an die Weiterreise aufgegeben werden mußte. Ein dreitägiger Aufenthalt in der Nähe der Stadt überzeugte die Engländer davon. In diese selbst gelangten sie nicht, weil sie sich nicht in Körben über die hohen Festungsmauern ziehen lassen wollten. Der Statthalter, an den sie Empfehlungsbriefe hatten, konnte ihnen wegen der Belagerer die Thore nicht öffnen lassen. Als eine Merkwürdigkeit echt chinesischer Art verdient hervorgehoben zu werden, daß in dieser fernen Provinz kein Mensch von dem Frieden von Peking etwas wußte. Das Gerücht, daß die Fremden in einer Schlacht den Sieg davongetragen hätten, war nach Sui-tschu gedrungen, aber Niemand glaubte daran.

Die Manytsch-Niederung.

Untersuchungen, die mehrere Jahre hinter einander von Bergsträßer und Andern angestellt wurden, erweckten die Hoffnung, daß es möglich sein werde, mittelst der Flüsse Manytsch und Kuma eine Wasserverbindung zwischen dem Schwarzen und dem Caspischen Meere herzustellen. Man hielt das Unternehmen nicht einmal für schwierig oder kostspielig, denn allem Anscheine nach handelte es sich blos darum, die Seitenschluchten, in die das dem Manytsch in ungeheurer Masse zuströmende Frühlingswasser sich größtentheils verläuft, abzudämmen und einige der bereits vorhandenen Seen zu Wasserreservebecken zu erweitern, um dem Manytsch und der Kuma, in die der erstgenannte Fluß mündet, eine für das ganze Jahr hinreichende Wassermenge zu sichern. Diese Erwartungen sind indessen viel zu sanguinisch gewesen. Neuere Reisen und Untersuchungen haben gezeigt, daß eine alle Zeit schiffbare Straße von Meer zu Meer

auf lange hin eine Unmöglichkeit ist. Sie existirte früher und wurde noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts benutzt. Man fuhr aus dem Caspischen Meere in die Kuma ein, gelangte aus dieser in den östlichen Arm des Manytsch, dann in den westlichen Arm des Flusses und kam so in den Don. Damals waren sowohl der Manytsch und die Kuma als ihre Nebenflüsse sehr wasserreich, aber vor etwa achtzig Jahren siedelten sich russische Landleute in den Quellgebieten an und rotteten die Urwälder aus. In Folge dessen sind die Kuma, der Manytsch, der große Ingorlick, der Kara-us und alle übrigen Flüsse wasserarm geworden. Die großen Wassermengen der Schneeschmelze durch Dämme und Aufstauungen zurückzuhalten und nach Bedürfniß in den Manytsch eintreten zu lassen, um auf diese Weise eine stets brauchbare Straße zu bekommen, geht nicht an. Welche ungeheure Wasserbecken brauchte man, wie ließe sich der Abfluß nach den Bedürfnissen der Schifffahrt regeln und wie könnte der Einsickerung in den durchläßigen Boden und der starken Verdunstung begegnet werden! Man wird also warten müssen, bis man durch Wiederbewaldung die Wassermenge der Flüsse auf das frühere Verhältniß zurückgebracht hat. Bis jetzt nimmt aber die Entwaldung der kaukasischen Abhänge nicht ab, sondern zu. So ist denn der Plan einer Canalisirung aufgegeben worden und hat dem Project Platz gemacht, die Kuma-Manytsch-Niederung theilweise zu besiedeln, damit Reisende Wohnungen und Lebensmittel finden. Sogar dieses Unternehmen, so winzig es neben der beabsichtigten und aufgegebenen Wasserstraße erscheint, findet als angeblich unausführbar Gegner. Eine Expedition, die aus den Herren Kostenkoff, Barbot de Morny und Krischin bestand, bereiste die Niederung der beiden Hauptflüsse und berichtete an das Ministerium, daß sie viel zu dürr und unfruchtbar sei, um besiedelt werden zu können. Gegen dieses Gutachten polemisirt Bergsträßer mit Heftigkeit, und es mag sein, daß er Recht hat, wenn er den Mitgliedern der Expedition vorwirft, daß sie sehr oberflächlich untersucht und sich durch Beamte haben täuschen lassen, deren Geldinteressen leiden werden, wenn an die Stelle der Kalmückenhorden, von denen sie die Steuern zu erheben haben, russische Ansiedler träten. Für uns hat diese Polemik wegen ihres unbedeutenden Gegenstandes kein Interesse.

Wir können diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zu erwähnen, daß der Streit über die Kuma-Manytsch-Niederung eine kolossale russische Uebertreibung aufgedeckt hat. Wohl hundertmal ist von den glänzenden Erfolgen der neuen Handelsgesellschaften für das Schwarze und Caspische Meer und von ihrer ungeheuren Rückwirkung auf die Wolgadampfschifffahrt, welche bereits jene aller europäischen Ströme übertreffe, erzählt worden. Jetzt hören wir mit einem Male, daß die Waarensendungen aus Asien über das Caspische Meer äußerst gering sind und die Wolga wegen ihrer Versandung die Verbindungen ungemein erschwert. Das erste Dampfschiff, das in diesem Jahre aus Astrachan in's Meer gegangen ist, hat auf einer Strecke von 80 Werst anderthalb Monate gebraucht, um in freies Fahrwasser zu gelangen, und einem zweiten ist es von Anfang April bis Mitte August nicht gelungen, die Sandbänke zu überwinden. Die Herstellung einer bequemen Verbindung zwischen Wolga und Don steht noch in weitem Felde. Seit zwei Jahren ist eine Eisenbahn im Bau, aber es will damit nicht recht vorwärts gehen, und es haben schon viele traurige Zwischenfälle stattgefunden.

Die schwedische Nordpolreise.

Am 8. Mai dieses Jahres gingen von Tromsö zwei Schiffe in See, an deren Bord sich eine Expedition zur Erforschung der Polargegenden befand. Die Mitglieder sind: Torell, dem die wissenschaftliche Leitung obliegt, die Mineralogen Nordenskjöld und Blomstrand, die Zoologen Smitt und Yhlen, der Astronom Duner, die Botaniker Goes und Malmgren, der Physiker Chydenius und der Dolmetscher Petersen. Der Zweck der Reise ist ein dreifacher, indem man die Möglichkeit einer Gradmessung in diesen Breiten ermitteln, den Versuch einer Schlittenreise nach dem Nordpol machen und endlich Spitzbergen selbst naturwissenschaftlich untersuchen will. Wir haben die Aufgaben in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit genannt. Eine Gradmessung auf Spitzbergen wird nach den vorangegangenen Messungen eine entscheidende Bestimmung über die Gestalt der Erde ermöglichen, eine Reise zum Nordpol zur Beantwortung der

Frage, ob es ein eisfreies Polarmeer gibt, wesentlich beitragen. Die Kosten der Reise, 14,700 Thaler unseren Geldes, haben der König von Schweden, die Reichsstände und verschiedene Private gedeckt. Mit wissenschaftlichen Apparaten sind die Reisenden reichlich versehen, Zughunde besitzen sie fünfzig. Die letztern braucht man zu der Schlittenreise gegen den Pol hin. Das feste Polareis wird in geringer Entfernung (zuweilen nur 10 Seemeilen oder $2^1/_2$ deutsche Meilen weit) nördlich von Spitzbergen angetroffen. Die Reisenden rechnen darauf, daß ihnen zu ihrem Unternehmen zwei Monate bleiben werden. Davon kommt die Hälfte auf das Vordringen, die Hälfte auf die Rückkehr. Da der Nordpol von der Nordküste Spitzbergens (80 Grad 40 Minuten n. Br.) nicht ganz zehn Breitengrade entfernt ist, so ist allerdings die Möglichkeit gegeben, diese Strecke von etwa 140 deutschen Meilen in dreißig Tagen zurückzulegen. Soll die Möglichkeit aber zur Wirklichkeit werden, so muß eine Menge der günstigsten Umstände zusammentreffen. Capitän Parry machte im Sommer 1827, ebenfalls von Spitzbergen aus, denselben Versuch, den die Schweden jetzt wiederholen. Er fand nur im Beginn seiner Schlittenreise ein festes und glattes Eis. Dann kamen gebrochene, zusammengedrängte Schollen und mit diesen wurde er von einem Nordwinde gegen Süden getrieben, so daß er, obgleich er unter den größten Anstrengungen gegen Norden fortging, von seinem Ziele sich weiter und weiter entfernte. Als er sich von diesem Sachverhalt überzeugte, gab er die Reise auf.

Die Angriffe auf Du Chaillu.

Da die Monatshefte Mittheilungen aus den Reisen Du Chaillu's im äquatorialen Afrika gebracht haben, so sind wir gewissermaßen verpflichtet, unsern Lesern eine Uebersicht über die Anklagen der Unglaubwürdigkeit, die sich gegen ihn erhoben haben, zu geben. Man hat ihm zunächst Widersprüche in seinen chronologischen Angaben nachgewiesen. Er bezeichnet einen Tag, an dem er hier oder dort gewesen sein will, als einen Sonntag, und siehe da, laut Angabe des Kalenders fällt das betreffende Datum auf einen Montag. Ferner ist er nur drei Jahre auf Reisen gewesen, und doch kommt in seinem Buche viermal der Monat Juli vor. Er erzählt dann auch Jagdgeschichten, in denen wunderbare Schüsse vorkommen, und gibt Abbildungen, welche aus frühern Werken nachgeahmt sind. Alle diese Dinge fallen jedoch weniger ihm zur Last, als dem unbekannten Herausgeber, dem er, mit dem englischen Stil wenig vertraut, die Bearbeitung seiner Tagebücher übertrug. Wenn Dr. Barth durch die erwähnten Mängel berechtigt zu sein glaubte, einen großen Theil der Reisen Du Chaillu's für gefälscht zu erklären, so ist dem letztern jetzt eine glänzende Rechtfertigung zu Theil geworden. Im Mai- und Junihefte ihrer Berichte, also lange nach dem Erscheinen von Du Chaillu's Werke, veröffentlichte nämlich die Pariser geographische Gesellschaft eine Reisebeschreibung des Lieutenants Braouezek, die, soweit die Reiseroute mit jener Du Chaillu's zusammentrifft, dessen Angaben lediglich bestätigt. Wie er den Gabun, dessen Zuflüsse und den Rembo Okanda gesehen haben will, eben so hat der Franzose diese Flüsse gesehen. Haben wir auf diese Weise den Beweis erhalten, daß Du Chaillu einen großen Theil seiner Reise nicht gefälscht hat, so sind wir nicht berechtigt, die hinsichtlich des übrigen Theils gegen ihn erhobenen Anklagen aufrecht zu erhalten, weil ihm hier noch kein rechtfertigendes Zeugniß zur Seite steht. Ist die größere Hälfte seiner Erzählung richtig, und dies steht jetzt fest, weshalb soll dann die kleinere Hälfte gefälscht sein? Die bekannten Regeln der Kritik führen zu der entgegengesetzten Voraussetzung. Reisende mögen sich übrigens durch sein und Andersson's Beispiel auffordern lassen, die Bearbeitung ihrer Schilderungen, wenn sie dieselben einmal einem Andern übertragen haben, sorgfältig zu überwachen.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Xylographie, Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 63. December 1861.



Unseres Herrgotts Canzlei.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

Eigen Nutz, Haß und Zwietracht
Hat Meintz und Hall eigen gemacht,
Hat Cöllen ihren Rath gefangen,
Erfurth ihren Bürgermeister gehangen,
Mülhausen ist auch dahin,
Quedlinburg hats kleinen Gewin.
Halberstadt auch verrathen ist,
Braunschweig hüt dich, es ist dir nütz.
Goßlar und Götting nembt hierauß merk,
Bittet Gott umb sein Hülf und Sterck,
Magdburg laß dirs ein Spiegel seyn
So bleibstu wohl bey würden dein.
Graben, Wall, Mawren und Geschütz,
Zwinger, Pulver sein wenig nütz,
Es hilfft Gewalt und Manheit nicht,
Wo Eintracht und gut Rath gebricht.

Alte Reimen, darin Städte und ihre Einwohner zu Frieden und Einigkeit vermahnet werden.

Elias Pomarius pag. 459.

Das erste Capitel.

Wie Markus Horn nicht lobesam
Mit Hinz und Kunz nach Hause kam;
Andreas Kritzmann geht vorbei,
Im Jungfernkranz ist groß Geschrei
Gen Magdeburg von Braunschweig her
Des Krieges Wolken ziehen schwer;
Das fünfzehnhundertfünfzigst' Jahr
Nach Christus zählt man, das ist wahr.

Unter seinem Schild und Zeichen, zum Magdeburger Kranz, stand, am Nachmittag des vierzehnten Septembers im Jubeljahr Eintausendfünfhundertundfünfzig, der Wirth Hans Rolle, hielt die Hand über die Augen, um nicht von der Herbstsonne geblendet zu werden, und blickte erwartungsvoll die alte Hansestraße entlang, die von Braunschweig über Halberstadt daherführte und an der Kneipe vorüber, gegen die Stadt Magdeburg zu, weiter lief. Diese Straße, auf welcher trotz der unruhigen Zeiten immerfort ein reges Leben, ein ununterbrochener Verkehr herrschte, war in den letzten Tagen belebter als je und bedeckt mit durstigen Wanderern, welche jedoch weniger dem Nährstande als dem Wehrstande angehörten. Es mußte irgendwo in der Welt irgend etwas vorgefallen sein, welches das gefährliche aber

auch, wie gesagt, sehr durstige Volk der Landsknechte, Reiter und Abenteurer mehr als gewöhnlich in Bewegung gebracht hatte. Und so war es auch. Ein kriegerisch Spiel war zu Ende, ein anderes sollte beginnen, und die Karten dazu waren bereits gemischt und ausgegeben.

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig hatte wieder einmal seine gute Landesstadt Braunschweig hart belagert und die Belagerung aufgehoben, ohne der Stadt viel abzugewinnen. Die Stadtchronisten hatten nicht mehr nöthig, in ihren Aufzeichnungen zu bemerken:

„Den 20. Julii that der Herzog 8 Schüsse in die Stadt —"

oder:

„Den 25. Julii ließ der Herzog bey St. Leonhard das Korn im Felde anzünden und verbrennen —"

oder:

„Den 30. Julii holeten des Herzogs Knechte von dem Hofe zu Veltheim 160 Schweine, 50 Rinder und 30 Kühe und verbrannten Hondelage und Wendhausen."

Die Stadtchronisten hatten ihre Bemerkungen geschlossen mit der Nachricht:

„Den 6. Septembris zog der Herzog aus seinem Lager und ließ es anzünden, darauf die Bürger häufig herausgelaufen, und was noch von dem Feinde zurückgelassen, in ihre Stadt gebracht, also in 2 Tägen das ganze Lager rein gemachet."

Mit dem Reim:

„Wer will den süßen Honig lecken,
Muß leiden, daß ihn die Bienen stechen"

hatten die Stadtchronisten wieder einmal ihre Federn ausgespritzt. Solche kleine Mißhelligkeiten und Anläufe mit gewappneter Hand kamen zwischen den Landesvätern und der Landesstadt so häufig vor, daß Niemand groß Acht darauf hatte. Nachdem man sich gegenseitig weidlich das Fell gebläut und alles gebrannte Herzeleid angethan hatte, vertrug man sich, so gut es gehen wollte; weil den Herzögen das Geld ausging, und die reiche nahrhafte Stadt ihren Handel durch ein weiteres Auseinanderziehen des Spaßes nicht länger unterbrechen wollte. Man gab die Gefangenen gegenseitig heraus, baute die niedergebrannten Dörfer wieder auf; die Herzöge luden die von Braunschweig zu ihren Kindtaufen, Hochzeiten und dergleichen auf das Schloß zu Wolfenbüttel, und der Rath der „stolzen" Stadt gab dagegen den angestammten Fürsten einen köstlichen Schmaus auf dem Altstadtrathhaus und bewirthete sie mit fremden Leckerbissen aus der Rathsküche und süßem Wein aus der Rathsapotheke.

Herzog und Stadt zahlten ihre Knechte und Reiter aus, und das zusammengelaufene Volk im Lager und in den Wällen erhob sich summend und flog auseinander, wie ein Schwarm Hummeln und Hundsmücken, wenn der Honigtopf zugedeckt wird.

So war's auch diesmal gegangen, nachdem die Berennung acht Wochen gedauert, auf einen Montag angefangen und auf einen Montag geendet hatte; doch blieb diesmal von dem versammelten Volk, unter dem Herzog Jürgen von Mecklenburg, ein wilder Schwarm zusammen, wovon später leider nur zu viel die Rede sein muß.

Auf alle Landstraßen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zerstreute sich aber, wie gesagt, ein großer Theil der herzoglichen und städtischen Rotten, und um die Mitte des Septembers wimmelte es auf allen Landstraßen, Kreuz- und Querwegen, fünfzehn Meilen im Umkreis der Stadt Braunschweig, von bewaffneten Abenteurern, welche von Neuem ihr Glück suchten und probirten.

Der Wirth zum Magdeburger Kranz, Hans Rolle, mochte aber mit bester Hoffnung nach guter Kundschaft ausschauen; denn es war bestimmt, daß um die Stadt Magdeburg und in ihr sich alle die zerstreuten Atome der bei Braunschweig auseinandergesprengten Heeresmassen wieder sammeln und zu neuem Unheil sich von Neuem zusammenfügen sollten.

Gute Kundschaft für den Wirth Hans Rolle näherte sich schon, gleich einem Krähenschwarm mit großem Geschrei; sie marschirte nach dem Gequiek einer Querpfeife, welche ein blutjunges Bürschlein keck und frech dem wunderlichen Haufen voranblies. Einem Krähenschwarme gleich, welcher sich mit Tumult auf einer Weide am Wege niederläßt, schlug sich dieser Schwarm abgedankter Söldner vor der Straßenschenke zum Magdeburger Kranz nieder; bis auf einen hohen mageren Mann, welcher sich von dem Haufen ablöste und des Weges weiter zog, ohne mit den Andern einzukehren; der auch nicht mit johlte und sang, welcher von den sonst gar nicht blöden

Kameraden mit einem gewissen scheuen Respect behandelt wurde, und den man ziehen ließ, ohne ihm zuzubrüllen: „Holla, Andreas, Andreas Kritzmann, wo willst Du hin? Hier geblieben und mit gesoffen auf gute Kameradschaft jetzt und fürder!“ Der Wirth aber schrie nach seinem Weib, seiner Magd, seiner Tochter, seinem Knecht und Jungen, denn nun waren alle Hände der Wirthschaft zur Bedienung nöthig, wenn der ungebehrdige Haufe nicht Tische, Stühle, Bänke und Fenster zerschlagen sollte. Die in der niedern Schenkstube Anwesenden aber sahen einander ziemlich scheu an, und Jeder schien bei sich zu überlegen, ob es nicht das Beste sein werde, wenn man schnell seinen Krug austrinke und schleunigst sich davonmache, ehe der wüste Haufe anstürme. Die Neugier spricht jedoch in solchen Fällen ein zu großes Wort mit und überwindet nur allzu häufig den Verstand. So auch jetzt; Schneider, Metzger, Hausirer und Bettelmann tranken nicht aus, sondern rückten in ihrer Ecke, an ihrem Tisch nur ein wenig dichter zusammen und horchten mit gesenkten Köpfen, wie der Wirth unter der Thür, wo des Metzgers erhandeltes Kalb an einen Pfosten gebunden war, die Ankommenden begrüßte.

Selten hatte wohl eine auf der alten Hanse- und Levantestraße einherziehende Truppe einen liederlicheren und zugleich schreckhafteren Anblick geboten, als diese aus dem braunschweigischen Kriege kommenden Landsknechte. In besudeltem und zerlumptem Flitter und Tand trottirten sie einher. Da gab es mächtige buntfarbige, aus allerlei Fetzen zusammengesetzte Pluderhosen und kurze Mäntelchen, welche kaum bis auf die Hüften herabhingen. Da gab es Sturmhauben der verschiedensten Formen, zerschlitzte Barette mit und ohne Federn und bunte gefärbte, streifige Filzhüte, die unseren jetzigen Pomadenbüchsen in der Form auf ein Haar glichen. Einige lange Kerle stolzirten einher und trugen über der rechten Schulter ein zweihändiges furchtbares Schlachtschwert, andere führten Feuerröhre mit Gabel und Luntenschloß, wieder andere waren mit Spießen, Partisanen und Hellebarden bewaffnet, doch hatte der einfache uralte, oft achtzehn Fuß lange Spieß, den die Italiener in der Hand der deutschen Knechte so sehr fürchteten, den Vorrang. Uebrigens war's, als habe man sich im Haufen das Wort gegeben, daß Jeder sich in Kleidung und Bewaffnung so verschieden als möglich von seinem Nachbar halte; und da nun auch Manche schwarze Pflaster über Nase, Stirn und Augen, Zwei den Arm in der Binde trugen, so läßt sich eine tollere, buntscheckigere Truppe nicht leicht vorstellen als diese, welche sich jetzt unter dem Wappen und Zeichen zum Magdeburger Kranz drängte.

In der Wirthsstube saßen der Schneider, der auf einem adeligen Hofe der Nachbarschaft dem Junker eine neue Hose abgeliefert hatte, der Schlächter, der Hausirer, der seinen Kramkasten immer näher zu sich auf der Bank heranzog, und der Bettelmann Hänsel Nothnagel mit offenen Mäulern da; bis der Schlächter mit einem Male in die Höhe fuhr, als wachse plötzlich eine recht scharfe Nadel unter ihm aus der Bank. Sein unglückliches Kalb draußen vor der Thür blökte auf eine Art, die es unzweifelhaft ließ, daß ihm die höchste Gewalt angethan wurde. Dann flog die Thür auf, und das Kalb flog herein, von einem Fußtritt gegen die Gäste geschleudert. Die Querpfeife quiekte, wildes Gelächter, Geschrei nach der flüchtenden Magd erscholl. Mit einem Fluch hatte der Metzger sein Kalb gefaßt; einer der Kerle, welche die riesenhaften Schlachtschwerter trugen, suchte es ihm wieder zu entreißen und hielt den Schwanz des Thieres gepackt. Der Schneider und der Hausirer hatten die größeste Lust, durch das Fenster zu springen; aber der Bettelmann stieß plötzlich ein helles, den ganzen Specktakel übertönendes Wuthgeschrei aus und faßte dem kleinen Querpfeifer in die wirren Haare:

„Hab' ich Dich! Hab' ich Dich! Hab' ich Dich! Warte! Da, da! Und da, Du Satan, Du Teufelsbub'! Hier! Hier! Ach spürst Du's, warte — hab' ich Dich — o heiliger Trost!“

Eine wahre Fluth von Püffen und Knüffen regnete auf den Jungen herab. Lachend und fluchend rückten die Landsknechte den Städtern näher; aber ein Kampf entstand nicht daraus.

Ein allgemeines Erkennen fand unter dem Zeichen des Magdeburger Jungfernkranzes statt.

„Stadtkinder! Stadtkinder! Lauter, lauter Stadtkinder!“ schrie der Wirth, zwischen Landsknechten und Bürgern hin

und her hüpfend und seine Mütze schwingend und sie in die Luft werfend.

„Bei Gott, das ist richtig das lahme Schneiderlein Peterchen Leisegang!“

„Und das ist, beim heil'gen Moriz, der wilde Rothkopf Samuel Pfeffer, so vor drei Jahren durchbrannte, weilen er mit unseren Herren vom Rath in Unfrieden kam.“

„Hallo, der Heinrich Metten vom Diebshorn! Juho, da sieht man recht, daß Unkraut nicht vergehen will.“

„Und Meister Hasenreffer der Metzger fährt auch noch im Land um und schindet den Bauern ihr Vieh ab und verkauft crepirt Luder als frisch Fleisch jedem Narren, so ihm um einen Braten kommt.“

„Ruhe, Frieden! gebt Frieden, sag' ich!“ schrie ein dicker Kerl im Lederwamms, Peter Rauchmaul genannt, mit dem Schaft seiner Pike auf den Tisch schlagend, daß das ganze Gebäude erzitterte. „Sehet lieber, wie Vater und Söhnlein, wie Hänsel Nothnagel und Fränzel das Pfeiferlein sich in den Armen — wollt' ich sagen in den Haaren liegen und sich freuen ob des Wiederfindens.“

„Vater, Ihr reißt mir den Busch aus! Vater, Ihr dämpft mich! Blutiger Tod, Vater, lasset los, oder ich tret' Euch vor die Schienbeine! Blutiger Tod, gebt Euch, ich sag's Euch zum letzten Mal!“ schrie der kleine Querpfeifer; aber der Alte fuhr fort in der Züchtigung seines unvermuthet wiedergefundenen Sprößlings.

„Warte, Du Hund, Du Range, ich hau' Dich, daß Du den Himmel für einen Dudelsack ansehen sollst. Ja, beiß' nur, Du verlaufener Lotterbub', nach dieser Stund' hat mich lang' verlangt! Da da! und nochmal und wieder! O heiliger Trost, tritt nur zu, probir's! da da da! Willst Du die Pfeife blasen, so will ich die Trommel auf Deinem Buckel schlagen; den Pelz will ich Dir waschen, daß keine Laus Dich mehr mögen soll!“

„Siehst Du, Fränzel, die Schläg', so Du draußen nicht gekriegt hast, kommen jetzt nach,“ lachte Einer aus dem Haufen der Landsknechte. „Nur zu, Nothnagel, nur zu, Hans, Schad' um das, was beizu gehet!“

„Ich sag' Euch aber, ich leid's nicht länger,“ heulte der Junge. „Vater, gebt Euch zufrieden, Ihr habet jetzt Euer Müthlein gekühlt, nun laßt's genug sein — — ich sag', — fangt nicht wieder von vorn an, oder es gehet nicht gut aus!“

„Friede! Friede!“ schrie ein anderer Landsknecht. „Beim Strick des Profossen, Stillstand und die Wehren nieder! Man kann ja sein eigen Wort nicht hören. Schmeißt das Kalb heraus, schmeißt Alles heraus, was blökt, schreit und die Gemüthlichkeit verdirbt. Bier, Bier, Bier!“

„Bier, Bier, Bier!“ schrie der ganze Haufe. Der Wirth mit Weib, Magd, Knecht und aller Hilfe, welche er aufbieten konnte, rannte herzu, und die Gemüther beruhigten sich ein wenig.

Ein verwilderter, sonnverbrannter Bursch sah sich jetzt um, als wenn er Jemand vermißte; dann rief er:

„Zum Henker, wo steckt denn der Fähnrich, der Doctor? Das wär' was Schönes, wenn der so kurz vor der Stadt ausgerissen wär', und hat uns doch allein vermocht, nicht gegen sie, sondern ihr zu Hilf' und Beistand zu ziehen.“

„Der Magister wird schon nachkommen,“ sagte ein junger, traurig blickender, schlanker Gesell, der Stillste der ganzen Gesellschaft. „Der Doctor wird schon nachkommen, der ziehet nach seiner Art allein, Ihr kennet ihn ja.“

„Magst Recht haben, Bernd Kloden,“ sagte Jochen Lorleberg, der sich im Haufen durch sein lügenhaftes Maul vortheilhaft auszeichnete. „Vorauf läuft der Andreas Kritzmann, hinternach trottelt der Markus Horn. Laßt ihnen ihren Willen. Bier, Bier! Gebt Acht, der Doctor ist da, ehe wir dreimal rund getrunken haben. Da sitzt her, Alle im Kreise, daß wir die Heimath nach Gebühr begrüßen. Laßt das Kalb drinnen, sag' ich Euch! wir wollen's dem Metzger abhandeln und heut' Abend im Zeisigbauer braten lassen zum Zeichen, daß die verlorenen Söhne heimgekehrt sind. Seid Ihr damit zufrieden?“

Ein jubelndes Halloh begrüßte den tollen Vorschlag; Bürger und Landsknechte ließen sich jetzt einmüthig nebeneinander nieder, und selbst des kleinen Pfeifers Vater Hans Nothnagel gab sich zufrieden, ließ den Kragen des verlaufenen Söhnleins los und warf nur noch zornmuthige Blicke nach dem ungerathenen Sprößling. Der Wirth zum Magdeburger Jungfernkranz setzte mächtige Holzkrüge voll frischen überschäumenden Getränkes auf den Tisch, und Bürger und

Landsknechte tranken als gute Stadtgenossen einander zu und fragten einander dann nach dem, was Jedem das Wichtigste zu wissen dünkte. Beide Theile hatten genug von einander zu erfragen; die Landsknechte erkundigten sich nach den Vorkommnissen der Stadt, die Bürger dagegen brannten vor Begier nach Neuigkeiten aus dem Lager vor Braunschweig und der allgemeinen Weltgeschichte.

„Das wisset Ihr noch nicht, daß das Lager aufgehoben ist?" fragte Joachim Quast, ein Reiter, welchem der Gaul am Jödbrunnen vor Braunschweig erstochen war, und der deshalb zu Fuß gen Magdeburg zog. „Das wisset Ihr nicht? Hoho, Gottesnoth, sind wir deshalben nicht hier? Ja, wartet nur, Gevattern, jetzt kommt's Euch siedend heiß auf den Pelz. Seht nach den Läden und Fenstern, denn der Himmel wird schwarz über Euch sein, ehe Ihr es denket, und Hagelsteine wird's regnen, so dick wie des dicksten Pfaffen Wanst, und donnern wird's wie zehntausend Feldschlangen und blitzen wird's wie ein reisiger Zeug, so im Sonnenschein über das Feld hinjaget."

„Heiliger Gott, so erzählet doch!" riefen die Bürgersleute. „Ist das Unwetter so nahe, das uns angesaget seit so langer Zeit, seit Kaiserliche Majestät Anno Siebenundvierzig die Stadt in die Acht gesprochen hat. O erzählet, was Ihr wisset, gedenket, daß wir Weib und Kind haben —"

„Ja wohl Weib und Kind!" lachte Jochen Lorleberg. „Glücklich wird nun Der sein, so weiter nichts hat als seine Waffe und das, was er in Hemd und Wamms träget. Ich habe beim Aufbruch vor Braunschweig manch' wilden Kerl fluchen und sich vermessen hören: sei's ihm anjetzo vor dieser Stadt mißlungen, so sollt's desto besser gehen um Magdeburg; wenn da der neue Tanz aufgezogen werde, so sollten das Silber, Gold und die schönen Mädchen so wohlfeil werden, daß zuletzt Niemand mehr davon möge."

„Ach Du Allmächtiger!" jammerte das lahme Schneiderlein, die Hände zusammenschlagend und den Redenden wie blödsinnig anstarrend.

„Ja, ja, und der Mecklenburger, der Jürg, hat einen Grimm auf Euch und Euer Nest da drunten, daß es eine Lust ist. Möcht' nur wissen, was Ihr ihm zu Leid gethan habt, Gevatter Metzger. Was, — Ihr wisset ganz und gar nicht, daß er schon im Anzug ist mit Roß und Mann, allen Knechten und Reisigen, so Herzog Heinrich der Jüngere und ein ehrbarer Rath von Braunschweig abgedanket haben, nun ihr Handel in Güte beigelegt ist?"

„Nicht das Geringste wissen wir. O du barmherziger Himmel, das ist wahr? Und die Bürgerschaft weiß gar nichts davon, und der Rath behält Alles für sich selber und lässet Gott einen guten Mann sein!... gegen die Stadt, gegen die Stadt ziehet Herzog Georg von Mecklenburg!"

„So ist's," sagte Jochen Lorleberg. „Herr Jörgel von Mecklenburg hat sein Banner fliegen lassen, hat umschlagen lassen im Lager und guten Sold und Beut' bieten lassen Allen, die mit ihm ziehen würden. Da ist ihm alles Volk zugefallen bis auf solche Narren wie wir. Nun ziehet der Jürg heran hinter uns her auf das Erzstift; und der Ochsenkopf wehet vor dem Zug und folgen ihm dreißigtausend zu Roß und dreißigtausend zu Fuß!"

„Oh, oh!" brummten hier einige Anhänger der Wahrheit im Haufen; aber Jochen warf ihnen schlaue, vielsagende Blicke zu und stieß seinen beiden Nachbarn die Ellenbogen in die Seite.

„Ja wohl dreißigtausend zu Roß und dreißigtausend zu Fuß," fuhr er fort. „Sie haben eine Wuth auf die Bürger und Bauern, daß es nicht zu sagen ist. Einen Braunschweig'schen Bürgermeister, dreihundertundfünfPfund schwer, haben sie gefangen und haben ihm im Lager bei Melverode alles Blut abgezapft, so er bei sich hatte, und haben sich darin zugetrunken und geschworen unterwegs, keinen Schneider, keinen Krämer, keinen Schlächter und kein Weiblein über fünfundzwanzig Jahre alt leben zu lassen. Nur die Schinder, die Bettelleute und die hübschen Mädchen verschonen sie; letztere, auf daß die Welt vor ihrem Grimme nicht allzu leer werde. Dann hat auch der Herzog Jürg der Stadt Braunschweig ihr groß' Geschütz, die Faule Metze genannt, abgekauft und —"

„Dunderwetter, das ist ja zersprungen beim ersten Schuß vom Michaelisrundel!" rief eine ehrliche Haut vom untern Ende des Tisches; aber der Lügner fuhr fort, ohne sich im Geringsten aus der Fassung bringen zu lassen: „Schad't nichts; ist

wieder zusammengelöthet und hält desto besser. Wird die faule Metze geladen mit siebenzig Pfund Pulver und einer Kugel so acht Centner wieget. Wenn die Lunte aufgeschlagen werden soll, wird an alles Volk Wachs und Werg vertheilt, daß es sich damit die Ohren verstopfe. Die Arkeleymeister beißen sich aber jedesmal des großen Knalls wegen die Zunge ab und spucken sie mitsammt den Zähnen der Kugel nach. Die Kugel aber macht durch den dicksten Wall Bresche für jeden Sturmhaufen und legt den Dom zu Sanct Moriz da drüben nieder in einem Augenzwinkern."

„Der Teufel glaube Euch das!" schrie der Metzger.

„Das thut er auch!" schrie um einen Ton höher Jochen Lorleberg. „Ihr da, wieviel Meilen ging die Kugel vom Braunschweiger Wall, ehe sie niederfiel?"

„Drei, zwei, zwei und eine halbe!" schrie der Haufe durcheinander.

„Neunzig Ruthen über das Lager bei Melverode!" klang die Stimme des ehrlichen Kauzes am untern Ende des Tisches nach.

„Da habt Ihr es! da hört Ihr es!" schrie Jochen Lorleberg.

„O Gotte! Gotte! Gotte!" jammerte der Schneider, welcher bei diesen Mordgeschichten immer kleiner wurde.

„Ja, ja, solches Geschütz führt der Jürgen mit sich," fuhr der Lügner fort, „über den Hessendamm muß er schon hinaus sein, und gesengt und gebrannt wird, daß eine schwarze Spur wird vom Ockerfluß bis zum Elbstrom; — Peter Rauchmaul, steck' mal die Nasen aus dem Fenster, ob Du den Brandgeruch noch nicht schmeckst."

Die Bürger starrten den Peter Rauchmaul an, und dieser kam wirklich grinsend dem Anruf nach, schob den Kopf aus dem niedern Fenster und schnüffelte hinaus.

„Na, merkst Du was?"

„Ne, noch niche; aber der Karren mit unserm Gepäck hält vor der Thür, und dahinten auf des Weges Höhe kommt langsam der Fähnrich, der Doctor angetorkelt."

„Hallo der Doctor! Vivat der Fähnrich! Hallo der Magister! Juho und abermals Juho!" rief mit einer Stimme der ganze Schwarm der Landsknechte, die Krüge hebend.

„Sehet Ihr, sagt' ich's nicht? Der würd' uns schon nicht verlassen!" rief der Jüngling, welcher vorhin des Angemeldeten Vertheidigung auf sich genommen hatte.

Mehrere Köpfe fuhren an die Fenster, einige Söldner traten vor die Thür, wo ein einspänniger Karren mit dem Gepäck und den Beutestücken des wüsten Haufens hielt. In der That näherte sich der „Doctor" langsam der Schenke. Weniger phantastisch als seine wilden Genossen, doch ganz und gar nicht magisterhaft sah er aus.

Der Fähnrich oder Magister war ein Mann, der ungefähr achtundzwanzig oder neunundzwanzig Lebensjahre zählen mochte; hoch und schlank gewachsen, konnte selbst die wunderliche Tracht seiner Zeit und seines Standes seine Gestalt nicht entstellen. Sein Gesicht war von der Sonne verbrannt und ein wenig hager; doch leuchteten seine schwarzen Augen, bald im höchsten Grade beweglich, bald gradausblickend und wie Kohlen; und weder Anstrengungen noch Ausschweifungen des wilden Kriegs- und Lagerlebens hatten den Glanz und das Feuer derselben im Mindesten dämpfen können. Die Züge des Mannes waren scharf geschnitten, das dunkle Haar war kurz geschoren, doch umgab ein wohlgepflegter, dichter brauner Bart Kinn und Wangen. Mit einem gewissen zwanglosen Sichgehenlassen bewegte sich der „Magister" und schlenderte, sein Schwert unter dem Arm tragend, langsam dahin, die Augen meistens auf die fernen Domthürme von Magdeburg richtend. Auch die Kleidung des Mannes zu schildern, wird nicht unliebsam sein. Der Fähnrich trug ein abgeplattetes Barett aus rothen und schwarzen Streifen und Puffen zusammengesetzt, und geziert mit einer langen schwarzen Feder. Dazu stak er in einem Wamms, dessen Aermel weitbauschig bis zu den Ellenbogen waren. Dieses Kleidungsstück war schwarz bis auf den unteren enganliegenden Theil des Aermels von den Ellenbogen an, welcher roth gefärbt war. Die Pluderhosen des Mannes waren von der Art, von welcher das Lied singt:

Davon sonst ein Hausvater
Gekleidet Weib und Kind,
Das muß jetzt Einer haben
Zu ein'm Paar Hosen gar.

Auch sie waren aus Schwarz und Roth zusammengesetzt, doch überwog das Schwarz. Rothe Strümpfe und schwarze Schuhe mit rothen Lederriemen zusammengeknüpft voll-

endeten den Anzug des jungen Kriegers. Wenn wir noch hinzufügen, daß er neben dem schon erwähnten langen und breiten Schwert ein Dolchmesser am Gürtel neben der Ledertasche trug, so haben wir nichts mehr über seine Bekleidung und Bewaffnung zu sagen.

Seltsamer Weise hatte der wilde Gesell einen Strauß Herbstastern vom Wege zusammengepflückt. Die trug er in der rechten Hand und trat einher, ein Liedchen zwischen den Zähnen summend.

„Den kennt Ihr auch wohl nicht mehr, Gevatter?“ fragte am Fenster der Schenke zum Magdeburger Kranz Joachim Quast den kleinen Schneider Leisegang, und dieser, nachdem er nochmals scharf nach dem sich Nähernden hingeblickt hatte, schüttelte den Kopf.

„Nein, — saget, wer ist's?“

„Rathet einmal!“

Peter Leisegang blickte noch einmal zum Magister hinüber, aber er schüttelte wiederum das Haupt:

„Ist's ein Stadtkind?“

„Ja wohl, und dazu ein echtes!“

„So soll mich der Teufel holen, wenn ich's heraus kriege! Saget nur, wer es ist; machet keine Sperenzien!“

„Des Rathmanns Horn Söhnlein ist's, von der Schönen Ecke —“

„Das ist der Markus?“ rief der Schneider verwundert, und auch der Metzger und der Krämer drängten sich mit Ausrufen der Ueberraschung heran.

„Markus Horn, so von der Un'vers'tät Leipzig weglief? Markus Horn, der gegen die theuern Schmalkaldischen Herren in den Krieg zog? Des Herrn Rathmanns einziger Sohn! Oh, oh, oh! Schütze uns, was ist aus Dem geworden!“

„Was ist aus Dem geworden? äh, äh, äh, oh, oh, oh!“ äffte Einer der Landsknechte den Bürgern nach. „Ich rath' Euch gut, ziehet dem Doctor nicht solch' Gesichter! Soll mich Der und Jener — was ist aus Dem geworden? — was Rechtes ist aus ihm geworden, ein Kerl ist aus ihm geworden. Das ist nicht mehr Einer von den gelbschnäbligen Burschen, den Muttersöhnlein, den Jungfernknechten, die Tag für Tag den Breiten Weg auf- und abstolziren, nach den Fenstern schielen und Maulaffen feil halten, weil sie in der ganzen Welt nichts Besseres zu thun haben. Ich sag' Euch, der Magister mag bei Sturm und Anlauf ein ganz Fähnlein aufwiegen, wie er beim Gelag' ein voll Fähnlein glatt und platt unter den Tisch legen mag. Ist's nicht so, Ihr Andern?“

„So ist's! Vivat der Fähnrich, der Magister, der Doctor!“ schrie der Haufen im Chor, und der erste Sprecher fuhr mit Begeisterung fort:

„Ja wohl, schneidet nur Eure Gesichter und laßt die Mäuler hängen, weilen der Markus im Schmalkaldischen Handel zum Kaiser und nicht zum Bund gestanden hat! Jedem ehrlichen Kerl seine Meinung! Ich sag' Euch, wär' der Magister beim Aufbruch vor Braunschweig nicht gewesen, es möcht' wohl Keiner von uns, die wir hier sind, dieser Sache, so jetzo um die Stadt Magdeburg anhebt, den rechten Zipfel abgewonnen haben. Ich glaub' fast, wir wären allgesammt, so weit wir warm sind, und ob wir tausendmal Magdeburger Kinder wären, nur allzu gern und willig dem Ochsenkopf gegen die Alte Stadt gefolgt, und wär' uns das doch eine große Schande gewesen. Wer ist aber aufgestanden, als der Jürgen umschlagen ließ und auf der Trummel warb und sein Geld klingen ließ? Wer ist da zu uns getreten und hat gesprochen, so schön wie ein Engel? Wer hat gemacht, daß wir Magdeburger im Lager uns zusammengethan haben auf einen Haufen, daß kein Stadtkind die Hand und Wehr aufhübe gegen die Stadt? Ich sag' Euch, Markus Horn ist's gewesen, der ganz allein ist Schuld daran, daß wir vor den Andern aufgebrochen sind, der Stadt zu Hilfe. Dem Mecklenburger haben wir allein auf des Markus Wort den Rücken gewiesen, und wenn uns die Stadt haben will, hier sind wir und wollen unser Bestes an ihr thun, obgleich manch Einer sein mag, an welchem sie selbst nicht ihr Bestes gethan hat. Der Fähnrich vor Braunschweig, Markus, der fortlief von den Schulbänken in's Feld und jetzo heim kommt, soll nochmals hoch leben! Hoch, vivat, hoch!“

„Hoch, vivat, hoch!“ schrie alles Volk in der Schenkstube des Magdeburger Jungfernkranzes, und unter dem Lärm trat Markus Horn, der Gefeierte, in die Thür, und Jeder drängte sich, mit Jubel ihm zuerst den vollen Krug zu reichen.

„Da seid Ihr ja Alle, groß und klein, wie sie der Hirt in's Thor treibt!“ rief

lachend Markus Horn, einen ihm dargereichten Krug ohne weitere Umstände ergreifend und ihn hoch hebend.

„So trinke ich denn diesen Trunk auf eine glückliche Heimkehr uns Allen. Möge Jeder da unten in der Stadt Alles finden, was sein Herz wünscht, und das Beste soll für Keinen zu gut sein."

„Das ist ein Wort!" schrien Einige, und: „So soll es sein!" riefen Andere. Markus, im Kreise umhersehend, erblickte jetzt die Bürger und erkannte den Schneider Peter Leisegang, welcher in der Stadt seines lahmen Beines und seines Buckels wegen eine jener, so zu sagen, öffentlichen Persönlichkeiten, welche sich dem Gedächtniß der muthwilligen Jugend am leichtesten einprägen, war.

„Siehe da, da trifft man ja auch gleich die besten alten Bekannten. Tausend blutige Namen, lebt Ihr auch noch, Meisterlein? Was macht Eure Hausehre, führt sie noch den Knittel und den Besen so gut wie sonst? He, Meisterlein, was macht die Stadt? was macht der Breite Weg — was — macht — die Schöneeckstraße?"

Der junge Landsknechtführer fragte nicht nach seinem Vaterhaus, aber man merkte ihm doch an, daß er dasselbe bei seinen Fragen allein im Sinne habe.

„O Herr Markus," rief der Schneider mit erhobenen Händen, „seid Ihr es denn wirklich, Herr Markus? Ihr kommt wirklich, leibhaftig wieder heim? O mein Seel', und Jedermann glaubte längst, der grüne Rasen decke Euch lange! Ei — ei — ei, wird — das — eine — grausame Freude zu — Haus geben, — was wird Euer — Vater und Euer — Mütterlein dazu sagen, daß Ihr noch lebet, — daß Ihr — endlich heimkommt! O Himmel, wo habt Ihr Euch doch umgetrieben in der Welt, Herr Markus? Ich muß Euch doch sagen, Euer Vater, der Herr Rathmann, ist recht grau und kümmerlich worden in der Zeit, — obgleich er noch ein stattlicher Mann ist, — seid nur ruhig! Und Euer Mütterlein, ach Euer Mütterlein, — nun, seid nur still, es wird sich Alles schon machen, es ist nur gut, daß Ihr noch lebet. Jung Blut will austoben, und junger Muth will seine Zeit haben. Ja, Euerm Mütterlein hat Euer Ausbleiben fast das Herz abgestoßen."

„Wollt Ihr das Maul halten mit Euern Pimpeleien, Ihr lahmer Bock!" schrie wüthend der lange Heinrich Bickling, „Markus, zum Teufel, soll ich den Lumpenkerl am Hosenbund aufheben und ihn gegen die Wand werfen, daß er daran kleben bleibt; oder soll ich ein Knäuel daraus machen und eine halbe Stunde Fangball mit ihm spielen?"

Damit streckte er beide gewaltige Arme aus, als wolle er seine Worte sogleich zur Wahrheit machen. Abwehrend trat aber Markus Horn zwischen den Wütherich und das entsetzte Schneiderlein.

„Laß ihn, Heinz. Gib Ruh'! Hat er nicht Recht? Aber, — bei Gottes Tod, gesprochen soll doch nicht davon werden. Die Alten daheim werden dem Vogel, der nach ihrer Meinung zu unflügge ausflog, früh genug die Ohren voll singen. Jetzt will ich davon nichts hören; gebt mir zu trinken, aber kein Bier. Wein, Wein, Wein, auf daß wir die Thürme der Heimath in der rechten, echten Stimmung begrüßen. Holla, Wirth, heran, trag' auf, ich zahl' für die Genossen, und den Rest hole der Teufel!"

Jauchzend gaben die wilden Gesellen dieser Rede ihren Beifall; Hans Rolle, der Wirth, mit seinen Leuten flog, als seien ihnen Allen Flügel gewachsen. Auch die Bürger ließen sich nicht nöthigen und nahmen mit Kräften an dem wohlfeilen Trunke Theil. Es wurde gesungen in jeglicher Tonart. Manch ein Hoch wurde ausgebracht, und als König des Gelages thronte Markus Horn, der Gelehrte und Kriegsmann, inmitten der liederlichen, so bunt zusammengewürfelten Gesellschaft.

Einen großen Einfluß schien der Sohn des Rathmannes über seine Mitgesellen zu haben. Als er endlich auf den Tisch schlug und ausrief, nun sei es Zeit zu enden und weiter zu wandern, — war Keiner, der dem widersprach. Mehr oder weniger schwankend und taumelnd erhoben sich die Landsknechte und griffen nach ihren Feuerröhren und Zweihändern, oder torkelten heraus zu ihren Spießen und Hellebarden, welche vor der Kneipe angelehnt standen. Auch die Bürger erhoben sich. Der Schneider griff nach seinem Wanderstecken, der Hausirer zog die Tragriemen seines Kramkastens von Neuem über die Schulter, der Schlächter pfiff seinem Hund und faßte das Kalb am Leitseil. Fränzel Rothnagel entlockte wieder schrille Töne seinem Instrument und blies den Weckauf. Hänsel Rothnagel, halb be-

trunken, taumelte umher mit übergehängtem Bettelsack und sang mit kläglichster Bettelmannsstimme ein Bettellied.

„Marschirt voran, ich will die Zeche bezahlen und komme sogleich nach," sagte Markus Horn, und der bunte lärmende Schwarm setzte sich in Bewegung, der Stadt zu. Ihm nach zog der Karren mit dem Plunder und der Beute aus dem Braunschweig'schen Kriege. In der Wirthsstube des Magdeburger Kranzes blieb Markus allein zurück, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und hielt die Stirn mit beiden Händen. Wirth, Wirthin und Wirthstöchterlein lugten nur verstohlen durch die halboffene Thür zu ihm hin, oder schlüpften nur leise durch das allmälig dämmerig werdende Gemach. Die Sonne neigte sich mehr und mehr dem Horizonte zu. So niedrig war die Decke der Schenkstube, daß Markus Horn, als er sich plötzlich in voller Länge wild aufrichtete, sich beinahe das Haupt an der verräucherten Balkendecke eingestoßen hätte. Es schien, als werde ihm plötzlich der Raum zwischen diesen vier Wänden zu enge; er athmete tief auf und fragte den Wirth, was die Kerle gef..... hätten; und trat, während Hans Rolle mit Hilfe seiner Frau und seiner zehn Finger die geleerten Krüge zusammenzählte und, um sich kein Leid zu thun, einige über die richtige Zahl herausrechnete, — vor die Thür der Schenke und blickte in die Abendlandschaft hinaus.

Still und freundlich lag die Gegend da, seit sich der wüste Haufe der Genossen in der Ferne verloren hatte. Den Horizont umsäumte und verschleierte leise der liebliche Duft des Herbstes, und nur über den Thürmen der Vaterstadt hatte sich eine graue Dunstwolke gesammelt. Noch sangen in den Lüften die Lerchen, noch erklangen auf den Feldern fröhliche Stimmen; aus einem Gehölze kamen arme Weiblein und Kinder mit Reisigbündeln und schritten an dem Kriegsmanne auf der Schwelle des Hauses zum Magdeburger Kranz mit Gruß und Nicken vorüber, der Stadt entgegen.

Nach den Thürmen der Vaterstadt hinüber, den armen Weibern und Kindern nach, starrte Markus Horn. Mit untergeschlagenen Armen, mit zusammengebissenen Zähnen, breitbeinig stand er da, als biete er einem geheimen von dort herüberklingenden Vorwurf Trotz.

Mit dem Fuß stampfte er die Landstraße mehr als einmal, während er murmelte:

„So komme ich denn wirklich heim als ein echter, rechter und schlechter verlorener Sohn. Mein Wissen und mein Lebensglück hab' ich nun doch wohl so ziemlich verwürfelt und verludert. Mich wundert fast noch mehr wie das Schneiderlein, daß ich noch auf diesen zwei Beinen steh', daß sie mir noch nicht mit Spaten und Schaufeln nachgeschlagen haben. Ueber mich sind Teufel und Engel einmal so recht nach Herzenslust in die Haare gerathen, und wer das Beste davon tragen wird, wer Triumph schreien wird, ach weh, das seh' ich jetzt wohl ab! Und doch — — da unten sitzen nun die armen Eltern in ihrem Kummer. Manchmal wünsch' ich doch, ein zwanzig Reiterfahnen wären über meinen Leib weggegangen und ich läg' in so einer Grub', in welche ich selbsten so manchen todten Kriegsgesellen hab' stürzen helfen. Da unten sitzt nun das Mütterlein und hat sich diese ganzen Jahr' hindurch die Augen roth geweint, und nun komm' ich — — o Gottes Tod! die Eingeweide wenden sich mir um, und am liebsten möchte ich wie ein Feldflüchtiger die Fersen zeigen! Aber brauch' ich denn auch da hinunter zu ziehen? Was hindert mich Narren, dort den Thürmen den Rücken zu wenden? Weshalb sag' ich nicht jetzt den Thürmen dort und Allem, was daran und darum hängt, Valet auf Nimmerwiedersehen? Ich kann's ja und brauch's nur zu wollen, so ist's geschehen! Die Welt ist so weit, und da drunten haben sie mich doch schon lange verschmerzet. Meine Faust handelt mir jeder Lump, der den Fürstenhut trägt und dem Nachbar in die Haare fallen will, mit Freuden ab. Was will ich auch dort unten? Den Feind werden sie auch ohne mich schon abhalten, und wenn sie unterliegen müssen, so kann ich es doch nicht hindern. Ich kehre um — feig ist's zwar, aber ich will!"

Der Landsknechtsführer machte eine halbe Wendung, sein Schwert aus der Schenkstube zu holen; er hatte den festen Vorsatz, umzukehren im Angesicht der Vaterstadt. Plötzlich aber hielt er lauschend ein; ferner Glockenklang schlug an sein Ohr. Es war die sechste Abendstunde und man läutete die Betglocke auf allen Thürmen der Stadt Magdeburg.

Noch einmal stampfte Markus Horn mit

dem Fuß auf, noch einmal biß er trotzig die Zähne zusammen. Des Wirthes Söhnlein schleppte sein wuchtig Schwert herbei, und der Wirth kam mit seinem Facit. In das Klingen der Geldmünzen und das Rechnen beim Wechseln mischten sich immerfort die Kirchenglocken der Heimathsstadt.

Markus Horn kehrte doch nicht um. Den Genossen zog er einsam nach, doch trug er nicht mehr, wie vorhin, einen Blumenstrauß in der Hand. — Bald vernahm er das Singen und Johlen des kriegerischen Schwarmes von Neuem vor sich, und mit dem Haufen der Krieger kam er vor dem Thore von Magdeburg an, der Vaterstadt seinen Arm und sein gutes Schwert zur Hilfe zu bringen in der bösen Zeit und dem Unwetter, welches drohend gegen sie heranzog.

Das zweite Kapitel.

Der armen Mutter bitter Leid,
Das schwere Herz der schönen Maid,
Die ganze Noth der großen Stadt,
Dies Caput vorzumalen hat.
Herr Ludolf Horn zum Besten spricht.
Der Meister Michel fürcht't sich nicht;
Gelehrte Herren treten auf,
Aus Näh' und Fern' ein ganzer Hauf':
Ehrn Niclas Hahn, Herr Alberus,
Herr Flacius Illyricus,
Zuletzt Herr Wilhelm Rhodius.

In der Schöneneckstraße, die im Jahre Fünfzehnhundertfünfzig ganz anders aussah wie heutzutage, lag, ziemlich nahe dem Breiten Wege, das Haus des Rathmannes Ludolf Horn, gegenüber der berühmten Druckerei des Meister Michael Lotther, aus welcher so viele haarscharfe, klare, gute und feine Streitschriften, Beweisschriften für den evangelischen Glauben und das Wohl der Stadt, beiden zu großem Nutzen, den Feinden aber zum allergrößesten Aergerniß und Schaden, hervorgingen. Unsere Erzählung wird viel zwischen diesen beiden stattlichen, altergrauen Häusern, die mit Giebeln, Erkern, Holzschnitzwerk und frommen Sprüchlein wohlverziert waren, hinüber und herüber spielen, denn ihre beiderseitigen Bewohner halten gute Freundschaft mit einander, und Jungfrau Regina Lotther hat seit dem Tode der eigenen Mutter fast ein ander Mütterlein gefunden an der frommen, sittsamen und tugendhaften Hausfrau des Rathmannes, Frau Margaretha Anna Maria Horn; wie auch schier kein Tag vergeht, an welchem nicht Herr Ludolf Horn und Meister Michael Lotther zu einem guten Gespräch zusammenkommen.

Wir führen den Leser jetzt in das Haus des Rathmannes, in ein bürgerlich wohlausgestattetes Gemach zu ebener Erde, in welches die Abendsonne des schönen Herbsttages so eben durch den obern Theil der runden Fensterscheiben freundlich hereinblickte. Zwei Frauen saßen in der Nähe des tief in die Wand eingelassenen Fensters dicht nebeneinander, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Die Eine war eine ehrbare, silberhaarige, traurig blickende Matrone, die andere war eine schöne braunhaarige Jungfrau in der Blüthe des Lebens. Beide waren in dunkelfarbige Stoffe gekleidet, und selbst bei dem jungen Mädchen verhüllten das schwarze Sammethäubchen und das bis an den Hals hinaufgehende Kleid spröde so viel jugendliche Reize als möglich.

Unruhe und besorgtes Harren spiegelte sich in den Mienen beider Frauen, und oft warfen sie forschende Blicke durch das Fenster in die Gasse, als erwarteten sie von Augenblick zu Augenblick Jemand, an dessen Erscheinung, oder an dessen Botschaft sie das lebhafteste Interesse hätten.

Die ältere Frau war Margaretha Horn, die Gemahlin des Rathmannes, die Mutter von Markus Horn. Die schöne Jungfrau war Regina, die Tochter des Buchdruckers Michael Lotther.

In allen Gassen der Stadt herrschte eine außergewöhnliche Bewegung; auf dem Rathhause war ein wohledler und hochweiser Rath der Alten Stadt Magdeburg sammt den Schöffen und den Innungsmeistern in den allerwichtigsten Verhandlungen und Berathungen beisammen. Von Wanzleben herüber hatte der Magdeburg'sche Bürger und Hauptmann Bartholomäus Eckelbaum, welcher das Schloß daselbst innehatte, einen reitenden Boten mit der allerbösesten Zeitung über den Anmarsch des Herzogs Georg von Mecklenburg geschickt. Wie er sich zu verhalten habe, fragte der Hauptmann, wenn ihm der Feind mit Uebermacht vor die Mauern rücke, und wie ein ehrbarer Rath eigentlich gegen den Herzog Jürgen stehe? —

Darüber berieth nun der Rath bereits seit Mittag, und die Herzen der Frauen, — der Mütter, Töchter, Schwestern der alten

Stadt Magdeburg durften wohl unruhig und ängstlich an diesem vierzehnten September klopfen: am vergangenen Tage war der Herzog Georg mit dreitausend Mann zu Fuß und zweihundert Mann zu Roß über den Hessenerdamm in das Stift Halberstadt eingerückt und zog von da ohne Aufenthalt in das Erzstift Magdeburg.

Vergeblich wollte Regina einige tröstliche Worte sprechen:

„Wer weiß denn, Mutter, ob der liebe Gott nicht noch in der letzten Stunde dem dräuenden Unheil Halt gebietet und die Herzen der Widersacher seines heiligen Wortes zum Besseren lenket. Wer weiß, was noch geschehen mag; — hat die Acht doch nun schon drei Jahre über unsern Häuptern gehangen und Niemand hat gewagt, sie zu vollstrecken. O lieb' Mütterlein, ich fang' so manch' Wörtlein auf von den gelehrten und klugen Männern, so bei meinem Vater verkehren, und wenn ich auch nur ein arm', dumm' Mägdelein bin, so denk' ich mir doch das Meinige dabei. Kommt mir so vor, als müsse doch Kaiser und Reich einen grausamen Respect haben vor dem Jungfräulein im Wappen unserer alten Stadt. Mütterlein, was will denn dieser Herzog von Mecklenburg mit seinen paar Knechten? Ei Mütterlein, ich habe Muth, guten Muth, den besten Muth!"

„Ach Kind," sprach seufzend Frau Margarethe, „Du bist noch jung und es ist wohl Dein gutes Recht, Hoffnung zu hegen bis zum Letzten; wär' auch recht schlimm, wenn so wenig Lebensjährlein nicht da Gold und Grün sehen würden, wo dem Alter Alles, — die ganze weite Welt, schwarz verhänget ist, wie eine Kirche bei einer Todtenfeier. Wann aber ein Weib sechs Kinder gebiert und gehen ihm fünf mit dem Tode ab, ehe sie die Kinderschuhe ausgetreten haben, und das sechst' und letzt', so der Stolz und Trost im Alter hätt' sein können, ist verschollen und verdorben, das Mutterherz weiß nicht wann und wo; — ja, Regina, dann neiget sich das stolzeste Haupt, so eine Frau auf den Schultern tragen mag. Ist mir doch im Leben nach und nach eine Freude nach der andern erlöschet, wie ein Kerzlein nach dem andern ausgehet bei einem Fest. So wird man zuletzt so müd', so müd', daß man sich zuletzt nach nichts mehr sehnet als nach dem stillen Grab und nach dem ruhigen grünen Hügel auf dem Gottesacker. Ein Mann hat's doch immer besser als wir armen Weiblein; der träget seinen Kummer hinaus auf die Gassen, auf's Rathhaus oder auf den Mauerwall. Da redet er und denket und hanthiert und vergisset sein eigen Weh um das allgemeine Wohl und Weh. Aber wir zu Hause, wir bei unserer stillen Arbeit, bei unserer Spindel, wir sind immerdar mit denselben Gedanken zusammen eingeschlossen wie in einem Kreis, und können nimmer hinaus und mögen es eigentlich auch nimmer. So halten und tragen wir denn unsern Schmerz an unsere blutende Brust gedrücket, gleich einem kranken Kindlein, und betrachten's immer wieder und immer von Neuem. Und nun ist mein einziger Gedanke der Markus, der arme verlorene Sohn. Sie sagen zwar, der sei ja längst todt; aber es ist immer, als rufe mir eine Stimme, ich weiß nicht woher: Nein, nein, nein, er ist nicht todt, er ist lebendig, Du wirst und mußt ihn wieder sehen, ihn wieder haben. Schau, Kind, bei jeder bösen Nachricht und Angst, so der Vater mit vom Rathhaus bringt oder die Nachbarn und Nachbarinnen von der Gasse hereintragen, immer schwebet mir nur der Markus vor. Ach, und dem Mann, dem Vater darf ich gar nicht davon sprechen, der fährt gleich ganz wild auf und spricht: Lebet er noch und hat seine Eltern also vergessen können, so sollen ihn auch Vater und Mutter vergessen und seinen Namen nicht aussprechen in dem Hause, in welchem er geboren würde! Also sind die Männer beschaffen. Ich weiß, mein Ludolf trägt denselben Harm wie ich: aber weichen will er ihm nicht, und so sucht er den Schmerz in Grimm zu verwandeln, und manchmal hab' ich schreckliche Angst, daß es ihm gelinge. So hab' ich denn nur Dich, Dich, mein lieb' Mädchen, um Dir mein gequält' Mutterherz auszuschütten. Du gedenkst auch wohl noch der alten Zeit, wo Du mit meinem Markus zusammenaufwuchsest, wo Ihr schier wie Bruder und Schwester miteinander waret."

Die schöne Jungfrau senkte, ohne zu antworten, das Haupt tiefer und nickte nur, kaum bemerkbar einem flüchtigen Auge. Die trauernde Mutter aber fuhr fort:

„Sieh', Kind, ich darf es Dir jetzt wohl sagen, ich hegt' immer im tiefsten Herzen die süße Hoffnung, Du solltest mir einst-

malen noch näher stehen, und mir eine rechte gute Tochter sein. Oft, oft hab' ich Euch beide zusammen vor dem Altar von Sanct Ulrich und im eigenen gesegneten Hausstand und mich als glückliche Großmutter gesehen. Doch das ist nun Alles, Alles dahin, um Dich wirbt jetzt Adam Schwartze, der Lieutenant aus Franken, und Dein Vater ist ihm gar nicht abgeneigt und wenn Du Ja sagen willst, so wird Alles bald in Ordnung sein. Mein Kind, mein Markus aber ist todt, liegt im fremden Feld begraben, oder hat seine alte Mutter und sein Vaterhaus ganz und gar vergessen, und die böse, grimmige, blutige Zeit hat in ihm Alles erstickt und vernichtet, was einst gut und brav in ihm war. O nicht wahr, Regina Lottherin, er war gut und brav und fromm? Weißt Du wohl noch, wie leichtlich ihm die Thränen in die Augen traten, wenn er von Unrecht und Bedrückung hörte? Und wie mitleidig war er! und wie stolz! und wie betete er an meiner Seite so andächtig im Kirchenstuhl, und wollte immer selbst den Armenpfennig in den Klingelbeutel stecken. Was für schöne Locken und große schwarze Augen er damals hatte! und dann später, als er schon groß war und zum ersten Mal wiederkam von der Universität! O, ich laß es mir nicht ausreden, und wenn alle Männer auf der Welt auf mich einsprächen, was aus meinem Kind' geworden sein mag, es bleibt mein lieb' Herzenssöhnlein in alle Ewigkeit und mein einziger Gedanke, mein schmerzhaft Sinnen und Trachten bei Tag und bei Nacht. Aber — Regina, was hast Du? wie bleich Du geworden bist!"

„O Mutter, Mutter," schluchzte die Jungfrau, „muß mir nicht das Herz im Tiefsten erzittern, da Ihr, mein zweit' Mütterlein, also in Schmerzen und Aengsten schwebet? Was soll ich Euch sagen? Ach, wenn er nicht todt ist und hat Euch nur vergessen im Kriege, so —"

„Sprich nicht aus! sprich nicht aus!" rief die Mutter, deren Stimme vor tiefem Weh erzitterte; sie drückte der Jungfrau schnell zwei Finger auf den Mund, als wolle sie um jeden Preis den Schluß der Rede Regina's hindern. Dann zog sie das Haupt des jungen Mädchens an ihre Brust und stumm saßen die beiden Frauen auf diese Weise eine geraume Weile nebeneinander, bis sie beide zugleich plötzlich aufhorchten.

„Das ist Ludolf!" rief Frau Margarethe, die Augen trocknend. „Nun gilt's wieder, dem Mann das Gesicht zu zeigen, das er allein sehen will; — ach, wenn er nur wüßte, wie schwer es mir wird! . . . Nun soll mich wundern, was für schlechte Nachrichten er vom Rathhaus mitbringt."

„Mein Vater kommt auch mit dem Herrn Rathmann," sprach Regina, aus dem Fenster blickend. „Mit ihnen gehen Herr Flacius Illyricus und Herr Doctor Alberus, die so oft in des Vaters Druckerei kommen. Ach, sie sehen Alle recht bedenklich aus und schütteln dort an der Ecke des Breiten Weges gar nicht fröhlich die Häupter, wie sie Abschied nehmen. Nein, sie nehmen doch nicht Abschied, sie scheinen sich nur die Hand auf etwas gegeben zu haben. Und da treten auch Seine Ehrn von Sanct Ulrich, Herr Pastor Gallus zu ihnen. Sie kommen allgesammt hieher."

Beide Frauen erhoben sich schnell von ihren Sitzen und schritten den eintretenden Herren entgegen, um sie zu begrüßen; und wir gewinnen Gelegenheit, uns diese theilweise so berühmten Männer ein wenig näher zu betrachten; würdige Repräsentanten des Geistes, der nach der Niederlage der Schmalkaldischen Bundesgenossen so tapfer, so unbeugsam ausdauernd den großen Kampf der Zeit fortsetzte.

Den Andern voran trat in das Gemach Mathias Flach, der sich Flacius Illyricus nannte, denn er war im Jahre 1520 zu Albona in Illyrien geboren. Ein eifriger Anhänger der neuen Lehren und ein gefürchteter Kämpfer gegen das Interim, flüchtete er nach der Schlacht bei Mühlberg, als Kaiser Karl gegen Wittenberg heranzog, aus dieser Stadt nach Magdeburg, wo er sein Schriftstellerthum mit Eifer, immer bissiger werdend, fortsetzte, und dabei seinen Lebensunterhalt als Corrector in verschiedenen Druckereien fand.

Ihm folgte auf dem Fuße der Doctor Erasmus Alberus, der eine fast noch schärfere Feder als der Illyrier führte, so daß ihn der diplomatische Moriz beim Vertrag mit der Stadt allein von allen den geistlichen Streithähnen aus Magdeburg verweisen ließ, indem er meinte: „der Doctor Erasmus habe es zu grob gemacht, daß es billig kein Bauer leiden sollte." — Im Jahre 1548 war der Doctor nach Magdeburg gekommen, nachdem er zuletzt am

brandenburg'schen Hofe Prediger gewesen war. Die Unruhe der Zeit duldete einen solchen Geist nicht lange an derselben Stelle.

Nikolaus Hahn, welcher seinen Namen, der Sitte der Zeit folgend, latinisirte und sich Gallus nannte, war Diakonus zu Regensburg gewesen, hatte sich aber geweigert, das Interim anzunehmen, und ward deshalb vertrieben. Im Jahre 1550 war er Prediger an der Ulrichskirche zu Magdeburg geworden und führte nun auch von dieser Stelle aus eine gute, scharfe Feder gegen die beiden Interim und die Adiaphora, das heißt die abgeschafften katholischen Gebräuche und Ceremonien, welche die Kirchenordnung Kurfürst Moriz's wiederherstellen wollte, ohne jedoch in der Lehre und dem Glauben der Protestanten zu ändern.

Angeregt durch Flacius Illyricus entbrannte um diese Adiaphora der hitzigste Streit und schlug auf's Heftigste aus, weniger gegen die Papisten, als gegen die Wittenberger Theologen, den guten Philipp Melanchthon und den Doctor Camerarius, welche zu Jüterbogk schon als Regel aufgestellt hatten: In Mitteldingen (adiaphoris) soll man Alles halten, wie es die heiligen Väter gehalten haben und jenes Theil der Papisten und Interimisten noch hält. — Nachher machte man zu Leipzig ein Buch in dieser Meinung, das kleine Interim, vom Volk aber der „Chorrock" genannt, weil darin unter andern den protestantischen Predigern das katholische Meßgewand aufgedrängt werden sollte. Die Anhänger hießen es Constitutio interreligiosa, oder Decretum religionis, oder Religionsordnung, oder Declaratio religionis. Die Gegner aber stellten es bildlich als einen gräulichen Drachen mit drei Köpfen dar, unter welchem ein Krötenkopf das Regensburger Interim vorstellte, ein Schlangenkopf das Augsburg'sche Interim, ein Engelkopf das Leipziger Interim. Man spielte auch ein Spiel, Interim genannt; dasselbe bestand in einem durchlöcherten Brett mit vielen Fächern und einem in die Mitte gemalten Narrenkopf. Man schob mit Kugeln darauf.

Die Gelehrten verspotteten das Interim lateinisch:

Heu mihi, me natum, natum Interim ad interimendum
Interimendo alios, heu prius intereo.
Nomen ab interimo haud, potius sed ab intereundo,
Cum sic intereo, memet habere puto.

In den Gassen sang aber das Volk:

Selig ist der Mann,
Der Gott vertrauen kann,
Und willigt nicht in's Interim,
Denn es hat den Schalk hinter ihm.

Hunde und Katzen rief man Interim und Caricaturen gingen aus, auf welchen der Papst Paul der Dritte abgebildet war, wie er das heilige römische Reich deutscher Nation anredete:

Ihr
Närrischen
Teutschen,
Ewer
Reich
Ist
Mein.

Viele Verbannte und Landflüchtige gab es dieser verschiedenen Interims und der Adiaphora wegen im deutschen Reiche; denn überall wurden die lutherischen Prediger, die ihnen nicht zufallen wollten, vertrieben. So flüchtete Wolfgang Musculus von Augsburg gen Bern. So mußte Johannes Brentius, auf's Bitterste verfolgt vom Cardinal Granvella, aus der Stadt Halle fliehen und „in der Nähe sich in's wilde Feld begeben und im Walde sich aufhalten." So wurde Andreas Osiander aus Nürnberg vertrieben und suchte in Preußen einen Zufluchtsort. So mußte Erasmus Sarcerius aus der Grafschaft Nassau, so mußte Erhardus Schnepfius aus dem würtemberger Lande weichen.

Ueberall im Reiche wurden die Druckereien, welche wider das Interim gewirkt hatten, gesperrt; überall wurde das freie Wort und der freie Gedanke mit aller Macht in Banden gelegt, und das neue Religionsgesetz mit Gewalt eingeführt.

So stand denn wie ein leuchtendes Beispiel für ewige Zeiten die Stadt Magdeburg:

Unseres Herrn Gottes Canzlei

da, hoch haltend das Panier deutscher Gedankenfreiheit. Hier allein lagen die Pressen nicht in Ketten, hier allein fürchteten die wackern Drucker Paul Donat, Christian Rödinger, Michael Lotther und so weiter Kaiser und Reich, Acht und Aberacht nicht. Hierher unter den grünen schirmenden Kranz der Magdeburg'schen Jungfrau flüchteten die Exules, die Verbannten, Prediger und Kriegsleute. Hier schrieben die Amsdorf, Flacius, Gallus, Pomarius kühner und immer kühner, je gewaltiger die Gefahr ward, je drohender das Verderben

gegen die Mauern und Wälle der Stadt des großen Kaisers Otto heranzog.

Ja, Unseres Herrgotts Canzlei hieß mit Recht bei den Evangelischen diese Stadt Magdeburg, so stolz, so tapfer, so todesmuthig allein im weiten Reiche nach dem achtundfünfzigsten Psalm ausrufend:

„Seid Ihr denn stumm, daß Ihr nicht reden wollt, was Recht ist?" —

Wir aber wollten die bei dem Rathmann Horn eintretenden Persönlichkeiten schildern und sind mitten in das Streitgetümmel des sechzehnten Jahrhunderts gerathen. Was thut's? Der gewaltige Hintergrund, auf welchem die schwachen Schattenbilder unserer Geschichte vorüberziehen, wird immer von Neuem mehr oder weniger diese Schattenbilder überleuchten müssen.

Dem Pastor Gallus folgte der Buchdrucker Lotther zugleich mit dem Rathmann auf dem Fuße. Der Buchdrucker war ein kleiner, starkknochiger, untersetzter Mann mit gar gutmüthigem Gesicht, und trotz seiner Wohlbeleibtheit sehr lebendig und beweglich. Seine Neigungen waren sehr kriegerischer Art, er hielt sich so stramm und militärisch als möglich, und seine Kleidung wich so viel es nur immer mit Anstand anging, von dem ehrbaren Costüm des wohlbehäbigen Bürgerthums damaliger Zeit ab und näherte sich dem bunteren Aufputz der Kriegsmänner. Der Buchdrucker war ein tapferes Blut und litt ein wenig an dem Wahne, seine Bestimmung verfehlt zu haben, als er die Pressen seines verstorbenen Vaters übernahm. Er glaubte zu einem Soldaten, einem Feldhauptmann, gleich dem Frondsberger, dem Burtenbacher, dem Schanckwitzer, dem Wrisberger, den Zeug in sich zu haben, und sein größtes Steckenpferd war der Gaul, welchen er in der Einbildung vor einem blitzenden, rasselnden Reitergeschwader, welches ebenfalls nur in der Einbildung existirte, ritt.

Wer ihm hierin nach dem Munde sprach, der war sein größter Freund, und es gab Manche, welche ihm nach dem Munde sprachen. Der Rathmann Ludolf Horn gehörte freilich nicht zu Diesen; aber er imponirte ihm durch seine Geistesüberlegenheit, und der Meister Michael fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, wenn der wohlangesehene Nachbar und Freund ihn auf die Schulter klopfte und sagte:

„Michel, Michel, glaubt mir, Ihr seid hinter Euern Pressen ein noch ganz anderer Streiter und Kämpfer, als solch' ein Feldhauptmann draußen im freien Feld. Die schwarzen Heeresschaaren, die Lettern, die Ihr in den Kampf führet, schlagen noch viel stolzere Schlachten, als die, welche auf einer grünen Heide geliefert werden. Ich sag' Euch, Michel, der Mann, der Eure Kunst erfand, war doch ein ganz anderer Mann, als jener arme Tropf von Mönch, dem sein eiserner Topf an den Kopf flog, weil er zufälligerweise Kohlen, Schwefel und Salpeter drin zusammengemischt hatte. Michael Lotther, ich sag' es, es ist ein edel und stolz Ding in diesem Jahr Eintausendfünfhundertundfünfzig, Buchdrucker in dieser alten Stadt Magdeburg zu sein! Es wird noch manches Geschlecht aus dem, was durch Eure Vermittlung, durch Eurer Hände Kunst in die Welt ausging, Muth, gut Beispiel, Trost, Erbauung und Kampfesfreudigkeit schöpfen, und Euern Namen erhalten bis in die fernste Zeit!"

Der Mann, der also sprechen konnte, sah sorgenvoll genug aus. Seine einst hohe Gestalt schien vor der Zeit durch tiefnagenden Kummer zur Erde niedergedrückt worden zu sein; obgleich sie immer noch gar stattlich und würdig erschien. Seinem von silberweißen Locken umgebenen Gesichte sah man Entschlossenheit, ja vielleicht auch ein wenig Starrsinn an. Ein ergrauter Bart hing dem Manne fast bis auf die halbe Brust herab. Gekleidet war der Rathmann in das Ehrengewand seiner Würde, den langen mit Pelzwerk besetzten Rock, über welchen sich eine goldene Kette ringelte, und den ein schwarzer weiter Mantel zum größten Theile verbarg. Er stützte sich auf einen langen Stab mit silbernem Knopfe, welchen er sammt dem schwarzen Barett beim Eintritte, nach dem gewöhnlichen Gruße, seiner Hausehre in die Hände gab.

„Da sind wir, Frau Nachbarin! Da sind wir, Regina! Gott zum Gruß!" rief der Buchdrucker, aufgeregt hin- und hertrippelnd. „Nun gibt's Arbeit, heiße Arbeit, heiße Arbeit. Böse Nachrichten, Frau Nachbarin, sehr böse. Nun wird's doch wohl lustige Tage auf Wall und Schanz, zu Roß und zu Fuß geben, und es wird sich jetzt zeigen, wer der Stadt Wohl auch auf andere Art als mit dem Maul zu verfechten weiß."

Damit nahm der Redner eine Stellung

an gleich einem spießfällenden Landsknecht und that mit dem Stock einen grimmigen Stoß gegen einen eingebildeten Feind, hätte aber dabei den ehrwürdigen Herrn von Sanct Ulrich beinahe vor den Magen und über den Haufen gestoßen.

Frau Margaretha und Jungfrau Regina warfen fragende besorgte Blicke auf die übrigen Herren, fanden aber keinen Trost in deren Mienen.

„Schütze uns Gott, Ludolf, — saget, Ihr Herren, ist es denn wirklich wahr, was das Volk in den Gassen wissen will? Ist der Feind so nahe?“ rief angstvoll Frau Margaretha.

Die geistlichen Herren neigten allesammt bejahend die Häupter, und der Hausherr sprach seufzend:

„Ja, es nützet nichts mehr, daß man es Euch Frauen verschweige; — die bösen Zeiten sind nahe vor der Thür. Die Vollstrecker der Acht —“

„Publiciret zu Augsburg am siebenundzwanzigsten Juli Fünfzehnhundertsiebenundvierzig; Executialbriefe gegeben am achtzehnten Mai anno domini Fünfzehnhundertneunundvierzig zu Brüssel!“ fiel der Buchdrucker ein.

„Die Vollstrecker der Acht nahen sich!“ fuhr der Doctor Erasmus fort.

„Und wollen wir,“ las Herr Flacius Illyricus, ein gedrucktes Exemplar der Achtserklärung aus der Tasche nehmend, „wollen wir von Römischer Kaiserlicher Macht hiemit ernstlich, daß Ihr die genannten Rathmannen, Innungsmeister und Gemeinde der Stadt Magdeburg für uns als solche unsere und des Reiches offenbare Landfriedbrüchige Rebellen, Beleidiger unserer Person und Kaiserlichen Majestät und erklärte Aechter fürohin haltet und meidet: in unsere erblichen, des heiligen Reichs und Euern Fürstenthümern, Landen, Grafschaften, Herrschaften, Gebieten, Gerichten, Schlössern, Städten, Märkten, Flecken, Dörfern, Weilern, Höfen, Häusern oder Behausungen nicht einlasset, hauset, höfet, ätzet, tränket, enthaltet, leidet oder duldet, fürschiebet, durchschleifet, schützet, schirmet, begleitet, pachtet, malet; Gewerb, Handthierung, Kaufmannschaft oder sonst einigerlei Gemeinschaft mit ihnen nicht habet, noch solches Alles und Jedes zu thun, den Euern oder jemand Andern befehlet oder gestattet, weder heimlich noch öffentlich, in keinerlei Weise, Wege noch Schein; sondern ihnen ihrer aller Leib, Hab, Schulden und Güter, wo Ihr die auf Wasser oder Lande betretet, erfahret oder findet, — angreifet, niederleget, bekümmert, arrestirt und verhaftet, und so weiter, und so weiter. Wird uns den Aechtern ferner Schutz und Schirm, Freyen oder Fürtragen, Gnad, Freiheit, Tröstung, Geleit, Sicherheit, Land- oder Burgfried, Bündniß, Vereinigung, Burg- oder Stadtrecht abgesprochen, und mögen wir nur zuschauen, wie wir uns mit Gottes Hilf allein unserer Haut wehren!“

Während dieses Vortrages hatte der Hausherr seine Gäste durch Winke eingeladen, Platz zu nehmen und sich selbst in einen Lehnsessel niedergelassen. Jeder war der Einladung nachgekommen bis auf den Vortragenden, welcher sodann aber auch einen Sitz nahm. Eine Magd kam auf das Gebot der Hausfrau mit einer großen silbernen Kanne voll Zerbster Bieres und den dazu gehörigen Bechern. Es wurde durch Regina Jedem der Anwesenden der kühle, herzerfrischende, schäumende Trank dargeboten. Und Jeder neigte sich dankend der Jungfrau, als er den Becher ergriff; als aber die Reihe an den Vater Lotther kam, kniff dieser sein Kind in die Backen und flüsterte:

„Reginchen, es geht los! Reginchen, es geht wirklich los!“

„O wolle es Gott verhüten!“ sagte die Jungfrau. —

Nun erhob der Rathmann den Becher, blickte im Kreise umher und sprach:

„Werthe Herren und Freunde, weil uns denn diese stille Stunde noch bescheert ist, so laßt sie uns genießen. Seid vom Herzen willkommen unter meinem geringen Dach. Es thut doch gar wohl, sich nach solch einem Tage voll Lärm, Angst, Rathschläge, Widerspruch und Stimmengetöse endlich im ruhigen Kreise bekannter, lieber und achtbarer Gesichter zu befinden und das Durchlebte und Erfahrene nochmals gelassener vor dem Geiste vorübergehen lassen zu können.“

„Ja, ja, Frau,“ sprach Herr Gallus von Sanct Ulrich, zur Frau Margarethe gewandt, „Euer Eheherr hat wohl Recht, es wird nicht gut thun, Euch die böse Mähr zu verschweigen. Das Lager, so der Herzog Heinrich der Jüngere vor seiner Landesstadt Braunschweig hatte, ist aufgehoben, und Herzog Jürg von Mecklenburg, des Braunschweigers Vetter mütterlicherseits,

hat die allda versammelt gewesenen Knechte und Reiter in seinen Sold genommen und ziehet gegen uns heran. Wohl sagen nun Einige, das junge hitzige Blut vermeine gar nicht, gegen uns zu streiten, sondern habe nur geworben, das Bisthum Schwerin seinen Herren Brüdern und Herrn Oheim abzugewinnen; aber die Meisten behaupten, für das Domcapitel, das von Halle her der Stadt droht, ziehe der Herzog heran, und habe das Capitel ihn durch groß Geld und Versprechen aufgestachelt, daß er in das Erzstift falle. Es heißt auch schon, der Kurfürst Moriz als Vollstrecker der Acht werde baldigst mit dem Mecklenburger vor Magdeburg zusammentreffen und so die Berennung beginnen, wenn die Stadt nicht wehr- und waffenlos, fußfällig sich ihren und des Herrn Jesu Christi Widersachern übergibt."

„Und die also sprechen und sich Solches von dem Jürg und den Fladenweihern, Pfaffen und Sophisten zu Halle verheißen, die werden wohl Recht haben!" sprach der Doctor Erasmus Alberus, und dabei rieb sich der Mann die Hände zwischen den Knien, indem er an die herrlichen Pamphleten, Pasquille, Lästerschriften und Caricaturen dachte, die sich nun schreiben und malen lassen würden. Schon brodelte und kochte es wieder in seinem Hirn, schon zuckte es in seinen Fingern, den Schreibfingern, und die seltsamsten, tollsten Larven und Fratzen sah er vor sich tanzen, Larven und Fratzen, in welche er seine Feinde und Widersacher auf die boshafteste, unverschämteste und ausgelassenste Art steckte und verkleidete, um sie so der deutschen Nation vor Augen ihre Affensprünge machen zu lassen.

„So haben wir drum Rath gehalten auf dem Rathhaus," sprach Ludolf Horn; „und haben dazu gefordert alle die fremden Kriegsleute, so in der Stadt ihre Zuflucht genommen als vom Kaiser geächtet oder aus gutem Willen gegen die Stadt in dieser schweren Noth. Da ist gewesen Herr Hans von Heideck, der Schwabe, welcher in der Acht ist, weil er der Krone Frankreich gegen den Kaiser gedienet, und der uns das gute Rundel, so seinen Namen führt, gebauet hat. Ferner ist gekommen der Graf Albrecht von Mansfeld sammt seinem Sohn Karol, die der Stadt Gut und Blut verlobt haben. Auch Herr Kaspar Pflugk, der böhmische Herr, den sie in seinem Vaterland wider seinen Willen zu einem Obersten in einem angefangenen Tumult aufgeworfen haben, und der darum im Bann gehet und von der Stadt aufgenommen ist, ist zugegen gewesen. Auch alle Kriegshauptleute der Stadt, als Hans von Kindelbrück, Galle von Fullendorf der Schweizer, Hans Springer der Elsaßer, Hans Winkelberg von Cöln, des Obersten Lieutenant. Da ist hin und wider gesprochen über das, was zu thun sei, und dann ist man übereingekommen, Botschaft zu senden an Bartholomäus Ekelbaum gen Wanzleben, der Stadt Banner daselbst gegen Jedermann hoch zu halten bis auf den letzten Mann. So wird es sich nun zeigen, ob der Herzog von Mecklenburg ihn mit Sturm anläuft. Gott schütze die Stadt!"

„Er wird sie schützen, Ludolf!" rief die Frau mit bewegter Stimme. „Er kann nimmer seines Evangeliums letzte Burg und Bollwerk in seiner Feinde Gewalt also fallen lassen."

„Und es ist auch schon brav dafür gesorgt, daß die Fladenweiher einen harten Kuchen zu beißen kriegen," fiel der kriegerische Buchdrucker ein. „Bei Gott, ist die feine Jungfrau Magdeburg nicht mit einem festen Gürtel umgethan von Mauern, Wall und Thurm? Ich meine, wer ihr diesen Gürtel lösen will, der muß in Wahrheit ein rechter Mann und ein Hochgewaltiger sein! Ist nicht die Stadt reich und wohlverproviantirt? Mangelt es etwa an Pulver, Kohlen, Salpeter, Schwefel und Kugeln? Mangelt es an Allem, was zur Artalarey gehöret? Sind nicht von den Schmalkaldischen Bundgeschützen so manche gute Stücke bei der Stadt? Haben wir nicht Waffen und Männer und guten Rath genug? Strömt nicht immerzu neu Volk hinzu, der Stadt in dieser schweren Noth und Angst zu helfen? Ist nicht die Bürgerschaft voll Muth und guter Hoffnung? Ich sage Euch, wer die Hand wagt auszustrecken nach der Jungfrau Kranz, der wird sich eine blutige Platten holen. Die Jungfrau wird ihr Kränzel in Ehren halten, und es ist noch lange nicht aufgeschrieben, wer die Oberhand behalten wird im Streit. Laßt nur den Kaiser und das Reich, das Domcapitel sammt dem Ochsenkopf von Mecklenburg und dem Kurfürst Moriz anrücken gegen die Stadt; mit Waffen und Männern und gutem Muth wird sie sich ihrer erweh-

ren, wie man sich eines Mückenschwarms erwehrt an einem Sommerabend!"

„Freund, Freund," nahm der Rathmann das Wort, „und wenn an Waffen, Männern und gutem Muth dreidoppelt so viel vorhanden wär', und wenn jeder Mauerstein in der Stadt sich in einen Kämpfer für sie verwandelte, sie würden das Unheil nicht von ihr abwehren, wenn es Gottes Wille nicht sein sollte. Soll mich der Himmel schützen, die Hoffnung aufzugeben, daß wir im Kampf nicht unterliegen werden; aber nicht auf die fleischlichen Waffen trau' und bau' ich in diesen Nöthen und Fährlichkeiten. Spieß und Schwert, Wall und Schanz' werden uns wenig schützen gegen den übermächtigen Andrang. Der Geist wird's thun! Der Geist, welcher diese Mauern erfüllt seit dem sechsten Sonntag nach Trinitatis im gesegneten Jahr Eintausendfünfhunderteinundzwanzig, an welchem Tage der Mann Gottes Martinus Luther, berufen vom damaligen Bürgermeister Nikolaus Sturm, allhier in der Johanniskirche das lautere, unverfälschte Evangelium predigte. Seit diesem Tage ist diese alte Stadt Magdeburg in Wahrheit des lieben Gottes Canzlei auf Erden und seines Wortes starkes Bollwerk, seit diesem Tage ist sie ein Vorort der Freiheit, seit diesem Tage ist sie ein Schutz und Hort allen um Gottes heiligen Namen Verfolgten, allen widerrechtlich Verbannten und Ausgestoßenen. Der Geist, der Geist wird retten! Der Geist, und nicht Landsknechtrotten, Reiter und Geschütz!"

„Wohlgesprochen, wackerer, theurer Herr und Freund!" rief Herr Nikolaus Hahn, die Hand des Rathmannes begeistert ergreifend und schüttelnd.

„Gehören wir nicht auch zu den Vertriebenen, Umherirrenden, so hier in diesen Mauern gastlich, sicher Unterkommen gefunden haben? Recht, recht, Herr Horn, der Geist, der Geist rettet diese theure Stadt!" rief Flacius Illyricus, dessen Jünglingsaugen verwunderlich zu flammen anfingen.

Der Doctor Erasmus Alberus aber saß und nickte mit dem Kopfe, und seine Augen waren wie im tiefsten Sinnen auf dem Fußboden festgeheftet. Dann flüsterte er leise, als spreche er mit sich selbst:

„Und der Geist wird schon dafür sorgen, daß diesen Papisten, Interimisten, Exterimisten, Adiaphoristen, Novatianern recht tüchtige Kletten in die Haare geworfen werden; und die Reislein und Sommerlatten, woraus die Geisseln und Knüttel gemacht werden sollen für sie, stehen schon hoch in Blüthe und Wachsthum!"

Frau Margaretha hielt die Hand ihres Eheherrn in den ihrigen und streichelte sie leise; Regina blickte mit blitzenden, feuchten Augen zu ihm herüber; der Buchdrucker Michael Lotther rannte auf und ab in der Stube und brummte: „Potz Moriz, Potz Sanct Georg, bei aller heiligen Ritterschaft, er hat Recht, Recht hat er, das will ich auf Hieb, Stoß und Schlag, mit Büchse und Spieß verfechten, ... aber was ist das?"

Alle in dem Gemache Anwesenden wurden durch einen großen Lärm an die Fenster gezogen. Urplötzlich hatte sich die Gasse mit Volk gefüllt und auf dem Prellsteine unter der Schönen Ecke stand eine lange, hagere, schwarze Gestalt, mit den Händen in der Luft fechtend und gesticulirend, mit heller, fast kreischender Stimme eine Rede haltend, die von Zeit zu Zeit von dem lauten Beifallsruf der Zuhörer unterbrochen wurde.

„'S ist Wilhelm Rhodius, lasset uns hören, was er zu sagen hat dem Volk," sprach der Doctor Alberus.

Männer und Weiber, Bürger und Landsknechte drängten sich um den Prädicanten, und auf die offene Bibel, die er in der linken Hand hielt, schlagend, las dieser:

„So stehet geschrieben Jeremiä am fünfundzwanzigsten: In der Stadt, die nach meinem Namen genennet ist, fahe ich an zu strafen, und Ihr solltet ungestraft bleiben? Ihr sollt nicht ungestraft bleiben, spricht der Herr Zebaoth! — Ja, liebe Brüder, ich sage Euch, das Korn wird geworfelt werden auf der Tenne des Herrn, und die Spreuer werden davon stieben in alle vier Winde. Ich sage Euch, selig wird der sein, der mit dem Harnisch auf dem Leib und dem Schwert in der Hand erfunden wird. Ihr habet eine gute Zeit mit Handel und Wandel gehabt, und Eure Nahrung ist nicht geringe gewesen, Ihr seiet belassen gewesen bei Euerm Sachsenrecht, bei Euern Freiheiten, Gerechtigkeiten und Gewohnheiten; Ihr habet gefreiet und Euch freien lassen; aber Wehe, Wehe, dreimal Wehe über Euch, Ihr Kinder dieser Stadt. Denn nun frage ich Euch, seid Ihr auch gerüstet in dem

Evangelium? Frage ich Euch, war Euer Handel und Wandel im Glauben? Wohlan, der Richter ist vor der Thür; — wer ist nun bereit das Märtyrerthum auf sich zu nehmen um sein heiliges Wort? Ihr sprechet zwar: wir gläuben, wir gläuben und wollen leiden um unsern Glauben, was der Herr will; — aber Eure Augen sind blind und Eure Ohren taub, und dumm seid Ihr im Haupt, und der Teufel mag Euch leichtlich mit Haufen zur Hölle führen. Ich aber will Euch sagen, wie es stehet um Euch und das Wort des Herrn. Immer von Neuem will ich reden und Euch erzählen, wie es zugehet in der Welt, daß Euer blöder Sinn geöffnet werde, und Ihr Acht haben könnt auf Eure Wege. So sprechet, wisset Ihr, warum täglich um zwölf Uhr des Mittags seit Jahren in dieser alten Stadt, der neuen Stadt und der Sudenburg, in allen Pfarren mit den großen Glocken geläutet wird? Wisset Ihr, weshalb bei diesem Geläut in jedem Haus der Hausvater mit Weib, Kind und Gesind niederfällt und die Hände faltet zum Gebet? Sprecht, warum betet Ihr?"

„Um Frieden, um des reinen Glaubens Erhaltung, um des deutschen Vaterlandes und der christlichen Zucht und Ehrbarkeit Erhaltung beten wir, Herr Magister!" rief eine Stimme unter den Zuhörern.

„Und seit wann geschiehet Solches?"

„Seit die Schmalkald'schen Bundesgenossen in's Feld zogen um des Evangeliums willen!" antwortete dieselbe Stimme.

„So sage ich Euch nun," fuhr der Prädicant fort, „also läuteten sie zu solcher Stund' weit im Reich, zu Augsburg, zu Ulm, zu Nürnberg, in Schwaben, in Meißen, in Sachsen, in der Pfalz, am Rheinstrom; aber ihr Geläut' ist verstummt, und verhallet ist eine Glocke nach der andern. Bei Mühlberg ist die böse Schlacht geschlagen, zu Wittenberg sind die Hispanier auf des gottseligen Mannes Martin Luther's Grabe mit Triumph umhergesprungen; es ist von dem heuchlerischen Hofprediger zu Brandenburg, dem Agricola, das Augsburger Interim verfasset und mit Gewalt eingeführet, wo es hat geschehen können. Der Mann, so sich Johann Albert Erzbischof von Magdeburg nennt, ist von Würzburg, dahin er geflohen war, heimgekommen und hat zu Halle gesessen und gedrohet bis an den Tod, und sein Capitel drohet weiter. Und die Acht gegen das Glockengeläut ist verneuert worden, und die Meißnischen Dompfaffen und die Wittenberger Philosophen, Aarones und Grammatici, haben zu Leipzig das Leipziger Interim gemacht, merdam pro balsamio, Dreck für Balsam sag' ich Euch, und Wendehüte gibt's, so sprechen: Lasset uns es annehmen, bleibet doch der Glaube rein, und die Mitteldinge wird der Herr nicht ansehen; deshalb lasset uns Frieden machen mit unsern Widersachern, daß wir mit Ruh' das Unserige genießen mögen. Ei, ei, da hab' ich Euch! Wieviel solcher Wendehüte, solcher Pfeffersäcke, solcher Mamelucken und Judasjünger gibt's unter Euch? Ich sage Euch, Gott wird Die gewißlich nicht ansehen, die so sprechen und denken. Pfui doch, Du schändlicher Wendehut, Du bist doch ein loser Esel und tausendmal ärger denn ein Esel. Bist Du so lang mit Walen und Spaniern umgegangen, und hast die wälsche und spanische Praktik noch nicht gelernt? Meinest Du, daß sie so grob herausfahren und sagen: Ihr sollt den Antichrist anbeten! Ihr sollt unser eigen werden und so fort? Ja, Lieber, harre so lang. Hast Du nie gehört, daß sich der Teufel und sein eingeborner Sohn, Papst, Pfaffen und Pfaffenknechte verwandeln können in einen Engel des Lichts? Aber was hilft's, daß ich Euch gleich lang und viel predige! Wir bleiben immer wie die Narren, denen muß man ohn' Unterlaß mit Kolben lausen, daß sie's fühlen. Und wenn sie's gleich lang greifen und fühlen, so bleiben sie doch Narren vor als nach, Sommer und Winter."

„Ist's nicht so? Ich sage Euch aber, nicht durch ein Interim, nicht durch ein Exterim, sondern nur durch Gottes Wort allein wird man selig. Wie spricht der heilige, liebe Apostel Petrus: Sie achten für Wollust das zeitliche Wohlleben! — Ist's nicht so mit Euch? Folget Ihr nicht dem Weg Balaam, des Sohnes Bosor?"

Die Stimme des Predigers erhob sich hier zur schreiendsten Höhe:

„Und der Feind nahet! der Feind nahet! Mit Rossen und Wagen steht er vor den Thoren. Wehe den Müttern, so geboren haben; wehe den Schwangern, so gebären wollen! Der Feind, der Feind nahet! Herr Jesu, komm! Komm, komm, Herr Jesu, verzeuch nicht. Erschein' Deinem Volk und sondere die Böcke von den

Schafen, die Unreinen von den Reinen, die Interimisten, Papisten und Adiaphoristen von den Gläubigen. Zu den Waffen, Ihr Streiter des Herrn und seines heiligen Evangeliums! Auf die Mauern, auf die Wälle, Ihr Kämpfer Christi!"

Von seinem Eckstein hernieder sprang unter dem wilden Geschrei der aufgeregten Menge der Prädicant, um an einer andern Stelle sein Wesen von Neuem anzufangen. Es war nunmehr die Stunde des Zwielichts herangekommen.

Das dritte Capitel.

Nun lupft die Kapp! es tritt heran
Der wackre Herr Sebastian;
Die Feder wie das Schwert er führt,
Manch' Großmaul weidlich hat's gespürt.
Sein Wort der „Leutnambt" Adam spricht.
Regina will ihm horchen nicht;
Gekränkten Vaters schwerer Zorn
Fährt jach herab auf Markus Horn.

Kopfschüttelnd traten die Lauscher im Hause des Rathmanns Ludolf Horn von den Fenstern zurück.

„Kommet doch einen Augenblick herauf, Meister Besselmeier!" rief der Rathmann einen Mann an, welcher aus dem Haufen zurückgeblieben war, und den er trotz der Dämmerung noch erkannt hatte.

Der Angerufene nickte freundlich herauf und berührte zum Gruß das Barett. Nach einigen Augenblicken trat er in das Gemach und grüßte sittsam nach allen Seiten.

Dieser Mann war Sebastian Besselmeier, ein einfacher Bürger der Stadt, aber ein edles Blut, ein hellleuchtend Zeichen des Geistes, welchen deutsches Städtethum zu erzeugen vermochte. Treu, fleißig, bieder; gleich bereit, beim ersten Ruf der Gefahr in's Feld hinauszueilen und sein Blut für das Gemeinwesen zu verspritzen, wie geschickt nach überstandenen Gefahren den Ruhm und Preis der Stadt fernen Geschlechtern in trefflicher Aufzeichnung des Geschehenen mitzutheilen. Wir verweisen den Leser, den Mann kennen zu lernen, auf seine „Warhafftige Histori und Beschreibung des Magdeburgischen Krieges von Anfang biß zu Ende," — deren Vorrede er charakteristisch anhebt wie Thucydides sein Werk über den peloponnesischen Krieg:

„Diese Histori und Beschreibung des Magdeburgischen Kriegs zu beschreiben, hat mich erstlich verursacht, unsere Nachkommen und Kinder, so hinter uns leben möchten, damit sie solches zu Hertzen nehmen, gedenken, und auch wo die Nothdurfft das würde erfordern, davon reden könnten."

Wie trefflich tritt uns dieser deutsche Bürgersmann entgegen, wenn er, während von den Wällen seiner Vaterstadt und aus den Schanzen der sie bedrängenden Feinde das Geschütz donnert, das Schwert an der Seite, das Feuerrohr neben sich, niedersitzt und schreibt:

„Es möcht aber einer, und sonderlich der jetzt draus vor der Stadt liegt, hernachmals sagen, ich hette geschrieben umb Ruhms willen oder was mir gefiel (wie dann nach dem Sprichwort offt geredt wird: Ein jeder Hirt lobt seine Küh). Hierrauff sage ich bei meinem Gewissen und der höchsten Warheit, daß ich solches nicht gethan, sondern alles mit guten Grundt unnd Warheit, niemand zu lieb und zu leid gethan habe: Welches ich alles mit meinen sichtlichen Augen gesehen, und zum öfftermal mit und bey bin gewesen. Derhalben diese Histori nicht einem jeden lieblich, sondern verdrießlich wird seyn zu lesen, ich mein aber allein die (wie oben vermelt), welche jetzt draussen liegen und unser Feind sind, umb welcher willen ich diß nicht zusammengefaßt und auffgeschrieben habe, sondern umb der andern willen, — — welches ich derhalben desto fleißiger und weitläufftiger geschrieben habe, damit hernachmals die Warheit desto besser zu erhalten unnd zu bezeugen sey, welches ein jeder besser verstehen mag, weder ich's an Tag kan bringen." —

„Ei, Herr Sebastian," sprach der Rathmann, „solch ein werther Mann wie Ihr sollte niemals vor Ludolf Horn's Haus vorübergehen ohne anzuklopfen und einzusprechen. In solchen Zeiten, so der Herrgott jetzo über uns verhänget, müssen die, so sich kennen und zueinander gehören, auch zusammenhalten. Ein Jeder fühlt sich desto sicherer und muthiger, je gewisser er ist, daß er Freunde zu rechter und linker Seit' und im Rücken hat."

Meister Sebastian, welcher eben mit Gruß und Dank ebenfalls einen Krug Zerbster Bieres aus den Händen Regina's empfangen hatte, neigte sich gegen den Redenden und erwiederte:

„Wär' auch wohl mit Vergunst eingetreten bei Euch, Herr Rathmann, mußt'

aber erst das wunderliche Wesen in der Gass' zu Ende hören. Das ist doch ein toll Ding, und man weiß eigentlich nicht, was man dazu sagen soll; ob man einstimmen soll, oder solch' Gebahren verwerfen. Was meinet Ihr dazu, Ihr Herren?"

„Ach, Meister Besselmeier," sprach Herr Hahn von Sanct Ulrich, „die Zeit ist ein großer Kessel, darin wird jetzo eine wunderliche Suppen gekocht, und es ist nicht zu verwundern, daß es siedet, brodelt, übersprudelt und solch' wunderliche Blasen wirft."

„Ich glaub' auch, es darf nicht durch Gewalt gehindert werden, daß also von den Ecksteinen gepredigt wird," meinte der Magister Flacius, der Illyrier. „Nur ein aufgeregt, gespannt Gemüth mag große Dinge thun, und diese Stadt Magdeburg darf ihr Volk nicht einschlafen lassen."

„Und so sind die Prädicanten den heißen Gewürzen in der Suppen zu vergleichen," fiel der Doctor Alberus ein. „Ich denke und halte auch, daß es gut sei, daß das Volk erschüttert werde in seinen Tiefsten, auf daß es in der rechten Stunde geschickt sei, dem großen Sturm zu begegnen. Thun wir doch eigentlich mit Reizen, Stacheln, Reden und Schreiben dasselbige, was dieser Mann auf dem Ecksteine thut. Die Welt hat ein bös' hitzig Fieber und muß mit scharfen Mitteln angegriffen werden, wenn die Heilung erfolgen soll."

„Ihr möget wohl Recht haben, günstige Herren," sprach der Bürger, „aber es will mir doch solch' ein Gelärm und Getös nicht recht in den Sinn. Ich mein' mit Vergunst, es sei ein gefährlich Spiel mit der Menge und kann leichtlich in das Gegentheil von dem, was man erwartet, umschlagen. Gott gebe, daß es nicht in der Noth heiße: Auswendig Streit, inwendig Furcht!"

Zustimmend nickte der Rathmann mit dem Kopfe: „Recht, recht, Meister Besselmeier! es ist ein gefährlich Ding um solch ein Spiel. Es ist auch im Rath die Rede davon gewesen; aber die Stimmen sind dort so getheilet, wie hier. Was soll man thun? was soll man lassen? Aber es ist mir immer, als sehe ich den Schatten von Gottes Hand über dieser Stadt ausgebreitet. In diesem Schutz müssen wir abwarten, daß sich Alles zum Besten wende."

Eine Magd trat jetzt leisen Schrittes in das Gemach und stellte eine Lampe auf den Eichentisch. Die anwesenden geistlichen Herren sammt dem Meister Sebastian wollten darauf eben Abschied nehmen, als sich ein Klopfen an der Thür hören ließ.

Auf den Hereinruf des Hausherrn trat ein nicht viel über dreißig Jahre alter Mann, mit Schwert und Brustharnisch angethan, herein. Blond von Haar und Bart, aber mit dunkeln, scharfen, etwas unruhigen Augen, schlank und zierlich gebaut, aber allem Anscheine nach muskelkräftig und gewandt im höchsten Grade.

Diesem Krieger trippelte der Buchdrucker Michael Lotther mit freudigem Lächeln entgegen und reichte ihm die Hand zum Gruß, indem er ausrief:

„Da ist der Leutenambt, da ist der Vetter Adam Schwartze. Tritt her, Regina, und reich ihm auch die Hand! Nun, Adam, was bringet Ihr Neues?"

Es wurden, ehe der junge Krieger Antwort gab, erst die gewöhnlichen Begrüßungen ausgetauscht, aber Regina kam nicht dem Gebote des Vaters nach, sondern zog sich aus dem Lichtschein der Lampe in die Dunkelheit zurück und trat dicht zu dem Sessel der Frau Margaretha, als suche sie unwillkürlich Schutz bei der Matrone. Diesem Gaste credenzte sie auch nicht den Becher, sondern ließ das durch die Magd besorgen, obgleich Adam Schwartze mehr als einen verstohlenen Blick zu der Jungfrau hinüberschweifen ließ, während er sprach:

„Was dem Einen gefällt, mißfällt dem Andern, Meister Lotther und werthe Herren! Die Nachricht, die dem Kriegsmann allerfreulichst erscheint, bringt Bangen und Schrecken dem Bürger und den Frauen. Es ist ein neuer reitender Bote gekommen: der Herzog von Mecklenburg hat des Erzstiftes Grenzen wirklich überschritten mit Roß und Mann, senget und brennet und seine Rotten streifen schon gegen Wanzleben."

Die Frauen stießen einen leisen Schreckensruf aus, die Männer blickten sich besorgt an; nur der muthige Buchdrucker rief:

„Ei, Adam, es mag auch Bürger geben, denen solche Nachricht nicht das Zittern in die Beine jagt; es mag auch Bürger geben, so sich dabei die Hände reiben können. Ich sag' Euch, Ihr Söldner werdet nicht allein im Feld stehen gegen den Feind, die Bürgerschaft wird nicht da fehlen, wo um den grünen Jungfernkranz der Stadt geworben wird auf dem grünen Feld!"

„Wohl, wohl, Meister Lotther," lächelte der junge Kriegsmann. „Ich kenne ja Euern tapfern Sinn und wollte gewißlich nicht ein Mißtrauen oder gar eine Beleidigung aussprechen. Ich mein' nur, uns, die wir der Stadt Brot essen, uns wird's auch am erfreulichsten sein, solches jetzt abverdienen zu können. Uns liegt es jetzt ob, zu zeigen, daß der Sold, welchen uns die Stadt zahlt, nicht umsonst gegeben ist. Gewißlich wird die tapfere Bürgerschaft, und auch Herr Michael Lotther ihr Bestes thun auf der Wahlstatt!"

„Ihr seid ein braver, wackerer junger Mann, Adam!" sprach Meister Lotther, geschmeichelt durch die letzten Worte des Söldnerführers. „Das seid Ihr, und ich hoffe, wir werden beiderseitig im Felde noch unsere Freud' aneinander haben. Gratuliren kann ich der Stadt, daß sie Euch in ihren Dienst nahm, und dazu, daß Ihr unsere Vetterschaft ausfindig machtet, wünsche ich mir tagtäglich Glück."

Obgleich nun der Hausherr den Lieutenant Adam auch mit großer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit begrüßt hatte, so war er doch weit entfernt davon, ihn mit so übergünstigen Augen zu betrachten, wie der Buchdrucker. Im Gegentheil warf er oft recht ernste, prüfende Blicke auf das hübsche Gesicht Adam Schwartze's, und Meister Sebastian Besselmeier that dasselbe.

„Also das Ungewitter rückt wirklich näher, und es ist nun kein Zweifel mehr daran, daß dieser Herzog von Mecklenburg den Reigen, welcher uns aufgespielt werden soll, eröffne?" fragte Herr Nikolaus Gallus, und der Lieutenant schüttelte das Haupt und sprach:

„Ich glaube nicht, daß darüber noch ein Zweifel obwalten kann. Bald genug werden wir vom Hauptmann Ekelbaum mehr vernehmen. Der Mann wird schon sein Bestes thun und wird den nicht streicheln, der ihn kratzt. Dem Mecklenburger Jürg wird's ein bös' Ding sein, das Banner von Magdeburg von der Burg zu Wanzleben zu reißen."

„Wie stark ist die Besatzung daselbst?" fragte der Doctor Erasmus Alberus.

„Dreihundert gute Männer liegen in dem Flecken, doch wird derselbe nicht damit zu halten sein, wenn des Herzogen Macht davorrückt. Das Schloß wird Herr Bartholomäus nicht aufgeben; dem Flecken freilich gnade Gott; die Feuerwächter der Stadt mögen gut ausschauen die kommenden Nächte durch, ob nicht der Himmel im Südwesten sich blutig roth färbe," sprach der Söldner.

„Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakob's ist unser Schutz, Sela!" sprach Herr Flacius Illyricus. „Und jetzo muß ich gehen, ich hab' noch eine Correctur zu lesen für Meister Christian Rödinger."

„Vergesset auch mich nicht, Herr Magister," rief Michael Lotther. „Es ist da Mancherlei, so Ihr mir versprochen, aber noch nicht gehalten habt!"

„Ei, Meisterlein," lächelte der junge Gelehrte, „das Feuer brennet jetzt Jedermann auf den Nägeln. Gehabt Euch wohl, werthe Frauen und günstige Herren. Gott schütze die Stadt, Gott schütze unseres Herrgotts Canzlei!"

„Amen!" sprachen alle Anwesenden, und der Magister ging. Ihm folgte sogleich Meister Sebastian Besselmeier, der Geschichtschreiber des Magdeburg'schen Krieges. Auch ihm brannte das Feuer auf den Nägeln und er eilte, Büchse, Schwert und Spieß, Feder und Dinte zu seinem wackern Werke in Bereitschaft zu setzen.

Mit leiser Stimme unterhielten sich noch der Prediger der Ulrichskirche, der Rathmann und der Doctor Alberus. Der Lieutenant Adam Schwartze hatte sich jetzt Regina genähert und flüsterte ihr allerlei Bemerkungen zu, welche sie recht gleichgiltig beantwortete. Ihr Vater blickte nachdenklich, mit beiden Armen auf den Tisch gestützt, in den vor ihm stehenden Bierkrug und baute im Geiste allerlei Feldlager und Schlachtordnungen auf. Nahe dem dunkeln Ofen saß Frau Margaretha, die einzige, welche seit geraumer Zeit sich durchaus nicht an der Unterhaltung betheiligt hatte.

Um so überraschender, um so erschreckender für alle Anwesende war es deshalb, als sie plötzlich in ein unaufhaltsames helles Weinen, in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Alle sprangen darob betroffen auf, und schnell eilten der Rathmann und Regina zu dem armen Weibe.

„Was hast Du, Margarethe? was ficht Dich an?" fragte mit besorgter Stimme Herr Ludolf. „Sprich doch, so sprich doch, was weinst Du so bitterlich?"

„O Mütterlein, lieb Mütterlein! was habet Ihr?" rief die Jungfrau, die Ma-

trone in die Arme schließend, während der Eheherr derselben die Hand auf die Schulter legte.

„Aber Alte," fragte wieder Letzterer, „so sag' doch, was Dich quält; haben Dich die bösen Nachrichten so erschreckt, haben die Gespräche dieses Abends Schuld an diesem Gewimmer? So fass' Dich doch, besinne Dich, hier sind seine Ehrwürden von Sanct Ulrich, hier ist der Herr Doctor und der Lieutenant und der Nachbar! Beruhige Dich, noch ist der Feind nicht in der Stadt! Schäme Dich, Mutter, vor der jungen Dirn, der Regina, und laß solch' Heulen und Jammern ohne Grund!"

Die arme Frau schüttelte laut schluchzend das Haupt und rief mit gepreßter Simme:

„Mein Kind, mein Kind, mein Sohn, allereinzigster Sohn! Wo ist mein Kind in dieser Noth, so seine alten Eltern, so seine Vaterstadt bedrängt! Markus, mein Markus, mein armer Markus, bist Du in Wahrheit todt, bist Du wirklich begraben in der Erde, daß Du nicht kommst, daß Du Deine Mutter verlässest in allen Schrecken? O mein Kind! mein Kind! gebet mir mein Kind! O Markus, mein Markus!"

Alle dem Hause mehr oder weniger Nahestehenden, mehr oder weniger mit seinen Geheimnissen Bekannten standen lautlos und schmerzlich bewegt da, ergriffen im tiefsten Herzen von diesem Ausbruch der Mutterliebe und des Mutterschmerzes. Aber das Gesicht des Rathmannes nahm plötzlich den Ausdruck höchster Strenge, ja den Ausdruck der Härte an.

„Schweige, Weib!" rief er. „Davon will ich nichts hören; ist der, welcher einst mein Sohn war, todt, nun so mag ihm Gott verzeihen, und ich will's auch; lebend aber gehört er mir und meinem Hause nicht mehr an."

„Aber, verehrter Herr Ludolf —" wollte der Pfarrer von Sanct Ulrich sich in's Mittel legen, brach aber vor einer abwehrenden Handbewegung des zornigen Vaters sogleich wieder ab.

„Sprechet mir nicht davon, Ihr Herren; wer weiß denn und kann sagen, ob nicht Der, welchen mein armes Weib da eben zur Hilf' herbeiruft, in jetzigem Augenblick mit dem Mecklenburger gegen seine Vaterstadt feindlich anziehet? Wer bürgt mir dafür, daß Markus Horn, wenn er noch am Leben ist, nicht näher ist, als wir vermeinen, und ob er nicht im Feindeshaufen als Feind kommt?"

„Nimmer! nimmer!" schrie die Mutter in höchster Seelenangst, und Regina hielt sich todtenbleich an einer Stuhllehne, um nicht vor solchen harten Worten umzusinken. Der Lieutenant Adam Schwartze sah sie mit einem eigenthümlichen Blicke an, und es schien etwas in ihm zu kochen, was er mit aller Gewalt zu unterdrücken hatte. Krampfhaft hielt seine Hand den Griff des Dolchmessers an seiner Hüfte, und über sein hübsches Gesicht fuhr ein solcher Ausdruck grimmigen Hohnes, daß er von Glück sagen konnte, daß ihn Niemand in diesem Augenblick beobachtete. Der Buchdrucker lief nach seiner Art, wenn ihn etwas aufregte, auf und ab im Gemach; der Doctor Alberus und Gallus blickten kopfschüttelnd als theilnahmvolle Zuschauer auf die Gruppe, welche der Rathmann mit seiner Ehefrau und Regine bildete.

Da erfüllte plötzlich wiederum ein wilder Lärm die Schöneeckstraße. Waffen klirrten, rauhe Stimmen jauchzten und sangen:

„Es stund ein Landsknecht wohlgemuth;
Halt't ihr die Stadt in guter Huth
Darzu in wahrhaftig Hande;
Sollten wir den Pfaffen die Stadt ufgeb'n,
Es wär uns ein' groß' Schande!"

Das Lied war eigentlich im Jahre Fünfzehnhundertneunundzwanzig in der Stadt Wien in Oesterreich entstanden, als der Türke davor lag. Aber wie aus mancher Volksweise mit wenig veränderten Text ein Kirchengesang gemacht wurde, so wurde auch dieses Lied manch' gleichgearteten Gelegenheiten leicht angepaßt, und im Jahre Fünfzehnhundertfünfzig während der Belagerung der Stadt Magdeburg von den städtischen Landsknechten und den Bürgern viel gesungen.

Auf den Gesang erfolgte in der Gasse ein gewaltig Hallo und groß Vivatrufen, dann machte sich in dem Getöse eine einzelne kraftvolle Stimme bemerkbar, — wieder rief man aus vollen Kehlen, dann schien der tosende Haufe weiter zu ziehen oder sich zu zerstreuen. An dem Hause des Rathmannes Ludolf Horn wurde jetzt die Glocke gezogen; alle im Zimmer Anwesenden horchten verwundert auf; man vernahm, wie die alte Magd, welche die Hausthür öffnete, einen gellenden Schrei

ausstieß; — einen Augenblick später stürzte sie mit hocherhobenen Armen in das Gemach, als habe sie ein Gespenst erblickt, zu den Füßen ihrer Herrin fiel sie nieder und schrie:

„O Frau, Frau — er, er, oder sein Geist! Jesus Christus, Frau, Frau — da ist er!"

In der offenen Stubenthür erschien eine hohe kriegerische Gestalt, die sich bücken mußte, um eintreten zu können; — geisterbleich, mit weiten, starren Augen erhob sich die Matrone aus ihrem Sessel, — der Hausherr trat, als erblicke auch er einen Geist, einen Schritt vor, — Regina fuhr zurück gegen die Wand, — Michael Lotther schlug die Hände über dem Haupte zusammen, die Andern standen zweifelnd und blickten sich an und den Eintretenden und das Ehepaar. Die Hand Adam Schwartze's fuhr wiederum nach dem Dolchgriff.

Mit dem Aufschrei:

„Markus! Markus! mein Sohn! mein Kind!" wollte sich die Mutter in die Arme des heimgekehrten Sohnes stürzen, und der Sohn wollte auf die Mutter zueilen, als das Schreckliche eintrat. Zwischen den Sohn und die Mutter trat der Vater mit drohend ausgestrecktem Arm, und während er die Mutter zurückhielt, sprach er gegen den Andern gewandt:

„Wer seid Ihr, und was dringet Ihr auf solche Weise in diese friedliche Wohnung? Was suchet Ihr in dem Hause des Rathmanns Ludolf Horn? Ist diese Stadt schon so rechtlos, daß solch' ein Eindringen Jedermann gestattet ist?"

„Vater?! Vater!" murmelte erstarrt, vernichtet Markus Horn.

„Vater?" rief der alte Rathmann. „Herr, was sprecht Ihr da? Herr, ich kenne Euch nicht. Ich hatte einen Sohn; aber der ist todt, und seine Eltern haben ihn vergessen müssen; — ich hatte einen Sohn, aber der hat sich von seinen Eltern losgesagt, und so haben sich seine Eltern von ihm losgesagt. Scheidet, Herr! Euer Anblick thut meiner Ehefrau Wehe. Gehet zu Euern Genossen, gehet zu Euerm Kurfürst Moriz; gehet — man wird Euch sonst vermissen beim Sturm auf Magdeburg. Gehet, sage ich, und verberget Euer Angesicht vor uns, bis Ihr mit der Brandfackel und dem Schwert diese Schwelle überschreiten mögt!"

„Nachbar! Nachbar! Was thut Ihr, Nachbar!" rief der Buchdrucker im höchsten Schrecken.

„Besinnt Euch, Herr Horn! Das sind böse Worte!" sprach beschwichtigend der Pfarrer von Sanct Ulrich.

„Es ist Euer Sohn, Herr Rathmann!" rief der Doctor Erasmus Alberus; aber taub blieb der zornige Vater allen Worten der Freunde. Ohnmächtig lag die Mutter in den Armen Reginens, und diese ließ die starren Blicke zwischen Vater und Sohn hin und her wandern, als begreife sie das Vorgehende durchaus nicht, als habe es nicht den geringsten Sinn für sie.

„Gehet jetzt, Kamerad," flüsterte der Lieutenant Schwartze dem so böß' empfangenen Sohn in's Ohr. „Gehet für's Erste, Ihr reget Euern Vater durch Euer Verweilen nur noch mehr auf, und Eure Mutmag leichtlich den Tod davon haben."

Markus Horn blickte den Flüsternden an, wie der Verbrecher auf dem Hochgericht einen der Henkersknechte anblicken mag. Er sah auch eben so stier, so steinern zu Regina Lottherin herüber. Noch einmal versuchte er, sich der bewußtlosen Mutter zu nähern; nochmals trat der eisenherzige Vater dazwischen. Zusammen war die stattliche Gestalt des jungen Kriegsmannes gesunken; er blickte einen Augenblick lang seinem Vater in die Augen, dann sprach er mit gebrochener Stimme:

„So lebet wohl, Vater — fluchet mir wenigstens nicht und — lebet wohl! Euer Wille geschehe; Ihr habet Recht, — aber — nicht nach den Worten des Evangeliums vom verlorenen Sohn. Lebt Alle wohl! Und Ihr geistlichen Herren, meiner Mutter sagt, der Markus lasse sie grüßen, — saget ihr — — nein, es ist Alles aus. Lebet wohl!"

Der verstoßene Sohn fuhr mit der Hand über die Stirn, wandte sich und wankte hinaus, auf sein mächtig Schwert gestützt; geisterhaft richtete sich noch einmal die Mutter in Regina's Armen auf und sandte ihm einen verzweifelnden Blick nach, dann schloß ihr eine wohlthuende Bewußtlosigkeit wiederum Sinn und Augen. Am Tisch saß der Rathmann und hatte die geballte Faust auf die Tischplatte gelegt und wehrte die Beschwörungen und den Zuspruch des Nachbars und der geistlichen Herren ab und schüttelte darob immer finsterer, immer

halsstarriger das Haupt. Leise schlich Adam Schwartze fort; ihm folgten, als sie sahen, daß ihre Ermahnungen vergeblich waren, der Doctor Alberus und der Pfarrer Hahn.

„Komm, Regina, das ist ein Haus des Zorns und des Unheils," rief der Buchdrucker. „Wir wollen gehen! — Nachbar, Nachbar, das war nicht nach dem richtigen Recht gehandelt vor Gott und den Menschen! Kommet zur Besinnung, Nachbar! Komm, Regina!"

„Nein, mein Vater, lasset mich bei meinem armen, elenden zweiten Mütterlein, — o Gott, sehet sie nur an!"

„Mit tonloser Stimme sprach aber Frau Margaretha, die jetzt ihr Bewußtsein vollständig wiedererlangt hatte:

„Nein, lieb' Kind, geh mit Deinem Vater! geh jetzt! Lebt wohl, guter treuer Nachbar Lotther; geh, lieb' Regina, ich bin ganz wohl; aber ich muß allein sein mit meinem Ludolf, mit meinem Herrn!"

Weinend ließ sich Regina von ihrem Vater fortführen; — die unglücklichen Eltern blieben allein.

So wurde Markus Horn am vierzehnten September Fünfzehnhundertfünfzig im Vaterhaus empfangen!

Das vierte Capitel.

Es rennen aneinander an
Markus und Christof Alemann;
Im güldnen Weinfaß führt das Glück
Herzu den Hauptmann Kindelbrück.
Von Hänsel Springer steht zu lesen,
Was ein Gesell der sei gewesen.
Rottmeister wird Herr Mark benennt; —
„Der rothe Hahn! Wanzleben brennt!"

Eiligst führte der Buchdrucker Michael Lotther seine Tochter über die Gasse, schob sie ohne Weiteres in die Thür seines Hauses, zog die Thür hinter ihr sogleich wieder zu und eilte so schnell seine Körperbeschaffenheit — er litt dann und wann ein klein wenig am Asthma — es ihm erlaubte von dannen, um wo möglich den Sohn seines Nachbars, des Rathmannes, noch zu finden an diesem Abend. Auf dem Breiten Wege angelangt, sah er sich um, ob er die hohe Gestalt des Markus nicht in dem bewegten Volkstreiben, das auf dieser schönen Gasse noch herrschte, bemerken könne. Da das Zwielicht nicht zur dunkeln Nacht werden wollte, so konnte er zur Rechten und Linken den Breiten Weg übersehen, aber Markus Horn erblickte er nicht mehr. Auf gut Glück stürzte er zuletzt links fort, dem Krökenthore zu, und wie er seine Augen ängstlich hin- und herschweifen ließ, erblickte er endlich den Gesuchten an der Ecke der Marktstraße, wo er stand, regungslos auf sein Schlachtschwert gelehnt, starr vor sich blickend. Schnell trippelte der Buchdrucker auf ihn zu, doch ziemlich schüchtern berührte der gute Bürger den Arm des verstoßenen Sohnes.

„Markus!"

Keine Antwort erfolgte.

„Markus! So höret doch, Markus Horn! Ich sage Euch, Markus, lasset Euch das, was geschah, nicht also sehr zu Herzen gehen. Ich weiß sicher, mit der Zeit wird dem Alten die Reu' schon kommen, und er wird sich schon anders bedenken. Was Teufel, seid Ihr auch kein Gelehrter, so seid Ihr doch ein stattlicher Kriegsmann geworden, und — es gefällt mir schon, daß Ihr zurückkommen seid, der Stadt im Kampf beizustehen; — denn — so ist's doch? . . . aber Ihr höret ja nicht!"

„Ach, Ihr seid's, Meister Lotther," sagte der junge Landsknecht, endlich aus seinem Brüten erwachend. „Waret Ihr nicht auch vorhin in meines Vaters — wollt' ich sagen, des Rathmann Horn's Haus? Es freuet mich, Euch noch so rüstig zu sehen. Ja, Ihr habet Recht; es nützt nichts, hier an der Ecke stehen zu bleiben und Maulaffen feil zu halten. Ganz Recht habet Ihr, ein Jeder gehe seines Weges und kümmere sich so wenig als möglich um den Andern, das ist das Wahre."

„Aber das hab' ich ja gar nicht gesagt!" rief der Buchdrucker halb ärgerlich, halb betroffen. „Im Gegentheil, ich wollt' Euch bitten, daß, da Euer Herr Vater Euch so grimmig aus dem Hause gewiesen hat, Ihr aus alter Freundschaft jetzo mit mir ginget. Die Regina — Ihr erinnert Euch der Regina noch? — soll uns ein gutes Abendessen auftischen und bei einem noch bessern Becher Wein wollen wir überlegen, wie in dieser bösen Sache zu handeln sei. Wollt Ihr? schlagt ein!"

Der Buchdrucker hielt die Hand, aber der Landsknecht starrte ihn nur mit den größesten, verwundertsten Augen an.

„Meister Lotther?! ist es möglich?! Solch' ein Anerbieten mir? Mir, dem Aus-

gestoßenen, mir, der kommt, seine Vaterstadt mit Brand und Mord zu bedrohen? Mir ein solches Anerbieten nach dem eben Geschehenen; — täuschet mich wirklich mein Ohr nicht?"

„Nein, nein, nein!" rief der gute Buchdrucker. „Glaubet mir, ich bitte Euch in bester Meinung, mit mir zu kommen. Obgleich Ihr Euch die letzten Jahre wohl nicht ganz nach der Schnur geführt haben mögt, so will ich das doch nicht so schlimm ansehen, wie Euer Vater; obwohl Ihr Eurer Mutter wohl einmal Nachricht von Euch hättet geben können. Ich sag', für wilde Zeiten gehören auch wilde Herzen, und daß Ihr, als Ihr Anno Siebenundvierzig zu Leipzig auf der Hochschul' waret und der Kurfürst Johann Friedrich mit den Bundsgenossen dagegen anrückte, die Waffen für den Mauritius gegen die Schmalkaldischen ergriffet, das mag auch hingehen. Gehet doch der Reim:

Daß Leipzig nicht genommen ward,
Macht, daß Leipzig vor Leipzig lag.

In solchen Zeiten wie die jetzigen geht Alles kopfunter kopfüber, und Recht wird Unrecht, ehe man die Hand umkehrt. — Und was betrifft, daß Ihr die Waffen, als Ihr sie einmal in die Hand genommen hattet, nicht wieder fahren ließet, sondern lieber das Jus an den Nagel hinget, — nun, so will ich den Kerl sehen, dem Michael Lotther das vorrücken und aufmutzen würde! Bei aller Ritterschaft des heiligen Georg! das war eine lange Rede, und das Maul ist mir ganz trocken geworden darüber; nun kommt schnell, Regina soll uns den Trank credenzen. Ihr erinnert Euch des Mädchens noch? Nun, sie ist auch herangewachsen, und ich habe meine rechte Freude an ihr, und wenn der Adam Schwartze — doch was schwatz' ich, kommt, Freundchen, ohne Umstände!"

Regina! Welch' seltsamen Eindruck hatte die Nennung dieses Namens auf Markus Horn gemacht?! Fast hätte er das tröstliche Anerbieten des guten wackern Bürgers, welches aus dem Herzen kam, angenommen, aber der Schluß der Rede desselben trieb ihn, die Hand wieder zurückzuziehen.

Regina! — Der junge Krieger sah wiederum die schreckliche Gruppe im Hause seines Vaters vor sich. Er sah seine alte Mutter ohnmächtig in den Armen einer Jungfrau. Er sah ein schönes bleiches Gesicht aus der Dunkelheit auftauchen, zwei dunkle Augen sahen ihn so traurig, so erschreckt, so vorwurfsvoll an.

Nein, nein, er konnte diesen Augen jetzt nicht wieder entgegentreten. Er fühlte, daß sie ihn vernichteten in seinem Innersten, daß sie Kraft hatten, seine am höchsten fliegenden Träume und Pläne in den Staub herniederzudrücken.

„Ich gehe nicht mit Euch, ich kann nicht mit Euch gehen, Meister Lotther," rief er wild. „Ich will in Euer Haus so wenig wieder treten, wie in das meines Vaters. Euer Leben ist nicht mehr mein Leben. Weshalb sollte ich mit Euch gehen? Nein, nein, lasset mich, suchet mich nicht zu überreden, — lebt wohl, habt Dank und lasset uns scheiden!"

„Aber ich bitte Euch, Markus! bedenkt —"

„Nein, nein. Ich kann nicht, ich will nicht. Lebet wohl, grüßet meine Mutter und bittet sie noch einmal, daß sie mir verzeihen möge. Grüßet auch — meinen Vater und saget ihm — nein, saget ihm nichts; — grüßet — grüßet — Euer — Töchterlein, die Regina — und — damit holla!"

Vergeblich bemühte sich der gute, ehrliche Bürgersmann, den jungen, verwilderten Sohn seines Nachbars festzuhalten und zu überreden, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen. Markus Horn machte endlich seinen Arm stillschweigend los von der Hand des Buchdruckers und eilte mit weiten Schritten von dannen. Kopfschüttelnd und betrübt blickte ihm Michael Lotther nach und murmelte:

„Schade darum; es steckt doch Saft und Kraft darin; — doppelt Schade, wenn diese Stadt darum betrogen werden sollte. Hm, hm, hat auch der Rathmann Recht, ich weiß doch nicht, ob nicht manch ein anderer Vater in dieser Sache anders gehandelt hätte!"

Niedergeschlagen und betrübt, mit gesenktem Haupte schritt der Buchdrucker seiner Wohnung in der Schönen Eckstraße wieder zu und fand daselbst seine Tochter ohne Licht im dunkeln Zimmer sitzend. Als die Lampe auf seinen Befehl gebracht wurde, entdeckte Meister Lotther, daß Regina recht rothgeweinte Augen habe, und so hatte er Grund, noch bedenklicher das Haupt zu schütteln.

Auf seine Frage, ob der Lieutenant Adam Schwartze nicht noch vorgesprochen habe, vernahm er anfangs gar keine Antwort und dann ein sehr undeutliches: Ich weiß nicht. —

Während dem durchwanderte Markus Horn, von den verschiedenartigsten Gefühlen hin- und hergezogen, die Gassen seiner Vaterstadt. Weit entfernt, bloß Schmerz und Reue zu empfinden, kochte, obgleich Schmerz und Reue auch heftig seine Brust durchwühlten, doch dazu der grimmigste Zorn in ihm, Zorn und Wuth gegen sich selbst, Zorn gegen den harten Vater, Zorn gegen die ganze Welt. Es lag eine eiserne Schale um dieses Herz, eine Schale, wie sie nur unter dem Eisenpanzer in dem Religionskrieg des sechzehnten Jahrhunderts entstehen konnte. Jedes wilde, wüste Lebensjahr seit 1547 hatte einen neuen Reif um dieses Herz gelegt, und des Vaters Wort und Gebahren war nicht das rechte Mittel, diese Reifen zu sprengen, in solcher Gluth schmolz die eiserne Rinde nicht. Im Gegentheil! Nachdem die allererste Betäubung nach dem unvermutheten Schlage überwunden war, nachdem das Bild der armen Mutter ein wenig vor der Gestalt des zornigen, drohenden Vaters in den Hintergrund getreten war, brach Markus mitten im Getümmel des Volkes in ein so lautes, unheimliches Gelächter aus, daß mehr als Einer der Vorübergehenden stehen blieb und verwundert den wilden überlustigen Krieger anstarrte, bis die Furcht, derselbe könne es übel nehmen, ihn schnellern Schrittes weiter trieb.

Dieses geschah inmitten des Stadtmarktes, der zu jener Zeit außer dem Reiterbild Kaiser Otto's des Großen andere Bildwerke trug. Da stand ein großer Roland, welchen ein hochedler Rath erst im Jahre 1540 sammt dem alten Kaiser Otto und dem Rathhause neu hatte malen lassen; da stand auf hohem Postament ein Hirsch, zum Andenken jenes Thieres, welches nach der Legende einst zu der Königin Editha kam und sie um Hilfe für sein Junges anflehte. Und von allen Seiten blickten die alten wunderlichen Giebelhäuser mit ihren theilweise erleuchteten Fenstern auf den Platz, und über das Rathhaus ragten die hohen Thürme der Johanniskirche in die dämmerige Nacht. In Gruppen besprach das Volk — Bürger und Bürgerinnen — die bösen Nachrichten, welche der Tag gebracht hatte. Landsknechte im Dienste der Stadt, welche jetzt bei so gefährlichen, kriegerischen Zeitläuften mit günstigern Augen, als es in friedlicheren Zeiten der Fall war, von der Bürgerschaft angesehen wurden, hatten große Worte feil und hielten mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge. Unter den Hallen des Rathhauses kamen und gingen Beamte des hochedlen und wohlweisen Rathes, welche selbst in so später Abendstunde noch Botschaften brachten oder Aufträge ausrichteten. Man mußte sich sehr vorsehen, wenn man ungestoßen und ungedrängt seinen Weg durch das Getümmel finden wollte, aber dem Markus Horn machte Jedermann unaufgefordert Platz, wie man wohl einem durchgehenden Roß oder einem Betrunkenen Raum gibt. Aus dem so bekannten und doch so fremden Leben des alten Marktes stürmte Markus fort, vorüber an der Johanniskirche und eilte die damalige Werftstraße hinunter, auf das Brückenthor zu. Das Letztere war so eben geschlossen worden, und aus der Thür und den Fenstern der Wachtstube über dem hohen Thurm fiel ein heller Lichtschein auf die Gasse. Bewaffnete Bürger hielten hier Wacht und von dem Wachtmeister nahm so eben ein anderer Krieger Abschied und kam sporenklirrend, ein Lied trällernd Markus Horn entgegen. —

„So denn frei! frei, frei von Allem! Frei, frei, warum auch nicht vogelfrei? Nur zu, 's ist Alles einerlei. Hei, mein Knab', nun kehr' aus Dein Herz; — was geht's nun noch Dich an, für was sie sich schlagen, wer siegt und wer die Zeche bezahlt? Kehr' aus Dein Herz und Trotz sei Allem geboten, Weiberthränen und Allem!"

Alle Knöpfe seines Wammses riß Markus auf, die breite Brust bot er mit Behagen der scharfen Nachtluft und athmete aus vollen Lungen.

Da er das Brückenthor schon geschlossen fand, so wollte er links ab bei Sanct Gertrudencapell vorbei nach der Rohlpforte stürzen, die ebenfalls auf die Werft, an das Ufer der Elbe führte. Bei der Wendung aber, die er machte, stieß er mit aller Gewalt gegen den von der Thorwacht her sich nähernden fröhlichen Kriegsmann, daß dieser sechs Schritte weit und sein Barett noch weiter fortflog.

„Sechzehntausend Schock blutige Teufel!

Euch soll das Donnerwetter in den Bauch fahren!" schrie der Gestoßene wüthend, sein Schwert herausreißend und auf Markus losstürzend.

„Du kommst mir grad' recht! Ha, — kommt an, die ganze Menschheit, Pfaffen und Laien, Papisten und Lutherische, Alles heran!" schrie dieser, und schon kreuzten sich die Klingen, als glücklicherweise von der Wache her der Commandirende herbeieilte und schrie:

„Seid Ihr des Teufels, Fähnrich? Seid Ihr rein toll geworden, Christof Alemann. Ihr — Ihr wollt den Stadtfrieden also brechen? Auseinander sag' ich! auseinander! Das sind schöne Geschichten! Heinrich Kakebart, bring' mal die Latern' aus der Wachtstub', daß man erkennen kann, wer den Fähnrich also angefallen hat."

Beide Kämpfer hatten bereits ihre Waffen sinken lassen, und Markus blickte mit gespanntester Neugierde auf den Gegner.

„Christof Alemann! Hab' ich recht gehört?" murmelte er, doch nicht so leise, daß es der Andere nicht vernahm.

„Ja wohl, Christof Alemann heiß' ich!" sprach er. „Was soll's damit? Wer will was von Christof Alemann, Bürgermeisters Heine Alemann's Sohn?"

„Ich, Markus Horn aus der Schönen Eckstraße!" lautete jetzt mit klarer Stimme die Antwort, und der Fähnrich stieß einen Ruf der Verwunderung und des Zweifels aus und trat seinem Gegner rasch einen Schritt näher. In demselben Augenblicke kam Heinrich Kakebart mit der Laterne aus der Wachtstube angelaufen, und bei ihrem Scheine faßten sich die beiden Kämpfer nach kurzer Prüfung ihrer beiderseitigen Gesichtszüge freudig in die Arme.

„Bruderherz, bist Du es wirklich? Bruderherz, lebst Du wirklich noch?" so ging das jetzt hin und her, und auf die Umarmung folgte ein kräftiges, nicht endenwollendes Händeschütteln. Darauf gab man dem Wachtmeister eine kurze Aufklärung, und zuletzt schritten die beiden Jugendfreunde Arm in Arm dahin.

„Nein, es ist die Möglichkeit! Das nenn' ich ein seltsames, unverhofftes Wiederfinden," rief der Eine.

„Markus, Herzbruder, bist Du es denn wahr- und wahrhaftig? Bist Du's in Fleisch und Blut? Ich sage Dir, fühlte ich nicht durch diesen Aermel von gutem flandrischen Tuch einen so starken Arm, ich möchte glauben, ein Geist äffe mich hier mitten auf dem Umlauf!" rief der Andere.

„Ja, Bruderherz, ich bin's wirklich und wahrhaftig, wenn es mir auch heute grade keinen großen Spaß macht, und ich wünschen möchte von ganzer Seele, ich steckte nicht in diesem Wamms, diesen Hosen und dieser Haut. O Christof Alemann —"

„Komm, komm!" rief Christof; „ich merk' schon, Dir ist auf irgend eine Art der Buchweizen verhagelt. Hier ist nicht der Ort, darüber zu reden. Willst' mit nach meines Vaters Haus, daselbst in meinem Losament das Herz ausschütten. Welch' ein Seufzer! Wir können auch nach der Lauenburg gehen, aber 's ist jetzo ein langweiliger Ort, seit die in der Stadt anwesenden hohen Kriegsleute, der Heideck, der Pflugk, die Mansfelder und wie sie sonst noch heißen, alle Abend dasitzen und Gesichter schneiden und den Wein trinken, wie man Arznei schluckt. Der Wein ist freilich gut daselbst, vorzüglich der spanische Muscatel und der Canarien-Malvasier. Da, Bruderherz, da fällt mir ein, wir gehen nach einem Orte, so Du noch gut kennen mußt, wir gehen nach dem Goldenen Weinfaß. Da find't man gut zu trinken und auch gute Gesellen und Kameraden; — da wollen wir uns zusammensetzen und uns erzählen, was uns begegnet ist. Gott's Wetter, Du wirst schon erzählen können, ein gewaltiger Kerl bist Du geworden und hast Dir den Wind um die Nase wehen lassen in der Welt. Ich schäme mich ordentlich vor Dir."

„Ach, Christof Alemann!" seufzte Markus Horn; aber er ließ sich doch fortziehen von dem wiedergefundenen Jugendfreunde, und so gelangten die Beiden über den Umlauf, durch die Schrackenstraße und an Sanct Annen vorüber von Neuem auf den Breiten Weg und bald zum Goldenen Weinfasse, welches 1550 schon ein berühmtes Haus war, und dessen Zeichen nach dem großen Unglück von 1631, eins der ersten von allen Schenkenschildbildern, wieder zwischen den Trümmern sich erhob.

Im Jahre Fünfzehnhundertundfünfzig war das Goldene Weinfaß ein eben so schmales langes Gebäude wie heute, doch befand sich nicht wie heute eine Buchhandlung, sondern eine von allerlei Volk viel besuchte Kneipe darin. Seine Front kehrte

es dem Breiten Wege zu und seine linke Seite half das Weinfaßgäßchen bilden, welches heute noch immer gegen das Ulrichsthor führt. Zwei Eingänge führten in die gewölbten Schenkstuben, welche das ganze Erdgeschoß des Gebäudes einnahmen. Der erste Eingang vom Breiten Wege diente denen zum Eintritt, welche die bösen Zungen der Vorübergehenden nicht scheuten, oder nicht zu scheuen hatten. Durch das zweite Pförtchen in der Weinfaßgasse dagegen schlichen leise und vorsichtig diejenigen Gäste, welche die scharfen Zungen zufälliger Lauscher und Lauscherinnen oder die Augen ihrer eigenen Weiber fürchteten. Drei Räume voll hölzerner Tische, Stühle und Bänke folgten einander, und waren durch Thüren geschieden. Das erste Gemach, dem Breiten Wege zu gelegen, war das weiteste und öffentlichste, das mittlere diente einer Schaar bürgerlicher Stammgäste zum abendlichen Versammlungsorte, und das dritte kleinste Gemach hob der Wirth gewöhnlich bevorzugten Personen aus dem Kriegerstande auf; doch waren in keiner der drei Trinkstuben Nährstand, Lehrstand und Wehrstand vollständig voneinander geschieden, und in einer Stadt wie Magdeburg war das bürgerliche Element mit Fug und Recht das tonangebende.

Durch die beiden ersten Stuben voll zechender Gäste schritt Christof Alemann mit Markus Horn, nach allen Seiten grüßend, in das letzte Gemach, in welchem zufälligerweise außer einem halbtauben Geschützmeister noch Niemand sich befand. Die kriegerischen Nachrichten des Tages hielten die Stammgäste dieses Zimmers noch in der Stadt zerstreut. So lange man auch Zeit gehabt hatte, seine Vorkehrungen gegen das herannahende Wetter zu treffen, so gab es doch noch genug, übergenug zu thun. In einer Ecke ließen sich die beiden Jugendfreunde nieder, und mit lauter Stimme rief Christof Alemann nach altem Rheinwein, nachdem er eine geraume Weile zwischen weißem Bastard und Würzburger Steinwein geschwankt hatte. Das Getränk kam, und dadurch wurde Markus aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches er von Neuem verfallen war, emporgerissen. Diese Begegnung mit Christof Alemann, dem Fähnrich der städtischen Reiterei, war ihm ein wahres Labsal. Hatte er doch nun eine Seele, gegen welche er unbefangen seinem gepreßten Herzen, seiner Wildheit Luft machen konnte.

„Kling' an, Bruder," rief Christof, den Becher erhebend. „Auf dies glückliche Wiederfinden und — mögen wir den Strauß, den diese alte Stadt Magdeburg zu bestehen haben wird, glücklich, gesund und munter miteinander ausfechten! Nun — Du willst nicht anstoßen?"

„Ich kann's nicht!" seufzte Markus. „Heimgekommen bin ich wohl wie der verlorene Sohn, wenn auch nicht vom Träbernfressen; aber ein evangelischer Empfang ist mir nicht bereitet worden. Hätten wir einander nicht begegnet, so hätt' ich diese Stadt schon hinter mir, hätt' ich ihr Valet gesagt auf Nimmerwiedersehen."

„Holla, was ist das? Stehen die Sachen also? Hoho, haha! Nun, so schlimm wird's nicht sein, Markus!"

„Doch, doch, es ist so schlimm. Jetzt laß uns zusammen trinken und erzähl' mir, wie's Dir gangen ist in der ganzen Zeit, Christof, und dann laß uns scheiden und uns im guten Angedenken behalten."

„Nein, daraus wird nichts!" rief der Fähnrich hastig, „trinken wollen wir, uns erzählen wollen wir auch; aber vom Scheiden wird das Liedlein nicht gesungen. Hier, feuere mal los, was ist in Deines Vaters Hause vorgegangen?"

Markus Horn erzählte nun dem Jugendfreunde von seinem Empfang im Vaterhaus, und dieser schüttelte den Kopf und trommelte die Weise „Es geht ein Butzemann" auf dem Tische dazu. Als der Erzähler geendet, schlug er auf den Tisch und schrie:

„Himmeltausendteufelkappen, das ist der alte Rathmann Horn, wie er leibt und lebt. 'S ist grad' wie mein Oheim. Bei dem heißt's auch bei jeder Kleinigkeit, so ihm mißfällt: Söhnlein, Söhnlein, Du wärst auch am besten in dem Jungferngewölbe, oder im Bohnensack, oder in der Schwefelkammer, oder in irgend einem andern der Löcher unter dem Rathhause aufgehoben. Diese Alten! Es ist nicht auszuhalten! Und ob sie mit ihrem mürrischen Geschwätz und ihren Pfaffen und Prädicanten, ihren Ausschreiben, Vermahnungen und schriftlichen Vertheidigungen die Stadt retten werden, oder ob wir Jungen das Beste dazu thun müssen, das wird auch die Zeit lehren. Laß Dich's nicht kümmern, Markus, kehr' Dich nicht an das Geschwätz, und

grad' Allem zum Trotz sollst Du nun hier bleiben und Deinem Alten zeigen, was ein tüchtiger Arm werth ist in solcher Zeit. Trink' aus, schenk' ein; — 's ist bei alledem doch eine lustige Zeit und ich freue mich ordentlich schon auf den Herzog von Mecklenburg! 'S ist ein merkwürdig lustig Gefühl, so in der Acht und Aberacht, so vogelfrei zu sein!"

Markus schüttelte den Kopf. „Es ist doch ein bedenklich Ding, also zu spaßen mit etwas, womit sich nicht spaßen läßt. Glaub', der Mecklenburger bringt tüchtige Kerle mit sich von Braunschweig herüber; ich hab' darunter ja eine Fahne getragen und darf wohl sagen, Ihr werdet Euer Thun haben, ehe Ihr mit ihnen fertig seid!"

„Du hast mit vor Braunschweig gelegen?" rief der Stadtfähnrich entzückt. „O Du Glücklicher! Erzähl', erzähl', wo warst Du noch, seit Du zum Schrecken und Abscheu aller frommen alten Weiber und Ofenhocker in dieser Stadt, Anno siebenundvierzig den gelehrten Krimskrams fahren ließest und Schwert und Hellebarde aufgriffest?"

„Es war eine böse Stunde, in welcher ich das that," sprach Markus Horn; „aber die Reue ändert kein Titelchen daran. Da ich einmal dem Mauritius zugefallen war bei der Belagerung der Stadt Leipzig, so bin ich auch ferner mit ihm gezogen. Bei Mühlberg habe ich mit gegen den Bund gestanden."

„Ha, ha," murmelte Christof, „wenn Dein Vater davon Wind gehabt hat, so hat das dem Faß und seiner väterlichen Geduld jedenfalls den Boden eingeschlagen. Ein Kind aus unseres Herrgotts Canzlei hilft die Schmalkaldener werfen, hilft Herrn Johann Friedrich niederschlagen und den reinen Glauben. Hohoho, da sollen Bürgermeister, Rathmannen, Innungsmeister und Gemeine dieser guten Stadt wohl giftig werden! Ha, ha, ha!"

„Lache nicht, Christof," rief Markus. „Mir ist wahrhaftig nicht jubelhaft zu Muthe. — Nach der Mühlberger Schlacht hab' ich doch bald eingesehen, daß ich auf der unrechten Seite war; hab' mich aber geschämt, nach Haus zu kommen und pater peccavi zu sagen, habe auch nicht geschrieben, so daß sie Alle haben glauben müssen, ich sei in meinen Sünden gefallen und eingescharrt und verfault nach Verdienst. Ach hätt' ich's doch meines Mütterleins wegen gethan und Nachricht gegeben von mir! Aber ich bin immer verwirrter in meinem Sinn und immer wüster geworden, und hab' mich betäuben wollen im tollen Leben. Hierhin und dahin bin ich gezogen, hab's bei dem König in Dänemark versucht, in Böhmen und bei dem Grafen von Oldenburg, dann bin ich dem Herzog Heinrich dem Jüngern zugezogen und hab' als Fähnrich mit vor der Stadt Braunschweig gelegen. Es ist mein Leben wie ein Wirbel gewesen, der mich immer näher und näher zu Magdeburg wieder herantrieb, und hab' mich nicht dagegen wehren können. Als nun das Lager vor Braunschweig aufgehoben wurde, und der Mecklenburger, des Herzogs Heinrich Vetter, warb und umschlagen ließ: es solle gegen seine Gevettern wegen des Bisthums Schwerin gehen, und als dann das Gerücht auskam, solches sei nur ein Vorwand und gegen die Aechter von Magdeburg sei der Zug gerichtet; da hielt's mich nicht länger, und Tag und Nacht hörte ich in meinem Zelt dicht neben meinem Ohr eine Stimme, die rief: Zieh' heim, heim, zieh' heim! Da hab' ich's gemacht, daß keins der Magdeburg'schen Stadtkinder, so im Lager vorhanden war, des Ochsenkopf's Sold genommen hat. Aufgebrochen sind wir, an fünfzig Mann stark, alles versuchte kühne Leute, und haben geschworen, Herz und Faust mit dranzusetzen, die Heimathsstadt zu retten. So sind wir durch das Land gezogen, immer vor dem Zuge des Jürgen von Mecklenburg voraus und sind heute in's Thor gerückt. Den ganzen Weg über, von Braunschweig her, hat mir das Herz so hoch geschlagen, wie sonst niemalen in meinem Leben, und hab' mir mit aller Kraft vorgenommen, Alles wieder gut zu machen, was ich gesündigt habe wider Vater und Mütterlein, bin auch demüthig kommen, ihre Verzeihung zu erflehen, und wenn ich auch gedacht hab', der Vater würd' mir im Anfang wohl ein hart bös Gesicht zeigen, so hab' ich mir doch nicht vorgestellt, daß es also kommen würde!"

Der junge Fähnrich Christof Alemann nahm bewegt die Hand des Freundes und schüttelte sie innig.

„Gib mir auch die Hand, Markus Horn, Du bist doch ein wackerer Kerl!" rief in demselben Augenblicke hinter den Beiden eine volltönende männliche Stimme. Im

Eifer des Erzählens hatten weder Markus noch Christof bemerkt, daß sich das Gemach allmälig gefüllt hatte, und daß ein ältlicher stattlicher Kriegsmann, mit mancher Narbe in dem runzligen graubärtigen Gesicht, dem letzten Theil der Rede aufmerksamen Ohres gelauscht hatte, dicht hinter den Stühlen der Freunde stehend. Schnell drehten sich Beide um, und der Alte rief:

„Kennst Du mich nicht mehr, Markus Horn? Ich sollte doch meinen, so schnell dürften alte Kameraden einander nicht aus dem Gedächtniß kommen. Na, nicht für ungut das unberufene Zuhorchen. Ihr seid ein wackerer Bursch, Markus!"

„O Herr Johann von Kindelbrück, wie kommt Ihr hieher?" rief Markus verwundert. „Seid Ihr auch wieder herübergekommen von Kopenhagen?"

„So ist's, Söhnlein; — und bin Hauptmann im Dienst dieser guten Stadt worden. Ich sag' Euch, Fähnrich Alemann, der Markus und ich haben in den Mauern von Schloß Kronenburg am Sunde manch' eine gute Stunde miteinander gehabt. Ist's nicht so, Mark?"

„Ja wohl, Hauptmann; und glaubet mir, jede Gestalt, so ich kenne, und so ein freundlich Wort zu mir spricht, gleich Euch, ist mir an diesem Abend wie ein Trunk nach langem brennenden Durst."

„Glaub's Euch," sprach der Hauptmann Kindelbrück. „Doch nun saget, was gedenket Ihr jetzt anzuheben, da der Rathmann also das Rauhe nach Außen gekehret hat."

„Verlassen will ich diese Stadt, nach Welschland will ich ziehen oder nach Hungarn gegen den Türken."

„Und Ihr saget, Ihr habet dieser Stadt fünfzig wackere Kerle gerüstet und gewappnet zugeführt?"

Markus nickte und der Hauptmann fuhr fort: „Und Ihr denket, wir wollen die Heerde behalten und den Leithammel allein wieder in's wüste Feld laufen lassen. Mark, Mark, es thut's nicht. Wir haben solche Leute wie Ihr jetzt allzunöthig. Ich sag' Euch, Ihr kommet nicht anders wieder aus dem Thor, als das Schwert in der Hand, an der Spitze Eurer Rotte, im Ausfall gegen den Feind!"

„Hussah, holla, Markus, das ist das Rechte!" schrie Christof Alemann. „Der Hauptmann soll leben, er hat den Nagel auf den Kopf getroffen; wir haben Dich, Markus, und wir halten Dich."

„Ich kann nicht, ich darf nicht bleiben. Lasset mich fort, Ihr Herren!" rief Markus; aber der Hauptmann Kindelbrück sprach weiter:

„So ist denn meine Meinung, Christof; Ihr führet heute Abend noch unsern Freund zu Euerm Oheim, Ebeling Alemann, dem Stadtobristen, sei's, daß Ihr ihn zu Hause treffet, oder daß er schon auf der Lauenburg hinter dem Kruge sitzt, und stellet ihm den Markus vor und setzet ihm auseinander, wie es um die Hilfsmannschaft, die er uns zuführt, beschaffen ist, und dann füget einen schönen Gruß von mir bei, und saget dem Obristen, der alte Hans Kindelbrück brauche noch einen Rottmeister, wolle aber kein Jüngelchen vom Breiten Wege, das einherstolziret und krähet wie ein Hahn — gilt nicht für Euch, Christoffelchen — sondern aber der Hauptmann Kindelbrück wolle diesen hier, den Markus Horn, mit dem er schon zu Kopenhagen gelegen und für den er einstehe. Basta!"

„Soll so geschehen, Hauptmann!" lachte der Reiterfähnrich. „Aber Ihr seid doch ein richtiger Grobian."

„Und," fuhr der Alte fort, „wenn der Ebeling den Bestellungsbrief bewilliget hat, so macht Euch Beide sogleich auf die Beine nach dem Isisekenbauer in den grauen Gugelfrantz. Wenn Ihr nicht unter diesem edlen Zeichen die ganze Compagneia, so mit Euch, Mark, von Braunschweig herübergekommen, vollständig zusammen antreffet und noch mehr dazu, so soll mir nicht über das Grab geschossen werden. Da habet aber Acht, daß Euch die Leute nicht weggefangen werden; denn ich weiß, die Andern werben auch noch, der Fullendorfer sowohl als der Springer."

„Trink' aus, Markus und komm, der Hauptmann hat in Allem Recht. Erst zu meinem Oheim, dann in den Gugelfrantz. Nun, was zögerst Du?"

Mancherlei arbeitete in dem verstoßenen Sohne. In diesen Aussichten, welche sich ihm plötzlich aufgethan hatten, lag wieder eine gewisse Hoffnung, daß sein Schicksal sich doch noch zum Guten wenden könne. Mit seinem Herzblut hätte er für die Vaterstadt einstehen mögen; aber wie konnte er das unter den Augen dieses Vaters, dieser Augen, welche auf Schritt und Tritt

ihn begleiteten, ihn niederdrückten und demüthigten, alle bösen Geister in ihm zugleich bändigten und zugleich aufstachelten. Zuletzt hätte ein trotziges Schamgefühl bei Markus doch die Oberhand gewonnen und ihn aller Ermahnungen der Freunde zum Trotz aus den Thoren Magdeburgs wieder hinausgetrieben, wenn nicht in diesem Augenblick der — Hauptmann Hans Springer mit seinem Lieutenant Adam Schwartze in die Schenkstube des goldenen Weinfasses eingetreten wäre. Beim Anblick des Letztern überkam den verlorenen Sohn ein unbeschreibliches Gefühl. Reginens Bild war wieder vor ihm, das Bild der holden Jugendfreundin, und neben ihm erschien wieder dieses hübsche, lächelnde Gesicht des Lieutenants Schwartze. Unwiderstehlich bemächtigte sich des Markus ein wilder, unerklärlicher Groll gegen dies hübsche, lächelnde, von blonden Locken umrahmte Gesicht. Er mußte an sich halten, um nicht von seinem Sitze aufzufahren.

„Wer sind die Beiden?“ flüsterte er dem Reiterfähnrich zu.

„Der Aeltere mit dem Bauch, dem Schnauzbart und der rothen Nase ist Hans Springer, der Elsässer, der Hauptmann — möge ihn der Teufel holen. Und der niedliche Fant ist Adam Schwartze, sein Lieutenant, ein sehr entfernter Verwandter Eures Nachbars, des Buchdruckers Lotther; er wirbt um die schöne Regine, und der Alte, der in das Kriegsvolk vernarrt ist, wird sie ihm gewißlich nicht verweigern; er wünscht einen Feldhauptmann in der Familie zu haben und behauptet, der Junge habe allen Zeug dazu. Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß der Lieutenant eine gute Klinge führt und unerschrockenen Herzens ist. Man sollt's ihm nicht ansehen!“

Adam Schwartze nickte dem Markus vertraulich zu; aber mit einer Miene, als wolle er sagen: Teufel, was hast Du hier noch zu suchen. Er näherte sich auch dem Tische, an welchem Horn mit Kindelbrück und Alemann saßen und sagte lächelnd:

„Glücklichen Abend, Ihr Herren. Schau, Herr Horn, — ich hab' Euch vorhin recht sehr bedauert; Teufel, ich in Eurer Stelle wäre schon nach des alten Mannes Wort auf dem Wege in das Lager des Mecklenburgers. Wann gedenket Ihr die Stadt zu verlassen?“

Es war jetzt Markus Horn, als ob er eben die Würfel über die Frage Hierbleiben oder nicht — geworfen habe, und alle Augen geworfen hätte für Hierbleiben.

„Ein ehrlicher Mann gibt so schnell seinen Vorsatz nicht auf, Herr Lieutenant!“ sprach er. „Meines Vaters gerechter Zorn hat nichts mit meiner Absicht, dieser meiner Vaterstadt meinen Arm und mein Blut zu widmen, zu thun. In Blut läßt sich manch' ein Makel abwaschen, durch Blut läßt sich Manches sühnen, Herr!“

„Sehr recht!“ sagte Adam Schwartze, die Unterlippe ein wenig mit den Oberzähnen fassend. „Ich begrüße Euch freudig als Kameraden!“

„Das ist brav, Markus, daß Du des Hauptmanns Kindelbrück gut Wort annimmst und keinen Hasenwinkel schlägst und nach Welschland oder in's Türkenland gehst; — komm auf der Stell' zum Oheim Ebeling,“ rief Christof Alemann, ohne den Lieutenant zu beachten.

„Ja, geht, alter Mark,“ brummte Hans Kindelbrück, thut nach meinem Wort und geht zum Obristen. Macht aber eilig, es laufen genug mißgünstige Hunde herum, welche einem ehrlichen Kerl jeden Knochen vor dem Maule wegschnappen möchten.“

Markus und Christof erhoben sich vom Tische, und der Hauptmann Springer trat dazu.

„Herr Horn, erlaubet, daß ich Euch den Hauptmann vorstelle,“ sprach Adam Schwartze, und die beiden Kriegsmänner grüßten einander.

„'S isch mer e Freud!“ sagte der Elsässer. „Trink mer e Schöppli uf gute Bekanntschaft? Potz Blix und Dunder, möcht' ma sich doch verreble (zu Grunde gehen) bi solch'm Lebe. Wird mer gejait (gejagt) den ganzen Tag wie'n Hirz, hiehin, da hin, zurück, und aber. Grüß Euch, Kindelbrück!“

„Habt Dank und sitzt nieder, aber laßt die jungen Leut', sie haben noch zu schaffen heut' Abend.“

„Gut' Verrichtigung, Ihr Herren!“ rief der Hauptmann Springer, und brach dann in eine Fluth von Flüchen und Verwünschungen aus über die Langsamkeit des Schenkbuben, über den Wein, über diese Welt und die andere, über sich selbst, über einen hochedlen Rath, über seine Untergebenen, über die Bürgerschaft, über nichts und Alles. Es war ein wilder, wüster, in

der Bürgerschaft höchst unbeliebter Mann, dieser Hauptmann Hans Springer, „zur Meuterei geneigt," großprahlerisch, ein Säufer und ein „grewlicher Ehebrecher." Sein Weib mit vielen Kindern ließ er sitzen und „hielt sich mit einer andern, die auch einen Ehemann gehabt." Wir werden noch mehr mit dem Manne zu thun haben. —

Arm in Arm verließen Markus und Christof das Goldene Weinfaß und schritten den Breiten Weg hinab zur Lauenburg, dem Rathskeller zu, der seinen Namen von den beiden großen steinernen Löwenköpfen, welche den Eingang bewachten, führte. Richtig fanden sie hier den Oheim Ebeling Alemann, welcher Stadtoberster und zugleich Rathskämmerer war, einen wackern Mann, der gut Regiment führte und Gehör und Gehorsam bei Bürgern und Landsknechten hatte. Bei ihm saß der edle, gestrenge und ehrenfeste Hans von Wolffen, der Stadt Rittmeister, welcher den tollen Christof Alemann als Fähnrich unter sich hatte, und Herr Galle von Fullendorf, der Schweizer, ein alter erfahrener Kriegsmann, welcher das dritte Fähnlein der städtischen Knechte befehligte.

Im eifrigen Gespräch über der Stadt Wehrhaftigkeit und Verhältnisse saßen die Herren, als die beiden jungen Leute eintraten.

„Wen bringest Du da, mein Neffe?" fragte der Obrister, und Christof gab langen und ausführlichen Bericht. Es wurde viel hin und wider geredet; aber dem Herrn von Wolffen und dem Fullendorfer gefiel der Markus Horn, und des Hauptmanns Kindelbrück Wort hatte auch sein gutes Gewicht bei Herrn Ebeling Alemann.

Daß Markus mit dem offenen Geständniß seiner Fehler und Mißgriffe nicht hinter dem Berge hielt, und reuig erzählte, was im Vaterhause geschehen war, machte auch keinen übeln Eindruck auf die Grauköpfe.

„'S ist 'n gattiger Bua," meinte der Schweizer. „Geltet, Ihr Herren, die Stadt hat nimmer genug jung Blut. Gevätterle Alemann, mit richtigem Hüst und Hott möget Ihr den jungen Gaul noch zurechtbringen. Nehmet ihn uf, Ihr thut au ein gut Werk an seine Aetti, dem Rathmann. Isch Alles vergeblich, nu so isch der Profoß uf'm neuen Markt."

„Lasset ihn seine Rott' werben, Obrister Ebeling, und mustert sie morgen, und ist sein Wort richtig befunden, so gebt ihm den Bestallungsbrief. Daß der Kindelbrück den jungen Meister will, ist ein gut Zeichen, ein Anderes wär's, wenn der — Springer Bürgschaft geleistet hätte."

Den Namen Springer flüsterte der Rittmeister Wolffen dem Stadtobristen leise in's Ohr, und dieser zuckte bedenklich die Achseln.

„Ihr wollet also, Markus Horn, dieser alten Stadt Magdeburg in Fried' und Fehd' mit Gut und Blut dienen?" fragte Ebeling Alemann. „Ihr wollt bei dieser alten Stadt Magdeburg Panier und Wappen stehen in jeglicher Noth und Gefahr zu Wasser und zu Land, auf dem Wall und im freien Feld?"

„Ich will's und schwör's!" rief Markus Horn.

„So nehm' ich heut' Abend Euer Wort, morgen früh aber Euern Schwur, im Ring auf dem Neuen Markt. Um acht Uhr in der Früh möget Ihr mit Eurer Rott' allda in Wehr und Waffen zur Musterung stehen."

„Vivat, vivat! gewonnen, allgewonnen!" schrie Christof Alemann, das Barett schwingend. „Fort nach dem Zeisigbauer, fort zum lustigen grauen Gugelfrantz, Rottmeister Markus Horn! Vivat die Jungfrau im Banner von Magdeburg! Vivat auch alle andern Jungfrauen von Magdeburg, die nicht im Banner stehen."

Fort zog Christof seinen Freund, und die drei alten Herren blickten ihnen lächelnd nach.

„Das ist eine Zeit für solch' junges Blut," seufzte der Stadtkämmerer. „Sollte man wohl denken, daß es ein Elend um den Krieg ist, wenn man diese Burschen sieht."

„Holla, ein Elend um den Krieg?" rief Herr Galle von Fullendorf. „Obrister des Kriegsvolks dieser löblichen Stadt, sprechet doch nicht wie ein Stadtkämmerer."

„Laßt ihn, Herr Galle!" lachte der Rittmeister von Wolffen. „Jeder nach seiner Art. Wir Kriegsleut' müssen doch Respect haben vor diesen Bürgern und Handelsleuten, die das Banner teutscher Nation Freiheit allein noch so hoch halten, nachdem Ritter und Fürsten niedergeleget sind im Kampf. Klinget an, Herr Stadtkämmerer und Obrister, kinget an, Fullendorfer, es lebe diese hochedle, tapfere Stadt Magdeburg, des lieben Herrgotts Canzlei!"

„Hoch, hoch!" riefen die Herren, und aus den Nebenstuben traten, gelockt von dem Rufe, noch andere Männer, die verbannten und geächteten Edlen, die hinter den Mauern und Wällen des Bürgerthums Schutz gefunden hatten, die Grafen von Mansfeld, der Herr von Heideck, Herr Caspar Pflugk und Andere. Mit vollem Herzen stimmten sie in den Vivatruf ein.

Da öffnete sich die Thür und herein stürzte Hans Winkelberg von Cöln, des Obristen Alemann's Lieutenant, und rief:

„Ihr Herren, Ihr Herren, der rothe Hahn im Südwesten, der rothe Hahn über Wanzleben! Blutigroth sehen die Thürmer in Südwesten den Himmel! der Feind, der Mecklenburger, der rothe Hahn über Wanzleben!"

Ein gewaltiges Getöse — dann eine tiefe Stille. Auf der Gasse, auf dem Breiten Wege sang eine klare, wenn auch nicht wohltönende Frauenstimme, eine Stimme aus dem Volke, Doctor Martin Luther's Lied:

„So zornig ist auf uns ihr Sinn;
Wo Gott das wollt' zugeben,
Verschlungen hätten sie uns hin
Mit ganzem Leib und Leben.
Wir wär'n als die ein' Fluth ersäuft,
Und über die groß Wasser läuft
Und mit Gewalt verschwemmet."

Das fünfte Capitel.

Der Autor schüttelt seinen Sack,
Hui, Diebe, Bettler, Lumpenpack!
Im Zeisigbauer Markus wirbt:
Pro patria man trefflich stirbt.
„Willst' mich, so biet'! Nimm mich, schlag ein! —"
Andreas Kritzmann bleibt allein.
Dem Lieut'nant schleicht ein Schatten nach,
Der Argwohn schläft, die Rach' ist wach.

Heute ist das Zeisigbauer ein enges im Zickzack laufendes Gäßchen zwischen der Junkerstraße und der Johannisfahrtstraße. Im Jahre 1550 aber war es ein hofartiger Platz, umgeben von einem Gewirr von Gebäuden, wovon man jetzt kaum mehr einen Begriff haben kann. Verschiedene gewölbte Durchgänge führten auf diesen Hof oder Platz, und so eingeweideartig verschlangen sich in dieser Gegend der Stadt die Gassen, daß es eine wahre Kunst war, das Zeisigbauer aufzufinden. Leute, die hier nichts zu suchen, aber Mancherlei zu verlieren hatten, mieden mit Recht diese Gegend, wenigstens mit Einbruch der Dämmerung. Es war ziemlich gefährlich, in späterer Tagesstunde sich ohne ortsbekannten Führer und unbewaffnet hier zu zeigen. Das wildeste, ausgelassenste Gesindel der Stadt strömte hier zusammen; hier war das Reich der Freudenhäuser, der allerniedrigsten Kneipen, der Bettlerherbergen, der Tummelplatz der Landsknechte, der Abenteurer aller Art. Muthwillige Weiber, Betrunkene, Händelsucher, Beutelschneider machten die Gassen unsicher. Wer zu irgend einem Zweck Gesellen suchte, die dem Teufel seine Großmutter auf Bestellung aus der Hölle entführten, der brauchte hier nur anzufragen. Wer in einer wilden Nacht sein Vermögen und zehn Jahre seines Lebens los werden wollte, dem war hier Gelegenheit dazu gegeben. Wer rechtlos, gejagt von den Häschern und dem Henker, umherirrte, der fand hier noch am ersten einen zeitweiligen Unterschlupf. Hier schlossen sich Diebs- und Räuberbanden am leichtesten zusammen, hier wurden die schlauesten Pläne gegen Hab und Gut ehrbarer Mitmenschen ausgeheckt. Die Hofsprache war hier dem Vocabular des Bettlerbuches wie ein Spiegelbild ähnlich, eine schöne Jungfrau hieß hier ein „Wunnenberg," und man hing hier nicht den Mantel, sondern den „Windfang" nach dem Winde, und stülpte nicht den Hut, sondern den „Wetterhahn" auf den Kopf.

Hierher nun, nach dem Zisekenbauer führte der Reiterfähnrich seinen Freund Markus Horn; denn daß sie den größten Theil der mit Letzterm von Braunschweig Herübergekommenen hier zusammen finden würden, konnte Niemanden, welcher die Gelegenheit der Stadt Magdeburg kannte, zweifelhaft sein. Bald hatten sie die anständigern, breitern Gassen hinter sich, und das Gewirr von durcheinandergeschobenen Bauwerken hinter Sanct Bartholomäi nahm sie in seine unheimlichen Finsternisse auf.

Aus mancher übervollen Schenkstube fiel rother Lichtschein auf den Weg der beiden Freunde; mancher wüste Lärm schlug an ihr Ohr, und manch ein Dirnlein in nicht sehr anständiger Tracht stellte sich ihnen in den Weg und schickte ihnen eine wahre Fluth von Schimpfwörtern nach, wenn sie von Markus mit einem Fluch und von Christof mit lachendem Munde gebeten

wurde, den Pfad freizugeben. Unter einem dunkeln Durchgange stießen sie auf einen verdächtigen Kerl, der mit großem Geschrei behauptete, von ihnen übergerannt zu sein, und dem ein Hinterhalt von andern zerlumpten Gäuchen mit Knitteln und Messern beifiel. Es kam so weit, daß Christof Alemann das Schwert zog; aber vor dem entschlossenen Wesen der beiden jungen Männer wich das räuberische Lumpengesindel doch zurück und verlor sich wieder in seine Schlupfwinkel. Endlich traten die beiden Kriegsleute durch eine enge Pforte in das Zeisigbauer und Christof sagte:

„Schau, da haben wir den grauen Gugelfrantz! Er steht noch auf derselben Stell', Markus. Hallo, 's ist, wie ich mir gedacht habe. Horch nur, sie sind herrlich im Gange!“

Die schrillen Töne einer Geige, eines Dudelsacks und einer Querpfeife schlugen an Markus' und Christof's Ohr, als die beiden Freunde quer über den Hof auf das Gebäude zuschritten, über dessen weiter Eingangspforte das Wahrzeichen, der Schild mit dem grauen Mönch — dem lustigen Gugelfrantz, weit über den Platz hinragte. Auch hier strahlte rothe Gluth aus den Fenstern und dem offenen Thor; auch hier herrschte Gejauchze, Gejohle, Gesang; und Männerstimmen und Weiberstimmen suchten einander im Lärmmachen zu überbieten. Weit auf den Platz hinaus standen Tische und Bänke voll zechender Gäste. Trunkene taumelten umher oder schliefen bereits, die Häuser entlang auf die nackte Erde gelagert, ihren viehischen Rausch aus. Schenkbuben rannten mit vollen und leeren Krügen hin und her. Ein Weib warf sich mit wildem Geschrei zwischen zwei blutende Kerle, die mit langen blanken Messern einander wüthend zu Leibe gingen; kurz Alles war im besten Gange, und der Wirth zum Gugelfrantz mochte sich die Hände reiben; er hatte freilich ein gefährlich Leben zwischen solchem Volk, aber er machte auch vortreffliche Geschäfte.

Der lustige Gugelfrantz besaß gar nicht eine eigentliche Schenkstube. Die geräumige, von Eichenpfeilern getragene, mit Steinen gepflasterte Flur diente als solche; abgeschlossene Gemächer und Kammern gab es nur im obern Theile des Hauses zum Privatgebrauch des Wirthes. Rostige Eisenlampen hingen von der schwarzen Decke der Halle herab und erleuchteten den Raum, verschlechterten aber auch nicht wenig durch ihren Qualm die Atmosphäre. Manch' ein Harnischstück der kriegerischen Gäste war an den Wänden aufgehängt, manche Waffe lehnte in den Winkeln. Im Hintergrunde der Flur schlugen gewaltige Flammen auf einem erhöhten riesenhaften Herde unter einem eben so riesenhaften Rauchfang in die Höhe und verbreiteten ebenfalls Licht und Wärme. Drei Steinstufen führten zu diesem Herde empor, auf welchem jetzt ein ganzes Kalb am Spieße bratete, und außerdem Topf an Topf, Pfanne an Pfanne brodelten und zischten. Hoch über dem Getriebe der Gäste waltete also die Wirthin mit ihren Mägden, übte im Umkreis ihrer Kelle und ihrer Bratengabel gute Justiz und trieb resolut jeden Einbruch in ihr geweihtes Territorium zurück. Auf einem Holzgerüst zur rechten Seite der Flur standen die Spielleute, welche durch das Getön ihrer Instrumente den allgemeinen Lärm zu beherrschen suchten. Markus Horn erkannte sogleich beim Eintritt zwischen dem Dudelsackmann und dem Geiger seinen kleinen nichtsnutzigen Querpfeifer Fränzel Nothnagel.

Es gab kaum einen Sinn, der beim Eintritt in den lustigen grauen Gugelfrantz nicht auf die allerempfindlichste und allerunangenehmste Art berührt und beleidigt worden wäre. Gefühl, Gesicht, Geruch, Gehör bekamen alle ihr Theil; nur der Geschmack schien sich besser befinden zu sollen. Das Bier schien ausgezeichnet zu sein, und klar war's, der Meister Wirth hatte mit Gästen zu thun, mit welchen, was das anbetraf, durchaus nicht zu spaßen war.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe bei Markus und Christof Augen und Ohren sich in dem Getümmel und Lärm zurechtgefunden hatten, und sie ihren Weg klar vor sich sahen. Bedenkliche Blicke warf der feiste Wirth auf diese ungewohnten Gäste; mit wenig Höflichkeit trat er ihnen entgegen und fragte mürrisch und mißtrauisch nach dem Begehren der beiden Herren.

„Einen Krug Bier und einen guten Platz, von welchem aus man hören und sehen kann, Meister,“ sagte Christof Alemann. „Zieht kein solch' Gesicht, alter Kauz, wir gehören nicht zu den Stadthäschern und kommen nicht, Euch einen Kunden wegzufangen.“

Der Wirth zum lustigen grauen Gugelfrantz brummte etwas Unverständliches vor sich hin und ließ sich endlich nach einigem Zögern herbei, seine breite Gestalt ein wenig zur Seite zu drehen und mit einem bezeichnenden Wink über die Schulter die beiden Herren in das Innere seiner Halle zu weisen.

Vergeblich blickten Markus und Christof umher, um noch einen leeren Platz in irgend einer Ecke aufzufinden; aber Alles war besetzt, nirgends noch ein Raum, sich niederzulassen. Es war ein Glück, daß Markus jetzt von mehrern der Anwesenden erkannt und mit hellem Jubel begrüßt wurde.

„Der Magister! der Doctor! der Fähnrich! Markus Horn!" ging's wie ein Lauffeuer von Tisch zu Tisch; und überall erhoben sich neue Zechende von ihren Sitzen:

„Wo, wo? Ist er da? Vivat! Markus Horn, richtig, da ist er! Vivat der Magister! Unser Fähnrich von Braunschweig soll leben!"

Kaum Einer des Schwarmes, der sich im ersten Capitel dieser Geschichte vor uns in der Schenke zum Magdeburger Kranz niedergelassen hatte, fehlte jetzt unter dem Zeichen des lustigen Gugelfrantz. Da war der Rothkopf Samuel Pfeffer, lichterloh flammend, daß es gefährlich schien, seinem Haupt- und Barthaar nahe zu kommen, da war Heinrich Metten vom Diebshorn; da war der schlanke bleiche Bernd Kloden, der jetzt womöglich noch bleicher und melancholischer aussah und der still für sich allein saß und einen unberührten Krug vor sich stehen hatte, da war Joachim Quast, genannt Bauernangst, da war Jochen Lorleberg, das Lügenmaul, da war der lange Heinrich Bickling, der noch nie in seinem Leben eine ihm passende Bettstelle gefunden hatte, und von dem man behauptete, er sei eben so dumm als er lang sei, da war Peter Rauchmaul, der Dickwanst, und vor Allen war da Andreas Kritzmann, der unheimliche, schweigsame Schütze, dessen scharfes seltsames Auge solche Macht über die wildesten Genossen hatte, und von welchem man gewiß wußte, daß er mehr könne, als Brot essen und mehr auf der Seele habe, als er aussage. Da waren sie Alle, Hakenschützen, Doppelsölder, Reiter, Knechte und Knaben, und wenn von Einem etwas zu reden ist, so soll das an seiner Stelle geschehen, und ein jeglicher wunderliche Vogel nach seinem Gefieder und seinem Sang gewürdigt werden. Dem Schützen Andreas soll aber ein eigener Platz angewiesen werden; denn einsam und allein schien er auch im tollen lustigen Getümmel unter dem Zeichen des grauen Gugelfrantz zu sein.

„Raum, Raum dem Magister!" klang es von allen Seiten, und selbst der bleiche Bernd hob die Stirn aus der Hand und durch sein dunkles Auge schoß ein Strahl der Freude, als er Markus erblickte. Vor diesem und dem Fähnrich Alemann entstand eine Gasse, durch welche sie bis zu dem Herde gelangten, wo die Wirthin, einer fettglänzenden, erhitzten Göttin der Kochkunst gleich, aus Feuer und Dünsten auftauchte und mit tiefen Reverenzen und großem Wortschwall den Sohn des großen wohlangesehenen Geschlechtes der Alemann's begrüßte. Des Himmels und aller Anwesenden Verwunderung rief sie herab über die Ehre, die ihr und dem lustigen Gugelfrantz durch diesen Besuch widerfuhr. Mit eigener Hand stäubte sie zwei Holzschemel ab für Markus und Christof, mit eigener Hand brachte jetzt der Wirth zwei überschäumende Bierkrüge. Markus Horn reichte dem bleichen Bernd über dem Tisch die Hand und nickte dem schweigsamen Andreas zu, welcher den Gruß durch ein ernstes Neigen des Hauptes erwiederte. Andere drängten sich heran; es wurde mit großer Aufregung Bescheid getrunken, der Musik wurde Ruhe geboten, Fiedel und Dudelsack schwiegen, Dudelsackmann und Geiger benutzten die Pause, ebenfalls ihre durstigen Kehlen zu letzen, Fränzel Rothnagel war wie ein Affe dem langen Bickling auf die Schultern geklettert und grinste zähnefletschend auf das Getümmel herab. Jedermann im lustigen Gugelfrantz blickte erwartungsvoll auf die beiden Ankömmlinge, und Jedermann wußte gewiß, daß sie allhier nicht für nichts und wieder nichts erschienen waren. Allmälig wurde der Lärm zum Gesumm, dann wurde es ganz still, und Jochen Lorleberg sagte:

„Das ist recht von Euch, Markus, daß Ihr jetzt, wo Ihr heimgekehrt und wieder ein fürnehmer Geschlechter worden seid, Eure Gesellen aus dem Feld nicht vergesset. Wir haben's aber auch eigentlich nicht anders erwartet, da wir durch Euch allein doch allhier angekommen sind."

„Und ein gut Stück von dem verlorenen

— wollt' ich sagen von dem Kalb, so wir dem Hasenreffer abgehandelt und geschlachtet haben für die verlorenen Söhne von Magdeburg, sollt Ihr auch haben!" schrie Peter Rauchmaul, ohne zu ahnen, welch' ein Stich dem verstoßenen Markus bei diesem gutmüthigen Wort durch die Seele ging.

„Ich danke Euch, Brüder!" sprach Markus Horn. „Wohl hab' ich Euch hergeführt und Euch mit der Nase auf das gestoßen, was Ihr zu thun hattet in dieser Sach', doch ist's nun noch nicht das Letzte, und ich hab' Euch noch etwas zu sagen."

„Redet, redet, Herr Markus!" rief man von allen Seiten. Markus erhob sich von seinem Sitze und sprach:

„Als ich im Lager vor Braunschweig zu Euch und den übrigen Magdeburg'schen Stadtkindern, die augenblicklich hier sich nicht vorfinden mögen, redete, da sagte ich, daß es eine Schande und ein Schimpf sein würde, wenn wir, die allhier in diesen Ringmauern unter dem grünen Kranz der Jungfrau und dem Schild des heiligen Mauritii geboren sind, diese Stadt in dieser Noth, so anjetzo über sie fällt, verlassen wollten. Das Maul hab' ich mir freilich wund reden müssen, denn der Ochsenkopf verstand es, goldene Berge Euch vorzumalen; aber zuletzt seid Ihr mir doch mit großem Geschrei zugefallen und habt geschrien: es sei also, man dürfe nicht mit dem Mecklenburger ziehen, und der Teufel solle den Magdeburger Hundesohn holen, der dem Jürgen folge. Sind aber auch welche gewesen, die haben sich hinter den Ohren gekratzt und haben gemeint, der Teufel sei selber ein Hundesohn und möge wohl manchem Magdeburger, dem es gelüste, heimzukehren, eine schlimme Suppe einbrocken; es habe nicht Jeder als ein weißes Lämmlein die Stadt verlassen. Und Mancher, ob er auch mit der frommen Obrigkeit in Frieden geschieden war, hat aus andern Ursachen nicht gern heimziehen mögen, ist aber auf mein Wort endlich doch mitkommen. So soll denn mit Gunst Jeder sagen, was er gefunden hat und umfragen will ich, wer Lust hat, mit mir, Markus Horn, einzutreten für diese Stadt!"

Vivatgeschrei und allgemeines Näherdrängen folgte diesen Worten.

„Willst Du uns führen, Horn? Wirbst Du für die Stadt, Magister? Nimm uns! nimm uns! Vivat, vivat!"

„Halt, halt!" rief Markus. „Brüllt nicht das Haus auseinander. Ich will Einen um den Andern fragen; Einer nach dem Andern soll Antwort geben."

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe die aufgeregten Geister sich ein wenig beruhigt hatten, dann fragte Markus:

„Hallo, wo ist Veit Brachvogel?"

„Hier!" piepte eine ganz feine Stimme, die wieder ein allgemeines Gelächter im lustigen Gugelfrantz hervorrief; ein breitschulteriges, rothwangiges Individuum, mit zerlumptem blau- und rothgestreiften Wamms und Hosen, grünem Barett und grünen Strümpfen angethan, drängte sich hervor und bekannte sich zu diesem zarten, hellen Stimmchen.

„Hier ist Veit Brachvogel," fistulirte der dicke Gesell. „Weiß auch schon, was Ihr erfragen wollt, Fähnrich Horn. He, nach meiner Ehefrau Anna Katharina geborener Worstin wollet Ihr Euch erkunden? Danke für gütige Nachfrage."

„Nun, was habt Ihr in Eurem Heimwesen gefunden, Veit? Seid Ihr mit Flöten und Schalmeien, oder mit Pauken und Trommeten empfangen?"

Veit Brachvogel that einen Bockssprung, schnalzte dazu mit den Fingern und schrie:

„Nachbarn, Freunde, gute Gesellen, wer von Euch hat Jungfer Anna Katharina Worstin als Mägdelein gekannt."

„Ich, ich, ich!" klang's im Kreise, und Lachen erstickte manche Stimme.

„Nun, so frag' ich Euch Alle," piepte Veit Brachvogel kläglich, „wer hätt' wissen und ahnen können, daß in dem hübschen feinen Bild solch' ein Drach', solch' eine giftige Katze stecke? Ich sage Euch —"

In einem wahren Gebrüll von Heiterkeit ging der letzte Satz des vortrefflichen Ehemannes zum größten Theil verloren, und als der Sturm sich gelegt hatte, vernahm man nur noch das Ende der Rede:

„Und so riß ich aus wie Schafleder und ließ sie allein mit ihrer Wuth; kein Feind im Reich und außerhalb ist böser als solch' ein Weib! Und so hat sie den Schneider Franz Franzenberg gefreit, hat ihn zu Tod geärgert und ist selbsten gestorben und erstickt an ihrem eigenen Gift, weil ihr Niemand mehr nahe kam. Vivat der Krieg! Wer mich will, der hat mich! Nehmt mich, Meister Horn!"

Neues Getöse, welches die Wände zu

zersprengen drohte. Christof Alemann hielt sich die Seiten, schlug und trommelte auf dem Tische und schrie:

„Wenn das nicht eine Belagerung werth ist, so hol' mich Dieser und Jener! Veit Brachvogel, stoßt an, diesen vollen Krug leere ich auf Euer Wohl."

„Was hast Du gefunden, Bernd?" flüsterte, während sich die Andern um den vorigen Redner drängten, Markus Horn dem bleichen Jüngling zu, der bis jetzt neben ihm mit untergeschlagenen Armen an einem der Eichenpfeiler, welche die Decke der Flur trugen, gelehnt hatte. „Was hast Du in der Heimath gefunden, armer Freund Bernd?"

„Frage nicht, Markus!" murmelte der Andere mit dumpfer Stimme. „In Sammet und Seiden gehet sie, des reichen Mannes Gemahl. Ich habe sie gesehen — wehe Dir, Markus, daß Dein Wort mich wieder hierher gelockt hat; — nun führe mich wenigstens auch weiter, führe mich in den Tod."

Markus Horn zog die Augenbrauen zusammen. Wie kam es, daß bei diesen Worten des armen Bernd Reginens Bild wieder vor ihm auftauchte, wie kam es, daß er nach dem Schwerte griff, als in diesem Augenblick Christof Alemann ihm zuraunte:

„Du, Mark, halt' Dich nicht auf, sprich Dein Wort, da ist der Lieutenant Schwartze! Sag' Dein Wort, sie fallen ihm sonst zu. Er wirbt für den Hauptmann Springer, und dessen Name — der Teufel mög' ihn verschlucken — ist wie ein Magnet für alles Lumpenvolk."

Der Lieutenant Adam Schwartze war wirklich, begleitet von mehrern Waffenträgern, jetzt auch in der Kneipe zum lustigen Gugelfrantz erschienen, hatte freundlich dem Fähnrich Alemann zugewinkt und einen kurzen Gruß von diesem erhalten.

Rasch faßte sich Markus und schüttelte alle Gedanken, die nicht in diesen Raum und diese Stunde gehörten, ab. Während man am entgegengesetzten Ende des Saales Sold bot im Namen der Stadt und des Hauptmanns Hans Springer, fuhr Markus in seinen Werbungen für Hans Kindelbrück ebenfalls fort und zwar mit dem größten Erfolge.

„Nun, Samuel Pfeffer, Du rother spanischer Pfeffer, was hat Dir die Heimath entgegengebracht?"

„Grad' das, was ich ihr brachte — nichts! Nimm mich, wenn Du willst!"

„Topp, schlag ein!"

„Willst Du meine Seele auch kaufen, Magisterlein?" fragte ein Anderer, dem die bodenloseste Liederlichkeit aus jedem Loche des Wammses, aus jedem Zwinkern des Auges, aus jedem Zug um den Mund blickte. „Willst Du meine Seele kaufen, ich geb' sie billig?!"

„Narr, bedenk' Dich!" schrie diesem, ehe Markus antworten konnte, Heinrich Metten vom Diebshorn zu. „Der lustige Hauptmann Springer wirbet auch, — ich geh' zum Springer, wer noch?"

„Geh'! ich bleib' beim Magister," rief der Andere. „Schlag ein, Markus!"

„Topp! ich werb' Dich für die Rott', so ich der Stadt stell'! Wer geht mir mir? wer geht mit mir?"

„Zahl' ein Faß auf Abschlag, Markus!" schrie Jochen Lorleberg, „und nimm mich! nimm mich!"

„Hier, Springer! Hier Springer! Wer tritt ein unter dem lustigen Hans Springer, dem fröhlichen Hans Springer? Wer will einen Trunk thun auf das Wohl des fröhlichen, lustigen Hauptmanns Hänsel?"

„Ich, ich, ich, ich!" schrie es hier und da im Saal, und ein Theil der Menge wogte gegen den Lieutenant Schwartze hin, welcher auf eine Bank gestiegen war und manch' eine Seele fing.

„Wo gehst Du hin, Tütge?" fragte ein winziges Männlein einen bulldoggenartigen Kerl, der knurrend antwortete:

„Ich gehe hin, wo Hübschmann hingeht."

„Und ich gehe mit dem Magister!" rief Hübschmann, ein leichtfüßiger Gesell, dessen Sclav und Leibeigener der Koloß, genannt Chrischan Tütge, war.

„Gehet Ihr mit mir, Meister Kritzmann?" fragte Markus jetzt den schweigsamen Schützen, der allein sich nicht von seinem Platze gerührt hatte und noch seltsamer als gewöhnlich auf e i n e n Punkt im Getümmel blickte.

Er schüttelte auf die Frage das Haupt und sagte:

„Nein, ich gehe nicht mit Euch. Ich will allein sein. Stellt mich an ein Geschütz und lasset mich allein!"

„Nehmet mich! nehmet mich, Herr Horn!" rief jetzt das Pfeiferlein, Fränzel Rothnagel. „Vergesset mich nicht, lasset mich Eurer Rott' vorblasen, Ihr wisset, daß ich niemalen zurückgeblieben bin im Feld."

„Gut, Bürschlein. Ich will mit Deinem Vater reden, wenn er es erlaubet, so sollst Du bei mir bleiben."

„Dank Euch, Herr," rief der kleine Pfeifer, und blies einen lustigen Triller auf seinem Instrument. „Schaut, Herr, da kommt der Alte angehumpelt und sieht aus, als ob er Lust hätt', das Spiel von heute Morgen von Neuem anzufangen. Sagt ihm, daß Ihr mich nehmt, und daß ich gut bei Euch aufgehoben bin."

Markus Horn hielt den Knüppel des Bettelmanns, der eben wieder über dem Haupte Fränzel's sich erhob, auf. Mit Freuden nahm Hänsel Nothnagel das Anerbieten auf und gab das Söhnlein in den Dienst von Markus, da das Geschäft ein Maß Bier obendrein für ihn abwarf.

Ueber alle Köpfe weg kam jetzt ein unendlicher Arm und eine Hand hervor.

„Schlagt ein, Rottmeister Horn; — ein langer Kerl ist eine halbe Leiter im Haus, und im Feld und auf dem Wall auch zu brauchen, nehmt mich und habt mich!" rief Heinrich Bickling, und seinem Beispiel folgte Peter Rauchmaul, der Dickwanst, Joachim Quast und manch' ein Anderer.

Markus Horn machte an diesem Abend viel bessere Geschäfte als der Lieutenant Adam Schwartze, dem nur das allergrößeste Lumpengesindel, dem nur die gefährlichsten Spitzbuben, die wüstesten Gesellen zufielen. Der Name des Hauptmanns Springer hatte in dieser Hinsicht wirklich eine eigenthümliche Anziehungskraft, welches der Stadt Magdeburg zu ihrem Schaden später recht klar werden sollte.

Den Ausschlag gab an diesem Abend Christof Alemann, der Fähnrich. Plötzlich sprang er auf den Tisch und rief, den Hut schwingend:

„Hier, Hans Kindelbrück! Hier, Markus Horn! Hier, Ehr' und Preis, Ruhm und gut Leben. Hier, guter Trank und die schöne Jungfrau von Magdeburg. Wer kommen will, der komme! Alle fröhlichen Herzen hierher! Hierher alle tapfern Gesellen. Alle groben Fäuste und starken Arme hierher! Hierher, allerschönste Frau Wirthin vom lustigen Gugelfrantz. Das Kalb, das für die verlorenen Söhne von Magdeburg geschlachtet wurde, ist gebraten und wer dazu gehört, der trete heran und rufe: Für Markus Horn!"

Diese meisterliche Wendung gab der Sache den Ausschlag. Bis auf sieben Mann war die ganze Rotte, welche mit Markus Horn von Braunschweig herübergekommen war, diesem gewonnen. Von den sieben Fehlenden aber waren zwei, an denen nichts verloren war, dem Lieutenant Schwartze zugefallen, Einer hatte das wilde Kriegsleben satt und hatte sich reumüthig zu Weib, Kind und Handwerksgeräth zurückgefunden, der Vierte lag zu Tod betrunken in einem Stall am entgegengesetzten Ende der Stadt, der Fünfte war wegen Gassenlärms und Unfug von den Stadtknechten abgefangen und steckte wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel in dem Hunenthurm, der Sechste hatte sein Liebchen im Brusewinkel treu und warmherzig wiedergefunden und saß mit ihr in ihrem winzigen Dachstübchen und überlegte, wie sich aus dem heimgebrachten Beutepfennig ein eigenes Heimwesen gründen ließe; sein langer Spieß aber hatte in dem engen Stübchen der Braut keinen Platz gefunden und lehnte draußen vor der Thür. Der Siebente und Letzte endlich, der dem Markus abgefallen war, war der schweigsame Büchsenschütze Andreas Kritzmann, welcher seinen eigenen unheimlichen Weg einschlagen wollte, und welcher den Lieutenant Adam Schwartze nicht aus den Augen ließ, sondern ihn unter dem in's Gesicht gezogenen Hute weg anstarrte, wie man einen langgesuchten und endlich gefundenen Todfeind betrachtet, ehe man mit der rächenden Waffe vorspringt.

Als Markus und Christof die Geworbenen für den andern Morgen mit Wehr und Waffen auf den Domplatz zur Musterung vor dem Obristen Ebeling Alemann und dem Hauptmann Kindelbrück bestellten, trat Adam Schwartze zu den beiden Freunden und wünschte ihnen mit lächelnder Miene, aber Wuth im Herzen, Glück. Den Schützen Andreas erblickte er nicht, dieser hatte sich in der Menge verloren und die Schenke verlassen. Ziemlich kalt dankten die Freunde dem Lieutenant, und mit einem leisen Fluch winkte er seinen beiden Doppelsöldern und verließ ebenfalls mit ihnen den lustigen Gugelfrantz.

Markus und Christof durften sich aber noch nicht entfernen. Sie mußten erst Theil nehmen an dem wilden Gelage, welches jetzt auf ihre Kosten anhub. Sie mußten essen von dem Kalb, welches für die verlorenen Söhne von Magdeburg zugerichtet war, sie

mußten Jedem Bescheid thun, der ihnen den vollen Krug entgegenhielt. Nach Kräften entledigten sie sich dieser schwierigen Aufgabe; und es gelang ihnen auch recht gut. Als sie jedoch endlich aufbrechen durften, geschah das mit nicht ganz sichern Schritten, die sämmtliche Companei des lustigen Gugelfrantz gab ihnen, Fackeln in den Händen, das Geleit durch das Zsisekenbauer, und mit nicht endenwollendem Vivatruf nahm man an der Ecke von Sanct Bartholomäus Abschied voneinander bis zum nächsten Morgen. Der wüste Haufen kehrte zurück zu seinem Gelage, Markus und Christof schritten über den Breiten Weg zum Lindwurm, dem Familienhause des trefflichen, achtbaren und hochansehnlichen Geschlechts der Alemänner; Christof Alemann wollte dem heimathlosen Markus hier Nachtquartier geben. Dunkel lag das große Gebäude mit seinen Erkern und Giebeln da. Nur aus einem Zimmer leuchtete noch in der späten Nachtstunde heller Lichtschein. Herr Johannes Alemann, der alte ehrwürdige Bürgermeister der Stadt Magdeburg, schritt schlaflos von schweren Sorgen und Aengsten getrieben noch in seinem Gemache auf und ab. Auf welcher Brust hätte sich auch wohl die Noth, welche der alten edlen Stadt drohte, mehr zusammenziehen sollen, als auf dieser edeln Brust?

Ein grauköpfiger Diener öffnete den beiden Freunden die Hausthür, und bald erhellte sich ein zweites Fenster im Hause zum Lindwurm. Christof Alemann war bald tief entschlafen; aber Markus suchte das Lager nicht, er saß und starrte in die Flamme der Lampe bis der Morgen grau über den Dächern und Thürmen dämmerte. Wenig vermehrte das Gewicht seiner Sorgen und Bedrängnisse das Gefühl, daß er in dieser Nacht sich einen Todfeind erworben habe. Dieser Todfeind war der Lieutenant Adam Schwartze, welcher, nachdem er das Zeisigbauer verlassen, seine Schritte zur Wohnung des Hauptmanns Springer gelenkt hatte, um ihm Bericht über seine so fruchtlose Werbung im lustigen Gugelfrantz abzustatten. Der Hauptmann, der halb betrunken mit dem verlaufenen Weibe, seiner Geliebten, vor den Resten eines nahrhaften Nachtmahles saß, hatte geflucht und gewettert auf das Gräßlichste, die Frau Johanne aber hatte herausbekommen, daß zwischen dem Lieutenant Schwartze und dem Rottmeister Markus Horn noch ein anderer Grund des Hasses walten möge. Die schlaue Creatur hatte dem Lieutenant lachend mit dem Finger gedroht und gesagt:

„'S ist ja wohl der Jugendfreund Eures Liebchens, Adam? Da, ich trinke diesen Becher rheinischen Weines auf die Gesundheit Eures Bräutchens!"

„Ich thue Euch Bescheid, Johanne; — auf gute Bundesgenossenschaft, Johanne, hier und überall!"

Das Weib zog das Gewand, welches ihr von den vollen Schultern gerutscht war, mit einem Blick auf den Hauptmann, der schlafend in seinem Sessel lag, zusammen und flüsterte:

„Es sei so, Adam! Wenn mein Alter da in etwas Euch von Nutzen sein kann, so — Ihr wißt —"

Adam Schwartze nickte bloß; der Hauptmann Springer öffnete wieder die gläsernen Augen und gähnte:

„Lug — Adämle — seid Ihr noch da — na, thut nix — daß mer der letzt aus'm Räf kriegt han. 'S isch freili e Stich. 'S isch aber no nit aller Tage Dabend. Ga'n mer ze Bett, Meidli, Fraueli, Hanneli! Ah — oha, Adämle, machet, daß Ihr heime kommet. Komm, Fraueli, bring' mer ze Bett, mer isch ganz lopperig zu Muth. N'Nacht, Adämle."

Die Frau Johanue winkte dem Lieutenant und dieser ging und suchte ebenfalls sein Losament auf und träumte gegen Morgen einen Traum, in welchem er Markus Horn erdolchte und über seine Leiche die holde Regina Lottherin zum Altar führte. Er wußte nicht, daß eine dunkle Gestalt, seit er den grauen Gugelfrantz verlassen, ihn auf allen seinen Wegen begleitet hatte. Er hatte keine Ahnung davon, daß diese dunkle Gestalt die ganze Nacht hindurch vor seiner Thür Wacht hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich I. wird deutscher König.

Historisches Bild
von Thaddäus Lau.

Es war ein gar trauriges Weihnachtsfest, das die Mönche des alten Klosters zu Fulda im Jahre 918 begingen. In der Kirche am Altar des heiligen Kreuzes stand ein hoher Katafalk errichtet, und der Abt celebrirte das Seelenamt. Am 23. December war König Konrad I. verschieden. Die Leute sagten, der Todte hätte in dem Kriege gegen seinen Stiefsohn, Herzog Arnulf in Baiern, eine Wunde empfangen, die sein Ende herbeigeführt. Daß es der Fall gewesen wäre! Aber das Herz des dahingeschiedenen Königs war nicht an einer Wunde verblutet. Tausend Wunden hatten dieses Herz, das in froher, frischer Kraft geschlagen, stetig zerrissen, allmälig gebrochen. Sieger in zahlreichen Kämpfen und Schlachten, war König Konrad doch nichts von dem gelungen, wofür er sein Lebelang gerungen, gestrebt. Zwar den Empörern in Alamannien, Erchinger und Bertold, war das Blutgerüst statt der gehofften Herzogswürde zu Theil geworden; aber was half dem Könige der vereinzelte Triumph? Nicht konnte er verhindern, daß die Lothringer sich an Frankreich schlossen, daß Arnulf die räuberischen Ungarn als seine Bundesgenossen in das Reich rief, daß Heinrich, der Sohn Otto's des Erlauchten, die Minderung der sächsischen übergroßen Lehne trotzig verweigern durfte.

Herstellung der absoluten königlichen Majestät und Autorität, Erneuerung des Glanzes und der Machtfülle, wie sie mit der Krone Karl's des Großen verbunden gewesen, Vorherrschaft des Stammes der Franken — das war die Lebensaufgabe Konrad's des Ersten gewesen. Seinen Bestrebungen hatte das Glück gefehlt. Als er auf dem Siechbette lag, auf das der Kummer und der Gram den kräftigen Mann geworfen, plünderten fremde Feinde deutsches Gebiet, die Macht des Königs war zu einem bloßen Schatten herabgesunken und die Franken längst von den Sachsen überflügelt.

Der Sterbende machte seine Rechnung mit dem Himmel, aber auch mit der Erde. Nachdem er das Sacrament empfangen, beschied er seinen Bruder Eberhard zu sich. Widukind hat uns das Gespräch aufgezeichnet. „Ich fühle," sprach Konrad, „ich fühle, mein Bruder, nicht länger trage ich die Last dieses Lebens. Gott will es; ich muß sterben. Was aus dem Reiche der Franken werden soll, wenn ich nicht mehr bin, steht vornehmlich bei Dir. Darum erwäge es wohl und achte auf meinen Rath, den Rath Deines Königs und Deines Bruders. Wir haben viele Getreue und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt; wir haben Burgen und Waffen; in unsern Händen sind Krone und Scepter; uns umgibt aller Glanz des Königthums. Doch uns fehlt das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder, und die rechte Sinnesart fielen Heinrich zu; den Sachsen gehört die Zukunft des Reiches. Nimm also die königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, die Krone und das Schwert unserer alten Könige, nimm die Kleinodien und trage sie zu Heinrich. Mache Deinen Frieden mit ihm, auf daß Du ihn fortan zum Freunde habest. Oder wie? Soll das ganze Volk der Franken mit Dir von seinem Schwerte fallen? Denn wahrlich, Jener wird ein großer König sein und Herr vieler Völker."

So sprach Konrad, und Eberhard konnte den hervorbrechenden Thränen nicht gebieten.

Verführt durch die heute üblichen Declamationen wider die moderne Feudalpartei, haben sich nicht Wenige angewöhnt, kurzweg und in verächtlichem Sinne von der Roheit und Barbarei des Mittelalters zu sprechen. Sehr mit Unrecht. Jene Phasen, zumal der deutschen Geschichte, weisen Thaten und Männer auf, Handlungen und Zustände, Ereignisse und Verhältnisse, an denen empfängliche Herzen in Tagen der Entartung, des Unglücks und der Schmach sich erquicken, reinigen und stärken können; jene Epochen deutscher Geschichte sind erfüllt vom Odem gesunder Kraft, unverbrüchlicher Treue, aufrichtiger Demuth, bewußtloser Keuschheit; es strömt aus ihnen so frischer Hauch, so reicher Klang, wie aus der bewegten Meeresfluth über Strand und Bord. Manneswort galt dem Deutschen des zehnten Jahrhunderts unverbrüchlich heilig. Eberhard hielt, was er dem sterbenden Bruder zugesichert. In sich trug er das Bewußtsein männlicher Kraft; wohl konnte er nach Sitte und Herkommen Ansprüche

auf die Herrschaft erheben; in seiner Umgebung drängte man ihn, er möge nach dem Diadem greifen. Der Stolz der fränkischen Edeln, deren Vorfahren die Sachsen unterworfen hatten, konnte den Gedanken nicht verwinden, sich nun selbst einem Sachsen zu beugen und die Jahrhunderte lang behauptete Herrschaft dem so lange befeindeten Stamme freiwillig einzuräumen. Aber sowohl derartigen Einflüsterungen versagte Eberhard Gehör, als er auch die lockende Stimme des eigenen Herzens zurückwies. Wie zu Forchheim im Jahre 911 Herzog Otto die Blicke der Wähler von sich ab auf das Haupt der Franken gelenkt hatte, so wies jetzt Eberhard die fränkischen Großen von sich auf das Haupt der Sachsen. Heinrich wäre würdiger, die Krone zu tragen, als er selbst. Ueberdies sei es Konrad's Vermächtniß an die Franken, daß sie den Sachsenherzog zum Könige erwählten. Am Eingange der deutschen Königsgeschichte stehen so zwei Männer beieinander, die der Krone zu Gunsten des Nebenbuhlers freiwillig entsagen. Keine andere Geschichte, meint Wilhelm Giesebrecht, hat Gleiches aufzuweisen.

Die Sage hat sich nachmals der Königswahl Heinrich's bemächtigt und den dankbaren Stoff in ihrer Weise geformt. Was die Sage erzählt, ist dann in das öffentliche Bewußtsein übergegangen, auch wohl in historische Vorträge, in historische Lehrbücher. Noch heute zeigt der Führer dem Reisenden bei Quedlinburg den „Finkelherd", wo die Gesandtschaft der Franken, Eberhard an ihrer Spitze, den Sachsenherzog angetroffen haben soll, beschäftigt



Die Franken überbringen Heinrich dem Finkler die Reichskleinode.

mit seinem Lieblingsvergnügen, wie etwa die römischen Senatoren Cincinnatus auf seinem Rübenfelde vorfanden. Die Reichskleinode führte die Gesandtschaft mit sich: um das Jägerwamms legte sich der Königsmantel und um die unbedeckten Locken der goldene Reifen.

Die Geschichte freilich weiß von jener Scene bei Quedlinburg nicht das Mindeste. Nach dem Bericht der Geschichte waren gegen Ostern 919 nicht zu Forchheim, welches der sonst übliche Wahlort, sondern zu Fritzlar an der Eder in Hessen die deutschen Großen und Bischöfe, vorzüglich die der Franken und Sachsen, zur Wahl zusammengekommen. Der Act unterlag keinen Schwierigkeiten, da die Sache eigentlich schon vorher geordnet und erledigt war.

Eberhard rief unter der Zustimmung seiner Franken und unter dem lauten Jubel der Sachsen Heinrich am 14. April zum Könige der „Franken und Sachsen“ aus. Als die Beifallsrufe: „Heil und Segen dem König Heinrich!“ sich einigermaßen gelegt, erhub sich Erzbischof Heriger von Mainz aus der Mitte der Franken, und forderte, vor den König hintretend, dieser möge ihm den Tag bestimmen, an dem er nach Sitte und Herkommen gesalbt und gekrönt zu sein wünsche. Der Prälat mochte die Antwort, die ihm wurde, nicht erwartet haben, denn in dem Falle würde er sich schwerlich durch seine Anfrage der Demüthigung ausgesetzt haben, die er nun vor allem Volk erfuhr. Ernst hatte der neugewählte König die Anrede des Erzbischofs angehört; ernst, in bestimmter, nicht mißzuverstehender Weise wies der König das Ansinnen des geistlichen Herrn zurück: „Uns genügt die Wahl und der Namen des Königs. Das hat ja kein Sachse vor uns erreicht. Gottes Gnade und Eurer Liebe danken wir es. Aber damit auch genug! Die Salbung und die Krönung bleibe einem Bessern vorbehalten. Wir sind so großer Ehren nicht würdig.“ Der Versammlung gefiel die Rede ausnehmend. Die rechte Hand zum Himmel emporstreckend, schwuren Alle sofort den Eid der Treue, und noch einmal erschallte der donnernde Ruf weithin: „Heil und Segen dem König Heinrich!“

Heil und Segen ist denn auch in reicher Fülle an die Regierungsgeschichte Heinrich's des Ersten geknüpft. Diese kleine Skizze hat auf die Politik des Königs und deren Resultate nicht näher einzugehen, das indeß dürfte gestattet werden, daß wir zum Schluß die Grundzüge jener Politik und ihre Ergebnisse wenigstens erwähnen.

Schärfe und Weitsichtigkeit des Blicks hatte Konrad I. im Leben nicht bewiesen. Er bewies diesen Adlerblick, als er sterbend Heinrich zu seinem Nachfolger empfahl. Nicht Redensart, sondern Thatsache war es gewesen, als Eberhard der fränkischen Ritterschaft den Sachsenherzog als den würdigsten Bewerber bezeichnet hatte. Die Situation zu begreifen und mit unbeugsamer Festigkeit des Willens und der That diejenigen Mittel zur Anwendung zu bringen, welche er als der Lage angemessen erkannt hatte, auf dies schwerwiegende Verdienst lassen sich die Regierungsacte Heinrich's I. der Reihe nach zurückführen. Der leitende Grundgedanke seiner Politik heißt die Einigung der deutschen Stämme und Territorien zu einem festen Reichsverbande. Nicht Zweck, sondern Mittel war ihm die Erstarkung der königlichen Autorität dem Auslande, wie den großen Vasallen gegenüber, die Emancipation ferner der königlichen Autorität von den Einflüssen der Kirche, denen unter den Karolingern und unter dem Franken Konrad I. ein nur zu weites Feld der Thätigkeit offen gestanden hatte. Er begründet das deutsche Städtewesen und schafft den deutschen Bürgerstand. Die Wenden, die Ungarn, die Dänen empfinden die Wucht seines Schwertes.

König Heinrich war, zeugt Widukind von Korvei, „der größte König Europa's zu seiner Zeit; an geistigen wie an körperlichen Gaben stand er Niemand nach. Doch hinterließ er einen Sohn, größer noch als der Vater, und diesem hinterließ er ein großes weites Reich, das er nicht von seinen Vorfahren ererbt, sondern selbst gegründet und nächst der eigenen Kraft der Gnade Gottes zu verdanken hatte.“

Eisenbahnen in Preußen.

Nach dem Preußischen Handelsarchiv besaß Preußen am Schluß 1859 an in Betrieb stehenden Eisenbahnen 689 Meilen, welche einen Kostenaufwand von 294 Millionen Thalern verursacht hatten, auf denselben waren im Jahre 1859 20 Millionen Personen befördert und 241½ Millionen Centner Güter transportirt worden.

Hamburgs Schifffahrt.

Das Preußische Handelsarchiv theilt einen Bericht des Preußischen Generalconsulats über den Hamburger Handel und die dortige Schifffahrt mit. Hiernach sind im Jahre 1860 daselbst 5029 Schiffe eingelaufen, 5045 abgegangen. In 75 Schiffen wurden 14,690 Auswanderer befördert, und zwar 12,199 nach New-York und Neu-Orleans, 534 nach Quebeck, 869 nach Brasilien, 136 nach Chile, 516 nach der Capstadt und 436 nach Australien.



Die Bewohner Ceylons.

Von

Ludwig K. Schmarda.

(Schluß.)

Die Kaste der Ackerbauer. Die singhalesische Landwirthschaft.

Die Grundbesitzer heißen Wellale oder Goewanse und bilden den Kern der singhalesischen Bevölkerung. Die Kaste hat ihre eigene Tracht, welche in einem langen Tuche, das um die Lenden geschlagen wird und bis an die Knöchel reicht, besteht. Um den Kopf wickeln sie oft ein Tuch, so daß der Scheitel unbedeckt bleibt. Der Oberkörper ist entweder nackt oder wird mit einer Jacke bedeckt. Die Tracht der Frauen ist jener der Männer ähnlich; sie tragen jedoch beständig eine Jacke, die aber am Rücken geöffnet wird, da sie Hemden für entbehrlich halten. Häuptlinge und distinguirte Personen haben große Stücke weißen Baumwollstoffes wulstartig um die Mitte des Körpers gerollt, die Aermel ihrer Jacken ausgestopft und tragen auf dem Kopfe eine Art Barett. Wenn sie ausgehen, hält ein hinter ihnen gehender Diener einen Sonnenschirm über ihrem Haupte. Die im Dienste der Regierung stehenden tragen manchmal Beinkleider, aber auch dann den frauenrockähnlichen Comboy darüber. Die Bezirksvorsteher bedienen sich bei feierlichen Gelegenheiten eines Rockes mit militärischem Schnitt, erscheinen aber dabei nicht selten im Comboy und mit bloßen Füßen.

Da die Singhalesen große Freunde von Höflichkeit und Etikette sind, fehlt es unter ihnen nicht an Titulaturen, welche die verschiedenen Schattirungen der Goewanse, den Besitz, die Abkunft oder das Amt anzeigen. So ist der allgemeine Titel für alle Höhergestellten der des Rala hamy.*) Radala und Mahatmia bezeichnet im Allgemeinen einen Herrn und entspricht dem englischen Gentleman. Nillema ist Officier. Bandar ein Adliger, ein zum königlichen Hofe Gehöriger. Apuhamy ist der Sohn eines Mahatmia. Rala ist ein gewöhnlicher Grundbesitzer. Apu der Sohn eines Grundbesitzers. Diesen Titel legt sich auch immer der erste Diener in einem europäischen Haushalt bei. Maha Mudliar ist Oberst. Mudliar Hauptmann. Mohandiram Lieutenant. Aratchy ein Unterofficier. Dissawe ist der Gouverneur einer Provinz. Ratamahatmia der Gouverneur einer kleinen Provinz. Corale der Oberbeamte eines Districts (Corle), Vidhane ein Amtmann oder Landvogt. Lecam ein Beamter. Mohattale ein Secretär. Attucorale ein Unterbeamter. Der höchste Titel am Kandyhofe war Adigar oder Maha Nillima der Premierminister.

Die Frauentitel sind: Kumarihamy, Frau eines Ministers. Lama Ettena, vornehme Dame. Mahatlyo, Frau. Hamine, Fräulein. Manika, die Frau eines Edelmanns. Estana, Frau eines Grundbesitzers. Lamahamy, Dame.

Die Häuser sind nach dem Wohlstande und

*) Hamy ist schon eine Art Titulatur, die dem Haupttitel sowohl der Männer als der Frauen oft angehängt wird.

dem Einfluß der europäischen Bevölkerung sehr verschieden; während die Reichern an der Küste die von den Holländern adoptirte Bauart nachgeahmt haben, bestehen die Häuser im Saffragam gewöhnlich aus drei kleinen Zimmern, die nur einen Eingang haben. Die Häuser im Innern des Landes sind kleiner als an den Küsten und bestehen gewöhnlich aus Pfählen und Baumzweigen,

Die Häuser der Aermeren sind klein, dürftig und schmutzig, und statt eines Ziegeldaches mit einem Dach aus Palmblättern und im Innern des Landes mit Stroh oder trocknem Gras gedeckt. Diese Häuser haben nur ein Appartement, in welchem sich während der Regenzeit auch das Feuer befindet; Schornsteine sind unbekannt und der Rauch zieht durch eine Oeffnung im Dache ab.



Tamtamschläger.

die mit Lehm verstrichen sind. An der Küste bestehen sie aus Lehm oder gebrannten Ziegeln und sind getüncht, wobei Korallenkalk verwendet wird. Im Innern ist dies noch jetzt nicht häufig, da die Könige es verboten, stockhohe Häuser zu bauen oder Kalk dabei zu verwenden. Mit Ausnahme der Reichern baut Jeder sein Haus selbst. Eiserne Nägel werden selten verwendet, die Verbindung der Balken und Bretter geschieht durch Coir.

Die Häuser liegen an der Küste meist im Cocoshain, oft in freier, luftiger Lage; im Innern in der Mitte oder in der Nähe ihrer Reisfelder an ruhigen und geschützten Orten. Cocos- und Arecapalmen, Brotfrucht- und Orangenbäume, der Jack, kleine Bananen- und Papayapflanzungen, Mango- und Kaffeebäume bilden einen reizenden, kunstlosen Garten, der die Häuser oft gänzlich verbirgt, und wenn nicht das Gebell eines Hundes

oder eine aufsteigende dünne Rauchsäule die Nähe menschlicher Wohnungen verriethe, würde man oft, ohne sie zu bemerken, vorübergehen. Besonders im Innern der Insel sind die Dörfer versteckt.

Die Einrichtung ist eben so einfach und beschränkt sich auf den nothwendigsten Hausrath, der in Körben aus Palmblättern, einigen Säcken, Krügen, Schüsseln und Tellern aus Thon, einem großen hölzernen Mörser zum Stampfen des Reises, einer Steinplatte und einem Steine zum Pulvern der Gewürze, einem Reibeisen zum Raspeln der Cocosnüsse und einem Filter zum Reinigen des Cocosöles, besteht. Dazu kommen einige Beile und Hacken zum Zerkleinern des Holzes und ausnahmsweise einige grobe Tischlerwerkzeuge. Sie benöthigen weder Tische, noch Stühle und Bänke, da sie bei ihren Mahlzeiten auf dem Boden oder auf Matten kauern und die hockende Stellung mit stark heraufgezogenen Knien unserm Sitzen weit vorziehen. Nur die Wohlhabenden haben grob gearbeitete Möbel, die aber oft aus den kostbaren Hölzern der Insel bestehen. Bei diesen findet man auch Krüge aus Messing, Teller aus Fayence, selbst Porcellangeschirr, ausnahmsweise sogar Gabeln.

Nur die Wohlhabenderen haben Betten, deren Bretter aber meist so ungleich liegen, daß es für den Europäer eine Tortur ist, darauf zu ruhen. Oft vertreten Bambusstäbe die Stelle der Bretter. Die Aermeren schlafen jedoch auf Matten aus Palmblättern am Boden, und bedecken sich mit ihren Comboy und schieben einen Holzklotz unter den Kopf, an dessen Stelle bei Reichern ein mit Coir, trocknem Gras oder der Samenwolle der Bombaceen gefülltes Kissen tritt.

Die Mahlzeiten der Singhalesen sind sehr einfach und vorwaltend, ja bei den unteren Volksclassen ausschließlich vegetabilisch. Die Reicheren genießen trotz des Verbotes „Du sollst kein Leben nehmen" Hühner, Eier, frische oder gesalzene Fische, indem sie das Strafbare der Handlung auf den werfen, welcher die Thiere getödtet hat, und Kenner der Landeszustände versichern, daß selbst die Priester sich mit dieser Auslegung trösten. Nur vor dem Rindfleischessen haben sie noch die alte heilige Scheu bewahrt.

Das Hauptnahrungsmittel ist der Reis. Sie ziehen den einheimischen dem fremden und den Bergreis allen andern Spielarten vor. Der Reis wird einfach in Wasser gekocht, auf eine Schüssel oder ein Bananenblatt geschüttet und durch den Kurri schmackhaft gemacht. Der Kurri ist eine gewürzhafte Brühe, dessen Hauptbestandtheile Chilli (rother Pfeffer) und geraspelte Cocosnuß sind. Die anderen Zuthaten sind schwarzer Pfeffer, Ingwer, Cardamom, einige Zwiebeln, etwas wenig Knoblauch und Citronen. Durch Curcum oder Memecylon wird er gelb gefärbt. Die Cocosnuß vertritt die Stelle fetter Milch, welche in ihrer Ermanglung auch genommen werden kann, und hüllt die scharfen Gewürze etwas ein. Im Kurri werden die Samen der Jackfrucht oder Schnitte der Brotfrucht, frische, aber noch nicht überreife Bananen, Eier, Geflügel oder Fische gekocht und dann ist er manchen ungarischen Nationalgerichten sehr ähnlich. Reis und Kurri ist die zuträglichste Nahrung in Ceylon und die englischen Reisenden haben dies durch die Erfahrung so würdigen gelernt, daß beide täglich aufgetragen werden. Die einheimischen Köche setzen ein Hauptverdienst in die kunstgerechte Bereitung und jeder hat seine besonderen geheim gehaltenen Mischungen. Seltener wird der Reis mit eingedicktem Zuckersaft (Jaggery) der Palmen oder mit Butter gegessen. Süße Mehlspeisen aus geraspelter Cocosnuß oder Korrakan sind beliebt. Reife Bananen, Brotfrucht, das gelbe, ekelhaft süße Fruchtfleisch des Jack, süße Bataten, Yams und dergleichen werden nur als Beiessen oder als Aushilfe genossen. Die Grundfrüchte beschweren als Hauptnahrung die Verdauung und was man über die Pflanzung der Brotfruchtbäume als Mittel, die Indolenz, die man gern für paradiesische Zustände ausgegeben, zu befördern, gesagt hat, gehört mehr in das Gebiet der Schöngeisterei als einer vernünftigen Nationalökonomie. Der werthvollste ist noch der Jack (Artocarpus integrifolia), der fast um jede Hütte seine breiten dunkeln Schatten wirft, weil er sich leicht, schnell und ohne alle Pflege fortpflanzt. Er gibt eine reiche Ernte großer eiförmiger Früchte von 12—16 Zoll Durchmesser, welche eßbare Kerne und ein widerlich süßes Fruchtfleisch enthalten, das allein oder in Salzwasser getaucht von den Singhalesen gern gegessen wird. Durch die Menge seiner Früchte und sein schönes dauerhaftes Holz ist er an vielen Orten nach der Cocos der am höchsten geschätzte Baum. Die Cerealien allein können eine dichte und arbeitende Bevölkerung erhalten; wegen der Schnelligkeit und Größe

des Ertrages, der Sicherheit der Ernte, der großen Ernährungsfähigkeit, der leichten Verdaulichkeit und der Möglichkeit der langen Aufbewahrung werden sie stets den ersten Rang unter den Nahrungsmitteln behaupten und durch die von dem Anbau und der Zubereitung untrennbare Arbeit und geistige Anregung die Vorschule aller Cultur bleiben. Auch das einheimische und acclimatisirte Obst spielt als Nahrungsmittel nur eine untergeordnete Rolle.

Zuerst essen die Männer, dann die Frauen und zuletzt die Kinder; in solchen Familien, die mit Europäern in mehrfache Berührung gekommen sind, finden gemeinschaftliche Mahlzeiten statt. Die Hauptmahlzeit ist gegen Mittag, Viele essen auch Morgens und Abends. Das Volk ist mäßig, beinahe frugal, und Sparsamkeit wird eher für verdienstlich als für unrecht gehalten.

Das allgemeine Getränk ist Wasser, das jedoch selten aus dem Gefäße getrunken, sondern aus diesem in geringer Entfernung in den Mund gegossen wird, aus Furcht sich zu verunreinigen. Aus diesem Grunde gilt es auch für unanständig, sich von seinen Dienern oder von einem Manne niederer Classe Wasser über die Hände gießen zu lassen.

Da der Reis die Hauptnahrung des Volkes ist, so ist sein Anbau auch der hervorragendste Zug in der Landwirthschaft des Singhalesen, obwohl die Production bei Weitem nicht hinreicht, den Bedarf zu decken. Die Eroberer aus der Gangesebene führten zwar schon den Reisbau ein, aber sowohl in den ersten Jahrhunderten wie auch nach dem Verfall des blühenden Zustandes der Insel wurde Reis vom indischen Festlande importirt und trotz des hohen Einfuhrzolls von 50 Procent, mit dem zur Zeit unsers Besuches der fremde Reis belastet war, sind 1851 über 2 Millionen Bushel Reis und nahezu 1 Million Bushel Paddy (Reis in der Hülse) in einem Gesammtwerth von über 450,000 Pfd. Strl. vom indischen Festlande eingeführt worden.

Der einheimische Reis ist sehr verschieden nach seinem Standorte, der größeren oder kleineren Bewässerung, seinem Erträgniß und seiner Vegetationsperiode, die von etwas über zwei bis nahezu sieben Monaten variirt. Die besten und schmackhaftesten Spielarten haben eine längere Vegetationsperiode und erfordern daher auch viel Wasser, da der Reis als Sumpfgraminee ohne dieses nicht gedeihen kann. Es gibt nur eine Varietät, welche in einem relativ trocknen Boden fortkommt. Im Norden, Osten und Südosten der Insel kann daher der Reis nur während eines kleinen Theils des Jahres, während der Regen, des Nordostmonsums gebaut werden. Einstens, als die Insel dicht bevölkert war, hatte man ein künstliches Irrigationssystem angelegt, indem man das Regenwasser in große Reservoirs oder Tanks, die mit hohen Steindämmen eingefaßt waren, sammelte, oder die Tanks mit den Flüssen in Verbindung brachte. Von hier aus wurde das Wasser durch Canäle in die Reisfelder nach Bedarf geleitet. Diese Tanks allein machten einen Anbau in den trocknen Theilen der Insel im Großen möglich. Es bestanden einstens mehrere Hunderte und es war der Stolz der Könige, die um das Wohl des Volkes besorgt waren, nicht nur Tempel zu bauen, sondern auch Fruchtgärten und neue Tanks anzulegen. Die Singhalesen erlangten einen solchen Ruf, daß ihre Wasserbaumeister selbst nach Kaschmir berufen wurden, um dort ähnliche Irrigationsarbeiten anzulegen. Viele Tanks sind jedoch in Ceylon ganz verschwunden und nur von den großen sind Ruinen übrig (Reise um die Erde, I. 276), die kleinen, noch gegenwärtig benutzten fassen, nur geringe Wassermengen und werden gegen das Ende der trocknen Jahreszeit so trocken, daß selbst die Krokodile auswandern. Dort werden nur schnellreifende Reissorten gebaut und vor dem völligen Austrocknen der Boden der Tanks selbst bepflanzt. Bei hinreichend viel Wasser, komme es unmittelbar von Regen oder aus den Bächen und Flüssen, ist Saat und Ernte von der Jahreszeit unabhängig und der Boden kann zwei Reisernten oder eine Reis- und zwei andere Ernten liefern.

Im Tiefland wird der Reis in Niederungen, die unter Wasser gesetzt werden können, gebaut, im centralen Berglande aber meist auf den Abhängen der Hügel, die terrassirt und durch Gräben, in welche das Wasser der Bäche geleitet und in denen es gestaut werden kann, bewässert. Die Gräben werden in beiden Fällen mit 1 Fuß hohen Erdaufwürfen umgeben, die nach Bedürfniß durchstochen oder wieder verschlossen werden können. Zuerst wird Wasser auf die Felder gelassen, um den Boden zu durchweichen, der später durch eingetriebene Büffel aufgewühlt oder mit dem einheimischen Pfluge bearbeitet wird. Der Pflug ist ein höchst einfaches Rührholz aus einem armdicken, leichten Baumstamm; ein

abgehender Ast dient als Handhake, ein anderer als Pflugschaar, die manchmal mit einem Stück Eisenblech bekleidet ist, um die Abnutzung zu vermindern. Vor der Saat wird das Wasser abgelassen, der Reis wird aus freier Hand gesät und sobald er gekeimt und sich bewurzelt hat, wird er unter Wasser gesetzt. Später wird der Reis gejätet; kurz vor der Reife werden die Felder wieder trocken gelegt und die Halme mit der Sichel geschnitten, und nachdem sie trocken sind, auf einer Tenne im Freien durch Ochsen ausgetreten oder an einem bedeckten Ort in Garben aufgehängt. Die Ernte ist fünfzehn bis zweiundzwanzigfach. Die Regierung nimmt zehn Procent des Ertrages, verpachtet jedoch seine Einhebung. Da dieser die Anzeige an den Pächter und die Abschätzung vorausgehen muß, führt das Pachtsystem zu einer Menge Chicanen von der einen, zur Verheimlichung, falschen Angabe und Entwendung des eigenen Ertrages auf der andern Seite, so daß der hohe Einfuhrzoll keine Aufmunterung ist, so lange diese Vexationen dauern.

Im östlichen Theile der Insel, wo die Reiscultur unstatthaft ist, mitunter aber auch im Süden und Westen, werden andere Gramineen gebaut, so Mais, der aber wenig beliebt ist, verschiedene Arten von Hirse, und Korrakan. Dieser bildet mit dem Anbau von Sesam und hie und da mit Baumwolle eine eigene Art von Bodenwirthschaft, die mit dem Namen der Chinacultur bezeichnet wird. Der Wald oder der mit Gestrüpp bedeckte Boden wird in wenig bevölkerten Gegenden, soweit er bebaut werden soll, schon in der trocknen Jahreszeit vorbereitet, indem das Holz auf der ganzen Fläche oder an ihrer Peripherie gefällt wird. Sobald es dürr ist, wird Feuer gelegt und in die oberflächlich aufgekratzte und mit der Asche gemengte Erde das Saatkorn kurz vor dem Eintritt der Regen gelegt, im Osten im October, im Südwest im Mai. Dort wird im December geerntet, hier im August. Dann folgt Hirse und manchmal Baumwolle. Sobald die Ernten spärlich werden, gewöhnlich schon nach zwei Jahren, wird das Feld verlassen und die China treibt wieder ihr dürftiges Strauchwerk. Diese Art Waldbrache mit fünfzehn bis zwanzigjährigem Turnus wäre in jedem Lande, wo der Boden oder auch nur das Holz einen Werth hat, verderblich, hat aber selbst in den wenig bevölkerten Districten seine großen Nachtheile, weil der Aufwand an Arbeit ein unverhältnißmäßig großer ist. Die Samen des Korrakan sind hirseähnlich, aber größer. Die Eingeborenen zerstampfen sie zu Mehl oder zerreiben sie zwischen zwei Steinen. Sie backen Kuchen daraus, die aber bei denen, welche an ihren Genuß nicht gewöhnt sind, Verdauungsbeschwerden hervorrufen.

Die Cultur der Grundfrüchte (Yams, Bataten), der Bananen und des tropischen Obstes liefern zu geringe Erträgnisse, um in die Wagschale zu fallen. Pfeffer wird nur im Kleinen und höchst selten cultivirt, da sein Bau die Kosten nicht sicher deckt und man ihn auf Fruchtbäumen und Cocospalmen als Rankengewächs nicht mehr duldet. Der Anbau des Tabacks hat bis jetzt geringe Aussichten, ja die Ausfuhr des Artikels hat sich factisch verringert, da die Regierung so unklug war, einen hohen Ausfuhrzoll darauf zu setzen. Der Bau von Indigo hat gänzlich aufgehört, jener der Gewürznelke und des Muskatnußbaumes ist nur versuchsweise von Europäern betrieben worden. Dagegen sind der Anbau von Kaffee, die Cocos-, Areka- und Kittulpalme von hohem Werthe.

An der Küste wird der Kaffee ein hoher Strauch und Baum, der ohne Beschneidung und ohne Pflege um die Hütten wächst und einen nicht unbedeutenden Nebenertrag liefert. Aber selbst im Hügellande wird auch von Eingeborenen der Kaffee nur selten nach dem Beispiele der Europäer in geschlossenen, niedrig gehaltenen Pflanzungen gebaut. Der Gesammtertrag dieses Kaffee, der unter dem Namen Native Coffee, im Gegensatz zu dem auf den großen Pflanzungen geernteten Plantation Coffee, auf den Markt kommt, betrug ungefähr ein Drittel der Gesammtproduction und ist fortwährend im Steigen, obwohl nicht proportional zum Plantation Coffee, wegen des niedrigen Preises, den er erhält, und des größern Capitals, das den europäischen Pflanzern zu Gebote steht. Sie ist in den letzten Jahren auf 160,000 Centner gestiegen und florirt nicht nur an der Küste, sondern auch in Oudatoe und im Districte von Balangodde wo Ritter von Fridau hochstämmige Pflanzungen von großer Ausdehnung fand.

Nicht minder wichtig ist die Cultur der Cocospalme, die am südwestlichen Rande der Insel einen fast zusammenhängenden Hain bildet, in welchem gegen 12 Millionen Pal-

men stehen. Alle älteren Berichterstatter reden mit Entzücken von diesen Pflanzungen, die gemischt mit den Beständen anderer tropischer Bäume dem Meeresufer einen unbeschreiblichen Reiz geben. Sie reicht zwar über 2000 Fuß Höhe im Innern, wächst aber dort langsamer und fructificirt viel später. Im Innern der Wälder gedeiht sie nicht, da sie von den andern Bäumen erstickt wird, daher entstand die Sage der Singhalesen, daß sie die Wohnungen der Menschen und die Gespräche der unter ihr Wandelnden liebe. Ihre üppigste Entwicklung erreicht sie am Meeresstrande, wo die Seewinde und die salzigen Bodenbestandtheile ihr besonders zusagen. Dies gilt für den ganzen Küstensaum, nicht nur, wie man anfänglich glaubte, für die Südwestküste. Nachdem man sich von ihrem guten Fortkommen auch im Osten überzeugt und in ihrer Anpflanzung ein rentables Unternehmen selbst für Europäer gefunden hatte, bedeckte sich seit ungefähr zwanzig Jahren auch die nördliche und östliche Küste mit Palmen, so daß jetzt die Gesammtzahl auf 18 bis 22 Millionen geschätzt wird. Da sie unter günstigen Verhältnissen im vierten Jahre zum ersten Male blüht und zwölf Monate danach ihre Früchte reift, im neunten und zehnten Jahre schon einen großen Ertrag liefert, ist ihre Cultur um so bedeutender, weil diese ein weit kleineres Anlage- und Betriebscapital erfordert und die Cocos eine viel längere Lebensdauer (bis zu hundert Jahren) besitzen, als die sich rascher rentirenden Kaffepflanzungen.

Für den Singhalesen ist die Cocospalme von unschätzbarem Werthe. Ihr Stamm dient als Bauholz, die Blätter zur Bedachung, zu Matten, Körben und zu Fackeln. Die angezapfte Blüthenspindel liefert Toddy, einen zuckerreichen Saft, der frisch und gegohren getrunken wird, aus dem aber auch Zucker, der feinste Arrak, Essig und Hefe bereitet werden kann. Der wichtigste Theil bleibt jedoch die Frucht, die in ihrem süßlichen, schwach zusammenziehenden Wasser eine köstliche Erfrischung, im Fruchtfleisch eine Leckerei und das Material für den Kurri enthält. Es enthält außer Zucker, Gummi und vegetabilischem Eiweiß eine große Quantität Oel, welches als Speiseöl durch Kochen der frischen Frucht, im Großen jedoch durch Pressen der trocknen Kerne (Copperah) gewonnen wird. Die Oelmühlen der Singhalesen sind aufrechtstehende ausgehöhlte Stücke großer Baumstämme, die aber gegenwärtig seltener in Anwendung kommen, weil sie es vortheilhafter finden, die Copperah an die hydraulischen Pressen der Europäer zu verkaufen. Selbst die Oelkuchen (Punak) haben noch einen Werth als Viehfutter und Dünger. Die Schale der Nuß dient zu Büchsen, Bechern, Schalen und zuletzt als Feuerungsmaterial. Die äußere Fruchthülle besteht aus einem Gewebe starker Fasern, die abgelöst und nach Art unseres Hanfes und Flachses geröstet ein dauerhaftes Material (Coir) zu Seilerarbeiten, für Matten und Säcke liefern. Die Ausfuhr an Oel und Coir betrug 1857 bei 300,000 Pfd. Strl., eben so viel soll im Lande verbraucht werden und doch dürfte die Oelproduction nur den dritten Theil der Palmen in Anspruch nehmen, da viele Nüsse als Nahrung genossen werden und der zur Toddyerzeugung benutzte Theil keine Früchte trägt. Der Enthusiasmus der Singhalesen für die Cocospalme ist daher ein wohlbegründeter und kein rein poetischer.

Die Arekapalme ist eins der häufigsten Culturgewächse und findet sich beinahe in jedem Garten der südwestlichen Landestheile. Sie erreicht selten 40 bis 50 Fuß, also kaum die halbe Höhe der Cocospalme, aber der Stamm ist viel leichter und schlanker, grade, im obern Theile hellgrün. Sie liebt feuchte Orte, vermehrt sich leicht und selbst ohne Zuthun des Menschen durch die abfallenden Nüsse. Der Ertrag beginnt mit Ende des sechsten Jahres, hört aber gewöhnlich schon mit dem zwanzigsten auf. Eine Areka kann in manchen Jahren bei tausend Nüsse liefern. Diese werden allgemein gekaut und daher in ungeheurer Menge im Lande selbst verbraucht, aber große Quantitäten auch nach dem indischen Festlande und den Malediven ausgeführt, da die aus Ceylon alle anderen übertreffen sollen. Der Werth wechselt von 1½ bis 4½ Pence für 100 Stück. Der schlanke leichte Stamm der jungen Palme wird von den Lastträgern als Tragholz gebraucht. Das Laub hat eine ähnliche Verwendung wie jenes der Cocospalme.

Die Kittul- oder Zuckerpalme (Caryota urens) kommt überall zerstreut vor, da sie mehr zuckerhaltigen Saft als alle anderen Palmen liefert, aus dem der beste Jaggery (Zucker) bereitet wird; besonders häufig wird sie auf den Hügeln des Kandylandes gepflanzt. Aus ihrem Mark wird hier und da eine Art Sago bereitet.

Die Viehzucht ist nicht bedeutend. Pferde werden im Norden gezüchtet, gute Reit- und Wagenpferde jedoch meist eingeführt. Die Zahl der Schafe ist nicht bedeutend. Der wichtigste Zweig ist die Rindviehzucht, aber nicht für den Fleischbedarf, sondern für die Lieferung von Zugvieh oder Lastthieren. Für den Ackerbau werden meist Büffel verwendet, für das Fortschaffen der Karren (Bandies) theils gewöhnliche Zugochsen, theils Buckelochsen oder Zebus. Die letzteren unterscheiden sich nicht allein durch den Fetthöcker am Rücken, sondern in Ceylon auch durch geringere Größe, zierlichere Beine und schnellere Bewegung: sie sind daher besonders für die einheimischen Kutschen, die aber in der That nur zweirädrige hölzerne Kasten sind, beliebt. Durch die Ochsenwagen (Bullock-bandies) wird der Waarenverkehr auf den macadamisirten Straßen vermittelt; wo diese aber fehlen, treten Talawans (Karawanen aus Lastochsen) an ihre Stelle. Frische und saure Milch wird von den Singhalesen gern genossen und hier und da etwas Butter gemacht, aber eine Milchwirthschaft in unserm Sinne fehlt überall. Rinder werden mit Ausnahme der Garnisonsorte nur selten geschlachtet und die Haut oft weggeworfen. Schweine werden nur in europäischen Wirthschaften gehalten und auch da selten, Hühner und Truthähne sind ziemlich häufig und ihre Zucht hat besonders um Colombo und Galle zugenommen.

Die Kschudra-wanse.

Die Unterabtheilungen oder Kasten der Kschudra-wanse belaufen sich auf einundzwanzig, die aber der Kopfzahl nach höchst ungleich sind.

1. Die Fischer oder Karawe bilden an der Küste einen bedeutenden Theil der Dorfbevölkerung. Ein großer Theil hat sich noch unter den Portugiesen zum Christenthum bekehrt. Sie zerfallen in mehrere Classen, nach der Art, in welcher sie fischen. Viele treiben jedoch auch andere Handwerke, besonders gibt es viele Drechsler, Schreiner und Binder unter ihnen, seit durch die Zunahme der Exporte Fässer in großer Zahl benöthigt werden. Sie machen Bote, Katamarans und Dhonies. Die einfachste Form der Bote ist ein ausgehöhlter Baumstamm, der um seine Stabilität zu erhöhen einen Ausläufer hat. Dieser besteht aus drei Stücken, nämlich einem über den Vordertheil und einem über den Hintertheil hinausragenden Balken, auf deren Enden ein dritter Balken ruht. So geschickt die Singhalesen diese Bote auch führen, so unmöglich ist es, sie zu bewegen, als Matrosen zu dienen, selbst die Küstenfahrer (Dhonies) werden mit Malabaren oder Mohren (Indoaraber oder Moormen) bemannt. Trotz des ungeheuren Fischreichthums der Küste werden gesalzene Fische eingeführt.

2. Die zweite Kaste sind die Toddymacher. Ihre Hauptgeschicklichkeit besteht im Ersteigen der Palmen, an denen sie die Blüthenspindel durch Klopfen und Unterbinden vorbereiten und endlich anzapfen.

3. Die Grobschmiede.

4. Die Schneider, eine nicht zahlreiche und in ihrem Gewerbe wenig beschäftigte Classe.

5. Dagegen sind die Töpfer sehr zahlreich, selbst die kleinen Dörfer im Innern besitzen wenigstens einen, da die Töpfe bei öffentlichen Gelegenheiten und Familienfesten nach dem Gebrauch zerschlagen werden. Furcht, daß Leute aus niedern Kasten sie zwischen diesem und dem nächsten Gebrauch berühren könnten, scheint die Ursache zu sein.

6. Barbiere, die jedoch nur vor dem Spiegelbilde Buddhu's in Gegenwart der Priester die Pantomimen machen, als würden sie es rasiren. Die Eingeborenen, welche die Sitten der Europäer nachäffen, rasiren sich selbst.

7. Wäscher (Tobies), welche zugleich die Decorateure sind.

8. Chalias, eine sehr zahlreiche Kaste (Maha-badde), die ursprünglich Weber waren und sich später auch zum Zimmtschälen verwenden ließen. Die Portugiesen organisirten die Kaste für diesen Zweck und seit jener Zeit war sie gedrückt und geplagt, bis die englische Regierung endlich das Zimmtmonopol aufhob. Schon von seinem zwölften Jahre mußte der Chalia ein Pingo (56 Pfund) Zimmtrinde jährlich abliefern; die Quantität wurde bei seinem Heranwachsen allmälig bis auf elf Pingo's gesteigert. Für die gewöhnliche Zimmtabfuhr erhielten sie kleine Rationen an Reis und Befreiung von den Steuern. Nur für außerordentliche Aufträge gab man ihnen geringe Remunerationen. Waren die Portugiesen und die Holländer im Kriege mit dem Kandykönige, so riskirte der arme Chalia seine Nase oder seine Ohren, oft selbst sein Leben, wenn er den Feinden in die Hände fiel. Mit der künstlichen Pflanzung des Zimmts wurde das Schälen des wilden in den Wäldern etwas beschränkt, das

Schicksal der Chalias aber, so lange das Monopol aufrecht erhalten blieb, nicht verbessert. Sie suchten daher heimlich auszuwandern oder in die Wälder zu entfliehen, so oft der Druck zu hart wurde. Mit dem Verfall der Zimmtcultur sind sie jetzt wenig beschäftigt, aber vom Druck befreit, treiben sie kleine Gewerbe.

9. Zuckermacher.

10. Kalkbrenner. Der Kalk wird an der Küste aus Korallen, im Innern aus dem in den Gneisspalten aufsetzenden Urkalk gebrannt. Für reiche Leute wird wie einst zum Tünchen der Tempel und Dagobas ein feiner Kalk aus den kleinsten Perlen, die nicht als Schmuck verwendet werden können, gebrannt.

11. Grasschneider.

12. Willedurai (wahrscheinlich ein Zweig der Chalias).

13. Die Veddahs oder Dodda Veddahs leben in den Wildnissen des Ostens entweder in kleinen Dörfern, in deren Nähe sie China cultiviren und Korrakan, Hirse, Bergreis und Bananen bauen, oder sie leben vereinzelt als Jäger. Diese gebrauchen noch Bogen und Pfeil, mit denen sie nicht nur das Wild, sondern auch Fische schießen. Sie leben vom erlegten Wild, vom Honig der Waldbienen, Baumfrüchten und Wurzeln. Sie sind keine verachtete Kaste und wahrscheinlich die Nachkommen von Singhalesen, die sich nicht zum Buddhismus bekannten und aus den Gemeinden vertrieben wurden oder der während der Kriege Entflohenen und Versprengten, die in Noth, Einsamkeit und Verfolgung verkommen und verwildert sind. Ihre geringen Bedürfnisse tauschen sie von hausirenden Mohren gegen Thierfelle, Hirschgeweihe und Elephantenzähne ein. Unter ihnen haben sich Reste des Dämonen- und Schlangencultus erhalten.

14. Die Paduas sind eine zahlreiche Kaste; zu ihr gehören die Kulis, d. h. Taglöhner und Lastträger, welche die Lasten an beiden Enden einer auf der Schulter ruhenden Stange (Pingo) aus Bambus oder jungen Arekastämmen tragen. Hierher gehören auch die Arbeiter an den Eisenhütten.*) Die unterste Abtheilung der Kaste bilden die Abdecker, Straßenkehrer und Nachrichter. Die Kaste darf nur ein Tuch von den Lenden bis zu den Knien tragen und den Frauen ist es nicht erlaubt, den Oberkörper zu bedecken.

15. Die Baravabadde oder Tamtamschläger sind eine zahlreiche Kaste und heißen deshalb auch Maha-badde. Sie sind gegenwärtig die einzigen Musiker; obwohl einst Musik zur höheren Erziehung gehörte, ist mit ihrem Verfall auch die Ausübung der Kunst herabgewürdigt worden.

16. Die Handi oder Korbflechter.

17. Die Pallaru.

18. Die Oli.

19. Die Radaio (vielleicht nur eine Abtheilung der Rhodia).

20. Die Pali und

21. die Rinnera sind kleine Kasten.

Die singhalesischen Christen werden gewöhnlich als eine besondere nicht hoch geachtete Kaste angesehen, da die Bekehrten oder ihre Voreltern meist den untern Volksschichten angehört hatten. Einige tausend singhalesische Christen, wahrscheinlich portugiesische Mestizen, leben im Kandylande. Sie sollen besonders die heilige Maria verehren, nennen ihre Priester Sacristan, besuchen aber auch die buddhistischen Tempel. Man vermuthet, daß sie die Nachkommen portugiesischer Kriegsgefangenen sind.

Zwei Kasten, die Gattaru und Rhodias, bilden die Hefe der Gesellschaft. Die ersteren waren vom König Geächtete. Der Verlust der socialen Stellung wurde als die härteste und erniedrigendste Strafe angesehen. Das Verdict war: Der Verbrecher sei befreit von allen Dienstleistungen und Steuern und werde Gattaru. Damit wurde er für vogelfrei erklärt. Der Unglückliche konnte jedoch durch einen königlichen Machtspruch wieder rehabilitirt werden.

Die Rhodias oder Rodis sind die am meisten verachteten Auswürflinge der Gesellschaft, die Parias Ceylons; alle, selbst die niedern Kasten halten sich für verunreinigt, wenn sie dieselben berühren oder in ihre Nähe kommen und oft hört man selbst von Männern niederer Kasten: der Rhodi ist schlechter als ein Hund. Kommen sie in den Bereich der Wohnungen, so werfen sie Steine nach ihnen oder hetzen die Hunde auf sie. Der Ausdruck ihrer Physiognomien ist singhalesisch, ebenso die Sprache, die jedoch viele verstümmelte Worte enthält. Ihre Frauen sollen schön sein und gelten bei den Singhalesen als Wahrsagerinnen, treiben aber auch

*) Ueber die Erzeugung des Roheisens siehe die Reise um die Erde I. Band, Seite 422.

andere Zigeuner- und Jongleurkünste.*) Sie sind Buddhisten, denen aber der Besuch der Tempel untersagt ist. Einige besitzen kleine Grundstücke, die sie bebauen, andere ziehen umher; diese essen Alles, selbst gefallene Thiere, was natürlich die Verachtung gegen sie noch steigert. Den Ursprung der Kaste kennt man nicht. Nach einer Sage wären sie die Nachkommen von Kuhfleischessern, die ausgestoßen wurden, als alle Andern sich des Genusses schon enthielten. Nach einer andern Sage sollen ihre Voreltern königliche Jäger gewesen sein, welche in Ermangelung einer Beute ein Kind ermordet und für die königliche Tafel bereitet hatten. Wie immer, findet das Gräßlichere die zahlreicheren Anhänger und so ist auch diese Erklärung die beliebtere. Unter den Kandykönigen lieferten sie Riemen zum Fange der wilden Elephanten als Tribut.

Alle Kasten mit Ausnahme der als moralisch aussätzig angesehenen Rodis hatten in der Wahl ihrer Beschäftigungen einen kleinen Spielraum und selbst bei ihren Heirathen trat einige Toleranz ein, wenn die Brautleute nahestehenden Kasten angehörten. Wie früher erwähnt, konnten die den niedrigen Kasten Angehörigen selbst Priester werden. Die englische Regierung nimmt gegenwärtig bei der Besetzung der Dienstposten auf die Kaste keine Rücksicht und hat selbst das Princip, die zum Christenthum Bekehrten zu bevorzugen, trotz des Geschreis der Zeloten in Ceylon und im englischen Parlamente, wieder aufgegeben, weil sie sich überzeugt hatte, daß durch diese Art Proselytenmacherei und indirecten Gewissenszwang nur der Volkscharakter verschlechtert wird.

Sclaverei existirte — selbst bei den Klöstern — bis zum Jahre 1832, aber unter sehr milden Formen; sie war in der That nicht härter als europäische Leibeigenschaft. Die Sclaven waren die Nachkommen von Kriegsgefangenen, von insolventen Schuldnern oder von Fremden, die am indischen Festlaude gekauft worden waren. In der Centralprovinz erfolgte die Abschaffung der Sclaverei am spätesten, erst 1845, denn dort legten die Häuptlinge einen größern Werth auf sie, mehr als Gefolge und für die niedern Dienstleistungen als zu einer harten Feldarbeit.

*) Die eigentlichen Jongleure sind in Ceylon Malabaren, die Schlangenbeschwörer kommen von der Coromandelküste.

Die Malabaren oder Dhamilos (Tamilen).

Die großen, fast mit ununterbrochenen, unwirthlichen Wäldern bedeckten Ebenen im Norden und Osten enthalten eine von der des Südens ganz verschiedene Bevölkerung, die sich gleichfalls gegen die Küste mehr anhäuft, während das Innere äußerst spärlich bewohnt ist. Eine Linie vom Südende der reizend schönen, jetzt von Cocoshainen umgebenen Lagune von Batticaloa längs den östlichen Vorbergen des Centraltheiles nach Putlam an der Westküste bildet die Sprachgrenze, die nahezu mit der klimatischen Scheidungslinie zusammenfällt. Wenn der Reisende an der Küste oder in den niedern Wäldern der heißen Tiefebene in einer Lichtung größere Gruppen oder ganze Haine melancholischer Fächerpalmen über den Hütten erblickt, wird er selten einen Irrthum begehen, wenn er Dhamilos oder Malabaren in den Bewohnern vermuthet.

Außer diesen seßhaften Malabaren gibt es auch noch wandernde, die von Jahr zu Jahr aus Indien herüberkommen, um in den Kaffeeplautagen zu arbeiten. Die seßhaften Malabaren sind die Nachkommen der Abenteurer, welche Dienste unter den singhalesischen Königen nahmen, und jener Eroberer, die theils in kleinen Banden landeten, um zu rauben, theils in großen Heeren übersetzten, um dauernde Eroberungen zu machen. Viele von ihnen ließen sich in den entvölkerten und verwüsteten Landestheilen nieder und wurden, als die in die Berge und nach dem Süden geflüchteten Könige die Herrschaft wieder hergestellt hatten, als eine Art Colonisten im Norden der Insel geduldet. Sie sind echte Tamilen und ihre Vorväter gehörten dem Volke der Pandi und Salti an. In der Culturgeschichte der Insel spielen sie eine traurige Rolle, denn ungleich den Eroberern aus der Gangesebene, welche eine höhere Civilisation mitbrachten, waren die Eroberer aus dem südlichen Dekan die Verderber der Insel.

Die Malabaren nehmen nahezu die Hälfte der Oberfläche Ceylons ein, obwohl ihre Zahl nicht viel über ein Drittel der Gesammtbevölkerung beträgt. Sie wurde zu 566,370 angegeben; 290,690 männliche und 275,680 weibliche Individuen.

Die Malabaren sind größer, männlicher und kräftiger als die Singhalesen, nicht selten findet man athletische Gestalten. Ihre Hautfarbe wechselt vom Braunen bis zum

Schwarzbraunen. Ihr Gesichtsausdruck ist ernster und die Züge schärfer. Ihre Augen sind dunkel und feurig. Die Gewohnheit, die Lasten auf dem Kopfe zu tragen, gibt ihnen eine aufrechte Haltung. Die Sprache ist ein Tamildialekt, aber hart und reich an Kehllauten. Sie sprechen langsam, aber der Ton ihrer Rede ist verdrießlich, scheltend und abstoßend. Sie sind fleißig und unternehmender als die Singhalesen und werden auch — vielleicht mit Unrecht — für verläßlichere Dienstleute gehalten.

die Beimengung schwarzer Verbrechen noch abscheulicher. Sie glauben an Behexungen, an das Verschreien und selbst an Incantationen, um den Tod eines Feindes zu bewerkstelligen. Ihre Quacksalber bethören das Volk durch die Vorspiegelung, Liebestränke und Zaubermittel bereiten zu können, um Unfrieden, Krankheit oder Tod herbeizuführen. Diese Schurken, die eben so abergläubisch sind als die von ihnen Bethörten, scheuen sich nicht, Kinder zu ermorden, um sich den Apparat für ihre verbrecherischen Gaukeleien zu verschaffen.



Indo-Araber (Moorman).

In der geistigen Entwicklung steht die Masse des Volkes unter den Singhalesen. Ihre Literatur besteht meist in Uebersetzungen, unter denen die Ramayana am beliebtesten ist. Es herrscht in ihren geistigen Productionen dieselbe Vorliebe für die Form und für Kleinlichkeiten, wie bei den Singhalesen; diese Pedanterie zeigt sich am deutlichsten in dem Umstande, daß sie mehrere Werke besitzen, die über den ersten Buchstaben handeln, mit dem ein Werk beginnen soll.

Die Mehrzahl wird als verschmitzt und verdorben geschildert; sie neigen aber mehr zu gewaltthätigen Verbrechen als die Singhalesen. Selbst ihr Aberglauben, der so ungeheuer ist, wie der singhalesische, wird durch

Die Tracht der unteren Classen besteht in einem weißen oder rothen Turban und einem weißen Lendenschurz, der nicht selten auf das kleinste Maß zurückgeführt wird; die Frauen tragen ein weißes Baumwollstück um die Hüften, das bis an die Knie oder die Knöchel reicht; oft wird ein Theil davon malerisch um Brust und Schultern geschlagen. Beide Geschlechter lieben Schmuck und tragen Finger- und Ohrringe, die letztern oft mehre Zoll im Durchmesser haltend. Die Frauen tragen außerdem Schmuck im obern Theil des Ohrknorpels und einem Nasenflügel, wie dies in Indien und auch bei den Fellahin in Egypten der Fall ist; Hals- und Armbänder, Ringe an den Knöcheln und

selbst an den Zehen sind sehr beliebt und meist aus Silber, das auf der dunkeln Haut einen weit angenehmern Contrast bildet als Gold. Selbst die Kinder, die wie die der Singhalesen bis zum sechsten Jahre nackt gehen, tragen silberne Arm- und Fußbänder, oft auch silberne Ketten um die Lenden. Das Haar wird am Scheitel festgebunden, von vielen Männern aber bis auf einen Büschel abrasirt. Die höhern Classen tragen weite Oberkleider und Beinkleider. Ein großer Theil malt Aschenflecke oder Striche an die Stirn, es ist das Abzeichen der Verehrer „Siwa's, des Zerstörers." Oft findet man aber auch die Oberarme und die Brust mit diesen Abzeichen versehen. Ein solches Individuum, einen Tamtamschläger eines Hindutempels, stellt der Holzschnitt S. 278 dar.

Die Malabaren sind Anhänger der brahminischen Lehre und nur ein Theil — meist den untern Schichten angehörend — Scheinchristen. Die brahminische Kasteneintheilung bildet schroffere Scheidungen als bei den Singhalesen.

Die angesehenste Kaste ist die der Pirana, wahrscheinlich eine Corruption von Brahmanen, aus der allein die Priester gewählt werden, die aber auch Ackerbauer und Handelsleute enthält.



Singhalesische Häuptlinge.

Der Ackerbau wird mit großer Einsicht betrieben. Da der trockene Boden, so wie die spärlichen Regen, der Mangel an Tanks oder die Unmöglichkeit, dieselben herzustellen, der Reiscultur ungünstig sind, so bilden die sogenannten trockenen Getreidearten, Hirse, Korrakan und Voragu (Paspalum frumentaceum) die vorwaltenden Nahrungspflanzen. In den Gärten werden auch Melonen, Kürbisse, Gurken und andere Gemüse neben tropischen Früchten gebaut. Die Gärten und auch die Tabacksfelder, deren Erzeugniß nach Indien ausgeführt wird, werden aus den

Brunnen mühsam bewässert. Trotzdem sind die Erträgnisse nicht hinreichend und große Quantitäten Reis müssen aus Indien eingeführt werden. Die Menge würde noch viel bedeutender sein, wenn nicht die massenhaft vorkommende Fächerpalme, Tal-gaha (Borassus flabelliformis), in ihren Früchten für mehrere Monate im Jahre Nahrung liefern würde.

Die Tal-gaha ist weder so schön noch so graciös wie die Cocospalme. Die steifen im Winde rasselnden Fächer, die nach ihrem Abfallen stehen bleibenden Blattstiele und der grade Stamm geben ihr etwas Ernstes. Der Umstand, daß sie erst zwischen dem achtzehnten bis dreißigsten Jahre — wahrscheinlich nach dem Standorte verschieden — Früchte trägt, lassen in ihr auf den ersten Blick einen minder wichtigen Baum vermuthen. Dies ist keineswegs der Fall; ihr langsames Wachsthum in einem trockenen Klima und armen Boden geben ihrem Holze eine große Festigkeit, Zähigkeit und eine lange Dauer, und machen es zu einem weit bessern Bauholz, als der Stamm der Cocos; deshalb wird es aus den nördlichen Districten in bedeutender Menge ausgeführt.

Der Blüthenschaft gibt Toddy, Arrak oder Zucker, wie jener der Kittul oder Cocos. Die Früchte von der Größe eines Straußeneies enthalten drei harte Samen, welche in einem fibrösen, ein gelbes mehliges Muß enthaltenden Parenchym liegen. Dieses Muß wird roh oder geröstet gegessen, gibt aber im Wasser ausgewaschen und in der Sonne und dem Rauch der Hütten getrocknet ein Hauptnahrungsmittel für den größten Theil der Bevölkerung im nördlichen Theile der Insel. Die Samen läßt man keimen, sammelt und trocknet die jungen Pflanzen, welche zerrieben den Killingi geben, der mehr eine Delicatesse als Nahrung ist. Die Hülse der Samen gibt eine gute, von den einheimischen Schmieden allen übrigen vorgezogene Kohle. Die Blätter haben eine noch mannigfaltigere Benutzung als das Laub der Cocos. Sie werden nicht nur zu Matten, Körben und Dächern verwandt, sondern es werden auch die Wände der elenden Hütten der untern Classen, die Einzäunungen ihrer Höfe und Gärten daraus verfertigt, die jedes zweite Jahr erneuert werden. Die unbrauchbar gewordenen Blätter werden als Dünger auf die Felder geführt. Die Benutzung zu Olas, als Stellvertreter unseres Schreibpapieres, ist schon früher (S. 191) berührt worden.

Wie die Dattel- und Cocospalme ist die Tal-gaha einer der wichtigsten Bäume, für dessen großen Werth in einem Zustand von Halbcultur schon die weite Verbreitung spricht, denn vom Anfang der syrischen Wüste zieht sie sich längs dem persischen Meere nach den Tiefländern am Indus und über Süd-Dekkan, wo ganze Landschaften damit bedeckt sind, in die Sundawelt bis Timor. An der Nordwestküste Ceylons wird sie jetzt häufig abgetrieben und durch die Cocos ersetzt, aber in den heißen trockenen Ebenen, wo diese verkümmern würde, wird sie stets ihren Platz behaupten.

Wegen ihres großen Nutzens wird die Tal-gaha so hoch geschätzt, daß der Mythus sich ihrer bemächtigt hat und in ihr den auf die Erde verpflanzten Baum aus dem Paradiese erblickt.

Die zweite Kaste, die Katriyas, die königliche Kaste der Krieger, existirt gegenwärtig nicht mehr in Ceylon.

Die dritte Kaste, Vaisya, ehemals der Adel, enthält jetzt nur Kaufleute, Feldarbeiter und Hirten. Zu den ersten gehören die Chetties, der ehrenhafteste Theil der Tamilbevölkerung Ceylons.

Die vierte Kaste ist die der Sutras, welche ähnlich den Kschudra-Wanse der Singhalesen die unteren Volksclassen umfaßt. Zu ihr gehören die Parawas oder Fischer, welche sich nicht allein mit Fischfang, sondern auch mit Chank- und Perlenfischerei beschäftigen. Die Chank sind große Meerschnecken (Turbinella rapa), welche schon in der alten Geschichte als Blasinstrument im Kriege und beim Tempeldienst erwähnt werden, die aber gegenwärtig zu verschiedenen Schmuckgegenständen verarbeitet werden. Früher ein Monopol, ist die Fischerei in den letzten Jahren freigegeben worden. Auch die Perlbänke von Manaar wurden zur Zeit der Perlfischerei nur von Tamilen Ceylons und Indiens besucht, und die singhalesischen Fischer betheiligten sich dabei nicht. Die untern Schichten der Kaste bilden Grasschneider, Pferdewärter, Diener und Taglöhner (Kulis).

Seit dem Aufschwung, den die Kaffeecultur genommen hat, kommen Malabarenkulis in großer Zahl vom Festlande Indiens. Sie sind ausdauernder in der Arbeit als die Singhalesen, die durch ihre Chinawirthschaft an das Fällen der Bäume gewöhnt, die erste Arbeit auf der Plantage, die Ausrottung des Urwaldes, willig, aber die nachfolgenden

Erdarbeiten ungern übernehmen. Ein Theil dieser wandernden Arbeiterbevölkerung geht nach der Kaffeeernte immer wieder in ihre Heimath zurück. 1852 betrug die Zahl derselben auf den Pflanzungen 53,845, darunter nur 2226 Weiber und 776 Kinder. Kleine Kinder werden während der Reise von ihren Müttern auf der Schulter oder auf der Hüfte in einer Art Reitsitz getragen. Der Taglohn auf den Pflanzungen wechselt von acht Pence bis einen Schilling.

Die Indoaraber oder Mohren (Moormen).

Uralt ist der Verkehr der unternehmenden Araber mit den Küsten Südasiens und Ostafrika's; unter dem Namen Senderib erscheint Ceylon schon bei ihren ältesten Schriftstellern, die aus den Berichten ihrer Seeleute und Handelsherrn einzelne Züge so charakteristisch darstellten, daß die Identität des Landes und oft selbst der Zustände unverkennbar ist. Ob sie in früher Zeit schon Factoreien besessen haben, ist nicht zu entscheiden; doch ließen sich nach den Untersuchungen Sir H. Johnston's Araber im achten Jahrhundert in Ceylon nieder, welche Abkömmlinge des Hauses Haslum gewesen sein sollen, die vom Kalifen Abdul Melek Ben Merwen vertrieben worden waren.

Die Araber handelten frühzeitig mit Gewürzen, Droguen, Reis, Indigo, Edelsteinen, Chanks, Perlen und Cheya (die rothfärbende Wurzel der Oldenlandia umbellata), die im Dünensande von Kalpetty wächst und von der noch jetzt kleine Quantitäten nach Indien verschifft werden. Die Singhalesen gaben den Arabern von Alters her den Namen Marakkalaya, Schiffsleute, wahrscheinlich von ihrem Ausfuhrhandel; die Tamilen nennen sie Sonaher, ein Wort, das schon im Maha-Bharata vorkommt. Später begann der Handel mit Zimmt, wahrscheinlich nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Die Araber machten aber auch Geldspeculationen, namentlich durch die Vorschüsse, welche sie den Eingeborenen zur Reparatur ihrer Tanks gaben, und verbreiteten sich von der Seeküste allmälig in's Innere. Sie erlangten endlich eine solche Stellung, daß sie selbst auf die Landesangelegenheiten und die Könige einen großen Einfluß übten, als Almeida mit seiner Flotte erschien. Die Portugiesen gaben ihnen zuerst den Namen Moros, fingen sie an zu bedrücken und zu verfolgen, und derselbe Haß, der zwischen den beiden Racen und Religionen in Europa geherrscht hatte, loderte auch hier wieder auf, aber die Ungläubigen widerstanden mit der ihnen eigenthümlichen Zähigkeit und Schlauheit während der hundertjährigen Herrschaft ihrer Dränger.

Die Mohren sind keine reinen Araber, sondern Indoaraber, welche Malabarenfrauen geheirathet haben und sich gegenwärtig der Tamilsprache bedienen. Außer der Befolgung der Satzungen des Koran zeigen auch ihre Hochzeitsgebräuche, das Schwarzfärben der Augenlidränder und das Gelbfärben der Nägel die arabische Beimischung.

Am zahlreichsten sind sie gegenwärtig im Districte von Putlam und Chilau und in den Hafenplätzen. Aber auch durch das ganze Innere sind sie zerstreut und leben gewöhnlich in Dörfern, die ausschließlich von ihnen bewohnt und von den Singhalesen gemieden werden. Sie sind in der Zunahme begriffen und bauen gleich, wo sie sich in Gemeinden vereinigen, eine Moschee.

Sie sind mittelgroß, regelmäßig und hübsch gebaut, von hellerer Hautfarbe als die Singhalesen und Tamilen, mit ruhigen, schlauen, intelligenten Gesichtern. Ihre Tracht besteht aus Beinkleidern und Kastans, meist von weißem Baumwollenstoff mit einem Gürtel um den Leib. Den Kopf bedecken sie mit einem weißen Turban oder mit einer Tarbüsch ähnlichen kleinen rothen Mütze.

Die Häuser sind gewöhnlich besser als bei den untern Classen der Singhalesen; sie sind größer, luftiger, manchmal an einer Seite ganz offen. Ihre Moscheen sind in ihrer Architektur höchst unbedeutend, ohne Zierrath und gleichen oft Scheunen; von den Singhalesen haben sie das Aufstellen von Pfählen oder Stangen mit Fahnen und Lappen vor ihren Gotteshäusern angenommen. Den Koran verstehen nur sehr Wenige zu lesen und Pilgerfahrten nach Mekka gehören zu den Seltenheiten.

Von ihrem Rechte der Polygamie machen sie nicht immer Gebrauch. Sie heirathen unter sich und nehmen nur ausnahmsweise Singhalesinnen oder Tamilfrauen, scheinen aber den letztern noch den Vorzug zu geben, vielleicht weil sie stattlicher aussehen oder leichter zum Islam übertreten. Die Kinder solcher Frauen werden jedoch immer im Islam erzogen. Es herrscht viel Gemeingeist unter ihnen. In den Regierungskreisen sind sie beliebt, man lobt ihre Anhänglichkeit, Intelligenz und ihre Pünktlichkeit als Lieferanten und Pächter.

Außer manchem Aberglauben, den sie von ihren malabarischen und singhalesischen Nachbaren angenommen, haben sie auch mehrere ihnen eigenthümliche abergläubige Anschauungen, so die große Zahl der unglücklichen Tage, an denen keine Geschäfte unternommen werden, und das Vorurtheil, daß kürzlich verheirathete Männer keine Fische essen dürfen. Eine Abweichung von mohamedanischen Gebräuchen ist, daß der Vater der Braut auf Werbung ausgeht. Bei der Hochzeitfeier wird der Bräutigam hoch zu Roß im feierlichen Aufzug durch die Straßen geführt und in seinem Hause unter besondern Feierlichkeiten ein Pfahl hergerichtet. Am Tage Hassan's halten sie Processionen mit maskirten Tänzern und Musik. Eine Art Bußgang, der sich nur durch fürchterliches Allah-Geschrei auszeichnete, unternahmen sie während unserer Anwesenheit in Badulla, um die dort ausgebrochene Cholera abzuwenden. Die Feierlichkeiten bei der Geburt und bei der Beschneidung, das Wehklagen bei Todesfällen und die Art der Beerdigung sind wie bei andern Mohamedanern. Am achten Tage nach der Geburt werden den Mädchen die Ohrläppchen durchbohrt.

Die Capitalisten sind Kaufleute, Agenten und Pächter von Steuern, die andern Juweliere, Krämer, Hausirer und im Falle der Noth auch Schmuggler. Am Mahawelle fand sie von Fridau als Jäger und als Geschäftsführer in den Holzschlägen. Die Kaufleute handeln mit Reis und anderm Getreide, mit Kaffee, mit Holz, Salz, Vieh Fischen, Thierhäuten, Elephantenzähnen, Hirschgeweihen, Messingwaaren, europäischen Artikeln, oder sie treiben einen ergiebigen Küstenhandel längs den Küsten von Ceylon und nach dem indischen Festland. In den Häfen gehören ihnen alle kleineren Fahrzeuge und ihre Ochsenkarawanen oder Talawans durchziehen das Land selbst in jenen Richtungen, wo keine Fahrstraßen existiren.



Malabare (Kuli).

Die Juweliere beschäftigen sich mit dem Fassen und Schleifen von Edelsteinen, die, wenn sie zu wenig durchsichtig sind, in Lehm eingehüllt in Tiegeln gebrannt werden, um sie durchsichtiger zu machen, ihre Farbe aufzuhellen oder zu verändern. Ihre Krämer und Hausirer bieten alles Erdenkliche, europäische und singhalesische Erzeugnisse, aus und studiren die Bedürfnisse und selbst die bizarren Launen des Ankömmlings; vom kostbaren Ring, der vielleicht aus Europa mit Umgehung des Zolles seinen Weg nach Cey-

lon gemacht hat, bis zu den kleinen Drechslerarbeiten aus Elfenbein, Satin- und Ebenholz, geschnitzte Elephanten, Brillenschlangen aus Thon, Cigarrentaschen aus gefärbtem Stroh, Kästchen aus den Stacheln des Stachelschweins, lackirte oder rohe Spazierstöcke aus der Zimmtstaude, Sonnenschirme aus lackirtem Papier, Artikel aus Schildpatt, Conchylien, Korallen, selbst der Schwanz des Elephanten, den der europäische Jäger als Trophäe mitnimmt, werden nacheinander gezeigt und angepriesen. Um den Käufer zutraulicher zu machen, werden von Europäern geschriebene Zeugnisse ihrer Redlichkeit — die oft einer dem andern leiht — producirt, welche wie die unserer Dienstboten nur Lobenswerthes enthalten. Unter den Dutzenden von solchen Certificaten, die man besser Berückungsmittel nennen könnte, enthielt nur eines die lakonische Anerkennung: „Ibrahim ist der größte Spitzbube, der mir je vorgekommen."

Die jährlichen Zinsen berechnen sie gewöhnlich mit 20 Procent; früher wurde Geld nur gegen 50 Procent ohne Unterschied der Zeit geliehen und für Reis und Salz galt dasselbe. Der Gläubiger hatte einstens in Ceylon das Recht, nicht nur das Eigenthum des Schuldners zu nehmen, sondern auch dessen Weib und Kinder zu verkaufen.

Die gegenwärtig cursirenden Münzen sind englische Gold- und Silbermünzen, Rupien (à 20 Silbergroschen) und ihre Bruchtheile, der alte holländische Rixdollar, eine Silbermünze im Werthe von einem Schilling und sechs Pence und Kupfermünzen. Von diesen waren noch holländische Stüber, die aber um ein Fünftel weniger Gehalt hatten als die europäischen, im Umlauf. Die neuere Kupfermünze war eine Colonialscheidemünze mit einem Elephanten, das natürliche Wappen Ceylons, als Prägung. Die sonderbare Silbermünze der Ridis ist schon lange aus der Circulation verschwunden; diese Münzen bestanden aus Stückchen Draht von feinstem Silber, der wie ein Fischhaken gebogen war, ähnlich den Larin in Persien und Arabien.



Malaie.

Mohamedaner, aber wahrscheinlich rein malabarischen Ursprungs, sind die dunkelfarbigen Muquahs in der Nähe von Batticaloa, unter denen die sonderbare Sitte herrscht, daß die liegende Erbschaft auf den Neffen

weiblicher Seite übergeht; die Kinder erben nur das während der Lebzeit des Vaters erworbene Vermögen. Solche Muquahs leben auch im Districte von Putlam. Diese sind jedoch Christen, die nur unter sich oder mit Tamilchristen sich verheirathen. Nach Brodie gleichen sie den Mohren. Früher waren sie wohlhabend, sind aber durch Trägheit und Trunk sehr herabgekommen. Ihre Häuptlinge heißen Rajawannia und Kumahrewannia, deren Würde nicht vom Vater auf den Sohn, sondern auf den Neffen vererbt, eine Sitte, die nach Barth's Berichten auch in Afrika und bei einigen Stämmen Südamerika's vorkommt.

Die Malaien.

Die schlaue Politik, ein fremdes Volk mit Schonung der eigenen Kräfte durch ein anderes zu unterdrücken und die Unterworfenen durch die Deportation ihrer Führer und Häuptlinge zur bewaffneten Erhebung und zur Conspiration untauglich zu machen, wurde von den Holländern in ihren überseeischen Ländern frühzeitig geübt. Fremde Racen, die durch ihre Leibesbeschaffenheit und ihre Lebensgewohnheiten dem tropischen Klima besser trotzen konnten, wurden für die zur Bewachung der Colonien nöthigen Truppen geworben, und so kamen Sepoys nach den Sundainseln, Ceylon und Afrika, Südafrikaner nach den indischen Besitzungen und zahlreiche Malaien wurden theils als Abgestrafte und Diener nach Ceylon und dem Cap gebracht oder als politisch Verdächtige internirt; andere wurden den auf Ceylon stationirten Truppen einverleibt, die aber oft in das Innere entflohen, um unter die Söldner des Königs von Kandy zu treten.

Zu Anfang der englischen Herrschaft bestanden drei außereuropäische Regimenter in Ceylon, gegenwärtig hält sie nur eins unter dem Namen Ceylon Rifles, vorwaltend aus Malaien und Kaffern zusammengesetzt, aber von englischen Oberofficiern befehligt. Die Verabschiedeten und Pensionäre dieses Colonialregimentes bilden in der Gegenwart einen nicht unbedeutenden Zuwachs der malayischen Bevölkerung.

Die Malaien sind durchschnittlich nicht viel größer als die Singhalesen und überschreiten höchst selten die europäische Mittelgröße. Sie haben stärkere Knochen, eine niedrigere Stirn, eine breite und dicke Nase, schwarze Augen, schwarzes und dickeres Haar. Die Hautfarbe ist gelb, in's Braune und Lohgelbe geneigt. Ihre Musculatur ist kräftiger und der animalische Muth größer als bei den Singhalesen. Sie geben daher ziemlich brauchbare Soldaten, die von den englischen Officieren allen Orientalen vorgezogen werden.

Nur wenige sind Geschäftsleute, da sie mit den Mohren die Concurrenz nicht aushalten können. Sie scheuen jede schwierigere und anhaltende Arbeit und die Aermeren ziehen es daher vor, als Diener in europäische Dienste zu treten, machen aber als solche größere Ansprüche und halten sich für viel zu vornehm, um selbst jede Dienstleistung, denen sich europäische Diener unterziehen, zu verrichten. Ich hatte einen als Jäger engagirt, der sich aber einen Diener und dieser wieder einen Kuli hielt. Vorstehender Holzschnitt stellt einen der dienenden Classe angehörigen Malaien dar.

Ihre Tracht gleicht der singhalesischen, ein farbiger oft mit großen Blumen bedruckter Comboy umgibt die Lenden, der Oberkörper bleibt nackt oder wird mit einer Jacke, der Kopf mit einem turbanartig umgebundenen farbigen Baumwollstoff bedeckt.

Sie sind Mohamedaner und da sie gewöhnlich nur unter sich heirathen, hat sich die Race ziemlich rein erhalten. Bei der Heirath herrschen besondere Ceremonien und die Braut bleibt noch acht Tage nach der Hochzeit im elterlichen Hause.

Von den im ceylon'schen Feldjägerregimente Dienenden sind die Wenigsten im Lande geboren; die Meisten werden in den Küstenplätzen der Sundainseln, selbst in chinesischen Häfen und Singapore, angeworben, da die holländische Regierung offene Werbungen auf ihren Territorien nicht duldet. Sie verpflichten sich zu einer zwölfjährigen Dienstzeit, nach deren Ablauf sie eine Pension erhalten.

Das Regiment hatte eine große numerische Stärke und zählte vierundzwanzig Compagnien, von denen drei in Hongkong in Garnison lagen. Sehr viele sind verheirathet und die Verehelichungen werden begünstigt, da sie die Zufriedenheit und den moralischen Charakter der Truppen erhöhen und einen Nachwuchs für das Regiment bilden. Die Zahl der im Stand der Truppen fremder Racen befindlichen männlichen Individuen ward 1850 zu 2656 angegeben, zu denen 1743 Frauen und Kinder weiblichen Geschlechtes gehörten. Die Verheiratheten wohnen in besondern Casernen. Jede Compa-

gnie hat einen Mann, der als Priester functionirt, aber Soldat ist und nur von den kleinen und niedrigen Dienstleistungen befreit ist. Die innere Disciplin wird von ihren eigenen Officieren aufrecht erhalten; die englischen Officiere üben nur eine Art Controle und erscheinen bloß beim äußern Dienst und auf dem Exercirplatz. Außer Dienst herrscht wenig Zwang und dann wird die enge Kleidung aus dunkelgrünem schweren Tuch, die Schuhe und der Tschako mit der zweckmäßigen Tracht ihrer Race vertauscht.

Vom Amocklaufen sind die Malaien durch die Strenge der englischen Gesetze gründlich geheilt worden. Es bestand darin, daß Malaien — wahrscheinlich durch Opium berauscht — wüthend und mit blanker Waffe durch die Straßen liefen und die Begegnenden zu verwunden oder zu tödten suchten. Die letzten Fälle dieser Art sind noch zu Anfang des Jahrhunderts vorgekommen.

In geringer Zahl finden sich Afrikaner, meist Kaffern, in Ceylon. Die im Kriegsdienste befindlichen sind im ceylon'schen Schützenregimente, werden auch als Straßenarbeiter verwendet, besonders in solchen Theilen des Landes, wo die einheimische Bevölkerung spärlich ist. Ausgediente Soldaten finden sich als Diener in den europäischen Häusern oder als Unteraufseher auf den Pflanzungen.

Manchmal kommen Chinesen nach Ceylon, theils um die eßbaren Nester der Schwalben am Kaluganga — die aber auch im Innern vorkommen sollen — theils um Holothurien an der Meeresküste zu sammeln. Beide sind beliebte Artikel für die Feinschmecker des himmlischen Reiches. Der Export an Schwalbennestern ist unbedeutend, aber auch jener der Trepang (der Holothurien) ist von geringer Wichtigkeit. Bei Putlam wurde das Tausend frisch gefangener zu 3 Schilling 6 Pence bis 3 Schilling 9 Pence verkauft. Sie werden ausgeweidet, durch zwei Stunden gekocht und dann an der Sonne, bei Regen aber in kleinen Hütten am Feuer getrocknet.

Einige Parsis (Nachkommen der alten feueranbetenden Perser) leben als Kauf- und Geschäftsleute in den Seeplätzen.

Die Mestizen.

Die Blendlinge zwischen Europäern und Orientalen werden von den Engländern allgemein Halfcasts genannt und trotz der gesetzlichen Gleichstellung für nicht viel besser als die Vollblutsinghalesen angesehen; ungeachtet der Antislavery-Society wuchert der Hochmuth der Race fort und man hört in Ceylon in der guten Gesellschaft eben so von Niggers und Negroes sprechen, wie in Nordamerika. Das Vonsichhalten der einheimischen Bevölkerung, selbst der Intelligenz und der alten singhalesischen Aristokratie, ist wenig geeignet, die Sympathien der Unterworfenen für die factischen Landesherren zu groß werden zu lassen. Alle einflußreichen und einigermaßen gut besoldeten Stellen werden als Monopol betrachtet und nur die untergeordneten den Eingeborenen überlassen. Selbst im Legislative Council, der aber nur ein berathender, kein beschließender Körper ist, wurden die 1,600,000 Eingeborenen nur durch ein Individuum vertreten.

Die portugiesischen reinen Familien sind gänzlich verschwunden oder in den zahlreichen Indoportugiesen aufgegangen. Diese gleichen in Größe, Gesichts- und Kopfbildung viel mehr den Singhalesen als den Europäern. Von den ersten unterschieden sie sich nur durch das Tragen von Beinkleidern und Schuhen und durch ihre Ansprüche auf den Titel Don, den sie bei jeder Gelegenheit zur Schau tragen, obwohl derselbe gegen einen Erlag von einigen hundert Thalern zu erlangen war und unter den Holländern zuletzt sogar um zehn Thaler verkauft wurde. Lüge, Trägheit und Unverläßlichkeit sind ihre Hauptfehler, neben denen ihnen große Feilheit und Neigung zum Trunk vorgeworfen wird.

Die Indoportugiesen sind am zahlreichsten an der Küste, besonders in den Städten, wo sie einen großen Theil der Handwerker bilden. Bei zweitausend leben im Kandylande, wie schon oben Seite 284 erwähnt worden ist. Von der Regierung und den Handlungshäusern werden sie nur in untergeordneten Stellen benutzt. Sie sprechen das indische Portugiesisch, das zur Zeit der portugiesischen Herrschaft entstand und eine große Zahl hindustanischer, tamil'scher, singhalesischer und später holländischer Worte in sich aufgenommen hat. Diese Sprache verbreitete sich in allen indischen Seeplätzen und war zur Zeit, als die Holländer Ceylon eroberten, so allgemein, daß diese im Verkehr mit dem Volke und ihren Dienstleuten sich derselben bedienten. Gegenwärtig ist es in Abnahme und macht dem Englischen Platz, das von dem

unternehmenden Theile der Einwohner begierig gelernt wird. Die Sprache besitzt keine Literatur und bis jetzt sind nur einige Theile der Bibel und das Book of common Prayers in's Indoportugiesische übersetzt worden. Die Mehrzahl der Indoportugiesen bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche.

Die holländischen Mestizen unterscheiden sich wenig von den portugiesischen. Viele haben jedoch eine bessere Erziehung und diese werden zu höhern Stellen, selbst zu solchen, die Vertrauen erfordern, zugelassen. Auch sie sprechen das Indoportugiesische. Obwohl die Holländer sich bestrebten, ihre Sprache, sogar zwangsweise, einzuführen, drangen sie damit nicht durch und selbst in den rein holländischen Familien, die im Norden der Insel leben, wird das Holländische wahrscheinlich in der nächsten Generation erloschen sein, da die Vorurtheile gegen die Holländer in rascher Abnahme begriffen sind und durch die jetzt nicht mehr seltenen Heirathen zwischen ihnen und den Engländern die Amalgamirung befördert wird.

Unter der europäischen Bevölkerung prädominirt die englische, dann folgt die holländische. Deutsche Pflanzer und Geschäftsleute gab es nur sechs, französische zwei. Bei den Missionsgesellschaften befanden sich einige wenige Nordamerikaner und ein Italiener. Die männliche weiße Bevölkerung betrug 3472 männliche und 2898 weibliche Individuen. Diese Zahl wird sich seitdem nur wenig vergrößert haben, da die Engländer nur als Regierungsbeamte, Kaufleute oder Plantagenbesitzer nach Ceylon gehen.

Die Zahl der zum Truppenverbande gehörigen Engländer männlichen Geschlechts betrug 1986, die des weiblichen Geschlechts 323 Individuen.

Fischregen zu Singapore.

Nach einem Briefe von de Castelnau an die Pariser Akademie hat derselbe um neun Uhr Morgens am 22. Februar dieses Jahres zu Singapore einen sogenannten Fischregen beobachtet. Am 16. Februar hatte ein Erdbeben, welches zwei Minuten dauerte, stattgefunden. Die Schwingungen des Erdbebens waren so fühlbar gewesen, daß einige Leute dadurch eine der Seekrankheit ähnliche Empfindung verspürten. Der 20., 21. und 22. Februar zeichnete sich durch gewaltige Regengüsse aus, welche am letztgenannten Tage Morgens neun Uhr so stark waren, daß man auf drei Schritt Entfernung nichts mehr unterscheiden und erkennen konnte.

Gegen zehn Uhr zeigte sich die Sonne und Herr de Castelnau sah eine Menge Malaien und Chinesen, welche aus den durch den Regen entstandenen Pfützen Massen von Fischen sammelten. Sie gaben alle auf Befragen an, die Fische seien vom Himmel gefallen. Drei Tage darauf, als die Pfützen eintrockneten, fand man noch eine große Menge dieser Fische todt auf dem Erdboden. Bei genauer Besichtigung erkannte man die Fische für ausgewachsene Individuen von 25 bis 30 Centimeter (9½ — 11½ Zoll preuß.) Länge der mit dem systematischen Namen Clarias Batrachus Cuv. bezeichneten Fische. Diese Art kommt in reichlicher Menge in allen Flüssen und Bächen bei Singapore, auf der Malaiischen Halbinsel, auf Sumatra und Borneo u. s. w. vor. Sie können eine ziemliche Zeit außer Wasser aushalten. Der Gedanke lag nahe, daß dieselben aus irgend einem übergetretenen Bache oder Flusse gekommen, und sich, nach neuem Wasser suchend, auf dem Lande verbreitet hätten. Aber in den mit einer Mauer umgebenen Hof des Hauses, welches Herr de Castelnau bewohnte, konnten sie auf solche Weise nicht gelangt sein. Ein alter Malaie erzählte, er habe diese Erscheinung in seiner Jugend schon einmal gesehen. Der Raum, welcher auf diese Weise mit Fischen bedeckt war, befindet sich an der östlichen Seite der Stadt dicht bei dem Hôtel de l'Europe und hatte etwa die Größe von 80 Morgen (20 Hectaren).

In der Nachbarschaft desselben existirt kein Fluß oder Bach, und diejenigen, welche auf der Insel vorhanden, sind so unbedeutend, daß man sich keine solche Masse Fische darin vorhanden denken kann. Die Fische waren aber munter und schienen sich wohl zu befinden.

Vielleicht entstand der furchtbare Regenguß, mit welchem die Fische niederfielen, durch eine Wasserhose, welche sich in Singapore auflöste und die Fische, bei ihrer Passage über einen oder den andern größern Fluß auf Sumatra, daraus aufgenommen hatte.

Infusorien.

Der Schiffslieutenant der nordamerikanischen Marine, Brooke, hat in 18 Grad 3 Minuten nördlicher Breite und 129 Grad 11 Minuten östlicher Länge von Greenwich, also zwischen den Philippinen und Marianeninseln, mit dem Senkblei neuer Construction aus einer Meerestiefe von 19,800 Fuß Boden herausgeholt. Die Masse hatte das Ansehen eines braungelben Schlammes. Professor Ehrenberg hat denselben untersucht. Er fand darin 108 verschiedene Species von Infusorien und anderen mikroskopischen Thieren, welche zum großen Theil verschieden sind von den bisher bekannten, aus allen verschiedenen Meerestheilen gesammelten. Uebrigens sind von den Officieren des „Bulldog," namentlich dem Ingenieur Steil und Dr. Wallich, große Verbesserungen an dem Brooke'schen Senkbleiapparat angebracht worden, welche gestatten, größere Massen und z. B. Steine bis zu 2 Zoll Größe aus der Tiefe zu heben.

Periodicität
in den Witterungsverhältnissen.

Renou hat in einer Arbeit nachzuweisen versucht, daß die strengen Winter in Gruppen von fünf bis sechs alle einundvierzig Jahre ungefähr periodisch wiederkehren. Er sucht jetzt zu zeigen, daß dieselbe Periodicität sich bei anderen meteorologischen Erscheinungen finde und daß sie in Beziehung stehe zu der Periodicität der Sonnenflecken und der Oscillationen der Magnetnadel.

Perrey hat 1853 festgestellt, daß die in den Jahren 1801 bis 1850 beobachteten Erdbeben in Beziehung zu den Mondphasen stehen, und daß sie häufiger in den Syzygien als in den Quadraturen eintreten. Dasselbe Verhältniß hat er jetzt für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nachgewiesen. Er zeigt ferner, daß während eines Mondtages zwei Epochen des Maximums und zwei des Minimums der Häufigkeit der Erdbeben existiren, und zwar daß die ersteren mit dem Durchgange des Mondes durch den oberen und den unteren Meridian zusammenfallen.

Tripolis.

Von

Freiherrn von Krafft.

Nur eine Uferpartie des Mittelländischen Meeres ist bis jetzt noch nicht in das Netz der Dampferlinien hineingezogen worden und daher der sich täglich vermehrenden Neugier derjenigen Touristen entgangen, welche sich nur auf Vergnügungsreisen begeben. Es ist dies die lange Küstenstrecke, welche im Norden von Afrika von Tunis nach Egypten läuft, die alte Regentschaft Tripolis, die seit fünfundzwanzig Jahren ein einfaches Eyalet (Provinz) des ottomanischen Reiches bildet.

Nirgends in der ganzen Ausdehnung des westlichen Afrika nähert sich die große Wüste dem Meeresufer so sehr wie hier; der Damm des Atlas, welcher vom Atlantischen Ocean an einen ziemlich breiten Streifen fruchtbarer Länder gegen die dürren Sandwellen der Sahara schützt, verflacht sich und verschwindet hinter dem Golf der Kleinen Syrte, und der große Sandstrom, den nichts mehr aufhält, wälzt seine Wogen rings um die Große Syrte und benagt die letzten in ihn versenkten Bergscheitel, die eine perlenschnurförmige Reihe von Oasen bilden.

Diese Einbuchtung der Sahara ist der Hafen des Landes der Schwarzen, der Sudan oder Barr-el-aabid. Es ist dies die natürliche Straße, auf welcher man in den letzten Jahren so glücklich gegen den Mittelpunkt des afrikanischen Continents vorgedrungen ist. Die abenteuerliche Expedition, von welcher allein der berühmte Dr. Barth am Leben geblieben ist, nahm Tripolis zum Ausgangspunkt wegen der beziehungsweise leichten Communication mit dem Fezzan, welcher bereits Nigritien fast berührt.

Ich faßte den Plan, hinter dem berühmten Reisenden eine Nachlese zu halten und die von ihm ausgekundschafteten Reiserouten aufzusuchen, deren Richtigkeit festzustellen nicht in seinem Plane lag. Es bleibt noch die Route von Ghat nach Ain-Salah im Westen und von Morzouq nach dem Wadai zu erforschen. Ich wählte Tripolis, um mich zu diesem Unternehmen vorzubereiten, dessen Schwierigkeiten ich mir keineswegs verhehlte, und habe mich hier seit einem

Jahre niedergelassen, um mich an das Klima zu gewöhnen, im Sprechen des barbareskischen Arabisch zu vervollkommnen und freundschaftliche Beziehungen mit Kaufleuten von Ghadames anzuknüpfen, deren Karawanen unbelästigt die Länder durchziehen, welche ich besuchen will. Mein officieller Charakter als Hadji (Mekkapilger) erlaubte mir, tiefer in das Leben der Eingeborenen einzudringen, als dies einem Mussafir (fremder Reisender) möglich ist, und ich verdankte es meinem vorgeblichen Mohamedanismus, daß ich die Sitten, Vorurtheile und Gewohnheiten meines einstweiligen Aufenthaltsortes gründlich studiren konnte. Ich gebe hier einen Auszug aus meinem Reisetagebuche über das, was sich auf das sogenannte eigentliche tripolitanische Gebiet, Tripolis und seine Oase, bezieht.

Das Thal von Tripolis in der Berberei, vom Meere aus gesehen.

Wenn der Wind günstig und die maltesische Goelette oder der arabische Chebek, dem man sich anvertraut hat, um sich nach der Berberei zu begeben, ein guter Segler ist und geleitet von einem Capitän, welcher aus alter Gewohnheit eine genaue Kenntniß der Ueberfahrtsstrecke besitzt, so kann man achtundvierzig Stunden nach der Abfahrt von Malta die tripolitanische Küste wahrnehmen. Die Gegend ist flach und macht sich erst bemerklich, wenn man ganz nahe ist; aber in einer Entfernung von zehn Seemeilen kann man schon die Berge des Innern erblicken, welche den Schiffern als Landmarke dienen. Das Fahrzeug nähert sich: man fängt an, in gleicher Höhe mit dem Wasser eine weniger zerflossene Linie wahrzunehmen, auf welcher sich unregelmäßige Vorsprünge abzeichnen, die aus dem Schoße der blauen Wogen aufzusteigen scheinen.

Jetzt kommen wir noch näher heran; wir haben nun einen genauen Anblick der Küste; niedrig und gleichförmig, beschreibt sie eine Sichel, deren Mittelpunkt von der weißen Masse der Stadt eingenommen wird. Die östliche Spitze ist ganz mit einem dunkeln Palmenwalde bedeckt, welcher bis hart an den Rand des Meeres herantritt, während gegen Westen die nackte und dürre Gegend den gelben Mantel der Wüste sehen läßt, hier und da mit einem kleinen Gebüsch verkrüppelter Sträucher besetzt.

Die Hand des Schöpfers hat vor die Krümmung der Bucht, die der Stadt als Hafen dient, eine perlenschnurartige Reihe von Felsenklippen gezogen, welche die Thätigkeit des Menschen einzuladen scheint, einen schützenden Molo zu bauen und ohne viele Mühe einen prächtigen Hafen herzustellen; wenn der Wind von der offenen See her bläst, so verrathen sich diese Vorbaue der Natur durch einen langen Milchstreifen, welchen die Untiefen auf der Oberfläche ziehen, indem sie die schäumenden Schlagwellen peitschen; aber dem Araber gegenüber sind die Lockungen dieser Cokette vergebens, kaum hat sie ihn genügend dazu verführen können, daß ein Stück Damm, der vielleicht auf einem römischen Werke ruht, sich ihr auf einige Hundert Schritte nähert und sich mit der ersten der Felseninseln verbindet. Diese schwache Schutzwehr ist indeß nicht weniger stolz auf ihre Wichtigkeit und zeigt in ihren verfallenden Schießscharten die Schlünde ihrer zahlreichen Kanonen. Lachen wir aber nicht zu viel, wenn wir sie heute sehen, wie sie sich schweigend auf ihren massiven Lafetten, deren Holz sein Alter unter einem dicken schwarzen Anstrich verbirgt, aneinanderreihen; wurmstichig und übertüncht nehmen diese Stützen, welche der Erschütterung einer einzigen Salve nicht widerstehen zu können scheinen, eine stolze Haltung an und täuschen das Auge, ein treues Abbild des durch den Firniß europäischer Civilisation regenerirten ottomanischen Reiches. Wir nehmen es nicht ernst mit ihnen, weil wir sie in der Nähe sehen; aber unter dem Blendwerk der Ferne erschreckten sie Europa noch vor fünfzig Jahren, und dieser kriegerische Schmuck diente den barbareskischen Seeräubern als Coulisse, hinter welche sie die Lüge ihres fürchterlichen Rufes verbargen. Mit dem Kanonenschusse, welcher die Eroberung Algiers besiegelte, ließ, wie auf das Signal eines Maschinisten, eine Veränderung des Gesichtspunktes alle diese Illusionen in Nichts zerstieben.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß die Städte des ottomanischen Reiches, so verführerisch ihr erster Anblick sei, beim näheren Besichtigen viel verlieren; dies gilt für Constantinopel, Smyrna, Jerusalem, Alexandrien; ich bestätige, ich wiederhole die Richtigkeit dieser Wahrnehmung; ja ich gehe noch weiter und ohne die Zurückhaltung

jener Reisenden nachzuahmen, welche nicht als düpirt erscheinen wollen und sich lieber bemühen, sich selbst zu betrügen als einzugestehen, daß sie mystificirt worden sind, verallgemeinere ich noch jene Wahrnehmung und wende sie mit gutem Gewissen auf das ganze Land an: Der Orient, so schön, so poetisch in den Büchern, der conventionelle Orient, den die Phantasie geschaffen hat, um die europäische Einbildungskraft zu entflammen, muß vom Meridian von Paris aus betrachtet werden, wenn er seinen Zauber nicht verlieren soll.

Tripolis macht keine Ausnahme von dieser Regel. Sobald man den Fuß auf den Kai gesetzt hat, d. h. auf eine kleine Schiffslände aus Mauerwerk, welche der Zollbude als Vorplatz dient, und grün, gelb, blau und roth angepinselt ist, verschwindet aus dem Gedächtnisse der vortheilhafte Eindruck, welchen die Stadt von der See aus gemacht hat, und man ist unzufrieden mit der Wirklichkeit. Kaum hat man das Thor hinter sich — denn man muß nicht vergessen, daß man eine Festung betritt — so sieht man unregelmäßige und schmutzige Straßen vor sich, wie in allen Städten des Orients: erbärmliche Schuppen, verfallene Häuser und so viel Unrath, daß er das Pflaster verbirgt, falls solches vorhanden ist.

Unreinlichkeit der Straßen. Die Häuser; ihr Inneres. Die Bauwerke.

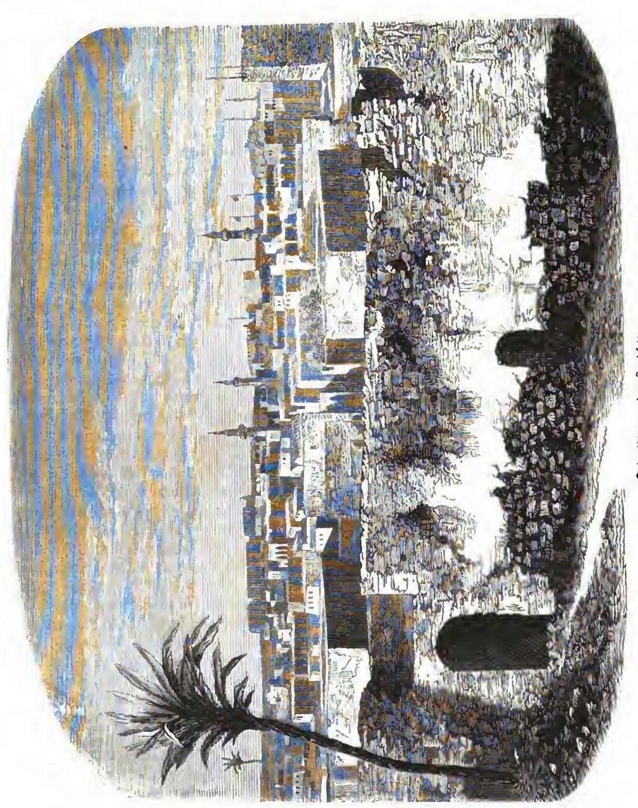
Man glaube aber nicht, daß keine Straßenpolizei existire. So oft gewöhnlich im ganzen ottomanischen Reiche ein neuer Pascha aus Constantinopel in einer Stadt eintrifft und sein Amt antritt, veröffentlicht er ein beredtes Manifest, welches von den weisesten Erwägungen erfüllt ist und ein pomphaftes Lob der Reinlichkeit enthält. Im Interesse der öffentlichen Gesundheit solle Jedermann gehalten sein, den Raum vor seinem Hause oder seiner Bude rein zu erhalten und zwar unter Androhung der peinlichsten Strafen. Das Decret des neuen Gouverneurs, glücklicher als so viele Hatti-Humayun, wird am folgenden Tage in Vollzug gesetzt; Jedermann besprengt und fegt sein Fleckchen Straße; es herrscht ein unbeschreiblicher Wetteifer, zu der Bildung einer Menge kleiner Kehrichthaufen beizutragen, welche — späterhin einmal aus der Stadt gebracht werden sollen. Und dann erlischt dieser schöne Eifer, vom Reinigen der Straße ist keine Rede mehr; die Besen kehren zu ihrer gewöhnlichen Ruhe zurück und bleiben unthätig bis zu dem Tage, wo die Hohe Pforte ihren Vertreter abberuft und ihm einen Nachfolger sendet. Aus den zerstreuten Kehrichthaufen setzen sich dann kleine Hügel zusammen, welche eine immer bedeutendere Höhe zu erreichen streben. Die Zaptieh (Polizeidiener) haben einige Leute, die sich nicht eifrig genug zeigten, um einige Piaster leichter gemacht, indem sie mit Denunciation drohten, der Pascha hat sich durch seine Proclamation als einen Beamten bewiesen, der den Fortschritt will, und Alles steht somit auf das Beste. Dies ist die gewöhnliche Geschichte der Reformen, Verbesserungen und Neubelebungen des ottomanischen Reiches.

Ich übergehe hier die Vergangenheit der Stadt, welche übrigens wenig Interessantes darbietet, und beschäftige mich nur mit der Betrachtung des gegenwärtigen Tripolis, und wenn ich die entstellten Reste eines Triumphbogens erwähne, welcher aus der Verfallzeit des römischen Reiches datirt, so geschieht es nur, weil man an diesem Ueberbleibsel des Alterthums vorübergehen muß, sobald man durch das Bab-el-bahr (Seethor) in die Stadt eingetreten ist.

Die meisten Straßen besitzen eine Merkwürdigkeit, welche ich anderwärts nicht wahrgenommen habe; ungefähr von zehn zu zehn Schritt sind die sich gegenüberstehenden Häuser durch vollkommen bogenförmige Arcaden verbunden, welche einen Meter oder noch mehr dick sind und den Zweck haben, die Häuser gegeneinander zu stützen und ihre Mauern zu verhindern, sich zu einem gefährlichen Kusse einander zu nähern. Oft erhalten sogar die Zwischenräume zwischen den Bogen nach der Regenzeit eine Anzahl Stützbalken, was jedoch nicht hindert, daß jedes Jahr eine ziemliche Anzahl Häuser zusammenstürzt. Man begreift diesen Luxus von Vorsichtsmaßregeln, wenn man sich mit dem Material bekannt gemacht hat, welches bei den Landesbauten verwendet wird; sei es wegen der schlechten Qualität des Kalkes, sei es in Folge der Beschaffenheit der Steine, welche eigentlich nur zusammengebackener Sand sind, sei es, daß das brackische Wasser nicht genug bindende Kraft besitzt, ein Neubau wartet selten länger als ein Jahr, um in den Zustand

einer Ruine überzugehen. Die Schnelligkeit, mit welcher der Anwurf der Häuser sich abblättert und schadhaft wird, ist ganz ungeheuer. Dies entmuthigt ohne Zweifel Flagge flattert über einem der schönsten und besterhaltenen Gebäude.

Der architektonische Charakter ist bei fast allen Häusern derselbe; ein viereckiger Hof,


Tripolis von der Landseite.

Bauherren und Architekten so sehr, daß man selten, ich will nicht sagen schöne, sondern nur anständige Häuser sieht, das Missionsgebäude, die Hotels der Consuln und die Wohnungen von drei oder vier europäischen Kaufleuten ausgenommen. Die französische um welchen eine offene Galerie läuft, eine Art durch dünne Säulchen gestützter Kreuzgang; lange und schmale Zimmer, da die hohen Preise des Holzes die Anwendung langer Balken zu kostspielig machen. Die Zimmer nähern sich in ihrer Form einem

lateinischen Kreuz, von welchem man sich den Fuß wegdenken muß, d. h. sie bilden einen langen Gang, in dessen Mitte sich unter rechtem Winkel ein breiteres Cabinet anschließt. So enthält jedes Zimmer in Wirklichkeit drei Räume, welche man durch Vorhänge voneinander absondern kann.



Im Innern eines Hauses.

Der dem Molo zunächstgelegene Stadttheil wird vorzüglich von den Christen bewohnt, deren Häuser sich um die Kirche und die Consulatsgebäude gruppiren; die westliche Seite ist von den Juden besetzt und bietet wie überall das schönste Beispiel von Unsauberkeit; die Muselmänner bewohnen den übrigen Theil der Stadt. Die Bevölkerung innerhalb der Stadtmauern mag sich auf 20,000 belaufen.

Das Schloß beherrscht das Südostende der Stadt. Es ist eine schwere und unförmliche Zusammenhäufung unregelmäßiger Gebäude, deren hohe Mauern für Befestigungen gelten sollen. Aber trotz der weißen Tunica von Kalk, mit welcher sie überkleidet sind, glaube ich nicht, daß sie ein Dutzend Kanonenkugeln aushalten würden. Man muß hier nicht einen monumentalen Plan, eine künstlerische Idee suchen; man verliert sich in ein Labyrinth unsinniger Gänge, verwirrter Gemächer und unerwarteter Winkel, welche das Product des Alpdrückens eines betrunkenen Baukünstlers zu sein scheinen. Der große Audienzsaal könnte schön sein, aber sein verfallener Glanz verbirgt sich unter einer angeräucherten Schmutzschicht und zeigt offen alle die Risse in den theilweisen Uebertünchungen, womit türkische Künstler ihn verunehrt haben. Die übrigen oberen Zimmer sind nur verfallende Löcher; die unteren Etagen sind Katakomben, Höhlen, in welche das Licht nur durch die Sprünge der ganz bemoosten Mauern eindringt. Man glaubt sich auf dem Schlosse

Udolph's zu befinden und ich zweifle, ob man hier die düstern Schrecknisse Anna Radcliffe's ohne Schaudern lesen könnte. Wer weiß übrigens alle die furchtbaren Geschichten, welche dies Chaos von Gebäuden in seinen Tiefen hat vor sich gehen sehen, als das Auge Europa's die unabhängigen Fürsten der tripolitanischen Regentschaft noch nicht überwachte? Vor zwei Jahren hatte man den Einfall, eine große Cisterne zu reinigen, welche unter denjenigen Theil des Schlosses hinabreicht, der zu den Gefängnissen dient, und zog dabei eine erschreckliche Masse von menschlichen Schädeln und Knochen an's Licht.

So ist die prächtige Residenz beschaffen, wo der Generalgouvernenr thront, ein türkischer Pascha, dessen Regierung sich über ein Territorium von fast gleicher Größe mit Frankreich erstreckt. Diese beträchtliche Landfläche ist allerdings fast überall eine Wüste, in welcher gruppenweise eine Million Rajas zerstreut sind.

Die Rajas. Despotismus. Die Coul-oghlou.

Der Name Raja, welchen die Unterthanen des ottomanischen Reiches führen und den die Journalisten so oft wiederholen und nach Belieben entstellen, ist für Diejenigen, welche den eigentlichen Sinn des Wortes kennen, ein sehr glücklich gewählter Ausdruck, welcher den ganzen politischen und socialen Zustand, die ganze gouvernementale und administrative Theorie des Orients ausdrückt. Raja heißt Heerde; die Rajas sind die Hammel, welche die Paschas scheren und abschlachten. Aber wie ist dies glaublich, jetzt, wo die Türkei in das europäische Concert eingetreten ist, wo sie niedergeschriebene Constitutionen besitzt, Hatti-Humayoun, Tunzimati-Khaïrieh und andere Charten?

Die bewaffnete Macht, über welche der ottomanische Hirt der tripolitanischen Heerde verfügt, beträgt etwa 6000 Mann in der ganzen Provinz, von denen 1000 den Dschebel besetzt halten und ungefähr 500 das Cyrenaische; die übrigen stehen, mit Ausnahme einzelner Posten von beiläufig 20 Mann in verschiedenen Küstenpunkten, als Garnison in der Stadt und ihrer Oase. Und mit dieser Handvoll Soldaten, welche schlecht bekleidet und ausgerüstet sind und mehr mit Versprechungen als mit Geld besoldet werden, halten die Türken ihre Herrschaft über ein so umfangreiches und mit so schlechten Communicationsmitteln versehenes Land aufrecht. Noch mehr: während sie anderwärts im Zurückweichen begriffen sind, dringen sie hier vor und machen Eroberungen; Ghadames wurde dem Reiche vor wenigen Jahren einverleibt; gegenwärtig bedrohen sie Ghat und das Tibbou'sche Land.

Dieselbe Art Macht wurde in Algier ausgeübt. Das Räthsel ist leicht gelöst: man begnügt sich mit einer unvollständigen Unterwerfung und benutzt von den Eingeborenen die Einen gegen die Andern. Die große Stärke der Türken, der Stein des Anstoßes aller nationalen Befreiungsversuche, besteht in der Bevölkerung der Oase von Tripolis, der Menschieh und der Küstenstrecken, der sogenannten Race der Coul-oghlou. Nach der Eroberung im sechzehnten Jahrhundert vertheilte Darghout-Pascha die Gärten der Oase unter seine Gefährten, welche sich mit den eingeborenen Frauen verbanden und eine Mestizenbevölkerung begründeten, in der das fremde Blut vorherrschte. Die Coul-oghlou (Söhne der Diener) erfreuten sich seitdem des Privilegiums gänzlicher Abgabenfreiheit unter dem Rechtstitel von Nachkommen der Eroberer, aber sie wurden dem Militärdienste unterworfen, indem sie bei der Aufrechterhaltung der Herrschaft interessirt seien. Noch heutzutage sind die Bewohner der Menschieh von allen Steuern befreit und müssen dagegen bei jeder Requisition ein Contingent unregelmäßiger Truppen stellen. Dieses ist nicht bedeutend hinsichtlich der numerischen Stärke (ungefähr 2000 Bewaffnete); es hat wenig zu sagen in Betreff militärischen Werthes; es ist ein Nichts in Beziehung auf Disciplin; und dennoch liegt da der Nerv der türkischen Herrschaft.

Das geht so zu. Die Jäger wilder Thiere haben oft einige gezähmte Individuen einer Thiergattung, die dazu dienen müssen, ihre freien Gattungsgenossen in's Garn zu locken. Die Coul-oghlou, deren Benennung als eigene Race nur ein Wort ist und welche einfach und wirklich nur Araber sind, indem sie sich aus allen Leuten, welche die Fruchtbarkeit des Bodens und die Abgabenfreiheit anlockte, recrutirt haben, bilden einen kostbaren Kern von Vermittlern des Verraths und von Unruhstiftern. Da

die Fremden die Maxime befolgen, zu entzweien, um zu herrschen, so sind sie die Veruneiniger, sie lassen kein Band sich knüpfen, welches die zerstreuten Elemente einer nationalen Partei zu einem patriotischen Zwecke vereinigen könnte. Mit gerechter Vergeltung werden sie von den Türken, deren Werkzeuge sie sind, nur um so mehr verachtet, und ihre Privilegien schützen sie nicht gegen die tausend Kniffe, welche die Regierungsbeamten besitzen, um ihren Pflegebefohlenen das Mark auszusaugen. Elend, wie sie es zu sein verdienen, mästen sie und helfen sie den Blutsaugern sich zu mästen, welche Constantinopel alle zwei oder drei Jahre nach der Berberei schickt; und so sehr sie sich auch über die Plackereien und die Raubsucht ihrer Herren beklagen, sind sie doch immer bereit zu gehorchen und zur Unterdrückung ihrer Brüder mitzuwirken. Bei ihnen ist der Servilismus ein Instinkt: man hört sie über die Paschas klagen, die Türken verfluchen, die unabhängige und fast nationale Dynastie der Caramanly zurückwünschen, aber sobald man einem dieser Mißvergnügten den geringsten officiellen Posten gibt; wenn man ihm bei einem Besuche im Schlosse eine Tasse Kaffee reicht und ihm dabei erlaubt sich zu setzen; wenn ein Pascha ihn freundlich auf die Schulter klopft und ihn Pezevenk oder Kiarata nennt, so wird der Stolzeste unter ihnen sich in die Brust werfen, einherstolziren und gern bereit sein, die Interessen des Landes zu verrathen und über Jeden herzufallen, welcher eine Bewegung gegen die Unterdrücker versuchen sollte.

Es ist schwer, sich oder Andere für Menschen dieser Art zu interessiren, aber das Poetisiren ist meine Sache nicht und meine Absicht ist, die Dinge zu sehen wie sie sind und zu sagen, was ich gesehen habe.

Der Soung-ettelateh. Die Menschieh. Die Gärten. Der Reif.

Ich habe mich also in einer Ghorfa oder hohen Kammer einquartirt, die mir ein Kaufmann der Stadt vermiethet hat. Mein Wirth bewohnt Tripolis nicht das ganze Jahr hindurch, sein kaufmännisches Etablissement hat Sokna, halbwegs vom Fezzan, zum Mittelpunkte. Jeden Augenblick empfängt er Besuche, die für mich höchst interessant sind: Kaufleute von Ghadames; heimliche Gellabs, welche trotz des Verbotes der Regierung kleine Truppen von fünfzehn bis zwanzig Negern zum Verkauf in die Regentschaft einführen; fanatische Marabuts, welche das Betteln oft nach den innern Districten führt; Häuptlinge von Stämmen, welche die Requisitionen der Regierung zwingen, einen Banquier zu suchen. Ich kann hier also auf eine nützliche Weise meine Route nach dem Innern des Continents vorbereiten, während ich mich zugleich durch einige Excursionen in die Provinz zu acclimatisiren beabsichtige und die Sitten der Küstenbewohner studire.

Vor den Thoren der Stadt dehnt sich eine Sandebene aus und umgibt sie von allen Seiten, so daß der Ort einer Insel gleicht, welche zur Hälfte vom Meere, zur Hälfte vom Sande begrenzt ist; dieser sichelförmige Sandstrich ist dürr und eintönig und gleicht einem Meeresarm, welchen die Ebbe trocken gelegt hat; kaum sprossen nach einem starken Regen auf ihm einige dürftige Grashalme. Er hat ungefähr einen Kilometer Breite und dient der Garnison als Marsfeld und den Bewohnern der Oase als Marktplatz. Man nennt ihn Soung-ettelateh, weil dort alle Dienstage ein beträchtlicher Markt abgehalten wird. Das Meer überspült ihn fast bis zu einem Drittel, wenn im Winter ein kräftiger Ostwind bläst.

Die äußere Grenze dieses Sandgürtels ist eine lange Linie von Grün, ein Wald voll Orangen-, Feigen-, Granat- und Olivenbäumen, starrend von unzähligen hohen Palmen. Dort fängt ein zweiter halbkreisförmiger Gürtel an, welcher ungefähr drei Stunden breit ist und die Menschieh heißt; dies ist die eigentliche sogenannte Oase von Tripolis, denn hinter ihr findet man zwei Tagereisen weit nichts als Wüste. Die Menschieh, ein reicher Streifen mit kräftiger Vegetation, wo unzählige Einfriedigungen von gestampfter Erde und tausend verwickelte Pfade, die der Zufall schuf, launische Felder abgrenzen, über welche, wie ebensoviel leuchtende Punkte, mit weißem Kalk getünchte Häuser zerstreut sind, mag ungefähr 39,000 Einwohner einschließen; in ihr beruht das Leben und die Kraft der Provinz; Tripolis ist nur die Citadelle der Menschieh.

Diese fruchtbare Gegend bildet einen seltsamen Contrast mit den sie umschließenden Sandstrichen und gleicht einem Halsband

von Smaragden auf der nackten Brust einer braunen Zigeunerin. Hier ein Garten, wo die Pflanzen mit erstaunlicher Kraft emporschießen, wo der Citronenbaum unter dem Dache der Dattelpalme seinen Schatten verdoppelt; und hinter der Gartenmauer die vollkommene Dürre einer brennenden Wüste, bewegliche Dünen eines feinen Staubes, auf welchem der Wind ebenso leicht Wellen zieht wie auf dem Meere. Da ist man versucht, die Worte jenes Philosophen des Alterthums zu wiederholen: „Das Wasser ist das Leben."

Man betrachte inmitten jeder Einfriedigung jene weißen Mauern, welche zwei langen Armen gleichen und zwischen denen eine plumpe Winde knarrt; ein gewaltiges kupfernes Horn, die Spitze nach unten, steigt unaufhörlich herauf und hinab und speit bei jeder Wiederkehr eine Fluth klaren Wassers aus; eine Kuh, so mager wie diejenigen im Traume des Pharao, von einem halbnackten Neger geleitet, gibt der Maschine ihre Bewegung, indem sie eine geneigte Ebene hinauf- und hinabsteigt, welche unter das Niveau des Bodens hinabgeht, und diese Bewegung hört weder bei Tage noch bei Nacht auf vom Ende der Regenzeit an bis zu deren Wiederkehr. Während acht Monaten sind alle Gärten eben so viele regelmäßig unter Wasser gesetzte Bassins; auch benennt man sie mit dem Gattungsnamen Senieh, ein von einem arabischen Verbum hergeleitetes Wort, welches bedeutet: „Eine Landstrecke unter Wasser setzen, welches ein Saumthier schöpft." Welche Menge Begriffe in einem einzigen Worte!

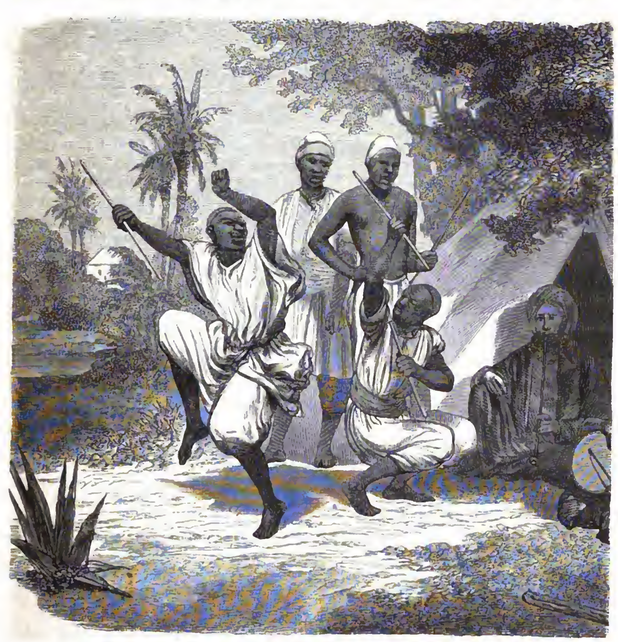
Besonders in den Monaten April und Mai ist es angenehm, die Gärten der Menschieh zu durchstreifen und daselbst einen langen Reif (Land-) Aufenthalt zu nehmen. Das Programm eines solchen variirt nach der socialen Stellung und den pecuniären Mitteln des Liebhabers: Hammelbraten und Pillau für die Türken und diejenigen Eingeborenen, welche, den Regierungskreisen angehörig, sich einen ottomanischen Anstrich geben wollen; die enorme Schüssel mit dem nationalen Couscousson, belegt mit Lammvierteln und in Butter gebratenen Hühnern für die wohlhabende Bürgerschaft; die Bazina, eine Art Brei aus Gerstenmehl und Oel für die geringern Leute. Aber abgesehen von dieser culinarischen Hierarchie und abgesehen von der entsprechenden Abstufung in dem tragbaren Tafelmobiliar — den Teppichen für die Aristokratie, den Tischtüchern für den Mittelstand, der bloßen Erde für das Volk — sind die Vergnügungen dieselben: man setzt sich auf den Rand einer Dschebieh (Bassin) voll frischgeschöpften Wassers, schwatzt während des Rauchens, raucht während des Schwatzens und vertilgt ganze Fluthen von Laqby. Der Laqby ist übrigens die Hauptsache der ganzen Landpartie.

Der Laqby. Wie man ihn gewinnt und wie man ihn trinkt.

Zur Zeit, wo der wiederkehrende Frühling den erstarrten Saft wieder in Bewegung setzt, steigt ein Mann auf den Wipfel einer Dattelpalme, dessen schlanken und schuppigen Stamm er ohne andere Hilfe als seine Füße und einen Strickgürtel, der ihn mit dem Baume verbindet, hinaufklimmt. Er ist mit einem sehr scharfen Beile bewaffnet. Oben angekommen, an jenem Capitäl, wo sich der Busch der Palmen ausbreitet, der über die biegsame Säule hinausragt, haut er ohne Erbarmen ein und trennt alle Zweige ab bis auf vier, welche sich traurig kreuzweise, parallel mit dem Horizont, ausstrecken, als wollten sie die vier Cardinalpunkte anzeigen. Von der Ansatzstelle von einem derselben läßt er nun einen Strick herab, dessen beide Enden bis auf die Erde reichen, und zwischen zwei von den übrig gebliebenen Palmenzweigen verletzt er den armen Baum durch einen tiefen Einschnitt.

Dann steigt er herab. Die Laqbytonne ist nun angezapft. Ein kleiner Krug mit weitem Halse, der etwa drei Liter aufnehmen kann, wird mittelst des Strickes hinaufgehißt und legt sich unter dem Einschnitt an; zwölf Stunden später kann man ihn herablassen und durch einen andern ersetzen. Er ist mit einer blaßgrauen Flüssigkeit angefüllt, die etwas trübe und einem nicht sehr starken Gerstenwasser ziemlich ähnlich ist; es ist dies der frische Laqby, ein fast fader Saft, so mild und süß ist er, ein angenehmes und leichtes Abführungsmittel, das Morgens zu nehmen ist. Einige Stunden später vernimmt man ein Gebrause in dem Gefäße; die Flüssigkeit klärt sich ab

und scheint zu kochen; unzählige Luftblasen bilden an der Oberfläche einen Schaum ohne Consistenz und wer jetzt den moussirenden Trank kostet, wird ihn gleich mir dem besten Champagnerwein vorziehen, den er getrunken hat. Der Laqby in diesem Zustande genossen, ist frei von allen Uebelständen; er erheitert, ohne zu berauschen, die Gährung vor Allem verlangen, ist die Berauschung. Nunc est bibendum; und jeder gute Muselmann oder jede strenge Muselmannin, welche sich vor einem Glase Wein das Gesicht verhüllt, trinkt ohne Gewissensbisse und öffentlich ihre Tasse Laqby, der ja nur Palmenwasser ist. Man muß den Krug ausleeren, denn am folgenden Tage findet man darin



Tanz der Neger.

hat ihn erfrischend gemacht und ihm zugleich seine laxativen Eigenschaften benommen. Läßt man aber noch einen halben Tag vergehen, so wird dies angenehme Getränk weiß und dick wie Milch, nimmt einen durchdringenden Geruch und einen säuerlichen Geschmack an und berauscht so stark wie Branntwein. Der Champagner hat sich in ein weißes Bier von merkwürdiger alkoholischer Kraft verwandelt. Jetzt erst schätzen ihn die Liebhaber, denn was sie nur eine ekelhafte Flüssigkeit, mit kleinen röthlichen Fliegen angefüllt, eine klebrige Masse, welche Fäden zieht und nur noch zum Wegwerfen taugt. Der Laqby ist also das vergänglichste aller Getränke; man kann es nur im Schatten des Baumes trinken, der es erzeugt. Alle Versuche, seine Gährung zu regeln oder aufzuhalten, sind vergeblich gewesen: er sprengt die Flaschen, und wenn das Gefäß Widerstand geleistet hat, so hat die Umwandlung nichtsdesto-

weniger vollkommen stattgefunden: man findet nur jenes ekelhafte Residuum, welches Uebelkeit erregt. Der Laghy ist ein beredter Prediger der Horazischen Philosophie: „Freut Euch des gegenwärtigen Tages und vertraut nicht auf den morgenden."

Ein Negerdorf. Ein wahnsinniger Tanz.

Und vielleicht hat der liebenswürdige Dichter nicht ganz unrecht, denn „die kurze Zeit des Lebens verbietet uns, den Genuß fernliegender Hoffnungen zu beginnen." Auch thue ich, trotz meines Planes einer Reise in das Innere und auf die Gefahr hin, die Jungfräulichkeit meiner Eindrücke zu beflecken, wohl daran, im Vorbeigehen die Gelegenheit zu ergreifen, einen vollständigen Ueberblick zu gewinnen. Jenseits des Soung-ettelateh, an der äußersten Grenze der Menschieh, aber ohne an deren Schatten Theil zu nehmen, breitet sich ein richtiges Negerdorf mitten im brennenden Sande aus. Es ist dies eine Gruppe von etwa einem halben Hundert Hütten, die ohne Plan und Symmetrie hingestreut liegen. Es heißt Ezzeribeh (die Hütten). Es sind erbärmliche, in abgestumpfter Kegelform überdachte Löcher, welche wie häßliche Bienenkörbe aussehen und deren Material nur aus Binsen und trockenen Palmenzweigen besteht; ihre Bevölkerung besteht ausschließlich aus Negern, die nur des Nachts in sie hineinkriechen und während der übrigen Zeit in einem fortwährenden Bade von Sand und Sonnenschein zubringen.

Es ist Mittag; ein brennender Himmel von fast schwarzem Blau dörrt die Sandebene aus und gewährt der Lunge nur eine glühende Luft; in der Mitte des Dorfes springen etwa zwanzig Neger auf einem weiten, eine Art Platz bildenden Raume athemlos umher und singen dabei einen landesüblichen eintönigen Gesang ab. In einem Kreise einen Schritt weit voneinander stehend, springen sie auf ihrer Stelle umher und schlagen dabei mit einem in der Hand gehaltenen Stabe im Tact an die Stäbe ihrer Nachbarn zur Rechten und Linken. Dieses regelmäßige Geräusch in Verbindung mit dem Getöse einer hölzernen Trommel, die ein mitten im Kreise sitzender Künstler schlägt, bildet für ihre Ohren eine hinreißende Musik, welche ihre Aufregung verdoppelt. Der Dirigent des Orchesters erscheint als ein phantastisches Wesen, wie man es in schweren Träumen sieht; auf dem Kopfe hat er eine zugespitzte Mütze, mit grellbunten Flittern geschmückt; das Gesicht und die obere Brust verhüllt ein langhaariges Ziegenfell wie eine häßliche Maske, in welche für Augen und Mund Löcher geschnitten sind; um die Hüften trägt er einen aus trockenen Holzstücken und Knochen verfertigten Gürtel, welcher bei jeder Bewegung klappert und während er seine Trommel, die er unter dem linken Arme hält, bearbeitet, bewegt er seine langen magern Beine und scheint den Gang eines Affen vollkommen nachahmen zu wollen. Ringsumhergekauert begleiten die Frauen die Musik mit Händeklatschen. Wie es mir scheint, gerathe ich mitten in ein wichtiges Fest, denn alle die Damen sind in großer Toilette; die Knöchel und die Handgelenke sind mit großen kupfernen Spangen verziert; auf den gewöhnlich gut modellirten Busen senken sich Halsbänder hinab, merkwürdige Perlenschnüre, in denen Glasperlen, Muschelschalen, rothe Korallen, dreieckige Ambrastücke und wohlriechendes Harz (Bockor), die Zähne wilder Thiere und Geldstücke ihre Kräfte vereinigen, um einen kleinen runden, mit Kupfer garnirten Spiegel zu halten; die elegantesten unter ihnen haben den linken Nasenflügel und die Unterlippe durchbohrt, um große silberne Spangen darin zu tragen, das vornehmste Zeichen guten Tones. In geringer Entfernung wälzen sich kleine, ganz nackte, schwarze und wie gewichste Stiefeln glänzende Bälger im Sande umher, während sich einige alte Weiber um einen großen Kessel drängen und die Bazina über einem Feuer von Kameelmist kochen, dessen bläulicher Rauch sich senkrecht wie eine Säule erhebt. Zwei zahme Strauße, welche am Ende ihres langen Halses einen kahlen Kopf balanciren, betrachten diese Scene mit nichtssagendem Blicke. Ich bin mitten im Sudan, was werde ich in Timbuktu sehen?

Die Bevölkerung des Dorfes Ezzeribeh besteht aus freigelassenen oder entflohenen Sclaven, welche sich hier zusammenfinden und niederlassen. Die Männer begeben sich von Zeit zu Zeit nach den Thoren der Stadt, um sich für einige Piaster als Tagelöhner oder eine Art Saumthiere zu vermiethen; die Frauen — doch über diese wollen wir lieber schweigen.

Ein Janitscharenhauptmann. Die Segnung des Blutes.

Ich habe auf meinen Ausflügen außerhalb der Stadt oft den Cavas-bachi (Janitscharenhauptmann) des französischen Consulates zum Führer und Begleiter, welchen der Generalconsul mir zur Verfügung zu stellen die Güte hatte. Es ist dies ein prächtiger Neger aus dem Wadai, sechs Fuß hoch, welcher trotz seines grau werdenden Bartes die ganze Beweglichkeit und Kraft der Jugend bewahrt hat. Der Kaid Hassan ist kein gewöhnlicher Mensch; er hat während achtzehn Jahren, zur Zeit der Caramanly, den Stamm der Werschefana regiert, und Niemand verstand besser als er diese widerspenstige Bevölkerung im Zaume zu halten. Tapfer bis zur Verwegenheit, hat er stets die Interessen seiner Untergebenen gegen die benachbarten Stämme und nöthigenfalls auch gegen die Regierung vertheidigt; aber zu gleicher Zeit durften sich seine Unterthanen nicht mehr rücksichtslos ihren Launen hingeben und mit der Strenge des Kaid Hassan war nicht zu spaßen. In seinen eigenen Augen war das Leben eines Menschen kaum kostbarer als das eines Hammels und man würde ihn jedenfalls sehr in Verlegenheit setzen, wenn man ihn fragen wollte, was die genaue Zahl der Köpfe sei, welche von seiner Hand gefallen; so wenig ist sein Gewissen in dieser Hinsicht beunruhigt. Im Uebrigen ist er ein vortrefflicher Mensch und dem Consulat, dem er seit zehn Jahren dient, treu ergeben.

Auf einem unserer ersten Ausflüge sah ich eine Gruppe von fünf oder sechs Frauen sich ihm mit demüthiger Miene nahen. Zwei von ihnen hatten arme kleine Kinder auf den Armen und an der Brust, deren Gesicht, Kopf und Hals mit einem flechtenartigen Ausschlag bedeckt waren. Es war schrecklich und widerlich anzusehen.

„Vater," sagten die betrübten Mütter zu dem Kaid Hassan, „der Prophet Gottes führt Dich an unserm Hause vorüber, denn wir wollten nach der Stadt gehen, um Dich aufzusuchen, und warten wohl schon zehn Tage auf eine passende Gelegenheit. Der Dschardun (eine kleine weiße, unschädliche Eidechse) ist über unsere Brust gegangen und hat unsere Milch vergiftet; sieh hier den Zustand unserer Kinder und heile sie, damit Gott Dich segne."

„Bist Du denn Arzt?" sagte ich zu meinem Begleiter.

„Nein," antwortete er, „aber ich besitze die Segnung des Blutes, und wer diese besitzt wie ich, vermag gleich mir diese Krankheit zu heilen. Es ist dies eine natürliche Gabe jedes Mannes, der einige Köpfe abgeschlagen hat. Vorwärts, ihr Frauen, gebt her, was sich gebührt."

Sogleich reichte eine der Frauen dem Arzte ein weißes Huhn, sieben Eier und drei Zwanzig-Para-Stücke; dann kauerte sie sich nieder und hob den kleinen Patienten über den Kopf empor. Hassan zog würdevoll seinen Stahl und Feuerstein aus dem Gürtel hervor, als ob er sich eine Pfeife anbrennen wollte. „Bismillah!" (im Namen Gottes) sagte er, und begann, aus dem Steine eine Anzahl Funken über das Kind herabfallen zu lassen, wobei er fortwährend den Sourat el fateha, das erste Capitel des Koran, hersagte.

Als die Operation beendigt war, kam die andere Frau, welche dieselben Spenden darbrachte, an die Reihe, und die Weiber gingen freudig von dannen, nachdem sie respectvoll die Hand geküßt hatten, welche ihren Kindern die Gesundheit wiedergab.

Ich glaube, der Ausdruck meines Gesichtes muß meine Ungläubigkeit verrathen haben, denn während der Kaid Hassan das Honorar für seine wunderbare Cur zusammenraffte, um es mitzunehmen, rief er seinen Clienten zu: „Versäumt nicht, mir in sieben Tagen Eure Kinder in der Skifa des Consulats vorzuzeigen." (Die Skifa ist das äußere Vorhaus, der Wartesaal in großen Häusern.) In der That wurden mir eine Woche später die kleinen Wesen wieder vorgezeigt; das eine war vollständig geheilt, das andere hatte nur noch einige Narben von sehr zufriedenstellendem Aussehen, das eine ganz nahe bevorstehende Heilung andeutete. Ich war ganz erstaunt, aber nicht überzeugt; indeß haben mich späterhin wohl zwanzig ähnliche Erfahrungen gezwungen, an die unglaubliche Kraft der durch Blut gesegneten Hände zu glauben.

Die Moschee zu Tadschura.

In den ersten Tagen des März war ich nach Tadschura, einem Dorfe drei Stunden östlich von Tripolis, gegangen, um an den Ufern des in der Nähe liegenden etwas brackischen Sees einige Schnepfen zu schie-

ßen. Ein ziemlich fruchtloses Treiben den ganzen Morgen hindurch hatte mir die Jagd verleidet und ich verwendete den übrigen Tag dazu, das Dorf und seine Gärten zu durchstreifen. Ich besuchte die ziemlich bemerkenswerthe Moschee, welche man mir als eine alte, im sechzehnten Jahrhundert von den Spaniern erbaute Kirche bezeichnet hatte; ich brauchte jedoch nur wenig Zeit, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß diese Ansicht von ihrem Ursprunge unhaltbar sei. Es ist ein offenbar muselmännischer Bau, für muselmännischen Cultus errichtet. Ich bin versucht zu glauben, daß diese Moschee aus der Zeit der ersten mohamedanischen Invasion herrührt und daß die Spanier sie später, als sie die Herren des Landes geworden waren, in eine Kirche umwandelten, was zu dem traditionellen Irrthum Veranlassung gegeben haben wird.



Moschee zu Tadschura.

Die Steinschicht eines von dem Tempel unabhängigen viereckigen Glockenthurmes scheint dieser Uebergangsepoche anzugehören. Uebrigens ist keine Inschrift, keine architektonische Verzierung vorhanden, welche eine Jahrzahl andeutete; die Säulen, welche die Gewölbe stützen, besitzen keine maßgebenden Capitäle; die kalkgetünchten Mauern geben keinen Aufschluß über das Alter oder den Baustil. Sie bilden ein viereckiges, nach den Regeln des mohamedanischen Ritus angelegtes Feld.

Kleidung. Der Haouly.

Was mich bei meiner Ankunft in Tripolis am meisten überraschte, war die unangenehme Einförmigkeit des Costüms, welches für beide Geschlechter dasselbe ist. In Constantinopel gewähren die weiten Feredscheh durch die Verschiedenheit ihrer Nuancen

der Coketterie einigen Spielraum; der weiße Izhar der Syrierinnen besitzt Frische und zeugt wenigstens für Streben nach Sauberkeit; die egyptische Habbara oder weißes Linnen, welches zwischen den Augen durch eine Agraffe festgehalten wird, sticht so lebhaft gegen die bauschigen Falten der schwarzen Seide ab und ermangelt nicht eines gewissen Reichthums des Faltenwurfs; aber der Haouly der tripolitanischen Barbareskinnen zeigt nichts von allen diesen Eigenschaften. Man denke sich eine große Decke von weißer oder grauer Wolle — die erstere Farbe ist leider sehr selten und wird sehr schnell zweifelhaft — welche vier bis fünf Meter lang und am Ende mit Franzen besetzt ist, die ihr Dasein dem Mangel an jedem Saume verdanken. Die menschlichen Wesen, welche davon Gebrauch machen, Männer wie Weiber, hüllen sich vom Kopf bis zum Fuß in dies große Stück groben Zeug, dessen Falten sie alle auf der Brust zusammenraffen; dort hält ein kupferner Nagel sie zusammen. Die Frauen halten die beiden Seiten des Zipfels, welcher über den Kopf herabfällt, vor dem Gesichte gekreuzt und lassen nur ein dreieckiges Loch vor dem linken Auge; die Männer drapiren sich ein wenig anders, sie bedecken ihr Gesicht nicht und werfen den Zipfel, den die Frauen vorn in Falten zusammenfassen, nach hinten.

Der Haouly ist der entartete Abkömmling der römischen Toga, aber ich glaube gern, daß die römischen Togas reinlich waren und sorgsamere und cokettere Bürger bedeckten. Man sieht zwar Haoulys von einem sehr feinen, im Dscherid, dem Saume der Wüste Sahara, verfertigten Gewebe, aber das sind seltene Vögel und Dank der Nachlässigkeit ihrer Träger sind dieselben in kurzer Zeit beschmutzt und abgerissen genug, um wie die allergewöhnlichsten auszusehen. Das kommt auch davon, daß der Haouly ununterbrochen im Dienste ist; er verläßt seinen Herrn weder bei Tage noch bei Nacht; er ist zugleich Teppich, Bettdecke und Mantel; niemals wird er gewaschen; man macht diejenigen der Männer vermittelst gepulverten Gipses weiß, und die der Frauen, welche leichter sind, mit dem Dampfe von angezündetem Schwefel.

Unter dem Haouly tragen die Leute von einem gewissen Range das gewöhnliche arabische Costüm, ein Unterkleid und weite Beinkleider. Die geringeren Classen haben nur ein Unterbeinkleid von roher Baumwolle; die Bauern besitzen nichts dergleichen und der Haouly macht ihre einzige Garderobe aus.

Wenn man das Glück hat, in ein inneres Gemach zugelassen zu werden, was ein besonderes Vorrecht der Gatten, der Aerzte, der Marabuts und, in der Berberei so gut wie anderwärts, der Wagehälse ist, so kann man sehen, daß die Frauen noch römischer sind als ihre Gatten und die Ueberlieferung der Toga weiter festhalten. Unter dem Haouly von Wolle, den man beim Eintreten ablegt, steckt ein Haouly von weiß und blau carrirter Seide; unter diesem ein dritter Haouly von Gaze, an dem breite Bänder von weißer Seide mit dichten Streifen feiner und gleichfalls weißer Wolle abwechseln. Dies gibt eine Reihe Togas, in denen die Frau als Kern steckt; zusammen getragen erinnern sie an die verschiedenen Schalen einer Zwiebel. Nur große Damen haben außerdem noch ein mit Flittern besetztes Hemd und den grell gefärbten Schirwal.

Die Lotophagen

Es ist eine merkwürdige Sache um die Zähigkeit der Tradition in den Ländern, in welchen der Islam sich ausgebreitet hat. Man möchte fast glauben, wenn es nicht eine ganz ungeheuerliche Annahme wäre, daß die Gleichgiltigkeit der Unwissenheit eine noch größere Macht der Erhaltung besitze als die Akademien und Alterthumsforschergesellschaften. So würde Herodot noch seinen Berg der Grazien, den Lophos Chariton, von welchem der Cynips herabkommt, in dem Dschebel Gharian der heutigen Araber wiedererkennen, während der alte Homer lachen müßte, wenn man ihm erzählte, wie viele Dissertationen man über seine Lotophagen geschrieben und daß man die Prätension gehabt, sie mit Jujuben zu nähren. Er würde auf den Küsten der großen Syrte die umherschweifenden Beneulid und Awakir wiedererkennen und uns zeigen, welche nur von Lotob leben und die eigentlichen Lotophagen sind. Ich gestehe, daß diese gewöhnliche Aussprache des Namens der frischen Dattel ein grober Irrthum ist, denn das Wort wird Rotob geschrieben; aber bei unsern Beduinen ist die Gelegenheit zu schreiben so selten und die Gelehrten sind dort so wenig zahlreich, daß alle

Welt trotz des Widerspruchs des Wörterbuchs die fehlerhafte Lesart beibehält.

Wie Ulysses, wurde ich gleichfalls von diesen Lotophagen recht gut aufgenommen, nachdem ich ihre beiden großen Häuptlinge, den Scheik Abdallah Ghalbeun und den Scheik Ammad bereits im französischen Consulat kennen gelernt hatte. Als hartnäckige Kämpen der Unabhängigkeit hatten sie bis auf den letzten Augenblick die Anstrengungen des berühmten Ghouma unterstützt und ihre Unterwerfung unter die Türken hatten sie sich nur durch Vermittlung des französischen Generalconsuls gefallen lassen. Ich war einige Zeit ihr Gast und gestehe, daß ihre Lebensweise, abgesehen von der Eintönigkeit, nicht ohne Reize ist. Die Dattelpalme, welche keine Cultur, keine Pflege, außer der Befruchtung der weiblichen Blüthen im Frühjahr, erfordert, gibt ihnen mühelose Ernten; sie gewinnen von ihr Wein, frische Früchte während des Sommers, wahre Confitüren, wenn sie die Datteln sich in der Sonne gehörig durchkochen lassen, endlich Brot, welches sie dadurch bereiten, daß sie die reife und fast trockene Frucht, nachdem sie die Kerne entfernt haben, kneten. Dieser Teig, der den Namen Hadschin führt, hält sich während des ganzen Winters. Ihre ungeheuern Heerden liefern ihnen reichlich Milch, Butter und Wolle, welche ihre Weiber spinnen und zu Haoulys verweben. Sie lagern in Gruppen in der Nähe der wenigen Brunnen, welche in der sandigen Ebene zerstreut liegen; sie ziehen des Morgens vor Tagesanbruch aus, um ihre Heerden den spärlichen Graswuchs der Wüste abweiden zu lassen, und kehren bei Sonnenuntergang zurück, um sie zu tränken; und wenn sie nun alle Umgebungen ihrer Station durchstrichen und abgeweidet haben, so wechseln sie dieselbe, indem sie ihre Zelte in die Nähe eines andern Brunnens schaffen. Der Raum existirt für sie nicht.

Eben so wenig berechnen sie ihre Zeit. Eines Tages hatte ich mich bis auf eine Entfernung von fünf bis sechs Stunden aus ihrem Lager wegbegeben, indem ich einige Bakr-el-wahasch verfolgte; es ist dies eine Antilopenart von der Größe eines Maulesels, deren Kopf dem eines Kalbes sehr ähnlich und mit zwei langen graden Hörnern bewaffnet ist. Plötzlich sah ich einen Kopf aus der Wüste hervorkommen, der sehr wenig freundlich aussah und auf einem halb im Sande vergrabenen Rumpfe saß. Es war ein Jäger auf dem Anstand, welcher auf Strauße wartete.

„Essabrou min Allah!“ (die Geduld ist eine Gabe Gottes) rief er, von seinem Mißmuth hingerissen, ohne mir den Selam zu bieten, aus; „warum kommst Du, meine Jagd zu stören? Seit achtundzwanzig Tagen warte ich in diesem Loche versteckt auf Strauße, und jetzt hast Du mir alle Aussichten verdorben. Gott schenke Dir Gesundheit.“

Jagd in der Wüste der Syrte. Volksthümliche Ueberlieferungen über Störche und Kraniche.

Auch ich habe in der Wüste, welche an die Syrte grenzt, Strauße gejagt, aber auf eine energischere und weniger Geduld in Anspruch nehmende Weise, indem ich sie zu Pferde verfolgte und ihnen eine Karabinerkugel zusandte, wenn sie aus Ermüdung ihren Lauf langsamer werden ließen. Eine Straußenhaut kann fünf- bis sechshundert Piaster eintragen. Uebrigens ist die Jagd in der unfruchtbaren Wüste kein Vergnügen, sondern eine Arbeit; man kann sich auch nur während des Winters damit beschäftigen und die Seltenheit des Wüstenwildes verspricht keine hinreichende Belohnung der Mühe, die man sich gibt. Die großen Thiere aus dem Innern nähern sich nicht den Ufern des Meeres und man ist auf Antilopen, Gazellen und Fennecs beschränkt. Ich bemerkte vor Allem die ungemeine Armuth der Vögelwelt und wahrscheinlich würde ich mir darüber nicht Rechenschaft gegeben haben, ohne die merkwürdige Erklärung, die ich von einem Greise des Stammes erhielt.

Als ich eines Tages erschöpft von der Anstrengung und verdrießlich darüber, nur einige sogenannte numidische Jungfern und zwei Flamingos aus der Ferne gesehen zu haben, nach den Zelten zurückkam, klagte ich über den Mangel an allem Flügelwild, und wären es auch nur Kraniche und Störche, die in den meisten muselmännischen Ländern so häufig sind.

„Weißt Du denn nicht,“ sagte der alte Beduine zu mir, „daß der Storch von Gott mehr Weisheit empfangen hat als selbst der Mensch? Vor der Ankunft der Türken (die der Himmel verfluche!) hatten wir in Tripolis eine arabische Regierung, einen Sohn des Landes zum Sultan, der einen langen Arm und eine offene Hand

hatte. Er sandte nicht das ganze Geld des Landes nach auswärts; im Gegentheil, er prägte selbst welches und wendete es uns zu. Nun weiß aber alle Welt, daß der Storch einen Abscheu vor dem Gelde hat und niemals ein Land bewohnt, dessen Name sich auf einem Geldstücke befindet, weil dieses die Quelle allen Streites und der Stachel aller Leidenschaften ist. Allerdings könnten sie jetzt wieder zu uns kommen, aber die Ghrousch trablousi circuliren noch und das genügt, sie fernzuhalten.

Was die Kraniche betrifft, so können diese nicht die Hammada (ein großes, steiniges Plateau, welches Tripolis von Fezzan trennt) passiren, weil die Bou-schebr sich dem widersetzen und gute Wache halten."

„Wer sind die Bou-schebr?" fragte ich.

„Das sind Dschins, welche von dem Propheten Suleyman, welcher gesegnet sei, auf ewig in die Wüste Hammada eingesperrt sind. Sie bildeten ein zahlreiches und mächtiges Volk, gefürchtet von seinen Nachbarn, das alle Menschlichkeit und Gerechtigkeit mißachtete. Als der Prophet Suleyman ihnen einen Apostel sendete, um sie auf den rechten Weg zurückzubringen und sie der Verehrung des Einzigen zuzuführen, tödteten die Verworfenen ihn und beschlossen, die Lebensregeln, welche sie der Mann Gottes gelehrt hatte, lächerlich zu machen. Sie rechneten dabei auf ihre Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und auf die Furcht, welche sie ihren Nachbarn einflößten, denn kein Mann der umwohnenden Stämme hätte es gewagt, ihr Land zu betreten. Keiner wird erfahren, was wir treiben, sagten sie; laßt uns fortfahren, ein angenehmes Leben zu führen, ohne uns mit den Beengungen aufzuhalten, welche man uns aufzuladen versucht. Man sagt, daß dieser Suleyman mächtig ist; aber welcher Bote wird zu ihm gehen und ihm von unserer Handlungsweise Bericht erstatten? Und nicht zufrieden, in ihrer Ungläubigkeit zu verharren, verfielen sie auch noch auf die Verspottung und stellten ein Schwein in eine Nische ihres Tempels, welches den Mirab (Kreuz in der Mauer der Moscheen, das die Richtung von Mekka anzeigt) nachäffen sollte; auch nahmen sie religionsschänderische Abwaschungen mit Kamelurin vor.

Bei den Bou-schebr hielt sich eine große Anzahl Kraniche auf; die entrüsteten Vögel schickten einen der Ihrigen an Suleyman, um ihn von den Abscheulichkeiten, welche sich im Hammada zutrugen, zu benachrichtigen. Der Prophet hörte die Mittheilung mit großem Unwillen an, rief den Wiedehopf, seinen Lieblingsvogel, und trug ihm auf, alle Kraniche, welche auf der ganzen Erdoberfläche vorhanden seien, zusammenzurufen. Als sie alle vereinigt waren, bildeten sie eine Wolke, welche das ganze Land zwischen Mezda und Morzouq zu beschatten vermocht hätte. Jeder derselben nahm einen Stein in den Schnabel, schwebte über das Gebiet der Bou-schebr und ließ seine Bürde so geschickt herabfallen, daß die Ungläubigen alle gesteinigt wurden. Aber ihre Seelen irren noch immer ohne Rast und Ruhe in der Wüste umher und beschäftigen sich damit, den Durchzug der Kraniche zu hindern."

Das ist wieder ein unwiderleglicher Beweis von der Ausdauer der antiken Fabeln. Kann man in dieser der Form nach ganz muselmännischen Fabel die Erzählung von den Pygmäen und ihren Kämpfen mit den Kranichen verkennen? Wem noch ein Zweifel bleibt, der achte auf den Namen des verfluchten Volkes, welcher mit dem der Pygmäen identisch ist. Bou-schebr bedeutet Vater der Spanne, d. h. ein Mensch, der eine Spanne mißt, die Entfernung, welche zwischen dem Daumen und dem kleinen Finger liegt, wenn man beide so weit wie möglich voneinander entfernt.

Der Zauber der siebzigtausend Steine. — Das hübsche Mädchen und der große schwarze Fisch.

Es war im December; die Tag- und Nachtgleiche hatte den gewöhnlichen Regen nicht mit sich gebracht und der unerbittliche Himmel bewahrte eine schreckenerregende Heiterkeit. Nach dem öffentlichen Gebete am Freitag verließ die ganze Bevölkerung die Stadt, an der Spitze der Pascha, der Kadi, die Imams sämmtlicher Moscheen; die Garnison marschirte mit Waffen und Gepäck, Tamboure und Musik voran, hinaus und stellte sich bei einem gegen die Mitte des Soug-ettelateh gelegenen Brunnen in Schlachtordnung auf.

Als die verlängerten Rufe: Amin! Amin! welche am Ende eines von dem ältesten Imam mit lauter Stimme hergesagten Gebetes ertönten, verklungen waren,

ergriff der Generalgouverneur eine Hacke und begann im Sande eine seichte Rinne zu ziehen, welche sich von dem Brunnen aus nach dem Meere zu erstreckte. Sobald hiermit die Arbeit begonnen war, machte sich eine Menge freiwilliger Arbeiter mit Eifer darüber her und in wenig Minuten war der Graben beendigt. Nun warfen die Marabouts siebzig Schläuche aus Thierfellen in den Brunnen, von denen jeder tausend kleine, wohlgezählte Steine enthielt, schöpften fleißig Wasser aus dem Brunnen und gossen es in die Furche, welche so zu einem kleinen Bache wurde. Zu gleicher Zeit umringte eine Gruppe Kinder den Kadi und bewarf ihn mit Händen voll Sand und Kies, bis der ehrwürdige Beamte, ohne Turban und mit nackten Füßen, die Flucht nach der Stadt ergriff. Um die magische Operation zu vollenden, setzten sich die Truppen, sobald sich der Kadi entfernt hatte, nach dem Meere hin in Bewegung, marschirten bis an die Waden in's Wasser und defilirten so am Ufer entlang, wobei sie auf eine bedenkliche Weise herumpatschten.

Der Regen stellte sich an diesem Tage nicht ein — auch an den folgenden Tagen noch nicht — aber eine Woche später drehte sich der Wind nach Westen, große Wolken begannen, schwer und niedrig, durch die bis dahin leere Luft zu gleiten; endlich brachen die Katarrakte des Himmels los und überschwemmten das Land. Augenscheinlich war diese Regenfluth, an welcher nichts Auffallendes war, als daß sie so lange hatte auf sich warten lassen, das Resultat des mächtigen Zaubers der siebzigtausend Steine. Wer das bezweifeln wollte, wäre ein Mensch ohne Glauben.

Aber obgleich ich für diesen Punkt meine unterthänigste Ueberzeugung aussprach, konnte ich der Neugier nicht widerstehen und strengte alle Kräfte an, um mir eine Erklärung der magischen Ceremonie zu verschaffen. Vergebliche Hoffnung! die complicirteste Symbolik würde nicht ausreichen, um Rechenschaft darüber zu geben, und ich sehe hier nur ein verwirrtes Amalgam abergläubischer Meinungen, welche alle hinsichtlich ihres Alters und ihres Ursprungs voneinander verschieden sind. So sind die öffentlichen Beleidigungen, die dem Kadi zugefügt werden, seine Flucht vor den Kindern, welche ihn mit Schmähungen überhäufen, eine muselmännische Allegorie, die sich auch in andern Gegenden des Orients wiederfindet; die Trockniß ist eine Geißel, womit Gott die Sünder züchtigt, denn der Regen wird Segnung genannt, Bareket, oder Zeichen der Barmherzigkeit, Rahmet. Da nun die Ungerechtigkeit die größte aller Sünden ist, so repräsentirt derjenige, der die Wage der Gerechtigkeit hält, ziemlich passend die Quelle aller Ungerechtigkeit, so wie die Kinder das Privilegium besitzen, die Unschuld zu personificiren. Man gibt also der ewigen Gerechtigkeit durch die Mißhandlung des Kadi eine Genugthuung und zwar ist seine Bestrafung an manchen Orten eine viel ernsthaftere, denn man verabfolgt ihm respectvoll sehr reelle Stockschläge im öffentlichen Interesse. Ich greife diesen Theil der Beschwörungsscene heraus, weil er einen offenbar muselmännischen Ursprung verräth; eben so scheint mir das Fußbad der Soldaten eine Ausschmückung des Actes zu sein, welche durch das Bedürfniß der öffentlichen Macht, an der Sache einen thätigen Antheil zu nehmen, herbeigeführt wurde.

Uebrigens ist der Vorgang, einen Brunnen auszuschöpfen und siebzigtausend Steine hineinzuwerfen, der vorzugsweise einheimische Theil der Ceremonie und aus den unzusammenhängenden Erklärungen, die ich darüber sammelte, gibt allein Folgendes einiges Licht, welches die Existenz einer vielleicht sehr alten localen Ueberlieferung erkennen läßt.

Der Boden der Stadt und der Oase von Tripolis scheint auf einem Wasserbecken oder auf einem Netze von unterirdischen Flüssen zu ruhen, welche im Dschebel entspringen und sich von Süden nach Norden in's Meer ergießen; die Brunnen der Menschieh, welche unerschöpflich sind, trotzdem daß man so enorme Wassermassen aus ihnen verbraucht, speisen sich aus diesem großen Reservoir, und je mehr sich der Boden nach dem Meere zu abflacht, um so näher kommt man der Oberfläche dieses unterirdischen Flusses; am Ufer des Meeres stößt man auf ihn, wenn man nur zwei oder drei Fuß tief gräbt, und an mehrern Stellen dringt das süße Wasser sogar aus freien Stücken aus dem Sande hervor, wenn die schwachen Ebben, welche zwischen den beiden Syrten wahrnehmbar sind, einen Theil des Ufers trocken gelegt haben.

Nun war in alten Zeiten der Anblick

des Landes ein ganz anderer als er sich jetzt zeigt; höchstens die Gärten der Menschieh können, wenn sie in der höchsten Frühlingspracht dastehen, einen schwachen Begriff davon geben.

Aber das Wohlleben verdarb die Bewohner und sie vergaßen, daß alles Gute von Gott kommt. Der Allmächtige erlaubte daher Satan dem Gesteinigten, sie einer Prüfung zu unterwerfen.

Eines Tages kam an der Küste ein schönes junges Mädchen an, welche auf einem großen schwarzen Fische ritt. Sie war mit Gold und kostbaren Edelsteinen bedeckt, geschmückt wie eine Arouceh (Braut), die man ihrem Gatten zuführt. Erschreckt durch den Anblick von Menschen, hielt sie sich in einer kleinen Entfernung vom Ufer, spielte inmitten der Wogen umher und entfernte sich bei der geringsten Bewegung, die man sich ihr zu nähern machte. Das Gerücht von diesem Wunder verbreitete sich schnell und selbst der Sohn des Sultans stieg vom Gharian herab, um sie zu sehen. Vor ihm hatte das Meermädchen weniger Scheu, sie antwortete auf seine Fragen, theilte ihm mit, daß sie von einer Insel Namens Malta komme und willigte endlich ein, ein wenig in' das Land hineinzukommen, wogegen sie den jungen Prinzen schwören ließ, daß er die Rechte der Gastfreundschaft achten und sie nicht wider ihren Willen zurückhalten wolle.

Da lenkte sie nun ihren Fisch in eins der zahlreichen Flüßchen, welche sich vor ihr öffneten; aber kaum war das geschehen, als man hinter ihr ein großes Netz auswarf, um ihr den Rückzug abzuschneiden. Ganz erschrocken eilte sie nun mit reißender Schnelligkeit den Fluß stromauf, verfolgt von einer Menge gewissenloser Menschen. Der Sohn des Sultans, weit entfernt, sie in Schutz zu nehmen, war dabei der Eifrigste und Kühnste. Vergebens erinnerte sie ihn an seinen geschworenen Eid, bat ihn, ihr Vertrauen nicht zu verrathen und rief ihm in's Gedächtniß, daß Gott gebrochene Eide räche; alle diese Vorwürfe, weit entfernt, ihm die Augen zu öffnen, reizten ihn nur noch mehr. Die Flüchtige näherte sich endlich dem Fuße des Gebirges, wo der Fluß seinen Ursprung nahm, und dort mußte sie nothwendigerweise gefangen genommen werden. Aber in dem Augenblicke, wo ihr Verfolger die Hand nach ihr ausstreckte, rief sie aus: „Es gibt keine Gewalt, es gibt keine Macht als in Gott, dem sehr hohen, dem sehr großen!" und augenblicklich öffnete sich ein Abgrund, die Gewässer des Flusses stürzten sich in die Erde und mit ihnen der Fisch und das junge Mädchen; der Schlund schloß sich über ihnen; die lebendigen Quellen waren für immer verschwunden.

Groß war die Trostlosigkeit des ganzen Landes, als man sah, wie die Betten der Bäche trocken blieben, die Bäume ihre verdorrten Blätter verloren, die Saaten braun wurden und in Staub zerfielen und der Boden selbst, aller Feuchtigkeit beraubt, sich in Flugsand verwandelte. Ueberall grub man nach, um die Wasserader wiederzufinden und statt der frühern leichten Bewässerung sah man sich dazu verdammt, die belebende Flüssigkeit aus einer so großen Tiefe heraufzuziehen, daß das ganze Gebiet zwischen dem Gebirge und der Menschieh unfruchtbar und wüst blieb; der Fluß trug von da an seinen Tribut dem Meere auf unterirdischem Wege zu. Jedermann begriff nun, daß dieser wunderbare Weg geschaffen worden war, um die Schöne auf dem Fische nach ihrem Vaterlande zurückzubringen. Eine zahlreiche Schaar Bergbewohner von Tarhaouna beschloß nun, nach Malta zu gehen, um das Mädchen aufzusuchen und von ihrer Milde das Aufhören der Uebel, welche das Land bedrückten, zu erhalten. Sie reisten ab, aber sie kehrten niemals wieder.

Aus dieser phantastischen Legende kann ich nur zwei positive Thatsachen ziehen: die Existenz eines unterirdischen Wasserbeckens und die Colonisation von Malta durch Leute von Tarhaouna, welche wahrscheinlich durch einige sehr trockene Jahre zum Verlassen ihrer Berge gezwungen wurden. In dem Auswerfen von siebzigtausend Steinen sehe ich nur eine Vergeltung im Namen der siebzigtausend Engel Gottes gegen Satan den Gesteinigten, Scheitan erretschim, zu dem Zwecke, nicht sowohl die alten fließenden Gewässer wiederzuerhalten, an welche der von dem Brunnen aus gezogene kleine Bach nur eine schwache Erinnerung ist, sondern um Regen zu bekommen, welcher allein das Land vor Mangel bewahren kann.



Zwei Fahnenjunker.

Von

Fr. Friedrich.

Der unheilvolle Tag von Jena und Auerstädt 1806 war zu Ende. Die für ganz Deutschland so schweren Folgen dieser verlorenen Doppelschlacht entwickelten sich mit reißender Schnelle. Das sonst so tapfere preußische Heer war auseinandergerissen, zersprengt und zog sich in einzelnen Abtheilungen planlos, ohne einheitliche Leitung zurück. Es wäre nichts verloren gewesen, hätte ein Mann an seiner Spitze gestanden, der die Trümmer des Heeres mit besonnenem Muthe zusammengezogen hätte, sie waren noch stark genug, um dem Feinde dreist die Stirn bieten zu können. Wenige Tage darauf war es schon zu spät. Ohne Widerstand zu leisten, streckten mehrere Corps die Waffen, und ein muthloses Beispiel in der Zeit des Unglücks reißt Tausende mit sich, weil Ruhe und Besonnenheit fehlt.

Der Prinz Eugen von Würtemberg war mit der ungefähr 15,000 Mann starken preußischen Reserve, welche an dem Kampfe nicht Theil genommen hatte, am 15. und 16. October bei Halle angelangt und bezog an der Chaussee nach Leipzig von dem Galgenthore an bis zu dem Dorfe Besen ein Lager. Am Morgen des 17. kam noch das zweite Bataillon des Regimentes Jung-Larisch und das Füsilirbataillon von Hinrichs im Lager an. Keiner hatte eine Ahnung davon, daß der Marschall Bernadotte mit einem starken Corps von Eisleben heranrückte. Noch als um neun Uhr Morgens am 17. die Franzosen in ziemlichen Massen bei Schlettau sich zeigten, hielt man sie für Versprengte, und eine Escadron von Herzberg erhielt den Befehl, sie aufzuheben. Diese sorglose und selbstverschuldete Täuschung rächte sich schwer.

Die Escadron von Herzberg und ein ihm zu Hilfe eilendes Füsilirbataillon von Hinrichs wurden zurückgedrängt, die Franzosen stürmten in Halle ein und marschirten unter beständigem Feuern zum Galgen- und Steinthore heraus, zwischen welchen sie sich in Schlachtordnung stellten. Auf dem Hochgericht war eine preußische Batterie aufgefahren und schleuderte Kartätschen auf die aus dem Galgenthore dringenden Franzosen, sie wurde indeß bald zum Schweigen gebracht, und nach kurzem, heftigen Kampfe zogen sich die Preußen über Dessau zurück, wo sie die Brücke über die Elbe hinter sich abbrannten.

Während des Kampfes vor dem Galgenthore ging eine Abtheilung von Bernadotte's Corps jenseits der Stadt über Passendorf auf die Weinberge los, um bei Cröllwitz über die Saale zu setzen, den Preußen in den Rücken zu fallen und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Der Plan war gut angelegt. Bei Cröllwitz stießen die Franzosen indeß auf ein unerwartetes Hinderniß. Das Regiment Treskow, welches aus seinem Standquartier gekommen war, hatte die Ordre erhalten, sich mit dem Corps des Prinzen von Würtemberg zu vereinen. Die Ordre hatte es indeß um drei Tage zu spät empfangen und es erreichte Cröllwitz erst, als der Kampf vor dem Galgenthore fast schon entschieden war.

Es war ein tapferes Regiment, das Regiment Treskow, und eins der schönsten in der ganzen preußischen Armee. Seit langen Jahren stand es in dem Rufe der Unerschrockenheit und todesmuthigen Kühnheit. Als es Cröllwitz verließ, sah es plötzlich die mehrfach überlegene feindliche Colonne auf sich anrücken. Sich unbemerkt zurückzuziehen war unmöglich, außerdem schloß hinter Cröllwitz die Saale ihm jeden weitern Rückzug ab. Der tapfere Commandant faßte den Entschluß, die feindliche Colonne zu durchbrechen, sich durchzuschlagen und sich mit dem Reservecorps vor dem Galgenthore zu vereinen, aber auch diesen Entschluß mußte er wieder aufgeben, denn der Feind war zu stark, außerdem war das Terrain ungünstig. Es blieb nur eine Wahl, Streckung der Waffen oder äußerste Vertheidigung und Tod. Er war nicht unentschieden, wußte er doch, daß Alle den Tod der Gefangenschaft vorzogen. Konnte er allein aber über Tod und Leben seiner Soldaten entscheiden? Er ließ die Officiere zusammentreten, verhehlte ihnen die Gefahr ihrer Lage nicht und stellte ihnen die Entscheidung anheim. Sie Alle stimmten für Widerstand bis zum Aeußersten. Sie sahen ein, daß Rettung unmöglich war, sie wollten ihr Leben zum Wenigsten theuer bezahlen lassen.

Ein Quarree wurde schnell formirt. Der Feind drang stürmisch vor, wurde indeß mit Nachdruck zurückgeworfen. Kein Jubelruf folgte ihm, Alle blieben still, denn dieser kleine errungene Sieg war nichts als eine kurze Verzögerung ihres Geschickes. Zum zweiten Male drangen die Franzosen erbittert auf das Quarree ein und zum zweiten Male wurden sie zurückgeworfen. Auch jetzt wurde noch keine Siegesfreude in den Reihen der Preußen laut.

Es mochte dem Feinde thöricht erscheinen, daß diese so kleine Schaar ihm einen vergeblichen Widerstand entgegenzusetzen wagte, sie mußte unterliegen und dennoch flößte dieser todesverachtende Muth ihm Achtung ein. Er schickte einen Officier als Parlamentär ab, um die Preußen zur Ergebung und Streckung der Waffen aufzufordern. Der Oberst ließ ihn sich nahen. Alle ahnten, was er wollte, und in den Reihen der Preußen wurde Unwillen laut, daß man von ihnen Ergebung erwarten könne.

Als der Parlamentär die Aufforderung, sich zu ergeben, ausgesprochen hatte, winkte ihm der Oberst mit der Hand zu schweigen. „Wir wollen den Kampf einstellen,“ rief er ihm zu, „unter einer Bedingung, daß wir freien und ungehinderten Durchzug mit den Waffen bis zum Corps des Prinzen von Würtemberg erhalten. Auf jede andere Bedingung werden wir mit Pulver und Blei antworten!“ Ein lauter Hurrahruf seiner tapfern Schaar folgte diesen Worten.

Keine fünf Minuten später rückten die Franzosen zu neuem Angriffe heran. Er war stürmisch, erbittert. Die Preußen kämpften für ihr Leben, dennoch konnten sie nicht verhindern, daß ihr Quarree durch die Uebermacht zerrissen wurde. Langsam, kämpfend, jeden Schritt Boden hartnäckig vertheidigend, zogen sie sich durch Cröllwitz zurück. Sie konnten sich nicht in dem Dorfe festsetzen, weil der Feind dasselbe mit leichter Mühe umzingeln konnte.

Mit dem Terrain unbekannt, zogen sie sich gegen die Kefersteiner Papiermühle zurück und geriethen hier in eine äußerst mißliche Lage. Hinter sich die an dieser Stelle sehr breite Saale, deren Strömung durch eine Wehr noch beschleunigt wurde, zur Linken steile Felsen, von vorn und von der rechten Seite vom Feinde bedrängt, war ihnen jede Hoffnung auf Rettung abgeschnitten.

Der Besitzer der Papiermühle eilte herbei und flehte um Schutz für sein Eigenthum. Warfen sich die Preußen in die Gebäude der Mühle, so konnten sie sich in denselben wohl noch eine Zeitlang mit Nachdruck vertheidigen, aber Rettung wäre auch hier nicht für sie gewesen, denn der Feind führte mehrere Geschütze mit sich und würde die Mühle in Trümmern geschossen haben.

Der Oberst verhehlte sich dies nicht und dennoch schwankte er einen Augenblick, er war für das Leben all seiner braven Krieger verantwortlich. Aber sollte er auch noch das der unschuldigen Familie des Papiermüllers auf sich laden? Seiner Unentschlossenheit machte ein Geschütz des Feindes ein Ende, welches den Weg zur Mühle bestrich. Aber noch ein zweites und drittes Geschütz wurde aufgefahren und gegen seine Schaar gerichtet. Breite Lücken entstanden in den Reihen der Seinen und manches Auge blickte mit Verlangen und

Verzweiflung nach dem jenseitigen Ufer der Saale. Es war kein Kampf mehr, der muthigen Widerstand gestattete, es war ein wehrloses Morden.

Auf's Neue erschien ein Parlamentär der Franzosen und forderte sie auf, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und die Liebe zum Leben regte sich in mancher Brust. Der Oberst hatte die Lippen fest zusammengepreßt, seine Wangen waren bleich, er wagte nicht zu antworten, so wenig er auch für sein Leben zitterte.

Da traten die beiden Fahnenjunker von Kleist und von Platen vor, zwei schöne, blühende Jünglinge.

„Von dem Regimente Treskow ergibt sich Niemand!" rief Kleist und ließ sein Auge forschend über seine Kameraden schweifen. Keiner widersprach ihm.

„Es wäre Thorheit, wenn Sie sich noch widersetzen wollten," erwiederte der Franzose. „In einer Viertelstunde sind Sie Alle, todt oder lebendig, sammt Ihren Fahnen in unsern Händen!" Und er zeigte auf die Fahnen, welche die beiden Jünglinge in den Händen hielten.

„Wir in Euren Händen!" riefen Beide zugleich. „Nie — nie! Diese Fahnen sollen nicht von Euch beschmutzt und entehrt werden! Uns sind sie anvertraut und wir werden sie vor Schmach bewahren!"

Sie rissen die Fahnen von den Stöcken und wickelten sie sich um den Leib.

„Was habt Ihr vor!" rief der Oberst, erschreckt auf sie zutretend und ahnend, was sie im Sinn hatten.

„Wir wollen unsere Fahnen vor Schmach und Schande retten!" rief Kleist und seine Wangen glühten von Todesbegeisterung. „Kameraden!" rief er seinen Gefährten zu, „der Feind soll sich nicht rühmen, daß er uns besiegt habe. Rettet die Ehre unseres Regimentes und — Eure eigene. Wir zeigen Euch den Weg! Uns nach, wem seine Ehre höher gilt als das Leben!"

Er hatte seines Kameraden, Platen, Hand erfaßt. Einen Augenblick zögerte dieser und griff rasch in die Brust, wo er ein Medaillon hervorzog, welches er mit schmerzlichem Lächeln an die Lippen preßte. Dann faßte er nach Kleist's Hand und ehe die sie Umstehenden ahnten, was sie vorhatten, stürzten sie sich von dem Rande des hohen Ufers, dem sie nahe standen, in die Fluthen der Saale. Das Wasser rauschte hoch auf und schloß sich über den beiden Heldenjünglingen. Noch einmal tauchten sie empor und winkten sterbend ihren Kameraden, ihnen zu folgen.

Erschreckt, starr hatten sich die Augen Aller auf die wieder niedersinkenden Jünglinge gerichtet. Keiner wagte zu sprechen. Schon führte der Strom ihre Leichname der Mühle zu, da faßte sich der Oberst zuerst wieder.

„Sie haben uns den Weg gezeigt," rief er laut und seine Stimme bebte nicht. „Mir nach, wem Tod und Ehre lieber ist als schmachvolle Gefangenschaft!"

Auch er stürzte sich von dem Ufer herab in die Fluthen, und gegen achtzig seiner braven Krieger folgten ihm. Keiner von Allen erreichte das jenseitige Ufer. Der Feind war Zeuge dieser todesmuthigen Thaten gewesen und einen Augenblick lang hatten seine Geschütze geschwiegen. Auf's Neue wurden sie auf den letzten Rest der tapfern Schaar gerichtet. Ein Theil derselben zog sich auf die Papiermühle und suchte auf dem Boden derselben Rettung zu finden. Doch auch hierhin folgte ihnen der Feind in vielfach überlegener Zahl. Ein neuer erbitterter Kampf entspann sich, er endete damit, daß die tapfern Preußen dem Beispiele ihrer Kameraden folgten. Einer nach dem Andern sprang von dem Boden in die unten vorüberrauschende Saale — Alle fanden sie in ihr das Grab.

Die Franzosen hatten die Tapfern noch in dem Wasser zu erschießen versucht. Sie waren die Sieger — aber sie ahnten, was ihr Loos gewesen sein würde, wenn die Preußen ihnen an Zahl gleich gewesen wären.

Die Räder der Papiermühle standen still. Niemand achtete in diesem Augenblicke darauf. Als aber die Franzosen sich auf Halle zurückgezogen hatten, als der Besitzer der Mühle wieder nach seinem Eigenthum schaute, da bemerkte er, daß es eine Anzahl Leichname waren, welche sich gegen die Räder angestemmt hatten. Er zog sie heraus und unter ihnen befanden sich zwei jugendliche Gestalten, die Trümmer zweier Fahnen um den Leib gehüllt — das waren die beiden Fahnenjunker von Kleist und von Platen von dem Regiment Treskow. Das Medaillon, welches Platen, der auch im Tode noch von Schönheit strahlende Helden-

jüngling, auf der Brust getragen hatte, wurde dessen Braut überbracht. Als diese die Todesnachricht erhielt, bezwang sie gewaltsam ihren tiefen Schmerz: „Er wußte für sein Vaterland zu sterben,“ sprach sie, „ich werde seinem Andenken würdig zu leben wissen.“ Mit stiller Ergebung widmete sie ihr Leben und ihr Vermögen der Pflege der Verwundeten und der Sorge für die Wittwen und Waisen der im Freiheitskriege Gefallenen.

Neue Beiträge zur Geschichte der russischen Diplomatie.

Von

F. Bodenstedt.

(Fortsetzung.)

Die holländische Republik bestand aus sieben Provinzen oder Republiken, welche, jede gesondert, durch die Versammlung ihrer Provinzialstaaten oder Vorsteher und den Präsidenten derselben, den Pensionär, verwaltet wurde. Die allgemeinen Angelegenheiten, insbesondere die des Krieges und des Auswärtigen, wurden durch einen aus den Provinzialvorständen erwählten Ausschuß oder die Generalstaaten geleitet, unter welchen der Großpensionär, welcher durch eine bestimmte Zahl von Jahren erwählt wurde, den Vorsitz führte. Die Executivgewalt, der unmittelbare Oberbefehl über das Heer und die Flotte war den Statthaltern vorbehalten, den Nachkommen Wilhelm's von Oranien, des Befreiers Hollands von der spanischen Herrschaft. In letzterer Zeit war diese Würde im Hause Oranien erblich geworden. Der schon früher entstandene Streit der oranischen Partei oder der Anhänger der Statthalterschaft mit der aristokratischen oder antioranischen Partei war der Grund der schnell eintretenden Schwäche und des Verfalls der berühmten Seefahrer; dieser Streit gab fremden Mächten Veranlassung zur Einmischung in ihre innern Angelegenheiten; die oranische Partei wurde gewöhnlich von England beschützt, während die holländischen Liberalen beständig in Frankreich ihre Stütze fanden. Als Morkoff in Holland ankam, war Wilhelm V. Statthalter, der im Jahre 1751 seinem Vater Wilhelm IV. gefolgt; das wichtige Amt eines Großpensionärs hatte Bluiswik inne.

Unmittelbar nach Anerkennung der von Katharina proclamirten bewaffneten Neutralität wurde Holland, wie wir bereits früher erwähnt, in einen Krieg mit England verwickelt und dies gab ihm einiges Recht, auf die Hilfe und Vermittlung Rußlands zu hoffen. Das russische Cabinet hatte schon im Jahre 1781 durch den in St. Petersburg sich befindenden holländischen Gesandten Wassenaer für die Aussöhnung zu wirken begonnen. Damals schlug auch Fürst Galizin im Haag den Staaten vor, durch die Vermittlung Rußlands Friedensunterhandlungen mit England anzuknüpfen, und die Antwort auf diesen Vorschlag wurde von den Staaten dem russischen Hofe fast an demselben Tage zugeschickt, als Morkoff im Haag anlangte, — nämlich am 21. Februar (4. März) 1782. Holland erklärte, nur in dem Falle sich in Friedensunterhandlungen einlassen zu können, wenn England die Freiheit des holländischen Handels und der holländischen Schifffahrt anerkennen wolle.

Auf diese Weise war die Hauptsache bereits vor dem Eintreffen Morkoff's abgethan. In seinen ersten Berichten spricht derselbe gradezu aus, wie wenig von einem Erfolge in dieser Angelegenheit zu erwarten stehe. Der Statthalter, obgleich zum Frieden geneigt, besaß weder die Festigkeit des Charakters, noch das nöthige Vertrauen des Volkes, um diese Frage nach seinem Wunsche zu entscheiden. Alles hing von dem Großpensionär ab; allein dieser war ganz von dem französischen Gesandten, dem Herzog von Beauguignon, abhängig, einem verständigen, gewandten und energischen Manne, welcher den Holländern den Gedanken der Nothwendigkeit einer engen Allianz mit Frankreich zur gemeinschaftlichen Action gegen England beigebracht hatte. Nebstdem wünschten viele Holländer, mit den Vereinigten amerikanischen Staaten Verbindungen anzuknüpfen. Der Briefwechsel eines Mitgliedes der holländischen Regierung mit Franklin wurde von den Engländern aufgefangen und diente England zum äußern Vorwande seiner Kriegserklärung.

Mit Morkoff kam fast an demselben Tage ein amerikanischer Bevollmächtigter, Adams, im Haag an. Beide Umstände, das defi-

nitive Bündniß mit Frankreich und die Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien, mußten das Geschäft der Aussöhnung bedeutend erschweren. Frankreich erhielt einen entschiedenen Einfluß in Holland. „Um Gottes Willen, befehlen Sie uns, was wir thun sollen," schrieb Morkoff unter'm 1. (12.) März an Besborodko. „Wir können uns nicht mit den von mir mitgebrachten Instructionen durchwinden, welche auf die Voraussetzung eines völligen Gleichgewichts zwischen England und Frankreich gegeben, jetzt zur Erreichung des Hauptobjects der Mediation unzureichend geworden sind. Ich kann nichts Anderes thun, als die Dinge dem Laufe, den sie einmal genommen, zu überlassen."

Unterdessen wünschten die Gutgesinnten in Holland aufrichtig den Frieden. Auch England that annähernde Schritte, in Folge deren der englische Commissär Wentworth als einfacher Privatmann, wenngleich nicht ohne Zustimmung einiger Mitglieder der holländischen Regierung, im Haag eintraf. Er suchte die Stimmung der Gemüther zu erforschen und friedliche Absichten zu erwecken; allein alle seine Bemühungen waren erfolglos. Man erwiederte ihm, daß Holland bereits in zu enge Verhältnisse zu Frankreich getreten sei, um dieselben wieder aufzuheben; in Betreff der Friedensunterhandlungen berief man sich auf die unterm 4. März an den russischen Hof übersendete Resolution. Fürst Galizin und Morkoff konnten nicht offen im Einvernehmen mit Wentworth handeln. Sie hatten den Auftrag, eine strenge Unparteilichkeit gegen beide Theile zu beobachten und mußten sich um so mehr an diese Vorschrift halten, weil in Folge der Ränke des französischen Gesandten die holländischen Zeitungen bereits offen von der Hinneigung der russischen Kaiserin zu England sprachen und dadurch den Holländern Mißtrauen gegen ihre Vermittlung einflößten.

Mitte März begab sich Morkoff nach Amsterdam, um die Stimmung der Gemüther in dieser Stadt zu erforschen und sich mit den bedeutenden Persönlichkeiten bekannt zu machen. Es gelang ihm, sich dem reichen Rendorp zu nähern, welcher eine große Bedeutung in Amsterdam besaß. Aber grade als Morkoff sich mit ihm in Unterhandlungen befand, benachrichtigte ihn Fürst Galizin von der Ankunft des Couriers Brem mit Depeschen von dem russischen Minister in London, Simolin, worauf Morkoff noch an demselben Tage nach dem Haag zurückeilte. Die Depeschen, welche Brem gebracht, waren äußerst wichtig. In England war eine Veränderung des Ministeriums eingetreten und wurde zugleich der Wunsch nach Frieden immer lebhafter. Die Whigs, welche Holland gewogen waren, hatten die Oberhand über die Tories gewonnen. Für Lord North ward Marquis Buckingham Premierminister; zugleich mit ihm traten Fox, Burke, der junge William Pitt, der zukünftige Leiter Englands, und Shellburn in's Ministerium. Nachdem das neue Ministerium am 4. März durch Simolin die Resolution der Generalstaaten erhalten hatte, beschloß dasselbe, auf die Anerkennung des freien Handels und der freien Schifffahrt der Holländer einzugehen, und Fox richtete deshalb ein officielles Schreiben an Simolin. Mit dieser Erklärung waren die Haupthindernisse des Friedens völlig unerwartet und zu großer Beruhigung der französischen Partei und des Großpensionärs beseitigt, da man sich von dieser Seite der festen Ueberzeugung hingegeben hatte, daß England sich zu einem solchen Nachgeben nicht entschließen werde. Es blieb nichts Anderes übrig, als sich auszusöhnen; allein der Großpensionär nahm seine Zuflucht zur List. Er suchte den Fürsten Galizin zu überreden, dem Schreiben Fox's noch keine Publicität zu geben; er wollte diese Zeit zur Abschließung einer offenen Allianz mit Frankreich benutzen, um dann zu erklären, daß das Schreiben Fox's zu spät gekommen und daß Holland jetzt nicht mehr für sich allein handeln könne. Allein durch die Ankunft Morkoff's aus Amsterdam scheiterte dieser Plan. Ungeachtet seiner Instruction, die ihn anwies, jeder schriftlichen Erklärung auszuweichen, zögerte Morkoff nicht, ein officielles Memorandum der Versammlung der Generalstaaten zu übergeben, worin er die Zustimmung Englands zu der Forderung der Republik feierlich verkündete. Er erklärte dem Großpensionär, daß in diesem Falle jeder Aufschub von Seiten der russischen Minister ein Verrath an dem Vertrauen sei, welches das englische Cabinet der russischen Kaiserin bezeugt habe. Das Memorandum Morkoff's wurde den Staaten zur Prüfung übergeben. Die neue Lage der Dinge, die

durch das Schreiben des Ministers Fox und durch das russische Memorandum herbeigeführt worden, erfüllte alle Friedensfreunde in Holland mit Freude und gab denselben die lebhafteste Hoffnung auf dessen Abschluß. Der Prinz-Statthalter faßte neuen Muth. Auf der Börse stiegen die Fonds. Einen gleich angenehmen Eindruck brachte dieser Umschwung in Petersburg hervor. Die Kaiserin drückte in einem Rescripte an Fürst Galizin und Morkoff, d. d. Zarskoe-Selo, 18. April (von dem Leibgardesergeanten Lanski überbracht), über das tactvolle Auftreten Morkoff's ihre volle Befriedigung aus. Ueberzeugt von der baldigen Eröffnung der Friedensunterhandlungen, versah sie den Fürsten Galizin so wie Morkoff mit Vollmachten für ihre Anwesenheit bei dem bevorstehenden Congresse, und befahl ihnen, insgeheim gewisse Winke über den Wunsch Rußlands zu erkennen zu geben, es möchten beide Theile, sowohl England als Holland, sich mit dem Ansuchen an das Petersburger Cabinet wenden, die Beobachtung der künftigen Friedensbedingungen zu gewährleisten. Im Falle gänzlichen Mißlingens aber sollten beide erklären, daß Rußland die Zumuthungen Hollands in Betreff der vermeintlichen Verbindlichkeiten, die ersterm in Folge der neutralen Convention zugefallen, für alle Zukunft zurückweise. Am Schlusse dieses Rescripts war bemerkt: „Sie werden Uns einen angenehmen und wichtigen Dienst erweisen, wenn es Ihnen gelingen sollte, durch Ihre Vorstellungen und Bemühungen den in Holland vorwiegenden fremden Einfluß zu erschüttern und bei der Abnahme desselben einen Separatfrieden zwischen England und dieser Republik zu Stande zu bringen."

Allein die Anstrengungen und Bemühungen der russischen Gesandten waren vergebens. Es war ihnen nicht möglich, den französischen Einfluß zu beseitigen; offenbar bildete sich durch diesen Streit mit dem Herzoge von Beauguignon und durch die Bekämpfung seines Einflusses in Morkoff jene Abneigung gegen die französische Politik, welche in der Folge seine wichtigsten Handlungen auf der diplomatischen Laufbahn kennzeichnete.

„Frankreich herrscht hier eben so sehr, wie in seinem eigenen Lande," schrieb er unter'm 25. März (6. April) an Besborodko. „Die Holländer selbst zittern, mit Ausnahme der Kaufleute, welche nichts anderes als ihr Geld im Auge haben. Wenn Leute von solchen Eigenschaften zu leiden haben, so muß man sich nicht sonderlich darüber grämen; aber trotzdem darf man es nicht mit ihnen verderben, denn sie können wohl manchmal nützen, wenn man in gewissen (Geld-)Verlegenheiten ist. Der Hauptgegner des Friedens ist der Großpensionär mit seiner Partei, welche aus den angesehensten Leuten Amsterdams besteht. Neben den sehr wahrscheinlichen Absichten gegen den Statthalter, haben dieselben im Sinne, während der Fortdauer des Krieges zu den Amerikanern überzulaufen und durch einen Handelstractat mit denselben England zuvorzukommen."

Und in der That kam, während das russische Memorandum den Generalstaaten zur Prüfung vorlag, ein neues Ereigniß zum Ausbruch, welches den Friedensunterhandlungen mit England offenbar ungünstig war. In der ersten Hälfte Aprils (1782) wurde der Amerikaner Adams, derselbe, welcher später Präsident der Republik wurde, als bevollmächtigter Minister in Holland anerkannt. Bei dieser Gelegenheit gab der Herzog von Beauguignon dem ganzen diplomatischen Corps ein großes Diner, bei welchem er Adams den russischen Ministern als ein neues Mitglied des diplomatischen Corps vorstellte. Am folgenden Tage fuhr Adams selbst bei Morkoff und Fürst Galizin vor, wurde aber von denselben nicht empfangen. Ostermann schrieb ihnen hierüber (unter'm 6. Mai) wie folgt: „Nachdem nun die Hohen Mächte*) zu der formellen Anerkennung von Adams geschritten sind, muß ich Ihnen mittheilen, daß Ihre Majestät nicht wünschen, daß von Ihrer Seite irgend eine Demonstration gemacht werde, welche der Vermuthung Raum geben könnte, als ob Sie diesen Schritt billige. Sie werden sich deshalb enthalten, Besuche anzunehmen oder deren zu machen, sei es Herrn Adams oder einer andern Persönlichkeit, welche von Seiten der Colonien, die sich von England losgesagt haben, dort accreditirt ist.**) Katharina wollte damals

*) „Hohe Mächte" wurden die Präsidenten der Staaten titulirt.

**) Dies erinnert an eine spätere Aeußerung Katharina's, welche ein scharfes Licht auf ihre ganze Politik wirft und uns von Chrapowicki aufbewahrt

noch in keinerlei Beziehungen zu den Amerikanern treten. Wir schließen dies unter Anderm auch aus folgendem Umstande.

Michail Nowikoff, Rath bei der russischen Gesandtschaft in Holland, schickte an einen gewissen Dina, der sich für einen amerikanischen Edelmann ausgab, das Porträt Washington's nach Petersburg. Die Kaiserin befahl, das Porträt dorthin zurückzusenden, wo es der Courier empfangen habe, worauf Ostermann (unter'm 4. Juli 1782) an Galizin und Morkoff schrieb, daß sie in Zukunft weder von Amerikanern, noch an Amerikaner Briefe oder Packete zur Absendung mit Courieren annehmen sollten, „weil man dadurch in die Unannehmlichkeit versetzt werde, dieselben an Leute schicken zu müssen, von denen das Ministerium Ihrer Majestät nicht wisse, wo und warum sich dieselben hier (in Petersburg) aufhalten."

Wie stark in Holland die Sympathie für die Amerikaner und folglich die Abneigung gegen England war, geht unter Anderm aus einem Schreiben Morkoff's an den Grafen Ostermann vom 2. (13.) Mai 1782 hervor. Er schreibt, daß in Nymwegen, zur Zeit der Versammlung der Staaten, ein Mitglied derselben, Singledon, sich bei einem öffentlichen Gastmahle weigerte, auf die amerikanische Unabhängigkeit zu trinken. Die ganze Gesellschaft kam in Aufregung. Man hätte Singledon beinahe zum Fenster hinausgeworfen; er mußte sich aus seiner Heimath nach dem Haag flüchten, wo anonyme Briefe eintrafen, welche an den Statthalter, an den Großpensionär und andere Persönlichkeiten der Regierung adressirt waren. Diese Briefe drohten einem Jeden mit Verfolgung, der sich unterfange, sich der Anerkennung der amerikanischen Freiheit und dem Kriege gegen England zu widersetzen. Es ist begreiflich, daß Morkoff bei einer solchen Stimmung der Gemüther große Schwierigkeiten fand, den ihm gegebenen Auftrag zu vollziehen. Er mußte sich auf Ermahnungen und Vorstellungen beschränken. Er konnte der zahlreichen Friedenspartei nicht die thätige Unterstützung Rußlands versprechen, denn seine Instruction gab ihm hierzu kein Recht. Der Erfolg der Angelegenheit wurde mit jedem Tage weniger wahrscheinlich. Dem französischen Gesandten, Beauguignon, welcher die innere Aufregung des Landes geschickt zu benutzen wußte, gelang es, den Willen der holländischen Machthaber vollständig zu beherrschen. Die Holländer bei ihrer schwächsten Seite, dem Eigennutz, fassend, stellte er ihnen vor, wie vortheilhaft ein Handelstractat mit Amerika für sie sein würde. Auf der andern Seite verstand er die Abneigung der Holländer gegen den Statthalter zu benutzen und schmeichelte ihnen mit der Hoffnung auf eine Beschränkung oder selbst eine vollkommene Aufhebung seiner Prärogative. Der Prinz von Oranien, ein kurzsichtiger, schwacher und unentschiedener Mann, hatte sich so ziemlich eine allgemeine Abneigung zugezogen, insbesondere dadurch, daß er sich in Allem seinem früheren Vormunde, dem den Holländern verhaßten Herzoge Ludwig von Braunschweig, unterwarf (er war der leibliche Bruder Anton Ulrich's, welcher sich eine so traurige Berühmtheit in der russischen Geschichte erworben hat). Im Einklange mit seiner Instruction, worin es hieß, daß Katharina der Schwester Ludwig's, der verwittweten Königin von Dänemark, versprochen habe, „sich für die möglichst beste Erledigung seiner unangenehmen Angelegenheiten zu verwenden," suchte Morkoff darauf hinzuwirken, daß Ludwig die Stelle eines holländischen Feldmarschalls niederlege und gegen die Bewilligung einer Pension und Bezahlung seiner Schulden aus Holland abreise. Der größte Theil der holländischen Städte und insbesondere Antwerpen hatten seine Entfernung von den Staatsgeschäften nachdrücklich gefordert. Die Gemahlin Wilhelm's V. war eine leibliche Nichte Friedrich's des Großen; doch half dies dem Statthalter wenig. Die eifrigen Vorstellungen und Proteste des preußischen Gesandten Baron Thulmaier, zu welchem Morkoff in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, vermochten die oranische Partei eben so wenig zu unterstützen als den französischen Einfluß zu beseitigen.

Die holländische Regierung zögerte, gleichsam um Zeit zu gewinnen, mit der Antwort auf das Memorandum, welches von dem Fürsten Galizin und Morkoff unter'm 3. April übergeben worden war und worin

wurde. Als sie das Buch Radischtscheff's, „Reise von Petersburg nach Moskau," las, sagte sie: „Er ist noch schlechter als Pugatscheff! er lobt Franklin." (Siehe Memoiren Chrapowicki's, unterm 7. Juli 1790.)

die Eröffnung der Friedensunterhandlungen verlangt wurde, welchen jetzt kein Hinderniß mehr im Wege stand, nachdem das englische Cabinet durch das Schreiben seines Ministers Fox das Versprechen gegeben, die Freiheit des Handels und die Schifffahrt der Holländer anzuerkennen. Fürst Galizin und Morkoff erhielten durch Simolin, den russischen Gesandten in London, ein zweites Schreiben von Fox, welches sich noch bestimmter hierüber aussprach. Allein auf alle Vorstellungen Morkoff's erfolgte immer die nämliche Antwort, daß Holland bereits in zu enge Beziehungen zu Frankreich getreten sei, als daß es ohne dasselbe sich mit England aussöhnen könne; daß die während des Krieges von den Engländern weggenommenen transatlantischen Besitzungen Hollands von den Franzosen besetzt seien, welche dieselben im Falle eines Zerwürfnisses auf immer für sich behalten könnten. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, wurde dem russischen Gesandten am Hofe zu Versailles, Fürsten Bariatinsky, aufgetragen, das Interesse Hollands in Schutz zu nehmen, doch war auch diese Maßregel eben so fruchtlos als die Unterhandlungen Morkoff's mit dem Herzoge von Beauguignon.

Am 1. Juli erfolgte endlich die Antwort der Generalstaaten. Sie dankten der Kaiserin für ihre Theilnahme an den holländischen Angelegenheiten; ohne auf die Unterhandlungen mit England in Betreff eines Separatfriedens völlig Verzicht zu leisten, bemerkten sie, daß sie auf das Gelingen desselben wenig Hoffnung setzten, indem sie sich auf den in naher Aussicht stehenden Frieden zwischen sämmtlichen kriegführenden Staaten beriefen und die Kaiserin um ihre fernere Gewogenheit bei dem künftigen allgemeinen Friedenscongresse ersuchten.

Um die nämliche Zeit benachrichtigte Fürst Bariatinsky von Paris aus die russischen Gesandten von der Absicht des russischen Thronfolgers und seiner Gemahlin, Holland zu besuchen. Wie bekannt, bereiste der Großfürst Paul Petrowitsch in den Jahren 1781 und 1782 mit seiner Gemahlin die meisten Länder Europa's. Von Frankreich aus begaben sich die Hoheiten in die österreichischen Niederlande, nach Brüssel, wohin ihnen die beiden russischen Gesandten entgegenreisten.

„Je supplie votre Excellence,“ schreibt Morkoff unter'm 22. Juni (3. Juli) an Ostermann, „de vouloir bien faire agréer à Sa Majesté Impériale cette démarche dictée par notre zèle.“ Es ist bemerkenswerth, daß Morkoff in einem besondern Schreiben der Kaiserin über alle Einzelheiten des Aufenthalts der Hoheiten in dem dortigen Lande Bericht erstattete. Die Generalstaaten ließen dieselben durch ihren Gesandten in Brüssel, Baron Hoop, einladen, Holland zu besuchen, während der Prinz und die Prinzessin von Oranien eigens ihren Kammerherrn, Grafen Huiden, mit Einladungsschreiben dorthin schickten und ihnen sogar selbst entgegenzureisen wünschten. Im Haag bewirthete man dieselben zwei Tage lang mit der größtmöglichsten Zuvorkommenheit. Fürst Galizin begleitete sie durch ganz Holland bis nach Utrecht und sendete einen ausführlichen Bericht hierüber an Ostermann. Aus diesem Berichte wissen wir unter Anderm, daß der oben genannte Vormund Wilhelm's V., Herzog Ludwig von Braunschweig, sich ganz besondere Mühe gab, von den hohen Reisenden einen Besuch zu erhalten, von denselben aber jedesmal eine abschlägige Antwort erhielt. Fürst Galizin beförderte die Briefe Ihrer Hoheiten an die Kaiserin und begab sich nach Amsterdam, um im Auftrage der Großfürstin Spielsachen für die Großfürsten Alexander und Constantin Pawlowitsch einzukaufen. In Saardam nahmen Ihre Hoheiten das Haus Peter's des Großen in Augenschein; in der Folge wurde für den Großfürsten eine Abbildung dieses Häuschens angefertigt.*)

Einige Zeit später, unter'm 27. August (7. Sept.) und 30. August (10. Sept.) schrieb Morkoff an Ostermann, daß die Abänderung des Reiseplanes des Großfürsten Thronfolgers und seiner Gemahlin Veranlassung zu einigen politischen Conjecturen gegeben habe. Ihre Hoheiten hatten anfänglich beschlossen, nach Prag zu gehen, wo man ihnen zu Ehren eine Heerschau zu halten beabsichtigte, reisten aber plötzlich in aller Eile nach Berlin; hieraus schloß man, daß zwischen dem russischen und österreichischen Hofe eine gewisse Erkaltung eingetreten sei. Morkoff und Ga-

*) Die Stadt Saardam machte der russischen Regierung den Vorschlag, das Häuschen Peters des Großen zu kaufen; die Kaiserin wies jedoch diesen Vorschlag zurück.

lizin suchten diese Vermuthung zu widerlegen, indem sie begreiflich machten, daß der Termin der Reise abgelaufen sei und daß ihre Hoheiten bald wieder in Petersburg einzutreffen wünschten.

Seit die holländische Regierung das russische Memorandum beantwortet, war keine weitere Hoffnung mehr auf eine Separataussöhnung dieser Republik mit England vorhanden, und die Angelegenheit, wegen welcher Morkoff nach Holland gesendet worden, war somit erledigt. Nichtsdestoweniger setzte er seine diplomatische Dienstesthätigkeit mit Eifer und Energie fort. Seine Berichte an den Grafen Ostermann bezeugen, mit welcher Aufmerksamkeit er den äußern und innern Beziehungen Hollands folgte. Er setzte den Vicecanzler genau von der Theilnahme Hollands an den gemeinschaftlichen Unterhandlungen, welche in Versailles zwischen den kriegführenden Mächten eingeleitet worden, so wie von den Bewegungen der holländischen Flotte, von dem Kampfe der Parteien, von den Handelsveränderungen, von den politischen Brochüren, den bemerkenswerthen Artikeln in den Zeitungen u. s. w. in Kenntniß. Diese Berichte, so wichtig dieselben auch für die holländische Geschichte sind, gehören selbstverständlich nicht in die Biographie Morkoff's.

Im Frühling 1782 erhielt Morkoff den Auftrag, ein Anlehen, welches die Kaiserin in Holland zu machen wünschte, zu Stande zu bringen. Er begab sich zu diesem Zwecke eigens nach Amsterdam und knüpfte mit dem dortigen Handlungshause Smet Unterhandlungen an. Bald darauf ward ihm ein neuer wichtiger Auftrag zu Theil. Die Kaiserin befahl ihm, für den Eintritt in russische Dienste Seeofficiere und Matrosen zu suchen, „welche in der Ingenieurwissenschaft, in der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik bewandert seien.“ Durch seine ausgebreitete Bekanntschaft war es Morkoff möglich, mit leichter Mühe die für Rußland nöthigen Leute auszuwählen, um so mehr, als viele derselben mit den inneren Unruhen und dem Wirrwarr, der in Holland herrschte, unzufrieden und gern bereit waren, den dortigen Dienst zu verlassen. Vor Allem wendete Morkoff seine Aufmerksamkeit auf den Generaladjutanten Wilhelm's, Kingsbergen, welcher Mitglied des Admiralitätscomité's, Contreadmiral und Linienschiffscapitän war. Derselbe hatte früher schon in russischen Diensten gestanden und zeigte viele Liebe für Rußland. Zugleich mit Rendorp und Anderen war er für einen möglichst baldigen Friedensschluß mit England bemüht und beklagte sich in seinen Unterredungen mit Morkoff über die Unordnung, welche in allen Theilen der holländischen Regierung eingerissen war. Nachdem er von Morkoff den Wunsch Katharina's, ihn wieder in ihre Dienste zu nehmen, erfahren, wollte er lange keine definitive Antwort geben. Aus Furcht, mit ihm einer seiner wenigen Stützen beraubt zu werden, und zugleich die Disposition über die Flotte zu verlieren, suchte ihn der Statthalter auf jede mögliche Weise für Holland zu erhalten, was ihm auch endlich gelang. Kingsbergen antwortete Morkoff, daß er sein Vaterland in der schwierigen Lage, worin sich dasselbe befinde, nicht verlassen könne.

Glücklicher ging die Anwerbung von Ingenieurofficieren von Statten. Mit Hilfe des Ingenieurcorpscommandanten Dumoulin, der selbst gern auf den Vorschlag der Kaiserin eingegangen wäre, sich jedoch wegen seines Alters und seiner Verbindungen mit dem Hause Oranien nicht entschließen konnte, Holland zu verlassen, gelang es Morkoff, vier Officiere für den russischen Dienst zu gewinnen: den Capitän von Suchtelen,*) einen Zögling und Gehilfen Dumoulin's, so wie die Lieutenants Krayenhoff (der an der Erbauung des Canals von Murcia in Spanien Theil genommen hatte), Ferguil und Falconi. Morkoff führte lange Unterhandlungen mit denselben, und erstattete über jeden einzelnen genauen Bericht. Welch hohen Werth das Geld damals hatte, ist daraus zu ersehen, daß Suchtelen nur 1500 Rubel jährlichen Gehalt erhielt. Morkoff führte diesen Auftrag erst zu Ende, nachdem er Holland bereits verlassen hatte. Die Kaiserin wies ihn an, die Angelegenheit in Betreff der Anwerbung von Officieren dem dänischen Gesandten Saint-Saforin zu übergeben, welcher dem russischen Hofe sehr ergeben war und mit

*) Peter Kornilowitsch von Suchtelen (1751 — 1836), später Graf, Ingenieurgeneral und russischer Gesandter in Stockholm, war nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen ein Mann von seltenen Geistes- und Herzensgaben. Er besaß auch eine sehr reichhaltige Bibliothek.

welchem Morkoff während seines Aufenthalts im Haag sich viel näher befreundete, als mit allen übrigen fremden Ministern; Saint-Saforin aber genoß wegen seiner Verbindungen mit Ludwig von Braunschweig die Liebe der Holländer nicht, weshalb Morkoff die endgiltigen definitiven Unterhandlungen der nach Rußland eingeladenen Officiere durch seinen Secretär Danilowsky führen ließ, der nach ihm als Bevollmächtigter im Haag zurückblieb.

In Holland verbrachte Morkoff etwas über ein Jahr und zwar mit dem einfachen Titel eines Gehilfen des Fürsten Galizin. Im September 1782 schickte der König von Sardinien zum ersten Male einen außerordentlichen Gesandten (den Kammerherrn Marquis de Parello) nach Petersburg. In Folge dessen mußte Rußland ebenfalls durch einen Minister in Turin vertreten werden, weshalb die Kaiserin durch Rescript vom 7. November den Fürsten Galizin anwies, sich nach Turin zu begeben. Dem alten Fürsten, der an seinen Posten gewöhnt war, wollte diese neue Bestimmung nicht sonderlich behagen. Er schrieb an die Kaiserin und an den Viceeanzler, daß seine Gemahlin*) in dem nicht weit vom Haag entfernten Münster lebe und dort der Erziehung ihrer Kinder obliege; daß er bei seiner Uebersiedelung nach Turin dieselbe mit sich nehmen müsse; daß es dort für ihn sehr theuer zu leben sei, daß er im Haag viele Schulden gemacht habe und endlich, daß Morkoff gern nach Sardinien gehen würde. Als er bald darauf eine Unterstützung an Geld erhalten und seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, wäre er allerdings gern nach Turin gegangen; allein jetzt war es schon zu spät: es wurde Fürst N. B. Jussupoff dorthin bestimmt, Fürst Galizin wurde pensionirt und Morkoff erhielt Titel und Stellung eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers im Haag.

Allein er blieb in dieser Stellung, welche ihm große Auszeichnungen brachte und seine immer sehr prekären pecuniären Verhältnisse wesentlich aufbesserte, nicht lange. Durch Rescript vom 15. März 1783 rief ihn die Kaiserin aus den Vereinigten Niederlanden zurück und ernannte den Kammerjunker Kolytscheff*) zu seinem Nachfolger. Morkoff wurde in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers an dem königlich schwedischen Hofe an die Stelle des wirklichen Kammerherrn Mussin-Puschkin accreditirt. In demselben Rescripte erhielt er zugleich den Auftrag, sich noch vor seiner Abreise nach Schweden nach Paris zu begeben, wo ihm die Besorgung eines besondern Auftrages anvertraut wurde. Für die Reise nach Schweden und die Einrichtung seines Hauses dortselbst wurden ihm 6000 Rubel und für die Reise vom Haag nach Paris 3000 Rubel bewilligt.

Unmittelbar nach Empfang dieses Rescriptes, am 5. (16.) April, nahm Morkoff von der holländischen Regierung seine Creditive zurück (wobei die Generalstaaten in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für ihn der Kaiserin ihr Bedauern über seine Abberufung ausdrückten), übergab die Geschäfte der Gesandtschaft und das Archiv derselben dem Titularrath Danilowsky, und reiste ohne das Geschenk abzuwarten, welches von den Generalstaaten gewöhnlich den scheidenden Gesandten zu Theil wurde, am 8. April nach Paris.

Er war hier dem Fürsten Iwan Sergejewitsch Bariatinsky zur Dienstleistung bei der Unterzeichnung des Friedens zugewiesen, welcher zwischen Spanien, Frankreich, Holland und den Vereinigten amerikanischen Staaten einerseits und England andererseits abgeschlossen, und durch welchen der langwierige Krieg beendigt wurde. Die europäischen Mächte erkannten die Unabhängigkeit der dreizehn amerikanischen Colonien, die sich von England losgesagt hatten, an. Die Friedensunterhandlungen hatten bereits im September des vorhergehenden Jahres begonnen; im Januar 1783 wurden die Präliminarien unterzeichnet. Frankreich, Spanien und England luden Katharina und ihren Verbündeten, Joseph den Zweiten, ein, die Vermittlung bei der endgiltigen Feststellung des Tractats zu übernehmen. Morkoff hatte sich während seiner Anwesenheit im Haag mit allen Einzelheiten des voraus-

*) Eine geborene von Schmettau, durch ihre Beziehungen zu Jakobi, Hamann, Stollberg u. A. und durch die schwärmerischen Aeußerungen Goethe's über ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bekannt.

*) Stephan Alexejewitsch, später russischer Gesandter in Paris und unter der Regierung Paul Petrowitsch's in Wien.

gegangenen Krieges, wie aus seinen abgesendeten Berichten hervorgeht, vollständig bekannt gemacht, und wahrscheinlich war auch dies der Grund, weshalb ihm die Kaiserin auftrug, dem Friedensschlusse beizuwohnen.

Leider haben wir wenige Nachrichten über seinen Aufenthalt in Frankreich. Am 25. April (6. Mai) wurde er Ludwig XVI., Marie Antoinette und der ganzen königlichen Familie vorgestellt; erst am 2. September wurde der Friedenstractat in Versailles unterzeichnet. Alle Präliminarien in Betreff dieser Angelegenheit wurden durch die beiden russischen, sowie durch den österreichischen Gesandten, Grafen Mercy d'Argenteau, direct mit dem ersten Minister Ludwig's XVI., dem berühmten Vergennes, geführt, weshalb sich dieselben häufig nach Versailles begeben mußten. In einem Schreiben vom 14. (25.) September berichtete Morkoff an die Kaiserin, daß Vergennes im Auftrage des Königs ihm, so wie Bariatinsky, zwei mit Brillanten besetzte Porträts Ludwig's übermacht, und daß ihnen der spanische Gesandte die Porträts seines Königs ebenfalls überreicht habe.

Während seines Aufenthaltes in Paris hatte Morkoff Gelegenheit, mit den hervorragenden Persönlichkeiten, die sich zum Friedensschlusse eingefunden, bekannt zu werden. Von Seiten Englands befanden sich dort Fiz Herbert (bekannt unter dem Namen Saint Ellens) und Lord Manchester; von Seiten Spaniens Graf d'Aranda; die Vertreter der amerikanischen Staaten waren Jay, der berühmte Franklin und Adams, der aus Holland gekommen war. Mit letzterm stand Morkoff in besondern Beziehungen. Damals schon hielt sich Dina als Commissionär der amerikanischen Republik in Petersburg auf. Derselbe hatte dem russischen Hofe den Vorschlag gemacht, mit seinem Vaterlande einen Handelstractat abzuschließen, worauf ihm jedoch eine abschlägige Antwort ertheilt wurde. Adams trat über diesen Gegenstand mit Morkoff in nähere Erörterungen; dieser aber erklärte ihm, daß Rußland nicht eher zu einem Handelstractate schreiten könne, bis in Versailles ein definitiver Friedensschluß zu Stande gekommen und die Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien von allen Mächten formell anerkannt sei. Die russischen Gesandten hatten den Auftrag, dahin zu wirken, daß bei dem Abschlusse eines allgemeinen Friedens die an demselben theilnehmenden Staaten ihre frühere Anerkennung der bewaffneten Neutralität bestätigen möchten. Fürst Bariatinsky und Morkoff eröffneten hierüber mit Vergennes Unterhandlungen, welche jedoch, wie es scheint, zu keinem Resultate führten. Außerdem hatten sie sich noch eines andern viel wichtigeren Auftrages zu entledigen. Zur nämlichen Zeit erfolgte die definitive Vereinigung der Krim mit Rußland, welchem Ereignisse Frankreich, der alte Alliirte der Pforte, selbstverständlich nicht ruhig zusehen konnte. Doch ging diesmal Alles glücklich von Statten und durch die Unterhandlungen der russischen Gesandten in Versailles wurde jede Einsprache von Seiten Frankreichs beseitigt.

Morkoff verweilte bis anfangs Februar des folgenden Jahres 1784 in Paris. Wie er diese Zeit verlebte, wissen wir nicht. Aus einem seiner Schreiben an Besborodko ist zu ersehen, daß er nach Fontainebleau reiste. Sein College, Fürst J. S. Bariatinsky, der bereits einige Jahre in Paris verlebt hatte und bei den Parisern beliebt war, führte ihn wahrscheinlich in die besten Gesellschaften ein. Durch ein Rescript vom 27. December wurde Morkoff von dem französischen Hofe abberufen und zur Abreise an seinen eigentlichen Bestimmungsort, das heißt nach Stockholm, angewiesen. „Uebrigens," heißt es in dem genannten Rescripte, „haben wir Ihrer Bitte Allergnädigst zu willfahren geruht und erlauben Ihnen, zur Herstellung Ihrer Gesundheit einen dreimonatlichen Aufenthalt in Italien zu nehmen und zwar mit Beibehaltung des vollen, Ihrem Posten in Stockholm entsprechenden Gehaltes."

Auf diese Weise wurde die Reise nach Schweden abermals verschoben und Morkoff ein kurzer Aufenthalt in Italien zu Theil. Doch erhielt auch diese Reise, wie wir sehen werden, eine politische Bedeutung. Die gewaltsame Aneignung der Krim mußte Rußland früher oder später in einen neuen Krieg mit der Türkei verwickeln. Katharina bereitete Rußland schon lange sowohl durch innere Maßnahmen als durch politische Unterhandlungen für den bevorstehenden Kampf vor. Durch die Freundschaft Joseph's II. sich gegen Oester-

reich sichernd, und einer thatsächlichen Einmischung Frankreichs vorbeugend, beobachtete sie zu gleicher Zeit das mit Frankreich und der Pforte verbündete Schweden mit rastloser Aufmerksamkeit. Auf dem schwedischen Thron saß damals ein Neffe Friedrich's des Großen, Gustav III., der Wiederhersteller der absoluten Königsgewalt in Schweden, bekannt durch seinen unruhigen Charakter, seine Reorganisationen, seinen unglücklichen Krieg mit Rußland und durch seinen Tod durch die Hand des Mörders Ankerström. Katharina, welche sich später in ihrem Lustspiele „Der Held Kosometowitsch" über ihn lustig machte, begab sich Ende Juni 1783 eigens nach Friedrichshamm, um sich mit ihm persönlich zu berathen und seine nähere Bekanntschaft zu machen. So viel bekannt, ging Gustav bei diesen persönlichen Unterhandlungen mit Katharina darauf ein, die Anerkennung der bewaffneten Neutralität zu bestätigen; auf einen andern Vorschlag der Kaiserin dagegen, dem Abschlusse einer Allianz zwischen den drei nordischen Staaten beizutreten oder wenigstens alle Verbindungen mit der Türkei abzubrechen, so wie sich aller Verbindlichkeiten gegen dieselbe zu entschlagen — gab er jedoch keine definitive Antwort.

Bald nach dieser Zusammenkunft, und zwar im October 1783, trat Gustav unter dem Namen eines Grafen von Haag eine größere Reise durch Europa an. Das Hauptziel derselben war Italien. Gustav gefiel sich darin, für einen eifrigen Liebhaber der Künste zu gelten. Nach dem Abschlusse des Friedens von Versailles lebte Morkoff ohne besondere Beschäftigung in Paris. Sein eigentlicher Posten war in Stockholm, bei dem Könige von Schweden; da sich aber Gustav III. damals in Italien befand, so bot sich Morkoff die angenehme Gelegenheit dar, das dortige Klima zu benutzen und seine Gesundheit wiederherzustellen, zugleich aber auch mit dem Fürsten bekannt zu werden, an dessen Hofe er zum Gesandten bestimmt war.

Morkoff reiste von Paris nach Turin, wo er am 6. (17.) März 1784 ankam. Bei dem dortigen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Rußlands, dem Fürsten Nikolai Borissowitsch Jussupoff, fand er ein an ihn adressirtes Packet mit einem allerhöchsten Decrete und den Insignien des Wladimirordens dritter Classe. Ueber seinen Aufenthalt in Turin so wie im Allgemeinen über seine Reise befinden sich ziemlich umständliche Nachrichten in seinen Briefen an Besborodko. — „Am dritten Tage nach meiner dahier erfolgten Ankunft," schreibt er unter'm 9. (20.) März aus Turin, „hatte ich die Ehre, des Vormittags dem Könige (Victor Amadeus III.) und seiner ganzen Familie vorgestellt zu werden. Se. Majestät würdigte mich eines sehr huldvollen Empfanges und drückte sich in so schmeichelhaften Ausdrücken gegen mich aus, daß ich mir nicht erlauben kann, dieselben zu wiederholen. Am Abend war Cour bei der Königin, wohin auch ich mich verfügte. Der König kam zu mir und geruhte mir unter andern Dingen zu bemerken, daß er mich mit dem Könige von Schweden noch einmal zu sehen hoffe. Ich erwiederte, daß ich dieses Glück leider mehr wünschen als hoffen könne, weil mein Aufenthalt in Italien auf drei Monate beschränkt sei, und diese Zeit kaum hinreichen dürfte, um auch nur oberflächlich alle Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, ganz abgesehen davon, daß ich einen Theil dieser Zeit meiner Gesundheit widmen müsse, welche sehr der Wiederherstellung bedürfe. Ich weiß nicht, auf welchen Grund hin man hier allgemein vermuthet, daß ich den Befehl habe, bei dem Könige von Schweden zu verweilen und diesen Monarchen auf seiner Reise zu begleiten. Es sollte doch scheinen, als ob die Art meiner eigenen Reise Allen diesen Irrthum benehmen müsse; denn ich reise so stille, daß dabei auch kein Schein vorhanden ist, als ob ich irgend einen Auftrag vom Hofe hätte. Uebrigens ist diese Langsamkeit von meiner Seite eine sehr unfreiwillige: vor meiner Abreise aus Paris bekam ich das Fieber, welches mich während meiner ganzen Reise nicht verlassen hat, und welches bei jeder übermäßigen Bewegung sich vermehrt; doch reise ich übermorgen unabänderlich von hier ab, und werde, wenn es meine Kräfte erlauben, eilen, um in der Charwoche in Rom einzutreffen."

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Von Frühling zu Frühling. Von Moritz Hartmann. Berlin. Franz Duncker.

Moritz Hartmann hat die deutsche Lesewelt wieder einmal mit einem liebenswürdigen Buche beschenkt, welches eben so unterhaltend wie geistvoll ist, ein Roman, voll anziehender Einzelheiten und in seiner Totalität von der schönsten künstlerischen Abrundung. Die ewig interessanten Räthsel der Menschennatur in ihren halb unbewußt treibenden Elementen treten darin an Personen in die Erscheinung, welche bedeutend genug sind, um das Interesse zu fesseln, und doch Jedem bekannt und vertraut dünken. Die dämonisch zerstörende Gewalt der Leidenschaft, der Ernst des sittlichen Wollens, die Herrschaft des Geistes und die stille Gewalt des Gemüthes, alles dies ist in schöner Form personificirt und geschickt miteinander in Conflict gebracht. Was aber den Verfasser ganz besonders ehrt, sind die Schilderungen seiner Frauencharaktere, in denen er neben der poetischen kräftigen Gestaltung auch durchgängig das zeigt, was dem Dichter stets als bestes Zeugniß seines eigenen sittlichen Werthes gilt: Achtung vor der Würde des Weibes. Moritz Hartmann führt uns in „Von Frühling zu Frühling" verschiedene Frauen vor: die emancipirte Künstlerin Betty, die stillwaltende Louise, die Französin Antoinette, und in Allen zeigt er die Heiligkeit der Frau, ja, selbst der Pariser Grisette verleiht er einen versöhnenden Schimmer, wenn er die hübsche Blondisette in der pikanten Verführungsscene dem deutschen Gelehrten gegenüber frivol und doch wehmüthig sagen läßt: „Mein Gott, daran denke ich längst nicht mehr, mir ein Glück auf Jahre oder gar auf ein ganzes Leben zu verschaffen? Wir armen Geschöpfe sind bescheiden, ein kurzes Glück ist uns genug, und wir legen Niemandem die Last ewiger Erkenntlichkeit auf wie die honneten Weiber." So lehrt er uns das Weib, das er uns vorher bewundern und lieben gelehrt, in seinem Falle noch bedauern und nur die völlige Versunkenheit findet bei ihm keine Stelle. — Wir wünschen dem trefflichen Buche im Interesse des Publicums recht viele Leser.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst, von Eduard Devrient. Vierter Band. Leipzig. J. J. Weber.

Dieser vierte Band des berühmten Devrient'schen Werkes schildert die Entwicklung der Hoftheater und damit also den Kern unserer heutigen Bühnenorganisation. Als die Theater nur künstlerische Vorstände hatten, hieß es, die Schauspieler und Dichter hätten jederzeit selbstsüchtigen Zwecken die Vorhand gegeben; seitdem die oberste Behörde der Theater eine Hofcharge geworden, wird den Intendanten Unkenntniß und Mangel höherer Zwecke vorgeworfen. Beides mag begründet sein, und da die heutige Bühne überhaupt eine Zwittererscheinung ist, die den höchsten Interessen und der seichtesten Unterhaltung dienen und neben der Förderung edler Empfindungen auch die Gelegenheit zur Befriedigung höchst unedler Neigungen bieten soll, liegt es auf der Hand, daß eine würdige und ernste Führung schwer möglich ist. So lange die Fürsten den Bühnen unentbehrlich sind, wird dies nie anders werden. Der Staat sieht ruhig zu und überläßt diese „unschädliche" Privatbelustigung den Höfen. Die Zustände unserer Theater sind demnach auf's engste mit weitergreifenden Verhältnissen verknüpft, und alle Bemühungen Einzelner können daran nichts ändern. — Devrient gibt in diesem vierten Bande seiner Theatergeschichte manchen wichtigen Fingerzeig in Bezug auf die Verwerflichkeit der Theaterkritik, die Claque, die Gastspielwuth und andere Zeichen des inneren Verfalls der dramatischen Kunst, über den man sich nicht länger täuschen kann. Auch einige komische Anekdoten von unwissenden Intendanten hat er darin verzeichnet. Ein solcher wies den Pauker im Orchester mit seiner Bitte um Gehaltszulage zurück: er solle erst fleißiger werden, er beobachte ihn aus seiner Loge und sähe, wie selten er zuschlüge. Ein anderer, den die Darstellerin der Orsina um ein neues Kleid zu dieser Rolle ansprach, zeigte ihr den Anschlagzettel und wie weit unten sie im Personalverzeichniß stehe. Erst wenn sie weiter oben stände, könne sie um ein neues Kleid ansprechen. Ein dritter nannte während seiner langjährigen Amtsführung die Spontini'sche Oper nie anders als „die Westphalin." — Von besonderem Interesse ist der letzte Abschnitt, welcher über die Directionsführung Immermann's eingehende Nachrichten gibt.

Als sehr empfehlenswerthe Festgeschenke können wir unsern Lesern für den bevorstehenden Jahresschluß den neuen Jahrgang des Auerbach'schen Volkskalenders (Leipzig, E. Keil) empfehlen, der namentlich auch in Bezug auf die Illustrationen vortrefflich ausgestattet ist. Auch der im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienene Volkskalender für 1862 verdient seines reichen, belehrenden Inhalts und der vortrefflichen Ausstattung wegen eine weite Verbreitung.



Ringwälle

und ähnliche Anlagen im Taunus und anderwärts.

Von

A. von Cohausen.

Wie die Ufer schöner sind als die hohe See, und meist schöner als das Binnenland, so sind auch jene Gegenden am schönsten, wo Gebirg und Ebene sich berühren. In der Ebene erfreuen wir uns der geschwungenen und gezackten Berglinien, die den Horizont säumen; auf den Bergen reizt uns die nebelgraue Ferne, die den Himmel der Erde vermählt. Solcher Standpunkte bietet das Rhein-Mainthal und der Taunus viele. Auf dem Altkönig sehen wir die Ebene in breitem Strome auf uns zukommen, rechts und links von den Höhen der Bergstraße, des Donnersberges und der Hart eingedämmt, aufwärts aber endlos. Zu unsern Füßen über dichte Waldwipfel hinweg liegen im reichen Geflechte bunter Ackerstreifen in grünen Baum- und blauen Rauchwolken die Dörfer und Städte, über denen die Kirchthürme Wache halten, während die Gewässer bald hier bald dort unerwartet aufblitzen.

Wie reich ist das Land, und doch wie oft haben sich die Kriegsfluthen darüber ergossen! — Es ist als ob sie, wie die des Nils, die Ebene nur desto reicher befruchtet hätten, als ob Blut und Brandschutt die Aecker am besten düngten, und den besten Baugrund abgäben für die Wohnungen der Menschen; es ist als ob das Elend, das der Vater erduldet, wieder gut gemacht werden sollte am Sohne.

Schon die Römer verheerten das Land mit Feuer und Schwert; Ammianus Marcellinus erzählt uns anschaulich, wie im Jahre 357 die gegen den Taunus vorrückenden Römer sowohl, als die Germanen, welche bei Sonnenaufgang die Höhen besetzt hatten, große Rauchwolken in der Ferne aufsteigen sahen. — Andere römische Truppenabtheilungen waren in der Nacht von Mainz rheinab- und mainaufwärts gefahren und gelandet, und bewegten sich jetzt, um den Ersten Rücken und Flanken zu decken, sengend und brennend vorwärts durch das gesegnete Fruchtland. Das Waldgebirge aber setzte Allen eine Grenze. Hierhin hatten sich die Bewohner der Ebene geflüchtet und, wie Ueberläufer aussagten, sich in großer Zahl in Schluchten und hinter vielen sich durchkreuzenden Gräben verborgen, die Wege aber durch Verhaue aus Eichen-, Eschen- und Tannenstämmen überall fest versperrt. Hier harrten sie des günstigen Augenblicks, aus ihren Hinterhalten hervorzubrechen, wenn die Römer es wagen sollten, sie weiter zu verfolgen. Das scheuend, zogen diese sich zurück, nachdem sie, wahrscheinlich dicht oberhalb der Niddamündung, ein altes Castell wiederhergestellt und mit den geraubten Lebensmitteln versorgt hatten.

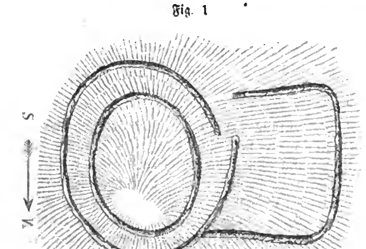
Was die Römer gethan, wiederholten die Ungarn, die Schweden, Spanier, Franzosen und andere Kriegsvölker im Laufe der Zeiten unzählige Male; Jeder begann das Zerstörungswerk auf's Neue; — aber vergeblich! Kaum hatte sich die Fluth ver-

laufen, so war das fleißige, unverdrossene Geschlecht wieder da, es schien, wie die Frühlingsboten, die die Erde der lockenden Sonne entgegensendet, aus dem Boden zu wachsen, und die Göttergabe zu besitzen, Fluch in Segen zu verwandeln.

Aus dem Sturm hatten sie sich an's Ufer gerettet; das erhaltende Element der Bergwälder, das auch wir so sehr bedürfen, hatte sie verborgen und gehegt, von dort kehrten sie rüstig wieder, bauten Häuser und Felder, daß Alles tröstend und heilend schöner ward als je zuvor.

Jene Höhen mit ihren steinigen Gipfeln, die wie Warten über das Gehäge der Wälder nach der Ebene schauen, mit ihren tiefen Schluchten und stillen Wiesenthälern, aus denen klare Bäche hervorrauschen, bergen der Geheimnisse aus alter Zeit noch viele. Eins möchten wir zu ergründen suchen; wir treten ein in den feierlichen Waldschatten und in jene Zauberkreise, jene Ringwälle, die ihre Scheitel ernst umziehen. — Vor Allen sind es die des Altkönigs, die uns, als die ausdrucksvollsten und besterhaltenen Beispiele, Thatsachen geben, welche Aufschluß über ursprüngliche Form und Absicht aller Anlagen verwandter Art versprechen.

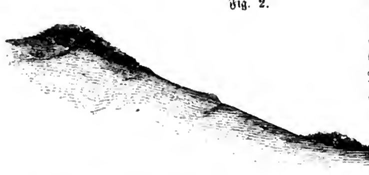
Fig. 1



Ringwälle auf dem Altkönig im Taunus.

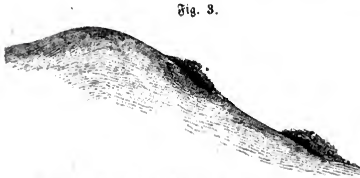
Obschon minder hoch als der Feldberg, tritt der Altkönig, da er steiler und der Ebene näher ist, uns mächtiger als jener aus den Thälern und Vorhöhen entgegen. Sein nach Norden gewandter Gipfel fällt steil dahin ab, während er nach Süden erst einen geneigten Plan bildet, ehe er sich nach dieser und der Ostseite zu seinen Ausläufern, nach Westen aber zu dem Thale absenkt, das ihn vom Feldberg trennt.

Fig. 2.



Profil des Gipfels des Altkönigs und seiner Ringwälle gegen Westen.

Fig. 3.



Profil des Gipfels des Altkönigs und seiner Ringwälle gegen Norden.

Zwei concentrisch-elliptische Steinwälle umziehen den obern Theil des Berges, so daß der Gipfel sie noch überragt. Der innere Wall bildet ein Oval von 430 und 320 Schritt Achse, der äußere läuft mit 60 bis 100 Schritt Abstand um ihn herum. Der innere ist durch keine, der äußere aber durch acht bis neun Eingänge unterbrochen, welche jedoch größtentheils erst in neuerer Zeit geöffnet zu sein scheinen, da man hier Pflastersteine entnimmt. Auf der Westseite schließt sich eine unregelmäßig viereckige Umwallung von 350 und 450 Schritt Seitenlängen an den äußern Wall an, jedoch ohne das Rinnsal des Thals zu erreichen. Der Plan der ganzen Anlage erhellt aus Figur 1 und ihre Höhenverhältnisse aus den Profilen Figur 2 und 3. Die Höhe des

Walles ist verschieden, die der ringförmigen Umschließungen ist bedeutender als die des viereckigen Anhanges. Die Wälle des letztern haben bei 30 Fuß Grundbreite nur 2 bis 3 Fuß Höhe; während die Ringwälle selbst zum Theil 30 Fuß hoch sind, wenn man von dem allerdings nicht scharf bestimmbaren Punkte ausgeht, wo die äußere Wallböschung in den natürlichen Bergabhang übergeht. Nennt man aber die Wallhöhe die senkrechte Linie vom Wallgipfel bis zum natürlichen Boden, so übersteigt sie nirgend 12 Fuß, und beträgt an andern Stellen oft nur einen Fuß. Der Wall fällt großentheils nur nach Außen ab, indem er eine Art von Terrasse bildet; da, wo er auch eine innere Böschung hat, beträgt sie höchstens 6 Fuß. Auf der nördlichen steilsten Seite des Berges ist der Wall zu einem mehr oder minder breiten Geröllstreifen zusammengerutscht, der sich nur wenig vom natürlichen Abhange unterscheidet. Gräben sind weder vor noch hinter dem Wall vorhanden. Die Wälle bestehen ohne alle Erde nur aus Steinen, es sind kieselige und sandsteinartige Grauwacken, alle von geringer Größe und nur selten zeichnet sich einer aus, den zu tragen ein Mann nicht hinreichte. Von Bearbeitung ist eben so wenig zu entdecken als von einem Steinbruch, aus dem sie bezogen sein könnten, die Steine sind offenbar aus den Felstrümmern zusammengetragen, welche die Oberfläche des Berges übersäen. Sie sind ganz regellos, ohne irgend einen Verband, ohne eine künstliche oder absichtliche Aufeinanderpackung zusammengeworfen, und liegen daher locker und ohne einer andern Vegetation als grauem Moose zwischen den Lücken Nahrung zu gewähren, übereinander. Die ganze planmäßige und stetig fortlaufende Umschließung, die große Mühe, die das Zusammenbringen so vieler Steine gekostet, zeigen, daß man damit eine wirkliche Absperrung, ein Hinderniß gegen den, der unberufen einzudringen versuchte, schaffen wollte; — der Versuch aber lehrt, daß diese Absicht, jetzt wenigstens, nicht mehr erreicht ist; der Wall setzt dem Erklettern nur sehr geringe Schwierigkeit entgegen. Wir würden aber unrecht thun, das Werk, weil es trotz der großen Arbeit jetzt seinen Zweck nicht mehr erfüllt, ein rohes zu nennen.

Wenn wir die Knochenreste urweltlicher Thiere betrachten, so fällt es uns nicht ein, zu behaupten, daß diese Skelette jemals, wie sie jetzt vor uns liegen, herumgelaufen seien, wir schließen ganz richtig aus dem zweckmäßigen Bau der jetzt lebenden Thiere, daß auch die Knochen jener durch Muskeln und Sehnen verbunden und mit Haut bedeckt waren. Nicht anders ist es mit unsern Wallskeletten, auch sie müssen wir uns durch vergängliche Stoffe, — hier Holz- und Strauchwerk, ergänzt denken, so daß sie ihren unbestreitbaren Zweck, eine wirkliche Abgrenzung zu sein, erfüllen konnten, daß sie daher unersteiglich sein, und aber auch beim Zusammensturz die heutige Gestalt annehmen mußten.

Ehe wir die einstige Form der Steinwälle wieder herzustellen versuchen, müssen wir die jetzige noch näher betrachten. —

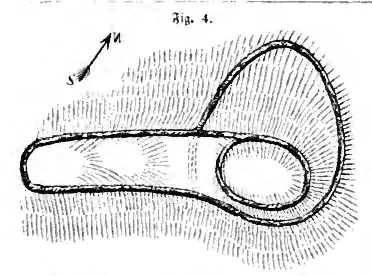
Um Gepräge und Schrift alter verwischter und verrosteter Münzen zu entziffern, genügt ein einziges Fundstück selten, wenn wir aber viele Exemplare haben, so findet sich trotz der größten Beschädigungen auf dem einen dieser, auf dem andern jener Buchstabe, aus der Zusammenstellung wird das eigentliche Gepräge leicht von zufälligen Schrammen und Rostknoten unterschieden, und die ganze Schrift wieder hergestellt.

So können wir auch bei den Ringwällen des Altkönigs fragen, ob ihre kreis- oder eiförmige Gestalt auf einen Zweck und eine Construction schließen läßt, welche sie von allen andern Wällen, die nicht eben diese Form haben, unterscheidet?

Gewiß nicht, denn wir finden bei sonst ganz gleicher Lage und ganz gleicher Beschaffenheit der Wälle alle Uebergänge von der runden bis zur unregelmäßigsten Form, ohne daß Jemand wird behaupten wollen, daß hier dieser Zweck, dieser Bau aufhört und ein anderer beginnt; wir müssen gestehen, daß, wenn auch die runde Form als die meist umfassende den Vorzug haben mochte, jede andere Form, wenn es die Bodengestaltung verlangte oder erlaubte, ebenfalls angewandt worden ist.

Eine Stunde nordöstlich vom Altkönig liegt auf einem seiner Ausläufer eine große Steinumwallung, die Altenhöfe genannt. Ihre Profilverhältnisse sind ziemlich dieselben wie die dortigen, ihr Grundriß aber, welchen wir umstehend in Figur 4 darstellen, ist auf den ersten Anblick ganz verschieden; er gewährt jedoch bei näherer Betrachtung gleichfalls eine innere und eine äußere Um-

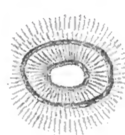
Fig. 4.



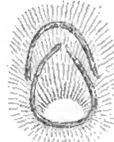
Steinwälle im Taunus, die Altenhöfe genannt.

schließung und einen gleichfalls umwallten Anhang. — Andere Ringwälle, z. B. der Castellberg bei Hirschhausen in der Eifel, Figur 5, haben diesen Anhang nicht; noch

Fig. 5 und 6.



Die Ringwälle auf dem Castellberg bei Hirschhausen in der Eifel.



Der Ringwall bei Otzenhausen im Hochwald.

andere, z. B. der Steinring bei Otzenhausen, Figur 6, haben weder diesen Anhang noch gewähren sie die äußere Umschließung ringsum, sondern sind nur theilweise

Fig. 7 und 8.



Die Teufelsmauer bei Dürkheim an der Hart.

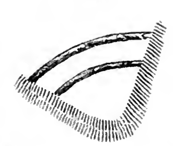


Steinwälle an Terrainhindernisse angelehnt.

doppelt umfaßt. Bei andern fehlt der Vorwall, und es ist wie bei der Teufelsmauer bei Dürkheim an der Hart, Figur 7, nur ein Wall vorhanden. Ja bei noch andern Anlagen bestehen diese nicht einmal aus einem ringsumlaufenden Wall, sondern derselbe schließt sich, wie Figur 8, einfach, oder



Fig. 9.



Steinwälle an Terrainhindernisse angelehnt.

wie Figur 9, verdoppelt an Felsen oder steile Abhänge an; oder der künstliche Wall bildet endlich selbst nur einen kurzen Abschnitt, der eine schmale und steile Bergzunge vom Hochland trennt, und ist dann, wie Figur 10, einfach, oder wie Figur 11, doppelt oder mehrfach.

Fig. 10.



Einfacher Steinwall als Abschnitt einer Bergzunge.

Fig. 11.



Doppelte Steinwälle als Abschnitt von Bergzungen.

So sind wir vom schönen weiten Steinkreis zu einem kurzen graden Wallstückchen gekommen, welches nichtsdestoweniger genügt, eine große Fläche abzugrenzen. Ja wir müssen noch weiter gehen: alle diese Formen, die wir bis hierher als von Steinen aufgeführt bezeichnet haben, und welche im steinreichen, also im Gebirgslande, vorkommen, finden wir in den steinarmen, meist ebenen Gegenden von Erde dargestellt, und die Wälle, die sich dort an Felsen und tiefe Abstürze anschließen, erhalten hier ihre Anlehnung an Gewässer und Steilränder. Wie dort der Zugang erschwert wird durch schroffe Abdachungen, so wird in der Niederung die Annäherung gehemmt durch Sümpfe und Wasserausbreitungen. Die

Ueberschreitung der Wälle und Gräben aber ist nach der Natur des Bodens durch verschränkte Hecken und Baumpflanzungen erschwert. Eins ist Allen gemein: Die Umschließung durch die Kunst, so weit die Natur sie nicht gewährte, und Bodenverhältnisse, die den Zugang erschwerten.

Es ist ganz natürlich, daß die ausgebildete Form der Ringwälle jedem Auge zuerst auffallen und verständlich scheinen mußte, sie wurden daher schon früh bemerkt, aus der großen Zahl weniger regelmäßigen Formen herausgegriffen, mit Vorliebe beschrieben und zu erklären versucht.

In einigen hatte man beim Nachgraben Kohlen, alte Waffen und Werkzeuge, Scherben, verkohltes Getreide und Knochenreste gefunden, und geglaubt — wie die Titel zweier sonst verdienstlichen Schriften von Wagner es emphatisch aussprechen, „Tempel und Pyramiden" und „Egypten in Deutschland" zu sehen. Man besaß Sagen und schriftliche Zeugnisse von der Gottesverehrung der alten Deutschen auf Bergen und in heiligen Hainen, man brachte diese in Verbindung mit dem Gebrauch der Johannis-, Oster- und Mertesfeuer, und glaubte in Steinringen und Rundwällen die rechte Localität gefunden zu haben, um sie zu Cultusstätten zu machen und in sie die ganze Scenerie von Druiden, Priestern, Jungfrauen, Aufzügen, Opfern, heiligen Feuern und dergleichen zu verlegen; jede Scherbe wurde zur Opferschale, jedes Metallstück zum Opfermesser, der Steinmeißel ein Opferbeil, das verkohlte Getreide Brandopfer, und jeder Knochen mußte von einem Opfer oder wenigstens von einem Opferschmaus herrühren. In wie vielen Fundberichten sind so römische und deutsche Alterthümer dargestellt, und oft mit Uebergehung einer Beschreibung des Thatbestandes versucht, sie durch phantasiereiche Schilderungen von Dingen, zu denen sie meist gar keinen Anhalt geben, zu würzen.

So hohe Auffassung können wir nicht theilen; wir glauben, daß die realste Erklärung immer den Vorrang vor der idealen hat, und daß zuerst versucht werden soll, ob man mit jener ausreicht, ehe man diese zu Hilfe nimmt. Es scheint uns glaublich, daß Scherben und Knochen, die von den täglichen Mahlzeiten abfielen, häufiger und daher zweifelloser sind, und sich eben so gut werden erhalten haben, als die, welche von Opfern herrühren, und daß Kohlen und verbrannutes Getreide an sich keinen Opferbrand, sicher aber einen Brand beweisen.

Wir sind der Meinung, daß, ehe die Menschen an Gott denken, sie an sich und ihre Sicherheit denken und versuchen, was sie selbst dafür thun können. Zum Erfassen des Gottesgedanken muß der Culturzustand sich schon vom Kampf um das Dasein zum Genuß des Daseins erhoben haben.

Wir glauben daher schon deshalb, daß, ehe die Menschen Cultusplätze errichten, sie sich Zufluchtsorte suchen und zu Festungen ausbauen, und daß dies Bedürfniß nicht nur den Urzuständen eigen, sondern noch bis in die neue Zeit hereinreicht.

Solche Zufluchtsorte waren es, welche die Bewohner der reichen Mainebene im nahen Taunus fanden, die sie sich sicherten und ausbauten auf dem Altkönig, in den Altenhöfen, in der Goldgrube, auf der Giekelsburg und noch in acht oder zehn andern Umwallungen jenes Gebirges.

Und was sie thaten, that man allenthalben, versteckt und gesichert durch Wald, im Gebirge und zwischen Gewässern — und wo beide fehlten, ohne diese, so gut es ging.

Versprachen aber jene Erd- und Steinwälle, wie wir sie jetzt vor uns sehen, und ohne große Anstrengung übersteigen, wirklich einen Schutz? Wir haben dies schon verneint, und müssen daher jetzt sagen, wie sie ausgesehen haben mußten, nicht nur um Schutz, sondern auch um ihren Vertheidigern eine vortheilhafte Aufstellung zu gewähren, und um, wenn sie zusammensanken, so zu werden, wie sie jetzt sind.

Wie sie zur Zeit des Baues ausgesehen, fragen wir billig zuerst bei den gleichzeitigen Schriftstellern, dann aber beim Handwerk — oder dem praktischen Verstand, damit wir die Alten nicht mißverstehen, und ihnen vielleicht Constructionen in die Schuhe schieben, die damals so wenig möglich waren, wie sie es jetzt sind. Cäsar beschreibt uns den ursprünglichen Zustand der Erd- und Steinwälle genau; zahlreiche alte Schriftsteller führen sie an, die Figurentafeln, die ihnen fehlen, gibt uns die Trajanssäule, und die stehengebliebene Praxis des byzantinisch-türkischen Reiches führt ihre Mauern

noch täglich in einer Methode aus, die mit nachfolgend beschriebener im Wesentlichen verwandt ist.

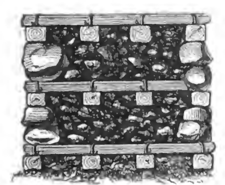
Wie Cäsar die gallischen Mauern beschreibt, mag dort nachgelesen und mit nachstehenden Figuren 12 und 13 verglichen


Fig. 12.


Ansicht der gallischen Mauern nach Cäsar.

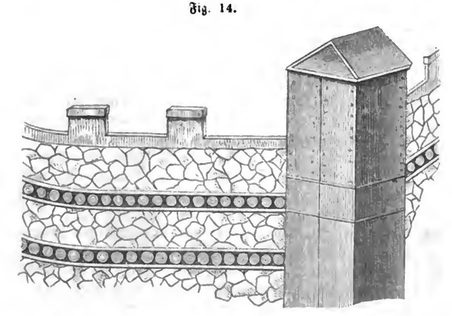
werden. Man mag über die Einzelnheiten dieser Bauweise verschiedener Ansicht sein, daß sie aber aus einer Mischung von Holz und Stein bestand, und die Steine durch das Holz eine ausgleichende Lagerung und Vereinbarung erhielten, die mit der Zerstörung des Holzes aufhörte, ist unbestreitbar.

Fig. 13.


Durchschnitt der gallischen Mauern.

Auf den Blättern 86 und 87 der Colonna Trajana von Planti Bartolini ist eine Feste der Dacier veranschaulicht, von der wir ein bezeichnendes Stück in Figur 14 wiedergeben. Wir sehen darin, zwar nicht genau, die von Cäsar beschriebene Construction, sondern eine der vielen Variationen, deren diese so wohl ersonnene aus Holz und Stein gemischte Bauart fähig ist. Wir erkennen die unbehauenen Steine als opus incertum aufeinandergepackt, welche nur durch die ausgleichenden Holzbänder den Zusammenhalt bekommen, der ihnen andernfalls hätte durch Kalkmörtel gegeben werden müssen. Die Bänder bestehen aus Langhölzern (Trabes directae, perpetuae in longitudinem collocatae), auf welchen die kurzen Binder, deren runde Hirnenden wir sehen, liegen und ohne Zweifel durch die ganze Mauerdicke reichen. Auf ihnen ist eine zweite Lage von Lang-

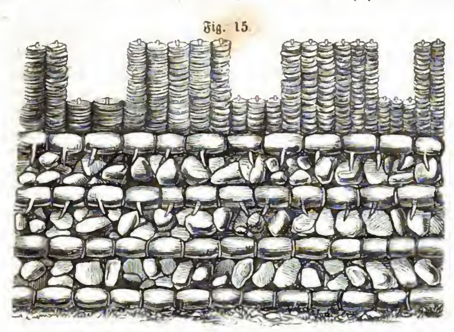
Fig. 14.


Mauern an den Castellen der Dacier auf der Trajanssäule, aus rohen Steinen und Holz geschichtet.

hölzern — etwa gespaltene Stämme, gestreckt und dient der folgenden Steinschicht als Planum. In dieser Weise wurde fortgefahren und zuletzt die Zinnenkrone angebracht.

Dieselbe Säule zeigt uns Wälle, die nur aus aufeinandergestapelten Hölzern bestehen, und bei welchen man die Vorsicht, Steine oder Erde dazwischenzuschichten, wie es scheint, wegen der Nähe des Wassers oder aus andern Gründen nicht angewandt hat.

Fig. 15

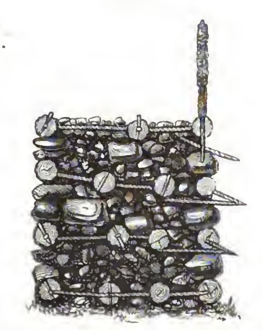


Ansicht von Mauern aus rohen Steinen und Strauchwerk geschichtet.

Jene Mauern, wie sie Cäsar schildert, mögen den Galliern und auch den Daciern leicht auszuführen gewesen sein; ihnen waren längst von der Mittelmeerküste durch Phönizier, Griechen und Etrusker Erz- und Eisenwerkzeuge zugeführt worden, mittelst deren man Bäume fällen und beschlagen, Steine brechen und behauen, Erde graben und befördern konnte.

Was die Gallier und namentlich ihre städtische Bevölkerung mit behauenen Steinen und Balken ausführten, daß es selbst schön und zierlich anzuschauen war, wie wird sich das wohl gestaltet haben übersetzt in's ferne deutsche Waldland? wo jene Werkzeuge noch fehlten, wo man sich vielleicht wochenlang quälte, um mit Hilfe einer stumpfen Steinaxt und des Feuers einen Baum zu fällen, und weder daran denken konnte, ihn zu beschlagen, noch den Versuch machen konnte, andere als die auf der Erdoberfläche liegenden Steine zu gewinnen. — Sicher aber ist man nicht verzweifelt, sondern hat die Steine, die man fand, zusammengetragen, Strauchwerk und schwächere Stämme, die man abhauen konnte, zu Faschinen und Flechtwerk hergerichtet, und auch mit diesem Material im Sinn der Cäsarischen Vorschrift unersteigliche Mauern zu Stande gebracht, auf denen die Vertheidiger vortheilhaft aufgestellt und hinter denen die fahrende Habe, die Weiber und Kinder sicher gelagert waren, Wurfsteine zureichen und selbst am Kampfe theilnehmen konnten. Wir haben versucht, in Figur 15 und 16 einen solchen Bau darzustellen, wie er durch Faschinen statt der Balken, und mittelst Ankerwinden zur innern Verbindung hergerichtet ist, um die

Fig. 16.



Durchschnitt einer Mauer aus rohen Steinen und Strauchwerk geschichtet

Steine senkrecht aufeinanderzuschichten, und diese so wie die Füllmasse aus Erde oder Steinen festzulagern und zusammenzuhalten. Die Zinnen, die man im ursprünglichen Material und nach dem Vorbild, das ihnen den Namen gab, als Zäune flocht, vollendeten das Werk; so daß es dem Feind, der es trotz der Hemmnisse in dem Versteck, in dem es oft lag, aufgefunden, kräftigen Widerstand leisten konnte.

Schutz und Widerstand gegen wen?

Gegen Horden, die keine bessere Waffen und Werkzeuge hatten als die Erbauer, gegen Haufen, die der Hunger und die Hast nach reicherer Beute und der Neid, daß Andere ihnen zuvorkommen könnten, schon früher weiter — als die Vertheidiger heraustrieb.

Allerdings nicht immer wird trotz der verzweifeltsten Gegenwehr der Schutz genügt haben, und manche Feste der Urzeit wird in Sturm und Brand gefallen sein. Das Feuer wird ihnen trotz der gemischten Bauart doch immerhin ein gefährlicher Feind gewesen sein, wenn es auch nicht so leicht zur Hand war, wie heutzutage, wenn auch manche herangebrachte Zündung durch nachstürzende Steine und Erdschollen gedämpft wurde; wo das Feuer aber einmal zur Gluth angefacht sich ausbreitete, mußte es verheerend wirken und je nach der Natur der Erde und Steine, jene zu Ziegelmassen backen, diese zersprengen oder zu Kalk brennen und so der raschen Verwitterung preisgeben, oder aber verschlacken, und Granite, Basalte und ähnliches Gestein als geschmolzene Massen zurücklassen.

Das ist auch wirklich geschehen: solche Massen, gemischt mit Kohlen, denen man die Holzart und Schichtung noch ansieht, haben sich vielfach in den Schlackenwällen Böhmens, der Lausitz, in Frankreich und Schottland erhalten. Die vitrified forts des letzgenannten Landes, über welche so viel verhandelt worden, bedürfen durchaus keiner andern Erklärung als die anderer Länder. Eine absichtliche Verglasung der Außenfläche einer Mauer ist allerdings möglich, sie würde aber nicht den gewünschten Erfolg größerer Standfestigkeit und Unersteiglichkeit haben, sondern schon nach dem ersten Winter das Resultat zeigen, das uns die sogenannten Glaswälle jetzt bieten. Feuchtigkeit und Frost würden in den gefritteten, ganz- und halbgeglühten und zerritzten Massen tausend Wege finden, sie in kürzester Zeit zu dem zu machen, was sie jetzt sind, was sie aber nur durch feindliche oder zufällige Brandlegung wurden. Die Sagen von den Glasburgen zeigen, wie viel älter jene Festen waren, von deren Ruinen erst das Märchen seine Bilder entnahm.

Wo jene aus Holz und Steinen geschichteten Mauern aber nicht angezündet worden, wo sie mit stürmender Hand ohne Feuer gewonnen, oder wo sie ihren Zweck erfüllten und nachdem die Kriegsfluth sich verlaufen, von ihren geretteten Schützlingen verlassen worden, da wird das Holz und Strauchwerk nach und nach vermodert und die trotzige Wehr zusammengesunken sein in formlose Haufen — in eben solche, wie wir sie vor uns sehen.

Wieder hier angekommen, werfen wir noch einen Blick auf die fernere und nähere Umgebung und auf die alte Zeit, in der jene Zufluchtsörter wirklich ihre Aufgabe zu erfüllen hatten.

Kriegszüge verheeren das Land, die Bewohner haben sich geflüchtet und füllen gedrängt die Feste; längs des Walles, ihm als innere Begrenzung und Vorbild dienend, stehen die Karren dicht gereiht, selbst eine Wagenburg; auf ihnen die Lebensmittel, Betten, Kinder, die Familie richtet sich ein. Auf hohen Punkten stehen Gruppen und sehen hinaus in die Ebene, wo jetzt bald hier bald dort Rauch aufsteigt und die Wege bezeichnet, welche die feindlichen Schaaren einschlagen. Nicht überall ist der Wall schon ganz fertig, Einstürze müssen aufgeräumt, Zinnen neugeflochten werden. Jedes Thal, jedes Gehöft hat seinen Antheil, den es bauen und den es vertheidigen muß, Manche sind säumig gewesen, als das Kriegsgeschrei dem Kriege vorausscholl. Das Gedränge ist groß, während der Friedensjahre hat sich der Viehstand vermehrt, es ist nicht möglich, Alles im innern Bering zu behalten. Man entschließt sich, einen großen Upstall, eine Pferge anzulegen, unmittelbar neben der Feste, der Tränke nicht zu fern und selbst für einige Tage als Weide diensam. Man macht sich mit frischer Kraft an die Arbeit, fällt Bäume, so gut es geht, schleppt sie zusammen, daß sie den ganzen Platz umzäunen und weder von Innen noch Außen leicht durchbrochen werden können. Zwar ist das Material vergänglich; hat es

seinen Zweck erfüllt während der Kriegsjahre, so mag's vermodern und keine Spur zurücklassen. — Dauert die Kriegszeit länger, so muß ohnehin Manches wieder aufgefrischt werden, wenn die Feste von Jahr zu Jahr immer wieder bezogen werden muß, dann wird auch die Pferge nach und nach solider von Stein und Holz hergestellt. — Während man so für den äußersten Widerstand sorgt, ziehen immer noch Flüchtlinge heran, die berechtigt sind zur Aufnahme in die Feste — wie jetzt die reichen Frankfurter Familien auf ihre Villen längs dem Taunus. Sie erzählen, wie sie mit Noth entkommen, wie Kriegshorden sie verfolgt und erst am Fuße des Gebirges, wo der Wald beginnt, zurückgeblieben seien; wie unten am Eingange der Thäler die wehrhafte Mannschaft thätig sei, die Päſſe mit Baumstämmen und Verhauen zu sperren und die Lücken in den Gebücken zu schließen, sie beleben den Muth, indem sie erzählen, wie auf den Abhängen Steine aufgehäuft seien, den eindringenden Feind damit zu überschütten, und wie selbst, wenn er eingedrungen, der gesperrten Pfade und Irrwege so viele und der Gelegenheiten zu Hinterhalten solche Menge seien, daß er schwerlich heraufgelangen würde.

Jene Gebücke sind ein so wesentliches Glied der alten Befestigungen, daß wir über dieselben noch einige Worte sagen müssen.

Schon Cäsar spricht von den Grenzwehren der Nervier, welche dadurch gebildet waren, daß man junge Bäume halb einhieb und umbog (bückte), mit ihren Seitenästen verflocht und mit Dornsträuchern und Brombeeren durchwachsen ließ. So schuf man einen Haag, der wie eine Mauer nicht nur den Durchgang, sondern selbst den Durchblick verwehrte.

Die Feste des Cassivellaunus in Britannien beschreibt derselbe Autor als einen durch Sümpfe und Wald gesicherten Zufluchtsort für eine große Menge von Menschen. — Oppida, fügt er hinzu, und wir dürfen diese Bezeichnung und Sache für Gallien und Germanien gleichfalls annehmen, nennen die Britannier die Plätze, welche sie in unzugänglichen Wäldern durch Wall und Graben befestigt haben, um in ihnen eine Zuflucht vor feindlichen Anfällen zu finden.

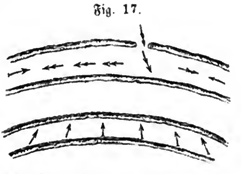
Von diesen Beschreibungen bis zu der, welche ein Pater des Cisterzienserklosters Eberbach im vorigen Jahrhundert von dem Rheingauer Gebück entwirft, ist kaum eine Kriegszeit und eine Gegend, in welcher nicht ähnlicher Wald- und Heckenbefestigungen Erwähnung geschähe, dennoch sind die Ueberreste derselben bis jetzt kaum anderwärts als im Rheinland und in Hessen nachgewiesen worden. Hier ist der Name vielen Walddistricten geblieben, doch kamen auch Namen wie Gerhecke, Gerloh, Wehrholz vor und sind gleichfalls als Waldbefestigungen zu deuten. In Ostpreußen, wo die Eingeborenen und der deutsche Orden todte und lebende Verhaue (Hackelwerke) vielfach anwandte, hat sich der Name Gertin (Gertaun, Wehrzaun) für einen schmalen Waldstreifen erhalten, der mitten durch die Felder ziehend das Sameland von der Pillauer Nehrung trennt.

Und selbst das Märchen hat um das reizende Dornröschen jenes undurchdringliche Gebück gewoben, in welchem die unberufenen Freier so jämmerlich stecken blieben — eben so wie es manchem kühnen Recken, den seine Kleidung wenig schützte und dem seine Waffe wenig nützte, im Hecken- und Dorngewirre in Wirklichkeit ergangen sein mag. — Und wenn eine muthige Schaar dennoch durchdrang, auf die Gefahr hin, den Rückweg nicht mehr zu finden, und die Feste wirklich erreicht hatte, die nun mit steilen Mauern vor ihr stand, gegen die weder mit Feuer noch mit Sturmwerkzeug viel auszurichten war — und wenn es ihr gelungen, die Mauer zu ersteigen oder sie an einer Stelle in Bresche zu legen, so standen die Verhältnisse für den Angreifer immerhin noch nicht sehr günstig, denn hinter der ersten Mauer erhob sich meistens noch eine zweite, von der ersten durch einen zwingerartigen Raum getrennt, wie die Figuren 1, 4, 5, 6, 9, 11 darstellen. In Figur 17 und 18 haben wir durch doppelte und einfache Pfeilstriche die Verhältnisse angedeutet, in welchen sich die Angreifer und Vertheidiger befanden, wenn Jene die erste Mauer erstiegen oder wenn sie sie durchbrochen hatten.

Der Angreifer befand sich daher im einen wie im andern Falle in einem engen Raume, in welchem er durch Steinwürfe und Geschosse von fast allen Seiten überschüttet war und seine überlegene Anzahl von Streitern nicht aufstellen konnte. Die Vortheile, welche der Vertheidiger in diesem Moment

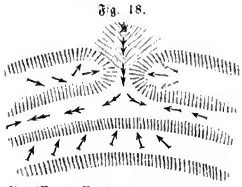
über den Angreifer hatte, waren so groß und so wohl erkannt, daß hierauf das System der Zwingervertheidigung begründet wurde, welches wir im Mittelalter bei Städten und Burgen so vielfach angewandt sehen.

Fig. 17.



Angriff und Vertheidigung zwingerartiger Doppelwälle.

Fig. 18.



Angriff und Vertheidigung zwingerartiger Doppelwälle.

Vergegenwärtigen wir uns so die Einzelnheiten des Angriffs und der Vertheidigung, so kann es uns nicht entgehen, daß diese nun eingesunkenen Wälle, sowohl durch ihre Profilverhältnisse, als durch ihre ganze Grundrißanordnung, den Vorwurf der Unzulänglichkeit und Rohheit durchaus nicht verdienen, sondern gegentheils, den Zweck, ihren Angreifern überlegen zu sein, besser zu erfüllen im Stande waren als viele neuere Festungen.

Aber auch der Einwand, daß jene Ringwälle und andere hochgelegenen Umschließungen für Zufluchtsorte ungeeignet gewesen seien, weil ihnen das Wasser gefehlt, und daß sie daher nur Cultusstätten hätten sein können, ist, wenn er nach dem Vorhergesagten noch erneuert werden sollte, leicht zu widerlegen. Die in der Hast vorwärtsdrängenden Wanderhaufen, wenn sie sich nicht mit dem begnügten, was ihnen die fliehende Bevölkerung in ihren Friedenswohnungen zurückgelassen, sondern dieselben bis zu ihren Zufluchtsorten verfolgten, waren gewiß nicht geeignet, eine längere und engere Einschließung unserer Hochschanzen vorzunehmen, um diese durch Wassermangel zur Uebergabe zu zwingen, während sie selbst in der Waldöde am Hungertuch nagten.

Selbst wenn sich besserorganisirte, ausdauerndere Feinde gegenüberstanden, wenn es z. B. Römer waren, welche zum Angriff bereit germanische Heerlager beobachteten, so wurden deshalb Ruhe und wirthschaftliche Bedürfnisse nicht ganz aufgegeben; Alles hatte seine Zeit, das Kämpfen und das Wasserholen. Wenn die alten Schriftsteller bei solchen Gelegenheiten des Wassers gedenken, so geschieht es nur, wenn beim Holen desselben zwischen den Gegnern Streit entstand und dieser immer ohne Zuthun des Feldherrn größere Ausdehnung annahm.

Nur wenn mit den Waffen in der Hand der Widerstand nicht zu brechen war, und jedes andere Mittel benutzt werden mußte, die Uebergabe zu erzwingen, wurden die Zufluchtsorte eng eingeschlossen, und es trat wirklich Wassermangel ein. Die Furcht vor Wassermangel hat den Schiffbrüchigen nie abgehalten, die rettende Planke zu ergreifen. In Uxelodunum, dem heutigen Luzech im südlichen Frankreich, auf einer von Felsen umgebenen, vom Lot umflossenen Bergzunge, hätten sich die aufständischen Gallier eingeschlossen. Von Cäsar belagert und vom Wasser abgeschnitten, ergaben sie sich endlich nach verzweifelter Gegenwehr. — Allen Waffenfähigen wurden die Hände abgehackt.

Tacitus erzählt uns (Annal. IV. 46—51), wie tracische Völker sich auf dem Gebirge verschanzt, und nachdem sie lange den größten Wassermangel ertragen — und Menschen und Vieh elend umgekommen, nachdem sie mörderische Ausfälle gemacht — habe endlich der Rest der Tapfersten, auf der obersten Höhe der Feste zusammengedrängt, sich ergeben müssen. — Andere seien durch den frühzeitigen Winter im Gebirge gerettet worden.

Diese und ähnliche Schilderungen bedürften kaum einer Abänderung, um sie auch auf die Verschanzungen des Taunus anwendbar zu finden; sie constatiren den Wassermangel und trotzdem die Benutzung solcher Zufluchtsorte; es ist also auch deshalb nicht nöthig, sie nur für Cultusstätten brauchbar zu erachten.

Wie die Familie ihre vom Vater auf

den Sohn vererbten Gedächtnißstücke, Amulete, auf der Flucht und beim Umzug mitnimmt, so werden Gehöfte und Bauerschaften auch ihre Localgottheiten, ihre Ortsheiligen mit gerettet haben, und es mögen so auf einzelnen verschanzten Berggipfeln örtliche Culte entstanden, auch durch christliche ersetzt, fortgeblüht haben, wie der St. Odilienberg oder die Hohenburg im Elsaß. Daß Orte, die zur Zeit der höchsten Noth uns ein Asyl waren, uns werth und heilig werden, daß wir auch in glücklichen Tagen die Blicke und Schritte immer wieder gern dahinaufrichten, unsern Nachkommen davon erzählen und gleiche Gefühle einpflanzen, das liegt zu tief im menschlichen Gemüthe, als daß es hier bestritten werden sollte — aber es ist, möchten wir sagen, ein zu wenig praktisches Gefühl, es reicht nicht aus, um in seiner Befriedigung den Zweck der Ringwälle zu erblicken, noch irgend eine Einrichtung derselben daraus zu erklären. Ihre Lage und Anordnung und jedes in ihnen gefundene Ueberbleibsel wird einfach und vollständig aus ihrem Zweck — als vorübergehender befestigter Zufluchtsort — erklärt.

Wollte man mit ihnen Thäler und Pässe streitig machen, Grenzwehren herstellen, ein Hinterland decken, wie oft behauptet wird? Wir müssen das entschieden verneinen; solch hohe strategische Absicht lag den Flüchtlingen fern, weit entfernt, ihre Angreifer herauszufordern, waren sie froh, von ihnen nicht gefunden zu werden. Der Altkönig, die Altenhöfe, die Goldgrube sperren keine Straße. Daß die Guckelsburg und der Schnepfenberg dem Paß an der Saalburg nahe liegen, beweist nichts dagegen, da außer den obengenannten viele andere im Hochwald und in der Eifel desto abgelegener sind. Das Ihrige lag vor ihnen unten in der reichen Ebene, das hatten sie, um sich und ihre beste Habe zu retten, eben verlassen, hinter ihnen lag Wald und armes Land, dessen Bewohner, wenn sie aufgesucht werden sollten, sich eben so wie Jene zu helfen suchten, oder sich nur in die Wälder versteckten.

Wie die Bewohner der Ebene zwischen Frankfurt und Mainz sich vor den vordringenden Römern in den Taunus flüchteten, so flüchteten die des Elsasses und der Pfalz vor den plündernden Germanen in ihre großartige, von hohen Felsen begünstigte Verschanzung auf den Vogesen und auf der Hart, während die, welche nördlich des Donnersberges bis zur Nahe wohnten, im fruchtbaren Hügelland keine Hilfe bei der Natur fanden, auf ihre eigene Kraft angewiesen, ihre Dörfer selbst so gut zu befestigen suchen mußten, als sie konnten. Wie weit ihnen dies gelungen, haben wir im Juliheft des Jahrganges 1859 dieser Zeitschrift darzustellen versucht.

Die Ebene zwischen dem jetzigen Neckarlauf und dem Main war von vielen Wasserläufen durchschnitten, größtentheils wenig fruchtbar und wenig reizend für Plünderzüge. Doch wissen wir, daß die Gründer des Klosters Lorsch es gut fanden, dazu eine von der Weschnitz umflossene Insel zu wählen, und zweifeln nicht, daß auch andere Plätze der Niederung in ähnlicher Art wie dies an der Elbe und Spree und in Mecklenburg geschehen, die Gewässer zu ihrer Sicherung benutzt haben. — Der südliche fruchtbarere Theil längs der eigentlichen Bergstraße hatte, soweit er nicht gleichfalls die Sumpfdistricte als Zuflucht benutzte, mehrere feste Punkte auf dem Gebirge; hierher wird sicher der Heiligenberg bei Heidelberg und auch ein Ringwall bei Niederburbach nördlich vom Melibocus zu rechnen sein; der Berg, auf dem die Starkenburg bei Heppenheim liegt, wurde schon im Jahre 1064 (als Burchildon) als eine alte Burghalde bezeichnet. Mittelalterliche Burgen, die die Höhen krönen, mögen manche der für das Landvolk bestimmten Schutzanlagen eingenommen und verwischt haben, indem sie größtentheils von Kloster Lorsch erbaut und als Lehen vergeben, den Ungarn die Thalwege sperren sollten. Auf der Schaunburg bei Dossenheim und auf dem Schloß Auerberg bei Auerbach sind die mächtigen Wälle und Gräben noch in ihrer ganzen Großartigkeit erhalten, die auf eine ältere Zeit hinweist, und wir möchten wohl das tragische Ereigniß, das sich 1674 auf letztgenanntem Schlosse zutrug, aus alter Gewohnheit, welche auch ungeübt Generationen überlebt, deuten. — Vor den französischen Mordbrennern hatten sich nämlich die Bauern der Umgegend in die Burg geflüchtet und wurden dort belagert; sie machten einige glückliche Ausfälle, wurden aber endlich überwältigt, da Turenne einen geheimen Eingang fand. — Er ließ zwar nicht, wie Cäsar, allen Wehrfähigen die

Hände abhauen, aber Alle, selbst Weiber und Kinder, schlachten.

In Sachsen und in der Lausitz heißen die Ringwälle Hussiten- und Schwedenschanzen, nicht als ob diese Kriegsschaaren sie erbaut, sondern weil das Landvolk vor ihnen sich dahin geflüchtet.

Als 1794 die französische Armee an den Rhein marschirte, brachten die Bewohner des Dörfchens Bongard in der Eifel sich und ihr Vieh in dem nahgelegenen Ringwall auf dem Barsberg in Sicherheit.

Was anderwärts geschehen ist? — Wer schreibt Dorfgeschichten, das zu wissen!

Wir sehen aber in dem Wenigen die letzten Nachklänge dessen, was alle jene Verschanzungen vom vollendeten Ringwall bis zum kurzen Erdaufwurf, der die natürliche Unzulänglichkeit eines Geländes ergänzte — ursprünglich waren — Zufluchtsorte für die alten freien Landsassen, wahre Bauernburgen.

Als der Stand der Freien im Mittelalter immer mehr in Abhängigkeit gerieth und sie zu Hörigen des Adels wurden, übernahm dieser den Schutz und baute, stets zur Abwehr gerüstet, seine Ritterburgen. Von dem mit Schutz immer verbundenen Druck befreiten sich die Städter, und zeigten, daß auch sie noch Waffen zu führen, ihren Städten Panzer anzulegen wußten, so entstanden die Stadtbefestigungen. Das Emporblühen des Bürgerthums hinderte nicht einzelne Dynastengeschlechter, auf Kosten des verarmenden niedern Adels an Macht und Einfluß zuzunehmen, ihre Burgen zu Schlössern zu erweitern und Citadellen in die beherrschten Städte zu bauen; in dem Maße als ihr Besitzthum wuchs und auch die allgemeinen Interessen ihnen zufielen, legten sie Festungen an zum Schutz des Landes.

So sind uns in den Befestigungsanlagen alle Phasen unserer socialen Entwicklung gegeben; wir haben in ihnen die Capiteleintheilung eines Theils der Kunstgeschichte, die, wenn auch minder glänzend, wie die der kirchlichen Baukunst gewidmete, doch inniger mit der Geschichte des Volkes verwoben ist. — Denn es war keine innere Nöthigung, die Religion erlitt keinen Wechsel, der Gottesdienst nahm keine andern Formen an, als man von der Basilika zur Kreuzform, vom Rund- zum Spitzbogen, von der Renaissance zum Zopf griff; als aber zahlreiche Ritterburgen an die Stelle der Bauernburgen traten, als die Städte sich befestigten, als die Fürsten Citadellen und als die Staaten Festungen bauten, lag in jedem Act der Ausdruck der folgenschwersten Umwandlung unseres Volkslebens.

Die Bearbeitung der Granaten im Schwarzwald.

Von F. J. Walchner.

Die Bearbeitnng der Granaten, und zwar der böhmischen Granaten, die den mineralogischen Namen Pyrop haben, ist eine eigenthümliche Industrie des Schwarzwaldes. Sie wurde im Anfang des verflossenen Jahrhunderts begonnen und zuerst zu Freiburg, wo einige unternehmende Kaufleute den Bezug der rohen Granaten aus Böhmen und die Bearbeitung derselben versuchten. Die Unternehmung gelang und die Bearbeitung dieses Steines war dadurch vorbereitet, daß schon seit langer Zeit an einzelnen Orten Krystallschleifereien bestanden. Der denkende und in Handarbeiten so geübte Schwarzwälder hatte bald die erforderlichen Vorrichtungen, die mechanischen Einrichtungen und Werkzeuge geschaffen, die zweckmäßige Theilung der Arbeit eingeführt und die Geschicklichkeit erworben, welche die Arbeit lohnend machte.

Es ist immerhin eine ungewöhnliche Erscheinung, daß der Schwarzwälder seine Granatenindustrie auf den Bezug der Granaten aus Böhmen und zu einer Zeit gründete und in Flor brachte, in welcher der Böhme selbst noch gar nicht an die Bearbeitung seines heimathlichen Schmucksteines dachte und daß dieser in einer späteren Zeit erst durch eingewanderte Schwarzwälder diese Arbeit kennen lernte. Heute noch steht die Ausdehnung des Granatengeschäftes in Böhmen in keinem Verhältniß zur Größe der Granatenindustrie des Schwarzwaldes.

Der böhmische Granat, dessen Name, Pyrop, nach den griechischen Wörtern πῦρ Feuer und ὄψ Schein, Ansehen, gebildet ist, hat von den Granatarten die schönste Farbe und ist am meisten geschätzt. Dieser Granat ist auch durch seine Härte und

Politurfähigkeit, durch seine gleichförmige, dichte, rißfreie Beschaffenheit vor allen andern Granatarten zur Bearbeitung geeignet. Das Vorkommen des Pyrops ist erst in der neuern Zeit genauer bekannt geworden, seit der böhmische Geologe Reuß die betreffenden Gegenden genauer untersucht hat. Das interessanteste Granatenlager liegt südlich von Meronitz, in einer von den Ecdranik- und den Koselerbergen eingeschlossenen, gegen Liebshausen hinab geöffneten Mulde. In ihrer Mitte erhebt sich der Stiefelberg, der aber nur ein niedriger, länglichter Hügel ist. An seinem nordwestlichen Fuße befinden sich die gegenwärtig im Betrieb stehenden Gruben, deren Bauten bis zu einer Tiefe von 25 Klaftern niedergehen. Die umliegenden Berge bestehen alle aus Basalt. In diesen eingeschlossen sieht man Glimmer, Augit, Hornblende, Olivin, Arragon und Kalkspath. Das Granatenlager selbst besteht im Allgemeinen aus drei verschiedenen Schichten, die jedoch ungleich vertheilt und nicht durchgehends scharf voneinander geschieden sind. Die oberste und beständigste Schicht bildet gelber Letten und grauer Thon, die sich auch über die Grenzen des Granatenlagers ausdehnen und überhängend als Decke des ganzen Thalgehänges bis Liebshausen hin auftreten. In diesem Lager kommen viele Stücke eines eisenschüssigen Sandsteines vor. Es hat eine Mächtigkeit von $1\frac{1}{2}$ bis zu mehreren Ellen.

Darauf folgt eine Schicht, die aus unförmlichen, großen, getheilten Massen eines dolomitischen Kalksteins besteht, welche durch grauen Thon verbunden sind. Das Gestein wechselt im Ansehen mannigfaltig, da es bald mehr thonig, oder eisenhaltig, öfters ganz locker ist. Selten sieht man darin Splitter von Pyrop und auch von Hyazinth. In der lockeren Abänderung liegen mitunter Theile von zweischaligen Muscheln. Nach der Tiefe wird die Masse thoniger und geht in einen Kalkmergel über.

Unter diesem, aber davon nicht geschieden, liegt die granatführende Schicht, mit Streichen von Nordost gegen Südwest und einem Einfallen von fast 30 Grad in Stunde 10 des Compasses, gegen Südost und gegen den Stiefelberg. Die Mächtigkeit dieser Granatenlagerstätte ist noch unbekannt, da die 25 Klafter tiefen Schächte dieselbe noch nicht durchsunken haben. Beim Niedertreiben eines Wasserschachtes hat man zwei granatführende, durch Letten und Mergel voneinander getrennte Schichten gefunden.

Das Gestein, welches den Pyrop umschließt, besteht aus einem Conglomerat von Mergelstücken, die wieder durch ein mergeliges Bindemittel verkittet sind. Die Größe der Stücke ist außerordentlich verschieden und wechselt von derjenigen des Hanfkornes bis zum Durchmesser einer Elle und darüber. Neben dem Granat sind in dieses Trümmergestein noch viele andere Mineralsubstanzen eingeschlossen. Die wichtigsten derselben sind Stücke von Serpentin in allen Abstufungen der Verwitterung, die sehr oft schöne, ja mitunter die schönsten Granaten enthalten. Diese Thatsache und die weitere wohlbekannte, daß die Pyrope auf ursprünglicher Lagerstätte nur im Serpentin gefunden werden, macht die Abstammung der lose liegenden und im Mergel eingeschlossenen Granaten aus einer zerstörten Serpentinbildung ganz wahrscheinlich. In dem Mergelconglomerat sind weiter eingeschlossen Glimmer, Talk, Speckstein, Feldspath mit Quarz und Glimmer verwachsen, Gneis, Syenit, Gips, dodekaedrischer Granat, Quarz, Chalcedon, Halbopal, Hyalith, Eisenkies, Brauneisenstein, Turmalin, Zirkon, Holzstein. In diesem durch die Mannigfaltigkeit der darin liegenden Mineralien ausgezeichneten Trümmergestein sind zahlreiche dunkelrothe Pyrope in größeren und kleineren Körnern eingeschlossen. Ihre Oberfläche ist uneben, nicht abgeschliffen und ohne alle Spur von Krystallflächen. Viele derselben scheinen zerbrochen zu sein und zeigen scharfe Ecken und muscheligen Bruch. Manche Körner haben einen kalkigen Ueberzug. Auch liegt in dem Trümmergestein eine lichtrothe Granatabänderung, von concentrisch schaliger Zusammensetzung. Sie bildet kleine, scharfkantige Scherben, deren mehrere durch ein kalkiges Cement zusammengekittet sind.

Die dunkelrothen Granatkörner sind auch oft, wie mit Thon, so auch mit Gips, Schwefelkies, Halbopal verwachsen. Das ganze Gestein, in welchem auch Muschelversteinerungen liegen, die aus der in jener Gegend verbreiteten Kreidekalkbildung abstammen, welche man dort Pläner nennt, ist feucht und so weich, daß es sich leicht

zerreiben und behufs der Pyropgewinnung verwaschen läßt.

Ringsum sind zahlreiche Basaltberge. Es ist nicht nur möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß diese vulcanischen Massen beim Aufsteigen aus dem Erdinnern und bei ihrem gewaltsamen Durchbruch, die Trümmer sowohl der tiefer liegenden krystallinischen Gesteine, die Trümmer von Gneis und Syenit, als die Trümmer des darüber liegenden Sedimentgebirges verursacht und zu dem seltsamen granatführenden Conglomerate beigeführt haben. Hitze und Dämpfe waren im Geleit der Basalteruptionen und haben die Veränderungen der Gesteinbruchstücke bewirkt. Ihre Verkittung ist jedenfalls unter Einfluß von Wasser erfolgt, das in der Mulde stand.

Ganz verschieden von der beschriebenen Lagerstätte ist diejenige bei Trziblitz und Podselitz. Während im Meronitzer Lager die Basaltstücke fehlen und Serpentinsteinstücke vorwalten, besteht das Trziblitzer Lager aus regellos gehäuften Basaltstücken, ohne alle Einmengung von Serpentin. Die Basaltstücke, von Liniengröße bis zu einer Elle Durchmesser, sind oft verwittert, enthalten Olivin, Glimmer, den Pyropgranat, Hornblende und öfters mehrere dieser Mineralien zugleich. Weiter sind eingemengt Quarz, Thoneisenstein und Geschiebe von Gneis, Sandstein und Pläuerkalk. Ein thoniger Lehm umgibt die Trümmer. Im begleitenden Sande liegt eine ganze Sammlung von Schmucksteinen in kleinen Körnern, nämlich: Hyacinth, Zirkon, Spinell, Saphir, Chrysolith, Turmalin, Cyanit, ferner Augit, Titaneisen, Quarz, Schwerspath, Arragon, Brauneisenstein, Schwefelkies und viele Muschelversteinerungen, deren Schale meistens in Schwefelkies und dieser später wieder in Brauneisenstein umgewandelt worden ist. Dabei sind ihre Formen erhalten worden. Die Mächtigkeit dieses Granatenlagers beträgt über drei Klafter. Dabei hat es die außerordentlich große Ausdehnung von einigen Stunden im Umkreis. Es liegt am südlichen Fuße des höheren Mittelgebirges, füllt zwischen dessen isolirten Kegeln und Rücken muldenförmige Vertiefungen des unterliegenden Kreidegebildes aus, welches theils am Fuße der Basaltberge hervortritt, theils sich inmitten des Lagers heraushebt und dasselbe in drei Partien theilt.

Das dritte Granatlager befindet sich in der nördlichen Hälfte des Bunzlauer Kreises. Die Pyrope kommen hier in den Feldern und am Bache bei Rovensko und in der Umgegend von Gitschin vor. Sie werden hier begleitet von Quarzkrystallen, Spinell, Titaneisen und von Splittern von Jaspis, Chalcedon, Achat, die wohl aus den nahen quarzführenden Thonporphyren abstammen. In dieser Lagerstätte allein hat man einzelne Pyrope in Würfelform, aber mit gekrümmten Flächen gefunden.

Die Versteinerungen des Trziblitzer Granatenlagers sind die zahlreichsten und auch am besten erhalten. Sie sind nach den Bestimmungen von L. v. Buch:

Terebratula gracilis, am häufigsten.
Millepora globularis. Phillips.
Nucula semilunaris n. sp.
Arca } Steinkerne.
Pectunculus } Steinkerne.
Rostellaria Parkinsoni. Mant.
Folarium 10 costatum n. sp.
Cerithium reticulatum. Soco.
„ carinatum n. sp.
Mitra, ähnlich der M. leucozona. Pusch.
Ventriculites radiatus. Mant.
Ceriopora dichotoma. Goldf.
Turbinolia.
Caryophyllia centralis. Mant.
Baculites anceps.
Amonites Rhotomagensis.
Cidaris papillata. Phillips.
Astarte, ähnlich der A. complanata. Römer.
Venus.
Terebratula pisum } mit erhaltener Schale.
„ octoplicata } mit erhaltener Schale.

Die zu Freiburg begonnene Granatenarbeit wanderte bald zu den Landleuten, und es blieb dabei, wie bei der Uhrenindustrie, das Hauswesen des Arbeiters auf den Grundbesitz gestützt. Die Familienglieder theilten sich in die verschiedenen besonderen Arbeiten, die neue Industrie wurde als häusliche betrieben und hat bis heute den häuslichen Charakter beibehalten. Von Freiburg zogen mehrere Arbeiter in die Stadt Waldkirch im Elzthal, wo sie viele Wasserkraft fanden und schon Schleifwerke der Krystallarbeiter bestanden. Im Jahre 1729 kommen schon Meisterannahmen in dieser Stadt vor, was anzeigt, daß die Granatarbeit frühzeitig nach Zunftnormen

ausgeführt wurde. Im Jahre 1753 wurden für Freiburg und Waldkirch gemeinschaftlich Zunftstatuten aufgestellt, welche 1756 eine Vervollständigung erhielten. Sie zeigen, daß damals ein strenger Zunftzwang ausgeübt wurde. Kein Zunftmitglied, Meister oder Gehilfe, durfte rohe Granaten auf Wiederverkauf einhandeln. Es mußten dieselben in Versammlung aller Bohrer und Polirer an diese abgelassen werden. Auch durfte in einem Umkreis von 20 Meilen um Freiburg Niemand rohe Granaten kaufen, ausgenommen ein Meister der Zunft, wenn er auf einer Geschäftsreise war, wo er aber alsdann seine Mitmeister am Kaufe Theil nehmen lassen mußte. Keiner, der das Poliren betrieb, durfte auch das Bohren treiben und umgekehrt. Ein Uebergang von der einen Arbeit zu der andern durfte nur einmal geschehen. Jeder, der als Lehrling eintrat, mußte von ehelicher Geburt sein. Zu Waldkirch wurden noch im Jahre 1836, bis heute geltende Zunftstatuten aufgestellt. Sie geben dem Lehrling ein Gesellenstück auf, bestehend im Einschneiden eines Diamanten und Bohren von Granaten. Demjenigen, der Meister werden will, ist ein Meisterstück aufgegeben, bestehend für die Bohrer im Einsetzen und Einschneiden eines Diamanten und Bohren von Granaten; für die Schleifer in Bearbeitung eines Granaten in Oliven- oder brillantirter Form.

Die Zunft hat Einkünfte; es sind die Zunfttaxen, die Auflaggelder, welche die Meister, die Wittwen der Meister, die Arbeiter und Arbeiterinnen bezahlen, und die Taxen für die von der Zunft besorgten Beerdigungen. Dadurch hat sich ein kleines Capitalvermögen gebildet, das Zinsen trägt. Alle Zunftgenossen und auch die Arbeiterinnen, welche die Auflage bezahlen, haben dafür Ansprüche auf unentgeltliche Beerdigung durch die Zunft. Allerdings eine eigenthümliche und zu Gunsten der hinterlassenen Familie ganz uneigennützige Berechtigung. Die Zunft hat die Requisiten zu Beerdigungen, nämlich Fahnen, das Tuch über die Bahre und Laternen. Die Leichen der ledig verstorbenen Personen werden von den Gesellen getragen, der Verheiratheten von den Meistern.

Von Waldkirch, wo gegenwärtig noch 27 Meister mit 12 zunftmäßigen Gehilfen und 12 Lehrlingen und mit einer weit größeren Anzahl Arbeiterinnen das Granatgeschäft betreiben, ist dasselbe in das Thal Harmersbach, bei der Stadt Zell, verpflanzt worden und hat darin ohne allen Zunftzwang eine solche Ausdehnung erhalten, daß es in mehr als 100 Familien betrieben wird und wohl 400 Personen beschäftigt, Kinder, weibliche Arbeiter und Männer.

Die rohen Granaten werden, wie schon angegeben worden ist, aus Böhmen bezogen, durch die sogenannten Factoren, d. i. durch Kaufleute, welche die Granaten an die einzelnen Arbeiter abgeben, diesen den Lohn ausbezahlen und die fertige Waare verkaufen. Gegenwärtig geschieht dieses durch Kaufleute von Waldkirch, Zell am Harmersbach, Wolfach und Schramberg. Für die Granatenhändler der drei letztgenannten Städte wird Alles im Thal Harmersbach gearbeitet.

Die Arbeitstheilung bei der Granatenindustrie ist folgende:

1. Sortiren, 2. Waschen, 3. das Bohren, welches in zwei Abtheilungen geschieht; erst wird der Granat angebohrt, wobei er eine flache Vertiefung erhält und hierauf von dieser Vertiefung aus durchgebohrt.

4. Das Schleifen, wodurch man dem Granat die geforderte Form gibt.

5. Das Poliren, wodurch die durch Schleifen hervorgebrachten Flächen Glanz erhalten.

6. Das Reinigen und je nach Bestellung das Färben der Granaten.

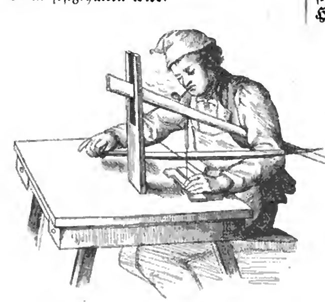
7. Das Auffassen derselben an Seidenfäden.

8. Das Durchflechten der Enden der Seidenfäden, an welchen die Granaten aufgefaßt sind, mit Silberfäden.

Die durch Schlämmen gereinigten rohen Granaten werden durch Siebe sortirt und in Nummern abgetheilt, welche von Nr. 50 bis Nr. 365 gehen und einen Geldwerth von 30 X. bis 200 fl. per Pfund erreichen.

Die Bohrarbeit wird ausgeführt, indem der Arbeiter vor einem Tische sitzt, in dessen Mitte sich eine aufrecht stehende Gabel, Doke genannt, befindet, in welcher ein mit einem Stift darin festgehaltener Schwengel beweglich ist, von $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge. Vermittelst dieses Schwengels, den der Arbeiter unter dem linken Arme hält, wird der Bohrer, Spindel genannt, in senkrechter Stellung auf den Granat gestellt

und festgehalten, indem derselbe in die untere Seite des Schwengels, in eine dort eingelegte flache Pfanne von Feuerstein eingreift und schwach gegen den Granat gedrückt wird. Die etwa 4 Zoll lange hölzerne Spindel ist oben und unten mit einem starken Eisendraht versehen; oben für den leichten Lauf im Feuerstein, unten wegen Aufnahme und Fassung des Diamants, der dort in einen mit der Feile gemachten Schnitt des Drahtes eingesetzt wird. Die Bewegung des Bohrers geschieht vermittelst eines Bogens mit Saite. Zum Festhalten des Granats dient die Zange, die der Arbeiter unmittelbar vor sich auf dem Tische liegen hat. Sie besteht aus zwei circa 4 Zoll langen, horizontal und parallel liegenden Stückchen Holz, die an der inneren Seite mit Horn gefüttert sind. Sie können, wenn der Granat zwischen die Hornblättchen gelegt ist, durch einen kleinen Keil zusammengetrieben werden, wodurch der Stein festgehalten wird.



Der Granatenbohrer.

Beim Beginn der Bohrarbeit, beim sogenannten Anfangen, hat die Spindel unten nur einen Diamant eingesetzt, und wird, nachdem sie in Oel getaucht worden, das sich in einer Vertiefung der Zange befindet, auf den Granat gesetzt und nur einige Momente vermittelst des Bogens gedreht, wobei die flache Vertiefung hervorgebracht wird.

Zum Durchbohren wendet man zwei Diamantsplitter an, die so klein sind, daß deren 12—16 aus einem $^1/_{16}$ Carat gemacht werden. Das untere Spindelende ist dünner, als bei der Spindel zum Anfangen, die Arbeit übrigens wie bei diesem, nur mit dem Unterschiede, daß mit dem Bohrer so weit eingedrungen wird, bis nur noch eine dünne Wand übrig ist, die man mit einer Nadel durchschlägt. Während des Durchbohrens gibt der Arbeiter mit der linken Hand vermittelst einer Nadel stets etwas Oel nach. Der Diamant wird vom Arbeitgeber gegen Bezahlung geliefert. Der Arbeiter zertheilt die größeren, gewöhnlich abgerundeten Diamanten in Splitter. Mitunter ist er genöthigt, einzelne Splitter dadurch zu schärfen, daß er sie auf Stäbchen kittet und dann aneinander reibt, bis sie gehörig scharfe Kanten haben. Diese feinen Splitter dienen aber höchstens acht Tage, ja manchmal nur einen Tag. Der Diamant zum Anfangen dagegen, welcher von der Größe eines $^1/_{16}$ Carats ist, oder etwas darüber, hält länger, doch höchstens drei Monate.

Je nach der Größe der Granaten werden sie durch die Flächenaxe oder durch die Höhenaxe, das ist, in der Richtung der kürzeren oder der längeren Axe, durchbohrt. Alle kleineren Granaten werden in der Richtung der kürzeren Axe, durch die sogenannte Flächenaxe durchbohrt, von denen das Tausend $2^1/_2$ bis 5 Loth wiegt. Es gibt aber auch größere Granaten, deren Form es nöthig macht, sie nicht nach der Höhenaxe, sondern ebenfalls nach der Flächenaxe zu durchbohren, während im Allgemeinen alle größeren Steine in der Richtung der längeren Axe durchbohrt werden.

Das Schleifen geschieht auf zweierlei Weise. Die durch Waschen und schwaches Glühen von anhängendem Oel und angesetztem Schmutz gereinigten Granaten, welche auch durch diese Behandlung größere Härte erlangen, werden entweder vermittelst Sandsteine geschliffen, die durch Wasserkraft Bewegung erhalten, oder auf Bleischeiben, unter Anwendung von Schmirgel, wobei die horizontale Scheibe durch den Fuß des Arbeiters wie bei einem Spinnrad in Bewegung gesetzt wird. Das Schleifen am Sandstein besorgen nur Männer. Die Einrichtung und Art der Arbeit ist ganz gleich derjenigen, welche im Februarheft 1858 Nr. 17 dieser Zeitschrift beschrieben worden ist, bei Gelegenheit der

Schilderung der Achatschleiferei im Idarthal. Bei beiden Arten des Schleifens wird der Granat auf ein spitziges Holzstäbchen gesteckt und vermittelst dieses mit der schleifenden Fläche in Berührung gebracht. Auf der Bleischeibe schleifen die weiblichen Arbeiter. In die Oberfläche der Scheibe wird fein gepulverter Schmirgel gut eingedrückt und während der Arbeit stets in Wasser aufgeschlämmter Schmirgel zugesetzt.

Die Beschaffenheit des Granats bestimmt bei den kleinen die Art des Schliffs, bei den größeren richtet sie sich nach der gegebenen Bestellung. Die kleinen, durch die Flächenaxe gebohrten Granaten erhalten beim Schleifen unregelmäßige Flächen, werden Glänzer genannt und sind die wohlfeilsten. Die größeren durch die Höhenaxe gebohrten Granaten, werden entweder in der Form der sogenannten Oliven oder brillantirt geschliffen. Bei beiden stehen die Schliffflächen aufrecht; bei den Oliven haben die Steine nur zwei Reihen Facetten, wovon die eine die obere Hälfte umgibt, die andere die untere Hälfte. Die brillantirt geschliffenen Granaten dagegen haben vier Reihen Facetten, die man Rauten nennt und nie weniger als vierundzwanzig Flächen.

Gewöhnlich gehören die Wasserwerke und das Local dabei dem Arbeitgeber, und es sind auch die andern Vorrichtungen zur Bearbeitung der Granaten an solchen Stellen durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt. In diesem Falle zahlt der Arbeiter für die Benutzung der Einrichtungen einen kleinen Zins.

Nach dem Schleifen kommen die Granaten zum Poliren. Dies geschieht durch weibliche Hände auf einer horizontal laufenden Scheibe, die aus $^3/_4$ Zinn und $^1/_4$ Blei zusammengesetzt ist, unter Anwendung von Trippel. Alle durchbohrten Granaten werden für den Verkauf an Schnüre aufgefaßt und heißen Schnurgranaten. Davon sind diejenigen zu unterscheiden, welche zum Fassen bestimmt sind. Man gibt diesen eine flache Grundfläche und eine gewölbte, brillantirt geschliffene Oberfläche.

Nach dem Poliren kommen die Granaten wieder zum Arbeitgeber zurück. Sie werden nochmals durch sorgfältiges Waschen gereinigt, wobei man insbesondere auch auf die Reinigung der Bohröffnung sieht, was für die spätere Auffassung an Schnüre nöthig ist. Sollen sie von einer sehr dunkeln Farbe sein, wie einzelne Bestellungen dies verlangen, so werden die an und für sich dunkelsten Steine ausgelesen und dieselben in der Wärme mit Fett in Berührung gebracht. Auch wird mitunter das Färben durch Kochen mit Spähnen von Brasilienholz bewirkt.

Nach geschehener Reinigung werden die Granaten aufgefaßt an rothe Seidenschnüre. Diese Arbeit wird in der Regel von Kindern gethan. Man gebraucht dazu eine sehr lange, dünne, biegsame Nadel. Es werden jederzeit tausend Stück auf eine bestimmte Zahl Schnüre aufgefaßt. Von den kleinen Granaten, die nach der Flächenaxe gebohrt sind, von den Glänzern, faßt man das Tausend an zehn Schnüre, von den Oliven an vierzehn und ebenso das Tausend von den brillantirt geschliffenen Steinen. Die Granaten, welche zur Fassung bestimmt sind, werden dutzendweise zusammengethan. Die letzte Arbeit, eigentlich nur eine Verzierung der Enden der Granatenschnüre, besteht darin, daß dieselben mit Silberfäden durchflochten werden. Für den Verkauf ist das wohl zweckmäßig. Durch die reine helle Silberfarbe wird das Roth der Granaten gehoben.

Die Granatenindustrie hat für die Schwarzwaldthäler, in welchen sie betrieben wird, eine volkswirthschaftliche Bedeutung. Sie ist eine häusliche Industrie, an welcher alle Glieder der Familie Theil nehmen: Kinder und Erwachsene, männliche und weibliche Arbeiter. Der tägliche Verdienst beträgt im Mittel 24 Kr. bis 1 fl. 12 Kr., je nach der Arbeit und der Leistung. Einzelne Arbeiter und Arbeiterinnen, welche eine besondere Fertigkeit in der Bearbeitung der brillantirten Steine haben, können einen Tagesverdienst von 1 fl. 36 Kr. erwerben. Der Arbeitgeber, oder Kaufmann, der das Geschäft betreibt, arbeitet in demselben leicht, da er das Betriebscapital im Jahre drei- bis viermal umschlagen kann.

In Böhmen, wohin zwei Arbeiter von Waldkirch um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts die Bearbeitung der Granaten verpflanzten, da sie sich dem in ihrer Heimath bestehenden Zunftzwang nicht fügen wollten, hat dieselbe keine Ausdehnung gewonnen. Es werden gegenwärtig in Troppau und Teplitz Granatenarbeiten gemacht, aber nur die größeren Steine und auch die orientalischen Granaten, die Almandine, bearbeitet, und verhältnißmäßig wenig

geleistet. In früherer Zeit war die Arbeit auch ziemlich verbreitet im flachen Lande der Umgegend von Offenburg und Ettenheim. Heute wird sie außerhalb des Gebirges nur noch in Altdorf und Münchweier im Amt Ettenheim betrieben.

Der Verkauf der Granaten geschieht seit geraumer Zeit vorzüglich nach Italien und von italienischen Kaufleuten weiter in den Orient. Er ist so lebhaft, daß die Waare sogleich nach der Anfertigung Absatz hat und kein Vorrath besteht. Sehr selten kommen zu uns Granaten von solcher Größe, daß sechzehn ein Loth ausmachen. Ein höchst seltener und kostbarer Fund ist ein Pyrop von $^1/_5$ Loth. Für einen reinen, brillantirt geschliffenen Pyrop von mehreren Linien Größe, bezahlt man fünf bis zehn Louisdor.

Photographie.

Vor einiger Zeit hat Wothly in Aachen der Pariser Akademie der Wissenschaften einige vollkommen gelungene photographische Porträts in Lebensgröße vorgelegt und dadurch das größte Aufsehen erregt.

Die Porträts sollen mehr als alle gewöhnlichen Photographien sehr vollendet ausgeführten Kreidezeichnungen ähnlich sehen, sehr schöne harmonisch verschmolzene Färbung zeigen und durch das Licht fast nicht verändert werden.

Wothly stellt zuerst ein negatives Bild auf Collodium her, von gewöhnlicher halben Plattengröße. Durch dieses läßt er das Sonnenlicht oder auch elektrisches Licht in breitem Strahlenkegel fallen. Die Strahlen werden durch einen dem Heliostat ähnlichen Apparat vollkommen parallel gemacht und nachdem sie das Collodiumbild durchdrungen, in einen großen Strahlenkegel verwandelt, der das Bild auf der großen, empfindlich gemachten Papierfläche hervorruft. Wenn bei Sonnenlicht operirt wird, so dauert die Bestrahlung nur 15 bis 25 Minuten, um ein kräftiges positives Bild zu erzeugen.

Wothly vermag Bilder von $9^1/_{10}$ Fuß Höhe und $5^1/_4$ Fuß Braunschweiger Maaß Breite herzustellen. Natürlich hat er neue Einrichtungen erfinden müssen, um so kolossale Papierflächen mit den chemischen Agentien zu behandeln, auszuwaschen u. s. w.; die Operation aber, um diese großen Bilder zu erzeugen, ist, in soweit sie die Herstellung der Negative betrifft, ganz dieselbe wie bei den gewöhnlichen Porträts, wo der Kopf $^1/_2$ bis 1 Zoll Durchmesser besitzt, also dieselbe, wie jetzt alle Photographen auszuführen verstehen, und bietet somit keine Schwierigkeit.

Diese Vervollkommnung bietet ein noch weit größeres Interesse, als die vor einigen Jahren zuerst ausgeführte Darstellung von ganz kleinen, etwa stecknadelknopfgroßen Photographien auf Collodium, welche man mit dem Mikroskop betrachten muß, wo man dann freilich auf der stecknadelknopfgroßen Fläche, wenn sie z. B. das Abbild eines 2 Fuß lang und breiten Kupferstichs enthält, die fast unglaubliche Feinheit dieser chemisch-physikalischen Bildnerei bewundern muß, die jeden Strich des Kupferstechers wiedergibt.

Schlangenleder!

Kürzlich hat Cloquet der französischen Akademie der Wissenschaften die Haut einer Boa constrictor vorgelegt, welche gegerbt und von der ein Theil zur Anfertigung von ein Paar Schuhen benutzt war.

Die Schuppen der Haut hatten durch das Gerben weder in Betreff des Glanzes noch der regelmäßigen Lagerung bemerklich gelitten. Das Leder besitzt eine Dicke, Stärke und Weichheit, die man nicht erwarten sollte; und Cloquet fordert daher auf, man möge mehr als bisher auf die Herstellung und Verarbeitung dieser schönen Ledersorten aus den Häuten der Reptilien und Fische Aufmerksamkeit verwenden. Bei dieser Gelegenheit wurde auch erwähnt, daß sich im naturhistorischen Museum zu Paris schon längere Zeit eine eben so schön gegerbte Haut einer Boa befinde, welche circa 20 Fuß lang und 17 bis 23 Zoll Braunschweiger Maaß breit ist. Daß die Haut des Alligators, Caiman, von den nordamerikanischen Jägern zu vortrefflichen Stiefeln benutzt wird, ist bekannt, und der Sohn des General Lafayette hat solche vor langer Zeit mit nach Paris gebracht. Auf der Pariser allgemeinen Ausstellung im Jahre 1855 befand sich, von Norwegen eingesandt, ein Paar Schuhe aus der gegerbten Haut eines Salmen gefertigt.

Bei sorgfältiger Behandlung dieser Häute läßt sich daraus ein Material zu mancherlei Luxuszwecken gewinnen, was gewiß Aufsehen erregen und gut bezahlt werden würde.



Neuestes aus der Ferne.

Chinesisches.

Der Abschluß eines preußisch-chinesischen Handelsvertrags ist ein so erfreuliches Ereigniß, daß wir dasselbe billig an die Spitze unserer diesmaligen Uebersicht stellen. Die Bedingungen sind nicht bekannt, sollen aber sehr vortheilhaft sein und werden jedenfalls denen gleichstehen, welche England, Frankreich und Nordamerika für sich erlangt haben. Diese Bedingungen, wie sie auch sein mögen, erscheinen uns als Nebensache gegenüber dem großen Erfolge, daß Deutschland, durch Preußen vertreten, im fernen Ostasien endlich als ein allen Nationen ebenbürtiges Gesammtwesen Anerkennung findet. Graf Eulenburg hatte große Schwierigkeiten zu besiegen, ehe er zu dem Vertragsabschluß gelangte. Diese gingen nicht bloß von den Chinesen aus, sondern auch von den europäischen Diplomaten, die es unbescheiden fanden, daß Preußen auf friedlichem Wege Handelsvortheile beanspruchte, die ihnen selbst erst zu Theil geworden waren, nachdem Geschütze ihnen den Weg gebahnt hatten. Die Chinesen waren eine Zeit lang so feindlich, daß sie einem Mitgliede der preußischen Expedition, dem Maler Wilhelm Heine, nicht einmal gestatteten, von Peking aus auf der von Russen so oft bereisten Straße nach Sibirien zu gehen. Ein Zeichen der veränderten Gesinnung, aus der zuletzt der Handelsvertrag hervorging, war die den Mitgliedern der Gesandtschaft ertheilte Erlaubniß, von Tientsin aus die chinesische Mauer zu besuchen. An der Stelle, wo das wunderbare Werk besucht wurde, hat es eine Höhe von 50 Fuß mit einer Breite an der Basis von 40 Fuß und zieht sich über 4000 Fuß hohe Berge hin. Inzwischen ist auch Formosa dem Verkehr mit den Fremden geöffnet worden. Die Insel steht unter dem Statthalter von Fo-kien und erzeugt von Handelsgewächsen Pfeffer, Kampher, Zimmt, Taback und Zucker. Der dem Handel geöffnete Hafen ist Tai-wan-fu und bereits findet monatlich eine Dampfschiffsverbindung mit Amoy statt.

Der Kaiser, mit dem Graf Eulenburg den Handelsvertrag abschloß, ist am 22. August in Yehol gestorben. Er war im August 1831 geboren und mithin erst dreißig Jahre alt. Nach dem Tode seines Vaters Taokuang bestieg er am 26. Februar 1860 den Thron, datirte aber aus Pietät seinen Regierungsantritt vom 1. Februar 1861. Der Name Hienfung war nicht der Personenname des Kaisers, sondern ein für seine Regierung gewählter Staatsname, der übersetzt „Vollständige Glückseligkeit" heißt.

Die japanische Gesandtschaft für Preußen.

Ueber Kasan ist die Nachricht eingetroffen, daß eine japanische Gesandtschaft in Berlin erscheinen wird. Die Japaner sind klug und kennen ihre Leute. Die Nordamerikaner und die Deutschen beschicken sie mit Gesandtschaften, denn sie wissen, daß diese beiden Völker im internationalen Verkehr anständig und rücksichtsvoll sind, den Engländern wird die Ehre einer Mission aus Jeddo nicht zu Theil. Der Mordanfall auf Alcock und Oliphant in Jeddo ist ein neuer Beweis, wie gut es die Engländer verstehen, sich bei fremden Völkern verhaßt zu machen. So oft in Japan Auftritte zwischen Engländern und Eingeborenen vor-

kamen, nahm Herr Alcock, ohne nach Recht oder Unrecht zu fragen, Partei für seine Landsleute und that es auf eine hochfahrende Weise. Für vielfach von ihm erlittene Unbilden haben sich die Japaner auf eine gewaltthätige Art gerächt. Die englische Presse sucht den Vorgang als die Wirkung eines allgemeinen Fremdenhasses der Japaner zu erklären und producirt zum Beweise zwei Documente. Das eine ist eine Erklärung von vierzehn Verschworenen, die bei einem der gegen Alcock ausgesandten Banditen gefunden sein soll und besagt, daß die Unterzeichner nicht mehr ruhig zusehen könnten, daß ihr Vaterland von Fremden entweiht wird. Das zweite Actenstück wird dem Kaiser selbst zugeschrieben und spricht den kaiserlichen Willen aus, keine weitern Handelsverträge abzuschließen, da die Beunruhigung des Volks über die Anwesenheit der Fremden bereits zu groß sei. Die Echtheit des ersten Documents wird sogar in England bestritten, und was das zweite betrifft, so liegt es so ganz außerhalb des japanischen Geschäftsganges, den Kaiser Ansprachen halten zu lassen, daß wir eine Fälschung voraussetzen müssen. Nach jenem Angriff auf die englische Gesandtschaft erhalten wir plötzlich Enthüllungen über innere japanische Zustände. Es existirt, so heißt es, eine starke fremdenfeindliche Partei mit dem Prinzen Mita und andern japanischen Edelleuten an der Spitze. Diese Partei hat bereits zwei Siogans (der Siogun, nach neuester englischer Schreibart Tycoon, ist der weltliche, der Mikado der geistliche Herrscher), einem Regenten und einem kaiserlichen Prinzen ein tragisches Ende bereitet. Natürlich hat diese Partei auch den Mordanfall auf die Herren der englischen Gesandtschaft gemacht, und zur Wiederherstellung des Ansehens der Fremden im allgemeinen und der Engländer insbesondere ist ein Krieg unvermeidlich. Diesen Schluß zieht die englische Presse aus Ereignissen, die zum Theil erfunden, zum Theil von Engländern hervorgerufen worden sind. Man bemerkt, daß die Russen den Engländern in Japan über den Kopf wachsen, und um dem ein Ende zu machen, wird ein Krieg angezettelt.

Der australische Bezirk Kennedy.

Die Besiedlung der unter dem Namen Queensland zur Colonie erhobenen Nordhälfte der australischen Ostküste wird von den Engländern energisch betrieben. Man hat jetzt einen besondern Bezirk Kennedy gebildet, der vom Cap Palmerston unter 20 Grad 30 Minuten bis zur Rockingham-Bai unter 18 Grad 10 Minuten südlicher Breite reicht. Die Petermann'schen Mittheilungen stellen Alles, was zur Erforschung dieses Bezirks geschehen ist, in der übersichtlichen und gründlichen Weise zusammen, welche den Werth dieses gediegenen Unternehmens so wesentlich erhöht. Im Jahre 1859 bereiste Georg Elphinstone Dalrymple mit fünf Begleitern das Gebiet. Er beschäftigte sich besonders mit dem Burdekin, durch den und dessen Nebenflüsse sechs Breitengrade bewässert werden. Es gibt dort ausgedehnte fruchtbare Weidenbezirke, die große Heerden von Schafen und Rindern ernähren können, und das Flußthal soll sich zum Anbau tropischer Erzeugnisse, wie Baumwolle, Zucker und Taback, vorzüglich eignen. Bis zur Mündung konnte Dalrymple dem Burdekin nicht folgen, da das Wetter zu ungünstig wurde, seine Hilfsquellen ausgingen und die Eingeborenen, die hier zahlreich und kräftig sind, feindliche Gesinnungen an den Tag legten.

Um diese Flußmündung zu ermitteln, schickte der Gouverneur Sir George Bowen im Herbst 1860 ein Schiff ab, auf dem außer Dalrymple auch ein Geometer Stone und ein Botaniker Fitzalan sich einschifften. Es zeigte sich nun, daß der Burdekin nahe am Meere ein breites Delta bildet und seinen Hauptarm, den Wickham River, in die Upstart-Bai, zwei andere in die Bowlinggreen-Bai und einen vierten in die Cleveland-Bai sendet. Die höchste Fluth des Burdekin beträgt in seinem untern Laufe achtzig Fuß, und die Deltamündung wird dadurch zu sehr überschwemmt, als daß hier Ackerbau getrieben werden könnte. Daß der Bezirk mit großem Vortheil besiedelt werden kann, bestätigt diese zweite Expedition. Das Klima ist allerdings tropisch, aber gesund, da der Passat in allen Jahreszeiten einen mäßigenden und reinigenden Einfluß übt. Im December, d. i. im australischen Sommer, war die höchste Temperatur 29 Grad, die niedrigste 13 Grad, die mittlere 23 Grad Reaumur. Unter den Pflanzen treten Bäume und Sträucher mit abfallenden Blättern häufiger als im Süden auf. Man findet Palmen, Feigen,

wilde Pflaumen und andere eßbare Früchte. Busch gibt es wenig, die Gräser sind üppig und nahrhaft, die Menge der blühenden und wohlriechenden Sträucher und Pflanzen verleiht den Thälern und Schluchten Schönheit und Reiz. Man hat wilde Kaffeesträucher und wilde Baumwolle gefunden. An Vierfüßern scheint der Bezirk nicht sehr reich zu sein, um so zahlreicher sind die Schlangen, die in einzelnen Exemplaren eine Länge von zehn Fuß erreichen. Man hofft, vom Kennedy-Bezirk aus eine Verbindung mit dem Carpentaria-Golf herstellen zu können. Ein Hinderniß liegt an den Wilden, die sich bisher den Weißen immer feindlich gezeigt haben. Daß diese Leute eine Beimischung von malaiischem Blute hätten, hat sich bisher nicht gezeigt. In ihnen ist derselbe Typus ausgeprägt, den man bei allen australischen Wilden wahrnimmt.

Burke's Expedition.

Im August 1860 ging O'Hara Burke mit Brahe, Dr. Ludwig Becker, Puncell, Wright, Palton, Stone und einigen Andern von Melbourne in's Innere. Er wollte zum Golf von Carpentaria vordringen, also den ganzen Continent durchschreiten, und war freigebig mit Kamelen, Pferden und allem sonst Nöthigen ausgestattet worden. Am 11. November hatte er, nach Zurücklassung einiger Leute und Vorräthe am obern Darling den Cooper-Creek erreicht, wo Brahe mit einem Theil der Expedition zurückblieb, während Burke mit Wills, King und Gray weiter gegen Norden ging. Er hatte sechs Kamele, ein Pferd und Lebensmittel auf drei Monate bei sich. Brahe wartete bis zum 21. April 1861 auf seine Rückkehr, wandte sich dann aber, durch Krankheiten seiner Leute, feindliche Haltung der Eingeborenen und Mangel an Lebensmitteln dazu genöthigt, nach Melbourne zurück. Unterwegs traf er die am obern Darling zurückgebliebene Abtheilung, welche zwei Mitglieder, Becker und Puncell, durch den Scorbut verloren hatte. Auf dem weitern Wege starben noch zwei Andere, Patton und Stone, und die ganze Gesellschaft würde verloren gewesen sein, wenn nicht ein zur rechten Zeit eintretender Regen sie gerettet hätte. Von Burke weiß man gar nichts und muß das Schlimmste befürchten. Er ist seit sechs Monaten verschollen und war bloß auf drei Monate mit Lebensmitteln versehen. Am 3. Juli ist Howitt von Melbourne aufgebrochen, um seinen Spuren zu folgen, und zugleich ist ein Dampfschiff nach dem Golf von Carpentaria abgegangen, damit Burke, wenn er die Gestade desselben erreicht, sogleich Unterstützung findet.

Law Olmsted über die Sclaverei in der Union.

In einem Augenblicke, wo die Sclavereifrage die Union zu sprengen droht, ist das Urtheil eines Abolitionisten über die thatsächlichen Verhältnisse von besonderem Interesse. Olmsted steht ganz auf Seite derjenigen, welche die Abschaffung der Sclaverei für durchaus nothwendig halten, aber er verschmäht schlechte Waffen und schildert die Dinge, wie er sie auf seinen Reisen im Baumwollenreich gefunden hat, wobei die Absicht, die Parteimänner des Nordens der Mäßigung zugänglich zu machen, ihm nicht fremd sein dürfte. Er macht darauf aufmerksam, daß jeder Neger ein Capital von 800 bis 1300 Dollars repräsentirt, und daß es im eigenen Interesse des Pflanzers liegt, dieses Capital nicht durch unmenschliche Behandlung zu verringern. In Virginien sah Olmsted bloß Negerkinder mit der Peitsche züchtigen, und zwar für Vergehen, die in Europa auf dieselbe Weise bestraft werden würden. Der Neger wird gut genährt — Brot und Speck ist seine Hauptnahrung — hat vollauf Zeit zum Ausruhen, darf auch seine Feste feiern und muß, wenn er krank, alt und arbeitsunfähig wird, von seinem Herrn erhalten werden. Nicht durch Strafen wirkt man auf ihn ein, sondern durch Belohnungen. Man bezahlt ihn nämlich für jede Arbeit, die er über sein gewöhnliches Pensum hinaus verrichtet, und sein Gefallen an einem Taschengelde ist so groß, daß er gern mehr arbeitet. Allerdings verwendet er dieses Geld auf eine unverständige Weise, zu unnützem Tand für seine Familie, zu Herrenkleidern für sich selbst, zum Spiel und zu Trinkgelagen. Von der Verachtung, mit der man die freien Neger im Norden behandelt, findet man im Süden den Sclaven gegenüber keine Spur. Oft werden sie halb und halb zur Familie gerechnet, weiße und schwarze Kinder spielen fortwährend zusammen, und hundertmal sieht man, wenn ein Eisenbahnzug vorüberbraust, Schwarze und Weiße an dem-

selben Fenster ihre Neugier stillen. Im Norden verweist man die Schwarzen in besondere Eisenbahnwagen, im Süden begnügt man sich, ihnen Billets erster Classe zu verweigern. Den Pflanzerfamilien des Südens will Olmstedt die von ihnen in Anspruch genommene Abstammung von dem alten Landadel Virginiens und der Carolina's nicht zuerkennen. Dieser Adel war immer höchst schwach an Zahl und wanderte zur Zeit der Revolution bis auf wenige Mitglieder aus. Viele, welche sich zu dieser Gentry rechnen, sind thatsächlich Abkömmlinge von Verbrechern, die man seiner Zeit in London oder Liverpool mit Handschellen einschiffte, um sie in Amerika auf Lebenszeit oder für eine Reihe von Jahren an den Meistbietenden zu verkaufen.

Die gescheiterten Nordpolreisen.

Aus Halifax und aus Stockholm trifft gleichzeitig die Nachricht ein, daß sowohl die nordamerikanischen als die schwedischen Nordpolreisenden ihren Hauptzweck verfehlt haben. Den Nordamerikanern gelang es in zwei Sommern nicht, in den Smithsund einzudringen; die sperrende Eismauer erwies sich als undurchdringlich. Sie machten auf der Westseite der Kennedy-Straße Fahrten mit Hundeschlitten und drangen auf diese Weise bis zu 81 Grad 35 Minuten nördlicher Breite vor. Am 9. October trafen sie wieder in Halifax ein. Etwas früher, am 23. September, ist die schwedische Expedition unter Torell, von Spitzbergen zurückkehrend, in den norwegischen Hafen Tromsöe eingelaufen. Sie hatte am 22. Mai die Küste von Spitzbergen erreicht und ihre Mitglieder waren unverzüglich an ihre Arbeiten gegangen. Was geschehen ist, beschränkt sich auf astronomische Aufnahmen, auf Tiefemessungen im Meer, bei denen aus Tiefen von 1000 bis 1300 Faden lebende Thiere heraufgeholt worden sind, auf meteorologische Beobachtungen und auf zoologische, botanische und geologische Sammlungen. Dagegen hat der abenteuerliche Plan, mit Schlitten auf dem Eise gegen den Nordpol vorzudringen, aufgegeben werden müssen.

Die nächste Ueberlandstraße nach Indien.

Nachdem das Netz der europäischen Eisenbahnen in seinen Hauptlinien vollendet worden ist, entsteht wieder die schon von Waghorn erörterte Frage nach einer nähern Verbindung zwischen London und Calcutta, als der Weg über Marseille sie darbietet. Der österreichische Consul Hahn hat sie gelöst. Er beweist, daß eine Eisenbahn von Belgrad nach Saloniki den kürzesten Weg bilden würde, so daß ein Reisender, der sie benutzte, um achtzehn Stunden früher in London einträfe, als ein anderer, der dem gebräuchlichen Wege den Vorzug gäbe, in Marseille. Die Sache begreift sich, denn von Alexandrien nach Marseille ist doppelt so weit, als von Alexandrien nach Saloniki, und ein Dampfwagen fährt doppelt so schnell als ein Dampfschiff. Hahn hat ferner eine Linie ermittelt, wo der Bau weniger Schwierigkeiten darbieten wird, als bei irgend einer andern Eisenbahn. In der Gebirgskette, welche das Donaubecken von den makedonischen und thrakischen Gebieten trennt, befindet sich eine große Einsenkung, deren Meerhöhe nicht mehr als 1450 Fuß beträgt. Von hier bis zum ägäischen Meer hat man 120, bis zur Donau 180 geographische Meilen. Von Belgrad bis Saloniki würde nicht ein einziger Tunnel nöthig werden, so günstig ist der Boden. Längs der Bahnlinie besteht bereits ein bedeutender Verkehr, der nicht unbedeutende Einnahmen erwarten läßt. In alten Zeiten wurde dieser Weg zwischen dem Orient und Occident benutzt, bis die Geldgier der byzantinischen Kaiser aus den Häusern der Komnenen und Paläologen und die Betrügereien der griechischen Kaufleute in Saloniki den Handel zwangen, sich der Flaggen Venedigs, Genua's und Pisa's zu bedienen.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Xylographie, Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 64. Januar 1862.



Unseres Herrgotts Canzlei.

Eine Erzählung
von

Wilhelm Raabe.
(Jakob Corvinus.)

(Fortsetzung.)

Das sechste Capitel.

Die Nacht Regin' durchwachet hat,
In Waffen rasselt, klirrt die Stadt;
Der Mecklenburger liegt zu Feld,
Auf's Schwert soll sein die Sach' gestellt;
Man jauchzt, posaunet, pfeift und trommt,
Mancher zieht aus, der heim nicht kommt.

Ein fröhlicher Strahl der Herbstmorgensonne glitt am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis, am einundzwanzigsten September, dem Tag Matthäi, über das Dach des Hauses des Rathmanns Horn in das Kämmerlein, doch nicht in das Herz Regina's, der Tochter des Buchdruckers Michael Lotther. Ach, dieser Strahl kam viel, viel zu spät, um das junge Mädchen zu wecken, schon lang', lang', seit dem ersten Hahnenruf saß es angekleidet auf seinem Bettchen; hatte die Hände im Schoß gefaltet und gab sich den trübsten, quälendsten, schmerzhaftesten Gedanken hin. Zu der allgemeinen Noth legte die Jungfrau die eigene Herzensangst, und so wurde ein Gewicht daraus, welches wohl das stärkste Herz zusammengedrückt hätte. Wie zuckte es durch diesen reinen jungfräulichen Busen, während die große protestantische Stadt waffenklirrend sich erhob und dumpf brausend sich rüstete zum Auszug gegen den Feind, den wilden Herzog von Mecklenburg.

Drei Stürme hatte auf der Burg zu Wanzleben der Hauptmann Bartholomäus abgeschlagen, ein dampfender Aschenhaufen war der Flecken, und die wüsten Rotten der Belagerer hatten in ihrer Wuth selbst der armen Aussätzigen im Siechenhaus, „die umb das Recht, welches doch ein Vogel in der Luft hat," gebeten hatten, nicht geschont. Grimmschnaubend über den vergeblichen Anlauf, der ihm so manchen guten Mann gekostet hatte, war der Jürg in's Dreileben'sche Gericht weiter gezogen mit Mord und Brand. Jede Nacht färbte sich der Himmel nach einer andern Weltgegend

hin blutroth, und lange, lange Züge des Landvolkes wälzten sich ununterbrochen in die Thore von Magdeburg. Aus Neuhaldensleben, aus Egeln, aus Wolmirstädt und manchem andern Ort waren die Schutzsuchenden mit ihrer besten Habe gekommen. Schutzverwandte, Stiftsgenossen und Unterthanen hatten den Rath mit weinenden Augen und gerungenen Händen angefleht und ihn beschworen, daß er sie in dieser Noth nicht verlassen möge. Mit den Gesandtschaften der bedrohten Orte vereint, hatten aber auch die Bürger mit Ungestüm in die Rathsherren gedrungen und verlangt, man solle ausziehen und sich mit dem Feinde schlagen. Es hatten sich dagegen die Stimmen der in der Stadt anwesenden Kriegsherren erhoben; aber vergeblich versprachen die Einen der Stadt vorher noch dreihundert Reisigen, welche der Stadt Braunschweig gedient hatten, zuzuführen; vergeblich warnten die Grafen von Mansfeld und Oldenburg, der Freiherr von Heideck und Kaspar Pflugk. Tag und Nacht hatte sich das Volk, Bürger und Bauern durcheinander vor dem Rathhaus gedrängt; zu laut, zu drohend wurde endlich der tausendstimmige Ruf: Kampf! Kampf! Herunter mit den Mordbrennern! Kampf! Kampf! Nachgegeben hatte der Rath, Auszug und Schlacht gegen den Herzog von Mecklenburg war beschlossen und auf diesen einundzwanzigsten September angesagt. —

Nachdem wir nun auf diese Weise die Lage der Dinge dargethan haben, dürfen wir uns wieder ein wenig mit den Personen beschäftigen, welche unser Drama in dem großen allgemeinen Schauspiel bilden. Im Allgemeinen soll das Einzelne nicht fremdartig dastehen, und während das Eine vorschreitet, soll das Andere nicht zurückbleiben.

Während der kriegerische Meister Michael Lotther in aufgeregtester Stimmung in den untern Räumen seines Hauses hin- und herlief, bereits angethan mit einem Brustharnisch, glühend vor Eifer, der Erste zu sein auf dem Sammelplatze des Bürgerhaufens, welchem er angehörte, saß seine Tochter, wie gesagt, regungslos in ihrer Kammer auf dem Bette. Eine schwere, bittere, qualvolle Nacht war dem armen Mädchen hingegangen. Im halben Fiebertraum hatte Regina die Stunden gezählt, und im halben Traum und dumpfen Brüten in der Einbildung ein Bild verfolgen müssen, das sie vergeblich zu verscheuchen suchte. Den verstoßenen, den verlorenen Sohn des Nachbars, Markus Horn, sah sie und zwar immer auf dem Wege des Verderbens, des Untergangs. Sie erblickte ihn im Kreise zechender, verluderter Genossen, sie erblickte ihn umgeben von verworfenen Weibern und Dirnen, sie folgte ihm hierhin und dorthin, wie sein schwankendes Bild bald häßlich verzerrt, bald in männlicher Schöne sie führte. Allerlei unbestimmte Pläne, Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen faßte sie in diesem Halbtraum, Geistesspiele, welche nur die dunkle nächtige Angst eingeben konnte, und welche sie beim ersten Morgendämmern sich erröthend vorwerfen mußte. Sie stellte sich vor, welch' eine Wonne es sein müsse, dem Markus in Männerkleidung zu folgen; sie träumte von der Seligkeit, welche es sein müsse, ihm das Schwert nachzutragen, für ihn zu wachen, wenn er schliefe am Feldfeuer, in der kalten Regennacht. Die Gestalt des Lieutenants Adam Schwartze, des Vetters, welchem der Vater so wohl wollte, mischte sich in diese dumpfen Bilder. Dieser Gestalt wollte sie entfliehen, wie sie jener folgte. Diese Gestalt näherte sich ihr mehr und mehr, während jene in immer weitere Ferne zu entschwinden schien.

Es war ein ruheloses, krankhaftes Umherwerfen und Zusammenfahren, und erst gegen drei Uhr Morgens folgte darauf eine erquickungslose Betäubung, in welcher sie keine Träume, sondern nur eine unbestimmte Angst hatte. Dann wirbelte die erste Trommel in der Ferne am Roland auf dem Alten Markt, und dieser Klang schreckte die Jungfrau wieder auf, und dumpf hörte sie die angsterfüllte, große Stadt in ihren Gassen sich bewegen. Sie stand auf, sie kleidete sich an, sie wollte hinuntergehen zu ihrem Vater, dessen Stimme sie auf der Treppe vernahm. Sie konnte vor übergroßer Mattigkeit keinen Schritt thun und sank abermals auf ihrem Bettchen nieder.

Wie das junge Mädchen durch die Heimkehr des verlorengeglaubten Nachbarsohnes in einen so unbeschreiblichen Taumel der verschiedenartigsten Empfindungen gestürzt werden konnte, haben wir früher schon in einem Gespräche Reginens mit der Mutter Margaretha Horn angedeutet. Wir wollen jetzt noch etwas darüber sagen, doch wer

könnte alle die feinen Strahlen und Fäden verfolgen, welche dieses reine jungfräuliche Herz durchzuckten und durchzogen?

Im Jahre 1531, dem Jahre, in welchem das Bündniß der protestirenden Stände zu Schmalkalden geschlossen wurde, am Tage des Bündnisses selbst, am sechsundzwanzigsten Februar wurde Regina Lottherin geboren. Acht Jahre früher hatte in dem Nachbarhause Markus Horn das Licht der Welt erblickt. Nach dem frühzeitigen Tode der eigenen Mutter war die kleine Regina von ihrem Vater schier als ein Vermächtniß seiner Frau an die Frau Margaretha Horn in das Nachbarhaus hinübergeführt, und mit wehmüthiger Freude hatte Frau Margaretha das Vermächtniß der Freundin angenommen. Zwei Heimathshäuser hatte Regina Lottherin, und eine glückliche Kindheit durchlebte sie, aufwachsend mit dem wilden Markus, welcher das kleine, stille Mädchen nach Knabenart bald vergötterte und auf den Händen trug, bald nach Kräften quälte und peinigte. Kinderleid und Kinderfreude theilten die Beiden miteinander, und manch' eine wohlverdiente Strafe wandte die Bitte des Mägdleins von dem Knaben ab. Bald aber kamen die Jahre, wo Regina, wenn die Mutter Margaretha in Abwesenheit ihres Eheherrn von Lob und Preis des Herzsöhnleins überfloß, nicht mehr so laut einfiel und womöglich die Mutter noch überbot. Sie hatte aber, ihr selbst halb unbewußt, das höchste Behagen an solcher Art der Unterhaltung und dachte nie daran, wenn sie mit der Frau Margaretha zusammenhockte, den langen Reden derselben über diesen Punkt Einhalt zu thun. Aus ihrer jungfräulichen, schämigen Schutzwehr, von lieblichster Scheu und Sprödigkeit aufgebaut, verlor das Jungfräulein den heranwachsenden Jüngling nicht aus Augen, Sinn und Gedanken. Bald kam die Zeit, wo Regina recht kalt, recht gleichgiltig gegen den immer höflicher werdenden heißblütigen Markus erschien; die Zeit, wo es tief, tief im Herzelein desto heißer brannte, desto heller flammte. Ja, lichterloh flammte es im Herzen Regina's, als Markus Horn zur Universität abgehen sollte und einen aus Trübsal und Frohlocken gemischten Abschied nahm. Dennoch verrieth sich auch bei diesem Ereigniß das treue aber stolze und tiefe Herz der Jungfrau nicht. Als aber der Knabe nun das Vaterhaus verlassen hatte und in die weite Welt hinausgezogen war, da stürzte das Mädchen in seinem Kämmerlein lautweinend auf die Knie und barg das von Thränen überströmte Gesicht in den Kissen ihres Bettes und klagte sich an, daß der Geliebte nun geschieden, ohne durch ihre Schuld von ihrer Liebe zu wissen. Erst in der Abenddämmerung schlich dann Regina Lottherin über die Gasse zu ihrer zweiten Mutter und fand diese ebenfalls müd' und matt vom Weinen und Klagen im dunkelsten Winkel sitzend. Da hatten die beiden armen Weiblein einander stumm in die Arme geschlossen und stundenlang sich so gehalten; bis der Rathmann nach Haus kam und ärgerlich fragte: weshalb sie so gleich einem paar Eulen in der Finsterniß kauerten? und dann, als die Lampe gebracht war, sich erkundigte: ob sie zu Närrinnen geworden seien über den Abschied und ersten Ausflug des jungen Vogels, des Gelbschnabels? — Das war im Jahre 1545 geschehen und von nun an hatten sich die beiden Frauen womöglich noch fester aneinandergeschlossen und jede gute, jede bedenkliche Nachricht, die erst von Wittenberg, dann von Leipzig herüberkam, miteinander bejubelt und betrauert. Diese Nachrichten kamen jedoch nicht oft; Leipzig war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts weiter von Magdeburg entfernt als heute. Margaretha und Regina hatten deshalb Zeit, jede Nachricht von allen Seiten zu betrachten, jeden Gruß, den ein Freund, ein wandernder Scholar, ein Bote brachte, mondenlang sich zu wiederholen. Erst im Herbst 1546 erschien Markus Horn wieder in eigener Person im Vaterhaus, welches ihn fast nicht wieder erkannte. Aus dem hübschen Jüngling war in dem kurzen Jahre ein Mann geworden, bärtig, selbstbewußt, ein wilder Student, welcher selbst dem strengen Vater nicht mehr scheu auswich, sondern ihm keck und grad' in's Auge blickte, und der sich nicht mehr fürchtete, anderer Meinung als der Alte zu sein.

Ach, die arme Regina fand den Jugendfreund am meisten verändert; verändert zum Nachtheil. Was selbst den scharfen Augen der Eltern entging, entging ihr nicht; obgleich sie auf keine Weise zu empfinden schien, wenn Markus sich kaum um sie kümmerte und lieber mit seinen Altersgenossen und den in den Ferien von Wit-

tenberg, Leipzig, Erfurt in der Stadt anwesenden Commilitonen in den Schenken, in den Gassen und auf den umliegenden Dörfern umherlungerte. Bange Ahnungen füllten ihre Brust, sie sah lange vorher den Sturm zwischen Vater und Sohn heraufziehen. Für ein großes Glück erachtete sie es, daß das juristische Examen, welches Herr Ludolf Horn mit dem Sohn anstellte, so ziemlich ausfiel. Mit dem Versprechen, im nächsten Semester die Magisterwürde zu erlangen, nahm Markus von Neuem Abschied von dem elterlichen Hause.

Den Magistergrad erlangte nun zwar der Sohn, aber das Unheil brach auch los; und Markus Horn ging der Heimath verloren!

Dreißig Jahre waren vergangen, seit vor dem Portal der Schloßkirche zu Wittenberg aus den Haufen, welche die fünfundneunzig Sätze umlagerten, jener alte Mönch trat, auf das angeheftete Blatt wies und rief:

„Der wird es thun!"

Martin Luther hatte es gethan. Wieder einmal war eine Epoche der Weltgeschichte in die Spitze des Individuums ausgelaufen, wieder einmal war in einem Menschen der Kampf und die Arbeit von Jahrhunderten zusammengefaßt worden, in einem Brennpunkt, welcher die Welt entzünden sollte.

Im Jahre 1547 stand die Welt in Flammen, das deutsche Volk war, wie gewöhnlich von der Vorsehung erkoren, für das Heil der Menschheit an's Kreuz geschlagen zu werden. Leiblich und geistig gerüstet stand es da, den Religionskrieg zu beginnen. In den Häusern, in den Gassen, in den Kirchen, in den Klöstern, auf den Burgen und Schlössern, in den niedrigsten Hütten, auf den Feldern, in den Wäldern überall, überall wurde die große Frage besprochen und bestritten. Ueberall riefen sich die Geister an und forderten das Wachtwort: Hie Luther — hie Papst!

Im Munde der Jungen wie der Alten, der Männer wie der Weiber ging das Wort um. In alle Verhältnisse der Nation schoß es lösend oder bindend seine Strahlen; kein Herz war so eng, so verschlossen, daß es nicht zuckte, daß es nicht lauter schlug unter dem Sturmgeläut der gewaltigen Zeit.

Nun donnerte vergeblich das protestantische Geschütz bei Ingolstadt gegen die katholischen Schanzen und den Kaiser. In die Stammländer der schmalkaldischen Häupter, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, fiel der erste modern-politische Schüler des ersten modern-politischen Lehrmeisters. Herzog Moritz von Sachsen — der schlaue, der geniale Bundesgenosse Karl's des Fünften, welchen das Lutherthum, der großen Ironie der Weltentwicklung gemäß, als Verräther der Hölle überliefern und als Erretter in den Himmel erheben muß — hatte sein Werk, die Macht über die protestantischen Geister aus den Händen des unfähigen, wenn auch wohlmeinenden Johann Friedrich zu nehmen, begonnen. Sein Stammland aus der Gewalt des Herrn Vetters zu erretten, zog Hans Friedrich von Ingolstadt daher, trieb den eingedrungenen Feind vor sich her, bis seine eigene Kraft vor Leipzig sich brach. Darin lag Moritzens tapferer Oberst Herr Bastian von Walwitz. Am fünften Januar 1547 bei großer Kälte und hohem Schnee schlug der Kurfürst sein Lager vor der Stadt und beschoß und berannte sie sehr heftig sechzehn Tage lang.

Im Ton: Es geht ein frischer Sommer daher, singt das Lied:

„Was Herzog Moritz im besten that,
Das hatt beym Kurfürsten kein Statt;
Es ist ein alter Grolle,
Der jetzund zuerst ausbricht,
Verstehe es, wer da wolle,
Ja wolle."

Ja, verstehe es, wer da wolle! Das ist das schreckliche Leiden des Bürgerkrieges, daß darin zuletzt alle Interessen, alle Anschauungen, alle Grundsätze, alle Parteistellungen sich verwirren, und Recht und Unrecht sich so vermischen, daß Niemand endlich mehr sagen kann, auf welchem Wege er wandle, bei welchem Ausgangspunkte er ankommen werde. Auf den Wällen von Leipzig kämpfte manch' gut lutherisches Herz gegen den lutherischen Führer, gegen die Glaubensgenossen draußen vor der Stadt. Bürger, Landsknechte und Studenten warfen, protestantische Lieder anstimmend, mit Büchse, Schwert und Spieß die protestantischen Sturmhaufen von den Leitern in die Gräben; und Markus Horn, der junge Magister, wurde somit ebenfalls in den Wirbel hineingerissen und

„Thät der Püffe auch warten,
Da er auf der Mauer stund
Hinter der Mönche Garten."

Was in der Nähe so natürlich erschien, das klang in der Ferne ganz anders. Wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht von dem Verhalten des Sohnes im Vaterhause zu Magdeburg. Ein unsäglicher Jammer brach daselbst aus, in einer Nacht ward Ludolf Horn über diese Botschaft grau. Seinen Fluch sandte er dem einzigen Sohne, der nach seiner Ansicht das ewige Verderben um den reinen Glauben eingetauscht hatte, nach Leipzig. Sein Haus wie sein Herz wollte er dem Abtrünnigen, dem Verräther auf ewig verschließen, und der Brief, in welchem er das aussprach, besiegelte das Schicksal eines Charakters, wie Markus Horn. Bald kamen Mitstudenten des Markus nach Magdeburg und berichteten, der Magister Horn sei eine Zeitlang gleich einem Irren gewesen; ruhelos, rastlos sei er Tag und Nacht umhergelaufen, aber Keiner der Genossen habe erfahren, was ihm begegnet sei. Endlich sei er verschwunden gewesen, ob er sich aber das Leben genommen, oder ob er unter die Landsknechte gegangen und mit des Herzogs Moritzen Obersten, dem Herrn Sebastian von Walwitz ausgezogen sei, das könne Niemand sagen.

Nun hatte der Vater wohl Stunden der Reue, Augenblicke, in welchen er wünschte, jenen Brief an den Sohn nicht geschrieben zu haben; aber der Pfeil war von dem Bogen entflohen, und Niemand konnte ihn aufhalten. Darüber, daß Markus unter das Landsknechtsvolk gegangen sei, erhielten die Eltern bald sichere Nachricht. Ein reumüthiges Erscheinen des Sohnes im Vaterhause würde wohl eine Ausgleichung des bösen Zwistes bewerkstelligt haben; aber Markus gab keine Nachricht von seinem Verbleiben. So fraß am Herzen des Vaters der böse Wurm des Zornes immer tiefer, und als endlich der Sohn erschien — getrieben von dem ehrlichen Willen, der Heimathsstadt Hilfe in der Noth zu bringen — da war's zu spät. Es geschah, was wir erzählt haben. Dem Sohn wurde zum zweiten Male Vaterherz und Vaterhaus verschlossen! —

Immer sieht Regina Lottherin, wie sie jetzt, umspielt von der freundlichen Herbstsonne, in ihrem Kämmerlein sitzt, den Markus, wie er erbleichend steht, auf sein Schwert gestützt, immer klingen die schweren Worte der Verstoßung, die der Vater aussprach, in ihrem Ohr wieder. Was gegen den Markus zu sagen war, hatte sie ja selbst oft genug heimlich bei sich ausgesagt. Aber nun war er ja reumüthig zurückgekommen! Gekommen war er, der bedrängten Vaterstadt sein Blut zu opfern! Was sollte nun noch dieser Grimm und Zorn um das Vergangene?

Regina konnte nicht mehr zürnen, und als gestern der Lieutenant Adam Schwartze kam und dem Vater Lotther erzählte, daß der Rottmeister Horn wieder einem recht wüsten Leben sich hinzugeben scheine, da konnte die Jungfrau nur hingehen und sich verbergen und weinen und denken: „Sie wollen es ja so! Sind sie nicht selbst Schuld daran, daß es so ist! wehe ihnen, die richten und selbst die Sünde hervorrufen!“

Man hätte denken sollen, in dem stillen Kämmerlein hoch über dem Waffenlärm der großen Stadt, würde am ersten noch der Friede wohnen. Ach, dem war nicht so; obgleich das junge Mädchen auf dem Bette kaum sich regte, so sah es wild und schmerzensreich in ihrem Herzen aus. Und Alles, Alles mußte sie so fest in sich verschließen; ihr jungfräulicher Stolz litt es nicht, daß sie im Geringsten die Welt ahnen ließe, wie es in ihrem Busen aussah. Seit der Heimkehr des Sohnes fing die unglückliche Mutter desselben an, ihre Pflegetochter der Gleichgiltigkeit, der Hartherzigkeit zu zeihen.

Ach, sie hätte nur wissen sollen, wie es um das Herz des armen Mädchens stand! —

„Regina! Regina!“ erklang jetzt unten im Hause der Ruf des Vaters, Trompeten schmetterten vom Breiten Wege her, immer lauter wurde das Getümmel in den Gassen. Eine Magd steckte den Kopf in die Kammerthür:

„O Jungfer, kommet doch, kommet, der Vater verlanget heftig nach Euch. O liebster Jesus, jetzt gehet Alles drunter und drüber. Hört nur, das sind die Reisigen, die den Breiten Weg herunterziehen, und mein Hans ist auch dabei. O Gott, Gott, und alle Bürgerfahnen wehen in den Gassen, und auf dem Neuen Markt vor der Thurmprobstei sammeln sich die fremden Herren und der Herr Rathmann Horn ist auch schon auf dem Rathhaus, und den Herrn Markus hab' ich auch schon vorüberziehen sehen und seine Rott' folgte ihm in Wehr und Waffen. O Gott, Gott, Gott,

Jungfer Regina, das Herz wendet sich Einem vor Angst im Leib um — der Herr Lieutenant Schwartze hat auch schon vorgesprochen, hat aber keine Zeit gehabt. O kommet herunter, Jungfer, horcht, da trommt's wieder, — o ich komm' um vor Angst!"

Schwindelnd erhob sich Regina und folgte der Magd die Stiegen hinunter. Sämmtliche Hausgenossenschaft war beschäftigt, dem Hausherrn den Harnisch anzulegen. In wahrhaft fieberhafte Aufregung war Meister Michael durch den Tumult des Ausmarsches versetzt, und jede Trommel, jede Trommete, jedes wilde Geschrei draußen in den Gassen erhöhten diese Aufregung. Die Druckerpressen ruhten heute, unseres Herrgotts Canzlei sollte heute andere Protocolle ausgeben als sonst. Sämmtliche Druckergesellen rüsteten sich ebenfalls, unter der Führung ihres Principals für das freie Wort, den freien Gedanken mit leiblichen Waffen einzutreten. Hier stolperte man über eine Büchse, dort über einen langen Spieß; — Verwirrung, Geschrei, Drängen und Stoßen füllten das Haus des Buchdruckers Lotther; und aus der Haut möchte der Meister Michael fahren, als in dem Augenblick, wo er seine Ausrüstung vollendet glaubt, an seiner Halsberge eine Schnalle springt. Endlich war das auch wieder in Ordnung, zitternd vor Aufregung und Begier des Fortstürzens stand der Buchdrucker da und gewann kaum Zeit, sich noch um die Tochter zu bekümmern.

„Kindlein, Töchterlein," schrie der muthige Bürger, „Töchterlein, nimm Abschied von Deinem Vater. Diesmal wird es gelten, und Niemand weiß, was Einem, der seine Pflicht thut, draußen geschehen mag. Hier hast Du alle Schlüssel des Hauses, Du kennst sie und weißt, auf welchen Du am meisten Acht geben mußt. Sollte mir etwas Menschliches begegnen — nun — nun, so wird's Gottes Wille sein, und Du mußt Dich trösten, und der Vetter Adam wird Dir beistehen, und als ein ritterlicher Bursch das Seinige thun. Mit dem Nachbar und der Nachbarin Horn hab' ich auch mehr als einmal gesprochen und — wenn — wenn ich nicht zurückkommen sollte, so mach Dich hinüber zu ihnen, Du wirst da gut aufgehoben sein, bis Du einen wackern Mann gekriegt hast. Der Vetter Adam —"

„Ach, Vater, Vater," schluchzte die Jungfrau, „sprecht doch jetzt nicht von dem Vetter Adam. O Ihr werdet gewiß gesund heimkommen zu Eurem armen Kinde. Ach lieb' Väterlein, stürzet Euch nicht muthwillig in Gefahr, wo es nicht von Nöthen ist. Ich will Euch nicht aus dem Feld zurückzuhalten suchen, denn ich weiß, es würde nichts helfen; aber bedenket immer, daß die, so jünger sind als Ihr, auch voran stehen müssen in der Schlacht!"

„Gänselein, Gänselein, Du sprichst, was Du nicht verstehst," rief ärgerlich der Alte, der während der letzten besorgten Worte seiner Tochter Zeichen des höchsten Mißfallens zu erkennen gegeben hatte. „Was schnatterst Du da, albernes Dirnlein? Willst Deinem Vater also gute Lehren geben? Scheer Dich zu Deinem Spinnrocken und thu', was ich Dir gesagt habe, und kümmere Dich um weiter nichts — da hast Du noch einen Kuß, nun lebe wohl."

„O Vater, nehmet nicht so im Aerger und Zorn Abschied von Eurem Kind, es ist so ein schrecklich Ding darum. Ich mein's ja gut und hab' solche Angst um Euch — o Gott, wie verlassen würd' ich sein, wenn Euch etwas zustieße!"

„Na, na," brummte Meister Michael, vom Aerger zur Rührung übergehend, „na nur ruhig, Regina; ich werd' schon munter und mit heilen Knochen heimkommen. Es geht ja nicht anders, siehst Du, dem Mecklenburger muß mit der Kolbe gelaust werden, eher gibt er nicht Ruhe. Und daß ich dabei sein muß mit allen meinen Gesellen, das stehet baumfest. Ist's nicht so, Burschen?"

„Vivat! vivat! so ist's, vivat!" schrien alle die lustigen tapfern Drucker, und nur der alte, halbgelähmte Factor Cornelius schüttelte unbemerkt von den Uebrigen den greisen Kopf.

„Siehst Du, Regina?" rief Meister Lotther. „Also, lieb' Töchterlein, leb' wohl und halt' das Haus in guter Obacht, bis wir sieghaft heimkehren. Meister Cornelius, der Factor, wird Dir dabei nach Kräften mit That und Rath zur Hand gehen und meine Stelle so gut als möglich ersetzen."

„Das wird er mit Gottes Hilf' und Gnaden, Meister Lotther!" sagte der alte Diener des Hauses.

„Das ist Recht! Das ist ein wackerer alter Kauz. Regina, frag' den Cornelius

immer um Rath, wo Du dessen bedarfst, und thu', was er sagt."

Regina trocknete die weinenden Augen und reichte dem braven treuen Factor die Hand.

„Ich will, ich will, Cornelius!"

Dann wandte sie sich zu den andern Gesellen und dem Hausknecht, welcher einen gewaltigen Kober mit Proviant übergehängt hatte, und beschwor sie, ihren Vater nicht aus den Augen zu lassen und in jeder Gefahr und Noth ihm zur Seite zu stehen; bis der Alte von Neuem ungeduldig wurde und alle weitern Erörterungen dadurch abschnitt, daß er seine Büchse schulterte, seiner Tochter noch einen letzten Abschiedskuß auf den Mund drückte und sagte:

„Lauf' jetzt zur Nachbarin, mit der magst Du nachher in die Katharinenkirche zu Ehrn Hennig Freden gehen, der wird Euch Weiblein schon Trost einsprechen, und nachher könnt Ihr von dort dem Auszug zuschauen. Und nun vorwärts, Ihr Burschen; gebt Acht, bei allen Teufeln — Gott verzeih' mir den Schwur! — wir sind die Letzten auf dem Sammelplatze."

Wieder zog ein Bürgerfähnlein unter Trommelschlag durch die schöne Eckstraße. Knabenhaufen strömten dem Zuge voraus oder begleiteten ihn. Neben dem Banner schritt leuchtenden Auges der Geschichtschreiber Sebastian Besselmeier. Fröhlich winkte er dem eben vor die Thür tretenden Buchdrucker, und dieser schloß sich mit seinen Gesellen dem Haufen an und marschirte mit ihm, fest entschlossen zu siegen oder zu sterben, nach dem Alten Markte, wo unter dem Roland und dem Bild des großen Kaisers Otto die Bürger und die Bauern sich aufstellten; während die geworbenen Knechte auf dem Domplatze ihren Sammelplatz hatten.

Aus allen Thüren und Fenstern blickten Greise und Weiber mit rothgeweinten Augen und Kindern auf den Armen den verwandten und befreundeten Männern nach. Ach, es sollte so Mancher von ihnen nicht heimkehren.

Auf dem Breiten Wege wogte es, Kopf an Kopf hin und her. Bewaffnete Bürger, die sich verspätet hatten, eilten im Sturmschritt einher, Boten des Raths, Boten der Kriegshauptleute zu Roß und zu Fuß jagten vorüber. Vom Zeughause am Alten Markt setzten sich die Heerwagen und großen Geschütze mit dumpfem Gerassel in Bewegung.

Die Canzlei des lieben Gottes rührte sich auf das Allergewaltigste.

Unsäglich feierlich klangen heute an diesem Sonntagmorgen über all das Wogen und Tosen, das Rufen, Klirren und Rasseln, über all die Trommeln und Trompeten, die Kirchenglocken von den Thürmen. Wie Stimmen gottgesandter Boten verkündeten sie allen, allen angstvollen Herzen, daß Gott immer da sei über seinem Volk, daß die Stadt nicht verlassen sei im Anfluthen der übermächtigen Feinde, daß hoch über Acht und Aberacht noch ein Höherer richte und lenke. —

Den Worten des Vaters gemäß, und noch mehr dem eigenen Herzensdrange folgend, eilte jetzt Regina beflügelten Schrittes über die Gasse zum Hause des Rathmanns Horn, um sich in die Arme der Frau Margaretha zu stürzen. Der wackere Factor Cornelius aber humpelte im ganzen Hause herum, sah nach allen Thüren und Schlössern, schüttelte den Kopf, strich in der öden Officin zwischen allen Pressen umher, jede einzelne berührte er liebkosend mit der Hand und murmelte:

„Laßt sie nur laufen und trommeln und rennen, ihr meine Lieblinge, seid doch die wahren Werkzeüge des Streites. Was wollten sie anfangen, wenn ihr nicht hinter ihren Schlachtreihen ständet?"

Einige zerstreute Lettern las der Alte sorgsam vom Boden auf; auch sie betrachtete er zärtlichen Blickes:

„Seid ihr auch da, meine kleinen tapfern Burschen! Ja, ja, mögen die Andern, die da draußen trompeten und pauken, auch heimkommen, geschlagen und mit blutigen Köpfen. Ihr, meine schwarzen Bürschlein, werdet nicht geschlagen, — da ist Niemand, der euch widerstehen mag!"

Er hätte gern das Gespräch mit dem Magister Flacius Illyricus, welcher im Vorüberlaufen die Correctur einer neuen Streitschrift in die Druckerei warf, fortgesetzt; aber der Magister wollte nichts hören, er hatte es zu eilig; wie er blitzschnell gekommen war, verschwand er blitzschnell, um sich von Neuem in das Getümmel der Gassen zu werfen.

Währenddem hielten sich im gegenüberliegenden Hause Frau Margaretha und Regina eng umfaßt.

„Muth, Muth, mein Mütterlein,“ suchte die Jungfrau zu trösten. „Lasset uns hoffen, daß Alle, für die wir sorgen und bangen, glücklich heimkommen aus der Schlacht. Lasset uns hoffen, daß der Feind geschlagen werde und seinen Lohn dahin nehme. O denket nur, welche tapfern Männer ausziehen und denket, für welche Sache sie ausziehen. Ist nicht der liebe Gott mit allen seinen heiligen Schaaren auf unserer Seite? Wer will da fürchten, wer will da kleinmüthig verzagen, während so viel muthige Herzen siegesfroh sich schaaren unter dem Banner Gottes, unter den Panieren des reinen Glaubens?“

„Kind, Kind,“ sagte die alte Frau kopfschüttelnd. „Ich hab' solche Angst; — ich kann sie nicht abweisen, ob ich auch wollte. Und der Vater, mein Mann, ist auch so besorgt. Alle die versuchten Kriegsleute, so in der Stadt sind, haben diesen Zug widerrathen. Man solle warten, haben sie gesagt; noch seien der Stadt stattliche reisige Haufen versprochen, und der Mecklenburger habe solch' furchtbar, gedient Volk bei sich, daß es ein Wunder sein werde, wenn man ihm im freien Feld was anhaben könne. Wohl sind unserer Viel; aber was die Bauern, die mit ausziehen sollen, ausrichten werden, das stehet dahin, und Keiner hat einen rechten Glauben daran, daß sie in der Feldschlacht von Nutzen sein werden. O Kind, ich glaub', dieser armen Stadt drohet ein groß Unglück; ich glaub' nicht an das Gelingen dieses Zuges, und mein Markus, mein armer Markus ist auch dabei; o könnt' ich ihn doch sehen beim Auszug, vielleicht soll er auch fallen draußen vor dem Feind und so abbüßen, was abzubüßen er heimgekommen. O Ludolf, Ludolf, Du harter Mann, Gott verzeihe Dir, was Du gethan hast an Deinem Kind und diesem Mutterherzen.“

Jetzt riefen die Glocken zum zweiten Male in die Kirchen. Es war neun Uhr.

„Wisset Ihr, Mütterlein,“ sagte Regina, „jetzt gehen wir nach Sanct Katharinen, da wollen wir alle unsere Sorgen und all' unser Grämen in den Herrn stellen und Herrn Hennig Freden's Trostpredigt hören. Mit allen andern betrübten Müttern, Schwestern, Töchtern in dieser Stadt wollen wir beten für die, so bereit sind, in den Tod zu gehen für Gottes heiliges Wort und für uns. Kommet, Mütterlein, der Männer Stelle ist unter dem Panier, unsere Stelle ist vor dem Altar. Wir wollen gehen und beten, da wir ein Anderes nicht thun können.“

Mit Thränen in den Augen küßte die Matrone die Jungfrau auf die weiße Stirn. Beide Frauen griffen nach ihren Gesangbüchern und traten aus dem Hause. Schon strömten von allen Seiten die bekümmerten Frauen und Mädchen nach den Gotteshäusern; wer nicht fähig war, die Waffen zu tragen, war auf dem Wege zum Gebet an heiliger Stätte. Mütter führten ihre Kinder, Kinder ihre greisen Eltern. Dabei lag der holdeste Sonnenschein über der Stadt, in ihren Sonntagskleidern bewegte sich die geputzte Menge, und wären jetzt, wo alle Waffenfähige ihre Sammelplätze erreicht hatten, die fernen Trommeln nicht gewesen, Niemand hätte auf den ersten flüchtigen Blick an dem tiefsten Frieden gezweifelt.

Zum dritten Male riefen die Glocken, und als sie verhallt waren, da rauschten melodisch feierlich in allen Kirchen der großen protestirenden Stadt die Orgeln auf; dann fing in allen Kirchen von Gottes Canzlei, diesmal fast allein getragen von den Stimmen der Frauen und Kinder, das gewaltige Sturmlied der Zeit an:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.“

Auf allen Canzeln standen in ihren schwarzen Chorröcken mit geneigten Häuptern die Prediger; — zu Sanct Ulrich Herr Nicolaus Hahn, zu Sanct Johannes Herr Lucas Rosenthal, zu Sanct Jakob Herr Johannes Stengel, zu Sanct Katharinen Herr Hennig Freden, zu Sanct Peter Herr Ambrosius Hitfeld, zum heiligen Geist Herr Johannes Baumgarten, der Chronist, in der Sudenburg Herr Joachim Woltersdorff, in der Neuen Stadt Herr Heinrich Guerike.

Ueber des Psalmisten Wort: „Im Namen unseres Gottes haben wir Panier aufgeworfen,“ begannen sie allgesammt ihre Predigten, und ein Jeder redete darüber nach seiner Art, tröstlich und erbaulich, wild und aufstachelnd, zur Geduld anmahnend, zum Eifer anspornend, sänftigend oder erregend. Die Macht, welche in jenen Tagen die Canzel hatte, und von welcher man sich heute kaum einen Begriff machen kann, zeigte sich bei solchen Gelegenheiten

in ihrer ganzen Gewalt. Keinen Begriff kann man sich von den Gefühlen machen, mit welchen beim Schluß der Predigt in jeder Kirche der Stadt die andächtige Menge die Verse des sechsundvierzigsten Psalmes sang:

„Wenn gleich das Meer wüthet und wallet, und von einem Ungestüm die Berge einfielen, Sela!

Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind.

Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben, Gott hilft ihr frühe.

Die Heiden müssen verzagen und die Königreiche fallen; das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt.

Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakob's ist unser Schutz, Sela!"

Wir versetzen uns im Geist in die Katharinenkirche, während die Orgel melodisch braust, während die letzten tröstlichen, siegesmuthigen Verse unter den Wölbungen hin verhallen. In den Orgelklang, in den Gesang der Menge mischen sich näher, wilder, lauter die Klänge der Trompeten, mischt sich das Wirbeln der Trommeln. Auf dem Breiten Weg her zieht zum Krökenthor die Spitze des Zuges der städtischen Kriegsmacht heran. Die Befehlshaber hoch zu Roß eröffnen den Zug, Allen voran reitet der städtische Feldoberste dieses Unternehmens, der greise, treffliche Gregorius Guerike, Bürgermeister, ihm folgt in vollem Harnisch Heinrich Müller, Stadtkämmerer, mit Hans Springer, dem Hauptmann. Sie sind begleitet vom alten Hans Alemann und Herrn Ulrich von Embden, den Bürgermeistern, Ebeling Alemann, dem Kriegsobersten, von den fremden Herren und Grafen, von einem Theile des hochedeln Rathes, welche Alle am Thor halten werden, die Schaaren vorüberziehen zu sehen.

Nun reitet vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert Herr Hans von Wolffen oder Wulffen, der Rittmeister, heran, und der Stadt Reiterfahne, getragen von Christof Alemann, dem Fähnrich, flattert dem reisigen Zug vorauf, und vorüber an der Kirche.

„Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakob's ist unser Schutz, Sela!" verklingt der Gesang in der Kirche, aus dem hohen Portale drängt sich die Menge auf die schon so menschenvolle Gasse — kriegerisch schmettern die Trompeten, aber die Orgel läßt sich nicht übertönen, sie hallt fort und fort — von den hohen Stufen des Hauptportals von Sanct Katharinen blicken Frau Margaretha und Jungfrau Regina Lottherin, sich eng umfaßt haltend, in das rasselnde, klirrende, vorbeidrängende Getümmel.

Jetzt sind die Reiter vorüber, und es nähert sich der Zug der geworbenen Knechte. Deren hatte, wie schon erzählt ist, die Stadt drei starke Fähnlein unter den Hauptleuten Galle von Fullendorf, Hans Kindelbrück und Hans Springer. Der Haufe des Letztern war ausersehen, an diesem Unternehmen theilzuhaben, doch waren ihm auch von den andern Haufen einzelne Rotten beigegeben. Im buntesten Aufzuge marschirten diese Kriegsleute heran, und Regina faßte plötzlich den Arm ihrer ältern Freundin fester; hinter den Trommelschlägern und Pfeifern schritt der Lieutenant Adam Schwartze und grüßte stolz lächelnd herauf, als er die beiden Frauen auf den Stufen der Kirchthür erblickte. Dicht neben den beiden Frauen griff eine Hand nach dem Dolchmesser; Andreas Kritzmann, der Schütze, verfolgte den Lieutenant mit seinen unheimlichen Augen, bis er verschwunden war, dann trat der finstere Gesell von den Stufen herunter und verschwand ebenfalls in dem Gewühl.

Rotte auf Rotte zog vor den schwindelnden Augen der Frauen vorbei; bis die Matrone zusammenfuhr und an allen Gliedern erzitterte.

„Da — da!" hauchte sie, und dann klang ein gellender Schrei über all' den kriegerischen Lärm.

„Markus! Markus, mein Kind!"

Markus Horn, vor seiner Rotte herschreitend, hielt einen Augenblick an, blickte wirr umher, sein Blick fiel auf die Stufen des Portals von Sanct Katharinen. Es war, als wolle er aus dem Zuge gegen das Kirchthor stürzen; aber dann winkte er nur finster mit der Hand. Wie ironisch klangen die schrillen Töne von Fränzel Rothnagel's Querpfeife ihm vorauf. Vorüber war der verstoßene Sohn, die Mutter barg ihr Haupt an der Brust der Jungfrau, Regina Lottherin war todtenbleich und hatte kaum die Kraft, die mütterliche Freundin aufrecht zu halten.

Schon schwebten jetzt über den Häuptern der Menge die Fähnlein der Innungen

heran, vorbei trippelte Michael Lotther, strahlend vor Glück, vorüber schritt Herr Sebastian Besselmeier und mit ihnen manch' guter streitbarer Mann. Dem Vater wehete die Tochter mit dem Sacktüchlein zu, und Herr Michael grüßte mit militärischem Anstand.

Den Bürgern folgten die dreitausend Bauern, welche theils vor den landschädigenden Schaaren des Herzogs von Mecklenburg geflohen, theils von der Stadt in den umliegenden Aemtern aufgeboten waren, und welche Alle am vorhergehenden Abend vor dem Rathhause auf dem Alten Markt einem ehrbaren Rath geschworen hatten, für das Banner von Magdeburg zu stehen und zu fallen. Wer aber diese armen Burschen ansah, der mußte sehr zweifeln, ob sie solchen Schwur halten würden. Den stolzen geharnischten Reitern, den bunten, stattlichen, protzigen Landsknechten, den wohlgerüsteten, wohlgenährten Bürgern folgten sie mit ihren Spießen, niedergeschlagen, kümmerlich, nicht im Geringsten schlachtmuthig. Langsam trottelten sie, durcheinanderlaufend wie eine Heerde, vorüber, und dann kam ein dumpfes Gepolter näher und verkündete nun das Herannahen der Wagenburg und des Geschützes. Elf Stück wunderliche Feldgeschütze, gezogen von schweren, feisten Gäulen, rasselten heran, ihnen nach kamen die Roll- oder Rennwagen mit den leichtern Stücken, den Doppelhaken und ihrer Bedienung. Schwerfällig polterten dann die Rüstwagen mit Proviant, Munition und dergleichen beladen her, und es behaupteten die Feinde nach der Schlacht, auf diesen Wagen habe sich der Meister Andreas, der Henker der Stadt, mit seinen Knechten, seinen Richtschwertern und einigen Tonnen voll gewächster Stricke befunden; — man habe alle Gefangenen durch des Nachrichters Hand zu Tode bringen lassen wollen. Ein Märlein, schlau ersonnen, die Wuth der Knechte im Lager gegen die Bürger in der Stadt auf's Höchste zu entflammen.

Den Beschluß des Zuges machten die schwerfälligen und seltsamen Karren der Wagenburg, welche den bürgerlichen Streitern damaliger Zeit im freien Feld die hohen Mauern und Wälle, hinter denen sie zu kämpfen gewohnt waren, ersetzen sollten. Diese ungeheuerlichen Maschinen wurden theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen und hatten neben und hinter sich eine gut gerüstete Begleitung von Bürgern.

Eine solche Heeresschaar, auf solche Weise in Eisen geschnallt, mit solchen Waffen, welche solch' schwerfälliges Räderwerk mit sich schleppen mußte, bewegte sich natürlich nicht mit der Schnelligkeit einer Armee heutiger Tage. Es dauerte Stunden lang, ehe sie ihren Vorbeimarsch vollendet hatten, ehe der letzte Wagen der Wagenburg mit seiner Bedeckung durch das dunkle Krökenthor und über die Zugbrücke gerasselt war. Jenseits der Zugbrücke hatten sich die Herren vom Rath, die fremden Kriegsherren und die Hauptleute, welche das Unternehmen nicht mitmachen sollten, aufgestellt. Hier nahmen sie bewegten Herzens Abschied von den Streitgenossen und den Anführern, und Schluchzen und lautes Weinen schallte aus den dichtgedrängten Reihen des Volkes, das aus der Thorwölbung dem Heere nachquoll. Von den hohen Wällen der Altstadt weheten weiße Tücher in den Händen der Frauen und Jungfrauen. Auch auf den Mauern der Neustadt stand viel Volk, hielt sich aber ziemlich theilnahmlos; denn die Neustadt sah in der Altstadt nur eine begünstigte Nebenbuhlerin und hatte unter den Ausziehenden Wenige, deren Wohl ihr am Herzen lag. Einen letzten Gruß winkte der greise Gregorius Guerike; dann sprengte er davon und eilte, begleitet von dem Kämmerer Müller und dem Hauptmann Springer, sich wieder an die Spitze der Schaaren zu stellen, welche er vor den Feind führen sollte. Dichte Staubwolken verhüllten schon die letzten Wagen; zurück blieben die Herren und das Volk; nur die Knaben folgten noch eine geraume Strecke dem Heere der Stadt.

Still und gedrückt kehrte dann das Volk in seine Wohnungen zurück, und bange Stunden sollten ihm vergehen, bis der entscheidende Schlag gefallen war. Frau Margaretha und Regina trafen zu Hause den Rathmann, der während ihrer Abwesenheit vom Rathhaus heimgekehrt war, bleich und wortlos in seinem Sessel sitzend und den sonst so mundfertigen Doctor Erasmus Alberus eben so stumm und niedergeschlagen auf einem andern Sessel. Das war ein schrecklicher, angstvoller Sonntag, und eine noch angstvollere Nacht sollte ihm folgen.

Das siebente Capitel.

Gen Hillersleben geht der Zug.
Der Kämpfer hat die Stadt genug;
Ehrbarer Rath und Bürgerschaft
Schickt' aus gewalt'ge Heereskraft;
Doch Mancher ist darunter, der
Viel lieber hinten blieben wär'.
Auch falsche Zwiesprach' wird gehalten,
Gott möge seine Sach' verwalten!

Wir verlassen die Stadt und erreichen den Heereszug wieder, wie er sich auf der staubigen Landstraße langsam hinwälzt, vorüber an der Richtstätte zur Rechten des Weges, wo an Galgen und Rad mehr als ein halbverwester von Raben und Krähen umflatterter Körper die schnelle und schreckliche Justiz des Zeitalters darthut. Vor Barleben geschieht etwas, was über die Reihen der Krieger einen ersten Schatten von Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens wirft und böse Ahnungen aufkeimen läßt. Mit einem Male steht dicht vor den Führern an der Spitze des Heeres, ohne daß man sagen kann, woher er gekommen ist, ein feiner, hoher, alter, eisgrauer Mann, aber solch' schönen, holdseligen, röthlichen und jungen Angesichts, daß es zu verwundern. Er trägt die Kleidung eines Bauern, und doch erscheint er nicht als ein Bauer. Das Roß des Bürgermeisters Gregorius steigt hoch auf; der Reiter muß die Zügel anziehen und halten, der ganze Zug geräth in's Stocken. Der Hauptmann Springer will den Greis aus dem Wege treiben; aber dieser streckt gebietend die Hand aus und fragt mit lauter und weit vernehmlicher Stimme: was für Kriegsvolk das sei, und wo hinaus sie mit solcher Rüstung gedächten?

Bericht gibt dem Fragenden der Kämmerer Heinrich Müller, und die Erscheinung, von der man nicht weiß, ob es ein Mensch oder ein Anderes gewesen ist, reckt beide Arme hoch auf und ruft: Wehe! Wehe! Dann bittet sie herzlich, von dem Vorhaben heut' abzustehen, und verwarnet mit eindringlichen Worten. An diesem Tage, spricht er, seien vor zweihundert Jahren die Magdeburger auch dieses Weges gezogen, und eine große Schlacht sei geschehen an demselbigen Ort, auf welchen man anjetzo zuziehe. Wer aber noch nicht wisse, wie es den Magdeburgern allda gegangen, der solle nur in die Johanniskirche gehen und dort die Tafel lesen, die Bericht gebe über die schreckliche, blutige Niederlage der Stadt.

Damit ist der Mann oder die Erscheinung verschwunden, wie sie gekommen ist; Keiner hat gewußt, wie und wohin. Einige haben zwar gelacht und gespottet; die Meisten haben sich jedoch entsetzt und mit Schrecken der Warnungen der fremden versuchten Kriegsleute in der Stadt gedacht, welche diesen Ausfall ebenfalls widerrathen; aber der alte Vers ist in seinem Recht geblieben:

„Was Gott einmal beschlossen hat,
Darwider ist kein' Hilf' und Rath,
Und da gleich Rath zu finden wär',
Folgt doch Niemand getreuer Lehr'."

Von Neuem drückten die Führer ihren ängstlich schnaubenden Rossen die Sporen in die Seiten; von Neuem setzte sich das Heer in Bewegung, und da man noch eine gute Strecke vom Feind entfernt war, so nahm man jetzt noch die Gelegenheit wahr, seinen Platz im Zuge zu verlassen und weiter vor oder zurück mit einem Bekannten Meinungen und Ansichten, Hoffnungen und Befürchtungen auszutauschen.

So erblickte denn auch der in tiefen melancholischen Gedanken einherschreitende Markus Horn plötzlich den Nachbar Lotther, den tapfern Buchdrucker an seiner Seite und vernahm die Frage:

„Nun, Rottmeister, was denket Ihr von dem Spuk, so da eben vorn an der Spitze geschehen sein soll? Ich mein', sie hätten nur frisch zuzugreifen brauchen, um zu erfahren, daß sie einen tollen Bauern, einen verrückten Altvater, einen albernen Leibzüchter vor sich hatten. Potz Blitz und Gespenster, ich begreif's nicht, wie der Bürgermeister und der Kämmerer, so doch sonst ganz vernünftige Leute sind, so plötzlich zu Geistersehern werden konnten!"

Sehr verwunderte sich der Buchdrucker, als Markus Horn auf diese Anrede erwiederte:

„Ja, Ihr habet Recht, Meister Lotther, der Lieutenant Schwartze weiß sein Banner recht gut zu führen; 's ist ein stattlicher Kriegsmann; Ihr habt ganz Recht!"

„Zum Teufel, wer spricht Euch von dem Vetter Adam?" rief der Buchdrucker im höchsten Staunen. „Markus, Markus, rappelt's bei Euch im Kopf? Wachet doch auf, Mann, und verscheucht endlich die bösen Gedanken. Was geschehen ist, ist ge-

schehen. Ich sehe Euch darum nicht schlechter an, und wenn uns heut' das Glück wohl will, nun, so wird der Alte gewiß auch andere Saiten aufziehen, wenn Ihr mit Lorbeer gekrönt wiederkehrt. Kopf in die Höhe, Markus! Solches Grübeln, solche Zerstreutheit sind, mein' ich, nicht die Zeichen eines wahren Kriegsmannes."

„Im rechten Augenblick sollt Ihr mich anders finden, Meister Lotther," sprach Markus, und setzte noch hinzu: „Uebrigens danke ich Euch für Eure guten Worte."

„Keine Ursache!" rief der Buchdrucker, und eilte, so schnell seine Rüstung und Bewaffnung es ihm erlaubte, weiter vorn, eine Unterhaltung mit dem Vetter Adam Schwartze anzuknüpfen, und dieser hörte seinen Bemerkungen viel eifriger, viel bereitwilliger zu, als der Rottmeister Horn; er kannte aus dem Grunde die Kunst, sich in dem Herzen des guten Mannes festzusetzen.

An der Seite des Lieutenants genoß Meister Michael den heitern Herbstnachmittag und die Aussicht, binnen kürzester Frist mit einem grimmigen Feinde zusammenzugerathen, mit vollem Behagen. Gleich einem Kenner, der ein gutes Glas Wein genießt, schlürfte er in langen wonnigen Zügen den Tag ein. Er zweifelte nicht an dem Gelingen des Unternehmens; seine Waffen belästigten ihn nur so weit, um ihn immerfort leise an die Mühseligkeiten, welche der grause Gott Mars seinen Jüngern auflegt, zu erinnern. Der tapfere Buchdrucker war in seinem Gott vergnügt, und ging schier ganz auf in dem Rasseln, Klirren, Trommeln, Pfeifen, Posaunen, Jauchzen, Wiehern, Trappeln und Johlen, das sinnbetäubend um ihn her erklang. Bloß die Bauern ärgerten ihn. Wenn er sie bei einer Wendung des Weges zu Gesicht bekam, wie sie mit gesenkten Häuptern, hängenden Lippen und nachschleifenden Spießen, verdrossen und kleinmüthig, Viele mit den Gedanken an ihre vom Feind verbrannten Hütten, an ihre verwüsteten Felder, an ihre heimathlos gemachten Weiber und Kinder im Herzen, einherzottelten, — so mußte selbst er sich eingestehen, daß diese Leute nicht danach aussahen, als wenn sie den wilden Landsknechtshaufen und den Reisigen des Herrn Jürgen von Mecklenburg den Dampf anthun würden. Die Mienen des tapfern Buchdruckers wurden dann erst wieder hell, wenn sein Blick auf die stattlichen Schaaren der Bürger und der Knechte, die so stramm unter ihren zwölf Fähnlein einherschritten, fiel. An zu glänzen fingen aber die Augen des Mannes, wenn er die Sonne sich spiegeln sah in den blanken Läufen der Geschütze, der Serpentinen und der Doppelhaken. Das Geschütz war ja die Hauptwaffe des Bürgerthums; — welcher Feind konnte solcher guten Hilfsgenossenschaft widerstehen? Ach, der gute Mann bedachte leider nicht, daß diese grimmen Feuerschlangen, die Beller, Blaser und Brüller ganz andere Dinge waren an ihrer Stelle auf der Ringmauer als im freien Felde, wo der Feind durch eine Schwenkung leicht vom Schwanzende her auf sie fallen konnte. So schnell wie heute wurde ein Feuerrohr damaliger Zeit nicht herumgedreht und gehandhabt.

Die Schatten der Männer, der Rosse, der Wagen wurden, wie sie über die Stoppelfelder hinfielen, jetzt bereits länger. So langsam bewegte sich das Heer, daß es einen vollen Nachmittag brauchte, um zwei Meilen Weges zurückzulegen. Mit Einbruch des Abends wurden die ersten Zeichen der Nähe des Feindes sichtbar, ein niedergebranntes Bauernhaus sandte schwarze Rauchwolken dicht neben der Landstraße dem Himmel zu. In der Ferne auf dem kahlen Horizont brannte eine Windmühle.

Jetzt kam wieder mehr Ordnung in den Zug, die Führer ritten nun vorsichtig inmitten des ersten Haufens; Späher wurden vorangeschickt; der Lärm verstummte mehr und mehr bei den Bürgern und Bauern, je mehr die Dämmerung zunahm; die kriegsgewohnten Landsknechte unterhielten sich auf den Befehl ihrer Anführer nur noch mit leiser Stimme. Ein kalter Nachtwind fing an über die Ebene zu streichen, und der Nebel stieg auf aus den morastigen Flächen und Gründen zur Rechten und Linken des Weges.

Das Heer hatte bereits die dunkeln Thürme und Schattenmassen, welche den Flecken Wolmirstädt bildeten, im Gesicht; als plötzlich beim Vortrab schnell hintereinander einige Schüsse fielen, und ein wildes Geschrei einzelner Männerstimmen sich erhob. Die städtischen Reiter waren auf eine Streifpartei des Feindes gestoßen, welche das von den Magdeburgern besetzte Wolmirstädt umgangen hatte. Eilends

jagten die feindlichen Reisigen zurück, doch nicht, ohne einen Todten am Wege liegen zu lassen; aber auch von den Städtischen blieb Einer todt, und ein Bürger Claus Kuhlemann wurde durch den Arm geschossen.

Dieser Vorfall war ein Zeichen für Jedermann, sich so dicht als möglich an seinen Nachbar anzuschließen. Welcher Schütze bis jetzt seine Lunte noch nicht in Brand gesetzt, der that das nun, und den eigenthümlichsten Anblick gewährten in der Dämmerung diese vielen vorwärts sich bewegenden glühenden Pünktchen.

Die Leichen der vorhin Gefallenen lagen dicht am Wege und manch' Einem im Zuge der Bürger und der Bauern überkam bei ihrem Anblick ein geheimes Grauen, eine Gänsehaut überlief sie. Man stieß seinen Nebenmann in die Seite, um ihn darauf aufmerksam zu machen, was gar nicht nöthig war, da Jeder mit Aug' und Ohr auf das Angestrengteste lauschte, damit ihn keine Gefahr unversehens überrasche. Die Landsknechte kümmerten sich den Teufel um die Leichen; sie machten höchstens einen schlechten Witz darüber und meinten: wer sich zu Tisch setze, ehe der Brei aufgetragen sei, dem sei es schon recht, wenn ihm der Löffel auf's Maul geschlagen werde. Es war einmal ihre Art so, ihr Herz beim Herannahen der Gefahr auf diese Weise so weit als möglich aufzublasen; Spieß, Schwert und Hakenbüchse hielten auch sie nichtsdestoweniger zur Abwehr bereit, gerüstet, das Leben, welches sie so sehr zu verachten schienen, auf's Theuerste zu verkaufen. Hinter jedem Busch, hinter jeder Hecke, hinter jedem Baum und Gemäuer konnte jetzt der wilde Feind lauern, und in jedem Augenblick mit großem Geschrei, mit Grimm und Wuth hervorstürmen.

Es geschah aber nichts weiter, die Streifpartien des Mecklenburgers hatten vollständig das Feld geräumt und sich wieder gegen das Kloster Hillersleben oder Hildensleben, wo ihre Hauptmacht lag, zurückgezogen, die Nachricht von dem Herannahen der Magdeburger daselbst zu verkünden.

Ohne weitere Gefährdung langte der Heereszug unter den Mauern des Fleckens Wolmirstädt an, und nachdem der Magdeburg'sche Hauptmann, welcher daselbst den Befehl führte, sich vorsichtig vergewissert hatte, daß nicht der Feind ihn überlisten wolle, sondern daß wirklich das Banner mit der kranztragenden Jungfrau vor dem Thor angekommen sei, ließ er freudig die Zugbrücke fallen und trat hervor mit seinem Gefolge von Knechten und Einwohnern, das städtische Heer und seine Anführer zu bewillkommnen. Der gute Mann, welcher am folgenden Tage leider recht schnell den Kopf verlor und den Muth sinken ließ, wußte viel zu berichten von dem feindlichen Volk, das schon Tage lang seine Mauern umritten und umschwärmt, und auch schon einige Leute von der Brüstung weggeblasen habe. Freilich hatte er jetzt, als das Heer der Stadt zu seiner Hilfe angelangt war, ein nicht kleines Maul und vermaß sich hoch und theuer, daß er, gleich dem wackern Bartholomäus Eckelbaum zu Wanzleben, bis auf den letzten Mann ausgehalten haben würde, wenn ihm auch kein Beistand zu Theil geworden wäre. Da war freilich unter seiner Begleitung ein ehrsamer, handfester Schuster mit Sturmhaube, Harnisch und Schlachtschwert, der schüttelte bei solchen eisenfresserischen Worten des Hauptmanns bedenklich den Kopf; aber dieses Kopfschütteln ging in der Dämmerung unbemerkt verloren, und das Maul wagte der skeptische Handwerksmeister nicht aufzuthun, zu großem Schaden und Verlust der alten Stadt Magdeburg.

Von dem Feind vernahm man jetzt auch Näheres. In einem Bogen war derselbe nach der Verbrennung von Wanzleben nördlich gezogen, jedes Dorf unterwegs plündernd oder brandschatzend. Althaldensleben hatte er in Flammen aufgehen lassen, Neuhaldensleben hatte er bedroht, und jetzt lag er im Kloster und Dorf Hildensleben oder Hillersleben, wohin er alle Beute dieses Raubzuges zusammengeschleppt hatte, und unter Banquettiren, Jubiliren, viehisch, sündhaft und toll sich vermaß, alles Land auf dem rechten und linken Ufer der Elbe zur Wüste zu machen und zum Beschluß in der Stadt Magdeburg keinen Stein auf dem andern zu lassen. Nicht Alt nicht Jung, nicht Weib nicht Kind sollten darin verschont bleiben, und unter den schönsten Jungfrauen wollten sie die Wahl haben, — hatten die meisten Gesellen gerufen, und nach ihren jetzigen Thaten zu urtheilen, konnte man vermuthen, daß sie ihre Worte zur Wahrheit werden ließen.

Eine große Aufregung lief über solche

Nachrichten in den Reihen der Magdeburger um, und Kriegsrath wurde im freien Felde von den Oberbefehlshabern gehalten, über die Art, dem Feinde anzukommen.

Der alte tapfere Bürgermeister Gregorius Guerike meinte, man solle sich die Nacht durch ruhig halten, aber in der frühesten Morgenstunde den Feind auf dem Stroh zu überraschen suchen. Ein großer Theil seines Volkes werde dann nach ihrer Art wohl toll und voll sein und man könne ihn leichtlich in dem Kloster umringen und „beklyppen.“

Dem entgegen ist der Hauptmann Hans Springer aufgetreten und hat seine Meinung dahin abgegeben: Für einen solchen Plan habe man des Kriegsvolkes viel zu wenig und nach Jedermanns Ansicht könne man sich auf die Bauern gar nicht verlassen und wenn sie tausendmal geschworen hätten, den Feind mit Schuhen aus dem Lande zu jagen. Der Hauptmann rieth, man solle das Kriegsglück doch lieber im freien Felde versuchen, da könne man die Wagenburg und das Geschütz besser verwenden, da könne man die Bauern besser im Auge behalten.

Hin und wider wurde geredet, endlich ging aber der Rathschlag des Hauptmanns durch, und Befehle wurden im Heere gegeben, die Wagenburg auf dem Feld zusammenzuschieben und zu schließen. Dieses geschah, das Geschütz wurde aufgestellt, Landsknechten, Bürgern und Bauern ihre Stellungen angewiesen, Wachen aufgestellt, und der Kriegsruf: „Gott mit uns!“ gegeben für den Fall, daß etwas in der Nacht geschehen sollte.

Nun nahm das gewöhnliche Leben und Treiben eines Kriegslagers seinen Anfang. Feuer wurden angezündet, die Kessel daran gestellt, Holz, Stroh und Proviant schleppten die Einwohner von Wolmirstädt nach Kräften herbei; man stärkte den Leib durch Speise und Trank und den Geist durch gegenseitige aufmunternde Gespräche. Letzteres geschah aber so leise als möglich, denn Befehl war ertheilt, keinen unnöthigen Lärm zu machen.

Es war allmälig ziemlich kalt geworden und der Wind fing an, in immer schärfern Stößen über die leeren Felder zu blasen. Jetzt kam die Stunde, wo Jeder sich sammeln und sich ungestört von den Andern seinen Gedanken hingeben konnte. Da gedachte im Haufen der Bürger der Eine der zurückgelassenen Lieben, des Weibes, der Kinder, der alten Eltern, der Braut; der Andere erinnerte sich des bequemen Sorgenstuhls in der Ofenecke und fühlte sich im gegenwärtigen Augenblicke um so unbehaglicher; ein Dritter beschäftigte sich mit dem Steckenpferde, welches er daheim in der alten Stadt Magdeburg zu reiten pflegte, und war in Sorgen, ob er wohl wieder zu ihm heimgelangen werde. Aehnlichen doch finsterern Gedanken gab man sich unter den Bauern hin. Die Landsknechte fielen in dieser Nacht am ehesten in einen gesunden Schlaf; was die andern Männer nur ausnahmsweise auszuüben gezwungen waren, das war ja ihr tägliches Handwerk und manch' Einer von ihnen hatte mit manch' Einem von den wilden Gesellen zu Hillersleben Seite an Seite gezecht, Seite an Seite gekämpft und — morgen Abend mochte das wieder so sein, denn wer konnte sagen, was geschehen mochte zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang?

Unter den Bürgern und Bauern hatte bei allen Nebengedanken, vom greisen Bürgermeister Guerike an bis zum allergeringsten Bäuerlein, ein Jeder doch den überwiegenden Hauptgedanken an den großen Grund, weswegen man hier in der kalten Nacht im Felde lag. Unter den Landsknechten und Reitern gab es Wenige, die eine Ahnung davon hatten. Bot der Feind mehr, so hatte er den Hauptmann Hans Springer gewonnen, und nichts hielt die Mehrzahl der Knechte und Reisigen ab, sollte sie das Kriegsglück morgen früh in die Hand der Gegner geben, deren Fahne zu folgen gegen die, mit welchen sie heute zusammen ausgezogen waren. Die Meisten, welche in solchem gegebenen Falle zweifelhaft gewesen wären, befanden sich unter der Rotte des Rottmeisters Markus Horn; es waren die Magdeburger Kinder, welche Markus vor Braunschweig dem Mecklenburger abgewonnen hatte. —

Leise klirrten die Waffen, es wieherten und stampften die Reiterpferde und die Zugpferde, von Zeit zu Zeit brüllte dumpf einer der Ochsen, welche geholfen hatten, die Wagenburg der Stadt Magdeburg vor den Flecken Wolmirstädt zu führen, leise flüsterten hier noch ein paar wache Krieger, in der Ferne bellten die Hunde; — abseits der Schaar der Genossen lag Markus Horn

in seinen Mantel gehüllt und mühete sich fort und fort ab, die unabgeschlossene Rechnung in seinem Innern auszugleichen. Vor Allen am Heereszuge der Magdeburger Theilnehmenden dachte er vielleicht am wenigsten an die Gefahren des kommenden Morgens. Für sich selbst fürchtete er den Tod nicht im Geringsten. Zwischen den Mühen, die Rechnung seines Gewissens abzuschließen, hatte sich seiner eine unendliche Gleichgiltigkeit bemächtigt. Auf die Aufregung, auf das wilde Leben der letzten Jahre war seit seiner Heimkehr eine unsägliche Abspannung gefolgt. Er fühlte sich im Innersten gebrochen, und es war ihm, als könne er niemals den frühern Lebensmuth wiedergewinnen. Voll Selbstvertrauen, wenn auch ein wenig mit sich unzufrieden, war er in das Vaterhaus nach den Jahren der Abwesenheit wieder eingetreten; der Blitz, welcher dann niederfiel, zeigte ihm aber Vergangenheit und Zukunft in einem ganz andern Lichte, als sie sich ihm bis jetzt vorgebildet hatten. Nun erkannte er klar den ganzen Werth dessen, was er verloren hatte, und der Verlust schien ihm so grenzenlos, daß ihm selbst das reichste noch kommende Leben dafür keinen Ersatz bieten könne. Die Thränen der armen alten Mutter wogen schwer auf der Seele des Sohnes; aber er wußte, daß das Mutterherz ihm nicht verloren gehen konnte; die zornigen Worte des Vaters hallten schmerzlich in den Ohren des Sohnes wieder; aber da ließ sich noch Trotz gegen Zorn setzen. Ein Drittes hatte dem Markus Horn der niederfallende Blitzstrahl im Vaterhaus gezeigt; das war die verlorene Krone des Lebens, die ihm zu unaussprechlicher Seligkeit bestimmt gewesen war, und welche nun ein Anderer gewonnen hatte; welche Adam Schwartze ergriff, weil Markus Horn versäumt hatte, die Hand auszustrecken!

Nun war alles Uebrige grau, öde, leer, wie diese graue kalte Herbstnacht. Nun fühlte sich Markus Horn, in dieser Nacht vor dem blutigen Kampfe mit dem seiner Heimathstadt drohenden grimmen Feinde, heimathlos, ziellos, zwecklos, unnütz, überflüssig. Vergeblich schlich vom Lagerplatz der städtischen Reiter Christof Alemann, der Fähnrich, herüber zum Jugendfreund, eine Flasche Wein unter dem Mantel tragend; vergeblich suchte er bei dem Rottmeister für seine Träume von Ruhm und Erfolg am kommenden Morgen ein aufmerksames Ohr, eine gleichgestimmte Seele. Er hatte gut Luftschlösser bauen; einen stummen widerspruchslosen Zuhörer fand er wohl, ob aber einen aufmerksamen, das war eine andere Frage. Aergerlich verließ Christof den Freund und trug sein unruhiges Herz zu der Bürgerschaft, wo ihn der eben so aufgeregte, eben so schlaflose Meister Michael Lotther mit unverhohlenster Freude empfing.

So schlich Stunde um Stunde langsam vorüber. Innerhalb des Lagers wird sich bis zum ersten Hahnenschrei nichts verändern, und so verlassen wir die Wagenburg, um außerhalb derselben einem Gespräch zu lauschen, welches zwischen dem Hauptmann Hans Springer und dem Lieutenant desselben, Adam Schwartze, vor sich geht. Beide Herren hatten das Lager verlassen, unter dem Vorgeben, die Wachtposten zu besuchen; im Grunde aber, um unbelauscht dieses Gespräch miteinander zu führen. Auf einem kleinen Hügel westlich vom Lager gegen Hillersleben zu standen sie. Sie hatten diesen Platz gewählt, weil kein Lauscher ihnen hier unbemerkt nahen konnte.

Wir geben das Gespräch so wieder, wie es geführt wurde, lassen aber den elsässischen Dialekt des Hauptmanns dabei so viel als möglich fallen.

„Nun, Adämle?!“ sagte der Eine.

„Nun, Hauptmann?!“ sagte der Andere.

„Ich halt', daß wir nun hier grade recht in der Mitte stehen!“ sagte der Hauptmann, mit dem Daumen der rechten Hand eine kurze Bewegung links gegen das Lager der Stadt Magdeburg, rechts gegen das Kloster Hillersleben machend, wo ein rother Schein die Feuer des Feindes verkündete. „Was haltet Ihr davon, Adämle?“

Der Lieutenant zeichnete mit seinem Schwert Figuren auf der Erde und zuckte die Achseln:

„Ich denk', man muß seine Karten nicht eher ausspielen, als bis das Spiel angefangen hat.“

„Wie meinet Ihr das? Ich denk', die Gelegenheit sei recht günstig. Die Fähnlein der Knechte, deren wir, ich mein', wir, sicher sind, haben wir mit uns; den Ueberfall, welchen der alte Schlaukopf, der Bürgermeister, so fein und gut ausgedacht hatte, hab' ich hintertrieben. Morgen früh

ist's ein ander Ding auf offenem Feld; — ich setz': der Jürgen von Mecklenburg greift an — Glück hat der Bub', und ich kenn' manch' einen guten Mann, so mit ihm zieht. Hui, Reiter und Knechte auf uns, das heißt, auf dies Bürger- und Bauernpack! Hui, Reiter und Knecht' über Rüstwagen und Geschütz; und — wir? Ich frag' Euch — wir?"

„Wir," flüsterte der Lieutenant, „wir mit dem Ruf: Mecklenburg hie! hie Mecklenburg! ebenfalls unter das Bürger- und Bauerngesindel. Herunter mit ihnen, in den Grund mit ihnen, nieder ihr Lumpenpanier —"

„Und fort mit ihrem Bettelbrot, ihrem schäbigen Sold, groben Mienen, ihren Schreiberobersten, ihren heuchlerischen Pfaffen, ihren Kämmerern, die einen Panzer vor den Bauch schnallen und alte Kriegsleute belehren wollen. Fort mit ihnen Allen in die Hölle. Allein ihrer Pfaffen wegen, die Einem in jeden guten Trunk Gift geben möchten, mag der Teufel das ganze Nest nehmen. Ich sag' Euch, Adämle, hab' ich nicht von ihren Canzeln hören müssen, ich sei ein Säufer, ein Ehebrecher, und die Stadt könne mit solchen Leuten nicht bestehen im Kampf. Ich will's ihnen lehren — das Hannchen soll's ihnen lehren — ich hab's dem Hannchen versprochen. Adämle, Adämle, bei Gott, ich will's ihnen zeigen, morgen zeigen, was es heißt, den Hans Springer zum Feind zu haben."

Der Hauptmann hatte sich allmälig so in die Wuth hineingesprochen, daß der Lieutenant besorgte Blicke um sich warf.

„Hauptmann, Hauptmann," flüsterte er beschwichtigend, „wem sagt Ihr das Alles? Weiß ich das nicht so gut wie Ihr. Aber gebet Ruh' und überlegt; ich sag' wiederum, man soll seine Karten nicht eher auf den Tisch schlagen, als bis man Trumpf sagen kann. Nun hört, — gebt Ruh' und laßt mich sprechen. Ihr meint, wenn wir so thäten, wie Ihr sagt, wenn wir mitten in der Schlacht dem Mecklenburger zufielen und unser Thun es wär', wenn diese ganze Magdeburger Armada zu Boden gelegt würde, wie ein Weizenfeld, Ihr meint, dann hätten wir unser' Sach' gewonnen, und wir könnten in Glorie und Pracht durch alle Herrlichkeiten der Welt einherfahren. Ich sag' Euch aber nein, nein und abermals nein. Was ist dieser Herzog von Mecklenburg, ein Tropfen vor dem Regen, ein Vortraber vor dem Heer. Mag er morgen früh dreinschlagen und gewinnen nach Herzenslust; was ist damit jetzo für uns gewonnen, wenn wir ihm zufallen? Euch stellen sie die Frau Johanne an den Pranger und lassen sie vom Henker mit Ruthen auspeitschen, und ob mein Vetter, der alte Narr Michael Lotther, mir sein Töchterlein über die Wälle zureichen würde, das ist auch die Frage. Aber Ihr könnt sagen, wir würden große Herren geworden sein bei Kaiser und Reich, und später schon an den Aechtern von Magdeburg unser Müthchen kühlen. Bis dahin kann viel Wasser die Elbe herunterlaufen. Der Mecklenburger wird die Stadt nicht nehmen, wie man ein Dorf, einen Flecken, ein Vogelnest oder ein hübsches Mädchen nimmt. Es wird sich noch mancher Kopf an diesen Wällen blutig stoßen, ehe diese Pfeffersäcke von Magdeburg die weiße Fahne aufstecken. Plündern, sengen und brennen werden wir mit dem Jürgen freilich nach Herzenslust können, aber meiner Meinung nach auch nicht lange mehr. Gebet Acht, es muß erst noch anders kommen, ehe wir Beiden Trumpf bieten können."

„Schießet los mit Euerm Rath, Adämle," brummte der wackere Hauptmann. „Bi'm Tüfel, das Hanneli hat Recht, Ihr seid ein Schlaukopf. Und so zu sagen, angenehm wär's mir nit, wenn sie mir das Hanneli an den Schandpfahl stellten, und auch darin habet Ihr Recht. Schießet los, sag' i."

„Nun denn, so höret," fuhr der Lieutenant fort. „Beantwortet mir aber zuerst eine Frage. Wollt Ihr diesem landstreicherischen jungen Herzog von Mecklenburg zu Lieb' aus dem Dienst der Stadt gehen? Wollt Ihr Euer Fortun' einzig und allein an diesen Gelbschnabel dort zu Hillersleben hängen, oder liegt Euch noch ein Anderes im Sinn?"

Der Hauptmann kratzte sich bedenklich hinter dem Ohr. „Ein Thor wär' ich, wenn ich dächt', um solch' einen Beutepfennig, wie ihn der Ochsenkopf bieten kann, also meinen Hals einer hänfenen Schlinge im Fall des Mißlingens so nahe zu bringen."

„Nun denn, so wollen wir warten, bis es sich der Mühe lohnt, etwas zu wagen. Wir spielen hoch Spiel, und der Mecklen-

burger ist doch ein zu armseliges Männlein, als daß er das Fett schaffen könnt', welches wir zu unserm Kohl verlangen. Ich mein', wie auch morgen die Würfel fallen mögen, wir bleiben bei der Stadt; bleiben bei der Stadt, bis die rechten echten Leute, bis Kaiser und Reich, der Moritz, der Brandenburger, die Pfaffen zu Halle und wer noch dabei sein wird, sich abgearbeitet haben vor den Mauern und Wällen dieser Magdeburg'schen Krämer, Pastöre und Pfeffersäcke. Dann, Hauptmann, dann ist unsere Zeit gekommen; dann spielen wir aus; dem Mauritius von Sachsen, dem schlauen Schelm, der nichts von uns würde wissen wollen, wenn wir heut' zum Mecklenburger uns schlügen, dem sächsischen Pfiffficus und Politicus, dem bieten wir einen Handel an. Hauptmann, der Moritz, der ist unser Mann. Heißa, es ist ein Gaudium, zu sehen, wie der mit der Welt spielt; Keiner kann ihn entbehren, Jeder möcht' ihn zu seinem Helden machen und er — er läßt sie allesammt nach seiner Pfeife tanzen, Kaiser und Papst, Franzosen, Welsche, Deutsche, Türken und Heiden, lutherische Pfaffen und katholische Pfaffen. Und die Dummköpfe merken's noch nicht einmal; — es ist eine Lust, solchen Mann am Webstuhl zu sehen. Hauptmann Hänsel, wenn wir es dahin bringen, daß Kurfürst Moritz von Sachsen, der Achtsvollstrecker, uns nicht verleugnen darf, Hauptmann Springer, dann — dann können wir Victoria schreien und im Schein der Glückssonne mit den Händen in der Tasche spazieren gehen."

Der Hauptmann Springer stieß mit Emphase sein Schwert fast einen Fuß tief in die Erde; lang' holte er Athem und flüsterte dann:

„Adämle, Adämle, die Johanne hat Recht, Recht, Recht; Ihr seid der Mann, der im dicksten Nebel klar sieht. Gebt Eure Hand und drauf los morgen früh gegen diesen mecklenburger Bettelprinzen, daß die Splitter davon fliegen! Recht, recht, was kümmert uns der Ochsenkopf? — Bah, vivat die Stadt! Gebt Eure Hand, Adämle, Ihr sollt Hofrath werden beim Moritz. Ich will Euch folgen, wie ein Kluckhuhn der Schürze voll Körner. Jetzt aber laßt uns gehen, das Nöthigste ist besprochen. Man darf uns nicht vermissen im Lager und man könnt' auch den Pfnüsel (Schnupfen) kriegen in der Nachtkühl'."

Die beiden theuren Gesellen wandten sich zum Gehen, als der Lieutenant den Hauptmann noch einmal anhielt.

„Noch eins, Hauptmann," sagte er. „Ich möchte gern die gute Gelegenheit morgen früh benutzen, einen Burschen unschädlich zu machen, welcher mir in mehr als einer Hinsicht unbequem ist. Ich kann sein Gesicht nicht leiden, und eben so wenig das Gesicht, welches Jungfer Regina Lottherin macht, wenn der Tölpel ihr vor die Augen geräth."

„Aha, ich merk' schon, wo Ihr hinaus wollt, Adämle!" lachte der Hauptmann, den breiten Mund verziehend. „Weiß auch, wen Ihr meint. Wie gut wir doch zueinander passen, Freundle! Auch mir hat der Gesell auf den ersten Blick mißfallen; o könnt' ich doch dem Hallunken, dem Kindelbrück, mit seinem jungen Narren von Rottmeister zugleich die Stell' aussuchen, wo ich ihn haben möcht', das sollt' mir schon die rechte Lust sein. Verlaßt Euch drauf, Adam, Euer Freund, Markus Horn, soll sich morgen nicht zu beklagen haben, daß der Hauptmann Springer ihn zurücksetze!"

Die Beiden verließen jetzt den Hügel und wandten sich dem Lager zu. Eine Wache rief sie an, und sie gaben mit lauter Stimme das Losungswort: Gott mit uns!

Mit lauter Stimme riefen beide Verräther diese Worte, und der ehrliche Bürgersmann, welcher die Wacht hier hielt, merkte nicht die geringste Bewegung, nicht das geringste Zittern in ihrer Stimme. Was für einen Sinn hatten auch diese Worte für den Hauptmann Hans Springer und den Lieutenant Adam Schwartze? —

Um drei Uhr krähte in Wolmirstädt zum ersten Male der Hahn, und um dieselbe Stunde fuhr Markus Horn aus einem qualvollen Traum empor, in welchem sich der geängstete Geist während des kürzesten Schlummers verloren hatte. In diesem Traum sah Markus, wie der Lieutenant Adam Schwartze die holde liebliche Regina im bräutlichen Schmuck und im feierlichen Hochzeitszug zur Kirche führte. Seinen Vater und seine Mutter erblickte Markus in diesem Zuge, Erstern finster und drohend,

Letztere bleich und abgehärmt. An der Ecke des Ulrichskirchplatzes lauschte der arme Markus, und als sein Vater an ihm vorüberschritt, winkte er dem verstoßenen Sohn, sich dem Feierzug anzuschließen, und er mußte so seinem verlorenen Glück zu Grabe folgen. Als der Letzte schritt er der Geliebten, welche ein Anderer heimführte, nach. In diesem Traum hörte Markus Horn eben den Orgelklang der Ulrichskirche, sah er den Pastor Nikolaus Gallus im schwarzen Predigergewand mit der weißen Halskrause vor den Altar treten, um das Brautpaar für die Zeit und die Ewigkeit zusammenzugeben; niederknieten Adam und Regina, der Magister Flacius Illyricus stand als Brautführer hinter ihnen; der alte Rathmann Horn wandte wiederum das strenge Gesicht gegen den Sohn, erhob wiederum die Hand und deutete auf das junge Paar; — da krähte der Hahn, und ein großes Getöse erhob sich ringsumher. Mit dem Rottmeister Markus Horn flogen alle andern Schläfer im Lager vor Wolmirstädt von dem Erdboden in die Höhe und griffen nach den Waffen. Die Reiter schwangen sich auf die Rosse, welche die ganze Nacht hindurch unabgezäumt gestanden hatten. Bürger und geworbene Knechte fanden sich am ersten unter den Rufen ihrer Befehlshaber an den ihnen bestimmten Plätzen aufgestellt; die Bauern aber drängten sich wie eine vom Wolf umkreiste Heerde zusammen und durcheinander, taub gegen jedes Commando der ihnen gesetzten Anführer. Der Wolf umkreiste auch blut- und raubgierig die Wagenburg der Stadt Magdeburg; feindliche Reiter galoppirten in der Dämmerung und dem Morgennebel schattenhaft auftauchend und wieder verschwindend um das Lager und schossen ihre Büchsen gegen dasselbe ab. Die Wachen erwiederten dieses Feuer, indem sie sich auf die Wagenburg zurückzogen. Hier und da verwundeten die Reisigen des Mecklenburgers einen Mann und tödteten einen Bauer. Sie wichen erst, als die Reiter der Stadt gegen sie vorsprengten. Von Hillersleben hörte man dumpfen Trommelschlag, die Hauptmacht des Feindes regte sich; — die Nacht war zu Ende, trübe dämmerte die Entscheidungsstunde.

Das achte Capitel.

„Schlag Bürger todt! schlag Bauer todt!"
Hilf Gott der Stadt in solcher Noth!
O blut'ger Tag! Am Ohrefluß
Der Städter Banner sinken muß.
Die Führer jagen von dem Plan,
Dem Lieut'nant folgt der Capitan.
„Flieh' Magdeburg!" geht gell der Schrei;
Gott schütze seine Canzelei!
Es jauchzt der Feind: „Gewonnen All'!"
Der Meister Lotther kommt zu Fall.

Zwischen Hillersleben und dem Lager der Magdeburger lag das Feld wieder still da. Alle streifenden Haufen, alle Kundschafter hatten sich zurückgezogen. Unter der Stadt Banner stand jetzt jeder Mann, Bürger, Bauer und Landsknecht in seinen Waffen da, des Kommenden gewärtig; Niemand brauchte sich mehr den Schlaf aus den Augen zu reiben. Leise schlich die Ohre durch den Nebel dahin; im Osten erschien ein bleichrother Schein; es wurde heller; zwei Stunden vor Aufgang der Sonne war's.

Noch einmal hielten die Führer Gemeinde und Rathschlag; man verharrte bei dem Beschluß des vergangenen Tages; dem Feinde im freien Felde unter die Augen zu ziehen und seinen Angriff im Vertrauen auf Gottes Hilf' und Beistand abzuwarten. Man stärkte nach Nothdurft den Leib zum schweren Werke; dann zog man still vor gegen Hillersleben. Nur die Anführer sprachen jetzt noch mit voller Stimme; durch die Haufen des Volks ging kaum ein leises Geflüster.

In der Rotte des Markus Horn sagte der rothe Pfeffer zu dem großen Lügner Jochen Lorleberg:

„Heiliges Wetter, wenn ich jetzo den Schuft, den Beutelschneider, den Dieb, den Galgenvogel, den Heinz Timpe vor diese Hellebard' kriegt! Ich weiß, der Lump ist drüben geblieben; — jetzt könnt' ich ihn bezahlen für seine falschen Würfel und sein frech' Maul!"

„Halt Du Dein's, Narr!" brummte der lange Heinz Bickling. „Der Magister sieht sich um — halt den Rand vor dem Feind. Nachher, wenn das Faß angezapft ist, magst Du schwatzen und schreien nach Herzenslust. —"

„Da nehmt einen Schluck, Gevatter Besselmeier," sprach Michael Lotther zu dem Geschichtschreiber Sebastian, indem er

ihm ein umsponnenes Fläschlein reichte. „'S ist gut gegen die Morgenkühle. He, he, die Prahlhänse da drüben zu Hillersleben! 'S ist wohl eine große Kunst, Dörfer zu verbrennen und wehrlose Bauern im Feld zu jagen! Horcht nur, Gevatter, mit ihren Trommeln und Drommeten rasaunen sie genug; aber blicken läßt sich Keiner! Was meint Ihr?"

„Jeder thu' jetzo seine Pflicht, und — vorwärts im Namen Gottes; — Verzeihung, Meister Hasenreffer, ich hab' Euch wohl eben auf den Hacken getreten?"

„Thut nichts, ich geb's weiter!" sprach der Schlächtermeister, den wir im ersten Capitel kennen gelernt haben, und welcher jetzt, mit einer gewaltigen Mordaxt über der Schulter, im Heere der Stadt dahinzog.

„Wo ist der Schulze von Schnarsleben?" fragte im Zuge der Bauern eine Stimme.

„Hier!" antwortete ein Graukopf, welcher mit einem Zweihänder bewaffnet seiner Gemeinde voranschritt.

„Sein Junge liegt am Wege, Schulze," sagte die erste Stimme wieder. „Er kann nicht mit, er muß verbluten an der Kugel von vorhin. Sie haben ihn vom Wagen abgethan."

Ein anderes Dorf drängte die Leute von Schnarsleben weiter, und was aus dem Sohne des Schulzen ward, kann der Erzähler nicht sagen. —

„Halt!" tönte es im Heere der Stadt Magdeburg, als man über die Hälfte des Weges im Feld zwischen Hillersleben und Wolmirstädt hinaus war.

Schlachtordnung wurde gemacht, dem Feind entgegen. Einen Halbkreis bildete die Wagenburg mit ihrem Geschütz; viel zu eng geschlossen, wie sich nachher auswies. Voran unter ihren Fahnen standen die Bürger und die Knechte; in das Hintertreffen wurde das unzuverlässige Hilfsvolk der Bauern verordnet; da die Führer erachteten, daß dasselbe allda nicht dem ersten Angriff ausgesetzt sei und so der Sache der Stadt am wenigsten zum Schaden gereichen möge. Auf den Flügeln waren die drei Geschwader Reiter, die mit ausgezogen waren, vertheilt.

Die Hakenbüchsen auf den Rennwagen, die elf großen Geschütze, alle Feuerröhre, Spieße, Hellebarden waren gegen das Kloster und Dorf Hillersleben gerichtet.

Von dorther klirrten die Waffen, klang der Kriegsruf immer wilder herüber. Die Trompeten der Reisigen schmetterten, es wirbelten die Trommeln und Heerpauken. Nach wüst durchschwärmter, schlaflos hingebrachter Nacht, saß Herr Jürg von Mecklenburg mit seinen Hauptleuten und Rittern längst in voller Rüstung zu Roß; schimpfend, spottend, fluchend über die Magdeburg'schen Pfeffersäcke, das Bauerngesindel, so Alles nicht werth sei, daß er sein fürstlich Schwert gegen solch' Pack erhöbe, daß er seine stolze Lanze gegen es einlege, daß er sein Banner dagegen wehen lassen. Halbtrunken fluchte, schimpfte, spottete mit ihm sein Heer, und Gott gab in die Hände der Schwelger, Mörder und Mordbrenner das ausgezogene Volk der Stadt Magdeburg, auf daß aus erster blutiger Niederlage der Glaubensmuth, die fromme, treue Tapferkeit sich desto heller, leuchtender erhebe.

Am Ausgang des Dorfes hielt der Herzog und sah seine Rotten an sich vorüberziehen. Mit wildem Lachen forderte er sie auf, Niemandem außer den Landsknechten Gnade zu verleihen, keinem Bürger und Bauer Pardon zu geben. Der Landsknechte möge man schonen, — schrie er — das sei damit ein Anderes, da gelte: heute mir, morgen dir. Er wußte, daß er nach gewonnener Schlacht die Auswahl unter den gefangenen wilden Gesellen haben würde.

Als die letzten Schaaren vorüber waren, sprengte der herzogliche Taugenichts wieder an die Spitze, und bald hatten die Magdeburger die Reihen der Feinde vor Augen.

Der zwischen dem Lieutenant Schwartze und dem Hauptmann Springer getroffenen Verabredung gemäß, war Markus Horn mit seiner Rotte an die gefährlichste Stelle, wo der Hauptmann den Hauptangriff des Feindes vermuthete, an die Lücke in der Wagenburg, wo das Geschütz stand, beordert, und mit der größesten Freude hatte er diesen Platz eingenommen. Er war ja so recht in der Stimmung, sich nach einer schnell allem Erdenjammer ein Ende machenden Kugel, nach einem guten Partisanenstoß oder Fausthammerschlag zu sehnen. Es sollte aber anders kommen, als der Hauptmann Springer vermuthet hatte. Die gefährlichste Stelle der Schlachtordnung sollte zur gefahrlosesten werden, der Stadt

Magdeburg zum grenzenlosesten Leid und Schaden.

Es war gegen sieben Uhr; — näher bewegte sich der Feind, jedes Herz schlug höher, die entscheidende Stunde war gekommen.

Noch während des Anrückens des Herzogs that das Heer der Stadt seinen Fußfall und sprach sein kurzes Gebet, und in dem Augenblick, wo die Schlachtlinie der Gegner unter den Augen der Magdeburger Halt machte, sprangen die Büchsenmeister der Stadt schon zu ihren Geschützen. Mit gewaltigen Krachen gingen die Doppelhaken auf den Wagen, gingen die großen Feldstücke gegen den Feind ab und ganze Glieder von Reitern und Knechten sah man übereinanderstürzen, und Jedermann in dem Vordertreffen des Heeres der Stadt biß die Zähne zusammen und hätte an seinem Platz festwurzeln mögen, dem nunmehrigen Ansturm und Anprall unbeweglich Widerstand zu leisten.

Zum zweiten Mal war das Geschütz geladen, zum zweiten Mal wurde es losgelassen; aber nicht mit demselben Erfolg; denn in diesem Augenblick that der Feind seinen Fußfall, und so gingen die meisten Kugeln schadlos ihm zu Häupten hin.

Schlachtruf auf der ganzen Linie der Magdeburger! Schlachtruf der Gegner, und eine plötzliche unerwartete Schwenkung derselben!

Herr Jürg von Mecklenburg kannte sein Handwerk. Von der Zusammensetzung des städtischen Heeres hatte er ebenfalls die beste Kenntniß, und sobald er die Aufstellung der Wagenburg, „wie Etliche davon sagen wollen, vorsetzlich vom Wasser — der Ohre — unnd Holtzungen abe in's freye Feld geführet,“ erkundet hatte, wußte er genau, auf welche Art er angreifen mußte, um die Sache für sich zu einem guten Ziel zu führen.

Die Schwenkung, welche Einige im Heere der Stadt für den Beginn der Flucht nahmen, hatte einen ganz andern Grund. Vor der Front der Magdeburger vorüber stürzten im Sturmschritt Reiter und Fußvolk des Mecklenburgers, und ehe man sich's versah, war die Wagenburg umgangen, drang der Feind im Rücken der Geschütze, im Rücken der Kernmacht mit aller Wuth und Wildheit auf die Bauern im Hintertreffen. Da war an ein Umwenden der Schlachtordnung nicht zu denken. Die Bauern, den Ruf ihrer Führer, die Spieße zu fällen und zu senken, um des „reisigen Zeuges Einfall zu hindern,“ — falsch verstehend, warfen die Wehren aus den Händen, ließen sich wehrlos niederhauen und stechen, und drängten in wüster Unordnung in den Halbmond der Wagenburg, die, wie schon gesagt, zu eng geschlossen war, so daß in kürzester Frist aus der Aufstellung des städtischen Heeres ein verzweifeltes, wirres, heilloses Durcheinander entstanden war, in welchem der Feind gut' und leicht' Spiel hatte.

Allen voran klang der wilde Ruf des Herzogs:

„Schlage Bauer und Bürger todt! Laß Landsknecht leben!“

Ein Gemetzel schrecklichster Art entstand auf dem engsten Raume. Aus einer Schutzwehr war die Wagenburg, wie die Chronisten sich ausdrücken, zu einem „Nothstall“ geworden, in welchem die Stadt „beklemmet“ war, daß Niemand im Stande war, von seiner Kraft, seinem Muth, seinen Waffen Gebrauch zu machen.

Bald war jede Hoffnung des Sieges für die Magdeburger verloren, her ging es über sie und krachte

— herein wie die Kesselwagen
Wie der Reisigen Vortrab rasselt,
Wie Donner und Hagel herprasselt,

Jammer, Noth, wildeste Verzweiflung und unbarmherzigste Wuth:

„Schlage Bürger todt! Schlage Bauer todt! Laß Landsknecht leben!“ schrien die Rotten des Mecklenburgers ihrem wilden Führer nach; — das Blut floß in Strömen, und in Haufen deckte das unglückliche Landvolk den Boden. Anfänglich konnten die Bürger von den Wagen ihre Büchsen auf den in Haufen eindringenden Feind noch abfeuern und ihm so manchen Schaden zufügen; aber bald war Freund und Feind so vermischt, daß solches Feuer aufgegeben werden mußte. Auf einen dieser Wagen hatte sich auch Markus Horn geschwungen und blickte von hier herab mit verzweiflungsvollem Grimm auf das wilde Getümmel, in welchem seine Vaterstadt ohnmächtig unterlag. Schon übertönte der Siegesruf der Mecklenburg'schen das Schlachtgeschrei der Magdeburger.

„Allgewonnen! allgewonnen!“ schrien die Einen.

„Magdeburg, hilf! Hilf Magdeburg!“ riefen die Andern.

Alles ging über- und untereinander. Ein Fähnlein der Stadt nach dem andern sank unter in den Wogen der Schlacht und fiel in die Hände der Feinde; immer tiefer drangen Letztere in den Halbmond der Wagenburg, und schon brachen Haufen von Bürgern und städtischen Landsknechten durch die Lücken derselben und zerstreuten sich über das Feld, verfolgt von den daselbst umherschwärmenden feindlichen Reitern. Viele der Fliehenden stürzten sich in die Ohre, um so dem erbarmungslosen Schwert zu entgehen; aber nur Wenige gelangten glücklich an das andere Ufer; die Meisten fanden ihren Tod in den Fluthen.

Jetzt war, wie Herr Sebastian Besselmeier, der Augenzeuge, erzählt, ein gut Kleid wohl tausend Gülden werth; „denn welcher in bösen Kleidern und schlecht daher gieng, ward für einen Bawern angesehen und erstochen.“

Alles neigte sich zur Flucht; was noch von tapfern Herzen aushalten wollte, das drängte sich an und auf den Wagen. Um Sieg wurde hier nicht mehr gefochten, wohl aber noch um die Ehre. An den Wagen fand der Herzog, der bis jetzt so leichtes Spiel gehabt hatte, in den letzten Augenblicken der Schlacht noch einen Widerstand, welchen er nicht mehr erwartet hatte. Die Wehrlosen lagen jetzt zu Boden, die nicht fechten wollten, hatten sich meistentheils ergeben oder die Flucht ergriffen. Hier, an und auf den Wagen, um die Geschütze kämpften jetzt noch die Tapfersten der Bürger und Landsknechte, hielten die Führer Stand, und so kam die Schlacht einen flüchtigen Augenblick lang zum Stehen.

Gleich einem Verzweifelten kämpfte Markus Horn an der Spitze seines Häufleins, welches er so viel als möglich zusammenhielt, welches er nach Kräften ermuthigte und zur Ausdauer anspornte. Manch' kühner Mann, mit welchem die Magdeburger Kinder, die Markus befehligte, vor Kurzem im Lager vor Braunschweig einträchtiglich aus einer Schüssel gegessen hatten, fiel hier unter ihren Streichen und Stößen. Nach seinem Wunsch traf Samuel Pfeffer, der Rothkopf, auf Heinz Timpe; doch schlug das Begegnen nicht zum Besten des Rothkopfes aus. Mit dem Kolben seiner Büchse schlug ihn der einstige Spielgesell nieder und sprang über seinen Leib, auf eine Radspeiche tretend, um sich auf einen der von den städtischen Knechten noch vertheidigten Rollwagen zu schwingen.

„Kiek, bist'e da, Lüttge?“ rief aber Jochen Lorleberg von dem Wagen herab. „Hand von der Butten!“

Das zweihändige Schwert sauste hernieder und trennte den Arm des Angreifers vom Leib. Unter die Füße der nachdringenden Genossen stürzte Heinz Timpe zurück, und sein Blut strömte zu dem andern, welches durch die Ackerfurchen rieselte.

„Magdeburg, hie Magdeburg!“ rief Markus Horn, den nächsten Wagen vertheidigend.

„Magdeburg, hilf Magdeburg!“ rief Christof Alemann, mit einem Haufen seiner Reisigen der Stadt Reiterfahne im Zurückweichen errettend.

Neben einem dritten Wagen hielten der Hauptmann Springer mit dem Lieutenant Schwartze, umgeben von dem Kern ihrer Leute, hoch zu Roß vor einer Lücke der Wagenburg. Gleichmüthig und gelassen schaute Adam in das Gemetzel, während der Hauptmann unruhige Blicke vor und zurückwarf und dann wieder fragend zu seinem Lieutenant hinüberlugte.

Den Kopf schüttelte dieser.

„Noch nicht!“

Neun Fähnlein der Stadt Magdeburg waren in den Händen der Mecklenburger; immer mehr und mehr schmolzen die Häuflein der noch für die Stadt Kämpfenden zusammen. Durch das Getümmel brach sich zu dem Hauptmann Hans Springer der alte Bürgermeister Gregorius Guerike, begleitet von dem Kämmerer, Bahn. Blut tröpfelte aus einer leichten Stirnwunde durch die ehrwürdigen weißen Locken des Greises, seine Rüstung war zerbrochen, sein Barett (einen Helm vermochte er des hohen Alters wegen nicht mehr zu tragen) hatte er verloren; athemlos stützte er sich auf sein Schwert.

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann,“ schrie er in Verzweiflung den Elsasser an, „wie ist das? Herr Hauptmann Springer, wie ist das? Ist Alles verloren? Ist keine Hilfe mehr? Ist Alles, Alles vorbei? Wehe mir, wehe der Stadt — ist denn Alles, Alles umsonst?“

Hans Springer zuckte die Achseln:

„Herr Bürgermeister, Kaiser und Könige,

Fürsten und große Herren haben Schlachten verloren, so ist das Bürgern nicht zu verdenken. Herr Bürgermeister, die Schlacht ist wirklich und wahrhaftig dem Feind gewonnen und keine Abhilfe mehr in unserer Macht. Wer sein Leben retten will, der möge sich aus dem Felde machen!"

Die hellen Thränen rannen bei solchen Worten des kriegskundigen Mannes dem wackern Bürgermeister aus den Augen in den greisen Bart.

„Nein, nein!" rief er, indem er mit dem Fuße den vom Blut seiner Stadtgenossen getränkten Boden stampfte. „Nein, nein, so lange Einer noch aushält, soll man vom alten Gregorius Guerike nicht sagen, daß er der Stadt Sach' aufgegeben hab' und feldflüchtig geworden sei."

Wieder zuckte der Hauptmann Springer die Achseln und blickte wiederum nach seinem Lieutenant. Mit gespanntester Aufmerksamkeit hielt dieser den Wagen, auf welchem immer noch die hohe Gestalt Markus Horn's im heißen Kampfe erschien, im Auge.

Eine wahre Mauer von Leichen bildete sich um diesen Wagen her; alle zerstreut kämpfenden Bürger und Landsknechte drängten sich allgemach hier zusammen zur letzten Gegenwehr. Woge auf Woge fluthete heran, brach sich und stürzte zurück. Hieb, Stoß und Schlag, Todesgeschrei, Wuthgebrüll!

„Hilf Magdeburg! Hie Magdeburg!" erhob sich eine kreischende Stimme über allen Lärm. Wiederum ein Gewoge ineinanderverbissener Kämpfer, Städter und Mecklenburger durcheinander, heranschwellend —

„Hilf Magdeburg! Rette Magdeburg!" kreischte dieselbe Stimme, und unter sich erblickte Markus Horn eine blutbesudelte, zerzauste Gestalt halb unter den Füßen der Streitenden. Sich halb aufrichtend, hielt diese Gestalt ein zerfetztes, blutiges, besudeltes Banner mit der Magdeburger Kranzjungfer in die Höhe:

„Rette, rette Magdeburg!"

Mit einem gewaltigen Sprunge war Markus Horn von seinem Wagen herab, in dem Augenblick, wo eine feindliche Hellebarde niederschmetterte und den tapfern Bürger, welcher diese Fahne seiner Stadt so gut schützte, vollständig zu Boden streckte. In diesem tapfern Kämpfer hatte der Rottmeister Markus den Buchdrucker Michael Lotther erkannt. Mit einem Griff riß er das Banner aus den Händen des siegtrunkenen feindlichen Söldners, welcher sich desselben bemächtigt hatte, mit einem zweiten Griff zog er den Buchdrucker hervor und hob ihn auf den Wagen. Die Fahne reichte er in die Hände des kleinen Pfeifers Fränzel Rothnagel, welcher sich aus dem Getümmel ebenfalls auf die Wagenburg gerettet hatte.

„Allverloren! allverloren!" schrie Adam Schwartze, als er den Rottmeister Horn von seinem Standpunkt verschwinden sah in der Fluth des letzten Ansturms. „Allverloren! Rette sich, wer kann! Vorbei! vorbei! Alles verloren!"

„Alles verloren!" schrie der Hauptmann Springer seinem Lieutenant nach. Die Sporen stießen die Führer ihren Gäulen in die Flanken; im wildesten Galopp brachen sie aus der Wagenburg hervor und jagten über das Feld. Von dannen riß das Getümmel der Fliehenden den Kämmerer Heinrich Müller und alle andern noch Widerstehenden.

Verzweiflungsvoll sah sich der Bürgermeister Guerike um, und wieder fragte er: ob noch Rettung sei? und alle an ihm Vorüberstürzenden schrien:

„Nein, nein, nein! Alles verloren! Alles verloren!"

Da rief der alte Gregorius, die Hände gen Himmel hebend:

„Ach, wenn ich noch etwas rathen und thun könnt'; wie gern wollt' ich meinen alten Hals dran wagen!" Und damit wandte er sich an die ihn noch Umgebenden und fragte: ob's ihm auch nachtheilig sein werde, wenn er also die Flucht nehme?

Und wieder rief man ihm: Nein, nein! zu, und brachte ihm ein Roß und hob ihn schier mit Gewalt darauf. Da ritt auch er weinend von der Unglücksstätte fort, und das Glück wollte, daß er ungefährdet Hadmersleben erreichte, allwo man ihn über die Mauer einließ.

„Haltet zum Banner! Haltet zum Banner!" schrie Christof Alemann seinen wackern Reitern zu, die mit ihm einen Weg sich durch das Getümmel bahnten, und die einzige noch in den Lüften flatternde Fahne der Stadt schützten.

Im Vorbeireiten erblickte der Fähnrich seinen Jugendfreund, Markus Horn, welcher

jetzt ziemlich allein, an seinen Wagen gelehnt, den besinnungslosen Buchdrucker Lotther, den kleinen Fränzel und das zweite noch übrige Fähnlein vertheidigte.

„Alles aus, Markus!“ rief Christof Alemann, sich Bahn brechend mit seinen Reitern. „Komm mit! rette Dich! Willst Du allein die Schlacht halten?“

„Reite zu, Christof, und laß mich!“ rief Markus. „Alles verloren!“

„Aber das Leben noch nicht, Narr!“ schrie der Fähnrich. „Wen hast Du da? Aha, den tapfern Meister Lotther. Ist noch ein Fünklein Athem in ihm, so nimm ihn mit — ledige Pferde genug — wär' auch Schad' um die schönen Augen der Jungfer Regin', wenn sie sich dieselben um den Alten rothweinen müßte. Kurt, gib dem Rottmeister den ledigen Gaul — da läuft noch einer. Hinauf, Mark! Heb' den Alten; so! Das Banner wirf herunter, Du Affe, da oben; spring' nach! So; hab' ich Dich auf den Sattel? Zum Banner! zum Banner! Ihr wackern Reiter von Magdeburg; nieder mit den mecklenburg'schen Ochsenköpfen! Haltet Euch nicht auf — aus dem Feld, aus dem Feld, der Herr von Wulffen hat's erlaubt und ist vorangeritten, fort! fort! Freie Bahn! Bahn frei! Hie Magdeburg! Magdeburg hie!“

Viel schneller als die Feder erzählen kann, war geschehen, was der Fähnrich gerufen hatte. Zu Roß saß Markus Horn, den besinnungslosen Buchdrucker vor sich. Vor sich im Sattel hielt Christof Alemann das Pfeiferlein; die beiden Fähnlein hielt er auch, die Zügel faßte er zwischen die Zähne, sein Schwert wetterte nieder wie Gottes Blitz.

Seinem hellen Rufen: Hie Magdeburg! Magdeburg! schloß sich Alles an, was von städtischen Reitern dazu gelangen konnte. Manch' ein guter Knecht des Mecklenburger Jürgen fiel noch vor den gewaltigen Streichen dieses kleinen Haufens, ehe er das freie Feld erreicht hatte. Aber es gelang; plündernd warf sich der Feind auf die Wagen der Magdeburger; er hatte sein Müthlein gut genug gekühlt und kümmerte sich wenig um die Wenigen, die ihm jetzt noch unverletzt entgehen mochten. Den vollständigsten Sieg hatte der Herzog Georg von Mecklenburg gewonnen. Inmitten der Wagenburg unter Blut und Leichenhaufen hielt er und rühmte sich, mit eigener Faust wohl hundert Magdeburg'sche niedergestreckt zu haben.

Lachend sprach er zu den Herren vom Adel um ihn her:

„Also muß man die von Magdeburg kriegen lehren.“

Und lachend entgegnete ihm Einer der Ritter:

„Ja, gnädiger Herr, die von Magdeburg wollten uns diesen Krieg verbieten und uns in unserm Vorhaben hindern. Nun fördern sie uns erst recht und stärken uns dazu mit Geschütz, Wagen und Pferden.“

Ein Anderer sprach:

„Nun werden sich viel andere Fürsten und Herren zu uns schlagen; desgleichen wird uns alles Kriegsvolk zulaufen, und ein großer Haufe daraus werden. Hätten wir aber gewußt, daß die Schelme so viel Stricke, uns zu hängen, mitgenommen hätten; Keinen wollten wir gefangen genommen haben, Alle hätten wir erstochen.“

„Ich hab' mein Theil dazu gethan,“ lachte wieder der Herzog. „Lust hatt' ich dazu, daß man sie möcht' niedermähen wie das Gras.“

„Einen blauen Montag hat das Bürgervolk heut' nicht gefeiert!“ rief Einer. „Einen blutigrothen haben wir ihnen gemacht. Hallo, was ist denn das für ein Lärm dort?“

Ein großer Zusammenlauf war unter den die Todten und Verwundeten ausplündernden Siegern entstanden. Geschrei, dann eine tiefe grauenvolle Stille! Auf einem Leichenhaufen hatte Einer der wüsten Knechte seinen eigenen Vater gefunden, welcher „gelegen und sehr gewinselt; ob aber der Sohn den Vater wol erkandt, hat er ihn doch unbarmhertzigerweise getödtet. Aber nicht lange hernach hat der Thäter seinen Lohn bekommen; denn als er an einem Damm gestanden, ist ohngefehr eine Kugel auß Magdeburg geflogen kommen, welche jhm durch den Kopff gangen.“ Also erzählt Herr Elias Pomarius, der Chronist und Pfarrherr zu Sanct Peter. —

Kaum eine halbe Stunde hatte diese merkwürdige Schlacht an der Ohre gedauert. Vom Heer der Stadt lagen auf dem Wahlplatz todt sechzig Landsknechte, hundertundzwei Bürger und — tausendundvierzig Bauern. Gefangen waren dreihundertfünfzig Landsknechte und Bürger; welche letztere sich mit schwerem Geld aus-

lösen mußten und recht „liederlich" gehalten wurden.

Das „Geschrey" von dieser Schlacht kam innerhalb sechs Tagen nach Augsburg vor den Kaiser; welches die Zeitgenossen als eine große Merkwürdigkeit und seltsame Schnelligkeit in ihren Gedenkbüchern aufzeichnen.

Die Rennwagen mit den Doppelhaken, die großen Feldstücke und die genommenen Fähnlein schickte der Sieger als Zeichen des Triumphs dem Kaiser nach Augsburg. Die Wagenburg bekam Moritz von Sachsen als Beutepfennig.

An dem Tage der Schlacht noch rückte Herr Jürg von Mecklenburg mit seinem siegestrunkenen Heer vor Wolmirstädt und forderte es zur Uebergabe auf. Feig öffnete der Hauptmann, der am gestrigen Abend so große Worte feil gehabt hatte, ohne Schwertstreich das Thor; zum großen Verdruß der städtischen Geschichtschreiber, welche bemerken:

— „Denn ja auff dem Schloß zwölf tonnen Butter, drey gantzer braw Bier, neun Winspel Käse und was sonsten an Büchsen, Kraut und Loth, Viehe, Korn und Mehl, Brodt und anderm Vorrath vorhanden gewesen, hat kein' Zahl gehabt. Und hätten ihn die von Magdeburg im Fall der Noth gar leichtlich können entsetzen. —"

Eine Viertelstunde vom Schlachtfeld ließ Christof Alemann, der Fähnrich, den Fränzel Rothnagel vom Sattel gleiten und rief:

„Lauf, lauf nun, Du kommst um so schneller, und magst ansagen daheim, wie's uns ergangen ist."

Nicht zweimal ließ das Pfeiferlein sich Solches sagen. Gleich einem Heupferd hüpfte es über die Stoppelfelder und war richtig von Allen, die mit ausgezogen waren gen Hillersleben an der Ohre, der Erste, welcher von daher zurückkam, obgleich ihm Mancher zu Roß und zu Fuß vorangelaufen war.

Das neunte Capitel.

Ach Gott desselben nicht vergiß,
Der dieses Elends Ursach' ist!

klingt der alte Reim auf den Herzog Georg von Mecklenburg aus dem Jubeljahr Eintausendfünfhundertundfünfzig herüber. Welch' namenlosen Jammer, welch' kochenden Zorn und Haß schließen diese beiden Zeilen ein? Es ist wie ein hellaufkreischender Schmerz- und Wuthschrei, in welchem sich die große blutiggeschlagene lutherische Stadt, die Canzlei des Herrgotts, Luft macht. —

Da standen sie am Morgen des zweiundzwanzigsten Septembers, dem Tag Mauritii, des Schutzpatrons der Stadt, am Thor; da drängten sie sich auf den Wällen — Greise und Knaben, Frauen, Jungfrauen und Kinder — Männer und Weiber, Alle auslugend nach Botschaft von den am gestrigen Morgen Ausgezogenen, Alle mit ängstlich klopfenden Herzen, Alle bleichgesichtig, mattäugig nach schlaflos verbrachter Nacht. Jeder auf der Landstraße herankommende Reiter, jeder Fußgänger wurde mit fieberhafter Aufregung verfolgt, angerufen, ausgefragt nach Nachricht vom Heer. Da aber eben erst die achte Morgenstunde verlaufen war, so konnte kein Wanderer andere Auskunft geben, als daß der Zug der Stadt die Nacht hindurch Lager geschlagen habe vor Wolmirstädt, und daß der Feind sich dagegen im Kloster Hillersleben verhalten habe.

Jedesmal, wenn solch' ein Wanderer ausgefragt worden war, schlichen Einige der Harrenden mit gesenkten Häuptern davon, ihren Wohnungen wieder zu; aber immer strömten aus der innern Stadt Andere gegen das Krökenthor und auf die Stadtmauer daselbst. In allen Straßen, auf allen Plätzen begegneten sich Frage und Antwort:

„Nachricht?!"

Ein muthloses Kopfschütteln.

In der schönen Eckstraße im Hause des Rathmanns Ludolf Horn saßen in dem Gemach, welches wir bereits kennen, die Frau Margaretha und die Tochter des Buchdruckers an ihrer gewohnten Stelle am Fenster einander gegenüber; während der Rathmann, die Hände auf dem Rücken, in dem Zimmer auf- und abschritt und nur von Zeit zu Zeit an dem zweiten Fenster stehen blieb, um in die Gasse hinauszuschauen.

Es war, als ob die schwere Sorge Jedem dieser drei armen Menschen den Athem benähme; es war, als ob die Luft schwerer zu athmen sei, als ob ein gewisses unbeschreibbares Etwas die Atmosphäre anfülle,

welches das Blut in den Adern stocken mache.

Niemand sprach in dem ängstlichschwülen Gemach. Worüber sollte man auch reden? Jeder wandte stumm die Schrecknisse, die ihn bedrängten, hin und her in der schmerzenden Brust. Erst als ein Bote des Bürgermeisters Alemann kam und den Rathmann auf das Rathhaus forderte, regten sich die beiden Frauen wieder. Die Matrone erhob sich von ihrem Sessel und nahm das Amtskleid des Ehemanns vom Thürnagel und half ihm, dasselbe anzulegen. Regina holte den hohen Stab aus dem Winkel und reichte ihn dem Herrn Ludolf. Der Rathmann küßte seine Frau auf die Stirn und sagte:

„Gehabt Euch wohl, Ihr armen Weiblein. Gedenkt, daß Gott Niemandem eine Last über seine Kräfte auflegt, und daß Alles, was er thut, wohlgethan ist!“

„O Ludolf! Ludolf!“ brach die Frau jetzt aus, lautweinend die Arme um den Nacken des Eheherren werfend. „O Ludolf, Dein Sohn, Dein Sohn! Denk', wenn er gefallen ist vor dem Feind, wenn er auf dem Blutfeld gestorben ist, Deine zornigen, schrecklichen Worte im brechenden Herzen wiederholend! O Markus, Markus, mein Kind, Deiner armen Mutter Segen ist überall mit Dir!“

Der Rathmann machte sich sanft aus den Armen der Frau los.

„Wer gesündigt hat, dem gebühret Strafe!“ sprach er. „Geflucht habe ich meinem Kinde nicht; aber wenn es in diesem Augenblick auf dem Schlachtplan seine Augen im zeitlichen Tod schlösse, und Gott mich jetzt mit ihm vor seinen heiligen Richterstuhl riefe, so bin ich bereit, vor dem höchsten Richter, vor Gott zu verantworten, was ich gesprochen habe an dem Abend, wo Markus Horn hier erschien vor seinen Eltern, so er böslich, selbstsüchtig, leichtsinnig verlassen hatte. Glaub', Mutter, glaub', ein rechter Mann lässet nicht Alles sehen, was sich in seiner Brust reget, es gibt Manches, was er allein hin- und herwiegt. Glaub', Mutter, es ist ein schrecklich Ding um ein Mannesherz, während das Zünglein der Wage noch nach rechts und links zittert. Glaub', Mutter, Du trägst Dein Weh nicht allein!“

Regina Lottherin küßte dem Greise hochbewegt die Hand, und fort schritt Herr Ludolf Horn, um im Rath der Stadt Magdeburg mit unbewegtem Gesicht seinen Sitz einzunehmen, mit unbewegter Stimme sein Wort zu sprechen: während zu Hause die beiden Frauen jetzt einander wieder lautschluchzend in die Arme fielen.

Wieder zog durch die Schöneeckstraße ein Schwarm unruhiger, angstvoller Menschen nach dem Krökenthor.

„Ich halte es hier im dumpfen Gemach nicht mehr aus!“ rief Frau Margaretha. „Laß uns auch fort, Regina; laß uns auch in die freie Luft; ersticken muß ich hier.“

„Da steht in unserer Hausthür unser Factor, Meister Cornelius mit dem Herrn Magister Flacius, sie sollen uns begleiten,“ sprach Regina. „Da ist Euer Mantel, Mütterlein, kommt, kommt; auch mich duldet es hier nicht mehr; draußen scheint wenigstens die Sonne, kommt, laßt uns schnell gehen.“

Aus dem Hause eilten die beiden Frauen, und bereitwillig schlossen sich ihnen die beiden Männer an zur Begleitung.

„Noch keine Nachricht?“ fragte Frau Margaretha Horn den Illyricus.

Dieser zuckte die Achseln.

„Seltsame, unbestimmte Gerüchte durchfliegen die Luft, gleich verschüchterten Vögeln. Man kann sie nicht greifen, man weiß nicht, woher sie kommen; wer sie gebracht hat. Sie sind da, werden widerrufen, werden bestätigt; — es sind abscheuliche Stunden, diese Stunden des Harrens, sie zerrütten den Geist, sie ertödten den Körper. Setzt Euch nieder, es treibt Euch in die Höhe — geht umher, es treibt Euch zum Laufen — hierhin, dorthin, ohne Zweck, ohne Absicht —“

„Und die einzige Ruhe ist zu Gottes Füßen, ist im Gebete!“ sprach feierlich eine klangvolle Männerstimme, Herr Johannes Pomarius, der junge Pfarrherr von Sanct Peter, der Vater jenes Elias Pomarius, welcher im vorigen Capitel angeführt wurde als Chronist und ebenfalls Pastor zu Sanct Peter, in der Altstadt Magdeburg. Herr Johannes Pomarius oder Baumgarten, damals eben aus dem Jünglingsalter heraustretend, hatte großen Ruf in der Stadt als ein begeisterter, trefflicher lutherischer Canzelredner und verdiente diesen Ruf mit vollem Recht. Er schrieb die Aufzeichnungen nieder, welche im Jahre 1622 sein Sohn Elias vermehrt und verbessert als:

„Warhafftige, grundtliche unnd eygentliche Beschreibung der uberjährigen Belagerunge der kaiserlichen freyen Reichsstadt Magdeburg" auf's Neue im Druck erscheinen ließ. —

Sittsam neigte sich der junge Pfarrherr vor den beiden Frauen, dem Factor und dem Magister und sprach:

„Verzeihet, Herr Flacius, daß ich Euch also in Eure Worte eingefallen bin; aber, wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über. Wie Eure Seele ist die meinige unruhig und in großen Aengsten; im Knien vor Gott aber wird das Herz licht und stille. Des Herrn Name sei gepriesen zu jeder Stund'!"

„Amen!" sprachen Alle nach, und der Pfarrherr schloß sich den Vieren an und schritt mit ihnen weiter über den Breiten Weg gegen das Krökenthor. Ueber den Breiten Weg schritt eben Herr Nikolaus Hahn mit dem Doctor Erasmus Alberus heran und vorüber. Der Herr von Heideck jagte mit Kaspar Pflugk zu Pferd aus dem Thor auf Nachricht aus, manch' anderer wohlbekannter Mann, den sonst um diese Tagesstunde nichts in der Welt von seiner Arbeit, seinen Amtsgeschäften weggetrieben hätte, schritt jetzt ruhelos unter der Mauer der Neustadt auf und ab. Da war der gelehrte Stadtschreiber Merkel, da war manch' anderer Mann vom Rath, manch' ehrbarer Innungsmeister, mancher Kriegsmann von der zurückgebliebenen Besatzung. Herr Hans von Kindelbrück, der Hauptmann, unterhielt sich mit dem Stadtlieutenant Hans Winkelberg von Cöln, auf der Zugbrücke.

Alles wartete, Alles harrte. Es war zehn Uhr Morgens! Hell und freundlich schien auch an diesem Tage die Sonne; aber es gelang ihr nicht, alle die trüben ängstlichen Gesichter zu erhellen. Von der Erscheinung vor Barleben, von der warnenden Rede des geheimnißvollen Alten, der das Heer aufgehalten hatte, hatte man gestern Abend schon erfahren. Manch' Einer war nach der Johanniskirche gelaufen und hatte die Tafel, auf welche der Warner hingedeutet hatte, angesehen und kopfschüttelnd gelesen.

Neben der Frau Margaretha und Reginen geriethen in's Gespräch über dieselbe Tafel in der Johanniskirche die begleitenden Herren und vorzüglich Ehrn Johannes Pomarius und der Doctor Heinrich Merkel, der Secretarius, welche Beide später ihre Bemerkungen über den zweiundzwanzigsten September, den Tag des heiligen Moritz, den Unglückstag der Stadt Magdeburg seit Jahrhunderten, der Nachwelt schriftlich überlieferten.

„Es ist ein unanrührbar Ding, diese Erscheinung vor Barleben. Jedem christlichen Gemüth ist's anheimzustellen, was es davon halten mag. Der allmächtige Gott kann seine Engel senden, wohin er will. Nicht das Geringste haben alle eifrigen Nachforschungen nach diesem wunderlichen Alten herausgebracht. Wer kann sagen, was es darum gewesen ist? Ob heiliger Bote Gottes, ob Spuk und Aefferei des Teufels, eines stehet immerdar fest, Gott wird die Seinen nimmer verlassen; daran sollen wir halten in jeder bösen Stunde."

Also sprach der Pfarrherr, und es antwortete ihm der Stadtschreiber: „Anno Dreizehnhundertfünfzig ist die Schlacht geschehen, von welcher der Mann vor Barleben sprach, und über welche die Tafel in der Johanniskirche hänget. Haben die Magdeburger sie verloren gegen ihren Stiftsadel unter dem Landgrafen Otto zu Hessen und Erzbischof Otto. Im selbigen Jahre kamen die ersten Geißelbrüder von Pirna an, am Freitag vor Ostern. Sie gingen um, von wegen der großen Pest, so damals durch die ganze Welt herrschte, trugen Kreuze an den Kleidern und Hüten, hinten und vorn, und peitschten sich mit Knoten und Geißeln bis auf's Blut, um das Sterben damit abzuwenden. Schreibt ein alt' Verzeichniß, daß an dieser Pestilenz allein 124,434 Barfüßermönche sollen gestorben sein. Diese bemeldeten Flagellanten lagen zuerst auf dem Klosterberge, bis ein ehrbarer Rath und das Capitel sie in die Stadt ließ."

„Ja wohl," sprach Ehrn Pomarius, „hab's auch vernommen; anfangs machte man viel aus ihnen, läutete die Glocken ihnen zu Ehren, lud sie zu Gaste; aber als die Neuheit vorüber war, Heuchelei und Betrug zu Tage kam, da war's aus, und zerging die Secte vor ihr selbst, wie Menschen Gedichte pfleget."

„Der Menschen Treiben, Sinnen und Denken ist wunderlich und wird wunderlich bleiben. Lasset uns hoffen, daß wir über

heutigen Tag nicht ein solch' Täfelein aufzuhängen brauchen, wie jenes in der Johanniskirche, daß wir uns dieses Tages wegen nicht also zergeißeln müssen!" sprach der Stadtschreiber, und die Andern sagten leise und laut Amen dazu.

In demselben Augenblick entstand unter dem Volk, welches auf dem Wege vor der Zugbrücke lauerte und lungerte, eine Bewegung und ein Geschrei, welches bald von Gruppe zu Gruppe unter dem Thore, in den Gassen, auf der Mauer sich fortpflanzte.

„Was war geschehen? Nachricht — Kunde vom Heer? Wo? Wie? Was? Wo ist der Bote? Dort! Wie dort! Es ist nicht wahr — Doch! Doch!"

Auf den ersten Lärm folgte eine tiefe Stille; Alles drängte sich auf einer Stelle der Landstraße zusammen — vom Schlachtfeld an der Ohre war der erste Bote, war Fränzel Rothnagel, das Pfeiferlein, athemlos, halb todt, ganz betäubt, unfähig, zwei zusammenhängende Worte zu sprechen — angelangt.

Wenig brachte man aus dem armen Burschen heraus; aber schon das Wenige war genug, übergenug, den allergrößesten Schrecken durch die harrende Menge zu verbreiten. Um den kleinen Pfeifer drängten sich die hohen Befehlshaber, die Herren vom Rath, die Geistlichen mit hundert Fragen; aber ohnmächtig sank Fränzel Rothnagel zusammen und gerieth in die Hände der Weiber, die sich seiner mit Kraftwassern und Riechfläschchen annahmen und ihn in die Pfarrwohnung von Sanct Katharinen brachten, damit er daselbst wieder zum Bewußtsein komme.

Aus dem stumpfen ängstlichen Harren war die immer mehr sich vergrößernde Menge in das Stadium peinigender qualvoller Unruhe gelangt. Noch hatte man nichts Bestimmtes erfahren, noch war es möglich, daß die wirren, halb sinnlosen Worte des Knaben nichts zu bedeuten hatten; — aber unerträglich war dieser Zustand geworden: Kunde! Kunde! Im Namen Gottes, Kunde!

Mit gerungenen Händen lief man hin und wieder, man zerstampfte den Boden; Weiber lagen auf den Knien und zogen ihre Kinder ebenfalls neben sich nieder; Viele drückten im krampfhaften Weinen ihre Stirnen in den Staub — da — endlich — endlich — endlich ein Geschrei — ein wildes Rufen —

Schnaufende, abgejagte, keuchende Rosse — Reiter, blutig und bestäubt —

„Verloren! Verloren! Alles verloren! Aus! Aus!"

Wieder Reiter! Einzeln — in Trupps! Keuchende zusammenstürzende Fußgänger.

„Allverloren — der Feind! Der Feind, hinter uns der Feind! Rette, rette, Magdeburg rette! Verloren! Verloren!"

Nun Haufen auf Haufen, waffenlos, todtenbleich, geschwärzt vom Pulverdampf, staubbefleckt, mit zerfetzten Kleidern, zerstoßenen, zerschlagenen Harnischstücken, überklebt von geronnenem Blut:

„Verloren! Verloren! Alles verloren! Hilf, Magdeburg, hilf!"

Wie schreit das Volk auf, wie irren die Augen der Weiber, der Freunde, der Verwandten! Wer kann den Klang der Stimmen beschreiben, mit welchen man die Namen der ausgezogenen Lieben ruft?

Vom Krökenthor aus geht es wie ein elektrischer Schlag durch die ganze, große lutherische Stadt; binnen fünf Minuten sind alle Gassen überschwemmt; die verworrensten Gerüchte durchkreuzen sich, verschlingen sich; die überspannte Phantasie malt Alles in's Ungeheuerlichste. Am Brückthor, an der hohen Pforte glaubt man: der Feind stürme schon auf der andern Seite der Stadt. Auf Sanct Johann und Sanct Jakob setzen sich die Sturmglocken in Bewegung, und eine Glocke zieht die andere in den wildhallenden Alarm hinein. Von Sanct Ulrich tönt es wieder, dumpf und schwer hallt es zuletzt vom Dom, und nur die Glocken von Sanct Katharinen, die am besten Bescheid um die Sachlage wissen können, schweigen und fallen nicht ein in den Angstruf der klingenden Genossinnen.

Vom Rathhause stürzen die Bürgermeister und die daselbst anwesenden Rathmänner; die vom Heereszuge zurückgebliebenen Landsknechte und Bürger greifen nach ihren Waffen und durcheilen bereits einzeln oder in Haufen die Gassen. Am Krökenthor wird das Gedränge immer heftiger, und die vom Schlachtfelde an der Ohre Heranstürzenden finden kaum einen Weg hindurch.

Von ihren Begleitern abgedrängt, werden die Frau Magaretha Horn und Regina Lottherin, die sich fest umklammert hatten, von der wogenden Menge hierhin und dorthin gezogen. Sie sehen nicht mehr, sie hören nicht, Alles schwimmt vor ihren Augen

und Sinnen, bis sie endlich von starken Armen gefaßt und auf einen Steinhaufen gehoben werden, von welchem sie über die Köpfe der Menge hinwegschauen können. Der schweigsame Büchsenschütze Andreas Kritzmann ist's, der sie aus dem Gedränge errettet; er bleibt neben ihnen stehen und sorgt, daß die Fluth sie nicht wieder von dieser erhöhten Stelle herabreiße. Ein armes Weib, das seinen Mann vom Schlachtfeld heimerwartete, ist bereits zu Tode gedrückt, und mehrere unglückliche Kinder sind unter die Füße der Menge getreten.

Wir wollen im gewohnten Ton unsere Erzählung fortsetzen und uns nicht fortreißen lassen von dem allgemeinen Jammer und Entsetzen.

Heran ritt jetzt von Hillersleben, Herr Heinrich Müller der Kämmerer, an seinem Körper, an seiner Rüstung böse Spuren des Kampfes tragend. Herabgehauen war sein Helmbusch, eine blutige Binde trug er um die rechte Faust gewunden. Durch die Gassen trabte er auf seinem müden Gaul nach dem Rathhause, daselbst vorzutragen, was geschehen war.

Dem Kämmerer folgten Hans Springer der Hauptmann und Adam Schwartze der Lieutenant, welche Beide Leib und Gewaffen in unversehrtestem Zustande heimbrachten, was das scharfe Auge des Volkes bald genug erkannte. Als der Lieutenant vor dem Steinhaufen ankam, auf welchem die Frau Margaretha und die Tochter des Buchdruckers standen, stieß letztere einen Schrei aus:

„Adam! Herr Lieutenant! Herr Vetter!"

Der Lieutenant hielt seinen Gaul an; doch erwiederte er, getrennt von den beiden Frauen durch das dazwischen sich drängende Volk, den angstvollen Blick Regina's nur durch ein melancholisches Kopfschütteln.

„Mein Vater! Mein Vater!" rief Regina, die Hände gegen den Landsknechtsführer ausstreckend. „Wo habt Ihr meinen Vater gelassen, Herr Adam?"

Wieder schüttelte der Lieutenant das Haupt. Er wußte eigentlich nicht, was er der ängstlichen Tochter erwiedern sollte. So schlug er pathetisch die Hand im Stahlhandschuh auf den Brustharnisch und war herzlich froh, als ihn das Gedränge weiter trieb, dem Hauptmann Springer nach.

„Er ist todt! Mutter, o Gott, er ist gefallen! Ich werd' ihn nimmer wieder sehen!" rief Regina, und die Frau Margaretha, deren Mutterherz ja auch im heißesten Bangen schlug, wußte dem armen Mädchen nicht den geringsten Trost zuzusprechen.

Manch' eine Persönlichkeit, welche wir im Lauf dieser Geschichte kennen gelernt haben, fand sich vom Wahlplatz allmälig zu den schützenden Mauern der Stadt Magdeburg zurück.

Im vollen Trabe, mit seinen langen Beinen gewaltig ausstreichend, kam Meister Heinz Bickling und wurde mit großem Geschrei von der Thorwache und den daselbst anwesenden Knechten begrüßt.

Ueber die Schulter drohte der lange Kerl mit geballter Faust zurück:

„Die Rabsäcke! Die Schnappsäcke! Die Schubsäcke!" schrie er, mit einem ganzen Sack voll anderer weiterer Säcke seine Wuth gegen die sieghaften Feinde ausleerend.

Herantänzelte Jochen Lorleberg, auf welchen die Niederlage an der Ohre durchaus nicht einen niederschlagenden Eindruck gemacht zu haben schien. Er hatte einem gefallenen mecklenburg'schen Ritter, den er übrigens nicht erschlagen hatte, die goldene Halskette und einen gut gespickten Geldbeutel abgenommen und brachte einen frisch gefüllten Beutel ungeheuerlicher Lügen obendrein nach Haus.

„Ich sage Euch, Wachtmeister," sprach er zu dem Befehlshaber der Thorwache, „ich versichere Euch, so was lebt nicht wieder; hing an einem Haar die Victoria und ich — ich hätt' sie gewonnen, hätt' nicht der leidige Teufel sich drein gemischt. Kömmt im dicksten Haufen der Meklenburger Jürg heran — ich kenn' ihn an den Ochsenhörnern auf dem Helm — halt, denk' ich, jetzt gilt's, kriegst du den herunter, so kann dich die Stadt Magdeburg in Gold fassen lassen. Auf dem Wagen steh' ich, müßt Ihr wissen, die Büchse halt' ich geladen, ziel' — blautz hat des Jürgen Gaul die Kugel im Magen, steigt, überschlägt sich und schleudert den Herzog im vollen Kürisser, will ich sagen zwölf Schuh hoch in die Luft. Nun denkt Ihr, er fällt zwischen die Pferde und wird zu Brei trotz Stahlhelm und Eisenpanzer? Proste Mahlzeit! Dreimal schlägt er Rad in den Lüften, kommt mit Schwert und Lanze, mit ausgespreizten Beinen herunter und fällt einem ledig laufenden Roß regelrecht in Sattel und Bügel und auf mich

los wie das Wetter; — da gab ich's auf, und weil ich jetzt sah, daß sich alle Andern davon gemacht hatten, so dacht' ich, was du thun konntest, Jochen, hast du gethan. So lief ich den Andern nach und hier bin ich. Was meint Ihr dazu?"

„Daß dort immer noch welche kommen, welche doch hinter Dir gewesen sein müssen!" brummte der Wachtmeister, und Jochen Lorleberg beeilte sich, sein Quartier in der Stadt zu erreichen, daselbst seinen Wirthsleuten seine Thaten in der Schlacht auf seine Art zu erzählen.

Heran kam Peter Rauchmaul der Dickwanst, mit lang vorhängender Zunge und vorquellenden Augen, schnaufend, blasend, prustend. Im eiligen Lauf hatte er's sich allmälig so bequem als möglich gemacht. Erst hatte er das zweihändige Schwert, dann die Sturmhaube, dann den Brustharnisch weggeworfen. Dann hatte er das Wamms abgeschleudert, und jetzt kam er im Hemd und Hosen vor dem Krökenthor an unter den Einzelnen, die dem größern Haufen folgten.

Die größern Haufen zu Roß und zu Fuß, die sich von der Wahlstatt errettet hatten, die Schnellfüßigen, Diejenigen, welche der panische Schrecken und die Angst der Flucht am meisten befallen hatten, waren um diese Zeit so ziemlich Alle unter den Mauern der Stadt angelangt. In immer größern Zwischenräumen kamen jetzt nur noch vereinzelte Kämpfer zurück; Verwundete, die sich langsamer als die Gesunden fortschleppten, niedergeschlagene muthige Streiter, welche mit solcher Last der Niederlage auf der Seele am liebsten gar nicht wieder in die Vaterstadt heimgekehrt wären.

Immer trostloser wurden die Mienen des wartenden Volkes, welches bis jetzt seine Verwandten und Freunde unter den Zurückgekehrten noch nicht gefunden hatte. Wohl klang von Zeit zu Zeit noch ein heller Freudenschrei in der Menge auf, und ein zitterndes, halb ohnmächtiges Weib sank in die Arme des Gatten, eine Schwester in die Arme des Bruders, ein Sohn in die Arme der Eltern; aber das Schluchzen, das laute Weinen nahm immer mehr überhand, und die geistlichen Herren, die alle ihre Chorröcke übergeworfen hatten, die fremden Prediger und Prädikanten wußten fast nicht mehr, wohin sie sich mit ihren Trostworten, ihren Ermahnungen und geistlichen Ermunterungen zuerst wenden sollten.

Ueber die Häupter der Menge erhob sich wieder die hagere schwarze Gestalt, erschien wieder das bleiche Gesicht, die glühenden Augen des Gassenpredigers Wilhelm Rhodius.

Mit gellender Stimme redete er nach seiner Art. Wehe, dreimal Wehe rief er herab auf das sündige Volk, auf das laue laodicäische Wesen der Stadt, das solches Geschick über und über verdient habe. Dazwischen warf er die zerrissenen Blätter seiner Bibel herum und vermischte seinen halb wahnsinnigen, halb begeisterten Sermon mit den Schriftstellen, die ihm in den Wurf kamen.

Wandten sich auch die Verständigen, die Ruhigeren mit halbem Widerwillen von dem Mann ab, im großen Haufen fand er um so mehr, zu dieser Stunde, den gewohnten Anklang. Die Trauernden, die Betrübten des niedern Volkes, die zerlumpten Weiber und Greise umdrängten ihn mit den Zurufen:

„Segen Gottes über Euch, Herr Magister! Der Herr rechne uns unsere Sünde nicht zu! Der Herr spende uns seine Gnade! Wehe, wehe, wehe! Der Tag der Rache ist kommen. Der Tag, da der Herr das Korn sichtet, ist vorhanden!"

Dazwischen schrie der Prädikant wieder einige Verse aus dem Psalter herab:

„Erwecke Dich Herr; warum schläfst Du? Wache auf und verstoße uns nicht gar.

„Warum verbirgst Du Dein Antlitz, vergissest unseres Elends und Dranges?

„Denn unsere Seele ist gebeuget zur Erden, unser Bauch klebt am Erdboden.

„Mache Dich auf, hilf uns und erlöse uns, um Deiner Güte willen."

Nur Die, welchen ihre Verwandten und Freunde glücklich wiedergegeben waren, nur Die, welche Niemanden vom blutigen Unglücksfeld an der Ohre zurückzuerwarten hatten, verließen das Krökenthor und die Landstraße davor. Hundert und aber hundert trostlose Seelen blieben aber harrend — immer noch hoffend zurück.

Die bis jetzt Vermißten konnten ja endlich doch noch kommen. Welche Mutter, welche Gattin, welches Kind gab die Hoffnung auf. Noch lange, lange Jahre nach dieser schrecklichen Stunde saß unter der Thorwölbung auf dem Eckstein eine ver-

hüllte Frau, die wahnsinnig geworden war über das Harren am Morgen des zweiundzwanzigsten Septembers Eintausendfünfhundertundfünfzig. Bis zum Tod erwartete dies Weib den Gatten, der nicht heimkehrte aus der Schlacht, und wie der Gatte nicht kam, so schien ihr auch der Tod nicht kommen zu wollen.

Der Rathmann Horn auf dem Rathhause im Rath, beschäftigt, den Bericht des Kämmerers Müller, des Hauptmanns Springer, des Ritters Wulffen zu hören, zu vergleichen; in Anspruch genommen von der allgemeinen Noth, durfte dem Ehegemahl kaum einen Gedanken widmen. Unter den vielen geängsteten, todtbetrübten Müttern und Töchtern harrten fort und fort Frau Margaretha und Regina Lottherin.

„O Mutter," rief plötzlich die Letztere, „Mutter, dort kommt Herr Besselmeier; Mutter, vielleicht weiß der uns Kunde zu geben. Ich will ihn anhalten, ich will ihn fragen!"

Von ihrem Standpunkt sprang die Jungfrau herab und drängte sich durch die Haufen dem Geschichtschreiber entgegen, welcher finster und traurig zwar, aber doch nicht gleich den andern Flüchtigen einherschritt. Der wackere Meister Sebastian gehörte zu den Wenigen, welche in voller Bewaffnung heimkamen. Das Schwert trug er an der Seite, die Büchse, an deren Kolben Blut und Haare klebten, trug er über der Schulter; — da ihn in der Stadt weder Weib noch Kind erwarteten, so stand er der fragenden, flehenden Jungfrau, so stand er der Matrone bereitwillig Rede.

Von dem Buchdrucker wußte er nichts, Markus Horn aber hatte er noch in den letzten Augenblicken der Schlacht tapfer auf der Wagenburg im Kampf erblickt; das Getümmel hatte ihn jedoch selbst fortgerissen, und so wußte er nicht zu sagen, ob der Rottmeister gerettet, ob er gefallen, oder gefangen sei.

Alles Volk im Kreis horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit den Worten des trefflichen Mannes.

„O Herr Besselmeier, Meister Besselmeier, Ihr seid der rechte Mann, gebet uns Bescheid, erzählet uns — gebet Ihr uns Bericht von der Schlacht!" rief man, und das Verlangen ward immer allgemeiner.

„So lasset Jenen dort schweigen!" rief Meister Sebastian, auf den Prädikanten deutend, welcher eben mit neuer Gewalt und Macht der Lungen zeterte, und Sinn und Wahnsinn durcheinander mischte.

Nach kurzem, aber heftigen Parlamentiren wich der fanatische und fanatisirende Gassenprediger dem Willen und Wunsch der Menge und dem Worte des verständigen, tapfern und klugen Bürgers. An des Magister Wilhelm's Stelle hob sich Meister Sebastian Besselmeier auf den Schutthaufen, von welchem Jener gepredigt hatte, und erzählte klar, bündig, Niemanden anklagend und verlästernd, dem Volk der Stadt Magdeburg den Verlauf der bösen Unglücksschlacht an der Ohre. Zum Schluß forderte er seine Zuhörer auf, nicht zu verzweifeln. Nichts sei verloren — sprach er — wenn man den Muth nicht verliere. Gott habe durch dieses Unglück Die, welche sich rühmten, sein Wort bis in den Tod vertheidigen zu wollen, prüfen wollen. Jetzt gelte es erst recht, dem Feind zu zeigen, was es auf sich habe um die Canzlei des lieben Gottes, um die feste Burg der Freiheit, um die Jungfrauschaft der freien, stolzen, tapfern, trefflichen Stadt Magdeburg. Jetzt gelte es, den grünen blühenden Kranz der Ehren hoch zu halten auf den Mauern und im Felde. Wer gefallen sei vor Hillersleben, der müsse angesehen werden als ein Märtyrer Gottes; wer aber noch lebe, der müsse den Tod um solche Sache als ein köstlich Geschenk des Höchsten ansehen und dürfe ihm nirgends aus dem Wege gehen, wo Glaubensfreiheit und Bürgerfreiheit zu vertheidigen seien.

Dann sprach der Redner, alle Spuren der schrecklichen Schlacht an sich tragend: er blicke in so viele weinende Augen der Frauen und Jungfrauen, und mit Recht weine und klage man, denn nicht hehlen wolle er es, manch' treuer Magdeburg'scher Streiter liege bleich und blutig auf der Wahlstatt unter den Füßen der wüsten triumphirenden Sieger; aber die weinenden Augen solle man zum Himmel emporheben, da sei der Trost zu finden.

Und als ein alt' verkümmert Weiblein rief:

„Ach Meister Sebastian, unbegraben liegen sie, und die Raben hacken ihnen die Augen aus und der Feind spottet ihrer, und mein Enkel, mein schöner Fritz wird nun auch unter den Todten, ungewaschen und ohne Leichenhemd, Sarg und Ge-

folge modern!" Da sprach der fromme Meister:

„Großmütterlein, das köstlichst' Grabgepräng' ist ein Tand gegen solch' ein stolzes Grab auf dem Schlachtfeld. Wer für unsere Sach' ehrlich gefallen auf dem Plan in solcher Grub' liegt, der mag den Tag der Auferstehung in Ruh' erwarten; kein König und Kaiser liegt in seinem herrlichen Gewölb' so gut, so sanft, so köstlich bestattet."

Mit dem blutbespritzten Aermel wollte der Redner den Schweiß von der Stirn wischen, da reichte ihm Regina schnell das weiße thränenfeuchte Sacktüchlein, und das Blut der Streiter und die Thränen der Frauen um die Schlacht an der Ohre fanden sich so zusammen. Mit hilfreichem Arm unterstützte die Maid den vor Ermattung schier zusammenbrechenden tapfern Bürger, als er von dem Schutthaufen herniederstieg. Auf seinem Wege bildete das Volk in Ehrfurcht eine Gasse. Aller Lärm, welcher die Reden des Prädikanten begleitet hatte, war verstummt! Es zog ein Jeder vor dem Meister Sebastian Besselmeier das Barett und den Hut, und die Weiber zeigten den Mann ihren Kindern.

Jetzt fanden sich auch wieder der Factor Cornelius mit dem Magister Flacius Illyricus und dem Doctor Erasmus Alberus zu den Frauen. Die beiden Gelehrten theilten manche von ihnen gemachte Bemerkung mit, doch fanden sie weder bei den Frauen, noch bei dem alten Factor die rechte Aufmerksamkeit dafür.

Was half es diesen betrübten Herzen auch, wenn der Illyrier die Ohre mit dem Fluß Allia verglich; was half es, wenn der Doctor Alberus von den „fatales periodos" der Völker, Stämme, Regimenter und Geschlechter sprach und bewies, daß dem fürstlichen Hause Sachsen das siebente Jahr „fatalis" sei, und dasselbe durch mancherlei Data und Facta der jüngst vergangenen Zeit belegte. 1517 habe die lutherische Lehre ihren Anfang genommen, sieben Jahre darauf sei Herzog Friedrich, der weise Kurfürst, gestorben; sieben Jahre später sei Kurfürst Johannes, sieben Jahre später sei Herzog Georg abgeschieden. Sieben Jahre wiederum später als 1546 habe der schmalkaldische Krieg begonnen, und was abermals nach sieben Jahren kommen werde, das stehe noch dahin.

Ein sich erhebendes neues Geschrei unterbrach die fernern Auseinandersetzungen des gelehrten Doctors. Wieder bewegte sich die gesammte Volksmenge am Thor und auf der Landstraße. Im fieberhaftesten Tumult regte sich wieder jedes wartende Herz. Noch einmal sollten alle Hoffnungen zu tödtlichster Spannung aufgerüttelt werden; nachdem bereits eine geraume Zeit hindurch keine Heimkehrenden sich mehr hatten blicken lassen, wälzte sich jetzt noch ein ganzer Haufen Streiter zu Roß und zu Fuß langsam daher.

Halb unterdrückte Freudenrufe erhoben sich im Volke. Mit der geretteten Reiterfahne ritt Christof Alemann, der tolle Fähnrich, heran. Wohl zwanzig bis dreißig Reisige begleiteten ihn, und dann kam ein Bauerwäglein, darauf lag ein wunder Mann und neben ihm stand ein anderer hochaufgerichtet, ein blutiges Tuch um das Haupt. In der Hand hielt dieser ein zweites Banner, ein Bürgerfähnlein, und nahe an hundert müde, blutende, bestäubte Männer umschlossen den Wagen oder folgten ihm.

„Markus, Markus, mein Sohn, mein Kind, mein herzliebes Kind!" rief Frau Margaretha Horn. Sie zertheilte die Menge, von dem Wagen sprang der Sohn herunter und hielt die Mutter in den Armen. Manch' andere Arme öffneten sich und umschlossen lachende, weinende Mütter, Gattinnen, Schwestern, Kinder. Vollständig war der Zug gehemmt, durchbrochen von dem suchenden, findenden und — nicht findenden Volke.

„Regina — Jungfer Regina — auch — Euer Vater!" rief Markus. „Hier — hier auf dem Wagen — Mutter — Mutter! — Laßt Regina — fürchtet nichts — er wird nicht sterben."

Auf das Wäglein, wo, auf Stroh gebettet, der vom Schlag der feindlichen Hellebarde noch immer betäubte tapfere Buchdrucker Michael Lotther ausgestreckt lag, hob Markus Horn mit seinen starken Armen die Tochter des Nachbars, die mit Küssen und Thränen das Gesicht des Vaters bedeckte, und mit tausend Liebkosungen und süßen Worten, zwischen Angst und Jubel schwebend, ihn in's Bewußtsein zu rufen strebte.

Mit Küssen, Thränen und Liebkosungen bedeckte die Mutter das Gesicht des Sohnes, dem auch die Augen nicht trocken blieben.

„O mein Markus, mein Kind, nun ist Alles gut — ich hab' Dich wieder — Dank Gott, Dank Gott! Nun ist's gut — nun komm — kommt heim! heim!"

„Dran! Drauf! Nieder mit den Hunden! Alle für die Stadt, bum — bum! Alle voran, Reiter und Rosse, Fußvolk und Geschütz, voran, voran!" phantasirte der Buchdrucker im Fieber und suchte sich den Armen seiner Tochter zu entwinden, sank aber sogleich wieder zurück auf sein Lager.

„Aengstet Euch nicht, Jungfer Regina," rief Markus Horn; „es hat nichts zu bedeuten, es wird vorübergehen!"

Endlich konnte sich der Zug wieder in Bewegung setzen; durch die dunkle Wölbung des Krökenthores schwebten die beiden, allein aus der Schlacht an der Ohre geretteten Banner der Stadt, zogen die Letzten der aus der schrecklichen Niederlage geretteten Streiter der Stadt. Aber der schwarze Schatten dieses Thorbogens fiel schwer über Markus Horn's Seele; der Lichtschein, welcher sie erfüllt hatte, erlosch wieder. Wenngleich die Gunst des Augenblicks ihm erlaubt hatte, die Mutter in die Arme zu schließen und von ihr zu vernehmen, daß nichts ihn von ihrem Herzen losreißen könne, so erschien das, was er sonst noch verloren glaubte für ewig, um so unersetzlicher. Seit er den zarten Körper Reginens in seinen Armen gehalten, seit er die Jungfrau zu dem wunden Vater auf den Wagen gehoben hatte, war ihm zu Muthe, als hätten seine Muskeln alle Spannkraft verloren; die Stärke seiner Arme schien dahin zu sein, kaum vermochte er, das Banner seiner Vaterstadt aufrecht zu erhalten und daneben seine alte Mutter, die sich auf seinen linken Arm stützte, zu führen.

An der Katharinenkirche, wo wieder Kopf an Kopf gedrängt das Volk stand, eilten den Ankommenden die Herren Ebeling Alemann, Hans Kindelbrück, Hans Winckelberg von Cöln und Herr Galle von Fullendorff entgegen, mit Thränen in den Augen streckten diese Kriegsmänner die Hände gegen die beiden heimgebrachten Fähnlein aus. In die Arme schloß der Stadtoberst Alemann seinen tapfern Neffen, in die Arme schloß Herr Hans von Kindelbrück, der Hauptmann, seinen Rottmeister.

„Lueg, lueg, i ha's gesagt," rief der Schweizer, Herr Galle: „I ha's gesagt, Hänsel Kindelbrück, daß Ihr gut thätet, den Wetterbua zu nehma. Willkomme, willkomme, Ihr andere Buebe ze Roß und ze Fuß, daheime! Dundersdüvel, das müsse mer die Kerle heimzahle doppelt und dreifach. Potz blutige Händ', Manne, i sag Eu, das müsse mer auswetze. Dunderschieß, mer wulle es ina schon auf de Aermel heften, nit wahr Ihr Alle?"

„Ja, ja! Das wollen wir!" schrien die Bürger, Reiter und Knechte mit der letzten Kraft ihrer Lungen. „Sie sollen die Püffe, so sie uns heut' gegeben haben, mit Zinsen wieder haben. Keine Bange, Herr Hauptmann, der Teufel wird ja nicht immer seinen Schwanz uns in die Augen schlagen."

„Weshalb habet Ihr uns nicht geführt, Herr Fullendorfer!" schrie ein Landsknecht.

„Herr Hauptmann Kindelbrück, wäret Ihr mit uns gewesen, es wär' nicht so ausgegangen!" rief ein Bürger.

„Und das Licht, so man gestern Abend am Thurm zu Wolmirstädt gesehen hat! Der Böse hole den, der damit dem Feind winkte. Hat man nicht gesehen, wie zu Hillersleben als Antwort ein brennendes Strohbündel auf einem Spieß erhoben ist? Der Satan schlage alle Verräther zehntausend Klafter tief in den Boden hinein!"

„Kinder, Kinder, wir wollen Alles wieder gut machen!" rief Herr Ebeling Alemann. „Verlaßt Euch drauf! Hoch lebe diese edle fromme Stadt Magdeburg!"

„Vivat! Vivat! Vivat!" riefen die heimgekehrten Streiter.

„Vivat! Vivat! Vivat!" rief alles Volk.

Das gerettete Bürgerbanner, welches Markus bis jetzt getragen hatte, gab er nun in die Hände Bernd Kloden's, welcher es im Zuge nach dem Altstadtmarkt, nach dem Rathhaus trug. Markus Horn aber trat mit seiner Mutter aus dem Haufen heraus und geleitete den Wagen mit dem verwundeten Buchdrucker in die Schöneeckstraße. Neben dem Wagen schritt auch der Factor Cornelius einher, fort und fort in den Bart brummend:

„Das hat er davon! Hab' ich's nicht gesagt? Solch' ein alter greiser Gesell — ein Jahr ist er älter als ich — will noch den jungen Kriegsmann spielen. Seht Ihr, Meister Michel! Haben sie Euch die Kolbe gelaust, haben sie Euch den Buckel gebläuet! Recht ist Euch geschehen, alter

Fürwitz — na ich mein', komme Du mir nur erst zur Besinnung, ich will Dir die Wahrheit schon sagen, ich will Dir den Text schon lesen, Du grauköpfiger Gelbschnabel, Michel Lotther."

Endlich, endlich hielt der Wagen vor der Druckerei; der tapfere Michael sollte seinen Laren und Penaten, seinen Pressen, Correcturen, seiner Tochter und seinen Freunden wiedergegeben werden. Die Stadt Magdeburg hatte ihn für spätere Fährlichkeiten noch gar nöthig.

Aus voller Brust athmete Regina auf, als das Bäuerlein, welches die zwei magern Gäule lenkte, die Zügel anzog.

In dem Augenblick, wo das Gepolter und die Bewegung des Karrens aufhörte, schlug der Verwundete die Augen auf und blickte mit wirren stieren Blicken umher. Er erkannte seine Tochter, die sein Haupt im Schoß hielt, nicht; Jemand Anders schien er zu suchen, und als er ihn nicht neben sich fand, wimmerte er:

„Markus, Markus, wo — wo — bist Du, Mark?"

„Mark — Herr Rottmeister, er ruft Euch!" hauchte Regina. „O tretet her, nehmt seine Hand — er hat Angst, verlaßt ihn nicht!"

„Heb' Du ihn vom Wagen, Markus, lieber Sohn!" rief die Frau Margaretha. „Zeig' Dich ihm — er scheint wirklich Dich zu suchen. Nimm seine Hand."

„Hier, Herr Lotther, hier ist Markus Horn!" rief der junge Krieger. „Ermuntert Euch, glücklich sind wir zu Hause angekommen. Besinnt Euch, da ist Euer Töchterlein — hier ist Eure Wohnung; — die Fahne ist geborgen; es ist —"

„Das Banner! Das Banner!" schrie der Buchdrucker im Wundfieber. „Hier Adam, Vetter Adam Schwartze her, her; Alle heran!" Er richtete sich wieder empor und blickte wild umher: „Alle fort, wehe, wehe, verloren die Schlacht — Hilf Markus! Hilf Magdeburg, rette die Fahne, Markus! Rette, rette!"

Nach dem Arzt lief der Druckerjunge, der Quälgeist des Magisters Flacius Illyricus, aus; — Markus Horn aber hob den Verwundeten von seinem Strohlager und trug ihn sanft in's Haus und die Treppe hinauf in seine Schlafkammer, wo er ihn behutsam, immerfort beruhigend ihm zusprechend, niederlegte.

Der Arzt kam, legte kühlende Umschläge auf den Kopf des Kranken, zapfte ihm nach Art der Zeit eine gute Quantität Blut ab und empfahl die tiefste Ruhe. Von den widerstrebendsten Gefühlen bewegt, stand Markus an dem Lager des Meisters Michael, während seine Mutter und die Jungfrau mit dem Verwundeten beschäftigt waren. Was drängte sich Alles in dem Raum so kurzer Stunden zusammen! Blutige Schlacht — Rettung und Tod nur haarbreit voneinander geschieden — Flucht und Verfolgung und wieder Kampf — schnelles Eilen, langsames Hinschleppen über Felder und Wiesen, durch Gehölz, über staubige Landstraßen, durch entsetzte, angstbewegte Dörfer und Weiler! An schrecklichen Einzelheiten haftet der betäubte Geist, erinnert sich der verstümmelten nackten Leichen am Wege, des wunden Freundes, welchen das scheu gewordene Roß den Abhang hinunterschleift; er erinnert sich des gierigen Trunks aus der Pfütze, aus welcher man mit dem schmutzigen Wasser Blut in die Sturmhaube schöpft. Das wirbelt und siedet und drängt durcheinander im schmerzenden Hirn, ein wüstes Chaos!

Ist das das fromme, treue Gesicht der Mutter? Ist das die schöne Maid, das holdselige Bild vergangener Tage? Ist das Regina Lottherin, welche den Lieutenant Adam Schwartze heirathen will? Wo sind diese Gesichter, diese Gestalten hergekommen? Wo ist Markus Horn! Wo ist der Lärm, der Aufruhr, das Getöse plötzlich geblieben? Was ist geschehen; ist das Traum, ist das Wirklichkeit?

Was will Markus Horn in diesem Gemache, unter diesem Dach? Er greift nach der Stirn; wieder kommt der schreckliche Gedanke, daß hier seine Stätte nicht sei. Er will fort — sogleich fort. Er murmelt etwas von Pflicht, von zerstreuten Genossen, die gesammelt werden müßten; er will nach der Thür wanken; — die Mutter schreckt auf und streckt ihm die Hände nach, Regina erhebt sich halb von ihrem Sessel neben dem Kopfkissen des Vaters; der verwundete Greis öffnet wieder die Augen und scheint außer dem Rottmeister, der ihn aus der Schlacht rettete, Niemanden im Gemach zu erkennen.

„Nicht fort, Mark! Nicht fort! — Alle, Alle feldflüchtig — verloren die Stadt — das Banner, das letzte Banner, Mark!

Hilf Markus Horn, verlaß mich nicht! Nicht fort! Nicht fort!"

„Ihr dürft ihn nicht verlassen, wenn Ihr wollt, daß er gerettet werden soll!" sprach der Factor Cornelius.

Das Auge Regina's haftete auf dem jungen Mann; sie faltete zitternd die Hände im Schoß.

„Markus, mein Sohn!" rief fragend und klagend die Mutter, und Markus Horn saß nieder am Fußende des Lagers des Buchdruckers Michael Lotther, fast eben so betäubt, sinnverwirrt als dieser; mit erblindeten Augen, summenden Ohren, klopfendem Herzen, als habe auch er mit einer Hellebarde des Herzog Jürg von Mecklenburg zu thun gehabt, wie der tapfere Buchdrucker.

(Fortsetzung folgt.)

Goldschmuck in Irland.

Von H. Runge.

Unter den Museen Europa's zeichnet sich auffallender Weise das Dubliner durch seinen ungewöhnlichen Reichthum an Alterthümern, welche von Gold angefertigt sind, aus; als in den letzten Jahren der Conservator Herr Wilde, einer unserer ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Archäologen, das nordwestliche Europa bereiste, fand er in den Museen von Berlin, Stettin, Kopenhagen, Stockholm und Christiania zusammengenommen nicht so viel Gold vor, als die einzige Sammlung in Dublin enthält. Herr Wilde überzeugte sich ferner, daß mit Ausnahme der Gräber Etruriens und der nächsten Umgebung Roms in den letzten hundert Jahren kein Land von dreimal größerem Umfange eine solche Menge von antikem Goldschmuck geliefert habe, als das anscheinend metallarme Irland. Nach Boote's Naturgeschichte von Irland kamen nämlich in dieser Periode Goldsachen im Werth von 30- bis 40,000 Friedrichsd'or zum Vorschein, und ohne Zweifel ist diese Annahme noch viel zu niedrig gegriffen. Vor einigen Jahren entdeckte ein Eisenbahnarbeiter bei Newmarket-on-Fergus auf einer Stelle Gold im Werthe von 3000 Friedrichsd'or und bei dieser Gelegenheit versicherte Herr Donegan, Goldschmied in Dublin, daß er in den letzten zwanzig Jahren mindestens für 20,000 Friedrichsd'or antiken Goldschmuck zum Einschmelzen angekauft habe. Gleich große Summen sollen auch von andern Juwelieren Dublins und des Westens, so wie von den Geschmeidehändlern von Cork und Belfast bezahlt worden sein. Als in der Grafschaft Wicklow ein Schulmeister auf einmal für 10,000 Friedrichsd'or Gold entdeckte, sah sich die Regierung, da die Bauern in Aufregung geriethen und die Ernte vernachlässigten, genöthigt, ein Regiment Soldaten zur Stelle zu schicken. Zu gleicher Zeit fand eine wissenschaftliche Ausgrabung statt. Ergab sie auch nur für 3000 Friedrichsd'or Gold, so ist doch die Thatsache, daß auf derselben Stelle innerhalb sechs Wochen Schmuck im Werthe von 13,000 Friedrichsd'or zum Vorschein kam, immerhin sehr beachtenswerth.

Sowohl während der allgemeinen Industrieausstellung in London vom Jahre 1851, bei welcher Gelegenheit große Massen irischen Goldschmucks ausgestellt wurden, als auch bei der Versammlung der britischen Association zu Belfast erregte das häufige Auftreten irischer Alterthümer aus Gold großes Aufsehen, und in der That ist es sehr merkwürdig, daß die Funde, trotzdem sie seit Jahrhunderten gemacht werden, an Zahl und Bedeutung kaum abzunehmen scheinen. Ohne Zweifel war Irland in älterer Zeit an Goldschmuck außerordentlich reich. Gewöhnlich hat man ihn als eingeführt betrachten wollen, aber bald bezeichnete man ihn als phönicischen, scythischen, dänischen, römischen, griechischen, bald als etruskischen, spanischen, karthaginensischen oder afrikanischen Ursprungs. Ja mehrere einheimische Alterthumsforscher ließen ihn sogar von Jerusalem stammen und durch die Juden nach der Zerstörung der Stadt und des Tempels hergebracht werden. Aber für diese Behauptungen finden sich keine stichhaltigen Gründe; im Gegentheil scheint es sicher, daß alle in Irland gefundenen Schmucksachen aus irischem Gold, von irischen Künstlern und für irische Zwecke angefertigt wurden und Zierrathen des alten irischen Volkes waren. Dafür spricht schon die Menge des gefundenen Goldes, denn es ist nicht denkbar, daß so große Quantitäten, als ursprünglich vorhanden gewesen sein müssen, nach der abgelegenen, weder durch Macht und politische Bedeutung, noch

durch Handel und Industrie hervorragenden Insel geführt wurden. Außerdem sind fast alle Gegenstände von eigenthümlicher Form und Arbeit und kommen an andern Orten nicht vor. Namentlich ist dies z. B. in Bezug auf die sogenannten Mondringe oder Lunetten der Fall. Wahrscheinlich als Hauptschmuck verwendet, erscheinen sie in der Regel als dünne, in verschiedener Weise gekrümmte Bleche, deren eine Seite flach und glatt ist, während die andere reiche, durch Arbeit mit der Hand hervorgebrachte Verzierungen zeigt.

Auch positivere Beweise für die Behauptung des Herrn Wilde finden sich. Die Jahrbücher und Geschichtswerke Irlands enthalten häufiger als diejenigen anderer europäischen Länder Stellen, in welchen Goldschmuck erwähnt wird. Mit goldenen Ringen wurden die irischen Sänger beschenkt, in Goldringen bezahlten die Häuptlinge des Landes dem Könige ihren Tribut, und Gold in Unzen abgewogen und wahrscheinlich unverarbeitet diente als Tauschmittel. Brian Born legte einen zwanzig Unzen schweren Goldring auf den Altar des heiligen Patrik zu Armagh. Zu gleicher Zeit findet sich die Nachricht, daß Tighearnnias, ein irischer König und großer Civilisator, der die verschiedenen Grade in der Gesellschaft einführte und die Farben der Kleider wie die Form der Zierrathen gesetzlich feststellte, ein Goldbergwerk besaß und betreiben ließ. Ferner beschäftigte er einen Goldarbeiter, in den Annalen von Clonmacnoise und in den vier Meistern Euchadon genannt, welcher aus Erz verfertigte Schalen, Trinkbecher und Spangen mit Gold zu belegen verstand und in allen Zweigen der Goldschmiedekunst wohl erfahren war. Sein Sitz und das Bergwerk sollen aber ostwärts von den Quellen des Liffey in der Grafschaft Wicklow gelegen haben, und grade in dieser Gegend sind die häufigsten Goldfunde gemacht worden. Auffallend bleibt dabei freilich, daß gegenwärtig in Irland kein Gold gewonnen wird, aber auch Gallien und Helvetien lieferten früher, sei es durch den Betrieb eigener Bergwerke, sei es durch Waschung des Goldsandes der Flüsse, Gold in ansehnlichem Werthe, während gegenwärtig nur noch sehr geringe Quantitäten des kostbaren Metalls gesammelt werden.

Die Grotte San Nazaro in Verona.

Von

Wilhelm von Metzerich.

Unter den Felsenhöhen, welche mit ihren mittelalterlichen Festungsmauern den am linken Etschufer gelegenen Stadttheil (Veronetta) im Halbkreis umschließen, ziehen sich freundliche, mit Gärten und Villen besäete Thalgründe hin. Nicht weit von dem östlichen Ende dieser Ausläufer des classischen Monte Gallo liegt dicht hinter der alten Kirche S. Nazaro e Celso eine große Seifenfabrik, deren hoher Schlot der schroffen Felswand entsteigt; links davon führen einige Stufen in ein viereckiges Gemach, welches, in den gelblichen Kalktuff des Hügels eingehauen, mit den Fabrikslocalitäten zusammenhängt und gegenwärtig zu einer Vorrathskammer für Gartengeräthe und Baumaterial dient. Aus derselben gelangt man durch eine schmale Oeffnung in die uralte Grotte, in welcher Lanzi eines der seltensten Denkmale zur Geschichte der ersten italienischen Malerkunst, so wie der ersten christlichen Aera gefunden haben will. In dem Vorgemache zeigen sich nur geringe Spuren der ursprünglichen Bestimmung; nur ein paar Köpfe mit dem Heiligenschein, verblaßte Farbenstreifen und zwei steinerne Sitze (sogenannte Cattedra's oder Bischofstühle) nächst dem Eingang der Grotte sind noch geblieben. Bei dem Bau der damit verbundenen Stätte der Industrie ist auch dieses Heiligthum profanirt und fast um den vierten Theil seines Raumes durch eine schräggezogene Mauer verkürzt worden, so daß der Besucher, wenn er auf das rechtseitige Ende des Marmorstreifens tritt, welcher den Mosaikboden des Presbyteriums von dem übrigen Theile zu trennen bestimmt scheint, in directer Linie der Nische gegenüber kommt, welche einst die Stelle des Hochaltars vertreten mochte.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Felsenhöhle zu jenen heimlichen Verstecken gehört hatte, worin sich, wie Maffei erzählt, zur Zeit der Christenverfolgungen San Procolo, der vierte Bischof Verona's (vom Jahre 190—238) mit einigen Getreuen geflüchtet hatte; sie lag „nicht weit von den Stadtmauern, im Gebüsch versteckt, an einem einsamen, hochgelegenen Orte,“

und wurde wohl später in jenes primitive Kirchlein S. Nazaro umgewandelt, welches, bevor noch der neue Cultus gestattet und auf dem Schloßhügel nächst der Königsburg Theoderich's die Kirche San Pietro erbaut worden war, zu religiösen Uebungen und Zusammenkünften gedient hatte. Aehnliche Höhlen, in der Folge die Katakomben Verona's geheißen, ziehen sich unter der ganzen Felswand hin, welche die Stadt in der Richtung von Nordwest gegen Südost bogenförmig umschirmt; sie wurden aber in neuerer Zeit bei Restaurirung der Festungswerke größtentheils vermauert und verschüttet.

Die Wände des geweihten Gewölbes sind mit Mörtel beworfen, welcher, wo er sich abgelöst, dreierlei Schichten der Tünche gewahren läßt, drei verschiedene Perioden der ersten christlichen Malerkunst. Lanzi weist die erste dem sechsten Jahrhundert an, selbe mochte unter der Herrschaft der Ostgothen dominirt haben und zeigt sich gleich am Eingange zum Presbyterium in mehreren Englein, welche, wie wenn ihre Leiber im Fegefeuer stäken, sämmtlich die Arme emporstrecken und durch die schwarzen Ringe, die um ihre Augen gezogen sind, ein dämonenhaftes Aussehen erhalten haben, ferner in dem Löwen des heiligen Marcus und andern halbverblichenen Gebilden einer schaudervollen Manier. Heller und zierlicher ist die darüber gelegene Schicht bemalt, deren Entstehung in das siebente Jahrhundert fallen mag; dahin gehört in der Nebennische, welche wahrscheinlich zur Aufnahme des Battisteriums gedient hatte, eine Taufe Christi, bei der ein Engel das Tuch zum Abtrocknen hält und zwei kleine nackte Figuren aus Urnen Wasser in den Jordan schütten; die nebenstehenden andern Engel sind nach altem Malerbrauche in Kleider gehüllt, wie man sie bis zum Jahre 1400 darzustellen pflegte und wie es auch Gian. Bellini that. Maffei erinnert sich, bei Pausanias gelesen zu haben, daß auch bei den alten Heiden die Grazien ursprünglich bekleidet waren und die Sitte, sie nackt zu malen, ebenfalls erst später Eingang gefunden hatte. — Inmitten des Bogens dieser Nische ist eine große Hand abgebildet, womit die ersten Christen die Gottheit zu repräsentiren pflegten, die schaffende, segnende, weltregierende Hand; keine andere Abbildung des höchsten Wesens war damals erlaubt; daneben hält ein Engel eine Papierrolle, welche einige römische Lettern entnehmen läßt und darthut, wie groß noch zu dieser Zeit der Einfluß der alten Weltbezwinger über das herrschende „Barbarenvolk der Longobarden" gewesen sein mochte. Die dritte Manier in der letzten äußersten Kalkschicht ist wohl um drei Jahrhunderte jünger; man begegnet ihr auch hier und dort in andern Kirchen, wie zu S. Zeno, S. Fermo und andern; ihr gehören die heiligen Nazaro und Celso zu beiden Seiten, so wie der Erzengel Michael inmitten der Altarnische an. Letzterer trägt einen Bart, übergroße Flügel, Mantel, Tunica und in der Rechten einen dünnen, langen Stab, in der Linken aber eine Kugel, daneben steht in theils römischen, theils gothischen Buchstaben: SCS· MICHAHEL·, wobei hier wie überall das Trennungszeichen der Worte nach alter Schreibweise die Mitte des letzten Buchstabens einnimmt. An der Decke des Gewölbes ist in einem großen Ringe, von welchem ein Segment dem bemerkten Neubau geopfert werden mußte, der Heiland, auf einem Throne sitzend, dargestellt, die Rechte zum Segen erhoben, die Linke auf ein Buch, mit Alpha und Omega beschrieben, gestützt; rechts und links blicken aus kleinen tellerrunden Rahmen menschliche Figuren hervor, nach antikem Brauche Sonne und Mond bezeichnend.

Der gelbe Kalktuff, aus welchem diese denkwürdige Grotte gemeißelt worden, ist ein weiches und zerbröckelndes Gestein, voll von kleinen Muscheln und andern Resten von Schalthieren; es besitzt die besondere Eigenschaft, daß es sich im Wasser und in der Erde fest wie Granit erhält, der Luft ausgesetzt aber schnell verwittert.

Neue Beiträge zur

Geschichte der russischen Diplomatie.

Von

F. Bodenstedt.

(Schluß.)

Morkoff's erstes Schreiben aus Rom ging von dort am 26. März (6. April) ab. „Ich verließ Turin," schreibt er, „drei Tage später, als ich die Ehre hatte an Ew. Excellenz zu schreiben. Auf meinem Wege

stieß ich wegen der schlechten Straßen, der Ueberschwemmungen und der Zerstörung der Brücken auf viele Hindernisse. Am verflossenen Mittwoch langte ich in Nizza an, wo sich der Großherzog von Toscana mit seiner ganzen Familie und seinem Hofe befand. Noch am nämlichen Tage setzte Graf Mogenigo Se. königliche Hoheit von meiner Ankunft und meinem Wunsche, derselben vorgestellt zu werden, in Kenntniß. Seine Hoheit geruhten, mich sogleich zu empfangen, worauf ich dann auch die Herzogin, die Prinzen und die Prinzessinnen zu sehen die Ehre hatte. Am folgenden Tage setzte ich meine Reise fort und kam, nachdem ich Tag und Nacht gefahren, am verflossenen Montag in Rom an. Ich beeilte mich, noch an demselben Tage den König von Schweden durch Herrn Santini von meiner Ankunft so wie meinem Wunsche in Kenntniß setzen zu lassen, ihm so bald als möglich meine Aufwartung zu machen. Seine Majestät befahlen mich um sieben Uhr Abends zu sich. Baron Taube, sein erster Kammerherr, führte mich in sein Cabinet, worauf sich derselbe sogleich wieder aus demselben entfernte. Nachdem ich mit dem Könige allein gelassen, ermangelte ich nicht, kraft der mir ertheilten allerhöchsten Weisungen, ihm in den passendsten Ausdrücken die Ueberzeugung aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung gegen seine Person von Seiten Ihrer Kaiserlichen Majestät auszudrücken. In Beziehung auf meine Bestimmung an den schwedischen Hof unterließ ich nicht, mich der Gnade und dem Wohlwollen Sr. Majestät zu empfehlen. Der König erwiederte meine Anrede mit der äußersten Anerkennung und in den verbindlichsten Ausdrücken gegenseitiger Ueberzeugung; er gab mir die Versicherung Seines Königlichen Wohlwollens, wobei er die Hoffnung aussprach, daß ich von meiner Seite dasselbe dadurch zu rechtfertigen mich bestreben werde, daß ich, so weit es von mir abhänge, und dies im Einklange mit den ihm bekannten Gesinnungen Ihrer Majestät der Kaiserin stehe, Alles befördere, was die Bande der Verwandtschaft*) und Freundschaft, wodurch sie gegenseitig verknüpft seien, befestigen könne. Der Cardinal Bernis, welcher durch den Courier, den ich wegen der Bestellung einer Wohnung vorausgesendet, meine nach einigen Stunden erfolgende Ankunft erfahren hatte, beauftragte Herrn Santini, mich noch an demselben Abend zu einem Concert und Souper einzuladen. Nachdem ich dem Cardinal Herzan, dem Minister des Kaisers und Protector der deutschen Nation, einen Besuch gemacht und bei demselben ein Schreiben abgegeben hatte, welches ich von dem am Hofe des Großherzogs von Toscana befindlichen Grafen Colloredo an denselben erhalten, entschloß ich mich, der Höflichkeit des Cardinals Bernis in angemessener Weise nachzukommen und bei ihm zum Abendessen zu erscheinen. Auch der König von Schweden hatte sich dort eingefunden. Er kam zu mir und geruhte, mir während des Gespräches zu sagen, daß er am 15. oder 16. dieses Monats nach Venedig abzureisen gedenke, und bedauere, nicht bis zum Himmelfahrtstage hier verbleiben zu können, weil eine Aenderung in seinem Reiseplan eingetreten sei, indem anfangs eine Reise nach Frankreich durchaus nicht beabsichtigt gewesen; nachdem er aber eine wiederholte und sehr dringende Einladung von dem Könige von Frankreich erhalten, so könne er dieselbe unmöglich von der Hand weisen. Bei dieser Gelegenheit äußerte er sich gegen mich über die mit ihm in Friedrichshamm stattgefundene Zusammenkunft und versicherte, daß ihm dieselbe eine außerordentliche Befriedigung gewährt habe."

In einem größern unter'm 6. (17.) April an die Kaiserin abgeschickten Berichte schildert Morkoff umständlich seine am genannten Abende bei dem französischen Gesandten, dem Cardinal Bernis, gepflogene Unterredung und erwähnt unter Anderm, daß der König die Dienstfertigkeit lobend anerkannt habe, welche ihm auf Befehl der Kaiserin die russischen Minister während seiner Reise bezeigt hatten, insbesondere Graf Rasumowski in Neapel. Gustav befand sich damals in Rom bereits auf dem Rückwege. In den Soireen beim Cardinal Bernis suchte Gustav in seinen Unterredungen mit Morkoff das Gespräch auf seine Zusammenkunft mit der Kaiserin in Friedrichshamm sowie auf politische Angelegenheiten zu lenken, wurde aber jedesmal durch anderweitige Gäste darin unterbrochen. Endlich bestimmte er Morkoff eine Zu-

*) Der Vater Gustav's III., Adolf Friedrich, vor Besteigung des schwedischen Thrones Herzog von Holstein-Gottorp, that sich viel darauf zu gute, ein Verwandter Peter's III. zu sein.

sammenkunft am Charsamstage in einer Seitenabtheilung oder Capelle der Peterskirche. In dieser Capelle, welche durch einen Vorhang von der Hauptkirche getrennt ist, befanden sich keine gefährliche oder unbescheidene Zeugen: nur einige Leute aus der unteren Volksclasse verrichteten dort ihre Andacht. Hier hatte der König mit dem Minister eine lange politische Unterredung. In dem oben erwähnten Berichte stellte Morkoff diese Unterredung in allen ihren Einzelheiten dar. Er schlug Gustav vor, seine Defensiv- und Offensiv-Allianz mit der Türkei, in welche sich Schweden schon unter seinen Vorgängern eingelassen, aufzugeben. Gustav, welcher Absichten auf Dänemark hatte, wollte nur unter der Bedingung darauf eingehen, daß Rußland mit Schweden einen Vertrag abschließe, durch welchen sich beide Staaten verpflichteten, sich in keiner Weise gegenseitig hindernd in den Weg zu treten, und daß Rußland die Allianz mit Dänemark ebenfalls aufgebe. Morkoff konnte selbstverständlich auf solche Bedingungen nicht eingehen. Der König besaß ein großes Rednertalent und war in ähnlichen Unterredungen äußerst gewandt; der russische Minister gab ihm jedoch bei dieser Gelegenheit nichts nach. Nach einer zweistündigen Unterredung unter den Wölbungen des berühmten Tempels trennten sich der König von Schweden und der russische Gesandte, nachdem sie ihre Gründe erschöpft, ohne sich gegenseitig überzeugt und sich zu gegenseitiger Nachgiebigkeit bewogen zu haben. Am Schlusse machte Gustav Morkoff mit seiner Abreise nach Paris bekannt. Dies hatte keine andere Bedeutung, als daß er keine Allianz mehr mit Katharina wolle; denn der unvermeidliche Einfluß, dem er in Paris ausgesetzt war, konnte für Rußland nichts weniger als günstig sein. Zur Probe führen wir folgendes Bruchstück aus dieser Unterredung an, die sowohl wegen des Gegenstandes selbst, als des Ortes, an dem sie stattfand, merkwürdig ist. Der König wurde etwas aufgeregt und bemerkte unter Anderm, daß er, wenn er auch kein nützlicher Freund, doch wenigstens ein sehr unbequemer Feind sein könne, und daß es von der schwedischen Grenze nicht gar so weit nach Petersburg sei. Als Antwort hierauf bemerkte Morkoff, daß es fast ebenso nahe von der russischen Grenze nach Abo sei.

„Ich bin mit Ihnen einverstanden," erwiederte Gustav, „aber Sie müssen zugeben, daß Petersburg wichtiger ist als Abo."

„Eure Majestät haben allerdings Recht, allein dasselbe ist auch nicht so zugänglich."

„Darauf kann man sich nicht verlassen," erwiederte der König; „es können Umstände eintreten, welche den Zugang beinahe grade so leicht machen."

„Aber um offenherzig zu sprechen, müßten Ew. Majestät grade auf solche Umstände rechnen, welche Ihnen nach Petersburg zu gehen erlauben, ohne Sie zu nöthigen, nach rückwärts zu blicken." Diese Bemerkung mußte den König tief verletzen. Morkoff spielte hier offen auf die große Feindschaft an, welche zwischen der schwedischen Aristokratie und Gustav, welcher deren Rechte eingeschränkt, herrschte.

Kehren wir nun zu den Briefen Morkoff's zurück, in welchen er Besborodko über seine Reise Bericht erstattete: „Wegen der kirchlichen Ceremonien," schreibt er in einem Briefe vom 6. (17.) April, „konnte ich erst heute dem heiligen Vater (Pius VI.) vorgestellt werden. Seine Heiligkeit nahm mich sehr huldvoll und mit großer Auszeichnung auf; denn nach der Versicherung Santini's empfängt er gewöhnliche Reisende sitzend, während er mich stehend empfing und so länger als eine Viertelstunde mit mir sprach. Unsere Unterredung berührte jedoch durchaus nicht die politischen Verhältnisse, sondern drehte sich von Anfang bis zu Ende nur um die hiesigen Monumente des Alterthums. Nachdem mir von allen Seiten versichert wurde, daß der Papst bei allen Gelegenheiten seine besondere Hochachtung und Verehrung für die Kaiserin Katharina ausdrücke, so hielt ich es um so mehr für eine Pflicht, Rom nicht zu verlassen, ohne ihm meine Ehrfurcht bezeugt zu haben. Nach der Abreise des Königs von Schweden bin ich entschlossen, nach Neapel zu reisen, um mich mit den dortigen Aerzten zu benehmen und, im Falle sie mir die neapolitanischen Heilquellen und Bäder anrathen und sie denjenigen von Nizza vorziehen, dort ungefähr zwei Wochen zu verweilen und dann hierher zurückzukehren, um alle Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, dann aber nach Venedig zu gehen und von dort über Wien mich an den Hof Seiner Majestät zu begeben. Ich hoffe, daß dieses mein Reiseproject die

Allerhöchste Genehmigung erhalten wird, um so mehr, als dasselbe dem officiell angegebenen Grunde meiner Reise nach Italien entspricht." „Nach meiner Ankunft in Neapel," schreibt Morkoff unter'm 22. April (3. Mai), „besuchte ich den Grafen Rasumowski und bat ihn, mir die Ehre zu erwirken, dem König und der Königin vorgestellt zu werden. Er erwiederte mir, daß an dem hiesigen Hofe die Sitte herrsche, die Fremden während der öffentlichen Tafel zu empfangen, daß aber der König um die jetzige Zeit häufige Jagdpartien zu machen pflege, und daß er zweifle, ob er mir während der kurzen Zeit, die ich für meinen hiesigen Aufenthalt bestimmt, eine Vorstellung auszuwirken vermöge. Hierauf bat ich ihn, bei Gelegenheit wenigstens meinen Eifer und meinen Wunsch erkennen zu geben. Dann wendete ich mich meinen beiden Hauptzwecken zu, d. h. der Kräftigung meiner Gesundheit und der Befriedigung meiner Neugierde. Die Aerzte versicherten mich, daß die gegenwärtige Jahreszeit den Gebrauch der Bäder noch nicht erlaube. Nachdem ich während zehn Tagen das Innere und die Umgebung der Stadt angesehen und alle Hoffnung, dem Hofe vorgestellt zu werden, aufgegeben hatte, um so mehr, als der König sich vorgestern auf einige Tage nach der Insel Capri auf die Jagd begeben, setzte ich meine Abreise auf gestern Vormittag fest. Meine Koffer waren bereits auf den Wagen gepackt und ich erwartete nur noch die Pferde, als ich statt derselben einen Brief von dem hiesigen Oberhofmeister erhielt. Das Weitere werden Ew. Excellenz aus meiner allerunterthänigsten Relation ersehen." Der Oberhofmeister Fürst Belmonte benachrichtigte Morkoff, daß die Königin ihm eine Audienz in Portici bestimmt habe, und daß an demselben Tage die Fürstin Altavilla, die Hofmeisterin der Königin und die Braut des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de la Sambuchi, ihn zu sich zur Tafel bitte. Morkoff begab sich nach Portici. Nach dem Diner bei Altavilla, welches eine officielle Bedeutung hatte und wobei mehr als zwanzig sehr angesehene Personen zugegen waren, wurde Morkoff von dem Fürsten Belmonte in das Cabinet der Königin geführt. Die Königin Carolina war eine leibliche Schwester Kaiser Joseph's II., der zu Katharina in so freundschaftlichen Beziehungen stand. Den Gegenstand ihres Gesprächs mit Morkoff bildete der Graf Andrei Kirillowitsch Rasumowski, welcher einige Jahre als russischer Gesandter in Neapel gelebt hatte. Es gelang ihm ganz besonders, sich der Königin zu nähern, welche Morkoff auch beauftragte, nach Petersburg zu berichten, daß die unangenehmen Gerüchte über Rasumowski, welche die Kaiserin veranlaßten, ihn aus Neapel zu entfernen, ein Werk seiner Feinde gewesen und daß er seinen Verpflichtungen bestmöglichst nachgekommen sei. Zufolge dieses Auftrages sendete Morkoff ein Schreiben der Königin mit einer genauen Darstellung seiner Unterredung mit derselben nach St. Petersburg. Allein die leidenschaftlichen Bitten der Königin wurden nicht erhört: man versetzte Rasumowski nach Kopenhagen.

„Aus Furcht vor neuen Zumuthungen" — so schließt Morkoff sein Schreiben an Besborodko über diesen Gegenstand — „werde ich meinem früheren Entschlusse treu bleiben; ich werde unabänderlich morgen von hier abreisen und mich in die Bäder von Nizza begeben, wo ich einer Allerhöchsten Erlaubniß entgegensehend ungefähr drei Wochen verweilen und dann meinen Rückweg antreten werde, ohne mich anderswo als in Wien und in Warschau aufzuhalten."

Italien hatte, wie es scheint, Morkoff nicht sehr gefallen. „Mit Ausnahme der Statuen und Gemälde gibt es hier wenig Bewundernswerthes," bemerkt er in einem Schreiben an Besborodko, „und hätte es von mir abgehangen, so wäre ich ohne Zögern wieder nach der Heimath zurückgeeilt. Wenn es möglich gewesen wäre, mich durch eine Staffette in Venedig zu benachrichtigen, so hätte ich drei Wochen früher in Petersburg eintreffen können, wohin ich mich mit Ungeduld zurücksehne, insbesondere, um Ihnen, meinem Wohlthäter, meine herzliche Dankbarkeit und Ergebenheit zu bezeugen."

Mitte Juni war Morkoff bereits in Wien, wo er einige Tage verweilte, um auf eine Gelegenheit zu warten, dem Kaiser vorgestellt zu werden, welcher damals seinem Bruder, dem Großherzog von Toscana (dem späteren Kaiser Leopold) entgegengereist war. Von Wien aus schrieb Morkoff unter'm 20. Juni (1. Juli) 1784 wie

folgt: „Fürst Kaunitz, bei welchem ich fast jeden Tag bin, behandelt mich auf eine sehr schmeichelhafte Weise. In den Unterredungen, welche ich mit ihm pflog, waren seine Aeußerungen immer von Verehrung gegen die Person Ihrer Majestät und von Hochachtung gegen ihre großen Talente und Eigenschaften erfüllt. Die gegenseitige Stellung der kaiserlichen Höfe, sofern dieselbe unerschütterlich fortdauern sollte, betrachtet er als das größte Wohl für deren gegenwärtige und zukünftige Existenz; die Freundschaft und die Ergebenheit des Kaisers gegen Ihre Majestät die Kaiserin schlägt er höher an als alle staatlichen und persönlichen Interessen."

Ueber die übrige Reise Morkoff's haben wir keine genauen Details. Im Herbste des Jahres 1784 befand er sich bereits in Petersburg, wo ihn die Kaiserin ohne Zweifel zu wiederholten Malen Ihrer persönlichen Unterredung würdigte. Dies war eine sehr bewegte Zeit für die diplomatische Thätigkeit Morkoff's. Das Verhältniß Rußlands zu Schweden erhielt damals eine besonders wichtige Bedeutung; von der Geschicklichkeit Morkoff's hing der Erfolg aller weiteren politischen Berechnungen Katharina's ab. Am 3. November unterzeichnete die Kaiserin die für ihn entworfene Instruction, worin der Zweck der Sendung Morkoff's nach Schweden genau bezeichnet war. Es hieß darin: „Die Zweideutigkeit, die Falschheit und die feindselige Gesinnung des Königs von Schweden gegen seine Nachbarn traten in den Unterredungen, welche Sie mit ihm in Rom hatten, nur noch deutlicher hervor. Unsere Sorge für die Erhaltung des Friedens im Norden erlaubt uns deshalb nicht, der gegenwärtigen Regierungsform in Schweden gleichgiltig zuzusehen." Morkoff sollte unter den Schweden die frühere russische Partei und jene Ordnung der Dinge wieder herzustellen suchen, welche dort vor dem durch Gustav III. im Jahre 1772 bewirkten Umsturze geherrscht hatte; er wurde angewiesen, alle Schritte des Königs zu beobachten und den Einfluß Frankreichs möglichst zu beseitigen.

Während seines kurzen Aufenthaltes in St. Petersburg gelang es Morkoff, sich die vollkommene Zuneigung des obersten Staatslenkers jener Zeit und seines Chefs, des Grafen Besborodko zu erwerben. Es ist dies aus dem Tone der nun folgenden Schreiben Morkoff's an denselben, insbesondere aber aus dem Umstande zu ersehen, daß Besborodko ihm seinen siebenzehnjährigen Neffen, den Junker in der Leibgarde, Victor Pawlowitsch Kotschubei, zur Dienstleistung bei der russischen Gesandtschaft in Stockholm bestimmte. Der junge Kotschubei, der Freund des Großfürsten Alexander Pawlowitsch, war die einzige Hoffnung des unverheiratheten Besborodko, der sich ganz besonders seiner Erziehung annahm, und dadurch, daß er ihn Morkoff anvertraute, diesem offen seine Freundschaft zu erkennen geben wollte.

Morkoff reiste im Anfange des Jahres 1785 an den Ort seiner Bestimmung ab. Die directe Reise nach Stockholm zur See war bereits nicht mehr möglich; gewöhnlich wird in dieser Jahreszeit die Verbindung mit Schweden entweder auf dem nördlichen Wege durch Finnland, oder über Hamburg und Kopenhagen bewerkstelligt. Morkoff wählte selbstverständlich den letzteren und bequemeren Weg, um so mehr, als er in Kopenhagen mit dem dänischen Premierminister, dem berühmten Bernstorff, der erst vor Kurzem nach dem Sturze Gudsberg's sich dort befestigt hatte, zusammentreffen mußte. Fast während eines ganzen Monats führte Morkoff mit ihm und Herrn Schack Unterhandlungen, welche unter Anderm darauf hinzielten, die Eheverbindung des dänischen Erbprinzen mit der Tochter des Prinzen von Hessen zu verhindern. Es versteht sich von selbst, daß Morkoff an dem dänischen Hofe, welcher Rußland seit lange ergeben war, die beste Aufnahme fand; alle seine Vorschläge erwiederte man, wie er sich ausdrückt, mit der äußersten Verehrung, und dem Titel einer Alliirten wurde der Titel einer Wohlthäterin beigefügt. Sein letztes Schreiben aus Kopenhagen, worin er dem dortigen russischen Geschäftsträger alles Lob spendete, wurde am 1. (12.) März abgesendet. Am folgenden Tage begab er sich nach Stockholm. Am 17. (28.) März hatte er seine erste Audienz bei dem Könige von Schweden, wobei er demselben auch den jungen Kotschubei vorstellte.

Morkoff verblieb beinahe zwei Jahre in Schweden. Es ist hier nicht der Ort, seine Wirksamkeit in Schweden ausführlich zu schildern. Wir bemerken nur, daß er hauptsächlich die Erfolge seines Nachfolgers, des Grafen A. K. Rasumowski, vorbereitete und

erleichterte. Der Erfolg ihrer Thätigkeit bestand darin, daß, als in der Folge der König von Schweden Rußland endlich doch den Krieg erklärte, die in Finnland stehenden Truppen desselben Katharina eine Adresse mit der Erklärung sendeten, daß sie nicht gesonnen seien, sich gegen die Russen zu schlagen.

Morkoff vermochte übrigens dem Könige von Schweden durchaus keine wohlwollende Gesinnung gegen sich einzuflößen: vor keinem der übrigen fremden Minister nahm man sich mehr am schwedischen Hofe in Acht, und keinen beobachtete man genauer als Morkoff, wenngleich im Aeußern die freundschaftlichsten Beziehungen obwalteten. So bot der König, welcher lange Zeit in seinem alten vor der Stadt gelegenen Schlosse Drottningholm wohnte, Morkoff einige besondere Zimmer an, damit derselbe nicht der Unannehmlichkeit ausgesetzt sei, nach den Soupers zur Nachtzeit in die Stadt zurückzukehren. Ueber diese Fahrten nach Drottningholm hat sich folgende Anekdote erhalten. Gustav, welcher seine Schlösser in großartiger Weise ausschmückte, liebte es, dieselben den Fremden zu zeigen. Einmal lud einer der Höflinge, oder vielleicht Gustav selbst, Morkoff ein, Drottningholm zu besehen; als man in die Rüstkammer kam, zeigte Morkoff's Begleiter demselben drei Fahnen und bemerkte: „Dies sind die russischen Fahnen, welche unter Peter dem Ersten und in den folgenden Kriegen erobert wurden." „Ja, es sind unsere Fahnen," erwiederte Morkoff, „sie haben Sie drei Provinzen gekostet."

Im Allgemeinen trat er mit Entschiedenheit und Festigkeit auf, indem er den Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen des Königs zu widerstehen verstand und seine feindseligen Zumuthungen gewandt zurückwies. Er wußte sich mit einer ganzen Schaar schwedischer Liberalen zu umgeben, durch welche er die genauesten Nachrichten über alle Schritte des Königs erhielt und die er dann nach St. Petersburg berichtete. Er erfuhr durch sie seine geheimen Vorbereitungen gegen Dänemark, die Stimmung der Gemüther in den entfernteren Theilen Schwedens u. s. w. Der Charakter und das Benehmen Gustav's erleichterten dem russischen Minister die Erreichung jenes Zieles, auf welches derselbe hinzuarbeiten verpflichtet war.

Während seines Aufenthaltes in Stockholm machte Morkoff die Bekanntschaft einer jungen Französin, einer Fräulein Gouze, welche später auf der Petersburger Bühne als Schauspielerin auftrat und in der Folge ganz zu Morkoff übersiedelte.

Im Anfange des Jahres 1786 starb das dritte Mitglied des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten, Peter Wassiljewitsch Bakunin.

Durch Ukas vom 10. Mai 1786 bestimmte Katharina Morkoff zu Bakunin's Nachfolger, zur Belohnung für die eifrige Erfüllung der ihm in Stockholm übertragenen Geschäfte. Die Resultate seiner Bemühungen traten auch bald in der schwedischen Reichsversammlung hervor. Fast alle Vorschläge des Königs wurden verworfen. Die russische Partei, zu welcher der Baron von Heer, der Oberst Gyllensvan, Major Paikul, Oberst Sprengtporten gehörten und wovon Letzterer zu Gunsten der Unabhängigkeit Finnlands arbeitete, erhielt von Neuem eine wichtige Bedeutung. Während der ganzen Dauer der Versammlung, vom 8. Mai bis zum 23. Juni, blieb Morkoff noch in Stockholm, obgleich er schon seine Creditive zurückerhalten hatte. Allenthalben von Spionen umgeben, mußte er in diesen Dingen außerordentlich vorsichtig zu Werke gehen, weshalb er mit den ihm nothwendigen Leuten nur durch einen gewissen Titularrath Wukassowitsch in Verbindung stand. Er schickte ununterbrochen genaue Berichte über den Gang und den Erfolg der Sache nach Petersburg und übergab erst im Herbste seinen Posten dem früheren russischen Gesandten am dänischen Hofe, Grafen Andrei Kirillowitsch Rasumowski (dessen Stelle in Dänemark Baron Alexei Krüdener erhielt). Die Kaiserin befahl Morkoff, für Rasumowski eine ausführliche Instruction aufzusetzen und ihn mit den inneren Verhältnissen Schwedens bekannt zu machen, damit er das Begonnene mit um so größerem Erfolge fortsetze. Morkoff erfüllte diesen Auftrag in einem längeren Schreiben an Rasumowski vom 14. (25.) October und ging dann nach einigen Tagen in sein Vaterland zurück, wo ihn mit dem neuen Dienste auch neue Gnadenbezeugungen von Seite der Kaiserin erwarteten.

Von dieser Zeit beginnt seine eigentliche staatliche Bedeutung, welche sich unausgesetzt bis zum Jahre 1797 immer noch erhöhte,

anfänglich mit Hilfe seines Freundes, des Grafen Besborodko, und dann unter der Protection des Fürsten Platon Alexandrowitsch Suboff.

Leider sind unsere Nachrichten über diese zweite und bedeutendere Lebenshälfte Morkoff's spärlich und durchaus nicht genau. Bisher haben wir die Papiere benutzt, welche uns der Enkel und Erbe Morkoff's, Fürst M. A. Obolenski, mitzutheilen die Güte hatte. Zur weiteren Darstellung aber besitzen wir kein ähnliches Material, da die erwähnten Papiere nicht über das Jahr 1786 hinausgehen. Wir müssen uns deshalb mit wenigen und kurzen Andeutungen begnügen. Unbestimmte Nachrichten, die in einigen ausländischen Broschüren enthalten sind, gehören nicht zu unserer Darstellung.

Bald nach erfolgter Ankunft Morkoff's in Petersburg, und zwar in den ersten Tagen des Januar 1787 reiste Katharina mit den ihr näher stehenden Personen nach Südrußland und der Krim, um die neu erworbenen Provinzen in Augenschein zu nehmen. Mit dieser Reise stand wahrscheinlich die Ernennung Morkoff's zum dritten Mitgliede des Collegiums des Auswärtigen und seine schnelle Abberufung aus Schweden in Verbindung, obgleich er dort die Hauptsache immer noch nicht zu Ende geführt und die herrschsüchtigen Pläne Gustav's mehr erschüttert als vernichtet hatte. Die Kaiserin kannte die ganze Unzuverlässigkeit ihrer friedlichen Beziehungen zu dem Könige von Schweden nur zu gut. Es ist mit Grund anzunehmen, daß sie die Reise nach Süden schon viel früher als im Jahre 1787 auszuführen beschlossen, dieselbe aber nur in der Erwartung eines Krieges mit Schweden verschoben hatte. Indem Katharina St. Petersburg verließ und auch den Grafen Besborodko, den ersten damaligen Staatsbeamten, mit sich nahm, wünschte sie offenbar in dem Collegium des Auswärtigen einen Mann zu haben, welcher die schwedischen Angelegenheiten genau kannte und in einem schwierigen Falle dieselben nicht zu einem allzu frühzeitigen Bruche kommen ließ.

Die berühmte Reise der Kaiserin dauerte bekanntlich über ein halbes Jahr. Das Collegium des Auswärtigen sendete alle wichtigen Gegenstände anfänglich nach Kiew und dann an die anderen Aufenthaltsorte Katharina's. Den Berichten des Vicecanzlers Grafen Ostermann fügte Morkoff beständig seine eigenen Beurtheilungen und Bemerkungen bei, wodurch die Kaiserin noch näher mit den Talenten des Verfassers bekannt wurde. Sie kehrte in den ersten Tagen des Juli wieder nach Petersburg zurück. Es ist ein Schreiben des Grafen Ostermann vom 1. Juli 1787 vorhanden, worin er den Obercommandanten von St. Petersburg, den Grafen J. A. Bruce benachrichtigt, daß Morkoff seiner schwachen Gesundheit halber sich wohl nicht entschließen könne, zum feierlichen Empfang der Kaiserin an die Grenze des Petersburgischen Gouvernements abzureisen.

Nach der Rückkehr Besborodko's ward Morkoff dessen rechte Hand. Die Freundschaft desselben bezeugen unter Anderm folgende Worte der Kaiserin, welche in den Chrapowizki'schen Memoiren angeführt werden. „Er (d. h. Besborodko) ist gewohnt, alle Angelegenheiten mit Morkoff und ohne den Vicecanzler zu beendigen."*) Dieselben waren aber nicht allein durch die Gewohnheit und ihre langjährige Bekanntschaft, sondern auch durch den Umstand sich eng verbunden, daß Graf Besborodko, ein Zögling der Akademie von Kiew, trotzdem er mehrere fremde Sprachen kannte, dieselben dennoch wahrscheinlich keineswegs mit Leichtigkeit schrieb und sprach, während Morkoff der französischen Sprache vollkommen mächtig war.**) Im Genusse der Freundschaft eines Mannes wie Besborodko gewann Morkoff allmälig an Einfluß und nahm nicht selten an den wichtigsten Angelegenheiten Theil. Die Kaiserin betraute ihn sogar mit verschiedenen persönlichen Aufträgen. So befahl sie ihm unter Anderm, die Antwort auf das Schreiben des Kaisers von Oesterreich zu entwerfen, worin derselbe die Kaiserin zur Einnahme von Otschakoff beglückwünscht hatte.***) Sie berief ihn nicht selten zu Berathungen und beauftragte ihn allein mit der Ausfertigung aller

*) D. h. ohne Ostermann. S. Vaterländ. Chron. 1822. Thl. X. S. 355. Memoir. Chrapowizki's.

**) S. die Memoiren Gribowski's in Nr. 2 des Moskwitjanin, 1847. S. 107. Wahrscheinlich sind deshalb auch alle Schreiben Morkoff's an Besborodko in russischer, die an Graf Ostermann dagegen in französischer Sprache abgefaßt.

***) S. die Memoiren Chrapowizki's, Vaterländ. Annal. 1823. Thl. XIV. S. 48.

wichtigen Papiere in Beziehungen zu den fremden Staaten; Besborodko war mit vielen inneren Angelegenheiten, mit dem Postwesen, dem Hofmeisteramte beschäftigt, während nebenbei auch die persönliche fremde Correspondenz Katharina's zu seinem Ressort gehörte. *)

Im Jahre 1792 traten neue Factoren auf der Scene des Hoflebens auf, in Folge dessen sich die Lage sowie die Verbindungen Morkoff's schnell änderten. Graf Besborodko war am Ende des verflossenen Jahres zur Abschließung des Friedens von Jassy nach der Moldau abgegangen. — Als er wieder nach Petersburg zurückkehrte (im März 1792) war der größte Theil der Geschäfte, denen er früher vorstand, an den Fürsten (damals noch Grafen) P. A. Suboff und an den neuen Generalprocurator Graf A. N. Samoiloff übergegangen. Die Kaiserin sprach zwar persönlich nicht die geringste Unzufriedenheit gegen Besborodko aus, allein derselbe vermochte, da er beinahe gar kein Referat mehr hatte, seinen früheren Einfluß nicht mehr zu gewinnen, und wurde als in Ungnade gefallen betrachtet. Viele glaubten, daß in Folge dessen auch Morkoff, der bisher dessen Freund und rechte Hand gewesen, ebenfalls den Dienst verlassen werde. Allein es geschah anders. Fürst Suboff war genöthigt, sich Morkoff zu erhalten; er bedurfte seiner Kenntnisse, seiner Umsicht, seiner Erfahrung und Geschäftsroutine. Der Einfluß, den Fürst Suboff erlangt hatte, bestimmte Morkoff leicht zum Verbleiben im Dienste, und er wußte sich in kurzer Zeit das volle Vertrauen des Fürsten Suboff zu erwerben. Es ward ihm unter Anderm die ganze Correspondenz mit den russischen Gesandten an den Höfen von Wien und Berlin in Betreff der polnischen Angelegenheiten übertragen. Einige Zeit erschien zwar als Nebenbuhler Morkoff's der zeitweilige Liebling des Fürsten Suboff, ein gewisser Altesti aus Ragusa; doch vermochte dieser sich mit Morkoff nicht zu messen. Die Heftigkeit seines Charakters und seine Aufgeblasenheit richteten ihn zu Grunde; er wurde bald nach Kiew verbannt. **) Allmälig begann man Morkoff als eine unentbehrliche Persönlichkeit, als den Hauptleiter und Chef des Canzleiwesens zu betrachten. Er erhielt selbst zur Kaiserin Zutritt. Katharina rief ihn häufig des Nachmittags zur Vorlesung von Briefen und Depeschen zu sich. Zuletzt ging die ganze fremde Correspondenz der Kaiserin in seinen unmittelbaren Geschäftskreis über. *) Es versteht sich von selbst, daß Dienstesbeförderung und Belohnungen aller Art sich schnell folgten. Im Jahre 1792 am 24. November, dem Namenstage der Kaiserin, wurde er zum Geheimrathe ernannt; im folgenden Jahre erhielt er zwei Orden, den Alexander-Newski- und den Wladimir-Orden 1. Cl., eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Auszeichnung. Der Reichthum floß ihm in Strömen zu. Er erhielt ein steinernes Haus in Petersburg, dem Winterpalast gegenüber, zum Geschenke (wo sich jetzt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befindet), 4000 Bauern in den Gouvernements Podolien und Weißrußland und die ganze Stadt Letitschew mit ihrem Umkreise (ebenfalls im Gouvernement Podolien). Bald fand auch sein Ehrgeiz neue Befriedigung. Der Wiener Hof, welcher die russische Regierung zu einer Offensiv-Allianz gegen die französische Republik zu bewegen suchte, trachtete die bedeutendsten Personen, welche die auswärtigen Angelegenheiten Rußlands leiteten, auf seine Seite zu ziehen: zu diesem Zwecke übermachte der

*) S. die Memoiren Gribowski's und die Biographie des Grafen Besborodko in dem Lexikon Bantysch-Kamenski's.

**) S. hierüber die Memoiren Gribowski's, S. 108 u. 109, sowie die Memoiren der Gräfin Daschkoff. Thl. II.

*) S. die Memoiren Gribowski's, S. 117 und 182. Um diese Zeit nahm Morkoff als drittes Mitglied des Collegiums des Auswärtigen an dem Abschlusse von sechs Tractaten Theil, und erhielt natürlich die bei solchen Gelegenheiten herkömmlichen Präsente: 1) mit Frankreich am 31. December 1786 auf zwölf Jahre. gegenseitige Freundschaft sowie Handel und Schiffahrt betreffend; 2) mit Portugal am 9. (20.) Decemb. 1787, ebenfalls auf zwölf Jahre, ununterbrochenen Frieden, Eintracht und Freundschaft, sowie gegenseitige Dienstleistung in Schiffahrt und Handel betreffend; 3) mit dem ungarisch-böhmischen Hofe am 3. (14.) Juli 1792 auf 8 Jahre eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Freundschaft betr.; 4) mit Preußen am 27. Juli (7. Aug.) 1792 auf 8 Jahre eine Defensiv-Allianz betr.; 5) desgleichen mit Großbritannien am 7. (18.) Februar 1795 auf 8 Jahre; 6) mit Oesterreich und Preußen am 13. (24.) October 1795 über die Theilung Polens. Im Jahre 1795 nahm Morkoff mit den Grafen Ostermann und Samoiloff und Baron (dem späteren Grafen) P. A. von der Pahlen an der Commission in Betreff der Besitzungen des Herzogs von Kurland Theil.

österreichische Premierminister Thugut anfänglich Suboff und später (im März 1796) Morkoff und seinen Brüdern das Diplom ihrer Ernennung zu Grafen des römischen Reiches.

Aus glaubwürdiger Quelle wissen wir, daß Morkoff in Mitte dieser Ehrenstellen, und nachdem er endlich zu Reichthum und zu einer hohen Stelle im Staate gelangt war, sich dennoch nicht um die Sicherstellung seiner Zukunft kümmerte, sich in seiner Stellung nicht zu befestigen wußte, und die Gewogenheit des Thronerben sich entweder nicht erwerben konnte oder wollte.

Im Anfange des Jahres 1796 schien ihm Alles eine glänzende Zukunft vorherzusagen. Er brachte einen Lieblingsgedanken Katharina's in Ausführung, für dessen glückliche Erfüllung neue Geschenke und Auszeichnungen folgen mußten. Es ward nämlich Morkoff damals der Auftrag zu Theil, mit dem schwedischen Hofe über die Verheirathung der Großfürstin Alexandra Pawlowna mit dem jungen Könige von Schweden, Gustav Adolph II., dem Sohne Gustav's III., zu unterhandeln. Die Beziehungen wurden durch den russischen Gesandten am schwedischen Hofe, Budberg, und den französischen Emigranten Christin eingeleitet. Alles ging vortrefflich von Statten. Schon war Gustav mit seinem Oheim und Vormunde, dem Herzog Karl von Södermanland und mit einem zahlreichen Gefolge nach St. Petersburg gekommen, er hatte der Großfürstin gefallen, und sie selbst lieb gewonnen. Katharina triumphirte. Am Hofe folgte ein Fest dem andern. Es war bereits der Tag der Verlobung bestimmt, und Alles für die Abhaltung der Ceremonie vorbereitet, als Zweifel über das Glaubensbekenntniß der künftigen Königin entstanden; der König willigte in den Heirathscontract, der ihm von Morkoff zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, nicht ein, und reiste bald darauf, ohne nur von der kaiserlichen Familie Abschied zu nehmen, wieder nach Stockholm zurück.

Katharina fand sich durch diesen unerwarteten Ausgang der Sache hart betroffen. Die ganze Verantwortung für das Mißlingen fiel auf Morkoff.

Dies war im September des Jahres 1796. Morkoff hatte sich von diesem Schlage, welcher alle Phantasien seines Ehrgeizes zerstört hatte, noch nicht erholt, als ihn ein zweiter und noch viel härterer traf. Am 6. November starb die Kaiserin zum Schrecken des Hofes, über welchen dieses Ereigniß ganz unerwartet hereinbrach. Die neue Regierung war gleich von den ersten Tagen an eine vollkommene Verneinung der früheren. Ein Augenzeuge der schnellen Veränderung, Graf Th. W. Rostopschin, sagt in seinen Memoiren, daß Morkoff wie verrückt herumging, ohne zu wissen, was er thun und an wen er sich wenden sollte. Besborodko kam neuerdings zu Macht und wollte ihm das Vergangene nicht verzeihen. Suboff hielt sich noch einige Wochen und warf ebenfalls alle wirkliche und vermeintliche Schuld auf Morkoff.

Am 17. November 1796 ward Morkoff des Dienstes entlassen, seines reichen Hauses in Petersburg sowie der Stadt Letitschew beraubt, und erhielt Befehl, die Hauptstadt zu verlassen. Ueber 4 Jahre, bis zum Tode des Kaisers, lebte er auf seinen Gütern, größtentheils in dem Dorfe Woitowzi, in der Nähe von Letitschew. Die Langeweile seiner dortigen Einsamkeit theilte mit ihm sein Theilnehmer an der schwedischen Geschichte, der Genfer Christin, welcher ebenfalls in einem ihm ehemals von der Kaiserin verliehenen podolischen Dorfe lebte.

Mit der Thronbesteigung des Kaisers Alexander beginnt eine neue und zwar die letzte Periode der Thätigkeit Morkoff's. Eine persönliche Zuneigung hatte der Kaiser nie für ihn gefühlt; aber er schätzte seine diplomatische Erfahrung und beeilte sich, ihn nach Petersburg zurückzurufen, um die damals ziemlich verwickelten Beziehungen zu Frankreich wieder in Ordnung zu bringen. Seit ungefähr zehn Jahren befand sich kein Vertreter Rußlands mehr in Paris. In den letzten Monaten der Regierung Paul's hatte zwischen Rußland und Frankreich eine Annäherung begonnen. Der erste Consul suchte eine Allianz mit Rußland; dem Kaiser Paul aber war es nicht mehr beschieden, einen Gesandten für Paris zu bestimmen. Die Ernennung Morkoff's, welcher vorher noch mit dem Range eines wirklichen geheimen Rathes bekleidet wurde, sollte Bonaparte zeigen, wie hoch man in Petersburg das gute Einvernehmen mit Frankreich anschlage.*)

*) In Paris verblieb Morkoff von der Mitte des Jahres 1801 bis zum October 1803. Es befanden

„Rußland war in Paris durch einen in den Ränken der diplomatischen Wissenschaft bewanderten Minister vertreten,“ sagt Karamsin in seinen Annalen über das alte und neue Rußland; „die Wahl eines solchen Mannes bewies, wie sehr Alexander die Wichtigkeit dieses Postens erkannte, was der Eigenliebe des ersten Consuls nur schmeicheln konnte.“ Uebrigens spricht sich dieser Geschichtschreiber durchaus nicht günstig über Morkoff aus und tadelt dessen starrsinniges Benehmen gegen Bonaparte und Talleyrand mit bitteren Worten.**) Wir wollen diese Beschuldigungen nicht wiederholen; als Stimme eines Zeitgenossen mögen dieselben allerdings etwas leidenschaftlich sein. Das Verfahren des Grafen Morkoff, welches selbst bis jetzt nicht ganz aufgeklärt ist, konnte von seinen Feinden, an denen er durchaus keinen Mangel hatte, in Petersburg nur zu leicht in einem schlechten Lichte dargestellt worden sein.

In jedem Falle aber ist gewiß, daß Morkoff in Paris als selbständiger Vertheidiger der russischen Interessen auftrat. Als Zeitgenosse der Regierung Katharina's erkannte er die Bedeutung des Reiches, dessen Repräsentant er war. Eingedenk des Ruhmes, welchen die russischen Waffen erst vor Kurzem auf den Gefilden Italiens und in den Alpen errungen, benahm er sich gegen den ersten Consul, welcher bereits damals die Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte, stolz und hartnäckig. Dem alten Diplomaten mochten die neuen Manieren der napoleonischen Regierung nicht behagen. Er fühlte sich durch das unceremonielle militärische Wesen des Mannes tief verletzt, welcher aus dem einfachen Bürgerstande hervorgegangen, das Schicksal Europa's in seine Hände genommen hatte. Es mußte sich zwischen Beiden nothwendig eine persönliche Feindschaft bilden.

Ueber das damalige Leben und die Thätigkeit Morkoff's in Paris können wir den ausführlichen Nachrichten, welche man bei Bignon und Schlosser findet, nichts Neues von Belang hinzufügen.

In der von Bantysch-Kamenski verfaßten kurzen Biographie Morkoff's sind mit den Worten von Zeitgenossen folgende Erzählungen über das Benehmen Morkoff's gegen Bonaparte aufgenommen. Der erste Consul trat einmal in das Empfangszimmer ein und begann mit den Gesandten zu sprechen, ohne Morkoff seiner Aufmerksamkeit zu würdigen; Morkoff wendete dem ersten Consul sogleich den Rücken und verließ den Palast. Wenn Bonaparte einen Ball gab und Morkoff nicht einlud, so verfuhr Letzterer am folgenden Tage in gleicher Weise gegen ihn. Einst lenkte Morkoff nach einem Diner die Unterhaltung mit Napoleon absichtlich auf die Gartenkunst, zeigte sich äußerst liebenswürdig und lobte die Anlage und den Luxus der Hofgärten und erweckte in ihm die Lust, sich in der frischen Luft zu ergehen: kaum waren jedoch beide die Treppe hinabgestiegen, als Morkoff ein Zeichen zum Vorfahren seiner Equipage gab, einstieg und davonfuhr, so daß es allen übrigen Gästen vorkam, als habe Napoleon ihn bis an den Wagen begleitet. „C'est tout le jacobinisme renfermé dans un seul homme et armé de tous les instruments révolutionnaires“ — waren die Aeußerungen Morkoff's über Bonaparte.

Den äußeren Vorwand zu einem offenen Bruche gaben einige Broschüren sowie die Arretirung Christin's, welcher der russischen Gesandtschaft zugetheilt war. Der erste Consul schöpfte Verdacht, daß Christin, als alter Royalist seit lange schon in Beziehungen zu dem Herzoge von Artois, Verschwörungen zu Gunsten der Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich anzettele. Auf seinen Befehl wurde Christin in der Schweiz festgenommen, nach Paris transportirt und in den Temple zur Haft gebracht. Napoleon ging (am 21. September 1803) bei einer feierlichen Audienz, in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung, ungestüm auf Morkoff zu und schrie mit lauter Stimme: „Es kommt mir außerordentlich sonderbar vor,

sich damals bei dem französischen Consul folgende Gesandte: der englische, Merey, der spanische, Graf Aiora, der preußische, Marquis Luchesini, der neapolitanische, Marquis Gallo, der österreichische, Graf Kobenzl, ein alter Petersburger Bekannter Morkoff's, von den vereinigten amerikanischen Staaten, Livingstone, sowie der päpstliche Cardinal Caprara. Wir entlehnen diese Namen aus dem Neuen Werke Villemain's. Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature (S. 70). woselbst es in Betreff des Grafen Morkoff heißt: „L'ambassadeur de Russie, le comte Morkoff, couvert de diamants comme pour marquer par la magnificence de sa parure les bons sentimens de sa cour.“

**) Graf Morkoff hatte mit Talleyrand heftige Debatten wegen des obengenannten Christin, welchen er mit sich nach Paris genommen und den der erste Consul als einen eifrigen Anhänger der Bourbonen verfolgte. Gesandtschaftssecretär Morkoff's war Baikoff.

daß der russische Gesandte einen Schweizer, welcher Verschwörungen anzettelt, in seinen Diensten behält." Nachdem er noch einen ganzen Strom beißender Reden ausgestoßen, sagte er: Es ist noch nicht so weit mit uns gekommen (tellement à la quenouille), daß wir ein ähnliches Benehmen dulden; ich werde in Zukunft einen Jeden verhaften lassen, welcher gegen das Interesse Frankreichs handelt." Nach dieser Scene brach Morkoff alle Beziehungen zu dem Cabinet der Tuilerien ab. Bereits im Juli 1803 hatte Napoleon mit Umgehung der russischen Gesandtschaft ein eigenhändiges Schreiben mit Klagen über Morkoff an den Kaiser Alexander gerichtet. Allgemein erwartete man schlimme Folgen für Morkoff. In der That wurde er auch von Paris zurückberufen; zum Abschiede lud er jedoch seine Pariser Bekannten zu sich ein und setzte sie Alle in nicht geringes Erstaunen, als er sich ihnen mit dem Andreasbande zeigte, welches ihm der Kaiser zugleich mit dem Befehle, nach Petersburg zurückzukehren, übersendet hatte (16. October 1803). *) Ein offenbares Zeichen, daß man mit seinem Benehmen zufrieden gewesen. Morkoff übergab die Geschäfte dem Gesandtschafts-Rathe J. P. Oubry, ging nach Wien und von da nach St. Petersburg zurück.

Hier möchte es am Orte sein, die von dem Autor seines Nekrologs gebrauchten Worte zu wiederholen. „Graf Morkoff erkannte auf den ersten Blick die Gefährlichkeit des Ehrgeizes Napoleon's, war sein entschiedenster Feind und wies seine Ausfälle jedesmal durch eben so beißende wie energische Entgegnungen zurück. — Die Ereignisse rechtfertigten seine Grundsätze sowie das bestimmte Beharren bei denselben wenigstens in der Folge. Das Jahr 1812, der Sturz Napoleon's und der vorzügliche Antheil, welchen Rußland bei dem Umschwunge des Schicksals Europa's nahm, entsprachen vollkommen der Richtung, welche Morkoff der russischen und europäischen Politik zu geben suchte."

Mit der Abberufung aus Frankreich war der active Dienst Morkoff's zu Ende. Im Jahre 1804, im 57. Lebensjahre, nahm er seinen Abschied. Man gab ihm noch den letzten vollen Jahresgehalt und eine Pension von 12,000 Rubel. Dieses Geld

*) Er erhielt für die Reise 12,000 R.

sowie das in seinen früheren Dienstverhältnissen erworbene Vermögen erlaubten ihm, ein ruhiges und vollkommen unabhängiges Leben zu führen. Er lebte theils auf seinen Dörfern, theils in Moskau, wo er ein reiches Haus besaß. Oefter noch theilte er der Regierung seine Ansichten über die damaligen Zeitereignisse mit. So reichte er im Jahre 1808 ein Memoire ein, worin er den Vorschlag machte, den Aufstand der Spanier und die Unglücksfälle der Franzosen auf der pyrenäischen Halbinsel zu benutzen, und die Netze zu zerreißen, in welchen Napoleon seine Verbündeten nach dem Tilsiter Frieden verstrickt hielt. Im Jahre 1820 wurde Morkoff zum Mitgliede des kaiserlichen Rathes ernannt, und siedelte von Neuem und zwar für beständig nach Petersburg über, nahm jedoch fast gar keinen Theil mehr an den Geschäften, widmete den größten Theil seiner Zeit den Karten und ergötzte seine Bekannten durch seine heitere Laune. *) Seine sarkastischen Bemerkungen und Calembourgs waren stadtbekannt. Die Last der Jahre drückte ihn jedoch nieder und schwächte nicht nur seine physischen, sondern auch seine geistigen Kräfte; einer seiner Zeitgenossen schildert uns sein letztes Zusammentreffen mit ihm im Paradedienste bei der Leiche des Kaisers Alexander Pawlowitsch im Jahre 1826: Alles, was ihn umgab, war ihm fremd, und er nahm nicht den geringsten Antheil an den damaligen Gesprächen und Neuigkeiten; er kam zum Nachtdienste mit einem Roman von Walter Scott in der Tasche. Am 29. Januar 1827, im 81. Jahre seines Alters, starb er, nachdem er noch

*) Man erzählt, daß Morkoff sich einmal bei der Kaiserin Maria Feodorowna mit einem alten deutschen Generale befand. Die Kaiserin fragte die Beiden, womit sie denn die Zeit vom Morgen bis zum Abend zubrächten. Der General erwiederte, daß er Morgens um 6 Uhr aufstehe, um 7 Uhr frühstücke, um halb neun Uhe Briefe schreibe, eine Stunde spazieren gehe :c. :c. „Und Sie, Arkady Iwanowitsch," wendete sich die Kaiserin an Morkoff, „Sie stehen gewiß erst am Nachmittag auf; ich höre immer das Gerassel Ihres Wagens, wenn Sie vom Kartenspiele nach Hause kehren." „Madame," antwortete Morkoff. „j'aime mieux faire rien, que de faire des riens." — Irgend ein Senator spielte mit Morkoff Karten. Die Partie dauerte sehr lange und Morkoff verspielte. Während er Geld aus der Brieftasche nahm, sagte der Senator: „Ach! das hat Mühe gekostet; ich bin zu Tode matt." Bei diesen Worten reichte ihm Morkoff das Geld hin und sagte: „Nehmen Sie, mein Herr, es ist für das Begräbniß."

vorher die heiligen Sterbesacramente empfangen.*) Seine Leiche wurde in dem alten Kirchhofe des Newski-Klosters beerdigt.

Morkoff war von mittlerem Wuchse; feurige und durchdringende Augen und ein spöttisches Lächeln belebten sein unschönes und mit Pockennarben bedecktes Gesicht. Als Devise hatte er sich den lateinischen Spruch gewählt: Stabo, quocumque ferar (Ich erhalte mich, wo ich stehe).

Morkoff war nicht verheirathet.**) Auf sein Ansuchen erfolgte jedoch am 29. April 1801 ein Allerhöchster Ukas, welcher alle Rechte auf sein Vermögen und seine Titel auf seine Pflegetochter Barbara Arkadiewna übertrug. Deren einziger Sohn aus der Ehe mit dem Fürsten Sergei Jakowlowitsch Galizin, Fürst Arkady Sergejewitsch, diente im Kaukasus, in der diplomatischen Canzlei unter Fürst Woronzoff, und starb im Jahre 1847.

Die Entführung König Heinrich's IV.

Eine der interessantesten Perioden für den deutschen Geschichtsforscher ist die Zeit, wo der große Kampf des Kaiserthums mit der päpstlichen Herrschaft begann, und die Frage, ob die höchste irdische Macht der geistlichen Gewalt untergeordnet sein müsse oder nicht, Jahrhunderte lang das Reich in Zwietracht und Kämpfe stürzte. Wie wunderbar spinnen sich die Fäden des Geschickes und welch' seltsames Zusammentreffen von Umständen mußte sich ereignen, um durch Heinrich IV. und Gregor VII. die Hauptfrage der damaligen Welt zu einer Lösung zu fördern, die das größte Unheil über Deutschland gebracht hat. Mit kräftiger Hand hatte Heinrich III. es verstanden, die Herrschaft festzuhalten. Er designirte den zu wählenden Papst, und wenngleich er die kirchliche Weihe für sich im Sinne der damaligen Zeit als unerläßlich betrachtete, so war und blieb er doch das Haupt, der oberste Schirmherr der Christenheit, ein Herrscher, wie er des gewaltigen Reiches würdig war. Der frühzeitige Tod des Kaisers war ein schweres Unglück. Zwar hatte er bereits seinen Sohn, einen fünfjährigen Knaben, zum Könige des deutschen Reiches ernennen lassen und ihm damit die Nachfolge gesichert, aber es regten sich sogleich nach seinem Tode die Herrschsucht und der Ehrgeiz der einzelnen Fürsten, welche es für leicht erachteten, an Stelle der verlassenen Wittwe und deren unmündigen Kindes zu regieren und ihre eigensüchtigen Pläne zu verfolgen. Die Kaiserin Agnes, eine edle, fromme und kluge Fürstin, erkor den Bischof von Augsburg zu ihrem Rath und Vertrauten. Andere, in ihrer Eigensucht weiterblickende Männer, sahen dies ungern und trachteten darnach, den zukünftigen Kaiser, der schon als Knabe herrliche Anlagen verrieth, den Händen der Mutter zu entreißen, um ihn in ihrem Sinne erziehen zu können. Es ist nicht ganz leicht, sich die Verhältnisse der damaligen Zeit zu vergegenwärtigen. Wie die äußere Lebensweise von der unsern himmelweit verschieden war, so treten auch die damaligen Menschen ganz anders uns entgegen. Alles war derber, kräftiger, roher, und selbst die Verkündiger der milden Christuslehre erscheinen in Deutschland, unter dem wilden und kaum erst von seinen heidnischen Sitten getrennten Volke, als Streiter in Stahl und Eisen, voll von Leidenschaften und ungezügelter Selbstsucht, welcher namentlich die herrschende Simonie den größten Vorschub gab. Als oberste Kirchenfürsten galten die Erzbischöfe und unter diesen stand der von Mainz voran. Zur Zeit, als Heinrich III. starb, regierte in Mainz der Erzbischof Siegfried, ein habsüchtiger Mann, dessen zweizüngiges Wesen viel Unheil über den spätern Kaiser Heinrich IV. gebracht hat. Ihm überlegen an Energie und ruhigem

---

*) Bantysch-Kamenski erzählt, daß Morkoff noch kurz vor seinem Tode nach Karten verlangt und sich aufgerichtet habe, um mit seinen Freunden zu spielen, worauf die Karten seinen erstarrten Händen entfielen. Doch wird diese Anekdote von Leuten, welche mit Morkoff persönlich bekannt waren, nicht bestätigt.

**) Er selbst erzählt, daß Katharina ihn mit einer ihrer Lieblingshofdamen, Anna Stepanowna Protassoff, verheirathen wollte, welche jedoch nichts weniger als schön war. Morkoff gab sich das Ansehen, als ob er von der Absicht der Kaiserin nichts wisse. Nach wiederholten Anspielungen fragte ihn die Kaiserin endlich direct, warum er Fräulein Protassoff nicht heirathe. „Niemand verehrt Anna Stepanowna mehr als ich," erwiederte Morkoff; „allein Eure Majestät werden zugestehen, daß sie häßlich ist, daß auch ich häßlich bin, und daß wir beide nur das Menschengeschlecht verunstalten würden."

Scharfblick war der Erzbischof Hanno von Cöln. Damals schon war Hildebrand, der nachmalige Papst Gregor VII., allmächtig in Rom. Von niederer Herkunft und unansehnlichem Aeußern überragte dieser gewaltige Geist die meisten seiner Zeitgenossen. In ihm verkörperte sich der ganze Stolz der römischen Hierarchie und mit eiserner Energie verfolgte er sein Ziel. Er war als Mönch in Frankreich und Deutschland gewesen, kannte Länder, Sitten und Völker und leitete von Rom aus die Bewegungen der ganzen Kirche. Obgleich er in späterer Zeit den selbstsüchtigen Stolz des Erzbischofs Hanno gelegentlich streng getadelt hat, so bewirkte doch grade eine That Hanno's den welthistorischen Triumph Hildebrand's. Denn Hanno war es, der den jungen hoffnungsvollen König seiner Mutter raubte, um ihn in einer Weise zu erziehen, in Folge deren die spätern Handlungen Heinrich's IV. zwar überall die vortrefflichen Anlagen, aber zugleich auch in der schwankenden Unsicherheit die unrichtige Entwicklung, die fehlerhafte Leitung erkennen ließen. Mit mehrern Verschworenen besuchte Hanno die kaiserliche Wittwe auf einer ihrer Pfalzen, welche auf der Rheininsel Kaiserswerth lag. Schmeichelnd lockten die falschen Fürsten den königlichen Knaben auf einen reichverzierten Kahn. Kaum tritt der junge König in das Schiff, so stößt man auf Hanno's Wink vom Lande. Der erschrockene Knabe, für sein Leben fürchtend, springt in raschem Entschluß in den Strom, um sich durch Schwimmen zu retten. Er wäre ertrunken, wenn nicht einer der Verschworenen ihn gerettet und auf das Schiff zurückgebracht hätte. Hanno führte den Knaben nach Cöln, und die Kaiserin, welche man ohnehin wegen ihres Vertrauens zu dem Augsburger Bischof arg verläumdet hatte, mußte sich in ihr Schicksal ergeben.



Heinrich's Entführung.

Von nun an sollte der jugendliche König sich abwechselnd in verschiedenen Theilen des Reiches aufhalten, und die Sorge über seine Erziehung jedesmal demjenigen Kirchenfürsten obliegen, in dessen Sprengel der Knabe grade war. So kam Heinrich aus der Obhut des strengen, von geistlichem Hochmuthe und Selbstsucht beherrschten Hanno, später zu Adalbert, dem feingebildeten Bremer Erzbischof, dessen üppiges Leben und eitles Trachten nach Glanz und Schmeichelei den umgekehrten Einfluß auf den dereinstigen Kaiser ausübten. Der allgemein menschlichen Natur entsprechend, neigte sich Heinrich mehr zu Adalbert, welcher es vortrefflich verstand, die ritterlichen Neigungen des jungen Königs zu nähren und ihm Gelegenheit verschaffte, sich auch

thatsächlich darin zu üben. Das Leben, welches die Beiden auf der kaiserlichen Pfalz zu Goslar führten, bildete später den ersten Anlaß zu den Zwistigkeiten mit den sächsischen Fürsten. Die Erledigung dieser Streitigkeiten war dann wiederum die Wurzel des ausbrechenden Kampfes zwischen Heinrich und Hildebrand. Letzterer, der inzwischen als Papst Gregor VII. erwählt



Heinrich zu Canossa.

war und zu Rom residirte, ergriff die Gelegenheit mit Freuden, welche sein höchstes Streben: die römische Kirche zur Stellvertreterin Gottes und höchsten Macht auf Erden, der sich die Könige und Fürsten beugen sollten, zu erheben, so ganz nach Wunsch förderte. Und so reifte der Samen, welchen Hanno gestreut hatte, für Hildebrand zur reichsten Frucht, als Heinrich später vor dem festen Schlosse zu Canossa im Büßerhemde drei Tage in grimmiger Kälte harrte, bis es seinem Gegner gefiel, den Bann von ihm zu nehmen. Wie oft sich auch in Heinrich der salische Stolz gegen die Anmaßungen der Kirchenfürsten auflehnte, immer wieder trat im entscheidenden Moment seine Unschlüssigkeit hervor und gab dem Gegner Gewalt über ihn. So auch, als er zu Canossa, vom Banne gelöst, mit Gregor das Abendmahl theilen sollte und dieser die heilige Handlung für eine Art Gottesgericht erklärte. Heinrich erblaßte und wagte nicht, die Hostie zu empfangen. Dieser Vorfall wirkte mächtig auf die Gemüther und vollendete den Sieg Gregor's, dessen Geist von rastlosem Ehrgeiz erfüllt war und dem die reichen Besitzungen seiner Freundin, der Markgräfin Mathilde, die Mittel gaben, seine Unternehmungen auch in's Werk setzen zu können. Die Demüthigung zu Canossa, dieser schmachvolle Moment in der Geschichte der deutschen Monarchie, mit allen seinen Folgen war vorbereitet durch die ruchlose That zu Kaiserswerth; von ihr aus entfaltete sich mit dem Uebermuth der Päpste, der Zwiespalt und das Unheil der Zerrissenheit im Reiche, an dessen Folgen Deutschland noch heute krankt.



Die sibirischen Grenzländer.

Von Fr. Steger.

Die neuen russischen Erwerbungen in Asien, von denen wir unsere Leser jüngst unterhalten haben, *) setzen sich als frische zukunftverheißende Keime an das alte sibirische Stammland an. Dieses wird noch lange die Grundlage der russischen Macht in Asien bleiben. Seine Verhältnisse sind fest geordnet, seine Hilfsquellen so ziemlich entwickelt, und seine russische Bevölkerung überragt sogar jene des europäischen Rußland durch ihre höhere Bildung, mit der ein bedeutenderer Grad von Wohlstand und Reinlichkeit verbunden ist. Auch Naturschönheiten sowohl idyllischer als pittoresker Art hat dieses verrufene Land in Menge aufzuweisen, davon zu schweigen, daß an manchen seiner Orte, die wir uns als Sitze des Schreckens, als wahre Eishöllen denken, eine gebildete und heitere Gesellschaft, von allen Bequemlichkeiten und Genüssen des Luxus umgeben, zu finden ist.

Eine Reise nach Sibirien entspricht so ziemlich dem abschreckenden Bilde, das man sich von dem Lande selbst macht. Die Zeit, die man gewöhnlich dazu wählt, ist der Winter, weil der Schnee in dieser Zeit das Bessern der Wege besorgt. Die Länge des Weges von Petersburg über Moskau, Wladimir, Nowgorod, Kasan und Perm nach Jekaterinburg beträgt 1707 Werst oder 245 deutsche Meilen. Man fährt in einem Waschock, einem langen, auf Schlittenkufen gestellten Kasten. Atkinson, der auch bei diesem Besuch in den sibirischen Grenzländern unser Führer sein wird, vergleicht die Maschine mit einem halbausgewachsenen Omnibus. Auf dem stark befahrenen Wege gibt es viele Ukhabas, oder tiefe Löcher, für die der Waschock zu lang ist. Die rasch laufenden Pferde reißen ihn über den Rand mit sich fort und lassen ihn im nächsten Augenblick mit einem schrecklichen Ruck, der den Kopf des Reisenden mit der Decke in unsanfte Berührung bringt, in die Tiefe niederplumpen. Der Galopp ist die einzige Gangart, welche russische Postpferde zu kennen scheinen. Bei Schnee und Sturm, bei Schlackerwetter und Regen, am hellen Tage und in tiefster Nacht geht es immer mit derselben Schnelligkeit vorwärts. Man hat davon den Vortheil, zehn Tage nach der Abfahrt von Moskau in Jekaterinburg zu sein.

Diese Hauptstadt des Urals ist in ihrer Bauart wie in der Lebensweise ihrer Bewohner europäisch. Auf Hügeln erbaut und überragt von einem felsigen Berge, dessen Spitze eine gegenwärtig hauptsächlich für magnetische Beobachtungen bestimmte Sternwarte einnimmt, macht sie mit ihren stattlichen Gebäuden und Regierungsfabriken, ihren von Thürmen und Domen gekrönten Kirchen und Klöstern einen imposanten Eindruck. Viele Privatgebäude sind Paläste mit Sälen und Prunkgemächern, zu deren Ausschmückung der Meißel des Bildhauers und der Pinsel des Malers beigetragen haben. Gärten, Parks und Gewächshäuser

*) Siehe die beiden Artikel: Centralasien und das Land des Amur, in den Heften vom April und Mai 1861.

mit den seltensten tropischen Pflanzen umgeben diese Schlösser, deren Eigenthümer nicht selten ehemalige, durch den Bergbau reich gewordene Leibeigene sind.

In den Straßen bewegen sich Damen und Herren, die nach der neuesten Pariser Mode gekleidet sind. Wird man zu einem Gastmahl eingeladen, so findet man Einrichtungen, Speisen und Weine, die in den besten rheinischen Hotels Befriedigung erwecken würden. Etwas Eigenes hat die Gesellschaft, was aber nicht specifisch sibirisch, sondern allgemein russisch ist. Es wird Champagner im Uebermaß getrunken und dem Kartenspiel mit verderblicher Leidenschaft gefröhnt. Das Letztere gilt von den Damen fast noch mehr als von den Herren. Viele Hausfrauen spielen jeden Nachmittag und jeden Abend bis tief in die Nacht hinein und vergessen am Whisttisch den Mann und die Kinder. Man machte Atkinson mit einer Dame bekannt, die selbst in Jekaterinburg durch ihre Spielwuth Aufsehen erregte. Sie pflegte vor zehn Uhr Morgens Spieltische zu stellen, und zeigte sich zu jener Stunde Niemand, dann machte sie in der Stadt die Runde, um irgendwo zu einem Rubber zu gelangen. Einst erfährt sie, daß ein Bergwerksbesitzer aus dem Altai, ein berühmter Whistspieler, auf einer Reise nach Petersburg Jekaterinburg berühren werde. Mit dieser Notabilität muß sie sich durchaus messen. Sie lauert dem Fremden also auf, läßt sich ihm vorstellen und zwingt ihn halb und halb zu einem Whist. Sein Spiel entzückt sie, obgleich sie stark verliert, und sie läßt mit Bitten nicht nach, bis er einen dreitägigen Aufenthalt zusagt. Nach Verlauf der drei Tage hat sie ihr halbjähriges Einkommen bis auf die letzte Kopeke verloren.

Der Theil der Bevölkerung, der weder Champagner trinkt, noch spielt, befindet sich in den traurigsten Verhältnissen. Der Luxus der Vornehmen hat die drückendste Armuth der untern Classen zum Gegensatz. In den Werken der Regierung werden nicht bloß Geschütze gegossen und gebohrt, Büchsen, Jagdflinten, Säbel und Bajonette bester Art gefertigt, sondern auch edle Steine mit künstlerischer Vollendung geschnitten. Aus dem Granilnoi-Zavod gehen die Arbeiten in Malachit, Jaspis, Porphyr und Aventurin hervor, welche die kaiserlichen Paläste in Petersburg schmücken. Diese Sachen werden so schön und vollendet, so im reinsten Geschmack ausgeführt, daß sie nirgends übertroffen werden können. Von einem zu einer Broche bestimmten Ajaxkopf, in Hautrelief aus gelblichem Jaspis auf einem Hintergrunde von dunkelgrünem Jaspis stehend, urtheilt Atkinson, daß dieses Kunstwerk seinen Urheber in Westeuropa sofort zu einer hohen Stellung emporheben werde. In Jekaterinburg war dieser Künstler ein gewöhnlicher Arbeiter, ein Leibeigener und erhielt monatlich einen Lohn von 4 Bankrubeln (1 Thlr. 6 Sgr. 8 Pf.) nebst 2 Pud oder 80 russischen Pfund Roggenmehl.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft wird diese Verhältnisse kaum ändern. Die edeln Steine Sibiriens sind nämlich kaiserliches Eigenthum, so daß alle Steinschneider von der Regierung abhängen und sich die Preise derselben gefallen lassen müssen. Auch als freie Männer werden diese Arbeiter fortfahren müssen, sich in der bisherigen Weise, durch Unterschleif und Betrug, zu helfen. Dieses System existirt seit langer Zeit und wird von den Beamten begünstigt. Entdeckungen erfolgen höchst selten, meistens ganz zufällig. Ein interessantes Beispiel ist das folgende. Vor wenigen Jahren erscheint eine deutsche Prinzessin auf einem Petersburger Hofball mit Smaragden von solcher Schönheit, daß die Kaiserin aufmerksam wird und nach dem Ursprungsorte fragt. Sie erhält zur Antwort, daß die Smaragden aus Sibirien stammen. Am nächsten Morgen schon geht ein kaiserlicher Generaladjutant nach Jekaterinburg, um Erkundigungen einzuziehen und bei allen Beamten des Granilnoi-Zavod Haussuchungen vorzunehmen. Im Hause des Directors werden mehrere Edelsteine von hohem Werth gefunden. Obgleich er betheuert, daß er sie bloß um der größern Sicherheit willen in eigenen Verschluß genommen habe, wird er verurtheilt und ist im Gefängniß gestorben. In Sibirien glaubt man, daß er unschuldig gewesen und der Unterschleif von einer weit höher stehenden Person ausgegangen sei, die man durch einen Justizmord gerettet habe.

Die edeln Steine Sibiriens sind Smaragde, Amethyste, Berylle, Chrysoberylle, Topase und Rauchtopase. Man bearbeitet in Jekaterinburg auch schöne Jaspisarten, Porphyre und Malachite zu größeren Kunst-

gegenständen, Säulen, Vasen, Thüren und Tischen. Diese Mineralien und das Eisen, das in den Gießereien der Regierung verarbeitet wird, kommen aus dem Ural. Diesem merkwürdigen Grenzgebirge zwischen Europa und Asien eilte Atkinson zu, sobald die Jahreszeit es gestattete.

Unser Reisender brauchte nicht lange zu warten, denn der Uebergang vom Winter zum Frühling trat rasch und plötzlich ein. An einem Tage war das Gras der Wiesen noch vom Frost gebräunt und kein Baum trieb eine einzige Knospe. Am nächsten Abend hatten die Wiesen einen grünen Schimmer, Blumen sprießten hervor und die Blätter der Birken waren halb entwickelt. Wenige Tage später zeigte das Thermometer + 18 Grad Reaumur im Schatten, doch gab der Winter seine Herrschaft noch nicht verloren. Er kehrte mehrmals mit Schneegestöber, Reif und Frost wieder und brachte einmal eine Kälte von — 5 Grad Reaumur. Die sibirischen Frühlingspflanzen ertragen diese Wechsel. Die zarteren, Iris, wilde Rose, Geranium, Päonie, warten mit der Entwicklung ihrer Blüthen bis zum Sommer.



Thal der Tura.

Mit den Pflanzen zugleich erwachen die Insecten. Die lästigsten dieses Geschlechts, die Moskitos, sind am ersten im Felde. Während die Bergspitzen des Urals noch alle weiß waren und jede Verdunkelung der Luft mit einem Schneegestöber drohte, schwärmten diese Peiniger der Menschen in den sonnigen Thälern bereits zu Tausenden. Um sich zu schützen, tragen die Waldarbeiter auf dem Rücken eine kleine gußeiserne Büchse mit durchlöchertem Boden. In ihr befinden sich glühende Kohlen, auf die man nasses faulendes Holz legt, welches langsam verglimmt und Wolken von Rauch erzeugt. Das Mittel erreicht seinen Zweck, die Moskitos zu verscheuchen, aber der immerwährende Rauch greift die Augen an. Entweder vom Rauch gebeizt oder von den Moskitos zerstochen zu werden, das ist die unvermeidliche Scylla und Charybdis jeder Uralreise.

Eine reiche Entschädigung für solche kleine Leiden bieten die Naturschönheit und die geologischen Wunder des Gebirges. Zwei Flußthäler, das der Tschussovaia und das der Tura, zeichnen sich besonders aus. Die Tschussovaia hat einen auffallend gewun-

denen Lauf. Mehr als einmal fuhr Atkinson auf dem Flusse sechzig bis siebzig Werst weit und hatte in grader Richtung nicht mehr als sechzehn bis zwanzig Werst zurückgelegt. Im Turathal wechseln erhabene und liebliche Landschaften miteinander. Unser Bild gibt eine der letztern wieder, einen natürlichen Park, ausgestattet mit Wiesen, Wald und Wasser, mit einem Höhenzuge im Hintergrunde. Einen wahrhaft feierlichen Eindruck machen diese Flußlandschaften in der langen sibirischen Dämmerung. Es ist dann ein geisterhaftes Licht über sie ausgegossen und es herrscht eine tiefe Stille. Die ganze Natur scheint in einen ewigen Schlaf versunken zu sein, und der Reisende hört außer dem Rasseln der Räder seines Wagens nicht einen Ton. Ein Sonnenuntergang an der Tura erfüllte Atkinson mit Entzücken. „Es war ein prächtiger Abend," sagt er, „die Sonne sank hinter den Ural und färbte Alles mit ihren goldenen Tinten. Von einem Theil der Straße erblickten wir den Katschkanar und andere Berggipfel im Norden, die sich blaugrau von dem tiefgelben Abendhimmel abhoben. Eine nicht so entfernte Bergkette strahlte purpurn durch den Nebelschleier, der sich aus den Thälern erhob, während mehr in der Nähe dicht bewaldete Hügel aufstiegen, deren Außenlinien durch Felsmassen von dunkelrother Farbe durchbrochen wurden. Von diesen Hügeln bis zu dem See im Thal erstreckte sich ein dichter Wald, der sich allmälig zum Wasser niedersenkte und jetzt größtentheils im tiefen Schatten lag. Der See strahlte den Himmel mit all' seinem goldenen Glanz wieder und theilte der Umgebung, insbesondere dem Walde, einen dunklern Ton mit."

Die Seen des Turathals sind künstlich. Man hat den Fluß an vielen Stellen aufgestaut, um für die Hütten und Eisenwerke eine größere Wasserkraft zu gewinnen. Hier ist nämlich eins der Centren des uralischen Bergbaues. Es gibt hier Gold, Platina, Kupfer und Eisen in unerschöpflichen Mengen, Porphyr und Jaspis von seltener Schönheit und verschiedenfarbigen Marmor. Das Gold findet sich in den obern Thälern und am häufigsten auf kleinern, mit angeschwemmter Erde bedeckten Bergen. Nicht selten stößt man an Stellen, die mit Gebüsch bewachsen sind, und bloß einen Fuß unter der Erde auf das kostbare Metall. Der größte Goldklumpen, vierundachtzig russische Pfund schwer, wurde 1843 an dem kleinen Flusse Tasch-kutungun in der Nähe des Werkes Zarevo-Alexandroffsky von einem Leibeigenen gefunden. Das Gold wanderte in die kaiserliche Münze, der Bauer erhielt seine Freiheit und einen Gnadengehalt auf Lebenszeit. Das Platina findet man seit einigen Jahren bloß noch in kleinen Körnern. Früher gab der Boden größere Stücke von elf Unzen bis zu zehn Pfund.

Eisen und Kupfer kommen in solchen Massen vor, daß die Geologen diese Erscheinung bloß durch die Annahme zu erklären wissen, das Metall sei im flüssigen Zustande aus Bergspalten geflossen und habe sich in der Tiefe gesammelt. An dem Berge Wessokgora wurde Atkinson zu einem Block Eisenerz geführt, der etwa achtzig Fuß dick war und sich über einen Raum von 400 Fuß Länge erstreckte. Bei Tagilsk gelangte man, indem man dünnen Kupferadern nach der Tiefe hin folgte, zu einer ungeheuren Ablagerung von Malachit. Als Sir Roderick Impey Murchison die Stelle besuchte, war erst die Oberfläche der Masse bloßgelegt worden, doch schätzte der berühmte englische Geolog ihr Gewicht schon damals auf mehr als eine halbe Million Pfund. Inzwischen ist der Block in Angriff genommen worden, und es hat sich gezeigt, daß er 720,000 Pfund des schönsten gediegenen Malachits enthält.

Die Gegend, in der der beste Malachit gewonnen wird, gehört der Familie Demidoff, und der jetzige Besitzer ist jener Fürst Anatol, der als Förderer der Künste und Wissenschaften, als warmer Menschenfreund und als der geschiedene Gemahl der Prinzessin Mathilde Bonaparte eine europäische Persönlichkeit ist. Seine ganzen Ländereien im Ural erstrecken sich über mehr als drei Millionen englische Acker, das heißt über beinahe fünf Millionen preußischer Morgen. Sind die unterirdischen Schätze dieser Gegend unerschöpflich, so gilt von ihren Forsten dasselbe. Der größte Theil des Gebiets ist ein fortlaufender Wald, der forstwirthschaftlich so benutzt wird, daß man jedem einzelnen Schlag nach dem Abholzen achtzig Jahre Ruhe läßt. In diesem Zeitraum sind die jungen Triebe zu stattlichen Bäumen geworden, und eine Erschöpfung des Waldes kann nie eintreten.

Fürst Anatol Demidoff verwaltet seine sibirischen Besitzungen nach denselben Grundsätzen, die er in seinem ganzen Leben bethätigt. Nischni Tagilsk, der Hauptort seiner Werke, ist eine freundliche Stadt mit 25,000 Einwohnern. Die Arbeiter wohnen in gesunden und bequemen Häusern, ungeheure Magazine liefern ihnen alle Lebensbedürfnisse zu den niedrigsten Preisen, bei Erkrankungen finden sie in Krankenhäusern Aufnahme und ihre Kinder werden in vortrefflichen Schulen erzogen. Bei der Ausbildung junger Männer, die Anlagen für Geologie, Mineralogie oder Mechanik verrathen, scheut der Fürst keine Kosten. Die begabtesten schickt er nach Deutschland und England, damit sie dort theoretische und praktische Studien machen. Er gibt ihnen natürlich ihre Freiheit, und viele dieser Männer sind in Nischni-Tagilsk reich geworden.

Der erste Sitz der Demidoffs im Ural war nicht Tagilsk, sondern Neviansk. Fürst Nikita, der Gründer der Familie, baute dieses Schloß, als er 1701 oder 1702 von Peter dem Großen nach dem Ural geschickt wurde, um die dortigen Erzadern zu untersuchen. Eins der ältesten Bauwerke im Gebirge, war Neviansk auch eins der schönsten. Der zweite Demidoff stattete es prächtig aus und es war längere Zeit der Familiensitz. Da entstand — Atkinson, dem wir nacherzählen, gibt nach seiner lebendigen Manier weder die Zeit an, noch nennt er den Demidoff, auf den das Folgende sich bezieht — in Petersburg der Verdacht, daß in Neviansk nicht bloß Eisen gegraben und geschmolzen werde. Der Regierung wurde hinterbracht, daß unter dem schiefen Thurme, der 200 Fuß vom Schlosse steht und gegenwärtig die größte Merkwürdigkeit des Ortes ist, ein unterirdischer Raum sei, in dem man heimlich Silber schmelze, um es später auf einer Insel im See Tschernoistotschinsk zu münzen. Ein Graf wurde mit der Untersuchung beauftragt, doch fand sich keine Spur von einem ungesetzlichen Eingreifen in Eigenthum und Recht der Krone. Als er an den Hof zurückkehrte, traf er mit Demidoff zusammen und begann von Neviansk zu sprechen. „Gefiel Ihnen mein Schloß?“ fragte der beleidigte Fürst. „Ich bin noch heute davon entzückt,“ war die Antwort. Am nächsten Morgen eilte ein Courier nach Neviansk mit dem Befehl Demidoff's, alle Zimmer niederzureißen, die der Graf betreten habe. In Folge dessen ist das heutige Neviansk bloß ein kleiner Theil des alten Schlosses. Die Familie hat es nie wieder bewohnt, doch stehen die Prachtgemächer darum nicht leer. Jeder Fremde kann sie als Wohnung benutzen und wird in ihnen fürstlich bewirthet.

Ohne diese Gastfreundschaft, der man im ganzen Ural bei Privaten und Beamten begegnet, würde das Gebirge nicht zu bereisen sein. Es versteht sich von selbst, daß der Fremde, wenn er Abends durchnäßt, frierend und hungernd einen Ort erreicht, in das nächste anständige Haus eintritt. Man empfängt ihn mit Freundlichkeit, bereitet ihm ein russisches Bad, damit seine Erkältung keine Folgen hinterlasse, und setzt ihm zunächst Thee vor. Sollte es auch noch so spät sein, ein gutes Abendessen von Fleisch- oder Fischpasteten, Wild und Fruchttorten wird gewiß aufgetragen. Zu diesen Torten verwendet man die zahlreichen Arten wilder Früchte und Beeren, die es im Ural gibt. Aus denselben Beeren und Früchten verstehen die Hausfrauen wohlschmeckende Narifka's (Stärkungsmittel) zu bereiten. Einige Narifka's sind Fruchtweine, andere sind Branntweine. Am höchsten in der Gunst der Männer steht Narifka, aus den Nüssen der sibirischen Ceder bereitet. Dem außerordentlichen Verbrauch an Champagner geschieht übrigens dadurch kein Eintrag, daß bei jedem Gastmahl die im Hause vorräthigen Narifkaarten durchgekostet werden.

Die Gastfreundschaft des Urals läßt auf die dortige Geselligkeit schließen. In jedem Zarod vereinigen sich die Gebildeten mindestens an Sonn- und Festtagen, deren die griechische Kirche bekanntlich viele hat. Man trinkt Thee, ißt Bonbons und getrocknete Früchte, spielt Karten und setzt sich um elf Uhr zum Abendessen. In diesen Gesellschaften trifft man häufig Männer von vieler Intelligenz und großen Kenntnissen. Die Bewohner benachbarter Zavods besuchen sich in Tarantassen, echt sibirischen Fuhrwerken, deren Kutschkasten auf vier langen Stangen ruhen. Man erlangt dadurch eine gewisse elastische Bewegung, die auf die bei uns gebräuchliche Weise nicht erzielt werden kann, da die stärkste Feder den sibirischen Wegen nicht acht Tage lang zu widerstehen vermöchte. Man sitzt in

diesen Wagen auf einer Decke, unter der Stroh aufgeschüttet ist, und lehnt den Rücken an Kissen.

Bei Bergbesteigungen benutzt man den Wagen so weit aufwärts, als es irgend gehen will. Wo die Felsblöcke zu groß werden, als daß galoppirende Pferde die Räder über sie hinwegreißen könnten, oder wo die Bäume zu einem Dickicht zusammentreten, da steigt man endlich aus. Lohnend sind solche Ausflüge in hohem Grade sowohl für den Mann der Wissenschaft als für den Freund der Natur. Alle Gipfel des Urals stellen sich als ein Gewirr von Felsblöcken, Steinsäulen, Klippen und Spitzen dar. Niemand, der sie sieht, kann sich des Gedankens erwehren, daß sie einst viel höher gewesen und eingestürzt sind. Bei dem Bielaya-Gora, den unser Bild (S. 402) darstellt, dem Kaschkanar und dem Pardinsky-Kamen ist dieser Eindruck am stärksten. Man sieht es den Felsen an, daß sie einst herabgeschleudert sein müssen, so chaotisch liegen sie am Fuße der Bergspitzen unter-, neben- und übereinander. Atkinson maß einige dieser Blöcke, von denen einer 43 Fuß lang, 12 Fuß breit und 8 Fuß dick war, also gewiß 500 Tonnen oder 10,000 Centner wog. Welche Gewalt hat solche Massen von ihrem höhern Standpunkt herabschleudern können? Winde und Stürme waren dazu viel zu schwach, und selbst Erdbeben können nicht die bewegende Kraft gewesen sein, da die Felsen auf einer breiten und festen Grundlage standen. Das Wasser scheint seine Unwiderstehlichkeit auch hier bewiesen, die Bergspitzen zerrissen und ihre Trümmer in die Tiefe mit sich fortgeführt zu haben. In der Urzeit rollte ein mächtiges Meer über die uralischen Gipfel, welche dann gehoben wurden und in dieser Periode den Einwirkungen von Strömungen ausgesetzt waren. Atkinson glaubt die Spuren davon in Strombetten nahe an den Berggipfeln wahrgenommen zu haben. „Seit ich den Bielaya-Gora untersuchte," sagt er, „habe ich sechs Jahre unter den asiatischen Gebirgen verlebt und manche große Höhe erstiegen, aber nie wieder diese felsigen Strombetten nahe an der Spitze bemerkt. Ich bin auch den Spuren von Lawinen gefolgt und habe Stellen beobachtet, wo Schnee, Eis und Geröll den Berg aufgerissen und Verwüstung in die Thäler getragen hatten, aber diese furchtbaren Naturstraßen hatten mit den Felsmassen am Bielaya-Gora keine Aehnlichkeit."

Hat man sich durch das Steinchaos zum Gipfel emporgearbeitet, so ist man von einem großartigen Panorama umgeben. Vom Bielaya-Gora überblickt man ein wahres Waldmeer, in dem nur hier und da weißgelbe Flecken, die Lage von Dörfern oder Werken andeutend, hervortreten, und das unabsehbar fortläuft, bis es sich am Horizont mit der Luft verbindet. Vom Kaschkanar hat man eine noch imposantere Aussicht, denn hier wird die schwarze Waldmasse von keiner menschlichen Wohnung, nicht einmal von einer Rauchsäule, unterbrochen. Wo der Wald im Osten aufhört, da beginnt eine andere Unermeßlichkeit — die sibirische Steppe.

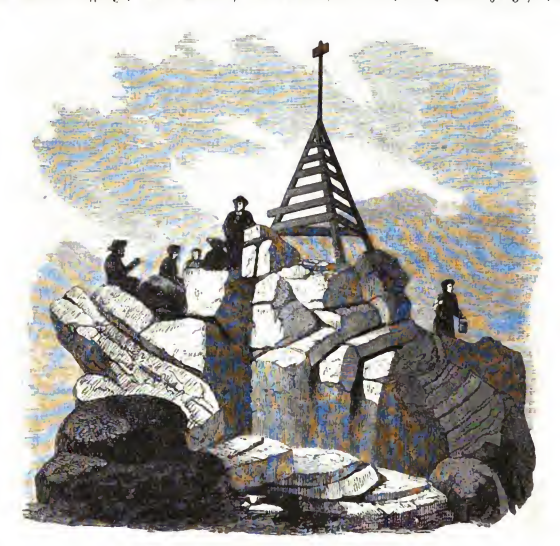
Von der letzten Kette des Urals gewahrt man die Schlachtfelder, auf denen Jermak der Kosak gekämpft hat. Sein Ausgangspunkt bei seinem Eroberungszuge war Synowskoi, ein Hüttenwerk der Strogonoffs, welchen damals fast die ganze Gegend gehörte. Seine ersten Unternehmungen hatten keinen glücklichen Ausgang. Im Tschussowaiathal zeigt man die Höhlen, in denen er sich nach seinen Niederlagen verbarg.

Eine geschichtliche Erinnerung aus älterer Zeit ist der Auschtau oder heilige Berg der Baschkiren. An seinem Fuße dehnt sich der schöne Wasserspiegel des heiligen Sees, auf dem Gipfel des Berges bezeichnen rohe Steinhaufen die Gräber von drei Baschkiren-Khans. Von ihrer Geschichte und von den Religionsgeheimnissen des Berges und des Sees weiß Niemand mehr zu erzählen. Aus Gewohnheit sind die Baschkiren den geheiligten Stätten ihres Volkes treu geblieben. Am Auschtau steht eins ihrer Dörfer, das zum Ueberwintern dient. Jede der aus rohen Baumstämmen errichteten Hütten hat zwölf Fuß im Viereck, ist acht Fuß hoch und hat ein flaches Dach von Erde und Rasen. In die Holzstämme sind zwei Oeffnungen eingehauen, von denen die eine die Thür, die andere das Fenster vorstellt, der Schornstein ist ein kleines Loch im Dache. Mitten im einzigen Zimmer der Hütte brennt ein Feuer auf dem Boden und überzieht die Wände mit schwarzem Ruß. An den Seiten laufen Bänke, die Schlafstellen der Baschkiren, ringsum. Es ist nicht selten, daß sechs bis acht Menschen,

alle von Schmutz starrend, in einer solchen Hütte wohnen.

Die Ebenen der uralischen Baschkiren sind ein Vorspiel der großen Steppe. Kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, doch hat man noch die Aussicht auf Berge und auf dunkle Waldstreifen. Oestlich vom Ural verschwinden diese, und geht Morgens die Sonne auf, so glaubt man, daß sie aus dem Meere aufstiege, denn Alles ist eine unermeßliche Ebene. Kamenskoi, eine Stückgießerei der Krone, ist der letzte Zavod des Urals. Von dort bis zum ersten Werke des Altai's ist eine Entfernung von 2000 Werst. Das gilt selbst in Rußland für eine hübsche Strecke.

Auf diesem weiten Wege holte Atkinson eine andere Classe von Reisenden ein, sogenannte Unglückliche. Er befand sich jetzt auf der Straße, welche die Verbannten einschlagen müssen. In dem Trupp, dem er begegnete, zählte er siebenundneunzig Verbrecher beiderlei Geschlechts. Siebzehn Männer und drei Weiber, alle mit Ketten belastet, eröffneten den traurigen Zug. Sie waren nach Nertschinsk bestimmt und hatten, nachdem sie bis hierher von Petersburg bereits 2600 Werst gegangen waren, noch 4000 Werst zurückzulegen. Vor acht Monaten konnte dieser Vortrab, dessen Individuen Laster und Verbrechen im Gesicht geschrieben standen, sein Ziel nicht erreichen. Die übrigen Verbannten folgten paarweise. Sie hatten bloß bis Irkutsk zu gehen, aber auch ihnen stand noch ein sechsmonatlicher Marsch von 3000 Werst bevor. Vor dem Zuge und zur Seite ritten Kosaken, die eine scharfe Wache hielten. Den Schluß machten Wagen mit Gepäck und elf Frauen zu Pferde. Einige dieser unglücklichen Geschöpfe folgten ihren Männern in die Verbannung.



Theegesellschaft auf dem Bielava-Gora.

Auf jeder Station, gewöhnlich draußen vor dem Dorfe, sind Gefängnisse für die Verbrecher erbaut. An der Vorderseite steht ein Gebäude für die Officiere, Wachen und Beamten. Von seinen beiden Endpunkten geht ein Pfahlwerk aus und schließt einen



See Altin-Kul.

Raum von 200 Fuß Länge und 60 Fuß Breite ein, in dessen Mitte das Gefängniß sich erhebt. Das Pfahlwerk besteht aus fest eingerammten Baumstämmen von zwölf Zoll im Durchmesser, ist fünfzehn Fuß hoch und läuft oben in Spitzen aus. Diese Schranke vermögen die Gefangenen nicht zu durchbrechen. Ueberdies werden sie streng bewacht. Sie marschiren immer zwei Tage hintereinander und ruhen am dritten. Die Strecke, welche sie täglich zurückzulegen haben, wechselt von zwanzig bis fünfundzwanzig Werst. Ausnahmsweise, wenn die Stationen nicht gut näher zu-

sammengelegt werden können, kommen Tagemärsche von achtundzwanzig Werst oder vier deutschen Meilen vor.

Jeden Montag Morgen geht ein solcher Trupp von Jekaterinburg ab. Man kann daraus auf die Zahl der Verbannten schließen. Daß die große Mehrzahl dieser Menschen aus gemeinen Verbrechern besteht, daran ist kein Zweifel, aber unter ihnen befanden sich oft auch nicht wenige Leibeigene, die durch grausame Herren, welche sie schlimmer als Hunde behandelten, zur Widersetzlichkeit getrieben wurden. Ein Schimpfwort oder ein Schlag, durch den sie die Peitschenhiebe ihrer Peiniger rächten, konnte die Ursache ihrer Bestrafung gewesen sein. In den Zeiten der Leibeigenschaft ist das oft der Fall gewesen.

An der Verbrecherstraße liegen verschiedene Colonien, in denen gebesserte Verbannte angesiedelt worden sind. Mit der Besserung kann es nicht weit her sein, denn diese Gegend ist wegen ihrer Räuber verrufen. Mitten in ihr liegt Kiansk, die schlechteste Stadt Sibiriens, ein wahres Nest von Dieben. Wenn Fürst Gortschakoff als Generalstatthalter des westlichen Sibiriens diese Straße bereiste, ließ er die Pferde immer draußen wechseln und fuhr in vollem Galopp durch die Straßen.

Die Flüsse haben in diese Steppen tiefe und breite Thäler eingeschnitten. Der Irtisch und der Ob, denen man nacheinander begegnet, strömen in Betten von zwölf bis fünfzehn Werst seitlicher Ausdehnung. Diese Flußthäler sind mit schönen Weiden bedeckt, auf denen Tausende von Rindern weiden. Wo Baumgruppen und kleine Wäldchen den Rasengrund unterbrechen, gewinnt die Gegend das Ansehen eines Parks. Im Mai, Juni und Juli schicken die Gebirge ihre Wasserfluthen und dann ist Alles überschwemmt. Durch mehrere der kleineren Flüsse sind gefährliche Sümpfe entstanden. Einige derselben werden von der großen Straße durchschnitten. Bei uns würde man an diesen Stellen Dämme aufführen, in Sibirien geschieht weiter nichts, als daß man durch aufgeschüttetes Schilf eine schwankende und unsichere Grundlage bildet. Der Postwagen wird hier mit acht Pferden bespannt und der Postillon nimmt lange Seile mit. Sinkt das Fuhrwerk bis über die Achsen ein, so werden die Pferde ausgespannt und auf eine trockene Stelle geführt, von wo sie den Wagen an den Seilen nach sich ziehen. Wir glauben uns durch diese kleine Mittheilung den Dank derjenigen unserer Leser zu verdienen, welche laut beklagen, daß die Romantik des Reisens durch die Chausseen, Eisenbahnen und Hotels zerstört worden sei. Sie mögen nach Sibirien gehen, dort werden sie jene Würze des Reisens, welche in Fährlichkeiten, Unfällen, Anstrengungen und Entbehrungen besteht, vollauf genießen.

Jenseits der Sümpfe begegnet man den ersten Zügen von Kohlenwagen und ist nun dem Bergwerksgebiet des Altai's nahe. Von Paulowsky, dem ersten Silberwerke des Bezirks, bis Barnaul, der Hauptstadt des letztern, sind bloß noch 50 Werst; die Entfernung Barnaul's von Petersburg beträgt 4527 Werst oder 647 deutsche Meilen.

Der Altai übte eine zu mächtige Anziehungskraft, als daß Atkinson sich in Barnaul hätte eine längere Ruhe gönnen mögen. Wenige Tage nach seiner Ankunft war er bereits nach dem Gebirge unterwegs. Nur ein Theil der Reise läßt sich im Wagen machen, häufiger muß man reiten. Die Kirghisenpferde sind im Hochgebirge eben so sicher wie Maulthiere. Man reitet mit ihnen hart an Abgründen hin, oder steile, mit Geröll bedeckte Abhänge hinunter, ohne daß sie einen Fehltritt thun. Hochgebirge ist aber der Altai weit mehr als der Ural. Viele seiner höchsten Spitzen sind mit ewigem Schnee bedeckt und schieben mächtige Gletscher tief in die Thäler hinunter. Für den höchsten Berg unter allen gilt der Bieluka, und wohl mit Recht, denn seine zwei gigantischen Spitzen erheben sich hoch über alle umliegenden Berge, die doch ebenfalls Gletscher sind.

Der schönste Punkt des Gebirges ist der Alpensee Altin-Kul. Auf vorstehendem Bilde erscheint nur ein kleiner Theil dieses langgestreckten Beckens, das bei einer durchschnittlichen Breite von einer halben bis nicht ganz zwei deutschen Meilen über einen Raum von fünfzehn deutschen Meilen sich ausdehnt. Die Berge, welche den See einfassen, sind zum Theil 10- bis 11,000 Fuß hoch und bilden unmittelbar über dem Wasser Wände von 2000 Fuß Höhe. Von den niedrigeren und minder schroffen sind einige bis zum Gipfel mit Cedern bewaldet, während andere ihre kühnen Felsbildungen nackt dem Auge darbieten. Wild-

romantische Scenen wechseln mit lieblichen, aber immer ist die Farbe und die Luftperspective wunderbar schön. Einen der Aussichtspunkte schildert Atkinson auf folgende Weise: „Die Felsen des Vordergrundes bestehen aus dunkelrothem Granit, die ferneren aus Schiefer. Die Pflanzen und Blumen, die mit tropischer Ueppigkeit in Schluchten und aus ihnen herauswucherten, verliehen der Scene einen bezaubernden Eindruck. Die wilde Natur hatte ihren zartesten Schmuck angelegt. Das Tiefroth des Granits, das Grau, Purpur und Orange des Schiefers mit dem Hellgelb der Birken auf fernen Felsen, die von dunkelpurpurnen Gipfeln überragt wurden, machten die Landschaft zu einer Studie von unschätzbarem Werth. Hier konnte man sehen, was die Natur in Farbe zu leisten im Stande ist."

Altin-Kul heißt auf deutsch „Goldener See." Ob die Kirghisen und Kalmücken des Gebirges ihm diesen Namen wegen seiner Schönheit gegeben haben? Wir möchten es bezweifeln, obgleich den Europäer nicht bloß die Seelandschaft bezaubert, sondern auch manches der Seitenthäler, namentlich das des Tschulisman, von dem Atkinson erklärt, es sei allein die weite Reise werth. Der Fluß bildet das Thal entlang fast einen einzigen Wasserfall. An einzelnen Stellen hört man das Donnern seiner Gewässer meilenweit, und das reiche Laubwerk seiner Ufer, das zwischen Felsblöcken hervorsprießt, die ungeheuren Felswände der Schlucht, die er durchläuft, ihre verschiedenfarbigen Felsen, ihre reichen Moose und die blitzenden Wasserfälle, die an ihren rauhen Seiten niederstürzen, machen eine Wirkung, die mit Worten nicht zu beschreiben ist.

Der Altin-Kul hat mehrere Zuflüsse und nur einen Ausfluß, die Bia. Er füllt eine ungeheure Spalte, die bei einer Erdrevolution im Gebirge entstanden ist. Leider sind die geologischen Geheimnisse, die er in seinem Schoße birgt, nicht zugänglich. Seine Tiefe ist eine ungeheure. Ein russischer Officier, der sie maß, ließ das Senkblei an mehreren Punkten bis zu 2000 Fuß niederfallen. An andern Stellen erreichte er den Grund gar nicht, weil er nicht genug Leine hatte. Atkinson wollte sich durch Tiefenmessungen überzeugen, ob diese Angaben richtig seien, und er hatte alle seine Vorbereitungen getroffen, aber Stürme, die hier sehr häufig und sehr gefährlich sind, hinderten ihn an der Ausführung seines Vorhabens.

Die Umgegend des Altin-Kul enthält Sommerweiden der Gebirgsbewohner. In der guten Jahreszeit findet das Vieh dort Gras genug und ist zugleich von der Plage der Moskitos frei. In einigen Hochthälern des Altai kann der Heerdenbesitzer auch überwintern, da die Kälte nicht heftig wird und nicht viel Schnee fällt. In solchen geschützten Thälern gedeiht die Ceder bis zu einer bedeutenden Meereshöhe aufwärts und wird ein ungleich stattlicherer Baum als im Ural. Sie bildet große Wälder und verschlingt sich mit ihren Zweigen so, daß kein Sonnenstrahl auf den Boden fällt. In den Kronen sieht man häufig das schwarze Eichhörnchen, ein hübsches lebhaftes Thier, das aber im Winter, wo sein Pelz am schönsten ist, nicht schwarz, sondern dunkelgrau ist. Der Jäger darf auch auf Hirsche rechnen, die in den von Unterholz freien Cedernwäldern das Gras abweiden. Im Hochsommer ziehen sich diese Thiere aber weiter nach oben in die Nähe des ewigen Schnees, wohin die Fliegen und Moskitos ihnen nicht folgen. Selbst für den Bären ist während der wärmern Jahreszeit in den tiefern Thälern, wo jene Insecten außerordentlich zahlreich sind, kein Bleiben, so dick und zottig sein Pelz auch ist.

Am Rande des Gebirges haben sich viele Kosaken angesiedelt. Sie wohnen in sogenannten Forts und leisten militärische und Polizeidienste. Ihre Söhne werden zu Grenzwächtern erzogen und werden sich vielleicht dereinst weit im Süden oder im Osten eine neue Heimath schaffen. Im Altai geht es den Kosaken sehr wohl. Ihre Ansiedlungen liegen immer in fruchtbaren Gegenden, die mit Weiden für den Sommer und mit Wiesen zum Winterheu versehen sind. Auf den Feldern wächst Weizen und Roggen, in den Gärten Gemüse, Gurken und Wassermelonen von vorzüglicher Güte. Die wilden Bienen liefern den Kosaken den schönsten Honig; im Nor-Zaisan, im Irtisch und dessen Nebenflüssen, in denen sie ein Fischereimonopol haben, gibt es für sie Fische in Fülle, der Wald hegt Wild für sie, und außerdem dürfen sie Handel treiben. Viele von ihnen gelangen zu Reichthum, alle leben in guten Umständen.

Die Bestimmung der Kosaken ist, die Straßen sicher zu erhalten und die Kronwerke gegen Raubangriffe zu schützen. Die Versuchung der Kirghisen zu solchen Muthproben ist keine geringe, denn jene Bergwerke werden auf Gold und Silber betrieben. Unter den Silberminen ist gegenwärtig die von Zirianovsky die reichste. Die überaus reichhaltigen Adern werden bis zu einer Tiefe von 490 Fuß bearbeitet. Die größte Schwierigkeit, welche die Bergleute zu überwinden haben, ist das Wasser, von dem die Schachte und Stollen fast überschwemmt werden. Als Atkinson Zirianovsky besuchte, entfernte man das Wasser durch Pumpen, die durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt wurden und deren Räder vom Schacht mehr als 700 Ellen entfernt waren. Die große Friction der langen Reihe hölzerner Stangen, die von den Rädern zum Schacht laufen, und die rohe Einrichtung der Pumpen machen ihre Wirkung zu einer sehr geringen.

„Eine Dampfmaschine von 100 bis 150 Pferdekraft," meint Atkinson, „würde diese Werke vollkommen trocken halten und den Arbeitern gesunde Stollen verschaffen. Man sollte meinen, daß das Leben von Bergleuten ein Gegenstand wäre, der in einem Lande wie Sibirien Beachtung verdiente. Der Kaiser besitzt in Jekaterinburg eine Maschinenbauanstalt, die wohl jedem ähnlichen Werke in Europa ebenbürtig ist und in der eine Dampfmaschine mit verhältnißmäßig geringen Kosten gebaut und auf dem Irtisch bis auf hundert Werst von Zirianowsky geschafft werden könnte. Stellte man sie in jenem Werke auf, so ersparte man viel Geld und erhielte Hunderten von Arbeitern das Leben. Dies ist bloß ein Fall, daß man mit großem Vortheil Maschinen anwenden könnte. Es gibt in den Bergwerksbezirken noch viele andere Plätze, wo dieselben Vortheile zu erzielen wären. Jetzt ergibt die Maschinenfabrik in Jekaterinburg keinen Ertrag, ja eigentlich noch weniger und würde eine ärmere Firma als die kaiserliche längst zu Grunde gerichtet haben. Berechnete man allein die Kosten, welche dadurch verursacht werden, daß monatlich zwei- oder dreimal ein mit Orden überdeckter Artilleriegeneral durch diese Werke paradirt und über die Leute, die sich mit der Mütze in der Hand in zwei Reihen aufgestellt haben, Heerschau hält, so würde man diese und andere Mißbräuche, die bloß auf Schaustellung hinauslaufen, einstellen und statt ihrer eine wirksame Controle einführen."

Die Silbererze, die man in Zirianovsky gewinnt, werden hier nicht geschmolzen. Man fährt sie in kleinen einspännigen Karren zu dem mehr als hundert Werst entfernten Pristan-Weschnayan am Irtisch und läßt sie von da auf Boten den Fluß hinabgehen. In Ust-Kamenogorsk werden sie wieder auf Karren verladen und nach Barnaul, Paulowsky und andern Zavods gebracht. Die Entfernung vom Bergwerke bis zu den Schmelzorten beträgt in runder Summe 900 Werst. Die Führer der Silbererzkarawanen sind dafür verantwortlich, daß nicht das Mindeste verloren geht. Man wiegt ihnen das Erz pfundweise zu, und so viel sie empfangen haben, eben so viel müssen sie abliefern.

Es fügte sich so, daß Atkinson denselben Weg einschlagen mußte, auf dem man die Erze verschickt. Während seiner Wanderungen im Altai war die gute Jahreszeit verstrichen und in den höhern Pässen lag bereits so viel Schnee, daß er seinen Plan, über das Gebirge zum Nor-Zaisan vorzudringen, aufgeben mußte. Man rieth ihm, den Irtisch hinabzufahren, der ihn zur großen Kirghisensteppe führen werde; für eine gute Barke solle gesorgt werden. Was ihm unter diesem Namen geliefert wurde, war ein Fahrzeug, dessen Anblick nichts weniger als Vertrauen erweckte. Zwei kleine Kähne waren, fünf Fuß voneinander entfernt, mit Balken verbunden worden und über die Balken hatte man Bretter gelegt. Mit diesem Floß sollte Atkinson einen reißenden Strom hinabfahren. Was er vorausgesehen hatte, trat ein. Das schwerfällige Fahrzeug befand sich nicht lange in der Strömung, als der eine Kahn sich mit Wasser füllte und zu sinken begann. Das Ufer war fern, aber glücklicher Weise befand sich in der Nähe eine Untiefe, in der angeschwemmtes Schilf eine Bank gebildet hatte, und diese rettete Atkinson und seine Gefährten. Jetzt erst ließen die Beamten sich herbei, ihm ein gutes Bot zu geben.

In diesem Theile seines Laufes hat der Irtisch wildromantische Ufer. Besonders gilt dies von den Schluchten, die sich vom Gebirge zum Strom hinabsenken. In hohe senkrechte Felsen sind tiefe Schluchten eingeschnitten, besäet mit Steinblöcken, die

von den Berggipfeln heruntergestürzt sind. An einer Stelle ist eine Felswand förmlich voneinander gerissen. Die Spalte ist nicht breiter als 30 Fuß und die Wände steigen bis zu 800 Fuß auf. Könnte man sie wieder vereinigen, so würden sie mit ihren Vorsprüngen und Vertiefungen völlig ineinander passen. Weiter abwärts verschwinden die Gebirge, und an ihre Stelle treten runde Hügel von unbedeutender Höhe, die weder Bäume noch Sträucher tragen und bloß mit einem kurzen Rasen bekleidet sind. Wo aber an den Ufern Felsen zu Tage treten, da gewahrt man an den Verschiebungen, Verkrümmungen und Zerreißungen des Gesteins, daß auch hier vulcanische Gewalten thätig gewesen sind. Der Fluß dehnt sich jetzt sehr in die Breite aus und wälzt seine Wogen langsam dahin. So träg ist jetzt sein Lauf, daß ein zu Thal fahrendes Bot kaum vorwärts kommt, wenn sich ein Gegenwind erhebt.



Kirghisenführer.

Von Entfernung zu Entfernung sind am Irtisch Winterstationen erbaut. Die Schiffer der Regierung sollen hier gegen Sturm und Regen Schutz finden und sich bei starker Kälte erwärmen können. Traurigere Gebäude als diese lassen sich schwer denken. Jedes Haus hat nicht mehr als ein Zimmer von etwa fünfzehn Fuß im Geviert, das dem Wächter und seiner Familie zum immerwährenden Aufenthalt dient. Ein Ofen, aus dem bei jedem Windstoß Ströme von Rauch hervordringen, erwärmt den Raum allerdings genügend, entlockt aber auch dem nassen Grase, mit dem der Erdboden in Ermangelung von Dielen bedeckt ist, unerträgliche Dünste. Die Hausbewohner schlafen oben auf dem Ofen, wenn nicht etwa ein vornehmer Gast übernachtet, der auf diese allein trockene Stelle des Zimmers einen Anspruch erheben kann. Für die Schiffer ist eine Bank da; wer da keinen Platz mehr findet, legt sich auf das nasse, vielleicht seit Wochen nicht erneuerte Gras. Eine dieser Höhlen wurde von zwei Männern mit ihren Frauen und mehreren Kindern bewohnt. Alle sahen kränklich und abgezehrt aus, die mit wenigen Lumpen bedeckten Kinder waren bloße Gerippe.

In Ust-Kamenogorsk, wo die Silbererze auf Karren verladen werden, hatte auch Atkinson's Flußreise ein Ende. Er erhielt hier einen Wagen und drei Kosaken, die ihm bis zum nächsten Posten das Geleit gaben. Zwischen dem Irtisch und der Steppe liegen mehrere Bergrücken. In dem letzten und höchsten öffnet sich ein Paß, der von allem Pflanzenwuchs entblößt ist und in dem nicht einmal ein Grashalm zwischen den Steinen hervorsprießt. „Die Straße stieg drei bis vier Werst weit beträchtlich an und ging dann zu einem höchst merkwürdigen Platze abwärts. Sie führte hier an einer Erhöhung hin, die der Rand eines Kraters war, von dem Felsblöcke und tiefe Risse strahlenförmig ausliefen. Etwas weiter hin fuhren wir über Felsen, die allem Anschein nach in flüssigem Zustande aus dem Krater hervorgezwängt, eine Strecke

weit abwärts geflossen und erstarrt waren, ehe sie die Thalsohle erreicht hatten. Solcher Felswellen finden sich mehrere, und jede hat einige Ellen vor dem Endpunkte der untern Halt gemacht, worin für mich der sicherste Beweis liegt, daß dieser Granit einst wie Lava oder geschmolzenes Metall abwärts geflossen ist."

Eine steile Schlucht führt von dem erloschenen Krater zur Steppe nieder, wo man bald zu einem Priesk oder Goldbergwerke gelangt. Der Director desselben machte Atkinson mit zwei Kirghisen bekannt, die den Weg zum Nor-Zaisan oft gemacht hatten. Nach einer längern Berathung erklärten beide, daß sie, falls der Weg über die Steppe genommen werde, als Führer dienen wollten (S. 407). Die Straße über das Gebirge sei zwar um drei Tagereisen kürzer, aber in dieser Jahreszeit ungangbar.

Der gastfreundliche Director jenes Priesks schwebte in großer Gefahr, das Opfer eines Schwindels zu werden. Nicht lange vorher war in Petersburg ein Mann mit Goldproben, die an diesem Orte gefunden worden sein sollten, und mit anscheinend richtigen Zeugnissen erschienen, wie viel Pfund und Loth Gold aus dem Pud Sand gewaschen werden könnten. Auch eine Karte, auf der die überaus reichen Goldfelder eine beträchtliche Ausdehnung hatten, war nicht vergessen. Der Köder war zu lockend, um nicht zu wirken. Die Actien des neuen Bergwerkes gingen reißend ab und der Entdecker kehrte mit mehr als 100,000 Silberrubeln nach Sibirien zurück. Mit der Leitung der Arbeiten wurde ein Verbannter, ein gebildeter Pole, beauftragt. Kurz darauf war der Entdecker spurlos verschwunden, und es zeigte sich nun, daß die ganzen Goldfelder kein Körnchen Gold enthielten. Sibirische Kaufleute, welche der Actiengesellschaft auf eine Anweisung des Polen Waaren geliefert hatten, riefen die Gerichte gegen ihn an, indem sie ihn als Theilnehmer am Betruge bezeichneten. Es war nahe daran, daß der Arme in's Gefängniß geworfen wurde, aber glücklicher Weise nahmen zwei der ersten Beamten sich seiner an und leiteten eine sorgfältige Untersuchung ein, bei der seine Unschuld sich ergab.

Das Leben des Leiters eines kleinen Werkes an der Grenze ist ein ganz einsames. Mit seinen ungebildeten Arbeitern kann er keinen Umgang halten, und das nächste Werk pflegt weit entfernt zu sein. Wollte der Pole einmal sich unterhalten, so mußte er fünfunddreißig Werst oder fünf Meilen weit reiten. Dort gab es wieder einen Priesk, sonst aber im weiten Umkreise nichts als kleine Kosakenposten ohne Officiere. Nach der Seite, wohin Atkinson jetzt reiste, war Alles menschenleer, denn die Kirghisen hatten sich mit ihren Heerden vor dem Winter nach Süden zurückgezogen.

Der Weg zum Nor-Zaisan führt an einem Höhenzuge hin, unter dessen Gipfeln einer von sonderbarster Form ist. Er sieht aus wie ein Mönchskopf mit einer Tonsur. Weit über die andern Berge hervortretend, wird er von der Steppe aus schon von Weitem sichtbar. Die Kirghisen nennen ihn Kolmak-Tologuy und haben die folgende Sage von ihm.

Die Steppen rings um den Nor-Zaisan wurden vor langer, langer Zeit von einem alten und riesigen Volke bewohnt. Damals stand der Kolmak-Tologuy noch neben einem andern Berge, dem Sarte-Tologuy, in der Kette des Tarbagatai. Zwei Helden, Vater und Sohn, kamen überein, den Kolmak-Tologuy an die felsigen Ufer des Irtisch zu tragen und ihn auf der Ebene, welche jetzt den Ort Ust-Kamenogorsk trägt, niederzusetzen, um dadurch den Fluß aufzudämmen. Sie luden sich den Berg auf die Schultern und waren am Ende des ersten Tages in der Nähe der Karagolgebirge, wo sie übernachten wollten. Nachdem sie ihre Last abgelegt hatten, bat der Sohn den Vater um die Erlaubniß, seiner Braut einen Besuch machen zu dürfen.

„Erinnere Dich," sagte der Vater, „daß der Kalim (der Kaufpreis für die Frau) noch nicht bezahlt ist und daß Du mithin die Rechte eines Ehemannes nicht besitzest."

Der Sohn ging zum Aul seiner Braut und war von ihren Reizen so entzückt, daß er das väterliche Verbot vergaß und bis Sonnenaufgang bei ihr blieb. Als er zurückkam, hatte der strenge alte Mann aus Ungeduld über den Zeitverlust seine Seite des Berges bereits auf die Schultern genommen. Der junge Riese wollte sich nun auch beladen, allein trotz aller seiner Bemühungen vermochte er den Berg nicht vom Boden aufzubringen. Durch diesen Beweis, daß sein Sohn ihm nicht gehorcht habe, in Wuth versetzt, befahl der Vater ihm, sich unter den Berg zu stellen, und ließ, als

das geschehen war, seine Last fallen. Der Berg zerschmetterte aber nicht bloß den schuldigen Sohn, sondern auch den erbarmungslosen Vater.

Die Mutter wartete voll Angst auf die Rückkehr ihres Mannes und ihres Sohnes. Endlich konnte sie die Ungewißheit nicht länger ertragen und ging den Spuren beider nach. So gelangte sie an den Berg, der jetzt der Grabhügel ihres Gatten und ihres Kindes war. Sie begann bitterlich zu weinen und ihre Thränen flossen lange unaufhörlich. In der ersten Zeit weinte sie nichts als Blut, dann erst kamen wirkliche Thränen. Die Felsen, die stummen Zeugen ihres Schmerzes, haben die Beweise ihrer Liebe und ihres Kummers aufbewahrt. Das Blut und die Thränen, die ihren Augen entströmten, sind versteinert und zu Bändern von Thon und Quarz geworden, die man schon in großer Entfernung an ihrer weißen und rothen Farbe voneinander unterscheidet. Der Berg, der diese Spuren trägt, wird von den Kirghisen sehr verehrt.

An den glatten Felswänden des Kolmak-Tologuy sind in uralten Zeiten Figuren von Menschen und Thieren eingemeißelt worden, die für kalmückisch gelten. Der Berg, von dessen Seite der Kolmak fortgetragen wurde, steht auf chinesischem Gebiet. Sein Name Sarte-Tologuy bedeutet „der Einsame." Die Kirghisen glauben an die Wahrheit der Tradition von den beiden Riesen so fest, daß es unter Umständen gefährlich sein könnte, Zweifel daran auszusprechen oder den Erzähler auszulachen.

Beim Kolmak-Tologuy beginnt die große Steppe, die im Süden vom Tarbagatai, im Osten vom Nor-Zaisan begrenzt wird. Die Russen bauten hier eben ein Fort, zu dem in den seit Atkinson's Besuch verflossenen Jahren noch mehrere hinzugekommen sein werden, denn diese Gegend ist eins der Grenzgebiete, in denen die Russen, ihre Herrschaft erweiternd und befestigend, unausgesetzt thätig sind. Im Sommer weiden auf dieser Steppe Zehntausende von Pferden, jetzt stand ihr dürres Gras, von den gegen Süden abziehenden Kirghisen in Brand gesteckt, meilenweit in Flammen.

In der Nähe des Nor-Zaisan stand noch ein kirghisischer Aul, der aber auch eben verlassen werden sollte. Als Atkinson ankam, wurden die Thiere zur Tränke, einem langen Trog über einem Brunnen, geführt. Den Anfang machten Ziegen und Schafe in großer Menge. Sie drängten sich zu fünfzig und sechzig herbei, tranken und trabten in entgegengesetzter Richtung davon. Eine Abtheilung kam nach der andern und nie entstand unter den durstigen Thieren eine Verwirrung. Als das letzte Schaf seinen Durst gelöscht hatte, wurden die Pferde zugelassen. Sie sprengten wiehernd und ausschlagend herbei, und sie in Ordnung zu halten, kostete mehr Mühe. Die jungen athletischen, bloß mit ledernen Beinkleidern und hohen Stiefeln bekleideten Hirten wurden indessen damit fertig. Zeigte sich ein Pferd widerspenstig, so wurde es zurückgetrieben und durfte erst ganz zuletzt trinken.

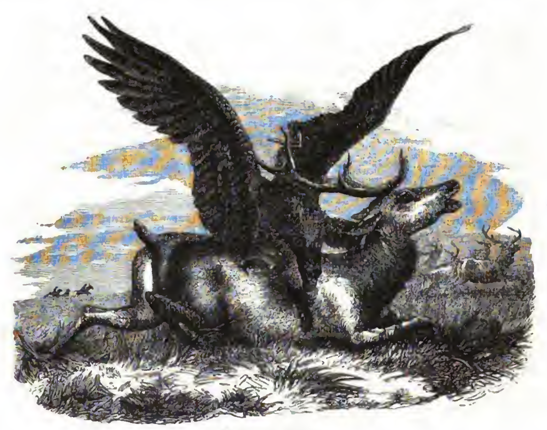
Der Aul bestand aus acht Jurten (Filzzelten) und war ziemlich bevölkert. Zu Ehren Atkinson's wurde ein Schaf geschlachtet, und ihm gekocht, mit einem Nachtisch von Rosinen und getrockneten Aprikosen, vorgesetzt. Am nächsten Morgen führte der Häuptling des Auls ihn auf die Jagd. Da man großes Wild aufgespürt hatte, so ließ man Hunde und Falken zu Hause und nahm einen Jagdadler mit. Sobald in der schilfigen Gegend Hirsche wahrgenommen wurden, nahm man dem Adler Haube und Fesseln ab und ließ ihn fliegen. Obgleich er sich zu einer bedeutenden Höhe aufschwang, schoß er so rasch nieder, daß die Jäger auf ihren flinken Pferden eben noch zeitig genug kamen, um zu sehen, wie der Adler einem starken Hirsch den tödtlichen Schnabelhieb, der immer die Leber trifft, versetzte (S. 410). Als ob es ihm bloß darum zu thun wäre, seine Beute zu tödten, ließ er sich ohne Widerstand abnehmen und wieder mit Haube und Fesseln auf seine Stange setzen.

Ein kurzer Ritt brachte Atkinson von dem Aul zum Nor-Zaisan, seinem ersehnten Reiseziel. Wie fühlte er sich getäuscht, als er an dem Ufer des großen Steppensees hielt! Schilf und Binsen, die ihm zu Pferde bis über den Kopf reichten, versperrten ihm alle Aussicht. Er ritt bis an den Sattelknopf in's Wasser hinein und sah doch nichts als Rohr und Binsen. Auf dieser westlichen Seite ist das Ufer auf eine weite Strecke landeinwärts so flach, daß ein Ostwind das Wasser des Nor-Zaisans verschiedene Werst über die Steppe treibt. Eben so ist es auf dem Südufer bei Nordwind. In dem Schilf, das rings um das Wasser einen breiten Gürtel bildet, leben

viele wilde Schweine, doch sah Atkinson zu seinem Leidwesen wohl Spuren genug, aber kein einziges dieser Thiere.

Der Irtisch ist der Hauptzufluß des Sees und sein einziger Ausfluß. Wo er aus dem See tritt, liegt eine Fischerei der Kosaken, Karatas oder der schwarze Stein genannt. Woher der Name kommt, ist nicht gut zu enträthseln, da ringsum nichts als Sand und Kies zu sehen ist. Der Wind hat den Sand zu kleinen runden Hügeln zusammengewirbelt, die sich tief in die Steppe hinein erstrecken. Hier hat man eine Aussicht auf den See, wenn auch eine sehr beschränkte. Vor dem Ausfluß des Irtisch liegt eine Insel, deren hohes Schilf und Rohr dem Auge einen Riegel vorschiebt.

In der Nähe des Nor-Zaisans waren noch Kirghisen mit ihren Heerden zurückgeblieben. Mohamed, ihr reicher Häuptling, gewährte dem englischen Reisenden Gastfreundschaft. Der Kirghise war ein mehr als sechzigjähriger Mann von nicht unangenehmer Gesichtsbildung, mit einem langen grauen Bart, breiten Backen und kleinen blitzenden Augen. Auf dem Kopfe trug er eine enganschließende, mit Silber gestickte Mütze, sein langes Oberkleid bestand aus roth- und gelbgestreifter Seide. Seine Frau war um dreißig Jahre jünger, aber weit häßlicher. Ihre Backenknochen traten höher hervor, ihre schwarzen Augen waren kleiner, ihr großer Mund bildete mit der kleinen Nase einen unangenehmen Gegensatz.



Adler und Hirsch.

Die innere Ausstattung von Mohamed's Jurte bezeugte seinen Reichthum. Große Kisten waren vollgepfropft mit getrockneten Früchten, Thee, Seidenzeugen und Ambas, das heißt viereckigen Silberstücken von $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge, $1\frac{1}{2}$ Zoll Breite und etwa $\frac{3}{10}$ Zoll Dicke. Auf den Kisten lagen Ballen bocharischer und persischer Schals von großer Schönheit und bedeutendem Werth. Die Teppiche waren die Unterlagen der Sättel, die mit eingelegtem Silber verziert waren. Für den schönsten seiner Sättel hatte Mohamed, wie er nicht ohne Stolz erzählte, fünfzig Pferde in Tausch gegeben.

Einen Ehrenplatz nahm in der Jurte der Kumisschlauch ein. Kumis ist das bekannte geistige Getränk der Steppe, das die Kirghisen aus gegohrener Stutenmilch bereiten. Das Verfahren dabei ist ein sehr einfaches und beginnt im April. Die Stuten werden um fünf Uhr Morgens und um dieselbe Stunde am Abend gemolken. Die ledernen Milcheimer werden ohne Verzug in die

Jurte getragen und die Milch in den Kumisschlauch gegossen. Ein solcher Schlauch ist zuweilen fast 6 Fuß hoch und $4^1/_2$ Fuß breit. In dem Trichter, der zum Ein- und Ausfüllen dient, steckt ein Stock, dem Stößel unserer Butterfässer ähnlich, mit dem die Milch häufig umgerührt wird. Gereinigt wird der Schlauch nie, weil der Gährungsproceß dadurch beeinträchtigt werden würde. In den ersten vierzehn Tagen wird von dem Kumis wenig getrunken. Nach Verlauf dieser Zeit gilt die Gährung für vollendet, und das Getränk wird nun in großer Menge genossen, jedoch nur von den reichen Kirghisen, da viele Stuten dazu gehören, so viele Milch zu liefern, daß der Besitzer sich keine Enthaltsamkeit aufzuerlegen braucht. In den Jurten der großen Heerdeneigenthümer stehen neben dem Kumisschlauch auch mehrere hölzerne chinesische Trinkgefäße, die in der Regel schön gemalt und mit Firniß überzogen sind. In eine solche Schale gehen drei Pinten, oft noch mehr, oder etwa anderthalb preußische Quart. Betritt im Sommer ein Gast die Jurte, so wird eine Schale gefüllt und ihm dargereicht. Er würde für unhöflich gelten, wenn er sie zurückgäbe, bevor er sie bis auf den letzten Tropfen geleert hätte. Ein echter Kirghise wird sich dieses Verstoßes gegen Anstand und gute Sitte niemals schuldig machen. Fast jeder Reiter hat im Sommer eine lederne Flasche am Sattel befestigt und versäumt keine Gelegenheit, sie im nächsten Aul zu füllen.

Die Jurte Mohamed's gehörte zu den größten und hatte vierunddreißig Fuß im Durchmesser. Wie alle war sie kreisförmig und lief bis auf fünf Fuß vom Boden in grader Linie aufwärts, um sich hier zu einem Kegel von sieben Fuß Höhe zuzuspitzen. Das Gerippe dieser Zelte besteht aus Weidenruthen, die man fächerförmig verbindet und mit Riemen von ungegerbtem Leder fest verbindet. Auf das Flechtwerk befestigt man große Stücken von Voilok, einem Filz von Wolle und Kamelhaar, dessen Bereitung den Frauen obliegt. Eine Oeffnung im Flechtwerk dient als Thür und wird mit einer Decke von Filz gegen Wind und Wetter geschützt. Der Rauch des Feuers, das immer mitten in der Jurte brennt, zieht durch ein oben angebrachtes Loch ab. Gegen Burane können diese leichten Hütten, die für den Reichsten wie für den Aermsten im Winter und im Sommer die einzige Wohnung sind, keinen Widerstand leisten. Bei jedem andern Wetter bewähren sie sich als wasserdicht und warm, wenigstens in der Nacht. So lange am Tage Feuer brennt, dringen durch die für den Rauch gelassene Oeffnung Wind, Regen und Schnee ein. Nachts, wo das Feuer erloschen ist, schließt man den Rauchfang und fühlt sich dann ganz behaglich.

Nachdem Atkinson so oft von Barantas gehört hatte, sollte er in Mohamed's Aul selbst eine erleben. In einer Nacht erweckte ihn ein Geräusch, das wie Donner klang. Das Schreien und Rufen im Aul überzeugte ihn aber, daß ein Ueberfall stattfinde. In der That waren Räuber plötzlich unter das draußen übernachtende Vieh gesprengt und hatten es scheu gemacht. Bald darauf sah man sie, einen wirren Haufen von Menschen und Pferden, in rasendem Galopp am Aul vorbeijagen. Die jungen Leute des Stammes hatten sich inzwischen gerüstet und machten sich zur Verfolgung auf. Sie waren zwanzig Mann stark, doch die Räuber verfügten über die dreifache Zahl, und so kam es zu keinem Angriff. Den alten Mohamed kostete diese unglückliche Nacht hundert seiner besten Pferde.

Am nächsten Morgen verließ Atkinson den Aul. Seine Führer hatten ihm versprochen, den Rückweg nach Ust-Kamenogorsk durch eine Gegend zu nehmen, wo er edles Wild finden werde. Es zeigte sich indessen keins, und namentlich kam kein Bär zum Schuß. Um ihn zu überzeugen, daß Braun in den Gebirgen, welche die Steppe begrenzen, kein seltener Gast sei, wurde ihm die folgende Geschichte erzählt. Vor wenigen Jahren gingen zwei Kosaken auf die Jagd, um einen Bären zu erlegen, der als besonders groß und stark geschildert wurde. Der eine von ihnen war ein Jäger von Fach und stand wegen seiner Gewandtheit und seines Muths in hohem Ansehen. Nach einiger Zeit kamen sie auf die Fährte, die sich im langen nassen Grase ohne Mühe verfolgen ließ. Ein lautes Gebrüll verkündete die Nähe des Bären, der bei ihrem Herannahen aus einem Gebüsch sprang und seine Feinde trotzig anblickte. Der Jäger schoß und traf, aber seine Kugel berührte keine Stelle, wo ein Schuß tödtet. Seine Lage wurde kritisch, da der Bär sich auf die Hinterbeine stellte und sich zu einem

Angriff anschickte. Nun wollte auch der Andere schießen, aber sein Gewehr versagte, und dies machte ihn so verzagt, daß er die Flucht ergriff. Er sah noch, daß der Bär den Jäger erreichte und ihn mit einem furchtbaren Tatzenschlage, der die ganze Schädelhaut abriß, zu Boden warf.

Der Geflohene holte Hilfe herbei. Man fand den Jäger in einem bewußtlosen Zustande und fürchterlich zerbissen. Man legte ihn auf eine Tragbahre und schaffte ihn in das Krankenhaus des nächsten Priesks. Obgleich ihm hier die beste ärztliche Pflege zu Theil wurde, vergingen doch mehr als zwei Monate, ehe sein Zustand sich besserte und das Bewußtsein zurückkehrte. Seine erste Frage war nach dem Bär und er erzählte darauf seine Niederlage. Er sprach von weiter nichts und forderte unaufhörlich sein Gewehr, damit er auf die Jagd gehen und „Michael Iwanitsch“ (den Bär) tödten könne. Der Arzt hielt seinen Geist für gestört. Je mehr die Kräfte des Kranken wiederkehrten, um so größer wurde sein Verlangen, seinem furchtbaren Gegner abermals entgegenzutreten.

Der Sommer war vergangen, die ersten Herbstfröste hatten die Blätter des Waldes gelb und roth gefärbt, und man beaufsichtigte den Irrsinnigen, der seine Idee vergessen zu haben schien, minder streng. Er benutzte diese Gelegenheit, das Krankenhaus zu verlassen und seine Hütte aufzusuchen. Da seine ganze Familie mit Ausnahme der kleinsten Kinder abwesend war, so fand er kein Hinderniß, sein Gewehr und Schießbedarf, seine Axt und einen Laib schwarzes Brot zu nehmen und so ausgerüstet in den Wald zu gehen.

Als man entdeckte, daß er entflohen sei, ließ man ihn in allen Richtungen suchen, jedoch ohne Erfolg. Mehr als eine Woche verging, ohne daß man das Geringste von ihm gehört hätte, als er eines Morgens in's Krankenhaus trat. Er trug ein auffallend großes Bärenfell auf der Schulter und warf es auf den Boden. „Ich mußte den Bären haben, ich sagte es Euch ja,“ war Alles, was er sprach. Die Rache hatte ihn zu seiner kühnen Handlung nicht getrieben, sondern die Scham über seine Niederlage. Nun sein guter Ruf wieder hergestellt war, fühlte er sich glücklich. Seine Gesundheit kehrte vollständig wieder und er erlegte wie früher Bär auf Bär.

Der Winter nahte jetzt raschen Schrittes und es wurde Zeit, daß Atkinson die Steppe und das Gebirge mit einer Stadt vertauschte. Er hatte zum Winterquartier Barnaul gewählt und erreichte diesen Hauptort der Werke im Altai glücklich, wenn auch nicht ohne Gefahr. Schon begannen Burane zu toben, und mitten auf dem Irtisch hatte Atkinson's Fahrzeug mit einem solchen Sturme zu kämpfen.

Barnaul liegt an der Barnaulka, einem kleinen Flusse, der hier in den Ob fällt. Vor dreißig Jahren gab es noch lauter Häuser von Holz, und auch jetzt kommt der Ziegelbau wenig in Anwendung. Die Straßen sind breit, laufen parallel miteinander und kreuzen sich in rechten Winkeln. Von den drei Kirchen zeichnet sich keine in architektonischer Beziehung aus. Ein großes, im einfachsten Stil gebautes Krankenhaus enthält geräumige und gut gelüftete Zimmer für die kranken Arbeiter, denen hier die beste Pflege zu Theil wird; Frauen und Kinder finden keine Aufnahme.

Die Silberhüttenwerke haben einen großen Maßstab. Ein bedeutender Theil des im Altai gewonnenen Silbers wird in Barnaul geschmolzen. Der ganze Ertrag des Gebirges war bis zum Jahre 1855 zu 1000 Pud oder etwa 31,500 deutschen Zollpfund anzunehmen. Seitdem hat man in der Steppe der Kirghisen viel Silber gefunden und der Ertrag der Werke ist dadurch um ein Bedeutendes gestiegen. Die bei den Hütten beschäftigten Beamten sind ohne Ausnahme hoch gebildet und viele von ihnen halten als Geologen, Mineralogen oder Metallurgen den Vergleich mit den ersten europäischen Gelehrten aus.

Das sibirische Gold darf nur in Barnaul geschmolzen werden, mit Ausnahme des Theils, der von den Jablonaygebirgen nach Nertschinsk geschickt wird. Goldbergwerke gibt es an der Olekma und andern Flüssen in der Nähe von Jakutsk, in den sajanischen Gebirgen, im Gouvernement des Jenisei, wo die reichsten Werke sind, und im Gouvernement Tomsk. Das Gold des Altai ist größtentheils Eigenthum der Krone; die Privaten und Gesellschaften, die sich mit Goldgraben befassen, machen bis auf einige wenige schlechte Geschäfte.

Im östlichen Sibirien beginnt das Goldwaschen in der ersten Maiwoche und endet am 10. September. An dem letzten Tage

werden alle Arbeiter abgelohnt und in ihre Heimath entlassen. Manche dieser Leute haben 2000 Werst weit zu gehen. Die reichen Bergwerksbesitzer verschicken ihr Gold alljährlich einmal und so, daß es zu Anfang October in Barnaul ankommt. Die ärmern machen zwei jährliche Sendungen, die eine in den ersten Julitagen, die zweite bei der Beendigung der Arbeiten im September. Sobald das Gold den Behörden in Barnaul überliefert worden ist, gilt es für Eigenthum der Krone und der Bergwerksbesitzer ist von diesem Augenblick an jeder Controle beraubt. Immer vergehen fünf Monate, bevor er den Werth des eingesandten Metalls bezahlt erhält. In Barnaul wird das Gold geschmolzen, in Barren gegossen und nach Petersburg geschickt. Alljährlich gehen zu diesem Behuf sechs Karawanen ab, vier im Winter und zwei im Sommer. Die erste Karawane verläßt Barnaul zu Anfang December und kommt vor dem Ende des Januars in der Hauptstadt an. Jeden Schlitten- oder Wagenzug begleiten zwei Officiere mit einer kleinen Mannschaft und liefern das Gold und Silber in die Münze ab. Obgleich beide Metalle in Barnaul von einem dazu bestellten Beamten probirt und die Proben der Münze eingesandt worden sind, nimmt man in Petersburg denselben Proceß noch einmal vor, um sich zu überzeugen, daß die Barren nicht verwechselt worden sind.

Das Silber des Altai's enthält einen kleinen Theil Gold und geringe Mengen Kupfer. Die Scheidung dieser Metalle erfolgt erst in Petersburg und man gewinnt aus 1000 Pud des Altaisilbers etwa 40 Pud Gold. Die größte Menge Gold, die man in Sibirien jemals in einem Jahre gewonnen hat, betrug 75,000 russische Pfund und wurde für ganz enorm gehalten. Jetzt ist Sibirien von Australien und Californien überflügelt worden, doch gibt es im nördlichen und östlichen Sibirien viele Goldfelder, die noch der Ausbeutung harren.

Da dem Statthalter von Tomsk alle Werke des Altai's untergeben sind, so ernennt man zu diesem Posten immer einen Mann, der bergmännische Kenntnisse besitzt. Er muß alle zwei Jahre einmal die sämmtlichen Werke und Hütten seines Bezirks besuchen. Einen Theil des Jahres verlebt er in Tomsk, wo die Geschäfte seines Gouvernements seine ganze Zeit in Anspruch nehmen, drei oder vier Monate residirt er in Barnaul. Er muß dort im Mai eintreffen, um den dann beginnenden Berathungen der höchsten Behörde über das Bergwerkswesen beizuwohnen.

Der nächste Beamte im Range ist der Natschalnik oder Bergwerksdirector. Er ist für die richtige Leitung der Minen verantwortlich und jeder Geschäftszweig steht unter seiner Controle. Die schwerste seiner Pflichten ist die, zu allen Hütten und Bergwerken, die auf Eisen, Gold und Silber betrieben werden, eine jährliche Rundreise zu machen. Er hat zu diesem Behuf Reisen von ein paar tausend Werst Länge zu machen, und zwar meistens im Gebirge, zuweilen im Wagen, häufiger zu Pferde, oder auf einem Fluß in einem Bote. Er hat dabei manche Gefahren zu bestehen und darf Regen, Schnee und Frost nicht achten. Da jeder Beamte und Arbeiter im Altai unter ihm steht, so ist seine Macht eine ungeheure. Die Zahl der gewöhnlichen Arbeiter beträgt 64,000. Sie sind über die Steppen Sibiriens vertheilt, und eine solche Menschenmenge in Ordnung zu halten, will etwas sagen. Diese Aufgabe würde sogar unmöglich werden, wenn die Arbeiter des Altai's nicht auf einer höhern Stufe ständen, als die übrige russische Bevölkerung. Verbrecher hat man in diesem Theile von Sibirien bis jetzt nicht verwendet.

In jedem Mai verlassen Barnaul acht bis zehn junge Beamte, um mit vierzig bis sechzig Leuten in die Gebirge zu gehen. Jedem ist ein Thal oder ein anderer Bezirk zur genauesten bergmännischen Untersuchung angewiesen. Die Vorräthe, die man ihnen mitgibt, bestehen in Schwarzbrot, Zucker, Thee und Branntwein. Hinsichtlich des Fleisches sind sie auf das Wild angewiesen, doch fehlt es ihnen nie daran, denn bei jeder Gesellschaft sind einige gute Jäger.

Diese Beamten untersuchen den Boden und das Gestein auf Gold und Silber. Ein Theil ihrer Leute gräbt Löcher von sechs Fuß im Geviert, bis in einer Tiefe von fünf bis zehn Fuß der Kies- und Sandgrund erreicht wird, in dem das Gold vorzukommen pflegt. Der Sand wird gewaschen und die Anzahl Loth Gold, die man aus dem Pud wäscht, aufgeschrieben. Jedes Loch wird auf der Specialkarte mit einer Zahl bezeichnet, die der Zahl entspricht, welche der Beamte auf dem die Goldprobe

enthaltenden Papiere vermerkt. Ein anderer Theil der Leute bricht die Gesteine los, welche silberhaltig zu sein scheinen. Auch von diesen werden Proben genommen und nach den in der Karte eingetragenen Fundstellen numerirt. Mitte October werden die Arbeiten abgebrochen und die Beamten kehren nach Barnaul zurück. Die dortige Behörde entscheidet nun nach den Proben und der Anzahl der Fundstellen, ob der Bezirk bergmännisch in Angriff genommen werden soll. Die seit Jahren gesammelten Berichte aller dieser reisenden Beamten werden zur Herstellung einer geologischen Karte des Altai's benutzt, die, wenn sie fertig ist, das beste Werk dieser Art sein wird.

Nach der Rückkehr der Beamten von ihren Reisen gewinnt die Gesellschaft der Stadt ein neues Leben. Sie ist natürlich klein, da Barnaul nicht mehr als 10,000 Einwohner hat, aber nach Atkinson's Ansicht die angenehmste in ganz Sibirien. Es finden Bälle und selbst Dilettantenconcerte statt. Außer den Beamten leben in Barnaul mehrere reiche Kaufleute, die mit Pelzen und andern sibirischen Waaren handeln. Der Großverkauf derselben erfolgt im Februar auf der Messe von Irbit, wo alle Pelze zusammenströmen, welche die Jagd in den unermeßlichen sibirischen Wäldern geliefert hat. Diese Messe wird auch von europäischen Kaufleuten besucht, und es findet ein bedeutender Absatz deutscher, russischer, englischer und französischer Artikel statt.

Bis 1850 lebte in Barnaul ein deutscher Naturforscher, Dr. Gabler, der einen europäischen Ruf hatte. Er war Inspector aller Krankenhäuser im Altai und erwarb sich in dieser Stellung ungemeine Verdienste. Seine Insectensammlung umfaßte 17,000 Exemplare. Er hatte während seines dreißigjährigen Aufenthalts in Sibirien fortwährend für sie gesammelt; nach seinem Tode, der 1850 erfolgte, wurde sie verkauft. Die einzige wissenschaftliche Merkwürdigkeit Barnauls ist seit dieser Zeit eine Mineralsammlung von hohem Werth, in der auch einige sibirische Alterthümer, ausgestopfte Vögel und vier Tiger zu sehen sind. Die letztern wurden in der Nähe der Stadt erlegt.

Die Kleinhändler von Barnaul handeln mit allen möglichen Artikeln. Man findet bei ihnen Juwelen, Uhren, böhmisches Glas, französische Seidenzeuge und verschiedene andere Kleiderstoffe, Zucker, Kaffee, Seife, Kerzen, Sardinen, Käse, Rheinwein, Madeira, Champagner, Porter, Ale, Säbel, Flinten und Pistolen. Die europäischen Artikel sind alle ausnehmend theuer, obgleich die wenigsten wirklich aus Europa stammen. Ein Kaufmann wurde vor Gericht beschieden und sollte sofort erscheinen. „Jetzt kann er nicht kommen," antwortete seine Frau. „Und weshalb nicht?" „Er ist im Keller und macht Portwein." Um so wohlfeiler sind die sibirischen Waaren. Das Pud Weizenmehl kostet etwas über 1 Thaler, Roggenmehl 3 Silbergroschen, Rindfleisch 20 Silbergroschen, Lachs 2 Thaler, Sterlett 3 Thaler, das Paar Haselhühner 5 Silbergroschen, das Schock Eier 10 Silbergroschen u. s. w.

Die Arbeiter von Barnaul scheinen sich in erträglichen Umständen zu befinden. Sie wohnen in kleinen hölzernen Gebäuden, die sowohl reinlich als bequem sind. Wer bei den Schmelzöfen beschäftigt wird, arbeitet zwei Wochen und ruht die dritte. Das Silberschmelzen ist ein sehr ungesundes Geschäft, da die Arbeiter die aus dem Ofen aufsteigenden Dämpfe einzuathmen haben und häufig an Bleikolik leiden. Diejenigen, welche beim Holzfällen, Kohlenbrennen und andern in freier Luft zu verrichtenden Arbeiten beschäftigt werden, genießen der besten Gesundheit und sind stark und kräftig. Sie verrichten die schwerste Arbeit und sind außerordentlichen Temperaturwechseln ausgesetzt, ohne daß sie schlimme Folgen davon empfinden.

Als Atkinson in Barnaul zum ersten Mal überwinterte, war General Anossoff Statthalter von Tomsk und Vorsteher aller Werke im Altai. Früher hatte er die Waffenfabriken von Zlataust geleitet und hier seine Aufmerksamkeit auf die alte Kunst des Damascirens gerichtet, die seit langer Zeit verloren gegangen ist. Da er in der Nähe von Gegenden wohnte, wo alte Damascenerklingen in höchsten Ehren gehalten werden, so hatte er Gelegenheit, Säbel, Jataghans und Dolche von hohem Werth zu sehen. Durch Karawanen von Khiwa, Bochara und Indien verschaffte er sich noch mehr Waffen derselben Art. Außerdem stellte ihm General Peroffsky, Statthalter von Orenburg und Befehlshaber der Grenztruppen, seine reiche Sammlung alter und neuer Waffen bereitwillig zur Verfügung.

Er untersuchte den Stahl dieser Säbel und Dolche mit der größten Aufmerksamkeit und schritt darauf zu chemischen Versuchen, bis er nach Jahren und Schritt für Schritt dahin gelangte, das verloren gegangene Geheimniß zu ergründen.

In Barnaul, wohin er 1847 versetzt wurde, setzte er seine Studien fort. Er lieferte nun Waffen von Damascenerstahl, die vielleicht den besten des Mittelalters nicht nachstanden und jedenfalls unter den jetzigen nicht ihres Gleichen hatten. Wie man Atkinson versicherte, hatte er alle Processe, die bei der Fabrication nöthig waren, in einer geheimen Schrift genau beschrieben. 1851 starb Anossoff, und zwei Jahre später kam Atkinson wieder nach Zlataust, wo die Fabrik der Damascener geblieben war. Inzwischen hatten die dortigen Werke einen neuen Vorsteher, einen Mann von untergeordneten Fähigkeiten erhalten, und das wieder gefundene Geheimniß war abermals verloren gegangen. In Anossoff's Papieren war keine Beschreibung seines Verfahrens aufzufinden gewesen.

(Schluß folgt.)

Madeira.

Von Dr. H. Maron.

Der Winter des Jahres 1860 war ein trübseliger, mürrischer und schmutziger Geselle gewesen; durch Berlin, durch Hamburg, durch England hatten mich Schnee und Regen von oben und Staßenkoth von unten verfolgt, Wochen und Monate lang. Ich saß ermüdet von einer anstrengenden Tour nach irgend einem Wunder der Welt in der guten Stadt London an einem behaglichen Kamine, und war mit der unbehaglichen Verdauung überwältigender Eindrücke beschäftigt, als mich die telegraphische Depesche erreichte, daß das Schiff, an welches ich für die nächsten Jahre voraussichtlich gefesselt bin, segelfertig und mit Segelordre versehen sei.

Ein wüstes Chaos von Bildern hatte mich vor meinem Kamine umgaukelt. Unterhaus und Palmerston, Westminsterabtei mit ihren gothischen Spitzbogen, Cromwell und Horse-guards, der Park von Richmond, Greenwich mit seinen Invaliden, der Krystallpalast — eine Welt in nuce —, Hydepark mit seinen glänzenden Reitern und schönen Reiterinnen; dann die Themse hinaufgedampft, und hinein in die City; und nun verwirrt sich das Bild vollends; der Blick verdunkelt sich in diesem wilden Gedränge von Omnibus, Cabs, Carossen und Reitern; vorn und hinten bedrängt von der ausströmenden Masse der Fußgänger, fliehend vor dem Riesenhufe des schnaubenden Lastpferdes an Deiner Seite, siehst Du Dich flehend um nach Rettung und fühlst Dich müde, elend und allein mitten unter drei Millionen Deiner Mitgeschöpfe!

Da kam die Depesche, und wie ein Alp hob es sich ab von meiner Brust; ich fühlte den frischen Seewind kühlend um meine Schläfen wehen; ich sah den weiten Ocean vor mir mit seiner großen bewegten Ruhe, und der ganze Wust von Bildern, die Menschenhandwerk und Menschenhandtierung mir aufgebürdet hatte, sank hinab in die Nacht des Vergessens. Mir war zu Muthe, wie mir wohl ehedem zu Muthe war, wenn ich nach einer durchtanzten und durchjubelten Nacht mich auf's Pferd warf und in die Frische und den Frieden des Morgens hinausritt. So rief ich denn mit Heine: „Thalatta, Thalatta, Sei mir gegrüßt du ewiges Meer."

So rief ich, als ich an Bord trat, und ein günstiger Ostwind uns den Canal hinabführte aus dem grünen Wasser in's blaue Wasser, — das erste und sicherste Zeichen, daß man im großen Atlantischen Ocean angelangt ist. Die See von Biscaya, von allen Schiffern gefürchtet, zeigte sich uns gnädig, wenn sie auch hoch ging und unsere „Elbe" wie eine Nußschale tanzen ließ. Der Wind stand uns so günstig und schien so ausdauernd zu sein, daß wir am siebenten Tage schon unsere Rechnung machen durften, am folgenden Tage in Madeira zu Mittag zu essen.

Man soll auf dem Lande nicht vorzeitig rechnen; gefährlicher noch ist's auf dem Meere. Wie ein leiser Nebel liegt über jedem Schiffe der Aberglaube; er hängt sich an Top und Spieren; er sitzt vorn am Bug, er sitzt hinten am Steuer, er klettert auf den halsbrechendsten Passagen bis hinunter in den Kielraum; er erzeugt die wunderlichsten Gebilde in der Netzhaut der Mannschaft, — ja er umgaukelt, verdunkelt und verführt zuletzt allmälig auch dein

Auge, du starker rationalistischer Denker, der du bewaffnet mit Kantischer reiner Vernunft und mit Hegel'scher Abstraction das Schiff betreten hast. — Es hatte Jemand beim Frühstück gerechnet: „Morgen zu Mittag!" Wie bedenklich wurden die Gesichter; wie warnend und strafend blitzte manches Auge zu ihm hinüber, und selbst der Lippe, die den Aberglauben spottend hinwegscherzen wollte, war es nicht völlig Ernst damit: das Auge strafte sie Lügen. Wir traten hinaus auf's Deck; die Segel waren merklich schlaffer geworden und standen nicht mehr fest und voll vor dem Winde. Nur noch vier Miles Fahrt. Allmälig schlief der Wind ein, und zu Mittag lagen wir regungslos, wehrlos auf der weiten Wasserfläche, die sich nach und nach spiegelglatt ebnete. Das gefürchtete Gespenst einer Windstille stieg drohend vor uns auf; so zauberischfurchtbar wie Sealsfield und Armand sie beschreiben, konnte sie für uns freilich nicht werden, noch waren wir nicht unter der Gluth der senkrechten Aequatorialsonne; noch waren wir reichlich ausgerüstet mit gutem Wasser, mit frischen Vorräthen und Früchten, und doch wurde die Stimmung sehr bald schwer und bedrückt. Das Zwecklose des Daseins, das auf die Dauer Niemand verträgt, die widerwillige Ruhe, zu welcher der an sich stets unruhige, stets vorwärts strebende Seefahrer verdammt ist; das Gefühl der Ohnmacht, das uns beschleicht, — Alles das breitet sich wie ein schwarzer Schleier über jedes Gemüth und läßt eine wahrhaftige, aufrichtige Heiterkeit nicht aufkommen. Man greift mit einer gewissen Hast nach Allem, was eine Aufregung veranlaßt.

Eine Schildkröte in Sicht! Man fliegt nach dem Fernrohr. Dort, jener kleine schwarze Punkt, der mit der langen flachen Welle sich langsam hebt und senkt, das ist der Kopf. Bot hinunter! Und wie flink und gelenkig klettert man hinab und hinein! Hurra, Boys! Wie ein Pfeil schießt das Bot durch die glatte Fläche; allein der kleine schwarze Punkt ist vom niedrigen Botsrande aus doch schwer zu entdecken; das Schiff gibt Signale. Da schwimmt sie heran, — „Ruder ein!" Lautlos streift das Bot gradaus; mit ausgebreiteten Armen regungslos über den Bug hinaus hängt der Botsman: jetzt bückt, — jetzt hebt er sich schnell, die starke Faust schwingt das gefangene Thier, das widerstandslos in's Bot fällt. Aber hüte Dich, — sie beißt scharf!

Gegen Abend wird vom Posten gemeldet: „Delphine am Bug." Wie stürzt nun Alles nach vorn! Wahrhaftig, da schießen sie muthwillig herüber, hinüber, unter dem Kiele hindurch. Sie kommen mir vor, wie die Knaben aller Länder, die auf der Straße vor dem anrollenden Wagen in lachender Angst noch schnell vorüberlaufen und sich freuen, daß sie nicht übergefahren sind. Die Thümmler sind die Straßenjungen des Meeres: sie erscheinen plötzlich, spielen stundenlang vor dem Bug und verschwinden eben so plötzlich, vielleicht um ein neues Schiff zu suchen. Fast scheint es verbrecherisch, diese vertrauensvolle Kindlichkeit zu bestrafen, aber was ist der erwachten Mordgier des Menschen heilig? Harpune her! Die Leine klar! Und aus sicherer Hand geschleudert fliegt die Harpune hinab, grade hinunter; sie hat gefaßt, sausend fliegt das Tau hinab bis zum letzten Knebel, denn in rasender Flucht schießt der Delphin, den eisernen Widerhaken im Leibe, davon. Zu spät; die Länge des Taues ist das Maß seines letzten Lebensweges. Ein Blutstrom quillt auf und voll Entsetzen entfliehen die kindlichen Gespielen.

So lagen wir drei Tage. Da fiel gegen Abend eine schwache Brise in die Segel, eine Stunde darauf hatten wir vier Miles, und noch eine Stunde später sausten wir mit zehn Miles Fahrt dahin. Bald tauchten durch die sternenhelle Nacht die Umrisse der hohen Ufer von Porto sante neben uns auf, und als ich am andern Morgen in aller Frühe auf's Deck kam, lag im goldnen Glanze der ersten Morgensonne Madeira vor uns in all seiner Pracht und Herrlichkeit. Es schien so nahe, die Luft war so klar und durchsichtig, man hätte geglaubt, es mit Händen greifen zu können; und doch waren wir noch vier bis fünf deutsche Meilen davon entfernt. Der Wind schlief allmälig ein und so kamen wir erst gegen Mittag zu Anker; aber man saß stundenlang geduldig auf Deck, still versunken in die zauberische Scene, die sich vor uns ausbreitete.

Die Bai von Funchal (Funtschall) ist gewiß eine der schönsten Schöpfungen der Erde. Die sonst rund um die Insel steil

abfallenden Felswände flachen sich hier von drei Seiten gleichzeitig gegeneinander ab und bilden eine schräg stehende Mulde (ein Thal kann man es nicht nennen), an deren tiefstem Punkte, da wo sie das Meer erreicht, die ersten Straßen Funchals beginnen; von da ab zieht sich das blendend weiße Häusermeer terrassen- und strahlenförmig die verschiedenen Berglehnen hinauf, überall durchzogen vom saftigen Grün der Gärten, in denen man schon vom Meere aus deutlich die schlanke gefiederte Palme unterscheidet. Allmälig weiter hinauf verliert sich der geschlossene Charakter der Straßen und die Stadt verläuft nach allen Seiten hin in einzeln gelegene Villa's (Quinta's). Ueber das Thal oder die Mulde hinaus ragt im Hintergrunde überall eine höhere imponirende Gebirgskette hervor, ohne irgendwie den Charakter des Schroffen und Unzugänglichen an sich zu tragen. Das sanfte Grün, mit welchem alle Berge und Schluchten umzogen sind, trägt wesentlich dazu bei, dem ganzen Bilde den Stempel ungemeiner Milde und Lieblichkeit aufzudrücken.

Bald wird der Blick von diesem Bilde abgelenkt; der Anker ist gefallen, und eine Schaar von Boten umschwärmt das Schiff, als ob sie uns entern wollten. Schwarzbraune Gesichter mit schwarzen Haaren und blitzenden Augen, wüstes Geschrei, lebhafte Geberden! Ein Blick auf die Palmen da drüben, auf diese Menschen hier um uns und auf die seltsamen Früchte, die in buntester Ordnung in den Kähnen aufgestapelt liegen, — belehrt uns, daß wir in eine andere Welt eingetreten sind. Europa liegt hinter uns; die erste fremde Station auf der Weltfahrt ist betreten.

Nachdem ich noch an Bord dinirt hatte, fuhr ich an Land, was ich indessen mit größeren Schwierigkeiten verknüpft fand, als ich es bis dahin bei Landungen in Häfen europäischer Nationen gesehen hatte. Das Ufer von Funchal ist bis auf eine kurze Entfernung sehr flach und steinig, und ein Damm, um mit dem Bote daran anzulegen, und eine Landungstreppe sind nicht vorhanden. Man ist daher etwa hundert Schritt vom Lande gezwungen, in ein anderes flaches Bot überzusiedeln, welches die Eingeborenen dem Landenden entgegen führen, und sich ihnen auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Sobald man nun dem Ufer auf zehn Schritt nahe gekommen ist, stürzen acht bis zehn braune halbnackte Gestalten in's Wasser und ziehen das für diesen Zweck besonders construirte Bot mit Hilfe der hebenden Wellen über die runden Steine mit wüstem Geschrei an's Land. Wahrhaftig, wenn da drüben auf fünfzig Schritt nicht eine so stattliche Façade von Häusern stände, die doch auf europäische Cultur schließen lassen, man könnte sich einbilden, auf einer uncultivirten Insel weit hinten im Stillen Ocean gestrandet zu sein und von menschenfressenden Wilden als ein vortrefflicher Braten gerettet zu werden.

„Zum preußischen Consul!" Zwanzig erwachsene Führer springen voran, dreißig unerwachsene folgen, — so betritt der abenteuerliche Zug die Straßen der Stadt. Die Sonne brennt heiß (es war der 16. April und der Thermometer hatte auf dem Schiffe im Schatten zweiundzwanzig Grad Reaumur gezeigt), alle Fenster und Fensterläden sind geschlossen, die Straßen sind leer und todt, und man beginnt etwas wie Enttäuschung zu fühlen über die Freuden, denen man entgegenzueilen glaubte. Aber es ist doch ein Etwas daneben, das sich wie ein Balsam um unser Herz legt und uns mit seltsamem Wohlbehagen durchströmt. Eine würzige, weiche, leicht feuchte Luft strömt in die Lungen, die Brust dehnt sich aus, erquickende Frische durchdringt den ganzen Körper und das Bewußtsein erfüllt selbst den Laien, daß dies der Ort ist für viele Kranke, die zu Hause mit hundert Mixturen gequält werden, mit Schwefel- und Magnesiabrunnen, mit Bädern, in denen man Krebse sieden könnte. Der constante Feuchtigkeitsgrad der Luft zeigt sich auch sogleich an einem sichtlich wahrnehmbaren Zeichen, — er liegt auf der Straße; denn überall zwischen den anscheinend ganz trockenen aber schlüpfrig glatten Pflastersteinen dringt aus allen Fugen ein saftig grünes Gras hervor. Ehe man sich an die vortheilhafteste Gangart auf diesen glatten, schiebenden Ebenen gewöhnt, ermüdet man leicht, und ich war froh, als ich in den schattigen Hof des Consuls eintrat. Der preußische Consul (nebenbei gesagt: ein Amerikaner, der kein Wort deutsch spricht) kam mir in Betreff meiner Wünsche, die sich auf einige statistische Notizen bezogen, bereitwillig entgegen; damit war mein Ge-

schäft abgethan und ich benutzte den Rest des Tages, um mit einigen Officieren vom Schiffe die Stadt und die nächste Umgebung zu durchwandern, denn unsere Zeit war knapp zugemessen, da wir am andern Tage zu Mittag wieder unter Segel gehen sollten.

Es ist eine gute Gewohnheit, in jedem Lande und in jeder Stadt, in welche man zum ersten Male einzieht, sogleich die Frage zu stellen: Was ist hier charakteristisch, welches besondere Product erzeugt Stadt und Land? Madeira! Welcher Gourmand setzt mit diesem Worte nicht sogleich das Bild einer Flasche in Verbindung mit der vielversprechenden Etiquette „Dry Madeira."*) Wohl hatte ich gewußt, daß die Traubenkrankheit seit einer Reihe von Jahren in Madeira gewüthet hatte; das aber war mir freilich unbekannt, daß der Weinstock selbst untergegangen und daß bereits seit mehreren Jahren kein Quart mehr gekeltert wird. Wir werden also die Firma „Madeira" aus unsern Weinkarten streichen müssen. Alles, was unter diesem Namen gegenwärtig in Europa gehandelt wird, ist kein Madeira, sondern irgend ein spanischer gemachter Wein und stammt, wenn es hoch kommt, von den canarischen Inseln. Dennoch gelang es mir, aus dem Privatkeller eines Kaufmanns, an den einer unserer Officiere empfohlen war, einen kleinen Vorrath zu acquiriren; ich mußte jedoch für die Flasche 7 Schilling = 2 Thaler 10 Silbergroschen zahlen, und bemerke dabei, daß mir der Wein aus Gefälligkeit abgelassen und kein Profit genommen wurde. Man kann sich hiernach berechnen, was an einer europäischen Wirthshaustafel eine Flasche solchen Weines kosten müßte, — jedenfalls einen Preis, den ein Deutscher dafür nicht zahlen würde.

Von der Weinprobe wandten wir uns aufwärts nach dem reizend gelegenen Nonnenkloster Nossa Senhora da monte. Es war nicht die Neugierde, Nonnen zu sehen; Jeder nur einigermaßen erfahrene Reisende weiß, daß sie meistentheils würdige Matronen oder doch Frauen in unbestimmten Jahren sind, und daß — wäre es auch anders — ein kaltes und unbarmherziges Gitter sie für immer von dem Verkehre mit der Männerwelt scheidet. Mich zog das Verlangen dahin, ein eigenthümliches Product Madeira's zu sehen und wenn möglich zu kaufen, in welchem nur noch eine Stadt in der Welt mit Funchal rivalisirt, — Rio de Janeiro. Dies Product heißt „Federblumen" und besteht aus künstlich von natürlichen Federn zusammengesetzten Blumen, die geschmackvoll zu Kränzen und Bouquets arrangirt sind. Die geflügelte Welt der Tropen liefert hierzu das Material, das seltsamerweise hier in den beiden Nonnenklöstern und von armen Mädchen der Insel zu einem zierlichen und dauerhaften Damenschmucke verarbeitet wird. Wer daheim in Sorge und Sehnsucht ein Weib zurückließ oder ein Mädchen, die es zu werden hofft, — der kaufte Blumen, der kaufte in Madeira Spitzentücher, Kragen und Manchetten, die aus Baumwolle gehäkelt überraschend billig sind. — Die reiche Baumflora der Insel liefert ferner das Material zu überaus sauberen Mosaikholzarbeiten und zu Spazierstöcken.

Die Art aller dieser Arbeiten, so wie ihr verhältnißmäßig niedriger Preis lassen, wenn man die geringe Bevölkerung in Anschlag bringt, darauf schließen, daß die Nation mit keiner ernsten, tiefeingreifenden Production beschäftigt, und daß in dem socialen Organismus derselben irgend etwas lückenhaft oder beschädigt ist. In der That gibt die Zerstörung des Weinstocks den Schlüssel dazu. Wo ein so großer Productionszweig plötzlich abstirbt, muß eine Lücke in der Arbeit der Nation entstehen; sie wird eine Zeit lang verwirrt und experimentirend in verschiedene Regionen hineingreifen, ehe sie wieder zu einem frischen, naturwüchsigen und rentabeln Productionszweige sich umbildet. Madeira erzeugte bis zu den Jahren 1842 — 1843 bei einer Bevölkerung von in Summa 115,000 Einwohnern durchschnittlich 14- bis 15,000 Pipen Wein, von denen 8—9000 exportirt, der Rest im Inlande consumirt oder auf Speculation gelagert wurde. Dieser Export, der einen Durchschnittswerth von etwa 2,000,000 Thalern repräsentirte, sank seit dem Jahre 1840 mit rapider Geschwindigkeit. Sowohl die Summe des Products als auch sein Werth reducirte sich; man verkaufte zuletzt die Pipe des

*) Unter dry-madeira versteht man solchen, der möglichst oft die Linie passirt hat und gleichsam dry (trocken) geworden, abgezehrt ist; ein Proceß, der sich allerdings schneller und besser in trockener Hitze vollzieht, als in unsern feuchten Kellern.

einst so edeln Weines für den Preis von zwanzig Thalern. Läge die Insel nicht so weit ab von dem Luxuswettrennen, welches die europäischen Nationen in den letzten Decennien vollführt haben, wären seine Einwohner nicht so genügsam und bedürfnißlos gewesen, und hätte sie das zauberische Klima nicht durch Erzeugung mannigfacher Früchte theilweise unabhängig gemacht vom Auslande, so hätte die Vernichtung des Weinstocks eine überaus traurige Katastrophe über die Insel heraufführen müssen. Da aber in guten Jahren die Differenz zwischen Import und Export (nach dem Werthe der Waaren) oft über eine Million Thaler betrug, so mußte sich nothwendig baares Geld im Lande anhäufen, dessen Vorhandensein später in glücklichster Weise dazu beitrug, die Krisis zu überwältigen, ohne daß sie eine allgemeine Calamität geworden wäre. Aus Versuchen, die man mit verschiedenen Productionszweigen gemacht, scheint man schließlich beim Zucker stehen geblieben zu sein. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich und wird sein Ertrag seit einigen Jahren noch überflügelt von dem auch bei uns seit Kurzem versuchten Anbau des sorghum saccharatum. Ob dieser Productionszweig epochemachend für Madeira werden wird, wage ich nicht zu entscheiden. Es liegt allerdings in ein und derselben Isotherme mit den zuckererzeugenden Landstrichen des südlichen Nordamerika, aber es ist wohl längst außer Zweifel gestellt, daß die Berücksichtigung der Isotherme nicht ausreicht, wenn man die Bedingungen eines bestimmten Pflanzenlebens für einen bestimmten Punkt fixiren will. Jedenfalls, wie es auch sein möge, wird sich Zucker natürlicher und billiger aus Zuckerrohr in Madeira erzeugen, als bei uns in Norddeutschland aus Runkelrüben.

Da die Production von Nahrungsmitteln die gegenwärtige Einwohnerzahl mit ihren kranken Gästen nur auf drei Monate zu erhalten im Stande ist, so liegt auf der Hand, daß durch anderweite Arbeit die Importation von Lebensmitteln für neun Monate gedeckt werden muß. Das größte Contingent dazu liefern nun die zahlreichen Gäste, die hier einen letzten Zufluchtsort suchen für Leiden der Lungen und der Schleimhäute. Die ungemeine Gleichmäßigkeit der milden Temperatur, die immer mäßig feuchte Luft, welche bei dem gebirgigen Terrain und überall freien Abflusse zum Meere nirgends stehendes Wasser und ungesunde Stagnation erzeugt, müssen den Aufenthalt für alle diejenigen, welche an Respirationsorganen kranken (beginnende Tuberculose), heilsam und angenehm machen. So findet man denn auch Leidende dort aus allen Nationen Europa's und Amerika's. Die Feuchtigkeit der Luft kann nur zum kleineren Theile dem Regenfalle zugeschrieben werden, der nach den mir vorliegenden, freilich unvollständigen Angaben 28—29 Zoll nicht zu übersteigen scheint; dagegen ist der Thau ungemein stark.

Indem ich nachstehend die mir glaubwürdig erschienenen Temperaturbeobachtungen mittheile, füge ich dann zur Uebersicht und Vergleichung einige Temperaturverhältnisse Europa's hinzu. Nach Reaumur: In Madeira Durchschnittswärme des Monat's

Januar	+ 12,3	Juli	+ 16,9
Februar	+ 12,6	August	+ 17,8
März	+ 13,3	September	+ 17,4
April	+ 13,3	October	+ 15,3
Mai	+ 14,0	November	+ 14,2
Juni	+ 15,5	December	+ 13,2

Durchschnittswärme des Jahres = 15,3.

Zur Vergleichung.

Ortes.	Mittlere Temperatur des Jahres.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.	Schwankung.
Königsberg	+ 6,2	— 4,2	+17,0	+21,2°
Breslau	+ 8,1	— 1,5	+19,1	+20,6
Berlin	+ 8,6	— 2,4	+18,0	+20,4
Frankfurt a. M.	+ 9,8	— 0,4	+18,9	+19,3
Wien	+10,1	— 1,6	+20,7	+22,3
Rom	+15,4	+ 7,2	+23,9	+16,7
Neapel	+16,7	+ 9,0	+25,0	+16,0
Madeira	+15,3	+12,3	+17,8	+ 5,5

Diese kurze Zusammenstellung wiegt ganze Bände voll Betrachtungen auf; sie macht uns nicht nur erklärlich, daß die menschliche Lunge sich hier wohlbefindet, sie wird uns auch ein natürlicher Leitfaden für die üppige Flora, die uns auf allen Wegen entgegentritt.*)

Es ist ein eigenthümlicher und jedem Reisenden gewiß unvergeßlicher Eindruck, zum ersten Male in eine Tropenflora einzu-

*) Das südlicher gelegene Teneriffa, das eine um etwa 2 Grad höhere Durchschnittswärme besitzt, weist bereits wieder eine Schwankung von 10 Grad nach.

treten. Wenn es auch hier in Madeira noch nicht die glühende wilde, in sich homogene und ganze Tropennatur ist, wenn die einzelnen Repräsentanten derselben auch gleichsam nur wie zusammengebeten zu respectablen Gesellschaften in den Gärten der Reichen erscheinen, und wenn es an Wegen, auf Rainen oder an Felsabhängen auch nur der Cactus und die Agave sind, die uns als echte Autochthonen des Bodens erscheinen, so kann doch der Sprung von hier in die volle Tropenwelt nicht mehr groß sein.

Auf raschen und sicheren Pferden von unverkennbar arabischem Blute, mit vortrefflichen rund abgedrehten Beinen und prachtvollen Becherhufen ritten wir am folgenden Tage in den schon glühenden Morgen hinaus, die glatten Straßen der Stadt hinauf, immer entlang an blühenden duftenden Gärten, welche oft reizende Quintas in maurischem Geschmack umfließend sich bis zur Höhe von etwa 2000 Fuß über dem Meere hinaufziehen.

Bis hierher begleitet uns eine reiche und bestimmt begrenzte Flora. An den untergegangenen Weinbau erinnern nur noch Skelette, die verlassenen und öden Spaliere von arundo donax oder bambus, an denen sich einst die edle Rebe zu schattigen Laubengängen fortgerankt hatte. Seit man an ihrer Wiederauferstehung definitiv verzweifelte, pflanzte man, um die schattige Veranda nicht zu verlieren, andere Schlinggewächse an ihre Stelle, die aber mit ihren dünnen jugendlichen Armen die nackten Spaliere noch nicht decken. Eine hochgeschossene Palme streckt ihr befiedertes Haupt königlich einsam empor; eine musa (Banane) hat sich keck neben sie gestellt, nicht so hoch, schlank und königlich, aber doch verführerisch und anspruchsvoll, — eine echte Tochter des Südens; es sind nicht die edlen, strengen und keuschen Formen, welche die Palme so königlich machen; sie ist reicher drapirt; ihre großen, breitgestreiften sammetartig schillernden Blätter umhüllen sie mit graciösem Faltenwurf; aber mancher große Riß in den Blättern, mancher Flecken am üppigen Schaft geben ihr etwas genial Liederliches, — sie hat „gelebt und geliebet." Wie schaut uns daneben so lieblich ein alter Bekannter an, ein halber Landsmann, — ein Pfirsichbaum in voller Blüthe; aber freilich sieht er hier voller, frischer und männlicher aus; er hat es hier nicht nöthig, sich in sonnige Winkel zu verkriechen und über Winter einen Strohpelz anzulegen; auch mag er sich ungleich behaglicher befinden in der ebenbürtigen Gesellschaft, die ihn hier von allen Seiten umgibt. Er lehnt sich an eine Gruppe von Bäumen mit blanken Schaften, fetten dunkelgrünen Blattkronen, an denen die weiße duftende Blüthe, die grüne und die reife goldrothe Frucht der Orange zu gleicher Zeit prangen. Die lebhafte und doch zart gelbe Blüthe des Baumwollenstrauches schaut daneben heraus; die Kaffeestaude präsentirt auf schlanken Zweigen die freilich noch grünen Kapseln, in welchen die edle Bohne reift, die allmorgendlich von Millionen Lippen mit Behagen geschlürft wird.

Auf beiden Seiten des Weges bieten wohlgepflegte Gärten in ihrem ganzen Zuschnitte ein wunderliches Bild. Der Buxbaum und die Myrthe sind zu Hecken und Strauchpartien aufgezogen und bilden zwischen den engen, sorgsam gepflasterten Gängen wunderliche frisirte Gestalten, Producte der Scheere. Es begegnen sich hier die Nachklänge des alten Renaissancestils mit den Anfängen des modernen chinesischen Geschmacks; aber das vergißt sich in dem Duftmeere, das uns umwogt, und im Hinblick auf eine so reiche und üppige Vegetation, wie ich sie so edel gestaltet in kleine Räume zusammengedrängt noch niemals gesehen hatte.

Und doch — mit wie freundlichem Blicke betrachtet man, wenn man wieder hinaustritt auf die Straße, um den Weg bergauf fortzusetzen, wie freudig begrüßt man die alten Freunde der Heimath, die auch in der Fremde ihrem bescheidenen Charakter treu bleiben; denn ich finde den Löwenzahn, das Katzenpfötchen, die Minzen und Melden, das blaue Veilchen, das Tausendgüldenkraut, den Wegebreit und die Nessel getreulich die Wache haltend an Weges Rand; sie sind hier nicht größer, nicht üppiger geworden als im kalten Norden. Und dem Norden reiten wir in ihrer Begleitung entgegen, nicht in der horizontalen Ebene, sondern — was im Effect dasselbe bedeutet — in aufsteigender Linie. Die Palme und die Banane verlassen uns schon bei 1500 Fuß Höhe; wir reiten zwischen Wallnuß- und Kastaniengruppen, durchsetzt mit Lorbeeren (Laurus canariensis, Oerodaphne phoetens und Persa indica); an exponirten Berg-

lehnen erscheinen vereinzelte Exemplare der pinus pinaster. Wir sind jetzt in der Region, in welcher ein deutscher Landmann schon mit Interesse die kleinen, mühsam den Bergen abgewonnenen Culturflächen betrachten kann. Waren in der untersten, der Tropenregion, das Zuckerrohr und die Yamwurzel (Arum peregrinum) die überwiegenden Culturpflanzen, so tritt hier das Zuckerrohr allmälig seine Stelle dem Mais und das Arum der Kartoffel ab. Daneben erheben sich kleine Weizen- und Gerstefelder. Beide Früchte standen höchst mittelmäßig, und wenn man die Kosten der künstlichen Anlage dieser Felder und den Preis der Früchte, der sich über den Durchschnittspreis bei uns nicht zu erheben scheint, in Betracht zieht, so wird es nur durch die Arbeitslosigkeit der Nation und demgemäß durch den geringen Arbeitslohn erklärlich, daß diese Felder überhaupt eine Rente abwerfen.

Nachdem wir auf einem übrigens vortrefflich gehaltenen Wege in verschiedenen Krümmungen, die oft überraschend reizende Partien auf das Meer eröffneten, noch etwa 1000 Fuß höher gekommen waren, tauchten neue Baum- und Strauchgestalten neben uns auf, und mit Verwunderung ruhte der Blick auf Figuren, die ihm so wohlbekannt und doch so fremdartig erschienen. Kleines duftendes Haidekraut, das Du bei uns die weiten Bodenflächen unter unseren Nadelholzwaldungen bedeckst, wie bist Du hier zum selbständigen Waldbaum emporgeschossen! Dein Nachbar und Begleiter dort oben ist Dir auch hier treu geblieben, die kleine Heidelbeere ist mit Dir zum Waldbaume emporgewachsen, und Erica arborea und Vaccinium maderense bilden Wälder für sich und auf eigene Rechnung; ihre Ränder sind bekränzt von Ulex und Genista.

Diese Gruppe beschließt die Vegetation der Insel auf dieser Seite, die wir wählen mußten, weil die uns zugemessene Zeit nicht ausreichend war, die beschwerlichere und weitere Tour nach dem großen Corral zu machen; und in der That belehrte uns ein Blick auf die Uhr, daß wir abwärts ein schnelleres Tempo einhalten mußten, um zur bestimmten Zeit wieder an Bord zu sein.

War die Luft oben in den Bergen und Schluchten erquickend und sogar kühl gewesen, so wurde sie, je weiter wir abwärts kamen, oft windstill und drückend warm, so daß ich — der Hitze noch ungewohnt — froh war, als ich im untersten Theile der Stadt absteigen, auf einer Bank der Alameda, im Schatten von Platanen und Eichen von so dunkelgrün-saftiger Belaubung, wie ich sie noch niemals gesehen, Platz nehmen und mich mit einer Schale trefflichen Bananeneises erfrischen konnte. So ließen wir denn noch ein halbes Stündchen die kleine Welt Madeira's an uns vorüberziehen; Cavalcaden von rechts und links, Herren und Damen, seltsam abenteuerliche Figuren bewegen sich durch die Straßen, — große verdeckte Kutschenkasten auf Schlitten gesetzt und von schönen kräftigen, braunen Kühen gezogen; darin sitzen die Damen, welche die Luft genießen oder sich gegenseitig besuchen wollen. Die Schleife ist die einzige Art von Fortbewegung von Lasten jeder Art, wenn nicht sehr kranke Personen es vorziehen, sich in Sänften tragen zu lassen.

Alles ist schön und reizvoll in der Welt Madeira's. Aber der Mensch selbst?

Wenn zur Bildung des gegenwärtigen Volksstammes in Portugal und allen von dort aus bevölkerten Dependenzen einst die Iberer, Kantabrer, die Römer, die Westgothen, später die Berber und Juden ihre Contingente lieferten, so liegt hier ein neuer Beweis vor, daß eine so wilde Kreuzung verschiedenartigster Elemente auch den Menschen nicht schöner macht. Besonders scheint das weibliche Geschlecht, das wir allgemein das „schöne Geschlecht“ nennen, nirgends einen geringeren Anspruch auf diese Bezeichnung machen zu können als in Madeira.

Unsere Zeit war abgelaufen und ich verließ das Land, das mich zuerst begreifen gelehrt hatte, daß man auch Gourmand in Luft sein könne.

Eine Stunde später blähte ein leichter Wind die Segel der „Elbe“ und wir steuerten den Canarischen Inseln zu.

Das Gebäude

für die

Industrieausstellung zu London 1862.

Die im Jahre 1851 für die Industrieausstellung zu London ausgeführten Gebäude, der Glaspalast nebst dem Annex, bedeckten eine Fläche von ungefähr 36

braunschweigischen Morgen; für die Ausstellung im Jahre 1862 wird ein Terrain von ungefähr 64 Morgen überdacht werden. Die Länge des Glaspalastes betrug 1851 annähernd 1968 braunschweigische Fuß, seine Tiefe 425. Das neue Gebäude wird zwar nur 1277 Fuß lang und 745 Fuß tief, der daneben aufzuführende Annex aber, welcher die Maschinen und landwirthschaftlichen Geräthe enthalten soll und ganz abgetrennt wird, damit die Besucher von dem Lärm, welchen die gehenden Maschinen verursachen, so wie von dem Oelgeruch nicht belästigt werden, wird 1064 Fuß lang und 234 Fuß tief. Außerdem soll ein eigenes Gebäude für die Ausstellung der schönen Künste ebenfalls in der Nähe errichtet werden, welches 1377 Fuß lang und 118 Fuß breit wird und dessen unteres Geschoß zur Ausstellung aller Art von Wagen benutzt werden soll. Im Ganzen bedeckten die Ausstellungsgebäude im Jahre 1851 873,060 Quadratfuß, im Jahre 1862 werden 1,468,688 Quadratfuß überdacht.

Das Gebäude für die Kunstausstellung erstreckt sich parallel mit Cromwell-Road von Ost nach West. In der ersten Etage ist das Gebäude durch eine massive Barrensteinwand in zwei Galerien von 60 Fuß Breite und 36 Fuß Höhe getheilt. Die Gemälde werden nur bis zur Höhe von 21 Fuß aufgehängt.

In der Mitte der langen Facade dieses Gebäudes wird sich der Haupteingang befinden, welcher im Ganzen eine Breite von 160 Fuß haben wird. Dieser Raum wird in drei gewölbte Hauptthore von 52 Fuß Breite auf 64 Fuß Höhe getheilt, deren jedes wieder durch Säulen in drei Eingänge von je 10 Fuß Breite und 42 Fuß Höhe abgetheilt wird. Zu beiden Seiten dieses Einganges werden je sechzehn Fenster angebracht. Zwischen dem achten und neunten Fenster, so wie nach dem sechzehnten werden Thüren von geringerer Größe als jeder einzelne der oben beschriebenen Eingänge hergestellt. Auf jeder der schmalen Seiten des Gebäudes befinden sich wiederum Eingänge von 60 Fuß Höhe und 24 Fuß Breite.

Der untere Theil des Gebäudes bis zur Höhe von 64 Fuß ist aus Barrensteinen hergestellt, darauf setzt überall sich eine Fensterwand von 27 Fuß Höhe, hierauf ruht ein aus Holz construirtes mit Oberlicht versehenes Satteldach.

320 Fuß hinter diesem Gebäude wird das große Hauptschiff des Industrieausstellungspalastes aufgeführt, parallel mit der Facade in ihrer ganzen Länge. Es wird 84 Fuß breit und 106 Fuß hoch. Das Schiff des Krystallpalastes in Hydepark 1851 war nur 66 Fuß hoch und breit bei einer Länge von 1968 Fuß, was 1851 englischen Fuß gleichkommt. Diese Länge war zur Erinnerung an das Jahr der Erbauung und Benutzung gewählt worden. Der Transept hatte 115 Fuß Höhe.

An jedem Ende der Facade des großen Schiffes schließt sich ein achteckiger Pavillon an, von denen seitlich zwei Transepte auslaufen, welche sich auf 744 Fuß Länge erstrecken. Die beiden achteckigen mit gewölbter Glaskuppel bedeckten Pavillons werden im Innern eine Höhe von 212 Fuß erhalten; dieselbe wird äußerlich bis zur Spitze des Pfeiles gemessen 266 Fuß betragen. Diese Dome werden an Weite der Spannung alle bisher bekannten übertreffen, indem der Durchmesser derselben an ihrer Basis 170 Fuß ist. Die Kuppel des Pantheons zu Rom hat nur 151 Fuß Durchmesser, der der Bibliothek des neuen 1857 erbauten britischen Museums nur 149 Fuß.

In der Mitte jedes dieser Pavillons wird eine große Fontaine errichtet und der Fußboden erhöht werden, damit man die ganze Länge des Schiffes überblicken und einen Gesammteindruck der zahllosen Ausstellungsgruppen erhalten kann.

An den Wänden des ganzen Schiffes herum werden von einer doppelten Säulenreihe getragene Galerien laufen, das Dach wird ebenfalls von eisernen Säulen getragen und von den Galerien aus erheben sich eiserne Kreise, welche das Dach tragen. Diese Construction wird fest und äußerst leicht und elegant sein und Abwechslung in der Form gestatten, welche zur Zierde und Ausschmückung des Innern des Baues wesentlich beitragen wird.

Diese Angaben sind Armargaud's Génie industriel entnommen. Der Bau des Krystallpalastes 1851 war zu 80,000 Pfund Sterling veranschlagt. Der Voranschlag für den Bau des Gebäudes für die Ausstellung im Jahre 1862 beträgt 300,000 Pfund Sterling. Es haben sich die Unternehmer jedoch verpflichtet, dasselbe

für 200,000 Pfund herzustellen und weitere 100,000 Pfund Sterling nur dann zu beanspruchen, wenn die Bruttoeinnahme eine halbe Million Pfund Sterling übersteigt. Der Garantiefond hat bereits die Höhe von 420,000 Pfund Sterling erreicht und wird wohl noch zunehmen. 1851 waren die Eisenbahngesellschaften nur dazu eingerichtet, täglich 42,000 Passagiere nach und von London zu befördern, diesmal sollen dieselben Vorkehrung getroffen haben, mit eben so viel Leichtigkeit täglich 140,000 Personen hin- und wegzuschaffen, wie die deutsche Gewerbezeitung obigen Angaben hinzufügt.

Es ist vielleicht von Interesse, hierunter noch die Maße anzuführen, welche für den zu Sydenham aufgestellten Krystallpalast gewählt worden sind.

Ganze Länge	1142	Fuß
größte Tiefe	410	„
allgemeine Tiefe	333	„
überbaute Bodenfläche	645,280	□Fuß
innere Höhe des Schiffes	117	Fuß
Höhe des Transepts vom Parterre	186	„
Höhe des Transepts vom Grund	212	„
Fußboden der Galerien	280,000	□Fuß

La Paz.*)

Von M. R.

Viel Seltsames und Unerwartetes war mir auf der Reise von Valparaiso nach La Paz begegnet. Die Lamaheerden, die mit Kupfererzen und Alpacawolle beladen vom Gebirge nach Tacua herunterkamen, scheue Thiere von weißer, brauner und schwarzer Farbe, die ganz harmlos sind und nur, wenn man sie reizt, nach dem Gesichte speien, waren ein überraschender Anblick. Die Indianer, welche als Treiber den Heerden folgen, ein seltsames, ruhiges, verschlossenes Volk, waren ebenfalls geeignet, die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich zu ziehen.

Bekanntlich sind die südamerikanischen Republiken, Peru und Bolivia, in fortwährender politischer Gährung begriffen. Als wir daher das Dorf Alcasara am Desaguadero erreichten, welches als Grenzstation gilt, forderte man uns die Pässe ab und forschte neugierig aber vergeblich, ob wir nicht die Träger politischer Geheimnisse seien. Der Weg von Alcasara bis zur nächsten Station Tambillo war lang und führte über weite Hochebenen und steile Gebirgspässe, bis wir endlich um acht Uhr des Abends anlangten, vor Kälte an allen Gliedern zitternd. Nach einem sehr dürftigen Mahle mußten wir uns auf ein hartes Lager niederlassen, aber wir konnten dies mit der beruhigenden Gewißheit thun, daß der nächste Tag der letzte unserer Reise sein werde. Um sieben Uhr des andern Morgens traten wir die Reise wieder an. Das Terrain blieb noch immer eben, doch sahen wir die schneebedeckten Gipfel der Andeskette mit dem mächtigen Riesen Ilimani dicht vor uns. Um elf Uhr machten wir in einem Dorfe Halt, wo wir Schokolade bereiten ließen; fünf Stunden später standen wir am Rande des steilabfallenden Gebirgszuges und blickten in das Thal hinab, in dessen Tiefe kesselartig die Hauptstadt Boliviens, La Paz, das Ziel unserer Reise, mit zahllosen Häusern und Kirchen lag. Wohl eine halbe Stunde lang staunte ich sprachlos den unbeschreiblichen Anblick an. So tief unter uns lag die Stadt, daß Menschen nur mit Mühe durch das Fernrohr zu erkennen waren. Das wunderbarste Panorama von Felswänden und Gletschern umgab uns, und tief unten erschien im hellsten Sonnenschein die glänzende Häusermasse, während rechts der Ilimani bis an die Wolken ragte. Schaaren von Indianern und Maulthiertreibern mit ihren Thieren klommen die staubige Straße herauf und herab unter Lärm und Zuruf.

Endlich brachen auch wir auf, und eine halbe Stunde später kamen wir bei den ersten Häusern von La Paz an. Der erste Eindruck, den die Stadt auf mich machte, erinnerte viel mehr an eine norddeutsche Hansestadt als an Südamerika, denn die meist alten steinernen Häuser sind durch ausgemeißelte und mit Zierrath überladene Giebel geschmückt, wie man sie in neuerer Zeit nicht mehr anbringt. Ist man völlig zur Stadt herabgestiegen, so empfindet man eine beträchtliche Zunahme der Wärme, doch ist das Klima, im Ganzen genommen,

*) Wir verdanken unserm Correspondenten in La Paz die Mittheilung vortrefflicher Originalphotographien, nach denen unsere Illustrationen copirt wurden. Die Red.

noch immer sehr kalt und trocken. In La Paz findet, wie überhaupt zwischen den Wendekreisen, fast kein Klimawechsel statt. Das ganze Jahr hindurch zeigt das Thermometer des Mittags um zwölf Uhr von October bis April etwa + 12 Grad, von März bis September + 8 bis 10 Grad; des Nachts in der erstern Zeit + 1 Grad bis 0 Grad und in den letztern Monaten — 2 bis — 4 Grad. Die seltsame Lage der Stadt, welche fast in der heißesten Zone und dabei in einer enormen Höhe erbaut ist, erklärt diese niedere Temperatur und die große Differenz von Tag und Nacht. La Paz liegt 11,000 Fuß über der Meeresfläche, nur noch 2000 Fuß höher und man ist in der Region des ewigen Schnees, einige Meilen thalwärts dagegen wachsen Orangen und Wein, noch eine Tagereise weiter hinab und man ist im tropischen Klima.

Vielleicht gründeten die Spanier La Paz an dieser öden Stelle der gesicherten Lage wegen, denn die felsige Umgebung der Stadt schützt dieselbe, ist aber zugleich aller Vegetation bar. Ueber die Felsen ragt der kolossale Ilimani empor, der von allen Theilen der Stadt sichtbar ist. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß der Ort deshalb gewählt wurde, weil die Umgegend früher sehr reich an Gold war, denn noch heute finden die Waschfrauen im Flusse zuweilen größere Stücke dieses edeln Metalles. Der sehenswertheste Theil der Stadt ist der Marktplatz mit einem großen Brunnen, der mit einer Anzahl schöngearbeiteter Figuren geziert ist. Von diesem Platze aus sieht man den Ilimani ganz besonders schön in



Marktplatz zu La Paz.

behrer Form emporragen. Gasthöfe gibt es in La Paz nicht, und die wenigen Fremden, welche dort ankommen, finden je nach Stellung und Beruf gastfreundliche Aufnahme in Privathäusern.

Bolivien ist im Verhältniß zu der geringen Bevölkerung ein sehr productives Land. Es vereinigt in den verschiedenen Höhen und Niederungen alle Klimate der Welt und außer den bedeutenden Handelsartikeln, wie die Chinarinde, welche hier Cascarilla genannt wird, gibt es Früchte jeder Art und der Boden birgt einen enormen Metallreichthum an Gold, Silber und Kupfer. Daher kommt es denn auch, daß Armuth unter der Bevölkerung fast unbekannt ist, und obgleich der gemeine Mann dort fast so viel wie nichts arbeitet, führt er doch kein ganz elendes Leben. Die Bevölkerung theilt sich in drei Classen. Die erste wird von den Weißen oder reinen Abkömmlingen der eingewanderten Spanier repräsentirt. Ihre Zahl ist gering; sie bilden die Aristokratie, führen ein völlig unthätiges Leben, da jede Arbeit von ihnen verachtet wird, und verbringen ihre Zeit mit dem Aushecken von Revolutionen und nobeln Passionen. Die zweite Classe sind die Cholos oder Mischlinge. Diese haben schwarzes straffes Haar, gelbe Gesichtsfarbe und ein wenig Bart, worauf sie sich den Indianern gegenüber sehr viel einbilden. Sie bilden die Mehrzahl der Einwohner von La Paz und sind Krämer, Handwerker u. s. w. Einige eingewanderte englische Familien haben den Großhandel in Händen. Die dritte Classe besteht aus den verachteten Indianern, welche das Feld bestellen und niedere Arbeiten verrichten. Ihre Gesichtsfarbe ist kupfergelb, sie sind völlig bartlos und haben ebenfalls schwarzes straffes Haar. Merkwürdig ist namentlich der Haarputz dieser Menschen. Die Männer tragen einen oder auch zwei lange Zöpfe wie die Chinesen, die Weiber flechten das Haar in unzählige kleine Zöpfchen, die höchst unschön nach allen Seiten herabfallen.



Spanier.

Die Indianer hassen die Cholos, von denen Erstere wiederum verachtet werden, dasselbe Verhältniß besteht zwischen den Cholos und den Spaniern. Von der Indifferenz und Unbeweglichkeit der Indianer kann man sich kaum einen Begriff machen; sie haben sehr geringe Bedürfnisse und verbringen ihr Leben in träger Apathie. Die Berührung mit den civilisirten Einwanderern hat sie allerdings etwas aufgerüttelt, aber nur, um aus schwachen, einfachen Menschen mißtrauische und verstockte Geschöpfe zu machen. Uebrigens übersteigt in Bolivien die Zahl der Indianer die der Mischlinge fast um das Doppelte, und die Indianer besorgen den Landbau, die Viehzucht, Transport 2c., während die Cholos bürgerliche Geschäfte treiben.



Cholo.

Der Handel mit Cascarilla und andern Producten erfordert zum Transport aus dem Innern des Landes eine große Anzahl von Eseln und Llamas, welche man denn auch in ganzen Heerden zu diesem Zwecke hält. Auch im Innern der Stadt La Paz sieht man Maulthiere und Llamas, sowohl zum Fortschaffen der Waaren und zum täglichen Verkehr, als auch zur Personenbeförderung, indem Wagen, Karren und Kutschen dort nicht anzutreffen sind. Da begegnet man unter Anderen den Aquaderos, welche das Wasser in die Häuser schaffen, pfiffige Cholos, die sich zu allen möglichen Botschaften und Aufträgen verwenden lassen. Oder man erblickt einen stolzen Spanier, der gravitätisch auf seinem Maulthiere thront, gekleidet in die seltsame Mischung von peruanischer und spanischer Tracht, aber gleich dem Cholo und dem Indianer mit dem warmen Poncho, jenem unentbehrlichen Kleidungsstück dieser Gegenden, versehen. In La Paz ist es nothwendig, das ganze Jahr durch dicke Ueberkleider zu tragen; einige Wegstunden thalwärts herrscht dagegen ewiger Frühling. Dort regnet es nie, auch weht nie Wind, eine ewig heitere Naturstille liegt über die Gegend ausgebreitet, die nur

zuweilen von Erdstößen gestört wird. Eine Tagereise weiter findet sich tropisches Klima. Daher trifft man in La Paz immerwährend die köstlichsten Früchte aller Zonen: Ananas, Cocos, Datteln u. s. w. Ganz Bolivien ist gebirgig, nur am östlichen Fuße der Andeskette findet sich eine Flußebene, die aber von undurchdringlichen Urwäldern bedeckt ist.

Die Bildung der Bewohner dieses von der Natur so sehr bevorzugten Landes ist eine sehr mangelhafte. Sowohl die Indianer, welche auf dem Lande, der Puna, wohnen und die allein alle directen Abgaben zu entrichten haben, wie auch die Cholos in den Städten, weisen die europäische Bildung hartnäckig zurück und verharren in ihrer Unwissenheit und Unreinlichkeit. Schmutz und Ungeziefer findet sich bei ihnen in großer Menge. Die Spanier aber halten sich für viel zu edel, um sich mit Studien zu plagen. In La Paz residirt ein Bischof, der von Rom aus ordinirt wird. Man wählt dazu stets kluge und tolerante Männer, da ihr Einfluß bei dem Hasse zwischen Indianern, Cholos und Spaniern, die doch alle gute Katholiken sind, oft die heftigsten Revolutionen niederhalten muß. Die Frömmigkeit der dortigen Spanier beruht größtentheils in der strengen Beobachtung der äußern Ceremonien. In der Caresma oder Fastenzeit eilen die Sennoras und Sennoritas früh um sechs Uhr schon zur Messe. Eine Sclavin trägt der in schwarzen Sammt oder Atlas gekleideten und mit einem kostbaren Spitzenschleier verhüllten Herrin einen Teppich nach, worauf die Betende in knieender Stellung ihre Andacht verrichtet. Außerhalb der Kirche sind diese



Indianer.

Frauen intriguant und verschlagen wie nirgend weiter in der Welt. Da sie den frühzeitig blasirten Männern an Energie und Schlauheit überlegen sind, so bilden sie gewöhnlich die Seele der Revolutionen, bei deren Ausbruch die entfesselten Leidenschaften sich gegenseitig bekämpfen.

Die Lebensweise in La Paz ist, dem materiellen Sinne der Bewohner entsprechend, ziemlich Lucullisch. Starke Gewürze, namentlich spanischer Pfeffer, machen die Suppen und Brühen zu flüssigem Feuer, deren Wirkung durch angenehm schmeckende Weine und Früchte paralisirt wird. Das Klima verlangt starke Reizmittel für den Magen. Die Indianer sind dem Chicha, einer Art Maisbier, so leidenschaftlich ergeben, wie der europäische Arbeiter dem Branntwein. Doch ist dies Getränk weniger schädlich und kann daher auch in größern Massen genossen werden.

Stickstoffgehalt des Eisens und Stahls.

Schon von mehreren Chemikern ist auf das Vorhandensein von Stickstoff in Stahl und auch in Gußeisen aufmerksam gemacht worden. Neuere Untersuchungen von Fremy scheinen endlich Aufschluß darüber zu bringen, worin eigentlich der Unterschied von Stahl und Eisen besteht. Die bisherige Annahme, daß der Stahl sich von dem Gußeisen durch einen geringeren Gehalt an Kohlenstoff, von dem Schmiedeeisen aber durch einen größern Gehalt an Kohlenstoff unterscheide, daß er also in dieser Beziehung zwischen beiden Arten von Eisen in der Mitte stehe, war wenig genügend, um die so sehr differirenden Eigenschaften zu erklären. Die Verbindungen der Metalle mit Stickstoff besitzen, auch bei sehr geringem Gehalte an diesem Körper, so auffallende und so geartete Eigenschaften, daß, als in den untersuchten Stahlsorten stets Stickstoff gefunden wurde, man anzunehmen geneigt war, der Stickstoff, wenn auch nur in geringer Menge mit dem Eisen vereinigt, vermöchte ihm Eigenschaften so verschiedener Art, wie sie der Stahl besitzt, zu ertheilen.

Fremy hat nun zwar in allem Stahl, den er untersuchte, Stickstoff gefunden, und es ist ein längst von der Praxis erkanntes und benutztes Mittel, um Schmiedeeisen in Stahl zu verwandeln, daß man es in der Glühhitze mit kohlen- und stickstoffhaltigen Substanzen behandelt.

Man setzt es ein, wie sich die Praktiker ausdrücken, in stickstoffhaltige Kohle, in Hornspähne, bestreut mit Blutlaugensalz und dergleichen, alles Substanzen, die Kohlenstoff und sehr viel Stickstoff enthalten.

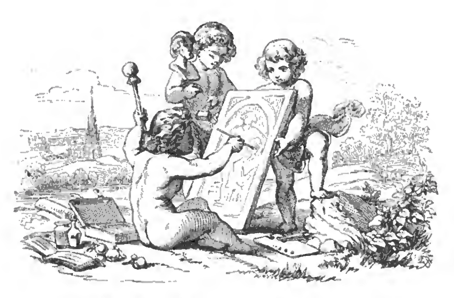
Aber auch in vielem Guß- und Schmiedeeisen ist Stickstoff nachgewiesen worden; der Stickstoff allein ist daher nicht der Körper, welcher Eisen in Stahl verwandelt.

Fremy's neueste Untersuchungen zeigen, daß Stahl als Eisen betrachtet werden muß, welches auf 992 Theile 8 Theile von anderen Substanzen enthält, wovon die Hälfte wenigstens eine Kohlenstickstoffverbindung ist, welche ihm die Eigenschaften des Stahls ertheilt. In unserm gewöhnlichen Stahl sind außer Eisen Kohlenstoff und Stickstoff enthalten, aber wenn man statt Kohlenstoff Silicium oder Bor, statt des Stickstoffs Phosphor mit dem Eisen verbindet, so erhält man eine ganze Reihe von Eisenverbindungen, welche sämmtlich die Natur des Stahls zeigen.

Ganz neuerdings hat nun Boussingault auch in dem zu Lenarto in Ungarn gefallenen Meteoreisen, welches neben Eisen Nickel, Kobalt, Kupfer, Mangan, Zinn, Schwefel enthält, auch noch Stickstoff nachgewiesen und zwar in halb so großer Menge, als derselbe Chemiker in dem Krupp'schen Gußstahl fand.

Riesenhafter Goldklumpen.

Professor Tennant berichtete nach dem Report of the Brit. Assoc. in der Versammlung der britischen Naturforscher über die größeren Goldklumpen, welche seit 1851 in Australien gefunden wurden. Der größte darunter, von welchem er ein Modell vorlegte, war am 11. Juni 1858 am Bakery Hill, Ballasat gefunden und wog 184 Pfund und 18 Loth. Beim Einschmelzen lieferte derselbe für ungefähr 55,840 Thaler Gold.



Das indische Drama.

Von M. Carriere.

Die Anfänge des Dramas auch der Indier liegen in der Wiege der Religion. Die Feste der Götter wurden mit Musik, Gesang und Tanz gefeiert, der Tanz entwickelte sich zu einer pantomimischen Darstellung, und indem diese dem Wort sich gesellte, war das Schauspiel vorhanden. Das Epos zeigt uns vielfach die Wechselrede, und schon in den Veden begegnet uns balladenartiger Wechselgesang wie in der spätern Lyrik. Das Drama aber und die dramatische Kunst scheint sich indeß doch erst nach dem Muster der Aufführung griechischer Werke entwickelt zu haben, wiewohl die indischen Dichtungen durch bunten Scenenwechsel, durch Fülle der Begebenheiten und durch die Liebesgeschichten an die romantische Bühne Englands und Spaniens erinnern.

Der Buddhismus mag das Seine beigetragen haben, daß das Schauspiel den gottesdienstlichen Charakter verlor und ein weltliches Gepräge gewann. Bei festlichen Gelegenheiten, Krönungen, Hochzeiten, Geburt eines Prinzen fanden an den Königshöfen Aufführungen statt. Eine stehende Bühne gab es nicht, große Säle oder Höfe wurden für das Theater eingerichtet. Die Decorationen mußten durch die Einbildungskraft ersetzt werden, und die Handlung selbst wurde oft so dargestellt, daß eine Person auf der Bühne den Vorgang erzählt, den sie zu sehen vorgibt, wie das ja auch bei uns in Bezug auf Schlachten üblich ist.

Indeß legte doch schon die sinnliche Gegenwart der Darstellung und die Anschauung der Wirklichkeit der Phantasie eine Fessel an und führte zu größerer Bestimmtheit und Lebenswahrheit, als der spätern indischen Epik eigen war. Das Drama ward zum Spiegel der menschlichen Verhältnisse, der Zeiten und Sitten. Es forderte Verständlichkeit und neben der Schriftsprache, dem Sanskrit, das die Haupthelden reden, drangen die lebendigen Mundarten ein, das weichere Prakrit, das sich in mehrere Volkssprachen zerlegt, die zugleich den Charakter oder Stand der auftretenden Personen hervorheben: der Dialekt von Surasena gehört den Frauen an, Dienern und Kaufleuten der von Arddha, Intriguanten der von Dekhinn; die niedern Kasten wie die Dämonen haben ihr eigenes Kauderwälsch. Grenzten alle diese Dialekte nicht nahe aneinander, so wäre ein unverständliches Gemisch entstanden; es war die Aufgabe des Dichters, sie für die Kunst zu gestalten und das allgemein Verständliche mundartlich zu schattiren. Dabei wechselt Vers und Prosa je nach dem Stoff, und der Dialog ist bald die Rede des gewöhnlichen Lebens, bald ergießt sich das Gefühl in den schwierigsten Versmaßen.

Das indische Drama hat die Elemente des Epischen und Lyrischen nicht zur völligen Durchdringung gebracht. Es ist zu wenig Darstellung der That, das heißt der Selbstverwirklichung des Willens und seiner überlegten Entschlüsse zur Erreichung seines Zweckes, zu sehr nur Schilderung von Begebenheiten, die sich grade zutragen und die Menschen in mannigfache Verhältnisse bringen. Diese Situationen werden dann verwandt, um die durch sie veranlaßten Ge-

fühle lyrisch auszudrücken, die in ihnen waltenden Seelenstimmungen zu äußern; statt der Selbstentwicklung der Handlung erhalten wir eine sinnvolle Betrachtung des Geschehenen. Der Geist schaut zu wenig in die Zukunft und der Dialog stellt die Empfindungen und Gedanken der sich Unterredenden mehr nebeneinander hin, als daß er sie in Wechselwirkung zeigte und aus der Gegenseitigkeit des Einflusses, den sie aufeinander üben, den Fortschritt der Handlung hervorgehen ließe. Selten treten streitende Mächte einander energisch gegenüber, noch seltener aber ist der innere Conflict, dieser eigentliche Nerv des Dramatischen, der den Gegensatz der Principien und damit den Kampf in die Seele des Helden selber aufnimmt. Dadurch fehlt die Concentration und die Spannung, die wir mit Recht vom Drama fordern; statt dessen gefällt sich die indische Phantasie im Reichthum und Reiz der Situationen und in der wohllautenden Entfaltung zarter Gefühle. Aber die mannigfachen und wechselnden Ereignisse sind zu sehr ein äußerliches Schicksal, das mit den Menschen spielt und spielend sie zum Ziele führt; sie werden zu wenig aus den Charakteren abgeleitet und die Motivirung ist nirgends gründlich, wir müssen zufrieden sein, wenn sie nur leicht angedeutet ist, wenn Zufall, Zauber und Wunder nicht allein herrschen, und von dem Belauschen und Belauschtwerden ein mäßiger Gebrauch gemacht wird. Auch die Charakterzeichnung ist nicht gründlich, sie gibt weder ideale Typen der Menschheit in plastisch durchgebildeter Vollendung, noch entwickelt sie die Persönlichkeit aus dem ursprünglichen Kern des originalen Wesens zum individuellen Leben in der Weise, wie das eine von Sophokles und Schiller, das andere von Shakspeare und Goethe geschieht. Die Energie des selbstbewußten freien Willens ist nicht die Achse des indischen Dramas, da sie dem indischen Leben fehlt; was den Indiern eigen ist, tiefsinnige Betrachtung, Innigkeit der Empfindung, Phantasiefülle und das Wohlgefallen an der Schönheit sprachlicher Darstellung in Versen und Gleichnissen, das findet sich in vollem Maß auch in ihren hervorragenden Dramen wieder.

Die Indier selbst haben eine dramaturgische Literatur und ihre Poetik stellt die Regeln und Formen der Kunst, wenn auch ziemlich äußerlich, zusammen. Ein Vorspiel macht die Zuschauer mit dem Verfasser und Stoff des Stückes bekannt; der Leiter des Schauspiels, der die Bühne aufgeschlagen, unterredet sich darüber mit einem Mitgliede der Gesellschaft, nachdem er mit Gebet und Segenswunsch die Götter angerufen. Das Stück selbst wird in viele Acte zerlegt, es kommen deren mehr als zehn vor. Den Actschluß bezeichnet nicht ein Zusammensein, sondern grade der Abgang sämmtlicher Personen von der Bühne. Man unterscheidet die vorbereitenden Umstände oder die Exposition, dann einen Nebenumstand, der die Handlung hemmt oder fördert, die Retardation, die auf verdeckte Weise dennoch dem Ziel näher bringt, den Umschlag in's Entgegengesetzte und das erreichte Ziel; man unterscheidet den Samen, als den eigentlichen Kern und Keim der Begebenheit, von dem Tropfen, einem zufälligen Nebenumstande, von der Fahne oder der episodischen Verzierung, und dem Zweck, in welchem das Ganze seine Erfüllung findet.

Von dem niedern Lustspiel, das sich mit Gesang und Tanz dem Vaudeville gleich an die Massen wendet, und sie mit derben Späßen, Wundern und Zauperpossen ergötzen will, zählen die Indier wieder nach ganz äußerlichen Merkmalen 18 Spielarten auf. Sie unterscheiden es von dem höhern Schauspiel, welches stets Ernst und Scherz miteinander mischt, auch der Satire durch die moralische Tendenz einen ernsten Hintergrund gibt, auch die düstern Anfänge und bedenklichen Verwicklungen zu einem heitern Ausgange führt. Die komische Figur ist der Vertraute des Helden, in der Regel ein ebenso furchtsamer als eßlustiger Brahmane. Den Indiern fehlt die eigentliche Tragödie, sie haben statt ihrer das Versöhnungsdrama. In der Tragödie darf nur die sittliche Nothwendigkeit, nicht die Laune des Zufalls als Schicksal walten; der Untergang des Helden, den er sich nicht durch seinen Charakter und seine Thaten selbst bereitet, sondern der als ein blindes Verhängniß über ihn kommt, würde in der That unerträglich sein; wenn aber das Spiel des Schicksals am Ende zum Guten ausschlägt, mag man sich dessen erfreuen und die vorhergehende Verwirrung als eine Aufgabe oder Prüfung hinnehmen. In den meisten Stücken bildet eine Liebesgeschichte den Mittelpunkt, und der Conflict verliert schon dadurch von seiner Schärfe, daß dem Manne der höhern

Stände mehrere Frauen gestattet sind, und die Helden also nach der Form der Gandarvenehe mit einer neuen Geliebten sofort das Brautlager besteigen, ohne daß dies in ihre frühern ehelichen Verhältnisse störend eingriffe; die Ehefrau des Brahmanen glaubt sich in ihrem Rechte nicht beeinträchtigt, wenn eine Hetäre ihn schwärmerisch liebt und Erhörung findet.

Das höhere Schauspiel hat bei den indischen Theoretikern wieder 10 Arten, die den vorhandenen Stücken angepaßt sind. Sie unterscheiden die Darstellung von Begebenheiten aus dem Kreise der Götter, Helden und Könige von dem bürgerlichen Drama, in welchem die höheren Stände auftreten; sie unterscheiden Intriguenstücke von Schauspielen des größeren Pomps und Spectakels, oder von Schauerstücken, einactige von vielactigen Werken, und nehmen auch die possenhafte Satire noch auf, wenn der Träger derselben ein König oder Brahmane ist.

Die Indier selbst geben keine Entwicklungsgeschichte ihres Dramas, sie nehmen auch hier nachträglich das Fertige für das Ursprüngliche und lassen es durch einen alten Weisen Bharata erfinden und vor den Göttern selbst aufführen. Den Höhenpunkt bezeichnet Kalidasa. In Bezug auf ihn sagt ein indischer Spruch: „Die Poesie war eine fröhliche Tochter Valmiki's, sie ward erzogen durch Vjasa und wählte den Kalidasa zum Bräutigam, ist aber nun alt und weiß nicht, in wessen Hütte sie den Fuß setzen soll." Nach einem Vers, der ihn mit acht andern als die neun Edelsteine am Hofe Vikrama's nennt, nahm man diesen für Vikramaditya, den man wieder ohne rechten Grund 56 v. Chr. setzte, weil seine noch jetzt gebräuchliche Aera dort beginnt. Es gab aber mehrere Könige jenes Namens und die nahe Verwandtschaft Kalidasa's mit Bhavabhuti's Stücken, die dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören, ward die Veranlassung, auch jene in diese Zeit herabzurücken und dieselbe als die Blüthenperiode des indischen Dramas anzunehmen. Kalidasa's Sakontala war das erste indische Dichtwerk, das vollständig nach Europa verpflanzt ward. William Jones übersetzte es 1789 in's Englische, darnach Georg Forster 1790 in's Deutsche. Die Wirkung war eine große. Goethe begrüßte das Drama mit den Worten:

Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dir und so ist Alles gesagt.

Herder schrieb die Einleitung zu einer neuen Ausgabe von Forster's Uebersetzung und bemerkte darin: „Mit Blumenketten sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde: denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht. . . Alles ist in der indischen Natur belebt, hier sprechen und fühlen Pflanzen. Bäume, die ganze Schöpfung ist die Erscheinung eines Gottes, nah und fern wirken Geister auf Geister, die umgebenden darstellenden Formen sind eine liebliche Täuschung. In dieser Vorstellungsart, in der Alles sich so leise und zart berührt, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen Alles aus Allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt, der innere Sinn, der es am tiefsten und innigsten genießt, ist Ruhe der Seele, Götterfriede." Aehnlich äußerte sich Friedrich Schlegel: „Die Sakontala ist dasjenige Werk, welches von der indischen Dichtkunst den besten Begriff gibt und ein sprechendes Beispiel ist von der dem indischen Geiste in seinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es ist hier nicht die hohe Kunstanordnung der Griechen, nicht der ernste, strenge Stil wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beseelt Alles, der Hauch der Anmuth und kunstloser Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders an der Pflanzenwelt, hie und da eine gewisse Bilderfülle, einen gewissen Blumenschmuck herbeiführt, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld." Sehr bezeichnend meinte auch Schelling, die Sakontala sei eines jener wenigen Werke, von denen man sagen könne, die Seele habe sie allein und ohne alles Zuthun des Menschen vollendet; er findet den Grund ihres bezaubernden Eindrucks in dem Uebergewicht des Seelenhaften, der außerordentlichen Sensibilität

einer ihre Hülle gleichsam durchbrechenden, ja sie gleichsam unsichtbar machenden Seele, die sich in der krankhaften Schwärmerei des Gedichtes offenbart.

Ich stimme gern in alle diese Lobsprüche ein, aber mit dem Vorbehalt meiner allgemeinen Charakteristik des indischen Dramas, wonach dasselbe doch nicht in eine Reihe mit den Meisterwerken Griechenlands, Englands, Spaniens und Deutschlands treten kann. Von lieblichem Reiz ist der idyllische Anfang, die Jagd des Königs, der heilige Büßerhain, Sakontala unter ihren Blumen, die Liebe Duschmanta's zu der schönen Jungfrau; aber es sind Stimmungsbilder, die nach und nach an uns vorübergeführt werden. Nach des Königs Weggang kommt das Verhängniß in Gestalt eines Fluches, den ein Büßer ausspricht, als ihn Sakontala nicht bemerkt hatte; Duschmanta weiß nichts von dem Zauber des Vergessens, der sich darauf ohne seine Schuld über sein Gemüth legt, auch Sakontala kennt weder ihr Vergehen, noch ihre Strafe. Zufällig verliert sie den Ring, zufällig wird er (wohl nach der griechischen Sage von Polykrates) im Bauch eines Fisches gefunden und dem Könige gebracht, der durch den Anblick desselben die Erinnerung an seine Liebe wieder erhält. Wenigstens leise angedeutet ist eine Verschuldigung, wenn Sakontala in Liebesglück und Trennungsschmerz ihrer selbst und der Welt vergißt, des Heiligen nicht wahrnimmt, und dafür von Duschmanta vergessen wird. Aber ganz märchenhaft ist das Ineinanderspielen der Götter- und Menschenwelt, die Entrückung Sakontala's unter die ihr verwandten himmlischen Nymphen, die Ausfahrt Duschmanta's auf Indra's Wagen gegen die Dämonen, und das Wiederfinden der geliebten Gattin und des Sohnes.

Gleichfalls an die alte Sage angelehnt, in der Ausführung noch musikalischer, leidenschaftlich bewegter und singspielartiger ist das andere Drama Kalidasa's: Vikramorvasi oder der Held und die Nymphe, die Liebe des Pururavas zu Urvasi, ein Nachklang vom Mythus der Sonne und Morgenröthe. Die schöne Nymphe verliebt sich in den Helden und wird zu ihm aus ihrem Himmel verbannt; die Königin ist eifersüchtig und wird beschwichtigt; reizend sind die Scenen, wo Urvasi unsichtbar den König umschwebt, ihre Liebe zu erkennen gibt und der Gegenliebe gewiß wird. Der Glanzpunkt ist der vierte Act, der in der Einsamkeit des Merugebirges spielt. Die Liebenden haben sich dorthin zurückgezogen, einen Augenblick hat der König auf eine badende Schöne geblickt, und die Nymphe hat, darüber erzürnt, den Fuß auf ein Gebiet gesetzt, das nach dem Zauberwort eines Büßers Frauen nicht betreten sollen. Dadurch ist sie in eine Weinrebe verwandelt worden. Da vertauscht Pururavas sein Geschmeide mit einem Kranz wilder Blumen und irrt im Wald einher, die Geliebte zu suchen. Er fragt bei Wolken, Bergen, Pflanzen und Thieren nach ihr. Aber vergebens. Er sieht, wie der Pfau nun übermüthig einherstolziert und nicht mehr fürchtet, daß sein Gefieder von Urvasi's Haarflechten übertroffen werde; er sieht wie der Schwan einem Diebe gleich flieht, der die schöne Haltung von Urvasi gestohlen. Er sieht den Elephanten bei dem Weibe lagern und will ihn nicht betrüben mit dem Gedanken an den Verlust der Geliebten. Er spricht zum Lotos und zum Flusse:

Wie schön ist nicht die Lotosblume! Sie zieht
Vom Weg' mich ab und meinen Blick nach sich.
Die Bienen murmeln zwischen ihren Kelchen,
Sie glühet wie die Lippen der Geliebten,
Wenn durch die meinigen zu hart gepreßt
Sie lang' des brünst'gen Kusses Spur behalten.
Ich will des Honigsammlers Freundschaft werben.

Sag', Plünderer des Honigthau's, hast Du geseh'n
Die Nymphe, deren groß' und schmachtend Auge
In Wollust rollt, als ob es schwämm' in Wein?
Doch dünket mich, daß diese Nachfrag' eitel,
Denn hätte ihren Odem je die Biene
Gekostet, würde sie verschmäh'n den Lotus.

Ich will am Rande dieses Bergstroms weilen
Und Stärke sammeln von dem Lüftchen, das
Aus diesen frischen Wellen Kühlung schöpft,
Indem den Fluß ich schaue, wie er neu
Geschwellt dahinwogt. — Welche seltne Bilder
Bemächt'gen wonniglich sich meiner Seele!
Die Woge krümmt sich gleich den Augenbrauen,
Die Störche flattern wie die Zunge Liebchens,
Und dieses Stromes Wellenlinie
Ist ihre Haltung ganz! All' dies erinnert
An die Erzürnte mich, ich muß sie sühnen.

Eine himmlische Stimme heißt ihn einen Edelstein vom Boden aufheben, und nun sieht er die Rebe; keine Blüthe schmückt sie, die Knospen sind verdorrt, und einsam trauernd scheint sie ihm das Bild der Geliebten, die nun ihr grundloses Zürnen bedauert. Er drückt das melancholische Gleichniß an's Herz und fühlt, wie in seinen

Armen unter seinem Gesange die Ranke sich erwärmt, belebt, wieder zu Urvasi wird. Der Edelstein wird einem Stirnband für Urvasi eingesetzt. Einst raubt ihn ein Rabe, aber ein Knabe erschießt den Vogel und kommt mit ihm zu Hofe; er wird als Sohn der beiden Liebenden erkannt, den Urvasi heimlich geboren und fern dem Könige hat erziehen lassen, weil sie wieder in den Himmel zurückkehren soll, wenn Pururavas das Kind gesehen habe. Der König weiht den Sohn zum Nachfolger, und wird mit Urvasi in den Himmel entrückt. Sie spricht die Schlußverse, die wie gewöhnlich ein Segenswunsch sind:

Das Glück, die Weisheit — mögen diese Beiden
Sich niemals feindlich voneinander scheiden,
Nein, mögen sie sich treu verbünden,
Der Menschheit wahres Wohl zu gründen.

Das Drama Mrichchakati, das Thonwägelchen, wird einem Könige Sudraka im Prolog zugeschrieben. Es spielt in der menschlichen Gegenwart, in den höheren Kreisen der Gesellschaft und entrollt ein lebendiges Gemälde indischer Sitten. Die Hauptpersonen sind ein Brahmane und eine vornehme Curtisane, die ihre Gunst nur nach Neigung verschenkt. Der Name des Stücks kommt daher, daß das Kind des Brahmanen statt seines Thonwägelchens eines von Gold haben möchte, wie der reiche Nachbarknabe, und daß die den Vater liebende Hetäre Sorge trägt, solches anzuschaffen. Zwischen die Liebesgeschichte ist mit vielem Geschick eine politische eingeflochten, die Flucht eines Gefangenen, der den König stürzt und als gerechterer Fürst den Thron besteigt. Der Brahmane Tscharudatta ist sehr edel gehalten; er war reich und ist durch Freigebigkeit arm geworden. Er sagt:

Ich klage nicht um das verlorne Gut:
Doch tief betrübt mich, muß ich dir gestehn,
Daß nicht der Gast mehr meine Wohnung sucht,
Seitdem der Reichthum d'raus entflohen ist.
Gleich undankbaren Bienen, die muthwillig
Des Elephanten breite Stirne fliehn,
Wenn eingetrocknet d'rauf der Thau verschwunden,
So kommen sie nicht mehr, nicht mehr zu mir.

Sein Vertrauter Maitreyas ist ihm treu geblieben, bedauert aber, daß er nicht mehr die duftenden Gerichte schmausen könne, bis er selber duftet, nicht mehr wie ein wiederkäuender Ochse unter dem Thorbogen lagere. Grade jetzt schenkt Vesantasena dem Weisen ihr Herz. Beide überbieten sich durch Edelmuth. Vergebens wirbt des Raja's Schwager um ihre Gunst, Sansthanaka, ein eingebildeter blasirter Lüstling, der stets mit unpassenden Citaten aus den Epen sich lächerlich macht. Ihr Besuch bei Tscharudatta gibt nicht bloß Gelegenheit zu prachtvoller Schilderung der tropischen Regenzeit, sondern auch zu einer verhängnißvollen Verwechslung: indem der eben entsprungene Staatsgefangene in den für sie bestimmten Wagen steigt und dadurch der Polizei entrinnt, sie aber in einen Wagen Sansthanaka's zu sitzen kommt, nach seinem Landgute gebracht, von dem Verschmähten erdrosselt, jedoch durch einen Buddhapriester wieder gerettet wird. Der Mörder aber beschuldigt den Tscharudatta seiner Missethat. Die Anzeigen sprechen gegen ihn und er wird verurtheilt; ruhig geht er mit den Tschandalas, die ihn schonend und ehrfurchtsvoll behandeln, zur Richtstätte, während sein Weib sich den Scheiterhaufen schichtet. Da erscheint Vesantasena und bringt die glückliche Lösung, während zugleich der frühere Gefangene siegreich einzieht; der eingebildete Schwager des frühern Raja sinkt damit in sein Nichts zurück und erhält Verzeihung von den Liebenden, die sich nun vereinigen. Eine Menge von Episoden und Nebenpersonen, Spieler, Diebe, Kutscher, Thorwächter, sind nicht müßig, sondern gut gezeichnet für sich, helfen sie den Knoten fester schürzen und die Hauptgestalten zur Aeußerung ihres Charakters bringen. Das Stück erinnert an Shakspeare's Zeitgenossen, an Green oder Heywood und Decker.

Der südindische Brahmane Bavabhuti im 8. Jahrhundert v. Chr. dichtete zwei große Dramen, die sich an das Ramayana anschließen; das eine folgt dem Epos und gibt die Hauptscenen desselben, das andere gibt die spätere Geschichte des Helden, der um eines Götterwortes und um des Volkes willen die schwangere Sita verbannt, dann sie unter vielen Abenteuern und Liebesklagen sucht, endlich aber mit ihr und seinen Zwillingssöhnen vereint wird: auf einem Theater im Theater nämlich wird vor ihm die Geburt der Knaben und die Huld der Götter für sie dargestellt. Die Spielenden sind die wirklichen Personen selbst, Alles endet in Jubel und Seligkeit. Die Schilderung der Naturschönheit ist in diesen Werken ebenso ausgezeichnet als in dem sentimentalen Liebesdrama, der heimlichen

Heirath des Ministersohns Madhava mit einer Ministerstochter Malati, die er beim Frühlingsfeste im Hain des Liebesgottes erblickt und sofort mit dem Beistand einer Buddhapriesterin zum Weibe genommen, während der Vater sie einem andern Manne verlobt hatte. Die Trennung der Liebenden, ihr Umirren in romantischer Bergwildniß führt das Mädchen in die Hände der Priester des sivaähnlichen Gottes Chamunda, wo sie zum Opfer gebracht werden soll. Da seufzt sie nach Madhava: möge sie nach dem Tod in seiner Erinnerung leben; denn die sterben nicht, welche die Liebe mit ihrem Andenken einbalsamirt. Aber schon ist er nah, um sie zu retten. Das Werk ist durch leidenschaftliche Gewalt der Empfindung und ergreifende Situationen höchst ausgezeichnet. Wie in Shakespeare's Romeo und Julie wird das Glück der heimlichen Liebe mit dem Blitze verglichen, und gegen das Ende hin, das die Liebenden glücklich vereint, heißt es einmal sehr bezeichnend für das Ganze:

Wie seltsam wechseln dieses Tags Geschichten!
In einem Regenschauer mischen sich
Mit scharfen Schwertern duft'ge Sandeltropfen;
Aus wolkenlosem Himmel kommt herab
Verzehrend Feu'r und wonnesüßer Nektar;
Im Trank des Lebens schläft ein bittres Gift.
Den Donnerkeil umspielen Mondlichtstrahlen.

Als Probe der Intriguenstücke hat Wilson ein Drama aus dem 10. oder 11. Jahrhundert übersetzt. Mundra Rakshasa oder das Siegel des Ministers von Visakadhattas. Nanda, König von Palibothra, ist durch den Brahmanen Chanakya gestürzt und Chandragupta, den die Griechen Sandrakottos nennen, auf den Thron gehoben; Chanakya, der einflußreiche Leiter des neuen Regiments, sucht nun die Hauptstütze der Gegenpartei, den ehemaligen Minister Nanda's, den Rakschasa für seinen Herrn zu gewinnen, indem er falsche Briefe mit dessen Siegel ausfertigt, ihn mit verrätherischen Freunden umgibt, mit den Fürsten entzweit, die er gegen Chandragupta aufgeboten, und den Freund, der Rhakschasa's Familie beherbergt, gefangen setzt und scheinbar zur Richtstätte führen läßt. Da stellt Rakschasa selber sich für diesen, um ihn zu retten, erfährt, daß Alles nur geschehen sei, um ihn zum Minister des neuen Herrn zu machen, erkennt die diplomatische Meisterschaft Chanakya's an und tritt an dessen Stelle, — ohneracht er vorher Giftmischer gegen Chandragupta gedungen hatte. Chanakya hat seinen Zweck erreicht, seinem Zöglinge den Thron und den Minister des Gegners zum ersten Staatsmanne gewonnen, und entsagt der Welt, um der Betrachtung im Walde zu leben. Das Stück setzt alle die Ränke in Scene, welche die indische Staatskunst übt und lehrt, Lug und Trug, Verhaftung und Mord wird um Staatszwecke, das heißt um die Herrschaft zu erlangen oder zu sichern, gewissenlos geübt, als ob es das Rechte wäre; daneben sind die politischen Intriguanten im Privatleben treue Freunde, hingebende Naturen und liebenswürdige Menschen.

Dagegen zeigt eine Reihe andrer Stücke, daß bis in das späte Mittelalter hinein die Heldensage der beliebteste Stoff für das indische Drama und damit einen großen volksthümlichen Hintergrund bot. Auch aus dem Mahabharata wurden viele Begebenheiten dramatisirt und eine siebenactige Darstellung der Geschichte Rama's von Murari ist zwar in Bezug auf Charakterzeichnung und Composition werthlos, aber wegen ihres correcten rhetorischen Stils in Indien sehr angesehen, während ein vierzehnactiges Stück den Affen Hanuman zum Haupthelden macht und behauptet, dieser habe es selbst ursprünglich verfaßt und in Steintafeln eingehauen, Valmiki aber, der Dichter des Ramayana, habe in Poeteneifersucht die Steine in's Meer geworfen, die man später wieder herausgefischt, und Damodara Misra habe das Drama aus den Trümmern hergestellt. Bis auf den heutigen Tag ergötzen sich die Südindier an burlesk possenhafter Darstellung von Vishnu's Verkörperungen.

Zum Schluß erwähne ich ein indisches Gedankendrama, das an die Allegorien der mittelalterlichen Moralitäten und an deren Vollendung, die Autos sacramentales von Calderon, erinnert. Es ist von Krishna Misra um das Jahr 1100 verfaßt und hat die Versöhnung von Philosophie und Offenbarung, von Glauben und Wissen zum Stoff und Zweck; sein Titel ist Prabodha Chandrodaya, Mondaufgang der Erkenntniß. Der Verstand hat sich von seiner rechtmäßigen Gattin, der Offenbarung, getrennt; der Irrthum ist dadurch als Kind der Selbstsucht entstanden und mächtig geworden und verbindet sich auf der einen

Seite mit der Wollust, der Heuchelei, der Ketzerei, während auf der andern die bedrängte Religion von der Ruhe und dem Mitleid getröstet wird. Aber auch die Erkenntniß gesellt sich zu ihr und nimmt den Kampf mit den Gegnern auf. Dabei werden nun neben den Personificationen der Begriffe, Tugenden, Laster auch die Anhänger der verschiedenen religiösen und philosophischen Secten auf die Bühne gebracht und oft mit einer überraschenden Komik behandelt. Am Ende versöhnen sich Verstand und Offenbarung, und der Urgeist erkennt sich in beiden, beide als Form seines Lebens und Wirkens.

Die

Kunst im Haus und im Gewerbe.

Eine Kritik des reinen und unreinen Geschmacks.

Von

Jakob Falke.

I.

De gustibus est disputandum. — Wie die Dinge heute stehn in Geschmacksachen. — Der Geschmack als Mode. — Das Neueste. Gut und Schön.

Wie, den Geschmack kritisiren? wird man fragen, und auch wer sonst kein Sterbenswörtchen Latein versteht, weiß wenigstens so viel, um uns das allbekannte: de gustibus non est disputandum entgegenzuhalten. Ein anderer zuckt vielleicht die Achsel und erinnert uns an das englische Sprichwort: Tastes differ, said the man when he kissed his cow. Denn, meinen sie, der Geschmack ist eben eine solche Eigenschaft oder Fähigkeit des Menschen, dessen eigentliches Wesen in der individuellsten Eigenthümlichkeit besteht und sich eben darum der Kritik entzieht, welche die Dinge an dem Maßstabe allgemein giltiger Principien mißt. So viel Köpfe, so viel Sinne, so viel Geschmäcke auch, so müßten sie wenigstens sagen wie der Lateiner, da ihnen ja der Geschmack gleich den Capricen und Einfällen irregulärer Köpfe gilt.

Freilich hat der Botokude seinen Geschmack für sich, wenn er sich den Ring durch die Nase zieht und Lippen und Ohrlappen durch kolossale Scheiben erweitert, und die Chinesin hat den ihren, wenn sie den Fuß verkrümmt und den hinkenden, watschelnden Gang dem schwebenden, welligen Rhythmus einer wandelnden Sylphide vorzieht. Andere unserer Antipoden bemalen den Körper, andere färben die Zähne schwarz. Der Neger gibt sein Gold und Elfenbein für Glasperlen und Flitter hin, und das Kind greift nach rothen scheinenden Lappen. Alles das ist Geschmacksache. Wir aber, wenn wir auch den Cylinder und den Frack tragen, und die Crinoline, das härene Bußgewand der Gegenwart, noch immer nicht in das Curiositätencabinet verwiesen haben, wir sind weder Botokuden noch Chinesen noch Neger, noch befinden wir uns heute auf dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechts in der Periode der Kindheit. Wir sind alle einig darüber, das Schönheitsideal des Botokuden zu perhorresciren, auch wollen wir weder die Kleinheit chinesischer Klumpfüße für Schönheit anerkennen, noch den tättowirten Leib und der Zähne schwarze Reihen; wir sind selbst so freien, unabhängigen Geistes, den Frack und den Cylinder in dieselbe Classe geschmackloser Lächerlichkeiten zu werfen, indem wir uns mit einem autokratischen Gesetz, dem der Mode, entschuldigen, das sich um Schönheit und Geschmack nicht kümmert, aber Gehorsam verlangt.

Wir von unserm Standpunkt aus nennen alle jene Dinge geschmacklos, aber andere bezeichnen wir als geschmackvoll. Wir sagen ferner von dieser oder jener Person: sie hat Geschmack, und legen ihr damit eine bleibende und auszeichnende Eigenschaft bei, die andere nicht haben. Wie könnten wir das eine oder das andere thun, welches Recht hätten wir dazu, wenn der Geschmack nichts wäre als das willkürliche individuelle Belieben? In diesem letzteren Sinne hat allerdings ein Jeder Geschmack, aber es ist nichts mehr als der Standpunkt des Botokuden, und mit dem allerdings streiten wir nicht.

Vielmehr gibt es einen Geschmack in höherem Sinne und zwar in doppelter Beziehung, insofern er, wie eben angedeutet, der Person oder der Sache beigelegt wird. Besitzt ihn die Person als auszeichnende Eigenschaft, so verstehen wir darunter einen bewußten oder unbewußten, erworbenen oder angeborenen Tact, im Reiche des Schönen überall das Gute und Richtige zu treffen, sei es in der bloßen Auffindung des Vorhandenen oder in der künstlerischen Thätig-

keit des Erfindens. Hegel hat demnach vollkommen richtig den Geschmack als den gebildeten Schönheitssinn definirt. Kann er erworben, kann er herangebildet werden, so folgt daraus schon, daß er nicht das ausschließliche und individuelle Eigenthum dieser oder jener bestimmten Person sein muß, sondern daß auch Andere und Alle seiner theilhaftig werden können. Er muß folglich auch durch Lehre mittheilbar sein.

Der Geschmack muß aber um so mehr lehrbar sein, als er auch den Dingen zugeschrieben wird, bei denen kein willkürliches Belieben statt hat. Ist eine Lampe, ein Tisch, ein Stuhl, ein Bucheinband geschmackvoll, so müssen sie Eigenschaften haben, die sich sehen, und folglich auch wohl erkennen und begreifen lassen. Die Sache ist nur die, daß wir uns bei diesen Dingen nie die Mühe nehmen, uns Rechenschaft von den empfangenen Eindrücken zu geben. Wir treten in ein Zimmer hinein und fühlen sofort, daß es gemüthlich und behaglich, oder kalt und unwohnlich oder elegant und vornehm ist. Ist das richtig, so müssen die Ursachen in den Dingen liegen, in der Ausstattung und Einrichtung, und wenn sie darin liegen, warum sollten sie denn nicht erkannt werden können? Da nun andere Dinge derselben Art denselben Eindruck machen, so müssen auch die Ursachen gemeinsam und allgemein sein, und sind sie einmal verstanden worden, so muß auch durch ihre richtige Verwendung derselbe Eindruck mit bewußter Absicht hervorgebracht werden können. Es ist grade wie mit dem Schönen in der Kunst. Wie es gesehen wird, kann es auch gezeigt werden, aber ein Jeder fühlt nicht gleich, was er sieht; denn das Schöne spricht eine Sprache, die gelernt sein will und durch Unterricht und Uebung zu erwerben ist. Seine Sprache ist mannigfach; Mancher versteht sich auf eine ihrer vielen Mundarten, aber eine andere ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln; Einer versteht sie bloß, ein Anderer handhabt sie künstlerisch und mit bewußter Anwendung ihrer Grammatik.

Schön und geschmackvoll sind nur Synonyma und wir bezeichnen mit ihnen so ziemlich dasselbe, nur die Gebiete sind verschieden, auf die wir sie anzuwenden pflegen. Im Grunde ist es bloßes Herkommen, daher wir denn auch öfter mit ihnen in das Gebiet des einen und des andern herüber und hinüber gehen. Das Reich des Schönen ist die reine, freie Kunst, die sich selber Zweck ist, das Reich des Geschmackes sind die Erzeugnisse des Gewerbes, welche zunächst einen Zweck zu erfüllen haben und sodann erst nach der Schönheit streben. Bei ihnen ist die Schönheit eine unfreie, eine gebundene, oder wie sie auch bezeichnet worden ist, eine anhängende.

Diese Dinge sind es, mit denen wir es im Folgenden zu thun haben werden, also mit den Dingen des Geschmacks in der gewöhnlichen Anwendung des Worts oder mit dem Kunstgewerbe und seinen Erzeugnissen. Wir wollen zeigen, daß auch sie in Bezug auf die Schönheit vernünftigen und allgemeinen Gesetzen unterliegen, daß sie nicht dem willkürlichen Spiel der Launen und der Einfälle freigegeben, daß sie für den Novitätenjäger nicht vogelfrei sind. Sie haben ihre Gesetze, wie sie nur irgendwo in der Kunst herrschen, und die Gesetze sollen beachtet werden.

Der geliebte Leser fürchte aber nicht, daß wir eine graue Theorie vor ihm entwickeln werden. Die wenigen allgemeinen Sätze, die Grundprincipien, sind bald gefunden und kurz ausgesprochen, denn sie liegen auf platter Hand, wenn man sie nur sehen will. Wir brauchen sie aber, um mit ihrem Maß zu messen, was heutzutage am grünen Baum des Lebens wächst. Die Dinge, mit denen wir uns zu umgeben pflegen, mit denen wir Haus und Zimmer füllen und an denen das Auge gewöhnlich gedankenlos vorüber gleitet, diese wollen wir der Kritik unterziehen, auf sie das Licht der Vernunft werfen, denn was schön sein soll, muß erst vernünftig sein. Wenn wir einen Wunsch, eine Absicht dabei haben, so ist es nur die, dem flüchtigen und gleichgiltigen Auge ein Sta viator! zuzurufen, auf daß man denkend betrachte, was es sieht. Es werden diese Dinge, da sie doch einen Theil unseres Lebens ausmachen, wohl nicht zu klein und unbedeutend erscheinen. Neues vermeinen wir nicht zu sagen, wenn wir aber aussprechen, was Viele fühlen — und wir wissen, wir thun es, — so ist es Rechtfertigung genug.

Vor Allem aber rechtfertigen die Zustände, wie sie sind, unsere Erörterungen und unsern Tadel. Es ist kein offenes, es ist gar kein Geheimniß, daß die ornamentale Kunst über und über im Argen liegt, daß alles

stil-, ziel- und gedankenlos auseinanderläuft. Stellt Euch vor ein beliebiges Ladenfenster, das mit sogenannten Luxus- oder Galanteriegegenständen prunkt, und Ihr werdet sofort als ersten Eindruck jeden Charakter, jedes Gemeinsame vermissen; und wenn Ihr Euch an die Betrachtung des Einzelnen macht, so mögt Ihr über die Widersinnigkeiten und den Aberwitz die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Besucht die öffentlichen Vergnügungslocale größerer Art, die doch darauf berechnet sind, die Augen des Publicums zu blenden, die Sinne gefangen zu nehmen — nicht einmal Effect vermögen sie zu erzielen, von der Zeichnung des Details, von den Reizen poetischer Stimmungen, die doch das Ziel des Decorationskünstlers sind, ganz abgesehen. Tretet in irgend eine Wohnung, die dem Kreise der modernen Bildung angehört und die nicht die Dürftigkeit, sondern die bewußte Absicht mit Unterstützung hinlänglicher Mittel eingerichtet hat, wie selten stoßt Ihr auf Einstimmigkeit und Einklang der Verzierung und Ausstattung, wie werdet Ihr zurückgestoßen von der Formlosigkeit des Geräths, von den Disharmonien der Farben, von der Unruhe all des kleinlichen Firlefanzes, der Nippes und der Siebensachen, die weder zum Ganzen noch für sich selbst etwas sagen! Wenn Ihr einen Eindruck habt, so ist es nur der mißlungener Absicht. Gewöhnlich aber habt Ihr auch den nicht, weil keine Absicht und kein Bewußtsein vorhanden war; nur Zufall und Bedürfniß regierten. Mit Mahagoni und seidenen Möbeln glaubt man den Anforderungen von Rang und Stand genügt zu haben — das ist möglich, aber Denen von Geschmack und Bildung und Denen der Lebenskunst gewiß nicht. Führt Euch aber ein glückliches Ungefähr einmal in ein Zimmerchen auch nur aus bescheidenem Bürgerstande, das sich unversehrt über mehrere Menschenalter herüber gerettet hat, wie wohlig warm wird Euch auch in den engen Wänden. Der Geist der Väter ist es nicht, der Euch umschwebt und diesen Eindruck hervorruft; es ist die Harmonie, die Ruhe und die Zusammengehörigkeit der Theile, die wie Musik in Euch die Stimmung erregen, ohne daß Ihr Euch Rechenschaft zu geben braucht. Diese Einheit, den durchgeführten Charakter erkennt Ihr auch in den Prachtwohnungen der Vorzeit.

Grade das ist es aber, was uns heute abgeht. Wie in der Architektur, so fehlt auch der ornamentalen Kunst der eigene und eigenthümliche Stil. Der Stil ist der Mensch, der Stil in der Kunst aber ist die Zeit, eine Ausdrucksweise, darin sie ihren Charakter ausspricht. Hat sie keinen Stil, so ist auch ein Rückschluß auf den Mangel an Einheit in ihrem Wesen erlaubt. Der Stil hat den Erzeugnissen früherer Zeiten von selbst die Einheit gegeben, wir müssen sie mit bewußter Absicht herzustellen suchen. Wer künstlerisch verfährt, versucht das auch, aber die Mittel und Wege, wie es zu erreichen, gehen weit auseinander. Fast Alle greifen in die Vergangenheit zurück: der Eine will die Antike wieder beleben, ein Anderer die Gothik, ein Dritter die Renaissance, ein Vierter greift nach dem romanischen oder gar dem altchristlichen Stil, und die Meisten vielleicht arbeiten gedankenlos im überlieferten Zopf weiter. Und wie die Künstler, so auch das liebe Publicum: es geht ebenso mit seiner Vorliebe auseinander, wenn es eine hat, ohne sich von dem Warum Rechenschaft zu geben.

Diejenigen, die das Heil in der Vergangenheit suchen, fühlen wenigstens, wo die Wunde brennt und suchen ein Gegenmittel. Aber leider sind sie in der Minderzahl gegen die große Masse, die das Gewerbe und das Publicum in eine völlig falsche Bahn geworfen hat. Wir haben es hier doch mit der Schönheit zu thun, mit einem Reich, das seine ewigen Gesetze hat, wenn sie auch vernachlässigt werden. Aber man fragt hier nicht mehr nach dem „Schönen," man fragt nach dem „Neuen." Somit ist ein völlig anderer und falscher Begriff an die Stelle getreten; der Geschmack, die Schönheit im Gewerbe ist zur Mode geworden, grade als ob es sich um Kleiderschnitt und Hüte und Stiefel handelte. Ob es schön oder häßlich, ob es wohl oder übel steht, darnach fragt man weder bei jenem noch bei diesem, nur ob es „modern," ob es „das Neueste" ist. Jedes Jahr bringt sein Neues im Gewerbe, wie seine Aepfel und Birnen, natürlich immer mit der Firma „von Paris," wenn es auch in jeder Beziehung „nicht weit her" ist. Das eine wie das andere aber, die Herkunft wie die Zeit, sind ästhetisch gleichgiltig.

Streng genommen will der Begriff der Novität sogar den der Schönheit ausschlie-

ßen; es gibt keine neue, keine moderne Schönheit. Was schön ist, war es schon immer und ist eben darum nicht neu. Prätendirt es nun neu zu sein, so gibt es damit seine Ansprüche auf Schönheit auf, und ebenso, wer nach dem Neuen fragt und sucht, leistet auf den guten Geschmack Verzicht; er stellt sich selbst ein ästhetisches Armuthszeugniß aus.

Die Sucht nach der Novität hat aber noch eine andere und sehr beklagenswerthe Seite; sie hat, um mit immer Neuem und Originellem die abgemüdeten Sinne zu reizen, die alten und, wie wir sehen werden, wohlbegründeten und nothwendigen Formen der Geräthe umgestoßen, und eine Fluth von widersinnigen und aberwitzigen an ihre Stelle gesetzt, wie z. B. viereckige Krüge, was eben so viel sagen will wie ein quadratischer Kreis. Die abgehetzte Phantasie hat die Grenzen des Vernunftmäßigen überschritten und quält sich wie ein ermüdeter, erlahmter Gaul in stolpernden Sätzen weiter, bis sie zu Tode geritten endlich zusammenbricht.

Gut und schön, das sind die Eigenschaften, die im Kunstgewerbe in Frage kommen. Es sind dieselben, mit denen der Grieche das Ideal zusammenfaßte, das Endziel aller menschlichen Bestrebungen im Leben wie in der Kunst. Ihre Vereinigung gibt die Vollkommenheit. Das Neue kommt nicht in Betracht, oder leider nur insofern, als grade das Alter eines Gegenstandes, wie die Dinge sind, zum Kennzeichen und zur Bürgschaft des Schönen dient; daher die im Grunde völlig wohlbegründete Lust an Alterthümern, zu wie vielen Lächerlichkeiten sie auch geführt haben mag. Die ornamentalen Mittel, deren sich der Grieche bediente, sind äußerst gering an Zahl, aber die er einmal als schön und gut erfunden, wurde er nie müde, immer zu wiederholen.

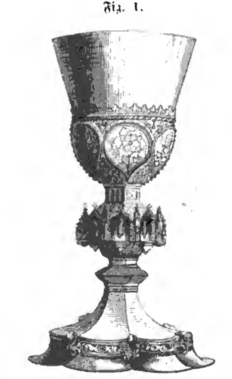
II.

Der Zweck geht der Schönheit vor. — Gestalt und Ornament. — Die Bedingungen der Grundgestalten und deren Unverletzlichkeit. — Räthsel des modernen Kunstgewerbes. — Phantasielose Phantasiegegenstände.

Wenn wir „gut“ und „schön“ als die zu erreichenden Eigenschaften hinstellten, so ist damit zugleich die Eigenthümlichkeit des Kunstgewerbes im Gegensatz zur freien Kunst angegeben. Die letztere hat nur das eine Ziel, die Schönheit; aber die Erzeugnisse von jenem sollen auch zum Gebrauche dienen, sie haben einen Zweck zu erfüllen, und dazu müssen sie gut, d. h. zweckentsprechend sein. Das Kunstgewerbe vereinigt somit das Schöne mit dem Nützlichen; seinem Namen vollkommen gemäß, steht es mitten inne zwischen dem Gewerbe und der Kunst und verbindet beide.

Wenn es aber ein doppeltes Ziel zu erreichen, gewissermaßen zweien Herren zu dienen hat, so ist die Frage, da sie beide miteinander in Widerspruch gerathen könnten, wem ist zu gehorchen, wessen Anforderungen sind zuerst zu berücksichtigen und zu erfüllen, wessen Vorschriften sind die maßgebenden? Wir sehen von solchen Prunk- und Prachtgeräthen ab, die bloß dem Luxus dienen, die nur ihre Form von einem Gefäß entlehnen und desselben Namen führen, aber nicht den Zweck erfüllen sollen. Sie sind Schaugeräthe, nicht Gebrauchsgegenstände, und selten und vereinzelt, wie sie entstehen, haben sie für das Leben keine Bedeutung. Von ihnen abgesehen, sagen wir unbedingt: der Zweck, die Nützlichkeit gehen der Schönheit vor.

Fig. 1.



Kelch aus dem 15. Jahrhundert.

Denn nehmen wir z. B. ein Messer, dessen Heft mit scharfkantigem, sogenanntem gothischen Ornament in geometrischen Figuren überdeckt ist, so daß es sich beim Gebrauch uns schmerzlich in die Hand drückt und seine deutlichen Spuren zurückläßt, ist

es wohl besser zu erachten, als das Lichtenbergische Messer ohne Heft, an dem die Klinge fehlt? Oder nehmen wir einen Kelch oder einen Pocal oder sonst ein beliebiges Metallgefäß, das von frei heraustretenden Figuren oder scharfem, durchbrochenem Ornament grade dort umgeben ist, wo wir die Hand hinlegen sollen — mögen die Figuren noch so trefflich, das Laub noch so zierlich gearbeitet sein, es befindet sich an falscher Stelle, und das Geräth ist verfehlt. So sind aber die gothischen Kelche der späteren Zeit, grade die reichsten und am meisten bewunderten, so kann man kostbare Metallgefäße, Pocale, Leuchter, Tafelaufsätze heute überall sehen. An diesem einen Fehler leidet auch der im Uebrigen schöne Kelch aus dem 15. Jahrhundert, von dem wir eine Abbildung unter Figur 1 mittheilen. Man wird das Ungeschickte des mit Figuren und Ornamenten umgebenen, in seinem Verhältniß allzuschweren Knaufs leicht erkennen. Er ist aber nur ein bescheidenes Beispiel.

Da gab es einmal einen Künstler, der hatte nur für die Gothik Augen, wie er sich dieselbe dachte, und da er sich nun ein Haus einrichtete, machte er es gothisch von außen und innen. Das sah allerdings wohl sehr nach einem Stile aus und war ein richtiges Geisteskind des Künstlers; aber vor lauter Ecken und Spitzen, vor Fialen und Thürmchen und zackigen Knäufen und heraustretendem Ornament mußte man sich auf einen förmlichen Eiertanz einüben, und wer nicht geschickt genug war, kam gestoßen und geschlagen nach Haus und ließ von Schößen und Aermeln an den zackigen Möbeln wie an neidischen Dornsträuchen die Trophäen zurück. Von dem Mißgeschick der crinolingebauschten Kleider wollen wir gar nicht einmal reden — was haben sie auch mit der Gothik zu thun?

Wer ein Jäger von Passion ist, der liebt es, mit erworbenen Siegeszeichen sich zu umgeben, und schmückt seine Wohnung mit den Geweihen der erlegten Hirsche und Rehe. Er thut recht daran und, wohl angebracht, vermögen sie dem Zimmer wie dem Hause den erwünschten und angemessenen Charakter zu geben. Aber es ist doch wohl zu weit getrieben, wenn jedes Geräth, das sich im Zimmer befindet, bis auf die Leuchter auf dem Tisch und an den Wänden, nur aus Hirschgeweihen zusammengestellt ist! Man wandelt in steter Gefahr für Augen und Haut und Kleider unter starrenden Spitzen und Stangen wie den dornenvollen Pfad der Tugend. Bei solchen Wohnungen gewinnt die Meinung jenes Kunstfreundes Bestand, daß Häuser als Kunstwerke überhaupt nicht zum Wohnen, nur zum Ansehen bestimmt seien, und nur mißbräuchlicher Weise dazu benutzt würden, weil sie zufällig hohl seien.

Wir nehmen nach diesen Beispielen — obwohl Beispiele nichts beweisen — als zugestanden an, daß ein Geräth vor allen Dingen zuerst seinem Zweck entsprechen soll. Erst dann mag die Schönheit an dasselbe herantreten, oder auf seine Form einwirken, unbeschadet des Zweckes.

Fig. 2.



Etruskischer Krug.

Auf diesen zwei Momenten beruht das Kunstgewerbschöne, wie wir es nach der Analogie des Kunstschönen nennen wollen, auf der Gestalt oder der Form des Geräthes und auf dem Ornament, der Verzierung. Sein Reich fängt da an, wo der Künstler nur ein wenig über den Zweck hinausgeht, sei es, daß er die Gestalt durch eine Biegung oder Ausschweifung dem Auge wohlgefälliger zu machen sucht, sei es, daß er durch Linien die Starrheit der leeren Fläche nehmen will. In jenen Phantasie- und Luxusstücken, in denen der Zweck vom Schein aufgehoben ist, findet es seine andere Grenze. Was das Erzeugniß der bloßen Handfertigkeit ist,

wie geschickt es auch ausgeführt, wie kunstreich es ersonnen, z. B. künstliche Eisenschlösser, sie gehören nicht in diesen Bereich, wenn ihnen zur Technik nicht noch ein Schönheitszeichen mitgegeben worden.

Die Form oder vielmehr die Gestalt des Geräthes, mit der wir es zunächst zu thun haben, ist keine willkürliche; sie geht aus dem Zweck, aus der Bestimmung unter Mitwirkung des Materials und seiner Verarbeitung mit Nothwendigkeit hervor. Somit ist sie in gewissem Sinn eine organische, naturwüchsige, und darum in der Grundgestalt, in der Idee eine ewige, und wie der Baum ein Baum ist und bleibt und in Ewigkeit nichts anderes, kein Löwe und kein Rhinozeros wird, so ist auch das Geräth nur es selbst und nichts anderes, der Pocal kein Fuchskopf, das Dintenfaß kein Pulverhorn und die Commode kein Haus, wie das Haus keine Commode. Der Krug, weil bestimmt Flüssiges zu halten und auszugießen, hat von Alters her schon vor der Erfindung der Töpferscheibe seine gerundete, bauchige Gestalt mit verengtem Hals gehabt, und alle Zeiten haben sie gewahrt; wer nach Geschmack und Bedürfniß ändern wollte, schweifte den Contour und die Mündung in anderer Weise, fügte Fuß und Henkel hinzu und ornamentirte von außen her nach seinem Gefallen (siehe die vorstehende Vase Figur 2). Nur der irrenden Phantasie der Renaissanceperiode, die in solchen Dingen vernünftige Schranken nicht kannte, war es vorbehalten, den Krug in einen Löwen oder in ein beliebiges Unthier mit einer Röhre im Munde zu verwandeln oder so seltsame Gestalten dafür zu erfinden, wie Fig. 3, ein Krug des 16. Jahrh. zeigt (S. 442). Uebrigens war schon die frühmittelalterliche Kirche mit Unterlegung einer symbolischen Bedeutung vorausgegangen und hatte Pferde, Esel, Hunde, Löwen und Tauben zu kirchlichen Geräthen gemacht.

Der berühmte Benvenuto Cellini hat diesen Fehler zum Oeftern begangen, daß er zur Sache selbst gemacht hat, was höchstens bloß ornamental hätte sein sollen. So ist sein Salzfaß in Gestalt eines Löwen bekannt und gepriesen, aber was — fragen wir — hat das Salzfaß mit dem Löwen zu thun oder der Löwe mit dem Salz? Alle Kunst Benvenuto's kann diesen Unsinn nicht in Sinn verwandeln. Von ihm existirt auch ein Trinkgefäß in Gestalt eines reisigen Ritters; um zu trinken muß man den halben Ritter und das halbe Roß, die den Deckel bilden, herabnehmen. Das ist eine Geschmacklosigkeit des Gedankens. Aus derselben Periode existiren noch mehrfach große Trinkgefäße in Form wohlausgerüsteter und wohlbemannter Schiffe: das Verdeck mit der Mannschaft und der ganzen Takelage muß man abnehmen und setzt dann den Schiffsschnabel an den Mund, um zu trinken. Wohl erinnert das Schiff an die Flüssigkeit, aber an die unedle; dann ist es seine Bestimmung, in ihr zu schwimmen, nicht sie in seinem Bauche zu tragen. Es ist grade wie wenn Jemand den nüchternen Wassertrinker Diogenes in seiner Tonne zum symbolischen Bilde des vollgezapften Zechers nehmen wollte; zwischen beiden ist nur der bekannte Unterschied, daß das Faß im Trinker steckt, Diogenes aber im Faß.

Das moderne Kunstgewerbe kommt nicht heraus aus dieser Verwechslung und kann es nicht, so lange es nach Novitäten haschen muß. Oft sündigt es in bester Absicht, z. B. gegenwärtig sehr allgemein bei den Kugellampen. Wir haben aus unserer classischen Schulbildung her einen gewissen ästhetischen Respect vor Allem, was Vase heißt, besonders den antiken, und vermeinen mit ihnen unbedingt sicher zu gehen, wenn wir unsern Geschmack documentiren wollen. Es ist auch etwas daran, vorausgesetzt nämlich, daß sie wirklich schön sind, denn auch dieses edle Fabricat kann wahre Ungeheuer aufweisen. Es ist aber die Vase, mag sie nun eine Flüssigkeit oder die Todtenasche fassen sollen oder nur ein Prunkgeräth sein, ein fertiges Ding für sich, und muß selbst andere Gestalt annehmen, wenn sie Blumen tragen soll. Wie viel mehr aber muß sie leiden, wenn sie zum Oelbehälter einer Moderateurlampe gemacht wird; in ihrer Selbständigkeit bisher ein ästhetisch befriedigendes Ganze, wird sie nun ein dienendes Glied. Natürlich ändern sich alle Verhältnisse. Die Fabrication freilich denkt nicht daran, und jede beliebige Vasenform, die einmal das Alterthum oder die Neuzeit oder China und Japan erfunden haben, muß zum Lampenträger geeignet sein. Und doch schließen die Theile einer Lampe von der leuchtenden Kugel an alle Bedingungen ein, um zu einer selbständigen und geschmackvollen Gestalt zu gelangen.

In keinem Genre geschehen heutzutage

mehr Thorheiten dieser Art als bei den sogenannten Galanterie- oder Phantasiegegenständen, die natürlich ihren Namen haben wie lucus a non lucendo. Es ist wirklich erbarmenswürdig anzusehen, insbesondere wenn man auf eine Weihnachtsausstellung geht, wie sich die leergebrannten Köpfe abgequält haben, um dem mit Raritäten verwöhnten Geschmack des Publicums immer neue Pikanterien, immer höchst Originelles aufzutischen. Es ist doch sonst der anerkannte Grundsatz in der Architektur wie in jeder andern Kunst, daß ein Kunstwerk sich sofort in seinem Aeußern als das zu erkennen geben soll, was es ist. Hier aber spielt die Kunst Versteckens und gibt uns geistreiche Räthsel zu lösen auf. Du nimmst ein Pulverhorn in die Hand und willst es Dir näher besehen, auf einmal belehrt Dich die verschüttete Dinte, mit der Du Dich und den Boden beschmutzt hast, daß es eigentlich kein Pulverhorn war, sondern ein Dintenfaß. Beschämt über Deinen bestraften Vorwitz, greifst Du nach einem eleganten Doppelperspectiv, das auf einem Teller vor Dir steht, um Deine Verlegenheit dahinter zu verbergen. Ach, wie täuschest Du Dich! Du nimmst den Teller mit und siehst mit dem einen Auge wiederum in ein Dintenfaß, mit dem andern in eine Streusandbüchse. Wahrscheinlich hat sich der sinnige Erfinder dieses Geräth für einen Theaterrecensenten bestimmt gedacht, auf daß er weniger scharf sehe und desto klarer schreibe.

Wir gehen weiter. Da sehen wir von Bronze ein Zweiglein liegen von einem Wallnußbaum mit zwei Nüssen daran, die eine über, die andere unter Lebensgröße. Was dürfte denn das wohl sein? Wir wollen nicht lange rathen; wir haben schon wieder ein Schreibzeug. Daneben liegt noch eine Feder, die ist diesmal aber nicht zum Schreiben bestimmt, sondern mit ihrem Gefieder ist sie ein Papiermesser.

Doch die Schreibzeuge werden uns langweilig, wenden wir uns zu andern Dingen. Ein sehr coulanter Artikel sind jetzt kleine Feuerzeuge, und sie fordern allen Witz des Gewerbes zu immer neuen Erfindungen heraus. Erst machte man Schächtelchen und Büchschen und Döschen und Kästchen und klebte Sandpapier oder einen rauhgemachten Metallstreif daran. Wie albern! Da kam ein glänzender Kopf auf den Einfall, die Hölzchen in einen Courierstiefel zu stecken, und ein anderer fügte noch den Stiefelknecht hinzu, sie darauf in Brand zu reiben; ein dritter zog eine Pistole vor, ein vierter eine Trommel, ein fünfter einen Hut, einerlei ob Cylinder oder Kalpak. Das Wettrennen des Geistes war eröffnet. Ein Mohren- und ein Ritterkopf, ein Packträger, ein Wagen und eine Karre, daneben allerhand groteske Figuren thaten dieselben Dienste; die ganze Thierwelt, alles kriechende und fliegende Gewürm kam herbei und that seinen Bauch auf, die Feuerhölzchen in sich aufzunehmen. Damit nicht zufrieden, erfand man genrehafte Scenen, z. B. Schlachtfelder mit Kanonen, Sterbenden und Kämpfenden, mit umstürzenden Schanzkörben und zerschossenen Thürmen. Andere zogen das Idyll vor. Da sah man denn einen Hühnerhof mit allem Zubehör: die Hölzchen standen in einem Eimer grade unter der Pumpe — „das Feuer soll man löschen;" — für die Cigarren fand sich dabei sehr gute Gelegenheit im Hundehaus, und im Taubenthurm schnitt man ihnen die Spitzen ab. Herz, was willst Du mehr! Aber das Beste und Geistreichste kommt noch. Das Idyll und das Schlachtfeld haben ihren Reiz verloren, pikant ist nur noch — die Eisenbahnretirade. Es scheint wahrlich Alles erschöpft zu sein und nichts mehr übrig zu bleiben, als die Feuerbringer am heimlichen Orte aufzubewahren. Die Phantasie ist schließlich in die Kloake hinabgestiegen und der Aberwitz zum Afterwitz geworden.

Wir könnten mit Hunderten von Beispielen dieser Art aufwarten, doch ob wir ein Damennecessaire in einem Ei oder in einem Clavier stecken haben, ob sich die Cigarren in einem Buchdeckel oder einem Waarenballen befinden, das ist uns gleichgiltig, wenn wir einmal des Pudels Kern gefunden haben. Die Sache imponirt uns nicht mehr; die affectirte Geistreichigkeit hat sich trefflichst als Armuth offenbart. Das Gewerbe macht uns nur ein X für ein U; es nimmt einen beliebigen Gegenstand und verwendet ihn zu etwas, was seiner Bestimmung am meisten conträr ist. Man könnte es sich allenfalls im einzelnen Fall gefallen lassen, wenn ein guter Witz dabei wäre, wie z. B. bei dem Trinkgefäß in Form eines Stiefels, das bei ungeschickter Haltung dem Trinker seinen Inhalt in's Gesicht schleudert.

„Kein Aergerniß und Ungelaß:
Der Schall hat überall freien Paß.“

Aber der Witz muß kommen, zünden und gehen wie der Blitz; in Permanenz erhoben, ist er bald abgenutzt, fade und wirkungslos.

Stilarten, wie sie nacheinander und nebeneinander aufgetreten sind, sehr mannigfach. Dennoch ist die Verzierung keine freie, sondern eine gebundene Kunst: mögen wir einen vorhandenen Stil nachahmen oder einen neuen schaffen wollen oder die Natur

Fig. 3.



Thonkrug vom 16. Jahrhundert.

III.

Die Ornamentation und ihre Mittel. — Der ideelle Zusammenhang zwischen Bestimmung und Ornament. — Unterordnung des Ornaments unter die Hauptform. — Das Recht des Materials und sein Einfluß auf das Ornament — Modernes Wirrsal in Stoffverwechslung.

Die Mittel zu jeglicher Ornamentation sind entweder Relief oder Farben oder bloße Zeichnung. Fast alle Zeiten haben sie gekannt und benutzt, aber jede Zeit, fast jedes Volk in ihm eigenthümlicher Weise, die man den Stil nennt. Das Reich des Ornaments ist also ein sehr weites und die treu copiren, immer haben wir uns an gewisse rationelle Bedingungen zu halten, die außer uns in den Gegenständen liegen, die wir schaffen oder verzieren wollen.

Das Geräth ist ein ideeller Organismus. Wie die Pflanze nach ihrer Art immer die gleichen Blätter und Blüthen treibt, so sollte auch die Gestalt wie die Ornamentation eines Gerätes als eines Kunstwerks aus den Bedingungen seiner Art wie mit Nothwendigkeit hervorgegangen erscheinen. Wir haben schon erörtert, wie die Grundgestalt nur ein Ausfluß seiner Bestimmung ist. Die Bestimmung bindet auch das Or-

nament durch den Gedanken, durch die Idee mit der Gestalt zusammen, daß heißt, was man von Figuren= oder Pflanzenschmuck zu einem Geräth hinzubringt, soll mit dessen Zweck in ideellem Zusammenhang stehen. Die zweite Bedingung gibt die Form des Gegenstandes nach seiner Grundgestalt und seiner Gliederung gewissermaßen nach seinen architektonischen Verhältnissen, und die dritte das Material, aus dem es besteht.

Gegen keine Forderung wird mehr und ist mehr gesündigt worden, wie gegen die des ideellen Zusammenhangs; heutzutage kennt man sie kaum. Nicht einmal die ersten Gesetze der Schicklichkeit und des Anstandes werden beachtet, wenn z. B. Kaffeekannen und Wassergläser oder Suppenteller mit Titianischen oder Rafaelischen Madonnen verziert werden, wie man umgekehrt im späteren Mittelalter die Gebetbücher mit allerlei possirlichen und oft sehr derben Scenen von Affen, Hunden und andern Thorheiten illustrirte. Erasmus Quellinus behängte das Rathhaus zu Amsterdam mit Festons von Kämmen und Bürsten, Perrücken und Puderquasten, vielleicht nicht ohne boshafte Anspielung auf die regierende Wohlweisheit dadrinnen, und heute sieht man die gewaltigen Zinshäuser, denen man sonst jedes Merkmal künstlerischer Mitwirkung abstreift, wenigstens mit einer Reihe Köpfe von Philosophen, Künstlern und andern großen Männern geschmückt. Im germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich ein gewaltiger Zinnkrug aus dem 16. Jahrhundert, der einst der Schneidergilde als Prachtstück angehörte. Wahrscheinlich auf Befehl der ehrsamen Meister und Gesellen hatte ein Künstler die Auferstehung Christi in gravirter Arbeit darauf anbringen müssen. Zur Rache für diesen thörichten Auftrag hatte er wenigstens den Auftraggebern mit einer Boshaftigkeit vergolten, und den Wächtern am Grabe Schneiderscheeren statt der Schwerter an die Seite gegeben. (Siehe Figur 4.)

Gegenwärtig sind besonders die Zimmeruhren ein Ablagerungsquartier für jeden beliebigen Einfall geworden; hat Einer einen eleganten Gedanken für eine plastische Gruppe und er weiß nicht wohin damit, an einer Standuhr findet er gewiß seine passende Stelle. Hier reitet ein Türke stolz über das Räderwerk hinweg, nicht ahnend, daß seine Stunde bereits geschlagen hat; an jene lagert sich ein alter geharnischter Ritter, wohl trauernd, daß die nivellirende Zeit über Helm und Wappen dahin schreitet; andere sind von Kindern und Engeln umspielt, den Glücklichen, denen noch keine Stunde schlägt. Irgendwo sahen wir eine Uhr, die fuhr ein Blousenmann auf einer Schiebkarre davon, ein entschieden revolutionärer Gedanke, denn er soll doch wohl andeuten, daß die Zeit den Proletariern gehört. Anderswo war eine Uhr zu sehen, die wunderbarer Weise in einem moosigen Urwald unter Riesenbäumen lag —

Fig. 4.



Zinnkrug einer Schneidergilde aus dem 16. Jahrhundert.

das Product höchster Civilisation in der primitiven Wildniß, gewiß sehr sinnig gedacht, denn die Verbindung beider ist eben die Zeit; eine andere lag unter blumigen Gewächsen, in denen die Vögelein eifrig hin- und herrannten — eine geschickte, aber doch absurde Benutzung der Mechanik. Von solchem Genre sind alle Uhrenmagazine voll.

Ohne Grenzen ist gar die Verzierung mit Malereien. Wir wollen noch nicht von den Gemälden auf Glas und Porcellan reden, weil wir auf diese Stoffe ausführlicher zu sprechen kommen. Wenn man Möbel vom „Kunstmaler" mit landschaftlichen wie figürlichen Bildern verzieren läßt, so ist das schon an sich ungehörig,

noch vielmehr aber, wenn ein Kleiderkasten Ary-Schefferische Mignons trägt, oder eine Credenz, ein Buffet mit historischen und romantischen Bildern prunkt. So sah man in London eine Credenz, die in allen Füllungen mit Bildern aus dem Scott'schen Roman Kenilworth bedeckt war.

Und doch erscheint diesem thörichten Gebahren gegenüber, das sich auch aus andern Gründen verurtheilt, die Forderung so einfach und auf der Hand liegend, daß die Verzierung ihre Stoffe aus dem Kreise des Gegenstandes und seiner Bestimmung nimmt. Will man figürliches Ornament auf Speisegeräthe anbringen, nun, so ist doch unter Allem, was zu Tisch und Tafel gehört und damit in weiterer Beziehung steht, die Wahl groß genug. Ein Festpocal, der zur Erhöhung der fröhlichen Lust dienen soll, thut doch wahrlich besser daran, sich an das zu halten, was dem „Kreise froher, kluger Zecher" nahe liegt, als sich im Himmel oder in der Geschichte umzusehen. Hat er eine ganz specielle Bestimmung, sei es als Ehrenzeichen, als Gewinn beim Schützenfest, beim Wettrennen, so wird es auch erlaubt sein, sich mit Beziehungen darauf zu schmücken. Sinnreiche Sprüche mögen dann die Verbindung zwischen Bild und Bestimmung erläutern. Doch sollte man auch mit ihnen sparsam sein und sie nur bei Geräthen von bevorzugter Art anwenden, denn sonst gleichen sie der Weisheit, die sich auf der Gasse hören läßt: Niemand achtet ihrer.

Was vom figürlichen Ornament, das sollte auch von den Pflanzen gelten. Wenn man freilich das Laub so stark stilisirt, daß die Urformen unkenntlich geworden sind, so bleibt es völlig frei in seiner Anwendung, und man kann es überall hinbringen, ohne wider den Gedanken zu verstoßen. So machten es die Griechen mit ihren wenigen Motiven, die sie der Natur entlehnt hatten. Schon das Mittelalter ging weit darüber hinaus. Wir aber, wir haben das ganze Reich geplündert, wir haben unsere heimischen Gärten und Wälder ausgeraubt, wir sind in die Tropen gegangen und haben ihre Urwälder und Palmenhaine durchmustert, wir sind endlich in die Erde hinabgestiegen und haben die Flora der Vorwelt unserer künstlerischen Verwendung dienstbar gemacht. Arm an Motiven und Formen des Laubwerks sind wir somit nicht, und da wir die Pflanzen überall so zeichnen und modelliren, daß die Urformen in ihrem Charakter erkennbar bleiben, so ist es nur billig, wenn wir auch auf ihre Bedeutung Rücksicht nehmen und sie demgemäß nicht an ungehöriger Stelle verwenden. Wer darum einen Weinpocal oder ein Bierglas mit Laub umgeben will, der braucht sich nicht in Gewächshäusern nach exotischen Pflanzen umzusehen, der heimische Hopfen und die Rebe bieten ihm in Frucht und Laub die schönsten Motive. Er kann auch die Blumen der Freude, Rosen zumal, und auch den Epheu hinzubringen, denn von jeher haben sie bei Griechen und Römern und Germanen dazu gedient, das fröhliche Fest zu verschönern, sei es als Kränze um Haupt und Brust gewunden, sei es in Vasen vereinigt oder als Festons und Guirlanden an Wände und Geräthe gehängt oder über Tisch und Lager und Boden ausgebreitet. Man wird auch wohlthun, die alten Beziehungen festzuhalten, den Eichenkranz als die Krone der Bürgertugend, die Palme und den Oelzweig als das Zeichen des Friedens, den Lorbeer für den Sieg auf dem Schlachtfeld.

Als zweite Bedingung, die mit Nothwendigkeit auf die Gestaltung des Ornaments einwirkt, haben wir die Form des Geräthes genannt. Das Geräth gleicht darin einem Gebäude, daß es aus Theilen besteht, die, gebunden durch das Gesetz der Ordnung und Unterordnung, zum Ganzen und untereinander in harmonischen Verhältnissen stehen müssen. Das ist sein architektonisches Princip. Das Ornament tritt an ein Bauwerk heran, im Allgemeinen, um die Masse zu beleben, im Besondern, um die Gliederung deutlicher heraustreten zu lassen. Es folgt somit den großen, bereits gegebenen Linien, es ordnet sich dem constructiven Element unter, es bindet sich in Stil und Größenverhältnissen an den Grundplan, auf daß es in Allem nicht angeklebt, sondern wie aus dem Stamm hervorgewachsen erscheine.

Ganz das Gleiche ist es mit dem Geräth. Auch hier muß das Ornament sich der Hauptform unterordnen und sich an die Gliederung der Theile anschließen; es muß diese Bestandtheile markiren oder die zwischen ihnen liegenden Felder beleben. Es darf aber nicht die Gliederung überwuchern und unkenntlich machen oder gar die Grund-

gestalt des Ganzen vernichten; der Contour muß wohlerhalten bleiben, und damit die Schönheit der Gestalt, das harmonische Verhältniß und Gleichgewicht der Theile. Geschieht es nicht, so wird das Werk entweder überladen sein, oder das Ornament ist aus seiner abhängigen, untergeordneten Stellung herausgetreten und hat eine selbständige eingenommen, die ihm nicht gebührt. — In den zweiten Fehler sahen wir bereits die Renaissance verfallen, wenn sie Thiere und Menschen in voller, freier Gestalt zu den Gefäßen selbst machte. Wir haben auch die Neuzeit daran leiden sehen. Als ein bildliches Beispiel von seltsam verkehrter Art wählen wir (siehe Figur 5) einen Tisch englischer Erfindung: einen knienden Gladiator, der seinen Schild über sich hält. Man muß ihn auf den Contour eines Tisches ansehen, um die Absurdität zu fühlen; auch wird der tapfere Held stets den Eindruck machen, als habe er sich unter den Tisch versteckt.

An Ueberladung litt die Renaissance wenigstens in ihrer guten Zeit nicht. Dagegen hatte es der Stil der Perrücke und des Zopfes förmlich darauf abgesehen, durch das krause Ornament und die massenhaft auftretende Fülle desselben jede Form, jeden Contour absichtlich zu vernichten. Es lag das in seiner Eigenheit, die Form zu negiren und aus der einmal begonnenen Linie sofort wieder herauszuspringen. Die Gegenwart folgt vielfach diesem schlechten Beispiele, wie sie sich denn überhaupt vom Zopf noch nicht losgerungen hat. Insbesondere scheint für die Goldschmiedekunst bei ihren größern Gefäßen, bei Tafelaufsätzen, Pocalen, Gießgefäßen, Schönheit des Contours, also Schönheit der Gestalt gar nicht mehr in Frage zu kommen, sondern nur noch die Ausarbeitung des Details, der Figürchen und des Laubs von Bedeutung zu sein. Grade dort, wo sie nicht sein sollten, rund um den Ständer herum, deren Reinheit und Freiheit für die Schönheit des Ganzen wesentlich ist, und oben um den Hals über der Weite des

Fig. 5.



Moderner Tisch.

Gefäßes sehen wir figurenreiche, lebendigbewegte Gruppen in Hochrelief. Es ist ein Beispiel der Zopfzeit, wie man heute viele von ähnlicher Art sieht, welches wir hier unter Figur 6 bildlich mittheilen; die bewegten vorspringenden Gruppen oben und unten werden den begangenen Irrthum jedem Auge erkenntlich machen. Wir stellen aber man soll ihn weder wegleugnen noch Dinge von ihm verlangen, die nicht in seiner Leistungsfähigkeit liegen, noch mit seinen Eigenschaften harmoniren. Es ist nur die Forderung der Billigkeit und einfachen Wahrheit; die Lüge ist der Kunst unwürdig.

Wir verlangen nicht, daß der Stoff in seiner rohen Nacktheit bleibe und man ihn

Fig. 6.



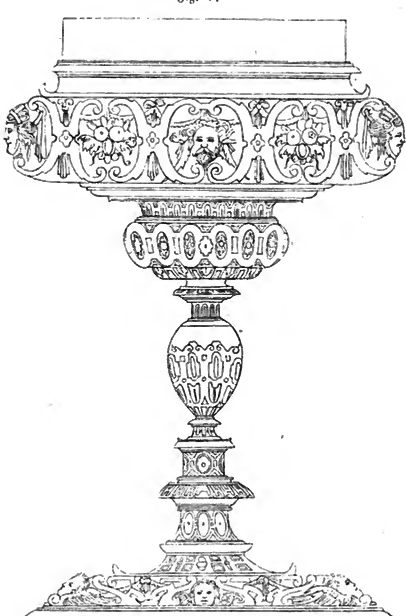
Silberne Gießkanne aus dem 18. Jahrhundert.

ihm (siehe Figur 7) einen Pocal von Wenzel Jamnitzer, ein Werk der schönsten deutschen Renaissance, gegenüber, welches ganz mit Verzierung bedeckt ist und doch den Contour auf das Schönste und Reinste gewahrt hat, eben weil das Ornament versteht, sich unterzuordnen.

Die dritte Bedingung oder Forderung hinsichtlich des Materials erscheint materiell, da es Sache der Kunst ist, durch den Geist den Stoff zu besiegen. Besiegt und dienstbar gemacht soll er allerdings werden, überall an seinem ursprünglichen Gefüge erkenne, wir wollen nicht die Wände von Kirchen und Wohnungen nackt und leer gelassen; aber wir wollen, daß man ihn erkenne an der Art, wie der Künstler auf seine eigenthümlichen Eigenschaften eingegangen ist und wie er sie ornamental verwendet hat. Wer würde auch Anstoß daran nehmen, daß man Bildern vergoldete Rahmen gibt, oder daß man Geräthe aus Bronce und Silber vergoldet! Wir wollen uns der glänzenden und, wie z. B. bei

Bilderrahmen, nothwendigen Wirkung des Goldes nicht entschlagen und können doch nicht gediegenes Gold dazu verwenden. Es wird aber auch Niemand das letztere suchen oder erwarten, es sei denn etwa bei kleinern Silbergefäßen ohne besondern Werth. So beabsichtigen wir in diesem fernung hinaus, und bricht dann um so leichter zusammen, wie seine Sprödigkeit bei kleinern und feinern Arbeiten festen Schlägen und Stößen nicht widersteht. Es folgt daraus, daß das Ornament sich nicht weit vom Stamm entfernen darf, daß es mit ihm verbunden bleiben und nur


Fig. 7.


Pocal von Wenzel Jamnitzer aus dem 16. Jahrhundert.

Fall nicht den Schein der Täuschung, sondern nur die Wirkung.

Jedes Material hat, wie gesagt, seine eigenthümlichen Eigenschaften und qualitativ wie quantitativ verschiedene Leistungsfähigkeit. Vergleichen wir z. B. die drei vorzugsweise zur Architektur in Verwendung kommenden Stoffe, den Haustein, den Ziegelstein und das Holz. Sie alle drei leisten dem Druck fast gleichen Widerstand, aber der Stein ist hart, spröde, festzusammenhaltend, doch nur auf eine gewisse Enteine beschränkte Feinheit und Zierlichkeit erreichen kann. Noch weniger vermag in dieser Beziehung der gebrannte Stein, und er duldet daher nur ein flaches Ornament, dafür aber hat er malerische Wirkung. Ganz anders das Holz: es ist zäher, trägt weiter hinaus, ist weniger hart und spröde und läßt sich mit Messer und Stichel zu weit größerer Freiheit und Feinheit behandeln. Ich will dabei nur an die geschnitzten Altäre der gothischen Zeit und die Möbelschreinerei der Renaissance erinnern.

Vergleichen wir nun hiermit das Erz, so werden wir finden, daß, wenn es seiner Schwere und Kostbarkeit wegen zu Kolossalwerken nicht zu verwenden ist, oder nur sehr ausnahmsweise, es dagegen an Freiheit und Nachgiebigkeit in den Willen des Künstlers alles Andere übertrifft. Zäh, dehnbar, biegsam und flüssig, läßt es sich in jede Form durch den Hammer treiben, läßt sich schneiden und feilen, läuft im Guß durch alle Canäle und füllt die feinsten Fugen aus. Es vertritt also das Erz offenbar den Reichthum in Bezug auf ornamentale Verwendung, der Stein die Armuth, während das Holz in der Mitte steht. Wer sollte nun denken, daß Jemand so thöricht wäre, die dürftigen Formen des Steines auf Holz und Metall zu übertragen? Und doch thut das vielfach und fast gewöhnlich noch die moderne Gothik.

Wieder andere Eigenschaften nun haben z. B. Porcellan, Glas und Edelsteine zu ihrer ornamentalen Wirkung; bei ihnen sind Transparenz und Farbe und Licht die Hauptmittel zur Kunst. Wieder andere haben Leder, Wolle, Seide, überhaupt alle flachen Stoffe, bei denen das Relief wegfällt, und denen nur Zeichnung und Farbe übrigbleibt. Aber hierin, scheint es, ist ihnen keinerlei Maß und keinerlei Schranke gesetzt, und wenn wir der Rafaelischen Tapeten gedenken, so scheinen sie des Höchsten in der Kunst fähig zu sein. Leisten können sie es allerdings, aber die Frage bleibt uns erlaubt, ob sie es auch sollen, wenn sie bloß ornamentalen Zwecken dienen, also überhaupt dienen und darum unfrei und gebunden sind; ob nicht eben die Fläche, wo sie auch dem Scheine nach Fläche bleiben muß, und zugleich die Bestimmung und Art der Verwendung Grenzen setzen und Bedingungen vorschreiben. Wir haben auf das Alles, auch auf Glas und Porcellan, später näher einzugehen, und wollen darum hier vorläufig nur den Gedanken angeregt haben.

Fern davon, daß die Gegenwart den verschiedenartigen Eigenschaften der Materialien Anerkennung und Achtung zollte, geht sie mit ihnen um in einer Willkür, daß sie das Eine fortwährend und absichtlich für das Andere substituirt, vermeinend, damit ein Wunder des Geschmacks auszuüben. Wir reden hier nicht von der Architektur, wo das bekanntlich auch vorkommt, sondern nur von den Kleinkünsten. Man mag es sich allenfalls noch gefallen lassen, wenn Glas und Porcellan miteinander rivalisiren, da sie in der Transparenz, also in der Mitwirkung des Lichts und im Schmelz der Farben verwandte Eigenschaften haben. Was haben aber Porcellan und Holz gemein, oder Holz und Leder, oder Leder und Gold, oder Gold und Leinwand? Solche Verwechslung aber gehört zum allermodernsten Geschmack und ist theilweise erst vom letzten Jahre. Wozu nützt es, einem Bierkrug von Thon den Anstrich einer hölzernen Tonne zu geben? Wird er doch weder schöner, noch zweckdienlicher, noch werthvoller dadurch. Wozu gar sollen wir Kaffeekannen und Tassen und Schalen das Ansehen einer Faßbinderarbeit geben, was sie ohnehin nicht einmal sein könnten? Wozu dem edlen Porcellan den Schein des Holzes anhängen?

Es ist eine sonderbare Auffassung der Gewerbefreiheit von ästhetischer Seite. Da sieht man von köstlich braunem Holze reizend geformte Leuchter und andere kleine elegante Zierarbeiten, denen man durch Hinzufügung von Nähten den trüglichen Schein des Lederüberzugs gegeben hat. Da sieht man Porcellantischchen auf Eisenfüßen, aber diese Füße haben das Aussehen von zusammengeschnallten Lederriemen erhalten. Noch dazu soll das weiche Leder dem zerbrechlichen Porcellan zur Stütze dienen. Ein Anderer hat Kästchen in Form von Reisekoffern, die mit Messingbändern beschlagen sind; auch diese Metallbänder ahmen die Form von Riemen und Schnallen nach. Desgleichen macht jetzt der Goldschmied Armbänder in Gestalt von Riemen, die durch eine Schnalle laufen: also den edelsten und kostbarsten Stoff, den man hat, würdigt man dazu herab, den Schein des gemeinen, ordinären Leders anzunehmen. Haben denn die Damen, die doch sonst die Herrinnen des Geschmacks sind, kein Gefühl dafür, daß sie eine solche absurde Geschmacklosigkeit um den schönen Arm legen mögen! Eben so widersinnig sieht man goldene Armbänder, wie ein seidenes Band, dessen Enden in eine Schleife geschlungen sind; andere gleichen Leinwand- und Spitzenmanschetten, und damit nichts der Aehnlichkeit fehle, vergißt man auch die Knöpfe und die Knopflöcher nicht; andere ahmen mit kleinen Goldschnürchen Corsetten

und gestickte Mieder und Brusteinsätze nach, selbst mit Brochen daran, so daß man am Handgelenk trägt, was Brust und Hals gehört: nur an Kopf fehlt es dabei.

So ist Alles eitel Verwirrung. Der Gewerbskünstler vermag in seinem eigenen Reiche keine Gedanken und Formen mehr zu finden (nicht, weil sie nicht darin wären, sondern die Leerheit ist im Kopfe), und darum geht er in dem Reich des Nachbars auf Raub aus. Wenn das zu Recht wird, gibt es keine Grenze mehr. Bald wird uns der Cravattier vielleicht Halsbinden in Imitation von stachlichten Hundehalsbändern oder Halseisen octroyiren, der Buchbinder wird uns die Bücher in Quadern einbinden, vielleicht mit Beobachtung der dorischen oder jonischen Ordnung, der Maurer wird die Fugen wie Schneidernähte behandeln, und der Schneider, der schon lange Künstler ist und seine Akademie hat, wird die Nähte im kunstgerechten Gewölbschnitt halten und wir werden an Aermeln und Hosen gothische Capitäle mit uns herumtragen müssen, während der Schuster uns historische Gemälde auf die Schuhe malen wird. Da nun auch der Conditor bereits Kirchen von Tragant aufbaut, ganz vergessend, daß seine künstlerische Leistung sich auf die Zunge bezieht und nicht auf das Auge, daß nur die feine, süße Würze das Ziel seiner Kunst und der Prüfstein für den Mann von Geschmack ist, so werden wir es wohl auch erleben, daß umgekehrt der Architekt seine Bauten aufführt „just wie vom Conditor" und der Bildhauer die figurenreichen Hochzeitskuchen zu Modellen für seine Monumente nimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Handbuch der Lithologie oder Gesteinlehre von Dr. J. Reinhard Blum, Professor der Mineralogie u. s. w. Mit 50 Figuren. Erlangen, Ferdinand Enke.

Die Gesteinlehre, d. h. die Beschreibung und Classification derjenigen Massen, welche das grobe Gezimmer des bekannten Theiles unseres Erdkörpers zusammensetzen, hat von jeher in Deutschland, in neuerer Zeit aber auch in Schweden und Norwegen, ihre vorzüglichste Ausbildung erhalten; Engländer und Franzosen sind immer mehr im Allgemeinen bei der Bestimmung und Charakterisirung der Gesteine geblieben, unterscheiden diese meist nicht mit derjenigen Genauigkeit, worin die deutschen Geognosten und Geologen hervorragen; besonders gilt dieses für die auf dem feurigen Wege gebildeten krystallinischen Gesteine. Man muß aber mit Recht der Gesteinlehre als wissenschaftlicher Basis für die Geognosie und Geologie denselben Werth beilegen, den die Krystallographie für die Mineralogie hat, und in dieser Anerkennung wird der hervorragende Werth der möglichst genauen und scharf unterscheidenden Gesteinlehre nicht zu bestreiten sein. Das Material für dieselbe hat sich bei dem Fleiße der Forscher nach und nach sehr angesammelt, und schon von diesem Standpunkte allein wird es nöthig und ist verdienstlich, dasselbe zur Erleichterung der Uebersicht von Zeit zu Zeit in einen geordneten Rahmen zu bringen, Hand- und Lehrbücher dieses Zweiges zu bearbeiten; auch der Unterricht erheischt solche Zusammenstellungen. Es kann hier nicht Absicht sein, die Reihenfolge der Werke zu überschauen, welche unsere Literatur auf diesem Gebiete besitzt; erwähnen wollen wir nur die trefflichen Lehrbücher von Naumann, B. Cotta und Senft, als Producte der neuern Zeit. Man könnte glauben, daß wir grade jetzt keine weitere Bearbeitung der Gesteinlehre bedürften, aber dennoch wird sich Jeder, der im Fache steht, beim Durchblättern des neuen Blum'schen Buches sogleich überzeugen, daß dasselbe keineswegs ein Zusammen- und Umguß aus jenen Werken ist, daß es sehr viel Tüchtiges und Neues, als Ergebniß der allerjüngsten Beobachtungen, enthält, und daß es in keiner Bibliothek eines praktischen und schaffenden Geognosten und Geologen fehlen darf, wäre es auch bloß als Repertorium zum Nachschlagen von schon Ermitteltem, zur Feststellung von Analogien und dergleichen. Aber das Buch enthält daneben auch noch Vieles, welches aus der eigenen Forschung des Verfassers hervorgegangen ist. Das Chemische und besonders die Umwandlungen, welche die Gesteine seit ihrer Entstehung erlitten haben, erscheinen darin in einer erfreulichen Uebersichtlichkeit zusammengestellt. Letzteres sind grade Studien auf einem verwandten Gebiete mit demjenigen, welches den Verfasser in seinem frühern tüchtigen Buche über die Pseudomorphosen beschäftigt hat. Er trägt so den Umwandlungen der Gesteine auf dem nassen Wege sehr vollständig Rechnung, nach dem Vorgange von G. Bischof, dessen „chemikalische und physikalische Geologie" er auch oft citirt und Stellen daraus mittheilt. Sollte auch in dieser Richtung hin und wieder dem Neptunismus eine gar zu große Domäne eingeräumt worden sein, so wollen wir dieses

doch nur sehr wenig tadeln; es liegt in der Natur des Menschen, Kräfte, mit deren Wirksamkeit er sich vorzugsweise beschäftigt, aus besonderer Vorliebe leicht zu überschätzen. Weitere Untersuchungen nach anderer Richtung führen aber immer bald wieder die Erkenntniß ihres richtigen Maßes herbei; gleich der Politik hat jede Wissenschaft auch ihre extravagirenden Phasen. Im Factischen ist Blum recht genau, einen besondern Werth legen wir auf die Zusammenstellungen bei jedem Gestein von seinen außerwesentlichen und zufälligen Beimengungen und Einschlüssen, welche in gleicher Vollständigkeit von keinem Petrographen bisher gegeben worden sind. Solche Dinge haben nicht bloß aus dem einfach descriptiven Standpunkte Werth, sondern sie sind auch für die Genesis von Bedeutung.

Indien und seine Regierung, von Leopold von Orlich. Drei Bände, Leipzig, Verlag von Gustav Mayer.

Wie deutsche Gelehrte die besten Werke über das alte Indien geschrieben haben, so ist es ein deutscher Officier, dem wir das beste Werk über das neue Indien verdanken. Leopold von Orlich hatte das Land selbst bereist und konnte außerdem nicht bloß aus der reichen Literatur über Indien, sondern auch aus Handschriften und aus mündlichen Mittheilungen von Generalen und Staatsmännern schöpfen. Da er der Freundschaft eines Alexander's von Humboldt und eines Karl Ritter's gewürdigt wurde, so brauchen wir nicht zu versichern, daß er alle Eigenschaften, deren er zu seinem Werke bedurfte, besaß. Allerdings ist er vor der Vollendung seiner Arbeit gestorben, aber Professor Böttger in Dessau, bereits durch eine vorzügliche Bearbeitung des Smyth'schen Werkes über das Mittelmeer rühmlichst bekannt, hat sie in seinem Geiste fortgesetzt und beendet.

Von den drei Bänden des Werks beschäftigt sich der erste mit der allgemeinen Geschichte Indiens und führt sie bis zum Jahre 1857 fort. Daß hier abgebrochen wird und auch Professor Böttger keine ausführliche Fortsetzung bis auf die neueste Zeit gibt, können wir nur billigen, denn das Jahr 1857 ist ein Wendepunkt, und was diesseits seiner Markscheide liegt, ist noch im Gähren und Werden begriffen. Die Vorgeschichte Indiens bis zum Erscheinen der Europäer wird etwas zu kurz erzählt; wo die englischen Quellen zu fließen anfangen, wird die Darstellung ausführlich und weiht uns in die geheimen Triebfedern der lebendig erzählten Ereignisse ein. Der zweite Band ist der Geschichte und Colonisation der Länder Sind und des Pengab, der Geschichte des Königreichs Oude und der Schilderung der britisch-indischen Armee gewidmet. Das höchste Interesse nehmen hier die letzten Kämpfe der Sikhs gegen die Engländer in Anspruch. Das Capitel über die britisch-indische Armee hat bloß noch historischen Werth, da nach dem Aufstande der Sipahis eine durchgreifende Aenderung des ostindischen Heerwesens vorgenommen worden ist. Der letzte Band endlich bringt Aufschlüsse über Kastenwesen, religiöses Leben, Volkscharakter, Erziehung, Kunst und Wissenschaft, Regierung und Verwaltung, Producte, Handel und Finanzen, Landbau und bäuerliche Verhältnisse. Diesen Theil des Werks hat Professor Böttger nach den von Orlich gesammelten Materialien bearbeitet. Indem wir seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit anerkennen, vermögen wir die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß die materiellen Verhältnisse der Gegenwart zu wenig Beachtung gefunden haben. Sie sind von der höchsten politischen Wichtigkeit und die ruhige Fortdauer der englischen Herrschaft wird wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, in diesen Beziehungen eine Besserung herbeizuführen.

Pindar's Siegesgesänge. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter.

Die Aufgabe der Uebersetzung Pindar's ist auf diesem Gebiet eine der schwierigsten, die es überhaupt geben kann. Daß jedoch, wenn diese Aufgabe gelöst werden sollte, unter der geringen Zahl deutscher Gelehrten, die derselben sich unterziehen dürfen, Donner einer der ersten ist, dürfte nicht zweifelhaft sein. Eine andere Frage ist die, ob überhaupt eine solche Uebersetzung Pindar's einen Leserkreis finden werde. Groß möchte derselbe auf keinen Fall sein. Denn es ist doch in Betreff der Verständlichkeit ein großer Abstand von den Tragikern z. B. zu Pindar. Die Uebersetzung der Tragödien von Sophokles kann dem wissenschaftlich Gebildeten, dem der Urtext zum Genuß allzu viele Schwierigkeiten bereitet, einen ziemlichen Ersatz leisten. Daß es eine ähnliche Bewandtniß mit Pindar habe, bezweifeln wir. Der Dichter ist eben nur dem gelehrten Leser zugänglich, welcher mit allem Apparate der Erklärung vollständig ausgestattet ist. Zunächst schon stellt sich das Versmaß entgegen. Wir bezweifeln nicht, daß Donner das Höchstmögliche darin geleistet hat. Aber der begabteste Geist, der eisernste Fleiß kann das Wesen der Dinge nicht ändern. Unsere deutsche Sprache mit ihren volltonigen, halbtonigen und ton-

losen Silben ist nicht im Stande, das einfache Gesetz der Quantität von kurz und lang der alten Sprachen in sich wieder zu erzeugen. Wir können einen erträglichen Hexameter machen, wenn man es nämlich mit einigen Trochäen, die unterlaufen u. dgl. so genau nicht nimmt. Platen ist in diesem Streben der Nachahmung des Antiken auch in künstlichern Maßen so weit vorgedrungen, wie vielleicht nur möglich ist. Hat er eine bleibende Richtung dadurch geschaffen? Es scheint doch nicht so. Und noch viel weniger kann das deutsche Ohr die Schönheit des Versbaues der Pindar'schen Strophen erfassen, wenn dieselben ihm entgegentreten in deutscher Sprache. Wir wollen nicht zu viel behaupten. Es mag immerhin möglich sein, daß ein philologisch sehr fein ausgebildetes Ohr den Wohlklang des Rhythmus, der in dem griechischen Urtext unmittelbar es ergreift, auch in der deutschen Nachbildung noch vernehme: Das minder scharf ausgebildete Ohr wird auf die Unmittelbarkeit dieses Genusses verzichten müssen.

Wir berühren diese eine Seite der Sache. Es ist uns nur darum zu thun, hervorzuheben, daß Pindar mit allen seinen Schönheiten nur dem eigentlichen Philologen im Urtexte sich erschließt. Mit dieser Ansicht ist die Ueberzeugung von dem vollen Werthe dieser Leistung Donner's wohl verträglich.

Vier Freunde. Roman in drei Bänden von Ludwig Rosen. Breslau. Eduard Trewendt.

Ein sorgfältig, mit etwas pedantischem Eingehen auf nebensächliche Details geschriebener Roman, der die Schicksale von vier Männern schildert, die zufällig im Beginn ihrer Laufbahn zusammengeführt werden und später, bei sehr verschiedenen Lebenswegen, in einer gewissen äußerlichen Verbindung bleiben. Diese vier Freunde: ein Millionär, ein Schullehrer, der später als Schriftsteller auftritt, ein verwahrlostes Genie und ein Krämer geben dem Verfasser Gelegenheit zur treffenden Schilderung mancher socialen Verhältnisse, die jedoch leider sämmtlich in hypochondrischer Weise aufgefaßt sind, so daß statt des versöhnenden Humors nur Verbitterung zurückbleibt. Die vier Helden geben an äußerem oder innerem Elend zu Grunde und es tritt dem Leser in sämmtlichen drei Bänden nicht nur äußerst selten ein wohlthuender Moment entgegen, sondern das Unerquickliche der einzelnen Vorgänge steigert sich bis zum Schlusse. — In demselben Verlage sind des gemüthvollen Holtei „Criminalgeschichten" in einer neuen Volksausgabe als Anfang einer Gesammtausgabe der erzählenden Schriften des beliebten Verfassers erschienen.

Die Verlagshandlung von J. J. Weber hat außer dem Volkskalender für 1862 auch den neuen Jahrgang des großen illustrirten Kalenders erscheinen lassen. Ein überaus vielseitiges Kalendarium und ein mannigfaltiger Ueberblick über die Fortschritte des politischen, socialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Nationallebens im verflossenen Jahre machen dieses schön ausgestattete Jahrbuch sehr werthvoll.

Ein wahrhaft luxuriös ausgestattetes, auch durch seinen Inhalt vorzüglich zu Festgeschenken geeignetes Buch bietet die Vereinsbuchhandlung in Hamburg unter dem Titel „Gedankenharmonie" von Rudolf Gottschall. Der bekannte Literarhistoriker und Dichter hat darin eine Sammlung von edeln Gedanken und Sprüchen aus Goethe's und Schiller's Werken, sehr feinsinnig zusammengestellt und gibt damit der Lesewelt nicht nur eine an sich sehr werthvolle Gabe, sondern trägt auch wesentlich zur bessern Würdigung der Uebereinstimmung in allen hohen und schönen Gedanken unserer beiden Geistesheroen bei.

Eine der interessantesten Erscheinungen der Romanliteratur ist der neueste Roman von Dickens: „Große Erwartungen," welcher soeben in deutscher Uebersetzung von M. Scott, trefflich ausgestattet und mit Illustrationen versehen, bei Weber in Leipzig erschienen ist.

Von der illustrirten Jugend- und Hausbibliothek, die im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erscheint, sind neuerdings wieder mehrere Bände ausgegeben worden, welche Gegenstände aus den beiden populärsten Wissenschaften der Gegenwart: der Geschichte und der Naturkunde, in gediegenen Bearbeitungen, und sehr gut ausgestattet, der Lesewelt vorführen. Besonders anziehend erscheint darunter die Darstellung vom Anfang, der Ausbreitung und dem Verfall der Größe des alten Rom, in der Bearbeitung von Dr. Wilhelm Wägner, die sich namentlich für die Jugend empfiehlt, da sie klar und faßlich gehalten ist.

Ein Bilderbuch, an dessen vortrefflichen Holzschnitten sich Jung und Alt ergötzen kann, ist in der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin unter dem Titel: „Wie's im Hause geht nach dem Alphabet," in Reim und Bild von Oskar Pletsch erschienen.

Meteorologisches und Astronomisches.

Von B. Ellner.

1. Beiträge zur Ermittlung der künftigen Witterung.

Aus eigener Erfahrung überzeugt, wie wünschenswerth, ja nothwendig für den Kaufmann, Landwirth, Reisenden und Geschäftsmann überhaupt ein Handbuch wäre, welches die Erscheinungen und die Veränderungen der Atmosphäre auf eine allgemein verständliche Weise darstellte, entschlossen wir uns, in diesen Blättern nach Kräften diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Wir werden versuchen, aus den vielfachen und weitverbreiteten Bearbeitungen, welche die Meteorologie in diesem Jahrhunderte gefunden hat, das Wissenswürdigste zusammenzustellen, um durch solche Beihilfe einem Bedürfnisse abzuhelfen, dem unsere besten Volkskalender bisher keine Rechnung getragen haben. Einige Reformen sind in das Kalenderwesen gekommen, man findet Gottlob nicht mehr in denselben die Tage, an denen man zu Ader lassen, Schröpfen, Blutigelsetzen, Schwitzen, Kinderentwöhnen, Blatternausrotten und dergleichen mehr thun oder nicht thun darf, und selbst die vielgepriesenen hundertjährigen Kalender haben in ihren neuesten Auflagen solche Dinge hinweggelassen, weshalb sie aber auch nicht so gesucht mehr sind, als ein aus dem vorigen Jahrhundert stammender hundertjähriger Kalender.

Aber auch in unsern besten Volkskalendern, deren jetzt allenthalben viele erscheinen, lesen wir noch tagtäglich die muthmaßliche Witterung nicht auf Monate hinaus, sondern für das ganze Jahr angezeigt und zwar in der Regel bei den Mondphasen, wie wenn der Mond der alleinige Witterungsbestimmer für die Erde wäre.

Diesen Uebelstand zu bekämpfen, unternahm schon Steinbeck, im Anfange dieses Jahrhunderts ein Buch in drei Theilen zu schreiben, in dem er neben anderm Wissenswürdigen auch darüber schrieb, wie leichtgläubig der gemeine Mann sei und wie er hoffe, die zukünftige Witterung aus dem Kalender abzulesen. Allein nicht dem gemeinen Mann hängt dieser Glaube, aus dem Kalender das künftige Wetter zu ersehen, allein an, auch ein großer Theil der Gebildeten gibt sich dieser Meinung hin; und wenn nicht leichtgläubig jedem Kalender gehuldigt wird, so wird doch dem so beliebten Gewährsmanne, dem hundertjährigen Kalender, dessen Ansehen immer wieder auf's Neue wächst, wenn bei außerordentlichen Witterungsereignissen, z. B. großer Kälte im Januar, der hundertjährige Kalender diese zufällig vorhergesagt hat, ungewöhnliche Vorliebe zugewendet.

Ein einziger Rückblick auf die Entstehung und Ausführung des hundertjährigen Kalenders zeigt, daß er bei den Fortschritten der Astronomie und Meteorologie nichts mehr und nichts weniger als Abergläubiges und Unsinniges enthält. Man nahm früher an, daß die Witterung, im Ganzen genommen, etwas Periodisches habe, daß nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Jahren wieder eine ähnliche Witterung einzutreten pflege. Auf diesem Grunde ist der hundertjährige Kalender gebaut, und angenommen, daß nach Verlauf von sieben Jahren, welche durch die sieben Planeten angezeigt würden, wieder eine ähnliche Witterung zurückkehren würde. Es ist nun aber ganz ohne allen Grund diese Periodicität angenommen worden, und da noch überdies bis zum Jahre 1862 nicht sieben Planeten, sondern neben den früher bekannten Planeten Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, seit Anfang unseres Jahrhunderts fast einundsiebzig Planeten bekannt wurden, die Sonne und der Mond, welche im hundertjährigen Kalender als Planeten aufgeführt sind, nicht für solche erkannt werden können, so ersieht man schon hieraus genugsam, wie schwankend und hinfällig das ganze Gebäude des hundertjährigen Kalenders ist.

Vielleicht aber hat der Mond doch seinen besondern Einfluß auf Wind und Wetter? Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Weltkörper, wie durch die Attraction und Gravitation, so auch durch den Weltäther, der sie nicht voneinander trennt, sondern verbindet, aufeinander einwirken. Der Mond ist der Begleiter der Erde, er ist ihr unter allen Weltkörpern der nächste, und deshalb müßte man zur Annahme kommen, daß eine Wechselwirkung zwischen

ihm und der Erde vorhanden wäre. Wenn wir dies bejahen, so können wir doch nicht umhin, nach dem Stande unseres jetzigen Wissens, des Mondes Einfluß auf unmittelbare Einwirkung auf die Witterung der Erde zu bekämpfen, und es ist gradezu die Art und Weise, wie in unsern Kalendern neben dem Eintritt des Vollmondes oder des letzten Viertels der Beisatz gemacht ist, „mit schönem Wetter, oder Regen, Schnee oder Hagel," eine höchst verwerfliche.

Laplace war der Erste, der den Einfluß des Mondes auf das Barometer näher prüfte, aber mit wenigem Erfolge, und so herab bis in die jüngste Zeit hat man alle angestellten Beobachtungen und Untersuchungen von keinem günstigen Resultate begleitet gesehen. Die Größe des Einflusses des Mondes auf die Atmosphäre ist nicht so bemerkbar, wie sonst angenommen wird. Flaugergues untersuchte den Einfluß des Mondes auf die Witterung, indem er die Zahl der Regentage bei den einzelnen Mondphasen aufsuchte.

Er fand hierfür folgende Zahlen:

Neumond,	erstes Viertel
78	88
Vollmond,	letztes Viertel,
82	65
Perigäum,	Apogäum,
96	84

Die Zahl der Regentage ist also im letzten Viertel am kleinsten und nimmt von hier zu, bis sie etwa beim ersten Viertel am größten wird, was Flaugergues mit dem ungleichen Barometerstande bei diesen Phasen in Verbindung setzte.

Wir selbst haben bereits aus zweiunddreißigjährigen Beobachtungen dieses Resultat nicht finden können, sondern stets eine Unbestimmtheit der Witterung der verschiedenen wiederkehrenden Phasen gefunden. Der Einfluß des Mondes auf die Beschaffenheit der Witterung wurde auch von Schübler einer nähern Prüfung unterstellt, wozu er sechzigjährige Beobachtungen benutzte, und Bouvard und Eisenlohr haben ebenfalls die Zahl der Regentage bei den einzelnen Mondphasen mit wenigem Erfolge näher untersucht. Mehr zeigen die Winde eine Abhängigkeit von dem Mondeswechsel und die übereinstimmenden Untersuchungen Schübler's und Bouvard's lassen erkennen, daß die südwestlichen Winde zur Zeit nach dem ersten Viertel ihr Maximum, zur Zeit nach dem letzten Viertel ihr Minimum haben. Demzufolge nimmt Kämtz an, daß der Einfluß des Mondes kaum zu bezweifeln sein dürfte, aber es würde voreilig sein, daraus, dem Volksglauben gemäß, alle Wetterveränderungen ableiten zu wollen, indem, wie Bouvard mit Recht bemerkt, die unregelmäßigen Aenderungen und die plötzlichen Sprünge im Stande der Witterung weit größer sind, als die geringen Differenzen, welche wir bei den verschiedenen Mondphasen finden.

Was die Ursache betrifft, so ist Schübler der Ansicht zugethan, den Einfluß aus einer schwachen Einwirkung des Mondlichtes auf die chemischen Processe in unserer Atmosphäre herzuleiten; dagegen suchen Eisenlohr und Flaugergues die ganze Abhängigkeit der Witterung bloß in der Anziehung des Mondes. Um die Richtigkeit dieser Ansichten zu prüfen, setzen wir die seit 1825 uns überantworteten Witterungsbeobachtungen bei den Mondphasen des Medicinalrathes Dr. Funk in Bamberg fort und haben auch dafür gesorgt, daß in verschiedenen Breiten gleiche Beobachtungen eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgesetzt werden. Interessant ist die Schilderung A. v. Humboldt's in Band III des Kosmos. Er nennt das Mondlicht wärmeerzeugend und den Einfluß des Vollmondes wolkenzerstreuend, zwei Factoren, die allerdings nicht ungewichtig auftreten bei der Frage, „hat der Mond Einfluß auf die Witterung der Erde?" „Der Mond," sagt von Humboldt, „bewegt durch die Anziehungskraft, die er gemeinschaftlich mit der Sonne ausübt, unsere Oceane, verändert allmälig durch periodische Anschwellung die Oberfläche und die zerstörenden Wirkungen der Fluth den Umriß der Küsten; hindert oder begünstigt die Arbeit des Menschen; liefert den größten Theil des Materials, aus dem sich Sandsteine und Conglomerate bilden, welche dann wiederum von den abgerundeten, losen Geschieben des Schuttlandes bedeckt sind. So fährt der Mond, als eine der Quellen der Bewegung fort, auf die geognostischen Verhältnisse unseres Planeten zu wirken. Der Einfluß des Satelliten auf Luftdruck und wässerige Niederschläge und Wolkenzerstreuung ist demnach außer Zweifel. John Herschel hält es für sehr wahrscheinlich, daß auf

dem Monde eine sehr hohe Temperatur herrsche. Der Mond müsse daher in der Opposition oder wenige Tage nachher in einem kleinen Maße eine Wärmequelle für die Erde werden; aber diese Wärme, von einem Körper ausströmend, der weit unter der Temperatur eines brennenden Körpers sei, könne nicht die Oberfläche erreichen, indem sie in den obern Schichten unseres Luftkreises absorbirt und verbraucht werde, wo sie sichtbares Gewölk in durchsichtigen Dampf verwandle." Die Erscheinung der schnellen Wolkenzerstreuung durch den Vollmond bei nicht übermäßiger Wolkenbedeckung wird von John Herschel als eine meteorologische Thatsache betrachtet, die, wie von Humboldt anführt, durch die eigene Erfahrung und den allgemeinen Glauben spanischer Seefahrer in den amerikanischen Tropenmeeren bekräftigt sei.

Aus allem diesen ersieht man, daß der Kalender kein sicherer Wetterprophet sein kann, sondern daß die Gesetze, nach denen sich die Witterung richtet, zu tief liegen, als daß wir sogleich und völlig sichere Aufschlüsse darüber erhalten oder für Jahre hieraus vorausbestimmen könnten. Indessen muß man es sich nicht verdrießen lassen, diesen Naturgesetzen immer mehr durch fortgesetzte Beobachtungen nachzuspüren, in den Versuchen nicht zu ermüden und auszuharren, um nach und nach immer mehr Licht in dieses Dunkel zu bringen. Alle bisher zu dieser Absicht erfundenen Instrumente entsprechen nur bei richtigem Gebrauche. Unsere Thermometer, Hygrometer und Psychrometer sind so wenig tauglich, unsere Wißbegierde in Absicht auf Vorausverkündigung der künftigen Witterung gänzlich zu befriedigen, als unsere Barometer durch ihr Sinken und Steigen unbedingte Anzeiger des kommenden Wetters sein können. Meistens zeigt das Barometer für den ungeübten Beobachter die gegenwärtige Witterung, folglich das, was wir wirklich wahrnahmen und gewöhnlich schon wußten.

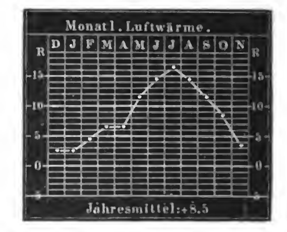
Grade in der richtigen Verwendung beruht der Werth der in der Meteorologie zur Anwendnng kommenden Instrumente. Dahin zählen a) das Barometer; b) das Thermometer; c) das Psychrometer (Hygrometer) und d) die Windfahne.

Die Idee, mittelst eines zweckmäßigen Beobachtungssystems in den mannigfaltigen Vorgängen der Atmosphäre Gesetze und Zusammenhang zu entdecken, ist durch weitverbreitete meteorologische Stationen theilweise zur Verwirklichung geworden. Diese Stationen haben nicht die Aufgabe, durch meteorologische Beobachtuugen im Voraus die Witterung bestimmen zu wollen, so wünschenswerth dies für die Nautik, für Ackerbau und für alle Geschäfte des täglichen Lebens wäre, sondern der Werth derselben beruht in der Erkenntniß der Phänomene und nicht in jenen problematischen Vorausbestimmungen, in den Mondphasen und einzelnen Kalendertagen. Die Mittelwerthe des Barometers und der Temperatur durch gleichzeitig angestellte Beobachtungen an verschiedenen Orten eines Landes zu finden, Figur 1 und 2, kann

Fig. 1.



Fig. 2.



als eine der Aufgaben der Meteorologie im Allgemeinen bezeichnet werden. Das gefundene Resultat in seinem mittlern Durchschnittswerthe wissenschaftlich theils für ganze Continente, theils für einzelne Länder und insbesonders die Mittelwerthe der Temperatur und des Barometers, der Windströmungen, der Menge des Dunstes in der Atmosphäre, die Dunstspannung als Vorgang heitern und bedeckten Himmels

und des atmosphärisch-festen oder tropfbarflüssigen Niederschlags festzustellen und die Temperaturen derjenigen Punkte zu finden, welche die Grenze zwischen Thier- und Pflanzengebiete bilden, kann zunächst als die speciellere Aufgabe der Meteorologie bezeichnet werden.

Die Meteorologie für Staaten des innern Continents hätte demnach durch Beobachtung die Resultate der Luftschwankungen, der Zu- und Abnahme der Wärme, der Variationen im Luftkreise, die Menge des Niederschlags durch unmittelbare Messungen von Regen, Schnee, Hagel, Thau und Reif, der Spannung und des Druckes der Dampf- und Dunstatmosphäre während längerer Zeitabschnitte festzustellen, und durch diese Erscheinungen, namentlich der freien Lufttemperatur, welche auf die productive Kraft der Erdoberfläche so entschieden Einfluß äußert, die Klimate und deren Abstufungen zu ordnen und in ein System zu bringen, und deren Veränderungen im Laufe der Zeiten festzustellen. Diese Resultate müssen begreiflicherweise genau festgestellt werden, so daß die Jahrestemperatur nach der Anschauung des Herrn Director Lamonts bis auf $^1/_{10}$ Grad gefunden werde.

Die Meteorologie betrachtet die Erdatmosphäre und die sie durchwaltenden Naturkräfte.

Die Veränderungen des Luftdruckes sind nach der geographischen Breite, nach der Jahreszeit und der Höhe des Beobachtungsortes über der Meereshöhe äußerst verschieden. — Die Messung des Druckes geschieht durch das Barometer, ein meteorologisches Instrument, welches je nach seiner Construction und Anwendung die feinsten Eindrücke des Luftdruckes zu unserer Beobachtung kommen läßt.

Als Grundzüge der Atmosphäre müssen wir anerkennen:

1) Die Veränderungen des Luftdruckes;

2) die Vertheilung der Luftfeuchtigkeit; und endlich

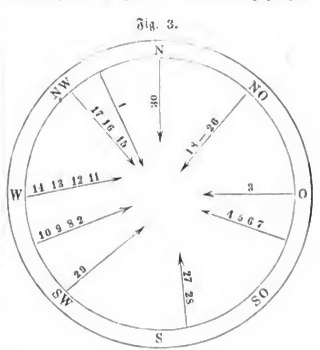
3) die Luftelektricität im Verhältniß der aufsteigenden Dämpfe zur elektrischen Ladung und Gestalt der Wolken nach Tages- und Jahreszeiten und im Verhältnisse der aufsteigenden Dämpfe der kalten und der warmen Erdzone, der Hochebenen und Tiefen und endlich die Häufigkeit und Seltenheit der Gewitter.

Mit der Schwankung des Barometers steht die Schwankung des Thermometers, beziehungsweise des Psychrometers im engsten Zusammenhange.

Indem wir nach dem Umfange des Raumes, der uns geboten ist, über die Temperaturverhältnisse und die Anwendung des Psychrometers, als desjenigen Instruments, welches sichere Anhaltspunkte nach August's Erfindung für die Meteorologie und die mit ihr verwandten Naturwissenschaften bietet, weiter unten uns verbreiten werden, fassen wir hier nur in's Auge das Barometer in seiner Anwendung auf Bestimmung und Vorausberechnung künftiger Witterung.

Da alle Witterungserscheinungen ihre Hauptursache in der erwärmenden Kraft der Sonnenstrahlen haben, so hat man nach Lambert's Vorschlag sogenannte barometrische Windrosen gebildet, d. h. man hat mit den Barometerständen die Windrichtungen notirt, und wirklich erkannte Dove in dem Drehungsgesetz der Winde beider Hemisphären die Ursache vieler großartiger meteorologischer Processe in der Atmosphäre. Figur 3. Zwei entgegengesetzte Strömungen, erzeugt durch Temperaturunterschiede, haben wir in's Auge zu fassen. Es sind dies die Strömungen zwischen Aequator und Polen. Diese Ströme machen sich an der Erdatmosphäre wie an dem Aether geltend. Sie sind es auch, die vermitteln, daß die durch Gase der Erde verschlechterte Luft nicht stets bei

Fig. 3.



Windrose für einen Monat.

uns verbleiben kann. Wegen der Verschiedenheit der Rotationsgeschwindigkeit der dem Pole oder dem Aequator näher liegenden Punkte wird die vom Pole herströmende Luft, weil sie hinter den schneller rotirenden Aequatorialschichten zurückbleibt, einen nach West abweichenden Strom bilden; dagegen wird der warme vom Aequator dem Pol zufließende Strom, weil er durch Rotation eine größere nach Osten hingerichtete Geschwindigkeit hat, als die Polarschichten, in welche er hinstreicht, eine Abweichung nach Osten manifestiren. Ein Bild dieser Strömungsrichtungen würde ein Wassertropfen liefern, welcher auf der Oberfläche einer mechanisch rotirenden künstlichen Erdkugel langsam vom Norden gegen den Aequator hinzöge; dieser würde, so wie er sich dem Aequator der Kugel näherte, längs einer Curve nothwendig westwärts zurückbleiben müssen, zöge er aber, vom Aequator ausgehend, nach einem Pole hin, so müßte er begreiflich der Rotation der Polarzone, über welche er fortschreitend hinzöge, voreilen, und daher ostwärts abweichen.

Diese beiden Ströme werden, je nach ihrem Hervortreten und je nachdem der eine oder andere eine Zeit lang prädominirt, das Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer bedingen. Als Skizze zur Theorie der Luftströmungen entwerfen wir folgende Fundamentalsätze:

1. Wenn nach irgend einer Richtung eine Luftströmung entsteht, so bildet sich im Entwicklungspunkte ein luftleerer Raum. Dieser wird durch die nächstangrenzenden Luftpartien durch Zuströmung ausgefüllt.

2. Luftströmungen haben normal in ihrem Entstehungspunkte ein Minimum von Geschwindigkeit; letztere wächst im Verlaufe bis zu einem Maximum und sinkt weiterhin auf Null herab.

3. An den Ufern von breitern Luftströmungen kommen normal partielle unregelmäßige Seitenströmungen, Gegenströmungen und Wirbel vor.

4. Luftströmungen können beziehungsweise zum Horizonte dreierlei Richtungen haben, nämlich entweder:

a) parallel mit dem Horizonte,

b) unter einem Elevationswinkel emporsteigend, oder

c) unter einem Depressionswinkel aus höhern Schichten in tiefere niedergehend.

5. Luftströmungen, welche auf ein festes Hinderniß stoßen, leiden Modificationen:

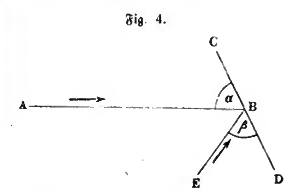
a) ihrer Geschwindigkeit,

b) ihrer Richtung.

Daraus läßt sich folgendes allgemeines Gesetz aufstellen.

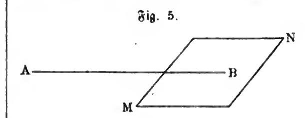
Eine Luftströmung von der Richtung AB (Figur 4), welche auf ein longitudinales Hinderniß CD trifft, wird so reflectirt, daß der Reflexionswinkel β gleich ist dem Einfallswinkel α.

Fig. 4.



Eine Luftströmung AB (Figur 5), welche gegen eine Ebene MN anprallt, wird so reflectirt, daß nach dem vorhin angegebenen Gesetze sowohl dem auf den Horizont als auf die Longitudinalrichtung der hindernden Ebene bezüglichen Winkel Rechnung getragen wird.

Fig. 5.



6. Luftströmungen haben sowohl Windungen bezüglich ihrer Längenrichtung als ihrer Neigung gegen den Horizont.

7. Zwei Gegenströmungen erzeugen in ihrer Berührungsfläche jedesmal Windstille.

8. Zwei sich schieftreffende Gegenströmungen erzeugen eine conjugirte Strömung von mittlerer Richtung.

9. Jede partielle Erwärmung der Erdoberfläche erzeugt ein Emporsteigen der erwärmten Luft und ein Zuströmen der benachbarten weniger erwärmten.

10. Luftströmungen, die über Erdparzellen von verschiedener Temperatur streichen, erleiden sowohl laterale Ablenkungen, als Ablenkungen bezüglich des Horizontes.

11. Die Rotation der Erde wirkt:
a) auf Ostwinde beschleunigend,
b) auf Westwinde retardirend,
c) auf Nord- und Südwinde ablenkend.

Ehe wir nun hierauf näher eingehen, lassen wir hier das Barometer, wie es zu Beobachtungen eingerichtet sein muß, im Bilde mit kurzer Beschreibung folgen. Figur 6.

Fig. 6.

Barometer.

Zur genauen Beobachtung bedient man sich des Gefäßbarometers mit breiter Schale, um möglichst die Beobachtungsfehler zu beseitigen, welche beim Hebebarometer unvermeidlich sind. Das Barometer ist entweder nach altfranzösischem Maße in Linien, Zolle und Fuße getheilt, oder jene Theilung in Millimetern ausgedrückt. Um auch dem Beobachter statt des Maßstabes, an dem die Höhe des Quecksilbers abgelesen werden kann, die Sache recht bequem zu machen, hat man eine Tafel angebracht, auf welcher durch: höchster Stand, sehr trocken, beständig, schön, veränderlich, Regen und Wind, Sturm, Orcan, tiefster Stand, unmittelbar die Witterungsverschiedenheit bezeichnet ist, welche den verschiedenen Barometerständen bei NO, O, SO, S, SW, W, NW, N entsprechen sollen.

Die selbstregistrirenden Barometer sind wenig im Gebrauche. Ein sehr praktisches, erfunden vom Director Secchi zu Rom, ist mit Zeichnungen beschrieben im polytechnischen Journal von Dingler, Bd. CXLIV, II. Aprilheft 1857.

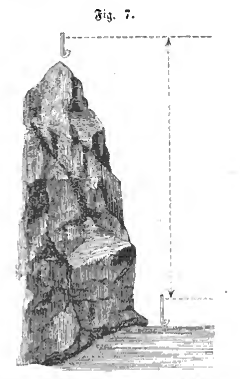
Wie zum Oeftern bemerkt, haben die Anzeigen des Barometers in dieser Weise keinen reellen Werth für das Wetter; vielmehr hat man die Aenderung seines Standes von einem Tage zum andern nach Richtung und Größe, bezogen auf die Aenderungen der Temperatur und Windrichtung, zu beobachten, wobei die absolute Höhe des Barometerstandes erst in zweiter Linie in Betracht kommt.

Dr. Buys Ballot, Director des königlich niederländischen Instituts zu Utrecht, macht darauf aufmerksam, daß diesen vorerwähnten Satz Dove schon hervorhob und darauf hinwies. Es ist im Allgemeinen wahr, daß es bei tiefem Barometerstande mehr regnet, daß der Wind heftiger weht als bei hohem, aber es ist eigentlich nicht die Höhe des Standes selbst, womit Regen und Schnee in Verbindung stehen, sondern die Differenz zwischen der Barometerhöhe eines gegebenen Ortes und der an den umliegenden Orten. Es kann das Barometer bei recht schönem Wetter und ruhiger Luft sehr tief stehen, wenn nur zugleich über einen großen Theil von Europa tiefer Barometerstand herrscht: wenn aber die Differenz seines Standes an benachbarten Orten einigermaßen erheblich ist, so wird Wind entstehen, gleichviel ob der absolute Stand des Barometers ein hoher oder tiefer ist.

Um für die Witterungsvorherbestimmung sichere Resultate durch das Barometer zu erlangen, müssen die wirklichen Differenzen bekannt sein, welche nämlich von der Vollkommenheit der Instrumente, mit denen an verschiedenen Orten beobachtet wird, von der Höhe der Beobachtungsorte über der Meeresfläche und dergleichen abhängig sind. Um diese Differenzen zu erkennen, muß man das zum Gebrauche der Beobachtung bestimmte Barometer mit andern vergleichen, nach diesen corrigiren und sodann die Reduction für die Meeresoberfläche vornehmen. Wir schalten hier eine der wichtigsten Anwendungen des Barometers, nämlich die Höhenmessung ein, welche zugleich den Beweis liefert, daß es allein der Luftdruck ist, welcher die Quecksilbersäule im Barometer erhält. Dieser Beweis erhellt daraus, daß das Quecksilber im Barometer sinkt, wenn wir das Barometer an einen höhern Ort bringen. Dieses muß offenbar stattfinden, wenn es der Druck der Luft ist, welcher das Quecksilber in dieser Höhe erhält, denn indem wir in der Luft hinaufsteigen, lassen wir einen Theil der Luftsäule unter uns zurück, die nun nicht mehr zu dem Druck auf das Barometer beiträgt und der Barometerstand in einem höhern Standpunkte gibt nur das Gewicht des noch über uns liegenden Theiles der Luftsäule an. Auf diese Weise finden wir den Barometerstand auf dem Brocken $24^1/_2$ Zoll hoch bei einer Höhe von 3650 Fuß, auf dem Montblanc 16 Zoll hoch bei 14,650 Fuß Höhe, auf dem Chimborazo $12^5/_6$ Zoll hoch bei 20,100 Fuße Höhe. Diese Beobachtungen bieten uns ein Feld zu weitern Untersuchungen dar, denn, wie Brandes anführt, brauchen

wir nur das Gesetz näher kennen zu lernen, nach welchem sich dieses Fallen des Quecksilbers im Barometerrohre in höhern Standpunkten richtet, um das Barometer als Instrument zu Höhenmessungen anzuwenden, Figur 7.

Fig. 7.



Stand des Quecksilbers am Fuße des Berges und an dem Gipfel.

Da hier nicht der Platz ist, weiter auf Höhenmessungen durch das Barometer einzugehen, so behalten wir uns vor, darauf noch einmal zurückzukommen und Näheres über Berechnung der Höhe über dem Meere aus Barometer- und Hypsometerbeobachtungen mit Bezugnahme auf die Formel von Babinet, welche derselbe der Akademie der Wissenschaften in Paris neuerlichst vorgelegt hat, auszuführen. Hier dürfte nur noch am Platze sein zu bemerken, daß zur Gleichförmigkeit barometrischer Beobachtungen für Witterungsveränderungen neben der Reduction des Quecksilbers im Barometer auf eine bestimmte Temperatur auch die Höhe des Beobachtungsortes (Standortes des Barometers) über der Meeresfläche bekannt sein oder durch die Unterschiede zweier an verschiedenen Orten aufgehängter Barometer gefunden werden muß. Ferner beobachte man stets mit ein- und demselben Instrument, ohne dessen Ort zu verändern, und wenn eine Ortsveränderung stattgefunden hat, so mache man diese den correspondirenden Mitbeobachtern bekannt. Endlich reducire man jede einzelne Beobachtung am Barometerstande, wie bereits erwähnt, auf die Temperatur des Beobachtungsortes, und damit hierin Gleichförmigkeit des Verfahrens statthabe, reducire man jede einzelne Beobachtung auf 0 Grad Reaumur. Wir geben hier eine Tabelle zur Reduction des Barometers in altfranzösischem Maße auf 0 Grad Reaumurtemperatur.

+ (plus) Grade des Thermometers werden von der Linienzahl des Barometerstandes abgezogen;

— (minus) Grade werden hinzugezählt.

1	Grad	Reaumur	= 0,05‴
2	„	„	0,10
3	„	„	0,20
4	„	„	0,30
5	„	„	0,35
6	„	„	0,40
7	„	„	0,45
8	„	„	0,50
9	„	„	0,55
10	„	„	0,60
11	„	„	0,75
12	„	„	0,80
13	„	„	0,90
14	„	„	1,00
15	„	„	1,05
16	„	„	1,10
17	„	„	1,15
18	„	„	1,20
19	„	„	1,30
20	„	„	1,40
21	„	„	1,45
22	„	„	1,50
23	„	„	1,55
24	„	„	1,60
25	„	„	1,65
26	„	„	1,70

Ein Beispiel dürfte dies erläutern. Am x Tage zeigte das Barometer 329,51‴, die Temperatur wäre + 5 Grad, demnach wären 0,35‴ vom obigen Barometerstande abzuziehen, = 329,16‴, oder — 6 Grad Reaumur = 329,51‴
+ 0,40
329,91‴

Neben der durch Windrichtung bedingten nicht periodischen Veränderung hat das Barometer auch einen periodischen täglichen Gang, ähnlich wie das Thermometer. Es treten die stündlichen Schwankungen des Quecksilbers im Barometerrohre, in welchen dasselbe unter den Tropen zweimal

(9 Uhr oder 9¼ Uhr Morgens und 10½ Uhr oder 10¾ Uhr Abends) am höchsten und zweimal (um 4 Uhr oder 4¼ Uhr Nachmittags und um 4 Uhr Morgens, also fast in der heißesten und kältesten Stunde) am niedrigsten steht, ein. Für das mittlere Deutschland, zum Beispiel für München, treten diese Fluthzeiten ein um 10 Uhr 2 Minuten Vormittags und um 10 Uhr 2 Minuten Nachts. Als Mittel aus allen auf der nördlichen Halbkugel angestellten Beobachtungen erhält man folgende Fluthzeiten des atmosphärischen Oceans: Maximum des Abends 10 Uhr 11 Minuten, Minimum 4 Uhr 5 Minuten Nachmittags; Maximum 9 Uhr 37 Minuten Morgens, Minimum 3 Uhr 45 Minuten Morgens.

Halley und Lalande stellten schon vor hundert Jahren für das Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer folgende Regeln auf.

1. Das Quecksilber wird ruhig bei einer Witterung, welche bald auf Regen deutet.

2. Anhaltend hoch steht dasselbe bei trockener und heiterer Witterung.

3. Bei kalten Tagen steht das Quecksilber stets hoch.

4. Das Quecksilber steht am höchsten bei östlichen und nördlichen Winden.

5. Wenn das Quecksilber nach heißem Wetter fällt, entstehen Gewitter.

6. Am niedrigsten sinkt das Quecksilber bei starken Winden und Stürmen.

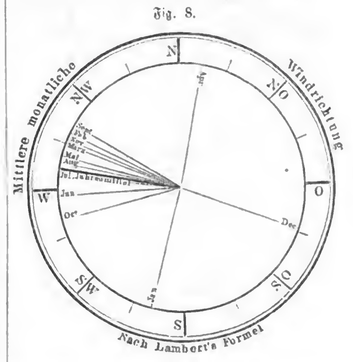
7. Steht das Quecksilber bei schlechtem Wetter, Regenschauern, Stürmen und Orcanen niedrig, so muß es steigen, wenn heiteres Wetter eintreten soll.

Um nun mit Zuverlässigkeit aus den Veränderungen des Barometerstandes darauf schließen zu können, wie sich das Wetter gestalten werde, ist eine genaue Kenntniß der Drehung des Windes erforderlich. (Fig. 8.)

In der nördlichen Hemisphäre dreht sich der Wind nach dem von Dove aufgestellten Gesetze der barometrischen Windrose, wenn Polarströme und Aequatorialströme miteinander abwechseln im mittlern Beobachtungswerthe durch Süd, West, Nord, Ost nach Süd, und zwar springt der Wind zwischen Süd und West und zwischen Nord und Ost häufiger zurück, als zwischen West und Nord und zwischen Ost und Süd.

In der südlichen Hemisphäre dreht sich der Wind, wenn Polarströme und Aequatorialströme miteinander abwechseln, im Mittel von Süd, Ost, Nord, West und

Fig. 8.



Süd, und zwar springt er zwischen Nord und West und zwischen Süd und Ost häufiger zurück, als zwischen West und Süd und zwischen Ost und Nord.

Am regelmäßigsten läßt sich die Drehung des Windes, mit dem Barometerstande zusammengehalten, an einer aufgezeichneten Beobachtung des Barometers für das mittlere Deutschland erkennen:

Mittlerer Jahresstand.

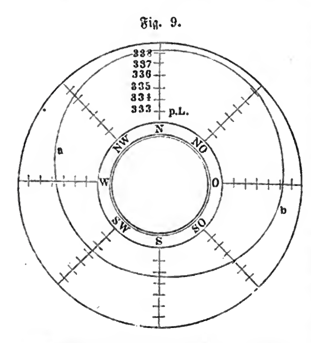
Nord	Nordost	Ost	Südost
333,53	333,84	331,43	330,19
Heiter.	Sehr trocken.	Schön.	Veränderlich.
Süd	**Südwest**	**West**	**Nordwest**
329,55	329,81	329,99	331,05
Regen.	Regen u. Wind.	Theilweis heiter.	Heiter.

Dove schilderte die Windrichtungen mit den Barometerständen in folgender schönen und höchst anschaulichen Weise.

Wenn der Südwest, immer heftiger wehend, endlich vollkommen durchgedrungen ist, erhöht er die Temperatur über den Gefrierpunkt, es kann daher nicht mehr schneien, sondern es regnet, während das Barometer seinen niedrigsten Stand erreicht. Nun dreht sich der Wind nach West, und

der dichte Flockenschnee beweist eben so gut den einfallenden kältern Wind als das rasch steigende Barometer, die Windfahne und das Thermometer. Mit Nord heitert sich der Himmel auf, mit Nordost tritt das Maximum der Kälte und des Barometers ein. Aber allmälig beginnt dieses zu fallen und seine Cirri zeigen durch die Richtung ihres Entstehens den eben eingetretenen

Fig. 9.



Mittlerer Barometerstand 1844 — 1859 und dessen Windrose.

südlicheren Wind, den das Barometer schon bemerkt, wenn auch die Windfahne noch nichts davon weiß und noch ruhig Ost zeigt. Doch immer bestimmter verdrängt der südliche Wind den Ost von oben herab, bei entschiedenem Fallen des Quecksilbers wird die Windfahne Südost zeigen, der Himmel überzieht sich allmälig immer mehr, und mit steigender Wärme verwandelt sich der bei Südost und Süd fallende Schnee bei Südwest wieder in Regen. Nun geht es von Neuem an, und höchst charakteristisch ist der Niederschlag auf der Ostseite von dem auf der Westseite gewöhnlich durch eine kurze Aufhellung getrennt.

Die Erklärung des Gesetzes der Winddrehung ergibt sich nun von selbst aus dem bisher Gesagten, namentlich aus der Ableitung der Polar- und Aequatorialströme durch die Drehung der Erde von West gegen Ost.

Witterungsbericht
für Januar, Februar und März 1862.

Wie nun die Meteorologie als Lehre von den Meteoren den Zweck hat, durch Beobachtungen aus der gegebenen und vorgängigen Witterung die zukünftige zu erkennen, so hat man allmälig aus den einzelnen Meteoren allgemeine Folgerungen auf die Witterung gemacht und festgestellt, welche Witterung eintritt, wenn das eine oder das andere meteorische Phänomen zu unserer Wahrnehmung gelangt. Wir kennen sogenannte luftige Meteore, Bewegungen in dem Luftocean selbst, oder sogenannte wässerige Meteore, nämlich den Uebergang des Wassers in und auf der Erde in die Atmosphäre, dann farbige Meteore, nämlich diejenigen Phänomene in der Luft, welche durch Lichtstrahlenbrechungsverhältnisse provocirt werden, und schließlich feurige Meteore, welche ihre Wahrnehmung durch Entzündung und Elektricität manifestiren.

Aus den obigen „Beiträgen zur Ermittlung der künftigen Witterung“ lassen wir hier eine Reihe Vorzeichen von Wetterveränderungen folgen, welche aus einzelnen auftauchenden Vorgängen im Bereich der Atmosphäre abgeleitet, allerdings schon wirkliche Veränderungen des Wetters sind, allein noch nicht in dem ausgeprägten Maße zu unserer sinnlichen Wahrnehmung gelangen, daß wir zum Beispiel die mit Dünsten theilweise geschwängerte Luft schon als solche erkennen, und wir müssen sie eben deshalb erst als Vorboten künftiger Witterung betrachten. An den feinen Beobachtungen des Psychrometers werden solche Vorgänge freilich schon im Voraus erkannt. Davon später. Hunderte solcher Witterungsregeln finden sich in allen Kalendern und im Munde der Landbewohner, aber nicht alle bewähren sich, weil sie sich entweder nicht auf richtige Voraussetzungen stützen, oder weil die Entstehungsursache nicht richtig erkannt und beurtheilt wurde. Wollte man die richtige Anschauung, daß die Nordwinde Kälte bringen und Südwinde Wärme, ohne Modification beibehalten und in ihrer Allgemeinheit als streng einzige Ursache ansehen, so würde die Erfahrung, daß öfters Kälte bei herrschendem Südwinde eintrat,

nicht da sein, und wir hätten keine Beispiele, daß es auch schon bei Nordwind anhaltend im Winter gethauet hat.

Solche allgemeine Witterungsregeln, wie die Verse besagen:

Das Wetter kennt man am Winde,
Den Vater am Kinde,
Den Herrn am Gesinde, —

sind werthlos.

Wir wollen nun für die einzelnen Monate des Jahres, zunächst für die ersten drei, diejenigen Vorzeichen der Wetterveränderungen hier beifügen, welche bei ihrem Auftreten für die zu erwartende Witterung sich erprobt haben.

Januar.

Wenn bei Sonnenuntergang die Wolken einen goldenen Saum haben und die Sterne in großer Menge und hellglänzend sich zeigen, auch viele Sternschnuppen anfangs Januar erscheinen, so darf man im Januar auf heitere frostige Tage rechnen. Wenn der Mond glänzende Flecken zeigt, oder beim Vollmond von einem lichten Hof umsäumt erscheint, so gibt es gutes Wetter. Wenn die Hörner des Sichelmondes den vierten Tag geschärft hervortreten, so gibt es schönes Wetter, sind sie aber stumpf aussehend beim ersten Aufgehen oder innerhalb zwei bis drei Tagen nach dem Wechsel, oder vor dem Vollmond, so steht Schnee und alsbald gelindes Wetter bevor. Viel Schnee ist zu erwarten, wenn sich Streifwolken bei Nordwestwind nach vorhergegangenem Regen zeigen und diese bald in Haufwolken übergehen. Wenn bei Aufgang der Sonne die sie umstehenden Wolken gegen Westen ziehen, oder bei Sonnenniedergang wenig Wolken am Abendhimmel sich zeigen, wird ein heiteres Wetter folgen.

„Abendroth Gutwetterbot',
Morgenroth mit Regen droht."

Ein gerötheter, wolkenreiner oder mit leichten Wolken bestreifter Abendhimmel setzt eine nördliche oder östliche Windrichtung voraus, bei welcher in der Regel schönes Wetter vorhanden ist und bleibt; eine feurige Morgenröthe setzt einen mit Dünsten geschwängerten Morgenhimmel voraus, oder eine blutroth aussehende Morgenröthe läßt schon bereits vor und nach Aufgang der Sonne Haufwolken erkennen, die bald Regen und Sturm bei südöstlicher oder südwestlicher Luftströmung senden.

Februar.

Bei Nord und Nordost ist Frost zu erwarten. Wenn der October und November viel Schnee hatte, ist gewöhnlich der Februar mild. Wenn bei Südwind im Februar Schnee fällt und derselbe breitflockig ist, das Eis Risse und Sprünge erhält, die Sonne dunstig erscheint, Sterne düster schimmern, der Wind häufig umspringt und eine südliche Richtung öfters behauptet, tritt bald Thauwetter ein. Nebenhöfe und Höfe um Sonne und Mond verkünden Schnee oder Regen, und springt hierbei der Wind in Nordwest um, so fällt noch viel Schnee. Warme Tage bei hellem Sonnenschein bringen noch rauhe Tage und ein ungünstiges Frühjahr, da die Verdunstung in südlichen Gegenden angebahnt wird, und bei umschlagendem Winde in Nord und Nordost oder Nordwest dauert dann die ungünstige Witterung fort. Ein trockener März steht in Aussicht, wenn der Februar noch Eis hat.

März.

Es tritt schönes Wetter ein, wenn die Morgennebel des Tages bald nach Sonnenuntergang niedergehen und Nordost fortwährend weht. Wenn Nebelbläschen sich auf der innern Seite der Fensterscheiben zeigen, so steht schönes Wetter bevor und man darf diesen Tag auf heiteres Wetter rechnen, wenn auch noch Nebel und Trübung die Fernsicht eine Zeit lang hindert. Weißer Nebel, der vor oder nach Sonnenuntergang auf Gewässern oder Wiesen aufsteigt, verkündet warmes und heiteres Wetter. Regenbogen nach Frühlingsregen bei lichten Farben lassen gutes Wetter hoffen. Der März wird stürmisch bei Südwest und West und bei lange dauernden Westwinden treten häufig die Aequinoctialstürme ein.

(Wird fortgesetzt.)



Neuestes aus der Ferne.

Afghanistan, Bochara und Kokan.

Die Beziehungen zwischen Britisch-Indien und Dost Mohamed in Kabul sind seit Jahren befriedigend gewesen. Man nimmt von beiden Seiten Rücksichten, und wenn England den Ansprüchen unruhiger Häuptlinge auf diesen oder jenen dem Khan unterworfenen Bezirk keinen Vorschub leistet, so enthält sich dieser jeder Unterstützung der Wusuris, unter deren Räubereien die indischen Grenzbezirke oft genug zu leiden haben. Dost Mohamed ist aber ein hochbetagter Greis, und sein Tod wird voraussichtlich große Unruhen hervorrufen, die in Mittelasien bis zur russischen Grenze hin empfunden werden könnten. Es gibt dann nämlich drei Kronprätendenten, von denen der eine der muthmaßliche Thronerbe Schin Ali Khan, der zweite Afzul Khan, gegenwärtig Beherrscher von Kunduz, und der dritte Ahmud, Sultan von Herat, ist. Der Letztere ist persischer Vasall, und durch ihn wird Persien in die afghanischen Wirren hineingezogen werden. Daß am Hofe zu Teheran noch immer, so elend das Land geworden ist, Eroberungsgelüste herrschen, beweist jener neuliche Kriegszug gegen Merw, der freilich unglücklich genug ausgefallen ist, da die Turkomanen das persische Heer, angeblich 40,000 Mann mit vierzig Geschützen, bis auf 2000 Mann vernichtet haben. Sultan Ahmud von Herat ist mit einem andern Kronprätendenten, Afzul Khan von Kunduz, 1860 in Conflicte gekommen. Er nimmt das Hoheitsrecht über drei Bezirke in Anspruch, die sein Nebenbuhler zu seinen Besitzungen rechnet. Afzul ist bei den Afghanen als Eroberer von Kunduz beliebt. Er hat dieses Gebiet 1859 zu der neun Jahre früher von seinem Vater Dost eroberten und seitdem im Wohlstand gestiegenen Provinz Balkh gefügt. Die Bevölkerung ist aber mit ihm unzufrieden und neigt zu Bochara. Augenblicklich herrscht zwischen dem letztgenannten Barbarenstaate und Dost Mohamed ein gutes Vernehmen, wenigstens hat kürzlich ein Austausch von Gesandtschaften stattgefunden. Nasir Ula Khan, der seit 1847 über Bochara regierte, ist am 20. October 1860 gestorben, und auf dem Throne sitzt gegenwärtig sein Sohn Seiud Mir Mosaffer. Im „Punjab Report" wird seine Regierung eine unglückliche genannt. Obgleich Bochara von Kokan durch die Wüste Khisilkum getrennt wird, die zwischen dem Sir, Amu, den Altau- und Gakschabgebirgen eine weite Strecke einnimmt, sind beide Staaten in häufige Streitigkeiten verwickelt. Der Handel Kokans, dessen Klima das Gedeihen von Trauben, Granatäpfeln und Aprikosen begünstigt, ist von Wichtigkeit. Er wird mit China, Badakschan, Afghanistan und besonders mit Rußland betrieben und bringt dem Khan Mohamed Ali an Zöllen jährlich 150,000 Tillas oder 600,000 Silberrubel ein.

Welche Verwicklungen der Tod Dost Mohamed's unter diesen Ländern hervorrufen kann, ergibt sich aus den dargestellten Verhältnissen von selbst. Die in Afghanistan zu erwartenden Unruhen sind für Persien eine Lockung, sich, wenn auch nicht dort, doch in Herat einzumischen. Für Bochara ergibt sich eine Gelegenheit, Balkh und Kunduz an sich zu nehmen, und sollte

dann Kokan in althergebrachter Weise aus den Wirren Nutzen zu ziehen suchen, so wäre das ganze Gebiet zwischen den englischen und russischen Besitzungen in Aufruhr.

Ceylons Urzeit.

Es gilt für eine fast unumstößliche Thatsache, daß Ceylon einst mit dem indischen Festlande verbunden gewesen sei. Eine Reihe von Sandbänken, die von der Nordküste der Insel zum Cap Camorin sich erstreckt, gilt für den Rest dieser ehemaligen Verbindung. Bei den ostindischen Christen heißt diese Dünenkette die Adamsbrücke, nach der Hindusage gab es hier in der Urzeit kein festes Land. Wie hätte sonst Rama, als er zur Eroberung von „Lanka“ auszog, nöthig gehabt, vom Festlande zur gegenüberliegenden Küste eine Brücke zu schlagen? Dieselbe Sage läßt Lanka nicht als eine Insel wie das heutige Ceylon, sondern als einen Theil eines großen Continents erscheinen. Eine geologische Theorie, die zuerst vom Professor Anstedt aufgestellt wurde, stimmt damit überein. Zu Anfang der Tertiärepoche, als das nördliche Asien und ein großer Theil Indiens noch vom Meer bedeckt gewesen sei, soll Südindien ein großes Festland gebildet haben, mit so weiter Ausdehnung nach Westen und Osten, daß Malakka mit Arabien verbunden gewesen sei. Sir John Emerson Tennent, der genaueste Kenner Ceylons. tritt dieser Annahme bei. Abgesehen von der Verschiedenheit der geologischen Formation liefert auch die belebte Natur Belege, daß Ceylon und der größte Theil von Indien kein zusammenhängendes Ganzes dargestellt haben. Auf Ceylon gibt es eben so wohl Pflanzen als Thiere, und zwar Vierfüßer, Vögel, Insecten und Reptilien, die auf dem indischen Festlande nicht vorkommen. Dagegen finden sich Arten und Gattungen, die mit jenen der malayischen Gebiete oder der Inseln des östlichen Archipels die nächste Verwandtschaft haben und ihnen zum Theil identisch sind. Der Tiger, eine der Landplagen Indiens, fehlt auf Ceylon. Diesem letztern eigenthümlich ist der Dugong, ein pflanzenfressender Cetaceer, dessen Kopf einige Aehnlichkeit mit dem Menschenkopf hat und der daher die Veranlassung zu den Sagen von den Meerweibchen gewesen sein könnte. Auch der singhalesische Elephant ist ein Beweis für die Anstedt'sche Theorie. Es war unrichtig, daß man die Elephantenarten auf zwei, die afrikanische und indische, beschränkte. Es gibt noch eine dritte grundverschiedene Art, die außer Ceylon auch auf Sumatra verbreitet ist.

Die schwedische Nordpolexpedition.

Die ersten Berichte der von Spitzbergen glücklich zurückgekehrten schwedischen Naturforscher liegen vor. Am 21. Mai hatten die Letztern Spitzbergen erreicht, wo die Berge bereits viele schneefreie Stellen zeigten. Die Fahrt um die Insel nach der Nordküste ging gut von Statten, doch in der Treurenbeegbai (unter 79 Grad 56 Minuten 6 Secunden) drängte plötzlich Treibeis heran und schloß die Reisenden drei Wochen lang ein. Die beabsichtigte Schlittenfahrt gegen den Nordpol hin mußte nun aufgegeben werden. Hätte man das Treibeis auch durchbrechen können, so würde man die Eisfelder doch in einem aufgeweichten und deshalb unfahrbaren Zustand gefunden haben. Um so ungetheilter konnten alle Kräfte der Lösung der übrigen Aufgaben gewidmet werden. Man machte den Anfang mit einer Gradmessung, stellte höchst wichtige magnetische Beobachtungen an, verschaffte sich Sammlungen von Thieren, Pflanzen und ganzen Reihen geologischer Proben, zeichnete oder photographirte die Küsten und untersuchte die Meerestiefen in Bezug auf das thierische Leben. Die wichtigsten Ergebnisse der Reise sind die folgenden. Der Golfstrom erstreckt sich bis nach Spitzbergen, wo nicht selten Treibholz aus tropischen Wäldern und Früchte westindischer Bäume an's Land getrieben werden. Der Kältepol liegt auch hier wie in der Inselwelt des arktischen Amerika's und auf dem asiatischen Festlande nicht in den höchsten Breiten. Die südliche Küste ist entschieden kälter als die nördliche. Auf der letztern liegt die Schneelinie höher und die Gletscherbildung ist eine geringere. Lebendige Thiere, Mollusken, Crustaceen und Zoophyten, fanden sich im Meere noch in Tiefen von 1600 bis 2500 Metern. Bei den Jagden machte man eine höchst interessante Entdeckung. Vor mehrern Jahren, als die Nachforschungen nach Franklin im Gange waren, erregte ein Walfischfänger durch die Nachricht, daß er auf Spitzbergen

gezeichnete Rennthiere (mit geschlitzten Ohren) gesehen habe, allgemeines Aufsehen. Man hielt es für wahrscheinlich, daß Franklin nach der asiatischen Seite sich gerettet, samojedische Rennthiere mit sich genommen habe und irgendwo auf Spitzbergen lebe. Später wurde die ganze Erzählung in das Gebiet der Fabel verwiesen. Jetzt haben die schwedischen Reisenden auf Spitzbergen sieben gezeichnete Rennthiere geschossen. Aus Lappland können diese Thiere unmöglich stammen und sie müssen daher ihren Weg von Novaia Semblia und von dort nach Spitzbergen gefunden haben. Ist das richtig, so müssen zwischen Novaia Semblia und Spitzbergen noch einige unentdeckte Inseln liegen, da die Entfernung andernfalls zu groß sein würde. Die Samojeden zeichnen ihre Rennthiere auf dieselbe Weise wie die Lappen.

Entdeckungen in Australien.

Bereits mehrmals erzählten wir unsern Lesern von dem südaustralischen Reisenden Stuart. Der kühne Mann ist jetzt von der Reise mitten durch den Continent, die er im October vorigen Jahres mit zwölf Mann und dreißig Packpferden antrat, nach Adelaide zurückgekehrt. Ganz bis zum jenseitigen Meere vorzudringen ist ihm nicht gelungen. Mangel an Lebensmitteln hat ihn gezwungen, in einer Entfernung von nicht mehr als zwanzig deutschen Meilen vom Golf von Carpentaria umzukehren. Er beschreibt das Binnenland als durchschnittlich fruchtbar und wird alsbald eine neue Reise unternehmen. Zu den Unternehmungen behufs der Aufsuchung des verschollenen Burke, über die wir im vorigen Heft berichteten, gesellt sich noch eine neue. Sie geht von der Landesvertretung Südaustraliens aus und wird von M'Kinlay geleitet. Er nimmt sieben Mann, vierundzwanzig Pferde und sechs Kamele mit. Da vor M'Kinlay der bekannte Howitt zu Lande abging, der Dampfer Victoria die Umgegend des Albertflusses nach Burke durchsuchen soll und auch Stuart zu einer Reise sich anschickt, so kommen vier Erforschungen des Innern in Gang. Aus Westaustralien trifft gleichzeitig eine Nachricht ein, die, wenn wir sie auch für falsch halten, den Entdeckungseifer mächtig anspornen wird. Ihre Urheber sind Dempster, Clarkson und Harper, die von der Westküste nach dem östlichen Gebiet von Northam vorgedrungen sind. Von Eingeborenen wollen sie erfahren haben, daß mehrere Weiße bis vor wenigen Jahren im Innern des Landes am Ufer eines Sees gelebt hätten. Man deutet dies auf Leichardt, der seit dem October 1846 vermißt wird. Man hatte lange die Hoffnung aufgegeben, ihn und seine Gefährten wiederzufinden. Nun wenigstens eine Andeutung über die von ihnen eingeschlagene Richtung aufzutauchen scheint, werden Versuche, ihre Spur weiter zu verfolgen, nicht ausbleiben. Jene westaustralischen Reisenden haben durch die That bewiesen, daß das im Osten der Küste liegende Dickicht, das man bisher für undurchdringlich hielt, von ausdauernden Reisenden überwunden werden kann. Ausgedehnte Weidestrecken, nach denen sie hauptsächlich suchten, haben sie nicht ermittelt.

Madagaskar.

Der vor einiger Zeit erfolgte Tod der dreiundsiebzigjährigen Königin Ranavalo ist für die Civilisation ein glückliches Ereigniß. Gegen die Europäer im höchsten Grade mißtrauisch, und nicht ohne Grund, da Frankreich ihr sein Protectorat angetragen hatte, und darum auch eine grausame Verfolgerin der eingeborenen Christen, hielt sie den Culturfortschritt gewaltsam auf. Trotz ihres Absperrungssystems und ihrer Scharfrichterpolitik konnte sie nicht hindern, daß Europäer, selbst Glaubensboten, festen Fuß faßten und daß das lernbegierige Volk von ihnen Manches annahm. Die ausgestreuten Bildungskeime können sich nun freier entwickeln. Der jetzige König Radama II., der Sohn der verstorbenen Königin, ein Mann von einunddreißig Jahren, ist den Europäern und dem Christenthum stets günstig gesinnt gewesen. Ellis, der ihn noch genauer als Ida Pfeiffer kennen lernte, gibt ihm in seinem Reisewerke: Three visits to Madagascar, das beste Zeugniß. Er achtet das Leben des geringsten Mannes, nimmt an der geistigen, besonders an der musikalischen Bewegung Europa's einen lebhaften Antheil und hat europäische Trachten und Gebräuche eingeführt. Als König hat er bereits das Verlangen nach auswärtigen Verkehrsanknüpfungen ausgesprochen, im Innern völlige Handelsfreiheit gewährt

und die Eingangszölle bedeutend ermäßigt. Der auf Madagaskar herrschende Stamm der Hovas ist so bildungsfähig, daß er unter einem solchen König Hoffnung auf bedeutende Fortschritte erregt. Der erste Minister des Königs, Lambert, wird sich nach Paris und London begeben, um Verträge abzuschließen. Eine französisch-englische Actiengesellschaft zur Ausbeutung der madegassischen Bodenschätze an Steinkohlen und Metallen ist im Plan. Auch über dem Boden hat die Insel, deren Flächeninhalt über 10,000 Geviertmeilen beträgt, viel Werthvolles aufzuweisen. Obgleich die gegenwärtigen Ausfuhren bloß in Reis, Gummi, Ebenholz, einigen Farbhölzern und Schildkrötenschalen bestehen, gibt es Erzeugnisse genug, durch die ein lebhafter Handel entstehen kann. Ingwer, Pfeffer und Indigo wachsen in den Wäldern wild, der von den Europäern eingeführte Kaffeebaum gedeiht kräftig, Baumwolle, Zucker, Taback, Hanf und Mais liefern reiche Ernten, Oelpflanzen gibt es in zwölf Arten, und dabei ist das Klima wenigstens im Innern gesund. Kann somit Madagaskar für Europa von großer Bedeutung werden, so sind doch zuvor viele Hindernisse zu beseitigen. Fast alle madegassischen Flüsse sind für die Schifffahrt nicht zu benutzen, weil ihre Mündungen von Barren verschlossen werden, und das Innere ist wegen des Mangels von Straßen während der Regenzeit ungangbar.

Der Rovuma.

Bei Cap Delgado mündet unter 10 Grad 30 Min. südlicher Breite ein Fluß, von den Eingeborenen Rovuma genannt, der keine Barre hat und in Folge dessen einen leicht benutzbaren Eingang in's Innere darbietet. Sein Delta erstreckt sich nicht weit landeinwärts und der Boden erhebt sich an seinen Ufern bald zu Hügeln von drei- bis vierhundert Fuß Höhe. Sein Thal ist wohl bewaldet, der Ebenholzbaum wird hier stärker als am Zambesi. Während der Shire stets eine dunkle Farbe hat und sein Grund schlammig ist, ändert der Rovuma seine Farbe oft und hat ein sandiges Bett. Der Shire fällt und steigt wenig, der Rovuma schwillt zuweilen um sechs Fuß und mehr an. Das ganze Rovumagebiet strotzt von Fruchtbarkeit, aber seine Bewohner sind im höchsten Grade dürftig. Sie bestehen aus zwei Stämmen, aus Negern und aus arabischen Mischlingen, welche Letztern die Herren und Tyrannen spielen. Livingstone fuhr den Rovuma sieben deutsche Meilen weit hinauf und kehrte bloß deshalb um, weil das Ende der Regenzeit war. Das Wasser begann bereits sieben Zoll täglich zu fallen, und er mußte fürchten, daß er bei längerm Verweilen mit seinem kleinen Dampfer während der ganzen trockenen Jahreszeit gefangen gehalten werden würde. Die Araber versuchten ihn zu brandschatzen und forderten von allem gefällten Holz eine Abgabe. Ohne seine Makololos, die auf dem Schiff gar nicht zu gebrauchen, aber zu Lande unschätzbar waren, hätte er sich den unverschämten Forderungen fügen müssen. Die Eingeborenen behaupteten mit Bestimmtheit, daß der Rovuma aus dem Nyassa komme. Zu jenem See will Livingstone sich begeben und seine Umgebung genau untersuchen.

Die Ausgrabungen in Cyrene.

Seit elf Monaten sind englische Ausgrabungen in dem Ruinenfeld des alten Cyrene, das drei deutsche Meilen von dem Küstenort Marza Susa entfernt einen ausgedehnten Raum bedeckt, im Gange. Von der Küste aus steigt der Boden an, bald allmälig, bald steil, und Cyrene liegt zweitausend Fuß über dem Meere. Es hat nicht geringe Mühe gekostet, schwere Marmorsachen von dieser beträchtlichen Höhe auf abscheulichen Wegen zum Meere zu schaffen, ohne daß etwas zerbricht. Eben so macht der Mangel an Wasser den Engländern viel Noth. Am Landungsplatze gibt es gar keines, so daß die dort aufgestellte Mannschaft auf die Wasserfässer der Schiffe angewiesen ist. In Cyrene findet sich eine einzige reichlichfließende Quelle, von den Engländern Apollobrunnen getauft. Es ist ein natürliches Becken von sechs Fuß Länge, zwei Fuß Breite und einem Fuß Tiefe, welches das Wasser, so wie es aus dem Felsen hervorquillt, aufnimmt. Die Temperatur der Quelle bleibt stets, im Sommer wie im Winter, + 17 Grad. Wegen dieser Quelle wurden die Engländer, die darin wuschen und badeten, in einen Streit mit den anwohnenden Arabern verwickelt. Diese sind dem Sultan bloß tributpflichtig und regieren sich selbst

unter einer patriarchalisch-republikanischen Verfassung, die sowohl Scheiks als Volksversammlungen kennt. Mit Wasser versehen würde das Land ungemein fruchtbar sein. Das Klima ist gesund, die Hitze steigt im höchsten Sommer nicht über 21 Grad Reaumur.

Unter der Aufsicht der Lieutenants Smith und Porcher sind neunzig Leute mit Ausgrabungen beschäftigt. Ueberall trägt das Ruinenfeld Reste von Tempeln oder andern öffentlichen Gebäuden und ungeheure Säulen von Marmor oder rothem Granit. Einige große Hügel bergen wahrscheinlich die wichtigsten Ruinen, und grade sie bleiben vor der Hand unangetastet. Am Abhange eines Berges zieht sich über eine deutsche Meile weit ein Gräberfeld hin. Die meisten Gräber sind an der Seite der zahlreichen, den Berg durchfurchenden Schluchten in den Fels eingemeißelt. Die größten enthalten bis zu hundert Nischen für Sarkophage, die durchschnittliche Zahl der letztern ist sieben bis zehn. Die äußere Facade ist in der Regel in dorischem Stil ausgeführt und wohl erhalten, im Innern zeigen sich deutliche Spuren alter Malereien, Gladiatoren, Vögel, Blumen u. s. w. Es gibt nicht ein Grab, das nicht längst geöffnet und durchwühlt worden wäre. Die bisherigen Funde bestehen theils in Tafeln mit Inschriften, theils in Bildsäulen über oder unter der menschlichen Größe und von beträchtlichem Kunstwerth.

Die nordbrasilische Expedition.

Unter der Leitung des Professors Freire Allemao hat eine Gesellschaft brasilischer Gelehrter in der Nordprovinz Ceara Forschungen angestellt und Sammlungen angelegt. Sie war zwei Jahre beschäftigt und ist gegenwärtig nach Rio de Janeiro zurückgekehrt. Freire Allemao, dem der zoologische und botanische Theil der Aufgabe zufiel, ist so glücklich gewesen, alle seine Sammlungen unversehrt heimzubringen. Schüch de Capamena dagegen hat auf dem Wassertransport von Granja nach Fortaleza seine meteorologischen, hypsometrischen und geologischen Aufzeichnungen nebst vielen photographischen Skizzen eingebüßt. Goncalves Dias, der Linguist und Ethnograph der Expedition, ist nicht mit nach Rio de Janeiro zurückgekehrt. An das Aequatorialklima gewöhnt, ist er im Gebiet des Amazonenstromes zurückgeblieben, um seine Studien der dortigen Indianer und ihrer Sprachen fortzusetzen. Daß er dazu der rechte Mann ist, hat er durch sein Wörterbuch der Tupysprache (Leipzig 1858) zur Genüge dargethan. Die Resultate der Expedition sollen baldigst veröffentlicht werden.

Ein untergegangener Vogel.

In den hochnordischen Meeren lebte bis vor wenigen Jahren ein sehr seltener und interessanter Vogel. Es war eine Alke, welche die flügellose (Alca impennis) genannt wurde. Vor etwa zwölf Jahren wurde von Isländern das letzte Paar solcher Vögel gefangen und an ein englisches Museum verkauft. Seitdem ist der Vogel verschollen. Um zu ermitteln, ob er wirklich untergegangen sei, begaben sich 1858 zwei englische Naturforscher nach Island. Die flügellose Alke hatte in der Nähe der Insel mehrere Standorte gehabt, die Geiervogelscheeren in der Nähe von Cap Reykjanäs und einige ähnliche Klippen im Nordosten. Winkler erzählt in seinem Werke über Island, daß die Engländer unverrichteter Dinge umkehren mußten. In vielen Sommern ist es wegen der starken Brandung unmöglich, an den Geiervogelscheeren zu landen. Ein solcher ungünstiger Sommer war auch der von 1858. Obgleich die Engländer sich in dem den Klippen nächstgelegenen Küstenorte niederließen und zwei Monate lang geduldig warteten, kam doch kein Tag, an dem eine Fahrt hätte gewagt werden können. Eben so mißlang der Versuch, durch einen nach den Klippen im Nordosten geschickten isländischen Studenten Kunde zu erlangen. Er kehrte nach einigen Monaten zurück und hatte jenen zweiten Fundort ebenfalls nicht betreten können.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Xylographie, Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 65. Februar 1862.



Unseres Herrgotts Canzlei.

Eine Erzählung
von

Wilhelm Raabe.
(Jakob Corvinus.)

(Fortsetzung.)

Das zehnte Capitel.

Hie hebet an der zweite Theil,
Zeigt, wie der ganzen Welt zum Heil,
Der Jungfrau edle Burg und Stadt
Ihr Banner hoch gehalten hat;
Zeigt, wie Verrath sie arg umspinnt,
Die Tugend doch das Best' gewinnt.
Drei blut'ge Kreuze flammen auf,
Und Gott's Gericht hat seinen Lauf.
Durch alle Welt geht das Geschrei
Von: Unseres Herrgotts Canzelei.

Vollständig hatte das Jahr Schönheit und Glanz abgestreift; gleich einem irdischen Weibe hatte es eins der frischen, funkelnden Gewänder der Jugend nach dem andern fallen lassen; verwelkt waren die Veilchen des Frühlings, die Rosen des Sommers, die letzten Sternblumen des Herbstes. Alt, recht alt und mürrisch war das Jahr allmälig geworden, Todesgedanken bekam es, und saß am Nachmittag des vierzehnten Octobers im christlichen Jubeljahr und Magdeburg'schen Trauerjahr Fünfzehnhundertfünfzig, wie ein mürrisches Mütterlein auf schwarzen, schweren Wolken, quirlte in einer Regensuppe und spann an einem grauen, düstern Nebelschleier, mit welchem es gegen Abend die Welt zudecken wollte.

Ehe dieser Schleier herabfällt und unsern Schauplatz verhüllt, führen wir den Leser vom Breiten Wege durch die Kaiserstraße, quer über die Bernau'sche Straße und durch die Hölle — die Gegend der Stadt Magdeburg, wo heute die Grüne Armstraße, die Venedische Straße und die Blaue Beilstraße zu finden sind — nach der Jakobskirche, und ersteigen mit ihm die Wendeltreppe im Thurm dieser Kirche bis unter die Glocken.

Da finden wir uns in einem Gemach, welches den ganzen innern Raum des Thurmes einnimmt und nach allen vier Weltgegenden eine umfassende Aussicht durch die „Galmlöcher“ gewährt. In einer Ecke ist ein kleiner Herd angebracht, auf welchem ein winzig Kohlenfeuer glimmt, in einer andern Ecke befindet sich ein Strohlager;

ein hölzerner Tisch, einige Schemel sind ebenfalls vorhanden, Kleidungsstücke und Waffenstücke hängen an den Wänden; — ein langes Geschütz auf wunderlicher aber leicht zu regierender Laffette blickt drohend über die Mauern, Thürme und Dächer der Neuen Stadt in's Land hinaus. Ein Kugelhaufen ist neben diesem Stück aufgebaut, ein Fäßchen Pulver ist zur Hand, so wie Alles, was sonst zur Bedienung eines Geschützes gehört. Geschützmeister ist auf dem Jakobsthurm Andreas Kritzmann, welcher vor dem Obersten Ebeling Alemann und den Hauptleuten Probe geschossen hat, zur Verwunderung gut bestand und hieher beordert worden ist. Die Gehilfen, die man ihm hat zugeben wollen, hat er abgelehnt zu ihrer geheimen Genugthuung. Schon geht auf den andern Thürmen und auf den Mauern der Stadt manch' bedenklich Wort an den Feuerstücken über den Meister Andreas vom Jakobsthurm. Solch' eine Kunst, solch' ein scharfes Auge, wie sie der „Schütz vom Jakobsthurm" besitzt, erscheint dem befahrensten Arkeleymeister übermenschlich. Des Schützen ungesellig, seltsames, finsteres Wesen füllt Jeden, der ihm naht, mit demselben geheimen Grauen, welches vor Braunschweig in den Schanzen Heinrich's des Jüngern die Kameraden aus seiner Nähe trieb.

Zur Hand geht dem Andreas nur ein verwachsener, taubstummer, elternloser Knabe aus der Neustadt, der sich zu dem stummen Mann gefunden hat, man weiß nicht wie. Dieser Bub' besorgt seine Ausläufe, Botschaften und Wege, der Schütz selbst scheint nicht wieder in die Gassen der Stadt hinabsteigen zu wollen.

In dem Augenblicke, wo wir durch die Oeffnung im Fußboden in den Aufenthaltsort des Geschützmeisters gelangen, ist dieser beschäftigt, mit großem Eifer und fast peinlicher Sorgfalt den Lauf seines Stückes zu putzen. Friedel, der taubstumme Knabe, sitzt in einem Galm- oder Schallloch und läßt die Beine herabbaumeln, und starrt blödsinnig auf den Jakobskirchhof hinab, oder den Krähen, welche den Thurm umflattern, nach.

Auf Stadt und Land blicken wir ebenfalls, und erzählen, was um und in der Alten Stadt Magdeburg geschah seit dem zweiundzwanzigsten September, dem Tag der Schlacht an der Ohre. Dann suchen wir nach den Leuten, mit welchen wir es in dem großen Schauspiel und Trauerspiel zumeist zu thun haben; dann — können wir wieder herniedersteigen in das bewegte Getriebe, die Herzen in Liebe und Haß, in Bangen und Hoffen näher klopfen zu hören.

Tief, tief zu unsern Füßen liegt: Unseres Herrgotts Canzlei, liegt die große geächtete lutherische Stadt Magdeburg; tief unter uns rund um das letzte Bollwerk des reinen Glaubens liegen die Lager, die Linien, die Schanzen derer, welche des Reiches Acht und Aberacht zu vollstrecken gekommen sind! —

Nachdem Herzog Georg von Mecklenburg den Sieg an der Ohre gewonnen hatte, hielt er sich noch bis zum Donnerstag nach St. Mauritiitag im Kloster Hillersleben mit weidlichem Banquettiren und Jubiliren. Dann brach er auf mit seinen Schaaren, die anschwollen, gleich einem bergab sich wälzenden Schneeball. Weiter zog er seinen verwüstenden Strich durch das Stadtgebiet, bis er sein Hauptquartier zu Schönebeck aufschlug. Hier trafen nun die Nachbarn des Erzstiftes, die Herren des Capitels, die Stiftsjunker und die Achtsvollstrecker zusammen. Es kam Kurfürst Joachim von Brandenburg und sein Vetter Markgraf Albrecht von Kulmbach, es kam Hans Georg von Mansfeld, welcher die gute Gelegenheit benutzte, sich des Schlosses zu Egeln, sammt der Pflege, welche die Magdeburger daselbst innehatten, zu bemächtigen. Am neunundzwanzigsten September erschien die Seele des Ganzen, kam der feine, kluge Moritz, der „durchlauchtigste, hochgeborene Fürst und Herr, Herzog zu Sachsen, des heiligen römischen Reiches Erzmarschall und Kurfürst, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen." Seine politische Wagschale hielt er dem Mecklenburger Jürgen unter die Nase und flüsterte ihm zu:

„Herr zu Mecklenburg, wie dürft Ihr's wagen, daß Ihr die frommen Leut' von Magdeburg habt dürfen angreifen? . . . Habt Ihr die Kinder Gottes einmal getroffen?"

Wer doch den Zug malen könnte, der bei diesen Worten um die Mundwinkel des Mannes spielte! Wer doch gegenwärtig gewesen wäre bei den Verhandlungen, in welchen der elegant meißnerisch lispelnde

Sachse dem plattdeutsch aufbegehrenden, tobenden, brummenden, klein beigebenden Mecklenburger den Oberbefehl über den von ihm bis jetzt so gut geführten Haufen abnahm!

An diesem selbigen neunundzwanzigsten September, dem Tage Michaelis, kam ein Trompeter vor Magdeburg, blies sein Stücklein und forderte die Stadt zur Uebergabe auf, wurde aber ohne ein gutes Wort zurückgeschickt.

Die aufgebotenen Lehnsleute ließ das Domcapitel zu dem Reichsheer stoßen; zu Augsburg saß immer noch kaiserliche Majestät und „hielt heftig an" für das Interim und den Reichsabschied und gegen die Geächteten. 60,000 Gulden, zu 15 Batzen gerechnet, verwilligte das Reich monatlich zur Belagerung der Stadt Magdeburg. Aufgewendet wurde dazu des „Reiches Vorrath," der wider den Erbfeind, den Türken, und sonsten zufällige Noth gesammelt worden war, so daß der Magister Flacius Illyricus durch Michael Lotther's Pressen mit Recht in die Welt hinausrufen durfte:

„Lieber Gott, wie in einen gar verkehrten Sinn sind die falschen Christen gerathen! Sie sehen, wie in trefflicher großer Gefahr die ganze Christenheit stehet, und sonderlich Teutschland, der Christen Feind, des Türken halben. Noch lassen sie ihn zufrieden, ja sie geben ihm noch Tribut, daß er zufrieden sei, auff daß sie ja, dem Antichrist zu gefallen, Christum gantz und gar außrotten und austilgen mögen. Es gehet jetzt zu, wie es immer gegangen ist. Damit die falschen Jüden müssen immer Barrabam, den Mörder, loßbitten, auf daß sie nur Christum an's Kreuz bringen. Die Papisten lassen den Türken zufrieden, auff daß sie nur mögen die Christen verfolgen, die Interimisten und Adiaphoristen erlangen Friede von den Gottlosen, wie sie nur mögen, auf daß sie können uns ihre Brüder, den Antichristischen zu gefallen, ermorden."

Immer ängstlicher schlugen die Herzen aller Glaubensgenossen durch die ganze Welt, der hartbedrängten Stadt wegen. Eine große Bestürzung war mit der Nachricht von der Schlacht an der Ohre über sie gekommen. Sie sahen schon im Geist die letzten Mauern und Wälle des reinen Glaubens niedergeworfen; sie vernahmen schon das Jubelgeschrei der Sieger, den Triumphruf „der Spitzbüte, des Mönchs- und Pfaffengesindels." „Kann ja" — wie Herr Flacius sagt, „der teufel unsern schwachgleubigen Hertzen solche wilde Fantasey und Gespenst einbilden, daß wir offt nicht anders meinen, denn es sei große Noth vorhanden, so doch keine ist, oder die gegenwertige Gefahr viel größer machen, denn sie ist."

Fest stand die Canzlei des lieben Gottes! Ihre Besatzung verstärkte sie auf dreitausend Mann zu Fuß und dreihundert Mann zu Roß. Jeder Bürger nahm die ihm zugetheilten Reiter und Knechte mit Freuden in's Quartier. Immerfort noch wurden Geschütze gegossen aus den Glocken der Stifte und Klöster. Rings um die Stadt hatte man Gruben aufgeworfen, dem Feind das Vordringen zu erschweren, Blendungen und Verschläge schützten auf den Mauern und Wällen die Streiter.

Alle Sehnen und Nerven spannte die Stadt nach der Niederlage im Feld vor Hillersleben auf's Aeußerste an, und mit blutigen Köpfen wichen die Feinde, die jetzt ihr Lager nach Fermersleben vorgeschoben hatten, zurück, als sie am zehnten October, am Sanct Burchhard's Abend, in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr mit großem Geschrei, gewaltiger Macht gegen Stadtgraben und Thore anliefen. Von den Wällen sprach das Geschütz des Bürgerthurms auf ganz andere Weise, wie im freien Feld. Wie brachen die Gewerke vor aus dem Ulrichsthor:

„Hie Magdeburg! Magdeburg hie!"

Wie wetterten die groben Fäuste der Stadt ein auf den bestürzten Feind.

Da der Feind in seiner Wuth und aus Verachtung des Stadtvolks, wider allen Kriegsgebrauch, sechs Windmühlen, den Holzhof und das Hintergebäude am Siechenhaus angezündet hatte, so konnte man desto besser sehen, wohin man schoß, stieß und schlug. Da ward „gar mancher großer Hans und starker Held von Thürmen und Wällen erschossen."

Drei Rüstwagen voll Todte führten die Feinde aus dem Feld. Mit zwei Trommeln begruben sie zu Beiendorf wohl über hundert. Nach Salza und nach Halberstadt führte man gar vornehme Leichen, und Gefangene sagten späterhin aus: in dieser Nacht hätten sie einen Mann verloren, der

ihnen nicht um tausend Gulden feil gewesen sei.

Das folgende Morgengrauen zeigte den Bürgern um die verbrannten Mühlen her eine recht blutige Wahlstatt. Da fand man ganze Arme in Panzern, ganze und halbe Schenkel, Pickelhauben mit ganzen und halben Köpfen, Zündröhren, Zäume, Schenkel von Pferden und dergleichen, und Herr Sebastian Besselmeier meinte fröhlich:

„Hei, schaut, sie können ihren Schaden nicht verbergen! Das ist die erste Abzahlung auf die Hillerslebener Rechnung.“

Am folgenden Tage hielt man ein Scharmützel hinter dem Klosterberge, und es kamen an diesem Tage, sehr gegen den Willen Herzog Heinrich's des Jüngern, viel gute Kriegsleute der Stadt von Braunschweig her zu Hilfe.

Am zwölften October wurde Stillstand geblasen, und in die Stadt ritt Fürst Wolfgang von Anhalt mit den zwei Doctoren Johannes Scheyring und Johannes Holstein, zwei Magdeburg'schen Kindern, der Erstere Canzler zu Mecklenburg, der Andere Canzler zu Lüneburg.

Kurfürst Moritz blickte wieder angestrengt auf das Zünglein seiner Wagschale. Es zitterte und schwankte und wollte gar nicht zu Ruhe kommen. Weitbeinig stand Herr Mauritius zwischen den Parteien da, augenblicklichen Vortheils wegen hingezogen zu Kaiser, Reich und Katholicismus; künftigen Vortheils halber liebäugelnd mit der neuen Weltmacht, dem Protestantismus, dessen Bedeutung und Unbesiegbarkeit dem genialen Politiker klar vor Augen lag.

Sechs Artikel ließ der Kurfürst der Stadt vorlegen, ihr seinen guten Willen zu zeigen:

I. „Die Stadt soll den beiden Kurfürsten Sachsen und Brandenburg und drei andern Fürsten und dem künftigen Erzbischof eingeantwortet werden, und eine ziemliche Besatzung, doch auf der Fürsten Kosten, einnehmen.

II. Dagegen sollen die Religion, Regenten, Kirchendiener und Bürger für ihre Person und Güter nicht angefochten und an dero habenden Privilegien und Festungen der Stadt nichts abgebrochen werden.

III. Die Stadt soll dem Kaiser einen Fußfall thun, ihm 100,000 Gulden und sechzehn Stückbüchsen geben. Das Geld wollen die Fürsten der Stadt vorstrecken.

IV. Dem Erzbischof und dem Capitel werden ihre Güter wieder eingeräumt.

V. Die gelittenen Schäden, desgleichen auch die Beywohnung und Ceremonien der Thumbkirchen sollen auf mächtige Unterhandlung gestellt werden.

VI. Kurfürstliche und fürstliche Gnaden wollen die Aussöhnung an kaiserliche Majestät auf's Förderlichste gelangen lassen, dieselbe verhoffentlich zu erhalten. Im Fall aber, da solches bei kaiserlicher Majestät nicht zu erhalten, so wollen alsdann Ihre kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden die Besatzung ohne einigen Schaden aus der Stadt wiederum abschaffen, und die Stadt, wie sie die empfingen, dem Rath wiederum einantworten, Alles getreulich und ungefährlich.“

Am elften und zwölften October wurde zwischen Belagerten und Belagerern, zwischen Rath und Gesandten über diese Artikel hin- und hergehandelt; am vierzehnten, in der Stunde, wo wir auf dem Jakobsthurm stehen, befindet sich der Doctor Scheyring abermals auf dem Rathhaus, dieser Sachen wegen.

Wir lassen das Allgemeine und blicken aus nach dem Einzelnen.

Auf dem Alten Markt, vor dem Rathhaus, schreiten vor der Front einer Abtheilung Knechte, die daselbst aufgestellt ist — dem Doctor Scheyring zur Ehre und vielleicht auch ein klein wenig zum Schrecken, — Hans Springer, der Hauptmann, und Adam Schwartze, der Lieutenant, im leisen eifrigen Gespräch auf und ab. Beiden ist in den letzten Tagen viel des Unangenehmen begegnet.

Auf den Hauptmann hat sich von den Canzeln ein wahrer Schwall von Anspielungen ergossen. Keine Buß- und Trauerpredigt ist nach der Schlacht an der Ohre gehalten, in welcher nicht Hänsel Springer's und seines Lebenswandels mehr oder weniger verblümt gedacht wurde. Insinuationen sind wiederum dem Rath gemacht, die Schwelger, Ehebrecher und Blasphemisten, bei denen kein Glück sei, aus seinem Dienst, aus der Stadt zu entfernen. Der Hauptmann befindet sich in einer teufelmäßig ungemüthlichen Stimmung; wäre die Frau Johanna nicht, in hellen Flammen wäre er aufgelodert gegen seinen Lieutenant, der ihn abhielt, vor Hillersleben mit Sack und Pack zum Mecklenburger überzugehen.

Auf dem Geiste Adam's lasten nicht we-

niger schwere Wolken; aber er weiß seine Gemüthsbewegungen besser als der Elsässer zu verbergen, geht für ein unbefangen Auge wie gewöhnlich patzig einher, lächelt wie gewöhnlich. Einem schärfern Beobachter aber entgeht eine wunderliche Veränderung im Wesen des Mannes nicht. Ein genauerer Beobachter erkennt, daß der feste Schritt, das sichere Auge Adam's nur noch Maske ist. Seit der Schlacht an der Ohre ist des Lieutenants Stellung im Hause Michael Lotther's eine ganz andere geworden; der wieder zur Besinnung gekommene Buchdrucker empfängt den Vetter aus Franken lange so enthusiastisch nicht mehr wie früher. Er ist zwar nicht kalt gegen ihn; aber er schwört nicht mehr auf seine Worte, sondern beruft sich bei kriegerischen Erörterungen viel lieber auf die Meinung des Rottmeisters Horn. Er stellt den Lieutenant nicht mehr als Muster auf; er nimmt sich sogar die Freiheit, ihm Allerlei vorzurücken, was er tadelnswerth findet. — Regina hat in ihrem Betragen gegen den Vetter eigentlich nichts geändert; aber darüber ist nicht viel zu sagen; der Vetter hat sich nie eines herzlichen Entgegenkommens ihrerseits rühmen können.

Doch das ist das Wenigste, damit würde der Lieutenant schon fertig werden; aber noch etwas gar Sonderbares ist ihm begegnet. Am Abend des vierten Octobers fand er, in sein Quartier zurückkehrend, an seiner Thür eine Abschrift eines peinlichen Erkenntnisses der freien Reichsstadt Ulm vermittelst eines Messers festgenagelt. Datirt war dieses Erkenntniß vom zweiundzwanzigsten September 1544, und Urtheil wurde darin gesprochen nach den Rechtsworten der Carolina, der hochnothspeinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's des Fünften und des heiligen Reiches über eine Kindsmörderin, genannt Anna Josepha Agnese Scheuerin. Auf Ersäufung im Sack lautete der Spruch der Ulm'schen Richter, und hatte die unglückliche Verbrecherin den Sack, in welchem sie ertränkt werden sollte, selbst zu nähen.

Unter der Abschrift war bemerkt:

„Ist vollstrecht dieß Urthel 26. Septembris Anno 1544. Gott erbarmb der Seelen gnediglich. Gott wend' ab sein Aug' vom Mörder und geb' ihn dem Rächer.

† † † im Läger vor Magdeburg."

Ob aber diese letztern Worte und diese drei Kreuze mit Blut oder mit rother Tinte gezeichnet waren, konnte der Lieutenant Adam Schwartze nicht herausbringen. Er sah jetzt dies schreckliche Blatt überall, wo er ging und stand, vor sich; wie er auch über die Augen wischen mochte, überall erblickte er vor sich die drei rothen Kreuze. Er fing an, die Dunkelheit und die Einsamkeit zu fürchten; er blickte bei jedem Schritt, den er hinter sich vernahm, schnell und scheu über die Schulter und hielt sich am liebsten mit dem Rücken gegen eine Wand gelehnt. —

Auf dem Altstadtmarkte vor dem Rathhaus zählt der Hauptmann, mit den gewöhnlichen Flüchen auf Pfaffen, Rath und Bürgerschaft, während der Doctor Scheyring im Sitzungssaal des Raths verhandelt, seinem Lieutenant die Einzelnen, die Rotten und Haufen, deren er unter den städtischen Knechten sicher ist, an den Fingern her, und behauptet: jetzt sei die Gelegenheit günstig, durch den Doctor Johannes den Herren vor der Stadt einen Wink zu geben. Er weiß für gewiß, daß des Kurfürsten Vorschläge heute von Rath und Bürgerschaft verworfen werden, und glaubt, eine günstigere Stunde, das Besprochene in's Werk zu setzen, werde nimmer kommen.

Das Sudenburgerthor und die Sudenburgervorstadt sind heute von den Leuten Springer's besetzt, und somit beide ganz in der Gewalt des Hauptmanns. Die Frau Johanna hat bereits einen Wink bekommen, und wird sich jetzt mit Geldsack und Schmuckkästchen auf der Wacht am Sudenburgerthor befinden. Geleitsmann des Doctor Scheyring zwischen dem Lager zu Fermersleben und der Stadt ist der Lieutenant Adam Schwartze, er mag sein Wort bei dem Doctor, er mag es beim Kurfürsten anbringen; — Alles findet sich ganz herrlich zusammen.

„Adämle, Adämle," flüstert der Hauptmann, „jetzt hat's e Schick. Dunder und Wetter, los die Würfeln! Trumpf und gewonnen! Hüt woll'n mer den Vogel abeschieße. Hüt Obend woll'n mer us guet gebettet ha im Lager vor der Stadt!"

Im Lager vor der Stadt! Was blickt der Lieutenant plötzlich auf und um sich? Was der Hauptmann sagt, hat Kopf, Hand und Fuß; Zeit und Gelegenheit, den verwegenen, gewinnbringenden Plan des Ver-

raths in's Werk zu setzen, sind wirklich so günstig, wie nur möglich. Ein kühnes Herz, ein kalter Kopf, eine Hand, die vor nichts zurückschreckt, mögen heute dem Kaiser und dem Reich die große, rebellische, geächtete, lutherische Stadt, die Canzlei unseres Herrn Gottes, wehrlos, gebrochen zu Füßen legen. Millionen werden dem kühnen Mann, der solche That, sei es auch durch Verrath, thun wird, zujauchzen; fernste Geschlechter werden seinen Namen mit Schauder und Bewunderung nennen. Die höchsten Wünsche wird er erfüllen dürfen, Ehren und Reichthum werden ihm zufallen; die schönste Maid der niedergeworfenen lutherischen Stadt wird er aus Blut und Flammen reißen und als herrlichste Beute führen dürfen in das — Lager vor der Stadt.

In das Lager vor der Stadt; — zusammen stürzt vor Adam Schwartze's Augen das glorreiche Gebäude von Ruhm, Glanz und Glück, das sein mächtiger Geist aufbaute, und in welchem der Hauptmann Springer nur ein Grundstein ist. Dahin ist der tollkühne Muth, verwirrt sind die klaren Gedankenreihen, die logischen Schlußfolgerungen. Eine Wolke legt sich vor den Blick, der so scharf sah im Getriebe der Zeit. Zu einem armen, schwachmüthigen Menschen ist Adam Schwartze, der Bewunderer und Nacheiferer des Kurfürsten Moritz von Sachsen, geworden. Er fürchtet das Messer, welches die Abschrift des Ulm'schen Richterspruchs an seine Thür nagelte. Im Lager vor der Stadt, wo das Glück liegt, harrt auch der Rächer der Anna Scheuerin, die im Jahre Fünfzehnhundertvierundvierzig ertränkt, „gesäckt" wurde in der Donau um Kindesmord. Die drei blutigen Kreuze sind Schuld daran, daß die günstige Stunde, den großen Vorsatz auszuführen, ungenutzt vorübergeht; sind Schuld daran, daß der Hauptmann Hans Springer seinem Hannchen Befehl schickt, mit Geldsack und Schmuckkästchen wieder heimzukehren in die Wohnung; denn — „das Wetter sei zu trübe zum Spazierritt."

Der Franke weiß den Elsässer eben so gut zu überreden und zu seiner Meinung hinüberzuziehen, wie der Obersachse Mauritius den Niedersachsen Jürgen von Mecklenburg. —

Auf dem Jakobsthurm ist der Büchsenmeister mit dem Glanz seines Geschützlaufes zufrieden; er richtet sich von seiner Arbeit auf, winkt dem taubstummen Friedel, und Beide setzen sich zu einem kärglichen Vespermahl nieder.

Wir blicken nach einer andern Gegend.

An der Brüstung der Stadtmauer, der Michaelisvorstadt gegenüber, lehnt Markus Horn im Gespräch mit dem Fähnrich Christof Alemann.

„So bist Du also ziemlich so weit wie vorher?" fragt Christof den Freund, und dieser nickt melancholisch und spricht:

„Es ist ein traurig Ding um solch' ein Hin- und Herreißen. Da wirst Du gezogen hier und dort, da wirst Du weggestoßen dort. Ich wollt' lieber, es wär' geblieben, wie es zuerst war, wo der harte Vater mir ganz und gar den Eintritt in sein Haus verboten hatte. Jetzt darf ich kommen; aber was find' ich daheim? Von Tag zu Tag wird das arme Mütterlein betrübter, kümmerlicher, bleicher; der strenge Mann aber spricht kein Wort zu mir, reicht mir nicht die Hand beim Eintritt, antwortet meinem Gruß nicht beim Weggehen. Ich bin wie ein Fremder im Vaterhaus, und darf doch nicht daraus fortbleiben, denn die Mutter überlebt's nicht. Und Unfrieden bringe ich auch über die alten Eltern, die Gattin zürnt stumm über den Gatten des Sohnes wegen. Das Mutterherz hat des Kindes Schuld lang' vergessen, nun begreift sie nicht den Vater, der nicht so schnell vergessen kann. O ich begreif' ihn wohl, Christof. Ich sage Dir, niederknien könnt' ich vor diesem strengen, richterlichen Greis; — ob er mir zürne, stolz bin ich drauf, daß solcher Mann mein Vater ist. Würd' ich's nicht eben so machen? Ach, ich vergeß' auch nicht so leicht in Lieb' und Haß. Mein Herz ist ein tiefer Bronnen voll dunkeln Wassers, und was da drein fället, das behält er. Es liegt manch häßlich Ding drin; aber auch ein Karfunkel liegt unten, der gibt bei aller Noth und allem Schmerz Allem einen goldigrothen Schein. Die Regina lieb' ich —"

„Hab's gemerkt und weiß es wohl, und der Teufel soll mich holen, wenn der fränkische Lieutenant solch' Magdeburg'schen Edelstein an seinem Schwertgriff davontragen soll. Leid's nicht, leid's nicht, Markus Horn!"

„Was ist da zu leiden? Was ist da

nicht zu leiden?“ rief der Rottmeister, in düsterer Aufgeregtheit die Hand des Freundes fassend. „In ihre Nähe bin ich gebannt, und möchte doch bis an der Welt Ende wegfliehen. Sie spricht so sanft, so milde zu mir, und doch ist es, als läge ein kaltes, haarscharf Schwert zwischen uns. Manchmal denk' ich, es muß noch ein Fünklein in ihr leben, so zur Flamme werden kann; dann ist gleich Alles wieder erloschen, todt, schwarz, kalt. Ich möchte diesen Adam Schwartze vor ihren Augen niederstoßen, und doch würd' ich es nimmer können; sie möchte ihn doch lieben, und sein Tod könnte sie betrüben.“

Der Fähnrich lachte:

„Mark, was das anbetrifft, so probir's nur; gib ihm einen tüchtigen Puff. Auf mein Wort, ich sag' Dir, sie wird nicht das Geringste dagegen haben. Ihr närrischen Verliebten seid doch ein toll Völklein, sehet den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ich sag' Dir, Markus Horn, es ist noch lang' nicht fest, daß der Lieutenant Schwartze die schöne Regina heimführe, und seit der Schlacht an der Ohre — der böse Feind stampfe den Ort fünftausend Klafter tief in den Erdboden — seit der Schlacht vor Hillersleben nun gar nicht. Alle Teufel, was ist das? . . . nennen die falschen Hunde solches Waffenstillstand? Auf! auf! Zu den Waffen! Der Feind! der Feind!“

„Auf! auf! Der Feind! der Feind ist da! Stillstand gebrochen! Stillstand gebrochen!“ ruft auch Markus Horn, und Hunderte von Knechten und Bürgern, die auf die Mauern und an die Geschütze springen, rufen es nach.

Von den einzelnen Häusern her, welche die Michaelisvorstadt neben der Sudenburg bilden, erschallt Gewehrfeuer, wirbeln Trommeln; man stürmt auf den Domthurm und Sanct Sebastian; Rauchwolken erheben sich aus der Vorstadt Sanct Michael. Der Feind hat daselbst mehrere Häuser in Brand gesteckt und dringt in immer dichtern Haufen heran. Rund um die Stadt lassen sich bedenkliche Schaaren sehen; von den Wällen und Thürmen kracht das große Geschütz. Auf dem Neuen Markt rufen die Reitertrompeten zum Sammeln, und Christof Alemann stürzt die Stiegen vom Wall herunter, wirft sich auf sein unten angebundenes Roß, um zehn Minuten später an der Spitze einer Reiterschaar aus der Stadt auf den wortbrüchigen Feind loszubrechen. Aus einer Ausfallspforte stürzt auch Markus Horn mit seiner Rotte, und Hans Kindelbrück drückt nach mit aller Macht. Der heftigste Kampf entbrennt in Sanct Michael; aber endlich, als auch die Leute Hans Springer's aus der Sudenburg vordringen, muß der Feind doch weichen. —

Auf dem Thurm von Sanct Jakob beugt sich der Schütz halben Leibes aus dem Schallloch; seitwärts der Neuen Stadt durchforscht sein Blick das Feld. Seine Augen scheinen Feuer zu sprühen, eine fliegende Röthe hat sich, seit das Feuern begonnen hat, über sein sonst so bleiches Gesicht verbreitet. Der lahme Friedel bläst mit Macht eine Lunte an und kaut dazu mit vollen Backen. Des Meisters Andreas Kritzmann's Hand liegt auf dem Lauf der Karthaune, jetzt zieht er das Haupt aus dem Thurmfenster zurück, langsam, bedächtig richtet er sein Geschütz. Ein feindlicher Reiterhaufe hält im Feld an der Neustadt. Die Lunte faßt der Büchsenmeister von Sanct Jakob, ein dumpfer Knall erschüttert den Thurm, dröhnt in den Glocken nach. Ein dichter Qualm füllt das Gemach, in ihm herum tanzt Friedel wie ein Besessener, jauchzende, kreischende Töne ausstoßend, die Stimme solcher Karthaune ist der einzige Laut, welcher auf dieser Welt zu ihm dringt. Der Schütz steht hoch und wild aufgerichtet da und schwingt die Lunte um sein Haupt, daß sie in dem dichten Pulverdampf einen glühenden Kreis bildet. Eine ganze Reihe der feindlichen Reisigen hat die Kugel von Sanct Jakob im Feld an der Neustadt zu Boden gerissen, und Rosse und Reiter liegen übereinandergestürzt, während die unverletzt Gebliebenen in wilder Flucht auseinanderstieben.

Hinunter vom Thurm! Hinab die Wendelstiege! Wir haben genug gesehen. — — — — — — — — —

In der vierten Stunde nach Mittag, an diesem vierzehnten October, saß in der Schöneneckstraße neben dem Bette des kranken Vaters Regina Lottherin. Der Buchdrucker, welchem mit der Besinnung die frühere Unruhe fast in doppeltem Maße wiedergekommen war, hätte in seinem Bette vor Ungeduld vergehen mögen. Auf dem Rathhause wurde das Geschick der Stadt nun vielleicht entschieden, und dazu dieser

Geschützdonner, dieses Sturmgeläut, dieser Kampflärm! Was war das? Was ging vor? O welche Qual, so festzuliegen; jetzt, wo man sich zertheilen möchte, um überall sein zu können!

Der alte Mann geberdete sich wie ein recht eigensinniges Kind, welches das Bett hüten muß, während die Gefährten auf dem Spielplatz sind. Mehr als einmal rief er eine helle Thräne in die Augen des doch so geduldigen Töchterleins. Das halbe Haus fast war nach Nachrichten aus; und der einzige Trost des Meisters Michael war der Lärm, das tactmäßige Klappen seiner Pressen, welche eine neue äußerst giftige und boshaftige Schrift gegen den Kurfürst Moritz an's Licht der Welt förderten.

Jetzt trat der Factor Cornelius mit verstörtem Gesicht herein, und der Principal schrie ihn an:

„Nun, was bringt Ihr? Was hat's gegeben? Was soll das Feuern? die Sturmglocken? Nun, so redet doch — bei allen Preßbengeln, redet!"

„O Meister, Meister," seufzte der alte Diener des Hauses; „nichts stehet mehr fest und sicher in der Welt. Nicht Wort, nicht Eidschwur gilt mehr; worauf soll man sich nun noch verlassen. Den Stillstand hat der Feind niederträchtiglich gebrochen, angegriffen hat er, während sein Gesandter auf dem Rathhaus handelt. Sanct Michael haben sie angezünd't, und Unsere sind ausgefallen; und es geht um's Leben an der Sudenburg. Den Meister Meienreis, den Innungsmeister der Seidenkrämer, tragen sie eben vorbei. Er hat einen Stich in den Leib; er wird sein Haus nicht lebendig erreichen."

„Ich wollt', ich hätt' auch solch'n Stich abgekriegt!" jammerte der Buchdrucker, mit der Faust auf die Bettdecke schlagend. „'S ist besser, als so dazuliegen."

„O versündigt Euch nicht, Vater!" rief Regina, mit ängstlich gefalteten Händen.

„Halt' den Mund, Dirne!" schnauzte der Alte. „Erzählt weiter, Cornel, die Unserigen halten sich doch gut? Wer leitet den Ausfall?"

„Hauptmann Kindelbrück! Man muß es ihnen lassen, sie schlagen sich wacker. Das Knallen von den Wällen hat ja auch aufgehört. Sie haben die wortbrüchigen Fladenweiber durch die Michaelisvorstadt wie eine Hammelheerde vor sich hergetrieben."

„Recht so! Das ist wacker! Vivat, die Stadt! Regina, gib Acht, der brave Jung', der Markus ist auch wieder dabei; 's ist ein Gottessegen, solchen Sohn zu haben, und — der Teufel hole den Rathmann."

Die Jungfrau hatte sich bei den letzten Worten des Vaters erhoben und war an das Fenster getreten, um eine aufflammende Röthe der Wangen, die aber gleich darauf wieder in Todesbleiche überging, zu verbergen. Der Factor Cornelius blickte dem Mädchen mit leisem Kopfschütteln nach.

„Der wackere Markus!" schrie der Buchdrucker. „Ich wollte — — sagt doch, Cornelius, habt Ihr nichts vom Vetter Adam, ich meine den Lieutenant Schwartze — gesehen?"

„O ja, Meister. Der Herr Lieutenant geht am Roland vor dem Rathhaus spazieren."

„Der Teufel hole ihn! Auch eine schöne Beschäftigung zu solcher Stund'!" schrie der Buchdrucker ärgerlich. „Ist da sein Platz? Ich wollte, ich könnte ihm zeigen, wo er hingehört!"

„Reget Euch nicht unnöthigerweise auf, Meister," sprach der Factor. „Der Herr Lieutenant ist befehligt. Er soll dem Doctor Scheyring das Geleit vor die Stadt geben, so die Unterhandlungen sich zerschlagen."

„O heiliger Gott, dem das Geleit geben?" schrie der Buchdrucker, jetzt in heller Wuth. „Dem Abgesandten — was Abgesandten? — dem Spion solcher falscher, eidbrüchiger Gesellen! Säß' ich im ehrbaren Rath, ich wüßt' wohl, was ich für ihn vorschlüge."

„Vater, der Herr Rathmann Horn tritt so eben in's Haus," sagte Regina, vom Fenster zu ihrem Sitz am Bett zurückkommend.

„Gottlob," murmelte Meister Michael, „der wird uns Bericht abstatten von dem, was auf dem Rathhaus geschehen ist. Cornelius, Ihr könnt gehen. Bitt' Euch, schaut nach, daß sie drunten mit des Doctors Alberi Bogen sich eilen. Kann der Michael Lotther keine Büchse gegen den Interimisten, den Fuchsschwänzer Mauritius abbrennen; so kann er ihm doch auf andere Weise einen Tort anthun."

Der alte Factor ging, und der Rathmann Ludolf Horn trat in das Gemach.

Mit zitternder Spannung richtete sich der Kranke auf seinem Lager hoch auf.

„Da seid Ihr endlich, Nachbar! Wie ist's? wie ist's? Sind wir zu Kreuze gekrochen, oder haben wir uns als deutsche Männer und echte Bürger der Canzlei unseres Herrgotts gezeigt?"

„Die Vorschläge und sechs Artikel kurfürstlicher und fürstlicher Gnaden sind verworfen von Rath, Innungsmeistern und Gemeine. Die Unterhandlungen sind abgebrochen, und unter sicherm Geleit wird der Fürsten Unterhändler und Gesandter, Doctor Johannes Scheyring, so eben aus der Stadt geführet."

„Vivat! vivat! vivat!" schrie Meister Michael Lotther, die Zipfelmütze schwingend, und sie sodann gegen die Balkendecke werfend. Gott segne Euch für die Nachricht, Ludolf! Das ist besser, als zwanzig Gläser voll Arzeneien, das ist besser, als alle Schröpfköpfe, Aderlaßschnepper, als aller medicinische Hocuspocus. Wo sind meine Hosen? Meine Hosen her; ich will aufstehen! Meine Hosen! meine Hosen sage!"

„Werdet Ihr verrückt, Michael?" fragte der Rathmann, den aufgeregten Nachbar wieder auf seine Kissen hinunterdrückend. „Haltet Euch ruhig, oder Ihr erfahret nicht das Geringste von mir."

„Ja, ja," seufzte der Buchdrucker, der doch wieder seine Mattigkeit fühlte, „ich will so geduldig sein, wie ein Aal unter dem Messer. Erzählt nur, was vorgefallen ist auf dem Rathhaus — ach, meine Hosen, meine Hosen!"

Die letzten Worte kamen so wehmüthig kläglich heraus, daß selbst der finstere Ludolf Horn ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Er setzte sich am Bett des Nachbars nieder, und gab Bericht von Allem, was im Rath gehandelt war. Er erzählte, wie der Graf Albrecht von Mansfeld und der Graf von Heydeck nach dem Worte: Die mitthaten müssen auch mitrathen — eingeladen wurden, an der Sitzung theilzunehmen. Er erzählte, wie sie erschienen, und wie dann der Doctor Johannes Scheyring, der mecklenburg'sche Canzler, vorgetreten sei, abermals seine „Handlung" anzutragen.

„Hat da," sprach der Rathmann, „der Doctor Johannes Scheyring, nach nochmaligem Fürtrag der sechs Artikeln, gesprochen und vorgewandt: er sei ja auch ein Bürgerskind, ein Magdeburgisch Kind und seinem Vaterland vom ganzen Herzen geneigt; sei ihm auch zu dienen schuldig, und habe sich so gern als Mittler in diesen bösen Sachen gebrauchen lassen; man möge doch nur seinen Herrn von Mecklenburg und die kurfürstlichen Gnaden von Sachsen als Schutzherren annehmen, sie wären in allen Gnaden der Stadt wohl geneiget und gewogen, und durch sie könne Alles zum Besten gewendet werden. — Hat sich aber auf solche Rede ein ehrbarer Rath mächtiglich beweget, gemurmelt und gemurrt, und der Graf Albrecht hat Allen das Wort aus dem Mund genommen, und dem Doctor geantwortet: „Herr Doctor, für Zeiten möget Ihr wohl Gottes Wort lieb gehabt haben; aber habt Ihr's auch jetzund lieb? Wisset Ihr auch, mit was für Herren und Fürsten Ihr umgehet? Habt Ihr Gottes Wort lieb und meint's Eurem Vaterland mit Treuem, wie kommt's denn, daß Ihr Euch zu Eures Vaterlandes Feinden haltet, da Euch doch bewußt ist, daß alle Feindschaft von Gottes Worts wegen uns zu Handen kommt?!" — Und indem der Graf so redet, hören wir plötzlich das Geschütz von Wall und Thürmen krachen und knallen, und die Sturmglocke läuten, und Nachricht kommt, der Feind laufe die Stadt mit Waffengewalt an, habe den Stillstand gebrochen und Sanct Michael mit der Brandfackel angestoßen. Da könnet Ihr Euch vorstellen, Meister Michael, was das für einen Aufstand gab im Rath! Hob sich der Graf von Mansfeld wiederum von der Bank, und rief den Doctor an: „Höret Ihr, Herr Doctor, höret Ihr? Was ist das? Sind das gute Nachbarn, sind das aufrichtige Kriegsleute, die gütige Handlung fürschlagen und uns unterdeß überfallen?! Herr Doctor, merkt's wohl, wenn wir und ein ehrbarer Rath rechten Kriegsgebrauch mit Euch halten wollten, so wäre das Euer Recht, daß man Euch, Herr Doctor, Euch, meine ich, aufhinge und Euch über die Mauer hinaussteckte!"

Der Buchdrucker Michael Lotther hatte während dieser Erzählungen die seltsamsten Bewegungen auf seinem Lager gemacht; er hatte seine Nachtmütze zu einem Ball zusammengedreht, er hatte sie wieder aufgewickelt und den Zipfel heruntergepflückt, er hatte sie über das Kinn heruntergezogen und sie wieder abgerissen; jetzt schleuderte er sie mitten in das Gemach und schrie:

„Wo ist der Doctor Alberus? Schafft mir den Doctor Erasmus, oder den Fla-

cius, oder sonst Einen, der Verse machen kann. In Reime will ich das gebracht haben; gesungen soll es werden zu ewigem Lob des Grafen von Mansfeld. So wie ich wieder in meinen Hosen bin, will ich dreimal Rad schlagen vor dem Grafen Albrecht, wenn ich ihm dadurch eine Güte anthun kann. Das ist ein Mann! Das ist ein Wort! He, he, he, Herr Doctor Scheyring — aufhängen — über die Mauer stecken — hi, hi, hi — wie gefällt Euch das, Herr Doctor? Recht wär' Euch also gedient, Mann! Ich hoffe, Nachbar Horn, Ihr habt doch die That dem Wort nachfolgen lassen?"

„Das doch nicht, Michael!" sprach der Rathmann; „aber über die Maßen erschrak der Doctor Johannes Scheyring, roth und bleich wurde er, und bekannte mit gerungenen Händen: nicht recht sei's, daß die Seinigen unter der Unterhandlung also einplatzeten. Vollständig erkenne er aber für Recht, was da über ihn ausgesprochen sei; aber er bitte doch von den Herren die Gnade, seine Person zu verschonen, er sei ja ein Bürgerskind und habe sich nur aus Liebe zu seinem Vaterland als Händeler gebrauchen lassen."

„Der interimistische, adiaphoristische Pharisäer! Bist Du's, der Israel verwirret?" murmelte Meister Michael. „Gedruckt will ich die Geschichte haben, daß nach dreihundert Jahren noch ein Anderer sie nacherzählen kann. Wart', Doctor, ich will schon meine Magister hinter Dich hetzen; Deine Schande soll auch ein Blinder an der Wand greifen können. Ludolf, Ihr habet doch diesem Babylonier, diesem abtrünnigen Mameluken ohne viel ferneres Disputiren aus der Stadt geläutet?"

„Die Unterhandlungen sind abgebrochen; der Feind mag sein Aergstes versuchen. Gott schütze die Stadt!"

„Amen! Ich wollte, ich wäre in meinen Hosen!" sprach der Buchdrucker.

„Wenn Ihr Euch in Geduld fasset, Michael, und Euch ruhig verhaltet, so werdet Ihr bald wieder auf den Füßen stehen," meinte der Rathmann.

„Es hat nicht Jeder Euern Gleichmuth, Ludolf; und das ist auch recht gut für die Welt. — Was ich sagen wollt', Euer Sohn ist auch wieder mit dem Kindelbrück draußen gewesen. Ludolf, Ludolf, ich sage Dir, an dem Jungen handelst Du nicht recht; ich sage Dir —"

Der Rathmann erhob sich mit einer abwehrenden Handbewegung:

„Schweige davon, Michael; ich bin dem Knaben schon mehr gewichen, als ich sollte —"

„Kann er nicht in diesem Augenblick kalt und todt liegen? Was wirst Du sagen, Ludolf, wenn sie ihn Dir bringen als Leiche? Dem Todten wirst Du Dein Herz öffnen wollen; aber es ist zu spät dann. Ludolf, Ludolf, ein Bischen von meiner Art könnt' Dir nicht schaden."

„Jungfräulein, Ihr seid doch nicht unwohl?" sprach der Rathmann zu Regina. „Ihr schauet so bleich! Nachbar Michael, nehmt Euer Töchterlein in Acht, quält es nicht zu Tode; Ihr seid ein böser Kranker und schlecht zu pflegen und zu verwalten. Gott gebe Euch einen guten Abend, Regina, und Euch auch, Michael."

Mit den Worten nahm der Rathmann Abschied, und der Buchdrucker blickte ihm nach und sagte:

„Da gehet er hin; träget sein eisern Herz von dannen, und sein wackerer Sohn liegt vielleicht auf dem blutigen Plan, gestorben für die Eltern, für die Vaterstadt! Aber was hast Du, Regina, bist Du wirklich krank?"

„Nein, nein, mein Vater," murmelte die Jungfrau, das Haupt in der Bettdecke des Vaters bergend.

„Was zitterst Du, Kind? Deine Hand ist so kalt! Regina!"

„Es ist schon vorüber, ängstet Euch nicht, Vater!" sagte die Jungfrau, das Gesicht wieder erhebend. „Glaubt Ihr, ein armes, schwaches Mädchen kann in einer Zeit wie diese, wie ein Mann Alles tragen? Wir sind nun leider nicht so starkmüthig wie Ihr Männer erschaffen, Vater."

„Na, na, nur ruhig, der Feind ist noch nicht in der Stadt; halte Du nur den Kopf in die Höhe, Liebchen. Wir wollen schon Mauer und Wall halten; es soll Euch armen Weiblein Niemand an die Kehle. Horch aber, wer kommt denn da?"

Ein schwerer Mannestritt erschütterte die Treppe; es wurde an die Thür geklopft.

„'S ist Markus; er hat versprochen zu kommen, — herein!" rief der Buchdrucker, sagte dann aber sogleich ziemlich enttäuscht:

„Ach, Adam, seid Ihr es?"

Der Lieutenant Schwartze trat in das Gemach und begrüßte den Vater und die Tochter mit aller Höflichkeit. Regina zog sich nach ihrer Art scheu zurück, der Buchdrucker aber sagte:

„Setzt Euch, Vetter; habt Ihr Euern Doctor glücklich an seine Herren abgeliefert? 'S wär' wahrlich ein großer Schaden gewesen, wenn ihm ein Unglück begegnet wär'.“

„Befehl geht dem eigenen Wunsch vor, Meister Michael,“ antwortete der Lieutenant. „Freilich wär' ich viel lieber beim Ausfall mit gewesen, um den Feind aus der Michaelisvorstadt zu verjagen; aber gegen den Befehl war nichts zu machen.“

„Recht, Adam, ein guter Kriegsmann muß seinem Vorgesetzten gehorchen; eben so gut wenn er: Sturm, als wenn er: Ausreißen, schreit. Euer Hauptmann Springer, Vetter, hätte vor Hillersleben nur nicht so eilig das Letztere brüllen sollen. Wir wären Alle doch früh genug gelaufen.“

Der Lieutenant zuckte die Achseln. „Ein böser Stern waltete an jenem Tage über uns Allen. Die Schlacht war verloren, ehe sie angefangen hatte, und die Erscheinung vor Barleben —“

„Ich bitte Euch um Alles in der Welt, Vetter, schweigt mir von dieser Erscheinung. Erscheinung hin, Erscheinung her; ich habe nichts davon gesehen, und tausend Andere, die mit mir im Zuge waren, haben ebenfalls nichts davon zu Gesicht gekriegt. Ich verlaß' mich in Kriegssachen nur auf meine fünf gesunden Sinne und meinen gesunden Verstand, und die sagen mir Alle, je mehr ich darüber nachdenke, die Schlachtordnung, zu der Euer sauberer Hauptmann — nichts für ungut, Vetter — den Plan angegeben, war keinen rothen Pfifferling werth. Wie schön hätten wir uns den Rücken decken können durch das Wasser, die Ohre. Der Jürg, der Ochsenkopf brauchte wahrhaftig kein Alexander Magnus, kein Julius Cäsar zu sein, um einzusehen, wo er uns packen müsse und könne.“

„Schlagt das Faß zu, Meister Michael,“ sprach der Lieutenant. „Das nächste Mal wollen wir es besser machen, und Ihr sollt auch Euern Rath dazu geben. Schlagt das Faß zu.“

„Hat sich was! Zuschlagen!“ brummte der Buchdrucker. „Jawohl, zuschlagen; immer brummt's mir noch im Kopf, als hätt' ich tausend Hummeln drin summen — zuschlagen! Geht, geht, Vetter Adam Schwartze. Ihr würdet einen schönen Schwiegersohn abgeben! Wär' der Markus Horn nicht gewesen — ich wär' jetzo im allerschönsten Verfaulen begriffen und läg' nicht mehr lebendig in diesem — Satansbett.“

„Aber, Vetter Lotther, liebster Vetter —“

„Ich bin ein grader Mann, Herr Vetter aus Franken, nehm' nicht gern ein Blatt vor's Maul, und will Euch auch jetzt meine Meinung klar heraus sagen. Wer mein Kind heimführen will, der muß es durch eine stolze, eine tapfere, glorreiche That gewinnen. Es muß Einer sein, von dem sich reden läßt auf der Lauenburg beim Becher. Auf den Tisch will ich schlagen können und sagen: Mein Schwiegersohn hat das gethan; mein Schwiegersohn hat den Mecklenburger Jürg bei der Nase in die Stadt geführt, oder — mein Schwiegersohn hat den Kurfürst Moritz vom Gaul gerannt, daß er die Beine aufkehrte. Hört Ihr, Vetter Schwartze, solches Querfeldeingaloppiren wie bei Hillersleben will ich nicht wieder haben, so wahr ich Michael Lotther heiße.“

„Jungfer Regina, Euer Vater ist noch recht krank,“ rief der Lieutenant, welcher während dieser Rede die herrlichste Gelegenheit hatte, seine Selbstbeherrschung zu beweisen. „Pfleget ihn ja recht, theure Regina, und seid versichert, daß Adam Schwartze Alles für Euch thun wird, was in seinen schwachen Kräften stehet. Meister Lotther, ich verlasse Euch und will Eurer Aufgeregtheit nicht zurechnen, was Ihr spracht. Nehmt mein Wort, mein Herzblut setz' ich dran, ein Mann zu werden nach Euerm Sinn; aber bedenkt auch: nur ein Schuft thut mehr als er kann.“

Abschied nahm der Lieutenant, und als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, schrie der Buchdrucker:

„Da geht er hin. Ein Schuft thut mehr als er kann. Aber ein Schuft thut auch weniger als er kann. Guten Abend, Herr Vetter ... ach, ich wollt', der Markus wäre hier! Der stehet aber draußen bis an die Knöchel im Blut; während dieser Fant falschzüngige Unterhändler umherführt, und dann zierlich kommt und Besuch abstattet, und Gesichter schneidet, wenn man

ihm nicht höflich die Hand küßt. Thut mir Leid um Dich, Regina, wenn Du Dein Herzlein zu fest an diesen Vetter aus Franken gehänget hast; aber nimm mein Wort, Du kriegst ihn nicht, wenn er sich anders ausweist, als ich dachte."

„O, mein Vater, mein Herz hänget nur an Euch und meinem zweiten Mütterlein drüben!" flüsterte Regina, den Arm um den Hals des Vaters legend, und dieser sagte:

„Das ist recht; Du bist ein wacker Mädel und verdienst einen eben so braven Mann, als Du einen guten Vater hast .... was ist denn das für ein verfluchtes Gequike?"

Der Ton einer Querpfeife ließ sich schrillend im Hause vernehmen, und der Factor Cornelius steckte den Kopf in die Thür:

„Meister, da ist ein Bengel — ein Kobold, ein Taugenichts, der Euch mit aller Gewalt sprechen will; — da ist er schon."

Hinter dem alten Factor hervor drängte sich Fränzel Rothnagel, das Pfeiferlein, schlug ein Rad und stand neben dem Lager des Buchdruckers.

„Einen schönen Gruß von meinem Herrn, dem Rottmeister Horn, und er könnt' nicht abkommen vom Wall. Schickt er mich für sich, und wenn Ihr ihm was Gutes zu Essen und Trinken zugedacht hättet heut' Abend, ich möcht's auch und er gunnt's mir schon."

„Teufelsjung', das hat er nicht gesagt?!" schrie der Buchdrucker, den Bengel in höchster Verwunderung anstarrend.

„Er hat's aber gemeint, und dann sollt' ich Euch dazu fragen, ob das die Schaumünze sei, so man Euch abgerissen hat neulich an der Ohre. Hier — he?"

Eine Kette mit dranhängender Schaumünze hielt der kleine Pfeifer dem Meister Michael unter die Nase, und dieser stieß einen Ruf der Ueberraschung und der Freude aus:

„Wahrlich, wahrlich, o Wunder, hab' ich Dich wieder, Du Kleinod! Schau, schau, Regina, die Ehrenkett', so ein ehrbarer Rath Anno 1402 Deinem Urgroßvater gab, als er sich in dem großen Aufruhr des Schusters Gerke von der Heide so wacker gehalten und das Rathhaus errettet hatte! Bursch, wer gab Dir das?"

„Nun wer anders als mein Herr, Markus Horn, unser Rottmeister. Er hat's Einem der mecklenburger Knechte abgenommen bei Sanct Michael. Ich möcht' Euch schön grüßen und sagen: als Knab' hab' er oft mit der Münz' gespielt, wenn er Euch auf dem Schoß saß."

„Segen und Glück über Deinen Herrn, Jung'. O könnt' ich doch in meine Hosen; o könnt' ich doch laufen, ihm selber Dank zu sagen. Wie heißest Du, Knabe?"

„Fränzel Rothnagel, Euch zu dienen, Meister!"

„Nun, Fränzel Rothnagel, gefüttert und geträukt sollst Du werden, und einen Anzug aus flandrischem Tuch sollst Du auch haben. Regina, lauf hinüber zur Nachbarin, und erzähl' ihr, was der Markus gethan hat. Cornelius, Cornelius, laßt die gebratene Schöpslende von heut' Mittag 'raufbringen, und einen Krug vom Besten. Ich hab' auch einen Hunger wie ein Wolf. Fränzel Rothnagel, setz' Dich her; das beste Stück vom Schöpsen sollst Du haben, und erzählen sollst Du mir von Deinem braven Herrn. Da kommt der Trunk; ich bring's Dir, Fränzel. Vivat, der Rottmeister Markus Horn!"

Zur Nachbarin Margaretha eilte Regina hinüber. An die Schöpsenkeule machten sich der Meister Lotther und das Pfeiferlein, und halb betrunken übergab eine Stunde später der Buchdrucker den Fränzel den Händen des Factors Cornelius. Als Regina tiefbewegt aus dem Hause des Rathmanns Horn heimkehrte, fand sie ihren Vater in einem tiefen, gesunden Schlaf, die gerettete Ehrenkette des Ahnherrn fest an die Brust drückend.

Das elfte Capitel.

Herr Mark hält Wacht am Krökenthor,
Der Meister Lotther tritt hervor,
Das Töchterlein ihm folgen muß,
Historia kommt zu — einem Kuß!
In Flammen geht die Neustadt auf,
Der Feind legt seine Hand darauf.

Diese große Belagerung der Stadt Magdeburg von Tag zu Tag zu schildern, wäre wohl ein höchst treffliches, aber auch äußerst schwieriges Unternehmen. Da müßte man in den Chroniken und den alten verstaubten vom Wurm durchfressenen Schriftstücken, dem Wege jeder einzelnen Kugel, welche der Feind in seiner Wuth

„hereinscheußt," folgen. Heut' wird Peter's des Unterschreibers Dachstuhl, morgen Schechting's Schornstein herabgeworfen. Heut' wird Joachim Balke todtgeschossen, morgen Andreas Bürkicht, des Kaufmanns Bürkicht Junge. Heut' schießt der Feind vom Zoll in Backmeister's Haus, morgen fällt während der Predigt ein „groß eysern Glötte" in die Johanniskirche mitten unter das Volk, ohne Schaden zu thun. Heut' hat der Doctor Erasmus Alberus kein Holz im Hause, ein Gericht Fische, so ihm ein guter Freund verehrte, dabei zu sieden; da kommt eine Kugel, trifft einen Balken über dem Schreibtisch des Doctors und wirft ihm die Späne um den Kopf, „raffet er dieselben Späne auf, traget sie in die Küchen und lasset die Fische dabey gar machen." Kinder und Jungfrauen werden durch einfallende Geschosse getödtet, und diese Unglücksfälle getreulich aufgezeichnet; getreulich aufgezeichnet wird, wenn eine schwere Kugel das Dach der Johanniskirche zerschlägt, aber auf der Wölbung liegen bleibt und so „die Kirche das Interim nicht annehmen" will.

Dem Feuer des Feindes antwortete die Stadt durch fünfzehn Stück große Rädergeschütze vom Brückthor bis zum Sudenburgerthor, siebenundzwanzig Stück vom Sudenburgerthor bis zum Ulrichsthor, dreizehn Stück vom Ulrichsthor bis an das Schrotdorferthor, dreizehn Stück vom Schrotdorferthor bis an's Krökenthor, sechzehn Stück vom Krökenthor bis an die Hohe Pforte, dreiundzwanzig Stück vom Heideck bis an's Brückthor. Vierhundertdreiundvierzig Stufen hoch hatte man ein schweres Rohr auf den äußersten Umgang des Domthurms — zur Verwunderung aller Kriegsleute — gebracht, um damit den Feind zu Bukau erreichen zu können. Zwei andere Stücke standen ebenfalls auf dem Dom, aber niedriger. Zwei schwere Karthaunen befanden sich auf dem Thurm von Sanct Sebastian, eine, wie wir bereits wissen, auf dem Jakobsthurm. An Serpentinen und Doppelhaken waren auf den Wallthürmen und der ganzen Streitwehr wohl über vierhundert während der Belagerung in Thätigkeit, und bliesen dem Feind manch' guten Mann aus dem Feld' weg. Unseres Herrgotts Canzlei wußte auch noch auf andere Art als nur durch die Druckerpresse Zeugniß zu geben; im Donnerton hallte ihr gewaltig gewichtig Wort durch die Welt, und alle Völker und Potentaten horchten auf.

Vor der Stadt war nun, vom zwanzigsten October ab, der Feind auch in vollster Thätigkeit, und nahm sich der Sachen mit allem Ernst an; und ist: „also die Belägerung in entstehender Güte vorgenommen worden, da Hans Alemann und Ulrich von Embden Bürgermeister waren."

Ein Wühlen und Graben hub an im Feld von Geächteten und Achtsvollstreckern. Gräben zogen die Städter, um der feindlichen Reiterei das schnelle Ansprengen zu erschweren; Schanzen, Gräben mit Blendungen, Katzen, Basteien und dreieckige Wehren warfen die Belagerer auf.

Fünf große befestigte Blockhäuser entstanden allmälig zu großer Bedrängniß der Stadt.

Das erste erhob sich oberhalb Bukau auf der Höhe unter dem Befehl des Vertheidigers von Leipzig, Herrn Bastian's von Walwitz, welcher unserm Freunde Markus Horn Anno siebenundvierzig den ersten Kriegssold zahlte. In diesem Blockhaus lag Markgraf Albrecht von Ansbach, der Graf von Leuchtenberg, Claus von Oberg, Wichmann von Wulffen und Andere von Adel sammt zehn Fähnlein Knechten und einem Geschwader fränkischer Reiter.

Das zweite Blockhaus wurde am Rottersdorf'schen Teich errichtet und Der von Schwendi hielt es mit einem Fähnlein Knechte.

Das dritte befestigte Lager war zu Diesdorf auf der andern Seite der Stadt beim Pulverhof. Hier lag Georg Wachmeister, ebenfalls Hauptmann über ein Fähnlein.

Das vierte Lager und Blockhaus war an der Steinkuhle errichtet, darin lag zuerst Hauptmann Jülicher und dann der Oberste Wolf Tiefstetter oder Teufstetter mit zwei Fähnlein.

Das fünfte Lager entstand nach Eroberung und Niederbrennung der Neustadt in den Ruinen. Darin hatten die kurfürstlichen Gnaden, Herr Herzog Mauritius, sein Losament, „wann sie etwa im Läger gewesen, welches doch allein geschehen, wann Musterung, Handlung oder Meuterei fürgewesen." Hier lag auch Herzog Georg von Mecklenburg und überhaupt die größte Macht der Belagerer.

Eine letzte Wehr wurde der großen

Brücke gegenüber auf dem Zoll errichtet, und schoß man von da nach dem Alten Markt herüber. Hans von Chemnitz, Hauptmann, lag hier mit einem Fähnlein Knechte. Zu Krakau war eine Reiterwacht bestellt; — Angeber und Baumeister sämmtlicher Belagerungsarbeiten war Hans von Dieskau.

Gescharmützelt wurde Tag für Tag, doch eines Sturmes „maßte sich der Feind nie an.“ Das Ulrichsthor und das Brückenthor standen stets bei Tage offen. Das Stadtvieh konnte immer zur rechten Zeit ausgetrieben werden; so wie man auch die Gärten vor der Stadt umgrub und besäte. An Proviant mangelte es nicht, nur Besen waren nicht zu bekommen, und wurde darüber die Stadt ganz kothig und unrein.

Ein Wispel Weizen oder ander Korn kostete zwölf Gulden. Ein Pfund Rindfleisch, Kuhfleisch, Schweinefleisch u. s. w. einen Groschen, eine Kanne Bier galt drei Pfennige, ein Pfund Speck vierzehn Pfennige, ein Pfund Butter drei Groschen, ein Pfund Schmalz zwei Groschen. Ein Ei kostete zwei Pfennige, eine Gans sieben Groschen, ein Maß Honig drei Groschen.

Herr Matthias Flacius Illyricus machte eine schöne Erfindung und brauete aus Anis Bier, „welches sich wol hat trinken lassen;“ wie der Herr Stadtsecretär Merkel, höchst wahrscheinlich den Mund verziehend, niederschrieb.

Das arme Volk in und aus den Vorstädten, wohl sechstausend Köpfe stark, hat man in der Stadt behalten, und es nicht Noth leiden lassen, auf das Wort des Grafen Albrecht von Mansfeld: es möchten Leute darunter sein, die da beten könnten.

Pferdefleisch haben einige Knechte nur aus Vorwitz gegessen. Es soll „gar süß“ sein, und „wann es zuvor wol geritten oder getrieben und gepfeffert, sich wohl haben essen lassen.“

Die Straßen und Gassen in der Stadt waren mit Ketten wohl versperrt, und gute Wacht wurde überall gehalten. Wann der Feind sich regte im Feld, steckten die Wächter auf den Thürmen Fahnen aus, und nur bei großem Anschein von Gefahr schlug man die Glocken an. —

Am siebenundzwanzigsten October, am Tag Simonis und Judas, trieben die Magdeburger die feindlichen Knechte, die zur Tagewacht und zum Schutz der Schanzgräber ausgerückt waren, fast bis in ihr Lager zu Fermersleben zurück, so daß man von dort mit dem kleinen Geschütz ausrücken mußte.

Am ersten November, am Allerheiligentag, Vormittags um acht Uhr, brach der Feind aus dem Lager mit siebenhundert Hakenschützen und dreihundert Reitern, und Der von Magdeburg Reiter unter Christof Alemann sammt den Hakenschützen fielen heraus, erschossen und erstachen manchen Mann, und fingen einen einäugigen Reiter, Lossau genannt.

In der Nacht vom dritten zum vierten November mußte der Feind aus seinem Lager zu Diesdorf laufen; des langen Regens wegen konnte er es vor Koth und Schlamm in seinen Schanzen nicht aushalten.

In der folgenden Nacht kroch der Feind heran, hatte Fackeln an die langen Spieße gebunden, und zündete zwischen drei und vier Uhr acht Windmühlen an.

Am sechsten November in der Nacht kam der Feind mit großem Geschrei vor die Stadt, „that aber mehr nichts, als daß er die Bürger und Gemeine wach machte.“ Man läutete Sturm zu Sanct Johannis, zu Sanct Ulrich und Sanct Katharinen.

Am siebenten November plünderten die Magdeburger das Nonnenkloster Plötzke und führten zweiundzwanzig Kähne voll Schlachtfleisch heim.

Den Nonnen zu Sanct Agnes aus der Neustadt nahm der Feind dagegen alle Schafe, gab sie ihnen aber wieder, da sie heulten und jammerten: sie seien ja Freunde und nicht Feinde, dieneten dem heiligen Vater, dem Papst, und hätten auch das Interim angenommen. Die Magdeburger rissen ihnen ihr Kloster bald darauf nieder.

Vom Domthurm schoß ein Bürger dem Feind in seinem Lager durch zwei Fässer Zerbster Bier.

Am dreizehnten November entstand ein „sehr großes Scharmützel.“ Reiter und Knechte geriethen so untereinander, und die Feldzeichen vermischten sich dergestalt, daß man das Feuer von Wall und Thurm einstellen mußte.

Auf der Feinde Seiten blieb todt Albrecht von Arnstedt, welcher von den Magdeburg'schen Knechten am Siechenhof in einer Leimgrube gefunden wurde. Man nahm

ihm einen Brief aus der Taschen, darin warnte ihn seine fromme Mutter und flehte ihn an, nicht gegen die frommen Leute von Magdeburg zu ziehen; — würde er ihr nicht gehorchen, so werde ihn Gott strafen, daß er keines guten Todes sterbe.

Aus diesem Treffen stürzten die feindlichen Knechte voller Wuth und Ingrimm in ihr Lager zurück, stießen ihre langen zweihändigen Schlachtschwerter in den Boden, fluchten, wetterten und schrien:

„Das sollen Jungfernknechte sein? Der Teufel glaube das! Das sind bei Gott Kriegsleute! Echte, rechte Kriegsleute sein das!"

Geschlagen wurde im Feld am neunzehnten, zwanzigsten, einundzwanzigsten, vierundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten November.

Am siebenundzwanzigsten traf man vom Wall den Krüger zu Krakau und einen Landsknecht, welcher dem Krüger einen Krug Bier zutrank.

Am folgenden Tage hatte Markus Horn die Wacht auf dem Wall am Krökenthor. Die Hände auf dem Rücken, schritt er, seiner jetzigen Art nach, still hinter der Mauerblendung auf und ab, von der Mauer des Thorthurms an bis zu dem nächsten Geschütz, welches ungefähr zwanzig bis dreißig Schritt vom Thurm auf der Mauer aufgestellt war. Auf diesem Gange hatte der Wandelnde nach der einen Seite hin über den Stadtgraben die Aussicht auf die Mauern und Thürme der Neustadt, welche jenseits des Grabens stattlich im winterlichen Nebel sich erhoben, und hinter welchen eine, wie schon bemerkt, auf die Altstadt ziemlich eifersüchtige Gemeinde und ein heut' neugewählter Rath allzu leichtfertig und eigensüchtig sich dem Wahn hingaben, daß man sich durch die dem Herzog von Mecklenburg gezahlte Kriegssteuer gegen Alles, was die Altstadt bedrohe, sichergestellt habe. Nach der andern Seite konnte der auf- und abschreitende Markus einen ziemlichen Theil des Breiten Weges überblicken, und dem Getümmel darauf manch' einen Blick widmen. Es war heute ein recht unruhiger Tag für die Belagerten; seit frühester Morgendämmerung hatte sich der Feind in allen Lagern, Schanzen und Gräben auf die bedenklichste Art gerührt; und die Stadt in fortwährender Spannung erhalten. Bei Sanct Michael waren am Morgen mehrere der gewöhnlichen Scharmützel vorgefallen, in welchen sich die beiden Parteien hin- und hergejagt hatten. Die Wächter auf den Domthürmen meldeten von einer außergewöhnlichen Bewegung zu Bukau, und die Wächter auf Sanct Sebastian und Sanct Ulrich schickten ähnliche Nachricht über das Lager zu Diesdorf herab. Im Kriegsrath wurde auf einen Anschlag gegen die Sudenburg geschlossen und man traf seine Maßregeln danach.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags und ziemlich kalt; einzelne Schneeflocken schwebten in der trüben Luft; eine trübe Stimmung herrschte unter der Mannschaft auf den Mauern und Wällen. Am Krökenthor war in der Rotte des Rottmeisters Horn selbst dem Schwätzer Jochen Lorleberg die Lust zum Reden vergangen. Trübselig zusammengekauert saß er da, die Hakenbüchse neben sich, stieren Blickes auf die langsam verglimmende Lunte starrend. Stumm saßen, lagen oder standen die Genossen um ihn her, und selten ging ein lautes Wort durch die Gruppen. Nur von Zeit zu Zeit kam etwas mehr Leben in die Leute; dann lief irgend eine mehr oder weniger entstellte Nachricht um die Wälle; ein halb oder falsch verstandenes Wort, welches am Sudenburgerthor gesprochen war, schickte die Hohe Pforte zum Krökenthor, damit diese es dem Ulrichsthor weiter gebe. Wenn dann der, welcher am Sudenburgerthor das Wort ausgegeben hatte, es vom Ulrichsthor zurückempfing, so erkannte er neunmal unter zehnmal das eigene Kindlein nicht wieder, sondern gab es als eine funkelnagelneue Geburt seinerseits weiter. Ein großes Gefrage entstand, als von Sanct Ulrich die Nachricht kam: Kurfürst Moritz lasse sich selber im Felde sehen, nahe der Stadt, in gelbem Sammet und Wolfspelz, auf einem apfelgrauen Gaule.

Um ein Viertel auf Vier zupfte der kleine Pfeifer, Franz Rothnagel, seinen Rottmeister am Aermel und deutete grinsend auf die Holzstiege, welche am Krökenthorthurm auf den Wall führte, und Markus Horn blickte hin, schüttelte in demselben Augenblick alle kopfhängerische Lässigkeit ab und sprang vor gegen die Treppen. Auf den Arm einer verschleierten Frau gestützt, erkletterte ein ältlicher, etwas wackliger Herr mühsam, aber höchst eifrig die Stiegen, und

winkte schon von unten dem Rottmeister zu, ausrufend:

„Da sind wir, Markus! endlich wieder auf den Beinen! a — a — auf den Bei— nen!"

Mit vielem Händedrücken und freudigen Ausrufen nahm Markus den athemlosen, keuchenden Buchdrucker Lotther auf seiner Wacht in Empfang, und tief und wortlos verbeugte er sich vor der Jungfrau Regina, die erröthend den Schleier ein wenig hob, um ihn schnell wieder sinken zu lassen. Wortlos verbeugte sich auch Regina Lottherin vor dem jungen Kriegsmann. Der tapfere Buchdrucker redete für beide junge Leute, glücklich in dem Gefühl, wieder „in seinen Hosen zu sein."

„Da sind wir, Markus, da sind wir. Hat das Mühe gekostet, die Dirn' da mitzukriegen. Was hat sie Alles vorgekehrt, um daheim bleiben zu können; — ich sei noch zu schwach — den Teufel bin ich zu schwach! — Der Factor Cornelius könne mich geleiten — den Teufel kann er, was sollte da aus des Herrn Doctor Amsdorff's Relation werden? — Ich sage Dir, Markus, freie in Deinem Leben nicht, eine Frau ist einem Krieger noch schädlicher, als die Bauerlümmel bei Hillersleben der Magdeburger Armada waren. Gottlob, hier sind wir ... nun sagt, wie geht's bei Euch? Gut? Ja wohl, ich sage es, wo der Markus Horn steht, wird's immer gut gehen. Was gibt's Neues hier auf Eurer Wacht?"

„Nicht viel, Meister. Wir gucken die Neustadt an, hören ihrem Lärm zu und — Einige haben ihre eigenen Gedanken darob. Horcht nur!"

Lustige Musik erschallte vom Rathhause in der Neustadt herüber. Man vernahm helles Vivatrufen und Gejauchze des Volkes zu dem Klang der Pauken und Trompeten.

Der Buchdrucker schob mißmuthig das Barett hin und her.

„Hör's wohl, Markus! Das leidige Volk; halb Lumpen, halb Hasen. Sind unsere Brüder von Gottes und Rechts wegen, sollten mit uns stehen und fallen; haben aber ihren heimlichen Jubel an unserer Noth, die Mamelukken. Wär' ihnen schon recht, wenn's dem Feind gelänge, nach seinem Wort, aus der Alten Stadt Magdeburg einen Fischteich zu machen. Da kriechen sie vor dem Feind, scharwenzeln und bringen ihre Geldsäcke, heißen die Feinde Gottes „gnädige Herren" und kaufen ihnen, wie erbärmliche Juden, das ab, was sie stolz und frei, ihren Brüdern gleich, mit dem Schwert in der Hand erretten sollten."

„Was treiben sie denn heut' an solchem bösen Tage drüben?" fragte schüchtern Regina. „Das ist ja schrecklich — dort bei Sanct Michael blutiger Kampf und Tod und unser drohendes Verderben, und hier in der Neustadt Tanzmusik und lauter Jubel; als sei der tiefste Friede und die glücklichste Zeit!"

„Ihr Rath ist heute in der Wandlung, Jungfer Regina," antwortete eben so schüchtern Markus. „Man hat dort heute Wahl, hat den Schoß aufgenommen und hält große Gasterei. Ich will wünschen, daß ihr Lustgeschrei nicht im Jammerruf verklinge, daß ihr Festgelage nicht untergehe in Blut und Brand."

„Was meinet Ihr, Markus?" rief der Buchdrucker. „Sprecht, versehet Ihr Euch etwas Bedenklichem? Sagt doch, sagt Eure Meinung, Ihr wißt, daß sie schwer bei mir wiegt."

Markus zuckte die Achseln und sagte:

„Ich will meinen Herren im Rath und Kriegsrath nicht vorgreifen; sie haben ausgemacht, der Feind solle seinen nächsten Angriff auf die Sudenburg machen, und so will ich wünschen, daß er sich nach dem Willen der Herren halte. Ich trau' dem aber nicht; das Schwärmen um Sanct Michael, das Knallen von Bukau her kann Spiegelfechterei sein, kann blauer Dunst sein. Mein alter Kriegsoberster von Leipzig her, Herr Sebastian von Walwitz, pflegte zu sagen: „Alles sei man sich vom Feinde vermuthen, nur nicht, daß er uns einen Gefallen thue." Der Alte liegt jetzt zu Bukau und pafft und plautzt nach Herzenslust in die Sudenburg hinein; aber ich bin gar nicht sicher, daß er mir nicht noch in dieser Nacht dort in der Neustadt die Zeit biete."

„Markus, Markus, was saget Ihr da?!" rief der Buchdrucker. „Der Feind hat doch das Geld der Kerle drüben genommen; — sind sie denn so wenig seines Wortes sicher?"

„Meister," sprach der Rottmeister, „um diesen Handel ist's ein bös Ding. Solchen

Handel zu brechen, wird, meiner Meinung nach, weder dem Kurfürsten Moritz noch den Andern die geringsten Gewissensbisse machen. Sie brauchen die Neustadt und sie werden sie nehmen, wenn sie die Hand darauf legen können. Sie brauchen die Nikolaikirche, um sie mit Geschütz zu spicken gegen uns. Laßt sie nur hineinkommen; Ihr werdet schon sehen, wie fest sie diese Neue Stadt halten werden. Sehen werdet Ihr, wie ihre Schanzmeister lustig an's Werk gehen werden, und wie Herr Hans von Dieskau, des römischen Reiches Obermaulwurf vor Magdeburg, anheben wird, zu wühlen und aufzuwerfen! Einen trefflichen Haufen wird er uns vor die Nase setzen!"

Während der Buchdrucker unruhig hin- und hertrippelte, nach der Brüstung lief, und nach der Neustadt hinüberstarrte, sagte Regina:

„Ach, Herr Rottmeister, Ihr sprechet so sicher und fest, und ich hab' so manche gute Bekanntin in der Neustadt, und eine Herzensfreundin, die — die Ihr auch noch kennen müsset. O könnt' ich sie doch warnen! — Eure Worte brennen mir wie feurige Spitzen im Herzen, Herr Horn. Ach, armes Klärchen Trautvetter!"

„Klärchen? Klärchen Trautvetterin!" rief Markus. „O, Jungfer Regina, die — die! — o wohl erinnere ich mich ihrer noch! Ach, es war eine viel schönere Zeit, als wir vor Jahren zusammen unsere Spiele trieben! Das blonde Klärchen, saget, o saget, Regina, Jungfer Regina, die wohnet jetzt in der Neustadt?"

„Ja, in der Pfaffengasse beim Laurentiuskloster; sie ist eine arme Waise; beide Eltern sind ihr im Jahre achtundvierzig an der damaligen Pest abgestorben. Ihr wisset das vielleicht nicht, ach es war schrecklich, und starben allhier in der Alten Stadt damals in einem halben Jahr, von Margarethentag an bis Neujahr, schier dreitausend Menschen. Wir hatten viel Noth und Angst; aber Ihr waret damals in die weite Welt gezogen."

„Ich war in die weite Welt gezogen," seufzte Markus Horn. „Ach, Regina, Regina, und als ich heimkam, ging der Wind über die Stoppeln, Andere hatten geerntet, Andere hatten gewonnen; so gehe ich einher, ein verlorener, geschlagener Mann, — ach, lasset uns von dem Klärchen in der Neuen Stadt sprechen!"

Da stunden nun auf der Stadtmauer unter Spießen und glimmenden Lunten am kalten winterlichen Tage der Rottmeister Markus Horn und die schöne Jungfrau Regina Lottherin zum ersten Mal seit des Markus Heimkehr allein voreinander! Der Buchdrucker war längst zum nächsten Posten weitergehumpelt, mit dem Lieutenant Franz Robin über das vom Rottmeister Horn Gehörte zu verhandeln. Er hatte längst vergessen, daß er sein Töchterlein mit sich auf den Wall geführt habe; von Ueberfällen, Ausfällen, Angriff und Vertheidigung summte es ihm allzusehr im Kopf; und dem Markus Horn hätte er seit der Schlacht an der Ohre Alles, Alles anvertraut.

Das Haupt senkte die Jungfrau, eine zitternde Hand legte sie auf den Lauf des großen Geschützes, von welchem wir vorhin gesprochen haben; auf die Mauerbrüstung stützte sich Markus Horn; jedes der zwei Menschenkinder fürchtete, daß das andere das Klopfen des hochbewegten Herzens vernehmen möge. Wie hatten sich Beide nach solchem Zusammentreffen gesehnt! Nun war der günstige Augenblick da, und nun wußte Keiner ihn zu nützen.

Von Klärchen Trautvetterin sprachen Markus und Regina; wie sie so verlassen sei und bei bösen harten Verwandten wohnen müsse; wie sie behandelt werde, schlimmer als die schlechteste Magd, und wie das Alles so traurig sei.

Den bösen Verwandten eine Warnung zu senden, schlug Markus vor; aber die Jungfrau wandte mit Recht ein: das werde bei den Verblendeten nichts helfen; ein ehrbarer Rath der Altstadt habe ja allen Neustädtern Aufforderung zugehen lassen, sie möchten mit Allem, was sie lieb hätten, herüberkommen; — Einige wären gekommen; aber dann hätte es der neustädtische Rath den Andern verboten; die draußen seien ihre Feinde nicht, ihre Feinde seien vielmehr die Altstädter.

Rathlos der armen verwaisten Jugendfreundin wegen standen Markus und Regina auf dem Wall am Krökenthor; rathlos ihrer selbst wegen blickten sie vor sich nieder, verstohlen herüber zueinander, hinüber zu den Thürmen und Giebeln der Neustadt. Da begann plötzlich das Feuer der Feinde, das seit Mittag vollständig geschwiegen hatte, von Neuem. Von allen

Schanzen und Basteien rund um die Stadt krachte es mit einem Male, als sollte die Welt untergehen. Mauerwerk, Dächer wurden zerschmettert; auch in das Dach des Krökenthurms schmetterte ein Geschoß und warf Staub und Splittern herab auf die Mauerwacht, auf Markus und Regina. So unversehens, so unvermuthet brach das Wetter los, daß Regina Lottherin einen Schrei des Entsetzens ausstieß; und weder Markus noch die Jungfrau wußten nachher zu sagen, wie es kam, daß sie sich plötzlich Arm in Arm hielten, wie es geschah, daß sie sich umschlangen, daß sie Herz an Herzen lagen. Es war geschehen, was brauchte es mehr? Als der vortreffliche Buchdrucker Michael Lotther unter dem Gekrach des Geschützes sich seines Töchterleins erinnerte, und so schnell als möglich zurückgehumpelt kam, da hielten Markus und Regina freilich sich nicht mehr in den Armen, aber ihre Augen „gingen hin und her“ und leuchteten gar eigen.

„Laß uns heim, heim, Vater!“ hauchte die Jungfrau, jetzt den Vater umfassend, und Markus stand wie Jemand, dem der Himmel sich geöffnet hat. Einer Seele, die den zu Tod gemarterten Leib auf der Folterbank zurückgelassen hat und eingeht in das Paradies Gottes, muß also zu Muthe sein.

„Hast leider recht, Kindlein,“ sprach Meister Michael, „wir Beide sind leider an dieser Stell' nichts mehr nütz. Markus, mein Jung', ich hab's mit Euern Leuten abgemacht, einen Schinken will ich herschicken, und ein paar Mandel Käs und ein Fäßlein Aschersleber Bier zur Stärkung von Leib und Seel'. Laßt sie nur blaffen und bellen; stehet fest bei der Stadt; halb mein Hab und Gut wollt' ich darum geben, könnt' ich mit Euch stehen. Was die Neue Stadt anlangt, so hast Du mir einen merkwürdigen Floh in's Ohr gesetzt, Markus. Ihretwegen möcht' ich den Klotzköpfen drüben, den mißgünstigen Stänkern, schon wünschen, daß es ihnen auf die Kappen käme. Wenn wir nur nicht mit drunter leiden müßten. Komm Regina, je länger ich zaudere, desto schwerer wird's mir, zu weichen. Komm, Kind, bring' den Jammermann, den armseligen Krüppel heim. Gehab Dich wohl, Markus; steht gut bei der Stadt, meine Gesellen!“

„Hoch, Meister Michael! Vivat, Meister Lotther!“ riefen die Kriegsleute in freudiger Erwartung des Schinkens, der Käse und des Fäßlein Biers. Mit unbeschreiblicher Inbrunst drückte der Rottmeister die Hand des alten Buchdruckers, so daß dieser sagte:

„Keine Ursach', keine Ursach', Markus; ich geb's gern! Wollt', ich könnt' mehr thun. Laßt Euch sehen bei uns, Markus, so oft Ihr könnt; Ihr seid mein wackerer Sohn — lebt wohl!“

Auch Markus und Regina reichten sich noch einmal die Hand an der Mauerstiege, und der Buchdrucker sagte:

„Thu' doch nicht so fremd gegen den Markus, Mädchen! Ich sollt' meinen, Ihr wäret früher bekannt genug miteinander gewesen! Brauchst nicht so roth zu werden, Dirne! Brauchst nicht so die Augen niederzu — —“ Der Meister unterbrach sich — „Hallo, kommt da nicht mein Vetter aus Franken den Breiten Weg her? Richtig, 's ist der Adam Schwartze. Wir wollen ihn doch fragen, weshalb das Geschütz drinnen und draußen jetzt wieder schweigt, nachdem es eben also lustig aufgespielt hat.“

Begleitet von einem kleinen Gefolge von Hellebardierern, schritt der Lieutenant Adam Schwartze auf das Krökenthor zu, und der Buchdrucker rief ihn an, und that seine Fragen an den Vetter. Ehe dieser antwortete, warf er einen recht seltsamen Blick auf die kleine Gruppe am Fuß der Mauerstiege. Er faßte nach seiner Gewohnheit die Unterlippe mit den Zähnen, als er Markus und Regina begrüßte; mehr als gewöhnlich kostete es ihm diesmal Mühe, sich zu einer gleichmüthigen Antwort zu fassen. Der Lieutenant des Hauptmanns Springer gerieth von Tag zu Tag mehr in ein Labyrinth voll dunkler Schatten, voll Irrlichter und unheimlicher Gestalten. Noch war zwar sein Muth, die Kraft seines Geistes nicht gebrochen, noch verzweifelte er zwar nicht, den Ausweg zu finden; noch gab er keinen seiner hochfliegenden Pläne, seine Träume von einer glänzenden Zukunft, auf; aber er verlor allmälig jene Sicherheit, jenen klaren Ueberblick über die vorhandenen Mittel, jenen Glauben an sich im Guten und Bösen, welche so sehr die Bedingung jedes Gelingens sind. Der Abenteurer fing an, die Kaltblütigkeit zu verlieren, welche Niemandem nöthiger ist als einem Abenteurer. Adam Schwartze war

oft nicht einmal mehr im Stande, den Hauptmann Springer auf die gewohnte Weise zu beherrschen, und öfter als früher mußte er die Frau Johanna als Bundesgenossin in's Feld führen, um den Hauptmann zur Ruhe zu bringen. Immer mehr drängte Letzterer zum Losbrechen, und so weit war er bereits gekommen, daß er ohne Mitwissen seines Lieutenants mit dem Herzog von Mecklenburg unterhandelte, und so neben dem verabredeten Spiel noch ein allergeheimstes trieb. Freilich stand der „Leutenambt" dagegen seinerseits mit dem Kurfürsten Moritz in Verbindung, und der Kurfürst ließ den Mecklenburger Jürg nicht in alle seine Karten schauen. Hin und her liefen die Fäden zwischen der Stadt und den Belagerern, aber über das Muster ihres Gewebes waren die Weber nicht einig.

Am sechsten November fand Adam Schwartze abermals ein Blatt an seiner Thür. Wiederum war es durch ein Messer festgenagelt, und um dieses Messer war eine lange, blonde, seidenweiche Haarlocke gewickelt, und Messer, Locke und Papier ließ Adam mit allen Zeichen höchsten Schreckens fallen. Auf dem Blatt stand:

„Dieße Haarflecht' hat gekauft vom Meister Friedrich, Scharpffrichter ze Ulm.

† † † im Läger für Magdeburg."

Eine ganze Woche hindurch schritt der Lieutenant gleich einem geistig Verstörten umher; dann bemerkten seine Bekannten eine übermäßige, gewaltsame Lustigkeit an ihm; dann fiel er zurück in ein verbissenes Brüten, hatte Verkehr mit allerlei unheimlichen Leuten, Diebshäschern des Rathes, abgefeimten Gesellen vom Landsknechtfähnlein Springer's. Diese Personen spionirten in seinem Dienste, brachten Nachrichten, welche ihn nicht befriedigen konnten, und durchbrachen den Ring von geheimen Grauen, welcher sich um den Lieutenant schloß, nicht.

Dazu wuchs in Adam's Gemüth die Eifersucht auf Markus Horn und trieb immer giftigere Blüthen. Je mehr Alles um den verlorenen Mann wankte, je mehr er allen Halt in sich selber verlor, desto fester klammerte er sich an diese Neigung zu der Tochter des Buchdruckers. Diese Neigung wurde jetzt zur wildesten Leidenschaft. Ein gräßlicher Trotz gegen die schrecklichen Warnungen, welche aus der Vergangenheit herüberdrangen, bemächtigte sich seiner mehr und mehr; — grade jetzt wollte Adam Schwartze hier gewinnen! Die Leidenschaft überwog, überbot sogar den Ehrgeiz. Seinen tollkühnen Plan, die Stadt Magdeburg dem Feind in die Hand zu liefern, hätte Adam Schwartze vielleicht unbewegt scheitern sehen können; der Verlust Regina's hätte geistige und körperliche Vernichtung für ihn bedeutet.

So stand der Lieutenant vor Markus Horn und Regina Lottherin am Krökenthor, und antwortete, im Innersten von allen Furien des Hasses und der Leidenschaft zerrissen, dem Buchdrucker auf die Frage desselben:

„Seltsame Geschichten, Meister Lotther! Der Feind hat sein Feuer eingestellt; 's ist, als habe er uns Valet sagen wollen. Er zieht mit seinem Volk aus Bukau, er zieht aus seinem Lager zu Diesdorf. Durch das Feld dreht er sich wie zum Abzug gen Wolmirstädt. Unter den Mauern der Stadt zieht er hin und es ist auch unsererseits der Befehl gegeben, mit Schießen einzuhalten."

„Wer hat den Befehl gegeben?" rief Markus, der seinen Ohren nicht traute. „Wer hat solchen Befehl gegeben?"

„Ihr fraget in einem sehr hohen Ton, Herr Rottmeister," sagte der Lieutenant. „Will Euch aber doch den Gefallen thun, Kundschaft zu geben. Da auf Mauern und Walle, denen jetzo der Feind zugekehrt ist, mein Hauptmann, Herr Johannes Springer, befehligt, so wird von dem der Befehl ausgegangen sein. Genügt's Euch, Herr Rottmeister?"

Markus antwortete der höhnischen Frage nicht. Er stieß zornig sein Schwert auf den Boden:

„Gott schütze seine Stadt!"

„Amen!" lachte der Lieutenant. „Er wird's ja wohl! Jungfer Regina, ich empfehl' mich Euch; Herr Lotther —" er vollendete den Satz nicht, ein einzelner dumpfer Knall erschütterte die Luft und Alle blickten um und auf. Eine weiße Rauchwolke umquoll den rechten Thurm von Sanct Jakob; zu dem Schützen daselbst war noch nicht der Befehl gekommen, das Feuer einzustellen; seine Kugel hatte wie gewöhnlich getroffen.

Eine ärgerliche Bewegung machte der Lieutenant Schwartze. „Gehabt Euch wohl,

Meister und Jungfer," sagte er. „Ich trag' eine Botschaft an den Rath der Neustadt und darf nicht zögern."

„Botschaft vom Hauptmann Springer?" fragte scharf Markus, und Adam blickte ihn vom Kopf bis zu den Füßen an und sagte:

„Ich werd' Euch zu gelegener Zeit darüber Rede stehen, Herr Rottmeister. Für jetzt — gute Wacht!"

„Ich hoff' auf jene Gelegenheit. Lebt wohl bis dahin!"

Mit seiner Begleitung schritt der Lieutenant durch das Krökenthor nach der Neustadt hinüber. Der Rottmeister, der Buchdrucker und Regina sahen ihm nach mit den gemischtesten Empfindungen.

Bei Markus war jetzt die Eifersucht in den Hintergrund getreten, seit einer Viertelstunde war seine Seele in dieser Hinsicht glatt wie ein stiller See; dagegen stachelte ihn jetzt der Eifer um die Vaterstadt um so mehr gegen den Lieutenant auf. Innerhalb der Stadtmauern ging so manches böses Wort und Gerücht von Verrath, bösem Willen und Meuterei im Kreis der Bürger und der Kriegsgesellen, daß unwillkürlich Alle, die es ehrlich mit der Stadt meinten, verdächtige Personen scharf im Auge behielten. Man wußte sicher, daß das Fähnlein des Hauptmanns Springer das unzuverlässigste sei; daß in diesem Haufen das meisterloseste Gesindel steckte. Der Hauptmann hatte wohl Recht, wenn er anfing, sich immer unbehaglicher in der Stadt zu fühlen, und — wie der Meister, so der Knecht, sprach man in unseres Herrn Gottes Canzlei, und hielt auch den Lieutenant Schwartze zu Allerlei fähig. In der Stimmung, den Mann zu vertheidigen, war Markus Horn nicht.

Auch der Buchdrucker Michael Lotther hatte sein feines Ohr, sein leichtbeweglich Gemüth den bösen Worten und Gerüchten, die über seinen „Vetter aus Franken" umliefen, nicht verschließen können. Das Verhalten Adam's in der Schlacht an der Ohre kam dazu; ganz ließ der Buchdrucker den Vetter noch nicht fallen; aber mißtrauisch war er bereits gegen ihn geworden und ward es immer mehr.

Von Reginens Gefühlen gegen Adam Schwartze ist nicht viel mehr zu sagen; seit einer Viertelstunde trug sie ihr beflügelt Herz so himmelhoch, daß sie die Bedrängnisse, die Noth, die Wirrnisse der Gegenwart fast ganz vergessen hatte. Höchstens empfand sie jetzt ein dumpfes Bedauern um den Lieutenant, und warf sich vor, oftmals zu hart, zu abstoßend, zu unhöflich gegen den armen Vetter gewesen zu sein.

„Horcht, Markus, das klingt wirklich, als marschirten sie! Horch, die Trommeln der Knechte! Da die Trompeten, das werden die fränkischen Reiter des Kulmbachers sein. Sie müssen dicht unter den Mauern hinziehen."

„Und man feuert nicht dazwischen! Befehl ist gegeben, nicht loszubrennen!" rief Markus Horn. „Gott schütze die Stadt gegen alle Verräther! Schmach und Schande über Alle, welche eine Schuld an dem Kommenden auf sich laden. Wehe denen, die Ohren haben und nicht hören, Augen und nicht sehen! Gehet nach Haus, Meister; lebt wohl, lebt wohl, Regina; ich will an das arme Klärchen gedenken; vielleicht gibt mir Gott die Gnade, daß ich etwas für sie thun kann — in dieser Nacht — an diesem Abend."

Abschied nahmen Markus und Regina voneinander mit einem Blick, so beredt, so vielsagend, daß selbst der Buchdrucker, der doch an etwas ganz Anderes zu denken hatte, sich darüber verwunderte. Er kam aber nicht dazu, seine Verwunderung auszusprechen; vom Sudenburgerthor her knatterte wieder Gewehrfeuer, und ein Ruf ging um die Wälle: der Feind habe sich in Sanct Michael festgesetzt auf dem Kirchhof, Schießlöcher geschlagen in die Leimenmauern und sei nicht zu vertreiben, tapferes Blut werde daselbst von Neuem in Menge verstürzt.

Mit dem allergrößesten Widerstreben gab endlich der Buchdrucker den Bitten des Rottmeisters und der Tochter nach und machte sich auf den Heimweg. Allein schritt Markus Horn wieder hinter der Mauerbrüstung auf und ab; aber nicht mehr trübsinnig mit gesenktem Haupt. Der dunkle, kalte Wintertag hatte sich ihm in den wonnigsten Lenz verklärt. Was Krieg, was Tod und Verwüstung; — Alles war jetzt gut, Alles war Hoffnung; die süße Wonne der wiedergefundenen Heimath überströmte so warm, so überschwenglich selig das Herz des Kriegsmannes, daß es nicht auszusagen war. Eine helle Thräne zerdrückte Markus in seinem Auge. Der alten Mutter gedachte

er, des Vaters auch. Auch Letzterer mußte verzeihen; — wie war es möglich, daß er noch zürnen sollte, wenn die Engel Gottes, wenn Regina Verzeihung lächelten!

Sein übervolles Herz trug Markus in den dunkeln Abend hinein, während der Feind zwischen Bukau und Diesdorf und über Diesdorf hin- und herzog, und der Kampf um Sanct Michael heftig fortdauerte. Um acht Uhr stand endlich der letzte Rest dieser Vorstadt in Flammen und die Städter mußten in die Sudenburg und das Sudenburgerthor zurückweichen. Alle Augenblicke erwartete man auf dieser Seite der Stadt einen Hauptsturm, und der Feind unterließ nichts, was diese Erwartung begründen konnte; gegen zehn Uhr aber machte er Markus Horn's Wort und Sorge zur Wahrheit und fiel mit aller Macht auf die Neustadt, die wenigen sorglosen Wachen auf den Mauern, denen nicht einmal eine Losung gegeben war, wurden leichtlich überwältigt, die Sandpforte — man weiß nicht, ob durch Gewalt oder durch Verrath der Nonnen von Sanct Agnes — geöffnet; der Feind war mitten in der Stadt, ehe man sich's versah, und stach und schoß im ersten Anlauf auf den Gassen und in den Häusern Alles nieder, Männer und Weiber, Jungfrauen und Kinder. Als man auf Sanct Nikolaus anhub, Sturm zu läuten, und das Geschrei von dem Ueberfall auf das Rathhaus zu den trunkenen Herren drang; da lachten diese, des süßen Weines voll, und Etliche krähten: „Ueber die Mauern könne der Feind nicht fliegen!"

Er war aber doch über die Mauern geflogen, und der Kelch des Jammers ward im vollen Maße über die Neue Stadt ausgeschüttet. Während die Rathsherren noch die vollen Humpen an die Mäuler heben wollten, wurden in ihren Häusern ihre Weiber und Töchter mißhandelt, ihre Kinder erwürgt, und als endlich die Trunkenheit dem namenlosesten Schrecken wich, und geisterbleich die Zechenden von ihren Sitzen sich erhoben, da drangen die Knechte des Mecklenburgers, die wilden Gesellen von Hillersleben, die erbarmungslosen Gesellen des wüsten Markgrafen von Kulmbach, die Haufen Sebastian's von Walwitz schon gegen und in das Rathhaus, dem hochedeln Rath die Ehrenketten, die Gewänder vom Leibe zu reißen, sie zu fangen und zu fesseln oder auch aus den Fenstern in die Spieße der Genossen zu stürzen.

Vierzigtausendstimmig aber schrie die Altstadt auf; Sturmgeläut auf allen Thürmen, Mann an Mann auf den Wällen vom Krökenthor bis zur Hohen Pforte! Vorbrach aus der Hohen Pforte Franz Robin, der Lieutenant, vorstürmte als der Erste an der Spitze seiner Rotte Markus Horn, und die Neustädter bedachten sich jetzt nicht mehr, den gehaßten Altstädtern die vom Feind noch nicht genommenen Thore zu öffnen. Eine blutige Schlacht begann in den Gassen der Neuen Stadt. Um das Rathhaus wurde am bittersten gekämpft, in dem Festsaale floß das Blut in Strömen, mit stürmender Hand schlugen die Magdeburger den Feind aus dem Hause und drangen siegreich in der Pfaffenstraße gegen das Lorenzkloster vor. Schon stand hier und da ein Haus in Flammen; in die Häuser warf sich der Feind, in die Häuser warfen sich die Bürger der Altstadt und die städtischen Knechte; wie Verzweifelte wehrten sich die Bürger der Neustadt, während ihre Weiber, ihre Kinder gegen die Alte Stadt flohen, und die Kranken, die Greise hilflos sich dahinschleppten. Schauerlich rächte sich der Eigennutz, der Neid hier; nackte Bettler, nicht stolze Hilfsgenossen und Mitstreiter, nahm jetzt die Canzlei des lieben Gottes auf, um Gotteswillen.

Das arme Klärchen Trautvetter konnte Markus Horn nicht erretten. Ehrn Elias Pomarius, der Pfarrherr zu Sanct Peter, hat uns ihr traurig Schicksal aufbewahrt, und seine Worte wollen wir hierhersetzen. Viel ergreifender als wir berichten könnten, klingt die alte Erzählung aus dem fernen Jahrhundert zu uns herüber:

„In derselben Nacht, als der Feind in Newestat gefallen, ist ein Landsknecht an eine hübsche unnd schöne Jungfraw gerathen, unnd nachdem er Alles im Hause ermordet, hat er jhrer, wegen jhrer schönheit wollen verschonen, doch daß sie seinen willen thete, als sie aber sich dessen auff's hefftigste geweigert, hat er jhr die Ehe angeboten. — Darauff sie geantwortet, sie sehe solchen Buben und Mörder nicht an, darauff hat er jhr den todt gedrewet. Sie aber darauff gesaget: Meiner Ehren wil ich unberaubet sein, thue, was du nicht lassen kanst, darauff hat er sie mit einem Spieß erstochen."

Als Markus Horn, begleitet von Bernd Kloden, in das ihm von Regina Lottherin bezeichnete Haus drang, züngelte bereits die Flamme darum, eine weibliche, leblose Gestalt sah der Rottmeister liegen; aber der Rauch trieb ihn wieder fort, fünf Minuten später brannte das Haus lichterloh, und nach einer halben Stunde stürzten mit Gekrach Dach und Gemäuer herab und begruben den reinen jungfräulichen Leib des armen Klärchens.

Auch auf seinen frühern Kriegsobersten, Herrn Sebastian von Walwitz, traf Markus Horn; keiner der beiden frühern Bekannten fand jedoch Zeit, den Andern zu begrüßen. Der alte Herr war allzu eifrig dabei beschäftigt, das Gewonnene zu halten und immer frische Hilfe nach den Orten zu führen, wo die Altstädter das Uebergewicht zu erringen droheten.

„Hie, hie, Herr Graf von Leuchtenburg!" schrie er. „Heran, Ihr Herren aus Franken, Ihr Herren aus Niederland! Hie, hie, Herr von Mechelnburg, drauf und dran; haltet fest, was Ihr habt, nehmt Alles, was Ihr kriegen könnt!"

Herr Hans von Dieskau, des römischen Reiches hochbefahrener Festungskünstler, rückte bereits heran mit seinen Schanzgräbern, seinen sächsischen und böhmischen Bergleuten, seinen Schaufeln und Hacken.

Immer weiter wurden die Magdeburger von der Uebermacht zurückgedrängt; obgleich sie Fuß für Fuß dem Feind theuer genug verkauften.

Eines Hauptmannes Lieutenant, Heinrich von Nürnberg genannt, ward von Markus zu Boden geschlagen und gefangen; aber es ward immer mehr zur Gewißheit, daß die Neue Stadt nicht mehr zu halten sei. Da warfen auf ihrem Rückzuge die Altstädter auch ihrerseits die Brandfackel in die Häuser, der Wind half, und bald stand vom Rathhaus an bis zum Stadtgraben und den Wällen der Alten Stadt Alles in Flammen, und es ward ein Brand daraus, dessen Schein man drei Meilen hinter Braunschweig erblickte. Durch die Hohe Pforte zogen die Altstädter zurück; in der Neustadt aber machte sich Herr Hans von Dieskau sogleich an's Werk, zog einen Graben und warf eine Schanze auf über die Pfaffenstraße vom Lorenzkloster bis zu Sanct Agnes, baute vor und zwischen beiden Klöstern Basteien und Katzen, pflanzte Schanzkörbe und Geschütze drauf und schuf also, daß das heilige römische Reich nunmehr in die Stadt schießen konnte, „aber nur oben durch die Häuser und Dach."

Am folgenden Tage, als am Sanct Andreasabend, nahmen die Sudenburger ein Exempel an dem Schicksal der Neustadt. Mit Mann und Weib und allen beweglichen Gütern kamen sie in die Altstadt und wurden freudig und liebreich aufgenommen. Dann zündete man am Nachmittag zwischen drei und vier Uhr nunmehr auch diese Vorstadt an und brannte sie aus. Ihre Bürger, so wie die geretteten Neustädter wurden „nothdürftig" wehrhaft gemacht und unter die Fähnlein vertheilet und geschrieben.

So ward die Alte Stadt Magdeburg voll und übervoll, und als ein hohes Zeichen des göttlichen Beistandes wurde es angesehen und von den Canzeln angemerkt, daß nicht Seuche und Pest ausbrach unter dem zusammengedrängten Volke.

Das zwölfte Capitel.

Ein feiner Plan, gut ausgedacht
Und meisterlich zu End' gebracht!
Gen Ottersleben geht's hinaus,
Durch Schneegestöber, Sturmgebraus.
Zum Feste will die Stadt sich laden,
Der Adel kommt zu großen Schaden;
In großen Aengsten schwebt Herr Jürgen,
Die Weiber wollen ihn erwürgen.
„Ungnäd'ger Herr, willkommen mir,
Wir hätten Euch schon längst gern hier."

Der Winter war mit Macht gekommen. Der Schnee deckte die Dächer und Straßen der Stadt Magdeburg, deckte die Lager, die Schanzen, die Gräben der Feinde vor der Stadt, deckte manchen blutigen Fleck zwischen der Stadt und den Werken des Belagerungsheeres. Mochte aber die Kälte noch so grimmig, der Sturmwind noch so scharf sein, das weiße Gestöber noch so dicht herniederwirbeln, in das schreckliche Spiel des Krieges kam keine Pause. Ausfälle der Städter und Anläufe der Belagerer wechselten wie gewöhnlich miteinander; und hatte der Schnee eine blutige Stelle auf den zertretenen Feldern um die Stadt zugedeckt, so konnte er im nächsten Augenblick an einem andern Ort sein verhüllend Werk beginnen. Die schwarzen Trümmerhaufen der Neustadt, der Sudenburg, der

Michaelisvorstadt; die Ruinen der Windmühlen und einzelnen Gebäude ragten recht trostlos aus der winterlichen Landschaft hervor. Kurz, einen traurigern Anblick als diese belagerte Stadt und ihre Umgegend zu dieser Zeit kann man sich schwer vorstellen.

Am zweiten December, dem Dienstag nach Andreas, versammelten sich Rath, Hundertmannen, Bürger und Landsknechte sammt dem Grafen Albrecht von Mansfeld und seinem Sohn Karl auf dem Stadtmarkt, reckten die Schwurfinger gegen den grauen Himmel auf und schworen, „bey einander zu stehen, lebendig und todt für einen Mann, und einer bei dem andern auff der Mawren, im Wall, auff dem Lande, auff dem Wasser festzuhalten, unnd wider den Feind biß auff den letzten Blutstropffen zu kempffen.“

Einige wollen gesehen haben, daß der Hauptmann Springer während dieses Schwurs wie durch Zufall sein Schwert habe fallen lassen; dann es aufgehoben und so die Finger nicht mit aufgehoben habe. Viele in seinem Fähnlein, und unter ihnen der „Leutenambt“ Schwartze, sollen bei jedem Versprechen ein „nicht“ eingeschoben, Andere sollen wieder das Maul ganz gehalten haben.

Am siebenten December, als am zweiten Sonntag des Advents, fielen die Magdeburger aus und nahmen dem Feind zwei Wagen mit Naumburger Bier sammt dreizehn Pferden.

Am Tage Conceptionis Mariä, am achten December, rückte Abends zwischen sieben und acht Uhr der Feind aus seinem Lager in die Neustadt mit gewaltigem Lärm, mit Trommeln und Geschütz bis an den Graben der Alten Stadt und gegen das Krökenthor; ward aber durch das Wallgeschütz mit großem Schaden zurückgetrieben.

Am elften December fuhren die Städter zu Schiff gen Salpke. Es war ihnen Kundschaft gekommen, der Herzog Moritz sei allda auf Ingerslebens Hofe zum Kindelbier. Man gedachte einen guten Fang zu thun; es wies sich aber aus, daß die Kundschaft falsch war. So fing man nur acht Landsknechte, die man aus den Betten im bloßen Hemd nahm, plünderte den Hof und führte die Betten, die Landsknechte und viele gewürgte Schweine als Beute davon.

Am zwölften December fuhr Herzog Moritz in einer „Kutzgen“ aus der Neustadt nach Bukau, und die Städter fielen aus einem Hinterhalt auf ihn. Den Wagen und des Fürsten Spießjungen nahmen die von Magdeburg, doch der Kurfürst entrann zu Pferde.

Der Herr von Heydeck war um diese Zeit mit andern Herren von Magdeburg zu den Seestädten um Hilfe ausgezogen. Da sammelte sich wirklich ein Heer, und über das Meer leuchtet in diese große Magdeburger Tragödie ein heller Schein aus einem andern aber kürzern Trauerspiel hinein; Johanna Grey, die Königin von England sein wird, gedenkt, ehe sie das schöne unschuldige Haupt auf den Richtblock legt, der bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland und sendet Hilfsgelder für dieses Unternehmen, die Canzlei des Herrgotts zu entsetzen.

Am dreizehnten December zog Kurfürst Moritz mit sechs Fähnlein Knechten gen Verden, dem gesammelten Haufen entgegen; es kam aber um diese Zeit in das Lager in der Neustadt Herr Lazarus von Schwendi, des heiligen römischen Reiches Kriegscommissarius in dieser Belagerung.

Am sechzehnten December erließ kaiserliche Majestät von Augsburg aus wiederum ein gar böses Schreiben gegen die von Magdeburg, und verbot darin mit Ernst allen Ständen des Reiches, sich der geächteten Stadt anzunehmen.

Am siebzehnten December, Mittwoch, wurde über Diesdorf, wo damals Herzog Jürgen von Mecklenburg lag, ein heller glänzender Stern mit einem großen Ringe erblickt. Dieser Stern „hat eine Flamme von sich herausgegeben und die wieder zu sich gezogen, das hat eben lange gewehret, darnach ist er verschwunden.“

Was dies Zeichen bedeutete, das sollte allem christlichen Volk bald klar werden.

Im Abendschimmern des neunzehnten Decembers konnte Regina Lottherin der mütterlichen Freundin, Margaretha Horn, das übervolle Herz nicht länger verschlossen halten und schuf dadurch der alten Frau den ersten lichtvollen Augenblick seit der Heimkehr des Sohnes.

In der Dämmerung saßen die beiden Frauen zusammen im Hause des Rathmanns; nur das Schneeleuchten von der Gasse erhellte ein wenig das Gemach. Es

war so recht die Stunde, ein in Schmerz und Wonne beladenes Herz auszuschütten; und allen Segen Gottes rief die Mutter auf das Haupt der Jungfrau herab. Nun wollte sie aber auch Alles wissen, was zwischen Markus und Regina geschehen, gesprochen, gedacht worden war; wie sich die Beiden wiedergefunden hatten. Beredet mußte werden, was nun geschehen sollte, wie man sich gegen die beiden Väter zu verhalten habe. Einen kurzen Augenblick hindurch erschien der entzückten Mutter Alles leicht, Alles geebnet, Alles ausgeglichen und versöhnt. Da ihr einer ihrer theuersten Lebenswünsche jetzt doch noch in Erfüllung gehen zu wollen schien, so kam ihr nun mit einem Male der fast verlorene Glaube an eine ruhige, glückliche Zukunft wieder. Sie sah sich als Großmutter, umgeben von einer Schaar lieblicher Enkel und Enkelinnen; sie sah ihren Markus als den Stolz seines Vaters, sah ihn aufsteigen zu den höchsten Ehren der Stadt. Zwischen Lachen und Weinen immer wieder von Neuem das Nachbarstöchterchen in die Arme schließend, that sie verworrene Fragen und erhielt verworrene Antworten.

„Also an dem Tag, wo die Neustadt überging und ausbrannt', geschah's? Auf dem Wall, auf der Mauer geschah's, daß Ihr Euch wiederfandet, Ihr bösen, lieben Kinder. In so schrecklicher Stund'! Ihr armen Kindlein — solch' schreckliche, solch' glückselige Stund'! Komm, küß' Deine alte Mutter, meine Tochter — und hast so lang' geschwiegen?! Hab' ich das um Dich verdient, Du Böse, Du Liebe?!"

„O Mutter, Mutter, ich bin ja diese ganze Zeit im eigenen Vergessen einhergegangen. Rings um mich her ist Nacht gewesen und nur in mir Licht. Wir haben auch seit jener Stund' auf dem Wall am Krökenthor kaum ein Wörtlein wieder miteinander gewechselt, haben uns nicht die Hand berühren können; haben kaum gewagt, uns anzublicken. Und ich hätt' ihm doch so viel zu sagen gehabt, und er mir gewißlich auch; aber immer ist etwas dazwischen gekommen, oder wir haben es nicht gewagt. Es ist mir, als sei er seit jener Stund' noch häufiger im Feld als sonst; und immer kommt mir ein blutig Grauen, jetzt bringen sie ihn erschlagen oder mit tödtlicher Wund' zurück. Dann aber gedenk' ich wieder, so grausam kann der liebe Gott nicht sein, kann nicht also scheiden zwei Herzen, die er also hat sich zusammenfinden lassen, die er also geführet hat. So wechselt Hoffen und große Angst immerfort, und bei Nacht träume ich süßeste Träume und lieg' wachend und ringe die Hände, und als neulich um Mitternacht wieder zu Sturm geschlagen ward und der Feind gegen die Wälle lief, da bin ich aus dem Bett und in die Kleider gefahren wie eine Wahnsinnige, und mit hellem Schrei auf die Gasse gestürzt — leibhaftig sah ich den Liebsten in seinem Blut liegen im Graben. Auf der Gasse im kalten Schnee erst hab' ich mich besonnen, daß ich geträumt hatte, und Gottlob hat Keiner davon gemerkt, und ich hab' den übrigen Theil der Nacht unter dem Kampflärm und Krachen und Sturmgeläut auf den Knien gelegen und heiß gebetet für den Liebsten und alle bedrängten Seelen."

„Du armes, armes Kind," schluchzte die Frau Margaretha. „Hättest ja lang', lang' zu mir kommen können. Doch sei nur still, nun ist's gut, nun mußt Du mir immer Alles sagen, bin ich doch jetzt Dein rechtes Mütterlein worden."

„Das seid Ihr ja immer gewesen!" rief die Jungfrau. „Hätte mich Euer Schooß geboren, Ihr hättet nicht mehr an mir thun können, als Ihr gethan habt."

„Still, still," sagte die Matrone. „Nun sag' aber, Kind, wie ist's denn mit dem Lieutenant, dem Adam Schwartze, dem Vetter?"

Regina Lottherin fuhr zurück und hob sich halb von ihrem Sessel.

„Mutter," rief sie, „Mutter, wenn Ihr wüßtet, wie's mich überläuft, wenn Der mir nahe tritt! Ich kann's nicht mit Worten sagen. Er hat mir ja doch nichts zu Leid' gethan, und bis zum Brand der Neuen Stadt hab' ich mir meinen Abscheu gegen ihn auch vorgeworfen und gedacht, ich braucht' ihn darum noch nicht zu hassen, weil ich ihn nicht liebe. Seit dem Brand, seit d.m Tode des armen Klärchens aber schäm' ich mich nicht mehr, daß ich ihn im Innersten nicht mag, daß ich ihn hasse. Er stand dabei, als Markus mit Thränen uns vom armen Klärchen erzählte; ich hätt' sterben mögen vor Schmerz, und der Vater weinte laut auf; der Adam aber stand und hielt auch die Hand über die Augen wie vor Wehmuth, doch einen Blick hab' ich

gesehen, der machte mein Blut erstarren in den Adern. Ich weiß jetzt, dieser Adam Schwartze ist ein schlechter Mensch; seinen Mund hat er verzogen und gelächelt, und nicht gedacht, daß Einer von uns im Schmerz um's arme Klärchen es sehen könnt'. Ist mir aber zu Muth gewesen, als ob der liebe Gott selbst mir dieses Lächeln gezeiget habe."

„Recht, recht!" rief Frau Margaretha. „Ich hab' ihm schon lang' kein gutes Wörtlein bieten mögen. Längst hab' ich gewußt, daß dieser hergelaufene fränkische Landsknechtführer, den Dein Vater nur allzu schnell als Vetter anerkannte, falsch ist, falsch durch und durch. Ein Grauen hab' ich um Dich gehabt, Mädchen, wenn ich gedacht', daß Du sein werden könntest. Hatte doch Dein Vater schier einen Narren an diesem Adam Schwartze gefressen. So sind die Männer, entweder toller, blinder Zorn, oder eben so tolle, leichtfertige Zuneigung! Diesen Lieutenant Schwartze ließ mein Ludolf in sein Haus; seinen Sohn verstieß er. Wirst auch Deine Noth einstmalen mit Deinem Markus haben, glaub' mir, Töchterlein!"

„O Mütterlein, so weit laß uns nicht vorausdenken. Horch, da gehet die Hausthür; der Herr Rathmann wird heimkommen. Ich will schnell die Lamp' anzünden, daß er nicht schelte. Ach, Mütterlein, redet nicht von mir und dem Markus, weil ich dabei bin; ich müßt' vergehen, wenn ich wieder so böse Worte auf den Liebsten hörte!"

„Sei still, Kind, laß mich machen. Will der Schwefelfaden nicht fangen? So — da haben wir Licht — still, still, Kind, es wirbelt so im Kopf, daß ich keinen Gedanken fassen kann; was braucht's der Mann heut' auch zu erfahren, sein Sohn kümmert ihn ja doch nicht."

Die Lampe brannte, der Rathmann Ludolf Horn trat ein, nachdem er den schneebedeckten Mantel und Hut vor der Thür abgeschüttelt hatte. Nachdem Gruß und Gegengruß abgethan war, der Mantel an den Nagel gehängt war und der Hut ebenfalls, hatte die Matrone ihren Vorsatz und die scheue, schüchterne Bitte der Jungfrau um Schweigen längst vergessen, das Herz quoll ihr auf die Zunge; Margaretha Horn legte den Arm dem Gatten um die Schulter und flüsterte:

„Ludolf, ich hab' Dir etwas zu sagen; o höre, höre, was Regina —"

Die Jungfrau erhob tief erröthend, flehend die Hände, der Rathmann machte sich sanft los aus den Armen seiner Gattin:

„Ein andermal, Margareth', ein andermal. Hab' jetzt keine Zeit, auf Weiberwort und Weiberrath zu hören. Geht heim, Jungfer Regina. Frau, meine Stiefeln, mein Schwert! Ich muß im Augenblick wieder von dannen. Geht heim, Regina, und haltet Euch nicht auf in der Gasse, die Stunde und das Wetter sind nicht dazu angethan. Mein Schwert, Margareth', es hängt oben im Gemach über dem Kamin, meinen andern Mantel bring' auch, aber schnell, ich hab' keine Zeit zu verlieren!"

Die Matrone starrte den Greis mit offenem Munde an, dann ließ sie die Arme sinken und rief:

„Dein Schwert! Deinen Mantel, Ludolf? Um Gotteswillen, Ludolf, was willst Du? Wohin willst Du? Was ist im Werke?"

„Soll ich selber gehen, Weib? Thu', was ich Dir sage und frage nicht lange! Betet, Regina, in Eurem Kämmerlein. Redet so wenig, Ihr Weiber, als Euch möglich ist. Es ist keine Zeit zum Reden. Erzählt auch Eurem Vater nicht, Regina, daß der Rathmann Horn heute Abend mit seinem Schwert das Haus verlassen habe. Behüt' Dich Gott, mein Kind."

Erstaunt und bestürzt küßte Regina dem finstern Greise die Hand und verließ das Haus. Frau Margaretha, von einem mahnenden Blicke des Gatten getrieben, stieg in das obere Gestock des Hauses, den dichtern Mantel und das Schwert des Rathmanns zu holen.

„Will er zu mir nicht sprechen, so soll er auch von mir nichts erfahren!" murmelte sie, und fügte kopfschüttelnd und seufzend hinzu: „O diese Männer, diese Männer!"

Eine Viertelstunde später verließ der Rathmann Ludolf Horn sein Haus wieder, nachdem er sich durch Speise und Trank ein wenig gestärkt hatte. Hoch lag der Schnee in den Gassen der Stadt Magdeburg, und unaufhörlich fort schneite es. Sein gewichtiges Schwert, das er einst so leicht geschwungen hatte, welches ihm jetzt aber fast zu schwer war, gebrauchte der Greis als Wanderstab, als er mühsam den Breiten Weg hinab, gegen das Gestöber

seinen Weg, dem Domplatz zu, erkämpfte. Den ganzen Tag schier hatte er auf dem Rathhaus zugebracht; seine Kräfte wollten ihn beinahe verlassen; aber die Noth der Vaterstadt, der Gedanke, ein Kämpfer zu sein in unseres Herrn Gottes Canzlei, erhielten ihn aufrecht, und wie ihn manch' andern wackern Greis in der tapfern Alten Stadt Magdeburg. Durch die Gassen und den wehenden Schnee glitt manch' ein anderer Schatten nach dem Domplatz; allwo in der Capelle des heiligen Gangolf — vom Volk die Caldaunencapelle genannt, weil man daselbst die Eingeweide der abgestorbenen Erzbischöfe beizusetzen pflegte — sich Bürgermeister, Rathmannen, Kriegsoberste und Hauptleute geheimnißvoll zusammenfanden, nicht um zu rathschlagen, sondern um gepflogenen Rath in's Werk zu setzen. Eine uralte Hängelampe erhellte trübe den Raum und die ernsten, bedenklichen Gesichter der Versammelten. Man begrüßte sich stumm, man unterhielt sich nur im Flüsterton; von Waffen erklirrte das kleine Gebäude, denn ein Jeder der Anwesenden trug wenigstens sein Schwert, und Ebeling Alemann, Hans von Kindelbrück und der Ritter Wulffen waren im vollen Harnisch zugegen. Ein Losungswort wurde jedem neu Eintretenden abgefordert, nicht Jedermann sollte Bescheid wissen um das, was im Werke war; eine einzige böse oder unvorsichtige Zunge konnte das Gelingen hindern, konnte die Stadt in's Verderben stürzen. Niemand der Versammelten ahnte, daß in diesem Augenblick ein geheimnißvoller Dolchstoß einen Boten Adam Schwartze's an den Markgrafen von Kulmbach niederwarf.

Auf dem Wall hinter dem Dom hielt, während man sich zu Sanct Gangolf zusammenfand, Markus Horn die Wacht bis Mitternacht. An der Brüstung lehnend, blickte er in die Nacht hinaus; es war gegen elf Uhr und augenblicklich hatte das Schneien aufgehört. Ueber den Lagern des Feindes zu Bukau und zu Diesdorf lag ein rother Feuerschein; geisterhaft schimmerte das weiße Feld, und nur auf der Stelle der verbrannten Sudenburg hoben sich die schwarzen Schattenmassen der Ruinen. In diesen Ruinen hatte auch der äußerste Posten der Belagerer sein Wachtfeuer angezündet, und dunkle Gestalten bewegten sich von Zeit zu Zeit durch den aufflammenden und niedersinkenden Schein dieses Feuers. Wenn auch die Augen des jungen Rottmeisters an dieser Stelle hafteten, seine Gedanken weilten ganz wo anders. Rückwärts schweiften seine Gedanken, schwebten über den schneebedeckten Thürmen, Giebeln und Dächern der Vaterstadt, hin um das dunkle Gemäuer, vorüber an erhellten und dunkeln Fenstern, bis sie das Haus der Geliebten erreicht hatten. Jeder Stein in den Gassen und in dem Mauerwerk von Thurm, Haus und Wall; jede Straße und Straßenecke, jeder Markt und Kirchhof rief dem vorbeieilenden Geist etwas zu. Bilder der Vergangenheit, Mahnungen der Zukunft griff der Geist im blitzschnellen Schweifen auf, trug sie fort und bildete einen Kranz daraus, in welchem die Geliebte in holdseliger Schöne stand und winkte. Was die Steine, was die lebendigen Wesen, die sorgenvollen Greise, die ängstlichen Mütter, die kleinen Kinder, die jungen Mädchen dem Geiste Markus Horn's zuriefen, in dem Gedanken an die Geliebte schloß es sich Alles zusammen. In diesem Gedanken wurde Markus Horn ein anderer, ein besserer Mensch. Die Schlacken, welche die wilde verworrene Zeit auf seinem Herzen und um sein Herz hatte entstehen lassen, fielen ab; er wurde weicher und doch immer stärker in seiner Liebe. Sonst war er nur verwegen gewesen, hatte sein Leben um jeden tollen Einfall auf's Spiel gesetzt; opferfreudig wurde er jetzt. Eine Narbe, die er aus früherer toller Zeit auf der Brust trug, auf welche er einst stolz gewesen war, erschien ihm jetzt fast gleich einem Brandmal. Sein bestes Herzblut hätte er nun verstürzen mögen zum Zeichen seiner Umwandlung, zum Zeichen seiner Liebe, und eine Lebensfreudigkeit, die er sonst nie gekannt hatte, erfüllte ihn zu gleicher Zeit, trotz manchem Druck, der noch auf ihm lag.

„Steht und gebt's Wort!" schrie Jochen Lorleberg, auf seinem Posten den Spieß fällend. Vom Sudenburgerthor marschirte der Rottmeister, welcher die Wachen abzulösen hatte, mit seiner Rotte heran. Markus Horn wurde emporgerissen aus Traum und Sinnen; die harte Gegenwart trat wieder in ihr Recht. Der Dienst des Abgelösten war noch nicht zu Ende; geheimen Befehl hatte Markus erhalten, um Mitternacht von seinem Posten seine Schaar nach

dem Domplatz zu führen, und diesem Befehl kam er jetzt nach. Ein anderes wunderliches Gebot: beim Abmarsch vom Wall ein Hemd über Harnisch und Wamms zu werfen, erfüllte man mit Verwunderung und geheimen Lachen, und zog nun daher weiß im weißen Schnee gleich einer Gespensterschaar. Auf dem Domplatz oder Neuen Markt fand man bereits das Fähnlein des Hauptmanns Kindelbrück fast vollständig zusammen und die letzten Rotten rückten eben von ihren Sammelplätzen heran. Auch die Reiter hielten vor der Domprobstei; — Reisige und Knechte mit übergeworfenen Hemden.

Noch wußten Wenige, warum es sich handle, und mancherlei Vermuthungen wurden aufgestellt, bis gegen ein Uhr gerufen wurde, daß man den Ring bilden solle. Solches geschah, und neugierig reckte Reiter und Knecht den Hals und spitzte das Ohr, als Ebeling Alemann und Hans Kindelbrück, Ritter Wulffen und Christof Alemann in den Kreis ritten und die andern Hauptleute sammt dem Rath von der Caldaunencapelle her ebenfalls hereintraten.

Nun hob sich der Stadtoberste, Herr Ebeling, im Sattel, und redete die versammelten Kriegsleute an. Erst strich er weidlich ihre Tapferkeit und Verdienste um die Stadt heraus; dann sprach er von dem geleisteten Schwur, miteinander auszuhalten bis in den Tod; dann redete er von Belohnungen, großer Beute und dergleichen, und zuletzt rückte er mit dem Hauptpunkt heraus, als zustimmendes Gemurmel und verhaltenes Vivatrufen ihm die Stimmung günstig erscheinen ließ. Jetzt sei der Augenblick gekommen, sprach er, wo man Manneskraft und Mannesmuth beweisen und ewige Glorie und die reichste Beute gewinnen könne. Erfahren habe man, wie in Großottersleben die Stiftsjunker mit ihren Dienstleuten sorglos in ihrem Lager lägen, nichts fürchteten, Tag und Nacht toll und voll wären und leichtlich ohne große Gefahr aufgehoben werden möchten. Beschlossen habe man, nach eingeholtem Rath aller versuchten Kriegsleute in der Stadt, solches zu unternehmen. Alles sei vorbereitet, günstig sei das Wetter, ein Ausfall auf die Neustadt solle den Feind täuschen und abziehen, — nun frage es sich, ob der Stadt Kriegsvolk Herz und Hand daran setzen wolle? Gezwungen solle Niemand werden, wer nicht mit ausziehen möge, der könne zurücktreten; man verhoffe aber, daß Niemand also feiglich hinter den Ofen kriechen werde, während die Genossen die Hand auf die reiche Beute, auf die Ritter und die Dompfaffen legten. Frei sei der Weg; ziehen werde man zwar zwischen zween feindlichen Lagern, zwischen Bukau und Diesdorf, aber das sei nur ein Spaß. Wer mit dabei gewesen sei, wer das Pfaffen- und Adelsnest mit aufgehoben haben werde, der möge künftig kühnlich sich überall oben an den Tisch setzen. Ein Stücklein werde es sein, wie die tapfersten Kriegesleute es nimmer noch ausgeführt hätten.

Da gegen Schluß dieser vortrefflichen Rede ein allgemeines begeistertes Geschrei auszubrechen drohte, so fügte Herr Ebeling Alemann noch hinzu:

Brüllen solle man nicht, daß der Feind nicht Unrath merke; wenn man mit den Waffen klirre und die Spieße aneinanderschlage, so wolle er das zum Zeichen nehmen, daß man einverstanden sei, daß man den Einsatz wagen und die an der Ohre aufgenommene Schuld abzahlen wolle.

Ein nicht zu Ende kommen wollendes Rasseln und Klirren erhob sich nun; man stampfte und sprang im Schnee umher und biß sich fast die Zunge ab, um nicht doch noch seinen Muth, seinen Jubel laut hinauszuschreien.

Nach dem Stadtobersten redeten noch der alte Graf von Mansfeld und der Bürgermeister Hans Alemann. Ersterer meinte, wenn gute Kundschaft halber Krieg sei, so könne es diesem Unternehmen gewiß nicht fehlen — und Letzterer schwur, während des Zuges auf den Knien liegen zu wollen wie Moses in der Schlacht der Amalekiter, und Gott werde mit seiner Stadt Magdeburg und seinen Streitern sein und die Stolzen und die Verächter seines heiligen Namens in ihre Hände geben.

Auch auf solche Worte schlug man die Wehren wieder klirrend zusammen, und Jeder festigte sich nach seiner Art zu dem großen Werk. Um zwei Uhr wurde der Feind in der Neustadt auf das Jäheste geweckt. Auf dem Wall vom Krökenthor bis zur Hohen Pforte donnerten die städtischen Geschütze, Mauerbrecher und Serpentinen ohne Aufhören gegen seine Werke. Ausfall auf Ausfall hatte er zu-

rückzuschlagen. Der Schneesturm brach mit doppelter Gewalt los; er und der Stadt Feuer verblendeten, verwirrten den Feind auf's Trefflichste und halfen den Auszug auf's Herrlichste zu verbergen. Zwischen dem Krökenthor und der Hohen Pforte, im Aufleuchten der Geschütze, im wirbelnden Gestöber lagen auf den Knien der alte Hans Alemann, der Rathmann Horn und viele, viele andere Bürger, Gott um Hilfe und Beistand und Gelingen anrufend. Aus dem Sudenburgerthor ging im tiefsten Schweigen der Zug, der zum Ueberfall des Stiftsadels ausziehenden Reiter und Knechte. Im wehenden Schnee wand er sich vorsichtig dahin, und die übergeworfenen Hemden thaten das Ihrige dazu, daß keine feindliche Wacht die Hakenbüchse abschoß und den Allarmruf gab. Ein Theil der Posten war erblindet im Schnee und Sturm; ein anderer Theil glaubte Gespenster und Teufelsspuk vorbeischweben zu sehen und sprach zitternd sein Stoßgebetlein; aber hielt sonst das Maul. — Ein Zeichen soll diesem Zuge vorangegangen sein, gleich wie der Schlacht vor Hillersleben. In dem Augenblick, wo die Zugbrücke des Sudenburgerthores fallen sollte, hat man drei Schläge davor gehört, als stoße Jemand mit aller Kraft das Stabende eines Spießes dagegen, daß es fast klang wie eine Aufforderung zu diesem Zuge. Als die Zugbrücke über dem Graben lag, und die Spitze des Zuges drüber hinschritt und um sich schaute, erblickte man jedoch nicht das Geringste. Viel wurde darüber gesprochen und wir lesen seltsamerweise in einer Chronik:

„Etliche haben wollen außgeben, als habe solches Hertzog Moritz selber gethan.“

Die Volksmeinung über die politische Stellung des Mannes liegt nirgends besser als in dieser wunderlichen Notiz zu Tage.

Noch wollen wir anführen, wie Herr Georg Rollenhagen ungefähr fünfzig Jahre später diesen Zug gegen das Reiterlager zu Ottersleben poetisch und humoristisch verwerthete. In seinem Froschmeuseler erscheint vor Beginn der grausamen Schlacht zwischen den Mäusen und Fröschen, auf Seiten der erstern der Hauptmann Friedlieb „vom Magdeburger Sachsen Stamme,“ der Repräsentant der bedächtigen Tapferkeit, die so lange als möglich vom Krieg abräth, todtgeredet und verspottet wird von den Eisenfressern und der heißblütigen Jugend, und zuletzt doch das Beste thun muß, wenn alle Andern zu Schanden geworden sind. Des Fürsten Friedlieb und seiner Schaaren Fahn' und Aufzug wird beschrieben:

„Eine Roteburgk war jhr' Heubtfahn',
Darauf sahe man erhoben stahn.
Ein' Jungfrau in eim grünen Kleid,
Die zeigt ein Krentzlein wol bereit'
Von Blümlein je lenger je lieber.
Bringen manchem ein heimlich Fieber;
Es ward mit Buchstab'n auch bedeut':
Umb Diese Meyd Ist All' Erbeit.

— — —

Damit man auch an allem End'
Seine Krieger für ander kent,
Bey Finsternacht in sonderheyt.
Wenn die erreicht der spethe Streit,
Fürst Friedlieb in sonderheyt wollt,
Das jeder ein Hembt führen solt'
Ueber die Rüstung angethan,
Daß sie all' wurden weiße Mann.“

Nun müssen diese weiß angethanen tapfern Kriegsleute viel Lachen und Höhnen und großen Spott anhören, und man ruft:

„Siehe die Jungfrawe Knecht, sind nur zu Tanz und Bett gerecht.“ Herr Friedlieb aber und seine Schaaren halten es unter ihrer Würde, dem zu antworten, ziehen ruhig weiter und denken:

„— ihr sollt erfahren recht,
Ob wir sein Mägdlein oder Knecht.“ —

Glücklich langte der Stadt muthiges Kriegsvolk vor dem Dorf Großottersleben an und fand hier gar keine Wachen ausgestellt. Die Junker hatten bis Mitternacht nach ihrer Art wieder herrlich banquettirt und lagen jetzt schnarchend auf dem Stroh. Ihre Dienstmannen waren ihrem Beispiel treulich gefolgt, und Niemand im ganzen Reiterlager merkte, wie die Magdeburger das Dorf umstellten.

„Heut' Nacht gilt's für Hillersleben, Markus!“ flüsterte Christof Alemann dem Rottmeister Horn zu, und dieser ermahnte seine Leute, sich wacker zu halten: man wolle diesmal anders heimkommen als aus der Schlacht an der Ohre.

„Laßt uns nur los, Rottmeister,“ brummte der lange Heinz Bickling, „Ihr sollt Eure Freude an uns haben; ich wünsch' mir weiter nichts, als solch' einen fetten Dompfaffen beim Wickel zu fassen.“

„Laßt uns nur dran!“ flüsterte Jochen Lorleberg. „Wir wollen sie schon kitzeln. Da ist ein Fricke von Veltheim — hat mir vor Braunschweig einen Tritt geben, als ich ihm in der Trunkenheit in den Weg kam — o heiliger Strohsack, den möcht' ich im Bett fassen, wollt' ihm schon die Deck' vom Leibe ziehen.“

„Laßt's gehen! Laßt's los! Laßt uns dran!“ grollte es im Heer, und die Reitertrompete klang zum Angriff. Hui drauf und dran mit gellem Schlachtruf und Weckruf. Berannt und erbrochen war im selbigen Augenblick das Thor des ummauerten Dorfes. Vollständig gelang die Ueberrumpelung der Stiftsjunker. Von ihren Lagern fuhren die so jach, so schrecklich Geweckten; hin und wieder liefen sie sammt ihren Dienstleuten; Manche halb nackt und ohne Wehr, Alle sinnlos, rathlos, verzweifelnd. Wer sich wehrte, ward ohne Gnade niedergestochen; in Flammen gingen mehrere Gehöfte auf, und manch' guter Ritter und manch' gutes Roß ging elend darin zu Grunde. In allen Häusern floß das Blut stromweise; in die Keller flüchteten viele stolze Herren; aber auch dahin drang man ihnen nach, erschlug sie oder fing sie. An Herrn Fricke von Veltheim legte Jochen Lorleberg wirklich die Hand und riß ihn gefangen auf die Dorfgasse. Gefangen wurden Asche von Kramme, Busso und Kaspar von der Schulenburg, Balthasar von Warstedt, zwei Edle von Platen, zwei Herren von Arnim, Christof von Schleinitz, sammt dreiundzwanzig Andern von Adel und hundertdreiundneunzig Dienstmannen. Siebenundzwanzig andere Edelleute hatten sich im Dorfe befunden, davon retteten nur Wenige ihr Leben durch die Flucht, und zogen somit die am meisten Begünstigten gar schlechten Lohn aus der Pfaffen Dienst. Im Hemd floh Herr Johann von der Asseburg, der Rittmeister, über die Dorfmauern und das Schneefeld.

Zweihundertdreiundsechzig Pferde erbeutete das Magdeburger Kriegsvolk, und wie Herr Sebastian Besselmeier sagt: „Kam dißmals mancher Landsknecht wieder in die Stadt geritten, welcher vor zu Fuß hinausgangen war!“ Manch' armes Knechtlein stülpte in dieser Nacht einen ritterlichen Helm auf das Haupt und vertauschte seinen schlechten Harnisch mit einem köstlich ausgelegten und geätzten. Des Erzstiftes Hauptfahne, das uralte Banner des heiligen Mauritius, welches der heilige Kriegsmann selbst vom Himmel herabgeschickt haben sollte, riß Meister Balzer Grünenberg von Salza, seines Zeichens ein Kleinschmied, aus ritterlicher Hand und trug es im Triumphe heim zur Stadt.

Nur einen Aerger hatten die Magdeburger bei diesem Sieg; ihre beiden Hauptfeinde, die Domherren Albrecht von Cracht und Johann von Walwitz, entgingen ihnen. Gezecht hatten sie zwar mit den Rittern zu Ottersleben, waren dann aber, um die „Ungelegenheit“ des Lagers zu vermeiden, nach Wanzleben heimgekehrt. Hätte man diese beiden Herren auch gefangen, so wäre das der Stadt „sonderlich nütz und gut gewesen.“

Innerhalb dreier Stunden war das treffliche Unternehmen angefangen, in's Werk gesetzt und glückhaft zu Ende geführt, ohne daß ein Schuß gefallen wäre aus den Lagern zu Bukau und Diesdorf. Es kam der siegreiche Heereszug gegen fünf Uhr Morgens wieder vor dem Sudenburgerthore an.

Das war eine andere Heimkehr als die nach der Schlacht an der Ohre!

Jauchzen und Frohlocken erfüllte unseres Herrn Gottes Canzlei, denn das Gerücht von dem Unternehmen hatte sich zuletzt doch ausgebreitet, und alle Gassen am Sudenburgerthor waren dicht gedrängt voll von ängstlich harrendem Volk. Man hatte den Feuerschein des brennenden Otterslebens gesehen; in Hoffen und Bangen waren die Stunden vergangen. Mißlang dieses Unternehmen, so konnte leichtlich die ganze Stadt mit in das Verderben gerathen. —

Sieg! Sieg! Sieg!

Wir treffen hier am Sudenburgerthor zu dieser Stunde alle unsere alten Bekannten, wartend im Schnee bis an die Knie. Da war der Magister Flacius Illyricus, da war der Doctor Alberus, da war der Buchdrucker Lotther, gestützt auf den Arm seines Factors Cornelius. Der ganze Rath war am Thor versammelt, es fehlte nicht Herr Albrecht von Mansfeld, es fehlte nicht der Gassenprediger, Magister Rhodius. Die ganze Geistlichkeit außer einigen hochbetagten Greisen war vorhanden. Herr Hans Springer mit seinem Lieutenant Adam Schwartze stand unter der Thür der Wachtstube, und mit ängstlichem Grimm

zerbrach sich Letzterer den Kopf über die Frage, was aus seinem Boten geworden sei?! Ein wunderlicher Unstern schwebte über allen seinen Sendungen dieser Art; überall fand der Lieutenant eine geheimnißvolle hindernde Macht auf seinen dunkeln Wegen.

Alle nahen und fernen Fenster den ganzen Breiten Weg entlang waren hell erleuchtet, Pechpfannen waren am Thor aufgepflanzt und warfen ihr flackernd Licht über die Harrenden und färbten den Schnee blutigroth. Frauen waren an diesem Morgen nicht so viel unter der Menge, wie am Morgen des Tages der Schlacht an der Ohre. Die Bürgerinnen erwarteten diesmal nicht Bruder, nicht Ehemann und Vater aus dem Felde zurück; nur die Söldnerweiber drängten sich diesmal eben so wie an jenem Septembermorgen heran, unruhig, aber doch nicht außer sich vor Angst. Ihr Leben brachte einmal diese Aufregungen mit sich, und sie mußten sie nehmen, wie sie kamen.

Es war eine gehobene, doch nicht laute Stimmung im Volke. Den Magister Rhodius, welcher den Versuch machte, sich auf einen Eckstein zu schwingen, die Macht seiner Rede zu zeigen, zog der alte Graf von Mansfeld eigenhändig wieder herunter und sprach zu ihm:

„Meisterlein, gebet Euch keine Mühe. 'S ist noch allzufrüh am Tag und auch zu kalt. Die Kinder schlafen noch in ihren Bettlein und 's thut nicht noth, daß Ihr sie erwecket durch Euer Geschrei. Herr Prädikante, ein Schnabel gleich dem Eurigen ist mir in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen.“

„Es stehet geschrieben und passet auf Euch, Herr Graf: Dein Maul lässest Du Böses reden und Deine Zunge treibet Falschheit!“ rief ärgerlich der Gassenprediger.

„Und es stehet auch geschrieben: Ihren Rachen sperren sie wider mich auf!“ sprach gelassen der alte Graf.

„Und geschrieben stehet: Siehe, sie sollen zu Spott und Schanden werden, Alle, die Dir gram sind, sie sollen werden als nichts, und die Leute, so mit Dir hadern, sollen umkommen!“ citirte kreischend der Magister.

„Geschrieben stehet aber auch: Die Narren haben ihr Herz im Maul; aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen!“ lächelte der Graf und fügte hinzu: „Geschrieben stehet auch: Des Narren Herz ist wie ein Topf, der da rinnt und kann keine Lehren halten.“

Es war ein Glück, daß die beiden bibelfesten Herren im Gedränge voneinanderkamen, sie würden mit ihren Citaten aus dem Psalmisten, dem Jesaias und dem Jesus Sirach sonst so bald nicht zu Ende gekommen sein.

Gewonnen! gewonnen! Heran wogte es schattenhaft — Rosseshufe und Männertritte — und nun, nachdem glücklich das feindliche Lager zu Bukau passirt war, ein Jubelgeschrei im kommenden Heer, ein Lustgebrüll von vierzehnhundert Landsknechtkehlen! Und nun — eben so wildjauchzend der Antwortruf der Canzlei unseres Herrn Gottes:

„Gewonnen! gewonnen!“

Von der Spitze des nahenden Heerzuges lösten sich einzelne Reiter ab und sprengten im Galopp vorauf. Heran jagte der Rittmeister Wulffen:

„Victoria, Victoria! Gelungen, gewonnen, Ihr Herren von der Stadt!“

„Dank Gott! Gott sei die Ehre!“ rief der alte Bürgermeister Hans Alemann, die Hände in die Höhe reckend.

Näher und näher schmetterten die Trompeten der Reiter ihren lustigen Marsch, näher und näher wirbelten die Trommeln des Fußvolks, näher und näher klang das Jauchzen und Singen der sieghaften Männer. Unter dem Stadtthor aber hob sich in der Menge Herr Nikolaus Hahn, der Pfarrherr von Sanct Ulrich, und stimmte klangvoll an:

Herr Gott! Dich loben wir!
Herr Gott! wir danken Dir!

Und ein fiel das Volk, und ein fiel das Heer; unter dem Fallgatter des Sudenburgerthores neigte sich in den Händen Balthasar Grünenberg's von Salza das gewonnene heilige Banner des Erzstiftes, die Fahne des heiligen Moritz.

Dreihundert Reiter hatte die Stadt ausgesandt; nun ritten über die Zugbrücke wohl sechshundert zurück. Auf den Spitzen der Spieße trug man manch' schönes Beutestück, manch' kostbaren Panzer, manch' anderes werthvolles Harnischstück heim. Treffliche Büchsen und Reiterschwerter waren in Menge aufgegriffen worden. Trübselig schleppten sich die gefangenen Ritter im

Siegeszug einher, ließen mit verhaltenem Geseufz die Köpfe hängen, und beneideten von Herzen die Itzenplitz, die Bismark, die Gevettern von der Schulenburg, die Möllendorf, die Alvensleben, die Marenholtz, die Lossow, die Bülow, welche erschlagen in den Gassen oder Häusern von Ottersleben lagen. Trübselig genug trottelten auch die Dienstleute daher, obgleich dies Mißgeschick ihnen nicht so an die Ehre griff, wie ihren Herren. Bei Mannsgedenken war „der Adel nicht in solchen Schaden gerathen." —

Als Markus Horn an der Spitze seiner Rotte, die ebenfalls manchen guten Griff gethan hatte, unter dem Thor vormarschirte, erblickte er seinen Vater in der vordersten Reihe des Volkes. Dicht schritt der Sohn an ihm vorüber, nahm demüthig das Barett ab und beugte sich tief; da neigte auch der Alte das Haupt, und Markus nahm's für ein glücklich Zeichen, obgleich der Vater die vorgestreckte Hand nicht zu sehen schien. Sein Te deum laudamus unterbrach aber der Buchdrucker Michael Lotther, als der Rottmeister vorüberzog.

„Vivat, Markus!" schrie er. „Vivat, das ist ein Streich! Vivat, Markus, das wiegt das Feld an der Ohre doppelt auf!"

„Eine kühne, männliche That habt Ihr allgesammt vollbracht, Herr Rottmeister!" rief der Doctor Erasmus Alberus, welcher in das: Herr Gott, Dich loben wir, nicht einstimmte, da er sich erkältet hatte und an Heiserkeit litt. „Man mag Euch aus vollem Herzen Glück dazu wünschen, Herr Horn!"

„Wenn Ihr mich heut' auf einen Becher Anisbieres besuchen wollt, so sollt Ihr hoch willkommen sein, Herr Rottmeister!" rief der Magister Flacius. „Auf eine gute That gehört ein guter Trunk."

„Brr!" machte der Doctor Alberus, und schüttelte sich und lachte, und Herr Flacius Illyricus zuckte, bedauernd den Doctor anblickend, die Achseln.

Wir lassen jetzt die Stadt Magdeburg in ihrem Jubel und werfen einen Blick in die Lager des Belagerungsheeres. Da jubelt und jauchzt man nicht; aufgejagt durch die Nachricht von dem Geschehenen, stand man anfangs betäubt, als habe man einen Schlag vor die Stirn erhalten. Dann brach die helle Wuth aus, sowohl bei dem höchsten Befehlshaber, wie beim geringsten Troßknecht, beim Reichskriegscommissarius Lazarus von Schwendi, wie beim Sudler Martin Pust. Dem wilden Markgrafen von Kulmbach, dem heißblütigen Jürg von Mecklenburg schossen helle Zornesthränen in die Augen, die Haare rauften sie, zerschlugen in ihren Quartieren Alles, was ihnen zuerst in die Hände fiel. Nach ihren Gäulen schrien sie, nach ihrer Rüstung, nach ihren Schwertern.

Ueberall ein Rennen und Laufen, ein Fluchen und Toben; — dazwischen die Trompeten, die Lärmtrommeln, die zu den Waffen riefen — es war ein heilloser Morgen für des heiligen römischen Reiches Belagerungsheer!

„In Weiberröcken, auf Eseln, einen Federwedel in der Hand müßten wir ausziehen, das haben wir verdient!" schrie der Kulmbacher im Lager zu Bukau.

„Aller Welt zum Kinderspott sind wir worden in dieser Nacht!" heulte zu Diesdorf Herr Jürgen von Mecklenburg.

„Heraus, Ihr Hunde, auf die Gäule!" schrie er einige Reisige an, die ihm nicht schnell genug in den Sattel kamen.

„O Herr von Kotze, wenn wir das nicht rächen, ehe es Mittag worden ist, so verdienen wir, daß uns die Bürgerweiber mit Kochlöffeln aus unsern Schanzen schlagen. O Herr Levin von Winterfeld, heraus, heraus auf die Hunde, die schäbigen Hunde. O hört nur, wie sie Triumph schreien bis hier herüber, o könnt' ich ihr Geschrei doch ersticken in ihrem Blute!"

„Sie schreien nicht bloß, gnädiger Herr," sprach Kaspar Flans; sehet nur, sehet nur, da fallen sie schon wieder vor aus der Stadt. Ist denen der Kamm geschwollen!"

„Herunter mit ihnen! Gottes Tod, herunter mit ihnen! Auf die Gäule, Ihr Herren. Einen blutigen Thomasabend wollen wir ihnen heut' machen; rothen Schnee soll's heut' geben! Hinaus! hinaus auf sie!"

Rasselnd schwangen sich die edeln Herren, den Tod, die Gefangenschaft, die Schmach der ritterlichen Genossen zu rächen, auf die gepanzerten Rosse. Die jauchzenden Schaaren der Städter schwärmten bereits gegen die Schanzen zu Diesdorf heran. Es war sieben Uhr; das Schneien hatte ganz aufgehört, es wurde ein klarer, frischer Wintermorgen.

Aufeinander stießen die Haufen. Wacker

tummelten sich die städtischen Reisigen und Knechte und die Bürger, angespornt durch das herrliche Gelingen des nächtlichen Ueberfalls, mit den Reisigen des Mecklenburgers. Hin und her wogte der Kampf, und mancher Streiter färbte den Schnee mit seinem Blute roth. Am Siechenhof kam das Gefecht zum Stehen. In drei Haufen theilte sich der Feind, die Magdeburger einzuschließen, und auf den Wällen und Mauern der Stadt hatte das Volk einen Augenblick durch große Angst und sah, daß der „Feind es gar böse im Sinne“ hatte. Um den Siechenhof her „sommete es im Felde, wie ein Schwarm Bienen;“ aber die Bürger und städtischen Hakenschützen pfefferten tapfer in die ansprengenden Reisigen, so daß diese erst sich in sich selbst wandten, dann zurückwichen und unter das große Geschütz der Wälle geriethen. Sechs große Stücke wurden im richtigen Augenblick von Thürmen und Mauern auf den erschreckten Feind, der nicht wußte, „wo er bekehret war,“ losgebrannt, und jeder Schuß erhöhte die Verwirrung. Vom Siechenhof stürzten im vollen Lauf Bürger und Hakenschützen vor, „truckten mit Gewalt hinter dem Feind her und jagten ihn mit ihren halben Hacken biß auff's hohe Feld hinau, trieben den Feind für ihnen hin und schoßen in jhn gleichsam in eine Herde Viehes.“

Wie ein Rasender tobte Herr Georg von Mecklenburg im Feld; „warlich mit hefftigen Zorn“ kam er eilends, die Seinigen zum Stehen zu bringen. Der Schaum stand ihm vor dem Mund und sechsmal sprengte er mit aller Macht gegen die Magdeburger an. Diese aber standen fester als in der Schlacht an der Ohre. Mit Spießen und Büchsen, mit Schwertern und Faustkolben stach, schoß und schlug man aufeinander ein. Ein übel Weihnachtsfest sollte dem Herrn Jürgen und den Seinen bereitet werden. Wiederum wichen die Reiter des Belagerungsheeres; umringt wurde der Herzog von den ergrimmten Städtern. Er bekam einen Schuß in den linken Arm und in das rechte Bein, mit einem „Dreiecker“ wurde er in die Lende gestoßen; aber gleich einem Wahnsinnigen schlug er immerfort um sich, und sein bissiger Gaul, eben so toll wie der Reiter, biß, schäumte und schlug aus und kämpfte eben so tapfer.

„Auf ihn! auf ihn! 's ist der Mecklenburger!“ schrie ein städtischer Rottmeister, dem Pferde des Herzogs in die Nüstern greifend, und es mit gewaltiger Kraft niederreißend auf die Vorderknie. Dieser Rottmeister war Markus Horn, und neben ihm führte Sebastian Besselmeier einen neuen Streich gegen den Fürsten, rufend:

„'S ist Herzog Georg! Haltet ihn fest! Herzog Georg, der Rechtschuldige! Haltet ihn, verwahret ihn wohl!“

Und wieder griffen alle Fäuste der Bürger und städtischen Knechte zu und rissen den Herrn von Mecklenburg zu Boden; aber gefangen wollte er sich nicht geben, er sperrte und spreizte sich, wollte sich auch nicht heben und tragen lassen; — ließ „sich also wohl Gassen lang schleppen und trecken;“ und Püffe, Stöße und Knüffe regnete es im Ueberfluß auf ihn herab. Schwert, Büchse und Wehr ward ihm eins nach dem andern entrissen.

„Schlage todt! schlage todt!“ schrien die wüthenden Bürger. „Das für Hillersleben! Das für meinen Bruder! Schlage todt! schlage todt!“

Vergeblich suchte Markus Horn diesen Mißhandlungen Einhalt zu thun; da der Fürst sich nicht gefangen geben wollte und immer noch der Meinung war, die Seinen könnten ihn noch befreien, so war auch nicht viel zu machen gegen die Wuth der Leute. Die Rüstung, das Sammetkoller, das Wamms waren dem Gefangenen in Stücken vom Leibe gerissen.

„Schlage todt den Hund! schlage todt!“ schrie man immer wilder, und eine spottende Stimme kreischte gellend im schrecklichen Spott:

„Schlage Ritter und Fürsten todt; laß Bauer und Bürger leben!“

So ward das böse Wort aus der Schlacht an der Ohre dem Herzog von Mecklenburg schrecklich, aber wohlverdient heimgegeben, und ein neuer Schlag, den er mit einem Haken in's Gesicht erhielt, brachte ihn endlich doch dazu, um Gnade zu bitten. Dem Reiter Kilian von Altenburg, welcher ihn zuerst durch den Schuß in's rechte Bein verwundet hatte, gab er sich gefangen.

Da wurde er aus dem zertretenen Schnee und dem Blut aufgehoben, und betäubt und halb von Sinnen auf ein weißes Roß gesetzt und unter Triumphgeschrei der Stadt zugeführt, ein Bild des Jammers und

Elends. Die wilden, drohenden Augen ringsumher, die immerfort noch bedenklich gegen ihn gerichteten Waffen brachen seinen Muth gänzlich, und flehentlich bat er die ihn umgebenden Landsknechte, ihn doch vor den Bürgern zu schützen.

Durch das Sudenburgerthor wurde der Herzog in die Stadt geführt, wohin schon Nachricht von dem neuen herrlichen Fang gekommen war. Und als er unter der Thorwölbung vorreiten mußte, da brach der letzte Rest seiner Standhaftigkeit zusammen. Ihm schwindelte, es schwamm vor seinen Augen; auf ein wogend, drohend Meer von Gesichtern blickte er wirr herab, und es ward ihm zu Muthe, als müsse er darin untergehen.

„Ungnädiger Herr, willkommen!" rief der Oberste Ebeling Alemann, dem Gefangenen entgegentretend: „Euer Ungnaden soll uns ein lieber Gast sein, wir hätten Euch dergestalt gern längst bei uns gesehen!"

Aber der Herzog vernahm diese Worte kaum; er griff in die Mähne seines Schimmels, um sich aufrecht zu erhalten. Auf ihn ein drangen in hellen Haufen mit kreischendem Geschrei die Weiber, deren Männer in der Schlacht an der Ohre gefallen waren. Mit Aexten, mit Stangen, mit Schwertern und Spießen, die sie den Männern entrissen, wollten sie Rache an dem Gefangenen nehmen, und unzweifelhaft wäre er ihrer Wuth auch zum Opfer gefallen, wenn die Bürgermeister ihn nicht errettet und die Begleiter einen Wall um ihn her gebildet hätten. Halb ohnmächtig wurde der Gefangene in Peter Märten's Haus geführt; daselbst seine Wunden nothdürftig verbunden und ihm würziger Wein zur Stärkung gegeben. Eine Wache hielt das Volk vom Hause ab, denn immer von Neuem suchte die erbitterte Menge den Eingang zu erzwingen, und das schreckliche: Schlage todt! schlage todt! tönte immer fort.

Nachdem der Gefangene sich ein wenig erholt hatte, führte man ihn den Breiten Weg hinunter über den Alten Markt zum Rathhaus, und mit matter, kläglicher Stimme hat der Herzog auf diesem schweren Gange mehr als einmal gerufen:

„Wo kommt solch' Volk all' her? Meint' ich doch, sie wären all' umkommen in der Schlacht vor Hillersleben! Welch' Volk! welch' Volk!" — —

Die Frau Margaretha Horn und Jungfrau Regina Lottherin waren nicht, gleich den andern Frauen und Mädchen, in die Gassen gestürzt, den Einzug des unglücklichen Feindes zu schauen. Aber Jubel und Hoffnung war auch in ihren Herzen. Zum ersten Mal seit Beginn der Belagerung ließ der Rath die Thurmuhren wieder schlagen, zum ersten Mal seit der Schlacht an der Ohre riefen die Glocken etwas Anderes als Sturm. Auch die große Domglocke, die man seit drei Jahren nicht angezogen hatte, ließ ihre feierliche Stimme erklingen zum Zeichen, daß Freude sei in unseres Herrn Gottes Canzlei, in der Alten, treuen, tapfern und so schwerbedrängten Stadt Magdeburg.

Vom Rathhause wurde der Herzog Georg in Moritz Alemann's Haus auf dem Breiten Weg, zum Lindwurm genannt, geführt und daselbst zwar fürstlich gehalten, aber doch von bewaffneten Bürgern in einem mit eisernen Stangen und Thüren wohl verwahrten Gemach bei Tag und Nacht bewacht, und wurde er dieser Haft erst mit Ende der Belagerung ledig. Mit dem Herzog geriethen in der Magdeburger Hände Herr Hans von Kotze, Herr Levin von Winterfeld, Herr Kaspar Flans, Herr Dietrich von Trotha, Herr Albrecht von der Schulenburg. Jeder Bürger der Alten Stadt zog in seinem Kalender einen rothen Strich unter dem neunzehnten und zwanzigsten December. Ein vollgerüttelt und geschüttelt Maß hatte der Feind für seinen Sieg an der Ohre wieder erhalten:

„Ach Gott desselben nicht vergiß,
Der dieses Elends Ursach' ist!"

Das dreizehnte Capitel.

In Caput dreizehn ist zu lesen
Von Meuterei und falschem Wesen; —
Die rothen Kreuze glüh'n und flammen,
In Schwachheit Adam sinkt zusammen.
Um blutige Hände blutige Bande,
Bringt böses Werk er nicht zu Stande;
Die schöne Fraue ab sich wendet,
Herr Moritz seinen Herold sendet.

Es waren nicht grüne, sondern recht weiße Weihnachten im Jahre Fünfzehnhundertfünfzig, und doch gab es gar „fette" Kirchhöfe in der Stadt Magdeburg. Man-

cher gute Bürgersmann, welcher auf den Wällen oder im Feld für Altar und Herd rühmlich gefallen war, wurde neben den Kirchen in allen Ehren beigesetzt. Die Arbeit um die Canzlei des lieben Herrgotts ruhte keinen Augenblick. Am dreißigsten December verlegten die Magdeburger Herrn Lazaro von Schwendi den Weg, fingen aber auf dem Wagen des kaiserlichen Commissarii nur den Secretarius Herrn Joachim Stein, der also sehr wider Willen den Sylvesterabend hinter Schloß und Riegel feiern mußte.

Das Jubeljahr Fünfzehnhundertfünfzig schied aus der Welt, das Jahr Fünfzehnhunderteinundfünfzig trat ein, und mit schwerem, bänglichem Herzen wünschte sich die belagerte Stadt Glück dazu.

Gescharmützelt wurde am zweiten Januar heftiglich. Mit sieben aufgerichteten Fähnlein zog man zum Schrotdorferthor hinaus. Heftig schoß der Feind von Diesdorf herüber, traf aber nur unter dem Ulrichsthor einen Knecht von hinten in die Waden.

Tapfer schlug man sich im Schnee herum am Mittwoch nach den heiligen drei Königen und am elften Januar, einem Sonntag.

Am vierzehnten Januar, Abends zwischen sieben und acht Uhr, ward die belagerte Stadt in Bewegung gebracht durch ein gewaltiges Freudenschießen, welches in allen Lagern des Feindes anhub. Der Schlankopf, Herr Mauritius von Sachsen, hatte dem Volk, welches sich in den Seestädten der Alten Stadt Magdeburg zur Hilfe versammelt hatte, mehr als eine schöne Rede gehalten, und mit List und feinen Praktiken den Haufen theils auf seine Seite herübergezogen, theils zertrennt. So schoß man denn auf solche jubelhafte Nachricht im Belagerungsheer zwei Doppelhaken ab, dann wurden mit den Zinken drei Gesätz gepfiffen; darauf wurden drei große Stücke losgebrannt, dann vier, dann fünf. Darauf hat abgeschossen, wer zu schießen hatte, klein Geschütz, Doppelhaken, halbe Haken. Dann ward ein laufend Feuer auf allen Schanzen und Blockhäusern gemacht, und dann reibt sich Herr Sebastian Besselmeier Abends neben seinem Kaminfeuer behaglich die Hände, wirft von seinem Manuscript weg einen Blick nach der im Winkel lehnenden Hakenbüchse und erzählt:

„Damit sie aber hören solten, daß wir auch Pulfer und Stein in der Stadt hetten, ward von Wall und Thürmen wieder zu jhnen in die Newstadt geschossen, biß sie wieder still wurden.“

Zwei Stunden später, „als die Frewd zergangen und solch' Schießen vom Feind ein End' hat,“ fuhren die Städter mit ihren beiden Kriegsschiffen, die bunte Kuh und die wilde Sau genannt, wohlgerüstet mit Riemen, Rudern, Doppelhaken, behängt mit Tartschen wie ein Raubschiff, — aus gen Pechau, und plünderten, um sich gleichfalls eine kleine Freude zu machen, daselbst der Mönche Hof und kehrten am folgenden Tage glücklich heim.

Am fünfundzwanzigsten Januar kam Kurfürst Moritz von seinem Zug nach Verden in's Lager vor Magdeburg zurück und brachte den Herrn von Heydeck mit, welchen er in seine Dienste genommen hatte, und welcher der Stadt, die ihn früher so gut geschützt hatte, jetzt sehr gute Dienste leistete.

Am neunundzwanzigsten Januar fing der lustige Fähnrich Christof Alemann zu seinem großen Gaudium den dicken Bürgermeister von Schönebeck sammt zwei eben so wohlgenährten Herren vom Rath, und Georg Myhe, ein Ackerbürger aus der Stadt, hätte um's Haar den Kurfürsten gefangen, wenn ihm nicht das Roß gestrauchelt wäre. Des Fürsten Stallmeister blieb todt auf dem Felde. Am selbigen Tage wurden zwölf heulende böhmische Schanzgräber in die Stadt gebracht und sagten aus, der Hunger habe sie aus dem Lager getrieben. Einen Sturm wollte der Feind unternehmen in der folgenden Nacht um zwei Uhr, wenn der Mond aufginge. Die Knechte meuterten aber und schrien nach Sold, beruhigten sich jedoch, als man ihnen ein gutes „Stormgeld“ versprach. So machten sie denn wirklich einen verlorenen Haufen von Bauern und warfen die Würfel drum, wer der Erste sein sollte. Es fiel aber eine so „geschwinde“ Kälte ein, daß nichts aus der Sache wurde.

Diese große, bittere Kälte dauerte fort bis in die Mitte des Februars, es gab viel erfrorene Nasen, Finger, Füße und Ohren, und viele Kriegsleute in der Stadt und vor der Stadt erfroren auf der Wacht ganz. —

Es war am Spätnachmittag des fünften Februars; trübe und dunkel war der Himmel, der Schnee knirschte unter den Füßen der Wanderer in den Straßen von Magdeburg. Den ganzen Tag über war kein Schuß gefallen und hatte das Echo in den engen, winkligen, dunkeln Gassen der Stadt geweckt. Mit hereinbrechender Nacht wurde des Volkes außerhalb der Häuser immer weniger; wer irgend konnte, suchte sein Heimwesen, seinen Feuerherd auf, und bedauerte fröstelnd die, welche ihre Pflicht auf den Mauern festhielt. Gegen fünf Uhr traf ein einzeln durch die Dämmerung Herschreitender kaum auf einen Begegnenden. Dieser einzelne Wanderer war der Lieutenant Adam Schwartze, welcher nach einem gar geschäftig verbrachten Tage ging, den Hauptmann Hans Springer und seine holde Freundin in ihrem Quartier aufzusuchen. Wir wollen letzteres bei dieser Gelegenheit ein wenig genauer beschreiben.

Der Hauptmann Springer bewohnte ein Haus hinter der Barfüßerkirche, welches ihm von einem ehrbaren Rath eingeräumt worden war, ein ziemlich großes Gebäude, vor welchem ein Landsknecht von dem Fähnlein des Hauptmanns Wache hielt.

Schreiten wir mit dem Lieutenant Schwartze an dieser Schildwacht vorbei, so gelangen wir in eine dunkle, weite Flur, wo allerlei Kisten und Kasten, gefüllt mit aller Beute, allen Habseligkeiten eines herumziehenden Kriegsmannes, standen. Aus einem offenen Gemach, einer Küche, zu ebener Erde fällt Feuerschein; um einen mächtigen Herd sitzen und stehen bärtige, wilde Kriegergestalten, die Botschaft an den Hauptmann gebracht haben oder Befehle holen wollen; für einen Trunk ist gesorgt, denn Hans Springer weiß, daß er seine Leute nicht dursten lassen darf. Des Hauptmanns Dirnen sind beschäftigt, die Abendmahlzeit zu bereiten, und Bratendünste steigen in unsere Nase. Steigen wir mit dem Lieutenant die alte Eichentreppe herauf, so befinden wir uns bald vor der Thür der Frau Johanna. Treten wir ein, so finden wir uns in dem wüsten und liederlichen Gemache, welches wir schon einmal betraten. Kein Geräth paßt zu dem andern. Waffenstücke, vermischt mit Frauenkleidungsstücken, bedecken die Sessel und den Fußboden, zwei mächtige Windhunde liegen am glühenden Ofen. Ein uralter Rathsherr von Magdeburg, der mit den jetzigen Bewohnern seines Hauses nichts zu thun hat, blickt von der Wand aus seinem Rahmen böse herab auf das schöne Hannchen. Ein Tisch trägt wie gewöhnlich seine Last von vollen und leeren Flaschen und silbernen Bechern, unter welchen letztern einer ist, der jedenfalls aus einem Kirchenschatze stammt. Der Teufel mag wissen, woher ihn Hänsel Springer hat!

Bei aller Unordnung ist das Gemach doch nicht unbehaglich; es ist gut durchwärmt, und an bequemen Sitzen fehlt es nicht. Der Lieutenant Adam darf dreist in der Gegenwart der Frau Johanna sich auf einen Lehnstuhl werfen und die Füße auf einen andern legen. Er darf das Schwert losschnallen und es in den Winkel werfen. Er darf noch Mancherlei sich herausnehmen, was anderwärts nicht gestattet werden würde. —

Da der Hauptmann noch nicht heimgekommen war, so hatten Adam und Johanna die beste Gelegenheit, ihre Gedanken gegenseitig auszutauschen, und es gab Vieles, was sie nur in der Abwesenheit des guten Hänsels verhandelten. Nachlässig lag die Frau in ihrem Sessel, spielte mit den Schnüren, die ihr Gewand um die Hüften zusammenhielten, spielte mit den üppigen blonden Locken, die ihr über die Schultern herabfielen, spielte mit den beiden Windhunden Geisel und Daus, indem sie dieselben mit den Füßen stieß. Die blonde Frau Johanna, ein wenig zur Wohlbeleibtheit geneigt, bildete in ihrem behaglichen Sichgehenlassen einen seltsamen Gegensatz zu dem ebenfalls blonden Adam, welcher wie von einem innerlichen Feuer verzehrt schien. Der Lieutenant war in den letzten Zeiten hager und gelb geworden. Sein früher so hübsches Gesicht hatte sich ganz seltsam verändert; man las jetzt manchen Charakterzug des Mannes, der früher durch Lächeln und Wangenfrische verdeckt worden war, klar und scharf. Die ehedem so wohlgepflegten Locken Adam's waren wirr und zerzaust; die Stutzerhaftigkeit in seiner Kleidung war verschwunden; ein unförmliches, schweres Lederwamms und darüber einen Brustharnisch trug der Lieutenant, das Dolchmesser war stets griffgerecht zurecht gerückt. Müde und abgespannt erschien Adam Schwartze und doch fieberhaft lebendig und aufgeregt, unstät irrte sein

Auge umher und haftete selten lange auf einem Gegenstande.

Die Frau Johanna sagte auch, an diesem Abend unter den halbgeschlossenen Augenlidern weg einen Blick auf den Besucher werfend:

„Adam, ich sag', endlich müsset Ihr mir doch vertrauen, was Ihr habt, was Euch ist. Adam, ich mein' oft, Ihr fürchtet Euch. Starrt mich nicht so an, — haltet Ihr mich auch für ein Gespenst?"

Schon öfters hatte die Frau solche Reden geführt; aber der Lieutenant hatte immer ausweichend darauf geantwortet und mit einem Scherz das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken gesucht. Er versuchte das auch heute wieder; aber es wollte noch weniger als sonst gelingen.

„Ihr würdet immer ein recht hübsches Gespenst sein, Johanna, zu welcher Stunde der Nacht auch Ihr mir erscheinen wolltet. Uebrigens hast Du Recht, Schatz, ich bin unruhig und hab' auch allen Grund, es zu sein."

Das Weib blickte wiederum den Lieutenant eine Weile an, dann ging eine merkwürdige Veränderung in ihrem ganzen Wesen vor. Alle Trägheit und Gleichgiltigkeit schien die Frau Johanna abzuwerfen gleich einem Mantel. Sie erhob sich halb und rückte ihren Sessel zu dem Adam's. Sie neigte sich gegen den Lieutenant und flüsterte mit einer Stimme, die nichts mehr von Schläfrigkeit an sich hatte:

„Hört, Adam, ich habe dieses verdeckte Spiel jetzt satt. Werft Eure Karten auf den Tisch; ich will klar sehen und das in diesem Augenblick. Wo stehet Ihr mit Euerm Plan? Ich lese Manches auf Eurer Stirn, was mir nicht gefällt — habt Ihr Euch irgendwie verrechnet? Redet doch, Weiberrath ist auch ein Rath. Des Mecklenburgers Kammermeister, vom Kaiser gesendet, ist heut' in der Stadt gewesen und Ihr waret unter Jenen, welche denselben zu dem Herzog einführten. Was ist da geschehen? Wie stehet Ihr mit dem Herzog?"

„Ihr sollt Alles wissen, Johanna," sagte der Lieutenant. „Euer trunkener Eber wird wohl so früh nicht heimkommen. Wißt Ihr, was mit diesem Kammermeister ist?"

Die Frau zuckte die Achseln: „Man spricht Allerlei darüber. Man sagt, kaiserliche Majestät hab' ihn geschickt, Kundschaft einzuziehen, ob der Fürst todt oder lebendig sei. Die Dompfaffen, die Herren vom Capitel sollen den Rath und die Gemeinde beim Kaiser verklagt haben; der Herr von Mecklenburg sei gar nicht mehr am Leben, man habe ihn unter dem Thor in Stücken gehauen, und es sei nur ein Gerücht, daß er im Lindwurm gefangen gehalten werde. Andere meinen dagegen, die vom Adel hätten dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg Bericht gegeben, sein gefangener Bruder sei von den Bürgern in Ketten gelegt, werde gar übel gehalten und sei darob in die Schwindsucht gefallen."

Der Lieutenant lächelte matt und sagte: „Jawohl, wir haben auch dem Kammermeister seinen Herrn gezeigt, frisch und gesund, beim Brettspiel und vor dem vollen Humpen. Was aber sonsten vorgegangen ist, davon hat ein hochweiser Rath und eine gute Bürgerschaft nicht so klare Kenntniß!"

Adam Schwartze warf einen schnellen Blick um sich und flüsterte dann der Frau in's Ohr:

„Johanna, der Kammermeister war auf mein Werk und Wort in der Stadt. Noch einmal laufen die Fäden zusammen in meiner Hand, und günstiger hat niemalen das Schicksal über solch' einem großen Plan gewaltet. Johanna, wäre das Mädchen in der Schöneneckstraße nicht, und wäre ein Anderes nicht, so —"

„Davon wollen wir später reden," fiel die Frau Johanna an. „Erst bleibt bei Eurer Red' und berichtet, was zu thun ist, Euch und uns hochzuheben."

„Ihr wisset schon einen Theil davon und sollt alles Uebrige ebenfalls erfahren. Einen größern Glücksfall als diese Gefangennehmung der Ritter zu Ottersleben und Herrn Jürgen's von Mecklenburg konnte es für uns nicht geben. Seit dem Ueberfall von Ottersleben, seit dem Fang des Herzogs ist der Stadt Kriegsvolk, durch Schuld und Geiz des Bürgerpacks, zum allergrößten Theil blind in die Hand des ersten kühnen Mannes gegeben, der zur rechten Zeit das rechte Wort spricht und den Zünder an das Pulverfaß halten will. Laßt Euch nur von dem Springer berichten, was umgeht unter den Knechten. Lieber heut' als morgen schlügen sie zum Aufruhr um, lieber heut' als morgen rückten sie mit mordlicher

Wehr dem Rath und den Obersten und Hauptleuten vor die Quartiere. Da ist groß' Unwill' bei Reiterei und Fußvolk ob der Beute und des Geizes der Stadt. Da ist so viel Murren und Grollen, daß man kaum noch etwas dazu zu sagen hat. Vier Gulden hat der Rath jedem Knecht zugebilliget; aber das Doppelte verlangt das Volk und will sich nicht zufriedengeben. Vor der Stadt wartet auf uns der Sachse und der Kulmbacher, mein Landsmann; vor der Stadt wartet der Kaiser. Schaut hier, Johanna, da ist ein Brief des Kurfürsten; — er bietet hoch und wird uns kaufen um jeden Preis."

Der Lieutenant reichte das Papier der Frau und diese las und ihre Augen fingen immer mehr an zu funkeln.

„Los! los!" flüsterte sie. „Brecht los, Adam! Was zögert Ihr? Soll Euch sogar mein feister Hans, das armselig' Geschöpf, den Rang abgewinnen. Ihr wisset doch jetzt, daß er vor der Gefangennahme des Mecklenburgers ohne Euch mit ihm unterhandelt hat?"

Der Lieutenant nickte spöttisch und verächtlich. „Hab's bald genug erfahren. Einen Knochen soll der Springer haben, aber nicht mehr. Johanna, morgen wird ein kaiserlicher Herold vor der Stadt erscheinen, ein kaiserlich Mandat wird er bringen und drin wird kaiserliche Majestät das Kriegsvolk aus Magdeburg abfordern und Allen zu Roß und zu Fuß im Dienst der Stadt gebieten, binnen vierzehn Tagen abzuziehen bei Acht und Aberacht! Die Nachricht hat mir des Herzogen von Mecklenburg Kammermeister gebracht!"

Die Frau war in die Höhe gesprungen und schritt aufgeregt im Gemache hin und her; dann blieb sie vor Adam stehen und faßte seinen Arm:

„Was zaudert Ihr denn? Was blickt Ihr so jämmerlich? Los! los, Adam Schwartze! Hinaus in den Ring und das Wort gesprochen! Schlagt nieder, was Euch in den Weg tritt! Schreitet durch Blut und Flammen, wenn's sein muß. Ergreift den Kranz, den diese Magdeburg'sche Wappenjungfer so hoch hält; reißt ihn herab und werft ihn dem Kaiser und dem Kurfürsten vor die Füße, daß Kaiser und Reich auf den Knien Euch dafür danken müssen. Auf den Knien will auch ich Euch danken; o hättet Ihr nur Begriff von der Wuth, die in meinem Herzen gegen diese pfäffischen Bürger, diese schimpfenden schwarzröckigen Prediger, diese ehrbaren Weiber, diese ganze fromme, tugendhafte, salbungsvolle, pharisäische Stadt kocht! Reitet, reitet, Adam! Am Schweif Eures Gauls sollt Ihr mich nachschleppen; aber schleift mich nur durch das Blut dieser Frommen und Sittenreinen, die auf Straßen, Plätzen, Canzeln überall, überall Schmutz und Koth geworfen haben auf das liederliche Weibsbild, die Beiläuferin des Hauptmanns Springer!"

So schön war die Frau Johanna in ihrem Zorn über die Canzlei unseres lieben Herrgottes, daß der Lieutenant Schwartze sie mit Staunen ansah. Sie sprang nach der Ecke des Gemaches, holte das dort hingeworfene Schwert des Landsknechtführers, drückte es ihm in die Hände und rief:

„Was sitzest Du hier mit gelöstem Wehrgehäng? Hinaus mit Dir! Das Mädchen aus der Druckerei magst Du auch mitnehmen auf Deinem stolzen Ritt, wenn Du den Muth dazu hast. Reiße sie hervor aus ihrer Kammer, reiße sie in die Gasse, in das Lager; — was hat sie unschuldig und täubchenhaft zu sitzen im Stübchen, was hat sie mitleidig mich anzublicken, wenn ich ihr begegne in den Gassen? Nimm sie, nimm sie, Adam Schwartze, sie ist ja Dein, Adam Schwartze, wenn Du nur willst! Hab' ich mich nicht auch einst hingegeben und war doch eben so unschuldig und scheu und stolz wie sie. Reiß sie in den Koth, reiß diese ganze Stadt in den Schmutz; wäre mein Hassen ein Wasser, es würde himmelhoch über die Domthürme gehen; wäre mein Hassen ein Feuer, die härtesten Steine würde es schmelzen! Greif zu, greif zu, Adam Schwartze, Alles ist feil in dieser Welt, Alles magst Du erkaufen oder erzwingen. Bin ich nicht feil gewesen? Bin ich nicht feil und ein ekel Gewürm zu den Füßen dieses niedrigen, elenden Tropfes, dieses Hauptmanns, der mich aufgenommen hat, wie man im höchsten Hunger einen angebissenen Apfel am Wege aufnimmt! Greif zu, Adam Schwartze, nimm die Stadt, nimm diese Regina Lotherin, die große ewige Glorie sammt dem hübschen Lärvchen, das einen kurzen Augenblick dauert. Was zauderst Du? Hinaus, hinaus! Wirb, stachle auf, daß sie Dir

morgen mit Jauchzen zufallen, daß Du morgen der Mann bist, welcher das Schicksal dieser Stadt mit Allem, was drinnen ist, in seiner Hand wiegt!"

Die Augen des Lieutenants glühten.

„Ja, so soll es sein!" rief er. „Recht hast Du, Weib; Gespenster haben mich gejagt; aber ich will sie nicht mehr fürchten. Was ist's auch, ob ich eine Stunde nach erreichtem Ziel falle? Ja, wenn's sein muß, will ich den Becher des Lebens auf einen Zug leeren. Morgen, morgen! Tod und Verderben Dir, Markus Horn, nieder in den Staub Deine Hoffnungen. Was treibt Dich Thoren dem Adam Schwartze in seine Bahnen? Ja, Johanna, auch Du sollst Dein Müthchen kühlen an diesen Frommen und Ehrbaren, diesen guten Bürgern und Bürgerinnen; — ich will —"

Dem Lieutenant erstarrte das Wort im Munde, die Frau Johanna fuhr erschreckt in die Höhe. Draußen vor dem Fenster erklang durch den stillen Winterabend ein Schrei, so scharf, so gellend, so unnatürlich schrill, daß man nicht wußte, ob eine menschliche oder thierische Kehle ihn ausgestoßen habe. Zugleich zerbrach klirrend eine Fensterscheibe, ein Strom eisiger Luft drang in das warme Gemach und ein schwerer Gegenstand fiel dem Lieutenant zu Füßen nieder. Es war ein Stück von einer schweren eisernen Kette, und ein Streifen Papier war daran befestigt. Mit zitternder Hand hob Adam Kette und Papier auf und las:

„Drei Ring von dreißig Ringen so hielten im Thurm zu Ulm Annen Josephen. Soll sterben dreimal dreißigmal den Tod Adam Schwartze, nun Leutenambt zu Magdeburg.

† † † ein armer Diener Gott's
in Gott's Canzlei."

Es war, als ob die Hand des Bluträchers den Lieutenant im innersten Herzen tödtlich berühre. Vorbei war das muthige Aufflammen der Seele. Körperlich und geistig sank Adam in sich zusammen; er mußte sich auf die Lehne eines Sessels stützen, um nicht zu Boden zu sinken. Mit Schrecken und Staunen beobachtete Johanna die Veränderung, die so plötzlich mit ihrem Freund und Bundesgenossen vorging. Auch sie las die Worte auf dem Papier und mühte sich, einen Sinn dareinzubringen.

„Adam, was ist das? weshalb erschreckt Euch dieser Zettel also?" fragte sie; aber der Lieutenant schüttelte nur stumm das Haupt. Er antwortete auch nicht auf wiederholte Fragen; und alles Bitten und Beschwören Johanna's half nicht das Mindeste. Sie ließ die Wache heraufkommen; aber der halberfrorene Landsknecht wußte wenig zu sagen zur Aufklärung des Geschehenen. Den Schrei hatte er natürlich auch gehört, aber Niemanden erblickt, als er sich umwandte; der Abend war zu dunkel, der Thäter zu schnell.

„Also das sind die Gespenster, welche Euch verfolgen, Meister Adam Schwartze?!" rief die Frau. „Habt Ihr schon mehr solcher geheimnißvollen Botschaften und solcher bösen Drohungen erhalten? Armer Knab', — diese Anna Josepha, so mit dieser Kette gefesselt lag, war wohl auch eine schöne Dirn' gleich der kleinen Lottherin? Und Ihr seid Schuld daran, daß man sie also im Thurm anschmiedete?"

Wild sprang der Lieutenant auf.

„Schweige, schweig', Weib! bring' mich nicht ganz zum Wahnsinn. Wollen die Weiber auch mit mir spielen? ... Ja, Johanna, ich fürchte diesen dunkeln Drohenden; ich bin feig, feig, feig vor dieser Gefahr, der ich nicht in's Gesicht sehen kann!"

„Ich möchte den Mann, der sich unter diesen drei rothen Kreuzen verbirgt, der so gut diese Anna Josepha zu rächen weiß, wohl kennen lernen," murmelte halblaut die Frau Johanna. „Ich könnte diesen Mann lieben!"

„Weib, Weib," schrie Adam Schwartze, „bring' mich nicht zur Verzweiflung!"

Die Frau Johanna lächelte verächtlich. „Also daher die Furcht! Brav gemacht, mein unbekannter Gesell! Recht so, recht so, räche das arme Dirnlein. Auf, auf, Adam, steh' fest und vertheidige das, was Du dem Geschöpf, das ich nicht kenne, gethan hast!"

„Wie ich ihn gesucht habe!" murmelte der Lieutenant. „Nirgends eine Spur — weder im Lager noch in der Stadt! Alles vergeblich, Alles umsonst!"

Hell lachte die Frau Johanna auf: „Alles umsonst! Brav, brav! Und so

wird nun auch wohl aus unserm Plan für morgen nichts? Recht, recht, Adam Schwartze, 's ist auch ein Vergnügen, Dich laufen zu sehen, wie ein Eichkätzchen in der Rolle. Hui, nimm Dir Zeit; ich will mir auch Zeit nehmen zu meiner Rache. Horch, da kommt mein trunkener Hauptmann; geh' heim, geh' zu Bett, Adam! Neunzigfachen Tod, — es ist wirklich zu viel für das Verderben eines armen Mädchens! Hab' ich doch Jenem, der mir zuerst von Liebe sprach und mich verließ, nur einmal das Messer in die Brust gestoßen! Geh' heim, mein tapferer Lieutenant; ich sehne mich ordentlich nach meinem dicken Hänsel."

Mit lallender Zunge ein wüstes Trinklied singend, stolperte der Hauptmann Hans Springer, auf den Arm eines Knechtes gestützt, die Treppe hinauf und polterte in das Gemach, in welchem sich Adam und die Frau Johanna befanden. Unfähig, sich auf den Füßen zu halten, durch die Wärme des Zimmers noch mehr betäubt, fiel er in einen Sessel, schluchzend und unverständliche Worte lallend.

Abermals winkte die Frau dem Lieutenant zu gehen, und dieser, fast eben so betäubt wie sein Hauptmann, nur auf andere Weise, verließ dann das Quartier Springer's, begleitet von zwei Hellebardierern und einem Burschen, welcher eine Laterne vorauftrug.

Im Innersten schauerte der Lieutenant zusammen, als er in die Gasse hinaustrat; im Schein des voranschwebenden Lichtes flimmerte der Schnee, der Himmel war rein und klar; aber da der Mond erst nach zwei Uhr aufging, so blieb die Nacht dämmerig bis dahin. Nach rechts und links, vor und zurück bohrte sich das Auge Adam's in diese Dämmerung. Es war ihm, als ob er im röthlichen Schimmer der Laterne wie in einem Blutkreis gehe und als ob tausend rächende Geister in der Dunkelheit ringsum ihn begleiteten auf seinem Wege.

Einmal rief er den ihn begleitenden Landsknechten zu:

„Seht da — dort! habt Acht! Herunter die Spieße!"

Als aber Einer der Knechte vorsprang und die Laterne das Schreckbild beleuchtete, ward daraus ein unförmlicher Holzklotz, früher einen heiligen Sebastian vorstellend, jetzt aber arg mitgenommen durch Zeit, Wetter und die lutherische Jugend. Fast hatte der Lieutenant sein Losament im einstigen Kloster Maria Magdalena erreicht, als ihm ein neuer Schrecken widerfahren sollte. Quer über den Schöppenstuhl schritt er eben mit seinem kleinen Gefolge, als plötzlich, dicht vor seinem Fuß, jener halb thierische, halb menschliche schrille Schrei, der ihn im Hause des Hauptmanns Springer aufgejagt hatte, von Neuem erklang. Durch den Lichtkreis der Laterne rollte sich mit unglaublicher Schnelligkeit eine Gestalt — ein Klumpen, ein unbeschreibliches Etwas, das blitzschnell verschwand, wie es erschienen war. Einen Augenblick stand der Lieutenant, dann stieß er ebenfalls einen Schrei hervor, riß das Schwert aus der Scheide:

„Ihm nach! nach! nach! Hundert Goldgulden, wer's fängt todt oder lebendig!"

Dem rollenden, hüpfenden Klumpen nach stürzten die Knechte mit gefällten Spießen, stürzte der Lieutenant, sprang der Laternenträger. Wieder erklang in der Ferne der gellende Schrei und in veränderter Richtung eilten die Verfolger. Einmal glaubten sie den gespenstischen Kobold fast zu haben, da war er wieder verschwunden und drei Gassen ab in ihrem Rücken kreischte es höhnisch; bis zuletzt man athemlos die nutzlose Jagd aufgeben mußte.

Als der Lieutenant Adam Schwartze sein Quartier erreichte, schüttelte ihn ein echter Fieberfrost, und der nächste Morgen fand ihn unvermögend, sich aus dem Bett zu erheben. Während er sich an diesem kalten, grauen Morgen ruhelos auf seinem Lager umherwarf und nirgends einen Gedanken, ein Bild, eine Erinnerung fand, in welchen seine erregte Seele, seine wilde Phantasie hätte zur Ruhe kommen können, ritt mit drei Trompetern und einem Paukenschläger der kaiserliche Herold gegen die Canzlei des Herrgotts heran, den doppelköpfigen Adler im güldenen Feld auf Brust und Rücken tragend. Vor dem Ulrichsthor hielt er und ließ pauken und trompeten und begehrte in des Kaisers Namen mit dem Rath und den Kriegsoberſten zu reden. Eine große Aufregung herrschte unter dem Kriegsvolk der Stadt; und alle Gutgesinnten hielten sich bereit, im Nothfall jeglichen Losbruch und Sturm gegen das Gemeinwohl niederzuschlagen. Auf seinem Lager

hörte Adam Schwartze das dumpfe Brausen der bewegten Stadt. Ohnmächtig mußte er liegen, in den Augenblicken, wo er über hundert Leben hätte gebieten mögen. Mehr als einmal versuchte er aufzuspringen und rief, dem Wahnsinn nahe, nach seinen Kleidern, seinen Waffen. Jedesmal aber sank er kraftlos zurück; bis er in einen halben Stumpfsinn verfiel, in welchem er abgespannt und gleichgiltig dalag, bis wieder einer der von ihm ausgeschickten Boten und Knechte zurückkehrte und Bericht erstattete. Nach dem Hauptmann Springer schickte der Lieutenant, aber Herr Hans erschien nicht; zur Frau Johanna sandte Adam, aber sie ließ zurücksagen: sie wolle dem Herrn Lieutenant ein Krankensüpplein kochen und es schicken; noch aber habe sie nicht Zeit dazu, der Meister Adam möge sich also in Geduld fassen, sie müsse es ja auch thun.

Es kam zu Adam auch ein Diener des gefangenen Herzogs Georg von Mecklenburg in der Verkleidung eines Magdeburg'schen Stadtknechts mit einer wichtigen Sendschaft. Dieser fand aber den Lieutenant in einem so bedenklichen Geisteszustand, daß er seine Botschaft für sich behielt und unverrichteter Sache abzog.

Auf dem Rathhause beriethen währenddem der Rath und die Obersten, des Heroldes wegen, und kamen endlich zu dem Beschluß, ihn nicht in die Stadt einzulassen, sondern ihm vor das Thor entgegenzutreten. Geschlossen wurde: da er ein Feind und von Feindes wegen da sei, so wolle man ihm die Hand nicht eher bieten, bis er die seinige zuerst geboten habe.

So wurde denn der Stadt Oberster Ebeling Alemann sammt einigen Rathsherren vor das Ulrichsthor gefertigt, daselbst des kaiserlichen Ehrenholdes Gewerb und Antrag zu vernehmen.

Kopf an Kopf gedrängt standen auf Mauer und Wall Bürger und Landsknechte und suchten von den Verhandlungen so viel als möglich aufzuschnappen. Eine starke Wache hielt das Thor und die Zugbrücke besetzt, die Stadt gegen jeden treulosen Ueberfall sicherzustellen.

Als die Herren von Magdeburg über die Brücke auf den Steindamm vorgetreten waren, ließ der Herold abermals seine Trompeter blasen, seinen Paukenschläger wirbeln; dann entblößte er das Haupt, ritt vor, zog den Handschuh von der Rechten und bot die Hand den städtischen Herren zum Gruß. Dann trug er „sein Gewerbe“ mit lauter Stimme an und verkündigte: wegen kaiserlicher Majestät und des heiligen Reiches sei er da, Hauptleute, Befehlichhaber und alles Kriegsvolk abzufordern, daß sie den Magdeburgern als den Aechtern nicht dienen sollten. — Große Gunst und Gnaden hat er versprochen, im Fall das Volk, so Knechte als Reisige, hoch und gemein, dem Worte gehorchen würden; harte Strafen, Ungunst und Widerwärtigkeiten verhieß er Allen, so halsstarrig der geächteten Stadt zur Hilfe ausharren und gegen römische kaiserliche Majestät und das heilige Reich die Waffen fürder tragen würden. Innerhalb vierzehn Tagen — forderte er in des Kaisers Namen — müsse alles geworbene Kriegsvolk die Stadt verlassen haben, so es seines Leibes und Güter gesichert sein wolle. Werde man aber in Halsstarrigkeit und Rebellion verharren, so würde Herzog Mauritius von Sachsen und Herr Lazarus von Schwendi, des Reiches Kriegscommissarius, Knechte und Reisige, hoch und gemein, den Magdeburg'schen Aechtern gleichhalten und ihnen nicht die geringste Gnade erzeigen.

Ruhig ließen die Herren der Stadt die Rede des Ehrenholdes zu Ende kommen und überlegten unter der Zeit, was sie darauf zu sagen hätten. Als der Redner geendet hatte, faßten die Herren vom Rath ihre Meinung in die möglichst kürzesten Worte und sprachen: sie erböten sich gegen römisch kaiserliche Majestät und das heilige Reich alles Gehorsams, verlangten aber sammt den Ihrigen bei Gottes Wort bleiben zu dürfen, und hätten, um solches zu erlangen, ihr Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß auf's Höchste nöthig.

Der Kriegsoberste, Herr Ebeling Alemann, der Ritter von Wulffen, die Herren Galle von Fullendorf und Hans Kindelbrück drehten dem kaiserlichen Boten kurzweg den Rücken, und der Ritter und der Fullendorfer bedienten sich gegen ihn sogar einer Redensart, die in dem jetzigen anständigen Zeitalter abgedruckt, das höchste Mißfallen erregen würde.

Der Hauptmann Springer war bei den Unterhandlungen nicht zugegen; er lag betrunken in einer Kneipe nahe dem Brück-

thore und sein Volk sammt den Anhängern des Lieutenants Adam Schwartze warteten somit vergeblich auf das Wort und die Losung ihrer Führer. In seinem verriegelten Gemach im Lindwurm rüttelte Herr Jürgen von Mecklenburg in heller Wuth an den Gittern seiner Fenster, als Alles still blieb in der Stadt und seine Wächter ihm berichteten: kaiserlicher Majestät Ehrenhold sei gen Diesdorf zurückgeritten, ohne daß sein Wort die geringsten Folgen gehabt habe. Das zwischen der Neustadt und der Alten Stadt von Neuem beginnende Feuer bezeugte die Wahrheit dieser Angabe. Vergeblich lauerte der Kulmbacher Markgraf auf seinen Landsmann; die Achseln zuckend, strich sich Herr Moritz das Kinn und wendete einen andern Plan, die tapfere Stadt in seine Gewalt zu bringen, in seinem klugen Gehirn herum.

„Glaub' nicht, Euer Liebden, daß durch Euer Schimpfen und Fluchen wir die Hand auf's Nest legen!“ sprach er zu Herrn Albrecht von Kulmbach, welcher sich, die Stadt und den Lieutenant Adam Schwartze auf das Gräßlichste zu allen Qualen der Hölle verdammte.

Als am Abend dieses für die Stadt so verhängnißvollen Tages der Buchdrucker Michael Lotther von der Krankheit des Lieutenants Schwartze vernahm, lief er nicht, sich selbst nach dem Befinden des Vetters aus Franken zu erkundigen; er sandte nur einen Druckergesellen und einige Flaschen Wein mit dem Trost: es werde wohl nichts zu bedeuten haben. In der Wachtstube unter dem Sudenburgerthor, wo der Rottmeister Markus Horn für diese Nacht den Befehl hatte, saß Meister Michael, glücklich und froh wie ein König. Markus Horn that sein Bestes, den alten Mann zu unterhalten; Jochen Lorleberg log auf eine wahrhaft großartige Weise; Jeder im Kreis um die qualmende Oellampe gab Bericht von Abenteuern, wie sie selten in einem Buche gefunden werden.

Wie Wenige in der großen lutherischen Stadt Magdeburg hatten eine Ahnung davon, welcher Gefahr sie heute entgangen waren?

„Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sein!“

(Schluß folgt.)

Die
Kunst im Haus und im Gewerbe.

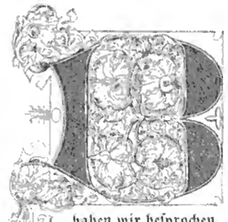
Eine Kritik des reinen und unreinen Geschmacks.

Von

Jakob Falke.

IV.

Der Stil. — Sein Mangel in der Gegenwart. — Was daraus folgt. — Der Rationalismus der Gothik und ihre irrationalen Nachahmer. — Einiges von Renaissance und Roccoco.



Bestimmung, Grundgestalt und Material haben wir besprochen, aber es gibt noch einen für Ornament und selbst zur Bildung der Hauptform mitwirkenden Factor. Wir haben ihn schon erwähnt: es ist der Stil, die eigene Weise, in welcher der Geschmack einer Kunstperiode oder eines Volks die überkommenen oder der Natur entlehnten Formen umwandelt, die Art, wie sich sein Schönheitsgefühl in der Kunst formell ausspricht. Wir haben ebenfalls bereits gesagt, daß die Gegenwart keinen eigenen ornamentalen Stil besitzt. Wir sind darum gezwungen, einen der vergangenen Stile, wohin wir auch den jetzt aussterbenden Zopf rechnen, nachzuahmen, oder aus einem jeden das, was uns das Beste dünkt, herauszunehmen und eklektisch zusammenzustellen, oder aber drittens allen Stil überhaupt zu negiren, das heißt die Natur treu und sclavisch zu copiren, ohne irgend bemüht zu sein, ihr das Gepräge unseres Geistes, unserer Gefühls- und Geschmacksart zu geben. Alle drei Verfahrungsweisen übt die Gegenwart.

Unter ihnen ist eigentlich der Eklekticismus bereits durch die Geschichte gerichtet; sie verurtheilt jedes ähnliche Verfahren, welches den Vorgängern mit bewußter Absicht die vermeintlich besten Seiten entnimmt und so in Allem das Höchste zu erreichen denkt.

Es führt nur zu einem akademisch nüchternen Schaffen, dem Wärme, Begeisterung und die Einheit des Originals fehlen. Damit ist aber nicht gesagt, daß man nicht auch in der ornamentalen Kunst von der Vergangenheit lernen könne, obwohl es in der Kunst einen solchen Fortschritt nicht gibt, wie in der Wissenschaft. Während diese, die Summe des Wissens ausbreitend, quantitativ (freilich auch sich vertiefend) fortschreitet, ist jene qualitativ in beständigem Wechsel begriffen. Aber wie die Wissenschaft auch die Irrthümer der Vergangenheit berichtigt, so vermögen wir desgleichen auf dem Gebiete der Kunst wahrzunehmen, wo und wie der Geschmack in die Irre ging, wo und wie er den rechten Weg einschlug und gemäß den in seinen Aufgaben liegenden Bedingungen verfuhr. Wir vermögen also den vergangenen Stilen die rationellen Principien zu entnehmen, vorausgesetzt, daß sie überhaupt darin liegen; oder wenn nicht, so stellen sie uns wenigstens Warnungstafeln auf und lehren uns, welche Wege wir nicht einschlagen sollen.

Demnach hätten wir eigentlich die verschiedenen Stilarten, wie sie bis jetzt aufgetreten sind, dahin zu prüfen, in wieweit ihr Verfahren ein vernunftgemäßes, haltbares ist, und wir würden auch dadurch den Maßstab der Beurtheilung erhalten, inwiefern dieser oder jener Künstler recht hat, der den romanischen oder den gothischen Stil oder die Renaissance für das Heilmittel der Gegenwart und den Stil der Zukunft hält. Allein eine solche Untersuchung würde uns zu weit in die Archäologie hineinführen, und da wir es hier allein mit dem Schaffen der Gegenwart zu thun haben, wenn wir auch Streiflichter aus der Vergangenheit darauf werfen, so wollen wir uns auf das beschränken, was eben für das heutige Thun und Treiben auf unserem Gebiete bedeutungsvoll ist. Wir können uns dabei mancher minder wichtigen Dinge entschlagen, wie der Wiederbelebungsversuche des romanischen Stils auf kirchlichem Gebiete, die heute von einflußreicher Seite nicht ohne fremdartige Hintergedanken gemacht werden. Auf Einzelnes, wie z. B. die maurisch-orientalischen Principien in Bezug auf Farben und Flächenverzierung, werden wir später zurückzukommen haben.

Da tritt uns denn zuerst der gothische Stil bedeutungsvoll entgegen. Archäologischen Mißdeutungen und Mißverständnissen hinsichtlich der Bezeichnung zu entgehen, schicken wir die Erklärung vorauf, daß wir darunter die gesammte architektonische und ornamentale Kunst etwa von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an (oder etwas früher) bis zum Ausgang des Mittelalters verstehen, einerlei, ob einzelne Zweige des Romanismus tiefer hinein in diese Periode verlaufen oder nicht. Wir beschränken den Ausdruck nicht auf Bauwerke und den Stein, sondern ein Becher, ein Leuchter und eine Blumenvase, wenn sie der genannten Zeit angehören, sind uns ebensowohl gothisch, auch wenn sie keine Spur des Ornaments tragen, das man heute gewöhnlich allein so nennt, nämlich des geometrischen.

Der gothische Stil hat eine doppelte Bedeutung für die Gegenwart. Einmal hat er einen großen Kreis von Künstlern und Kunstfreunden für sich und darunter sehr energische Vertreter, die um jeden Preis ihn wieder zum Stil der Zukunft, zum nationaldeutschen zu machen trachten; und sodann muß man ihm zugeben, daß kein Stil in gleicher Weise wie er auf vernunftgemäße Principien sich gründet. Freilich hat auch er zu seinen Lebzeiten und namentlich gegen den Ausgang viel Irrthümliches und Verkehrtes erleiden müssen, und heute ist er durch die Mißverständnisse und Einseitigkeiten seiner Freunde in eine so schiefe Meinung gekommen, daß man Gott bitten muß, ihn vor seinen Freunden zu schützen. Aber das wahre Verständniß ist bereits durchgedrungen und die bisherigen Fehler werden nach und nach abgeworfen.

Was die gothische Architektur und ihren Charakter betrifft, so geben sie uns hier nichts an, aber diese Architektur hat ein besonderes Ornament, gegründet auf die Eigenschaften und Leistungsfähigkeit des Hausteins, welches auch auf die Kleinkünste übertragen wurde. Dieses Ornament ist zunächst das geometrisch-lineare aus allerlei Zirkelschlägen und darauf gegründeten Combinationen bestehend. Soviel Mannigfaltigkeit es auch zuläßt, so ist es doch ein einförmiges Spiel, das nur im Großen aus gewisser Entfernung gesehen und plastisch gearbeitet mit hinlänglicher Tiefe oder durchbrochen seine rechte Wirkung thut; so ist diese schön und wohlangemessen, weil der anmuthige Wechsel von Licht und Schatten

bei solcher Regelmäßigkeit Ruhe gewährt und nicht verwirrt. Unruhe, Verwirrung aber sind wider den Geist der Architektur. Auf kleine Verhältnisse übertragen, erscheint dieses Ornament langweilig und phantasielos, hat keine Wirkung und ist darum, wenn nicht unschön, doch ärmlich und dürftig und in jedem Betracht ungenügend. Es ist aber auch gar nicht nöthig, es dahin zu übertragen, weil die Gothik ein anderes kennt.

Schon die gothische Architektur verwendet Laubwerk, wo sie die regelmäßigen Linien durchbrechen will und ein freieres, feineres Spiel von Licht und Schatten bedarf. So umkränzt sie die Capitäle selbst mit frei gearbeiteten Blättern, aber diese Blätter, wie streng stilisirt erscheinen sie noch, wie an den Stein gebunden, wie regelmäßig vertheilt und angeordnet! Es ist nicht, weil die Kunst noch auf einer niedern Stufe der Entwicklung stand und sich nicht zu größerer Freiheit erhoben hatte, sondern weil die Architektur, die Kirche zumal, und das Material, der Stein, es rationell so verlangten. Bei anderem Stoff und zu anderem Zweck mußte die Gothik in ganz anderer freier Weise mit dem Laubwerk oder vielmehr mit dem Pflanzenornament umzugehen, und es läßt sich darin förmlich ein Stufengang von dem Stein an bis zur Pergamentarabeske verfolgen; denn zwischen ihnen befinden sich das Holz — ich erinnere an die Altäre mit ihren reich geschnitzten Krönungen und an die Prachtmöbel —, das getriebene Eisen, Silber und Gold u. s. w. Als ein Beispiel, bis zu welcher Freiheit sich das gothische Laub erhebt, geben wir an der Spitze dieser Zeilen ein Initial-B, dessen reiche, goldglänzende Farben dabei leider zurückbleiben müssen.

Und doch in all' dieser Freiheit erkennen wir immer noch den Stil, die besondere der Gothik eigene Weise, wie sie Naturformen nach ihrem Schönheitsgefühle umwandelt. Die Gothik stellt sich in das richtige Verhältniß zur Natur. Kein Stil hatte sich vor ihr in demselben Grade an die Natur gewandt und zwar an die nächste umgebende, heimische; aus deutschen Wäldern und Gärten holt sie die Motive zum laubigen Schmuck; sie verändert, sie reproducirt hier künstlerisch, ohne das Vorbild zu verwischen. Das Blatt der Eiche, der Distel, der Rebe bleiben unter den veränderten Formen immer noch erkennbar. Ja, sie bewahrt ihren Charakter, sie studirt sich in die Natur hinein, beobachtet das künstlerische Leben des Laubes, die Art seiner Bewegung und Zeichnung, wie es sich legt und windet, wie es sich zusammenzieht und löset, wie es sich ängstlich anklammert oder schmeichelnd gleich dem Epheu anschmiegt, wie es trotzig und abwehrend hinausstarrt gleich der Distel — auf alles das geht die Gothik ein und weiß es wiederzugeben. Nur die Forderung, die wir eben aufstellten, beobachtet sie nicht, daß auch das Ornament mit der Bestimmung des Gegenstandes in ideellem Zusammenhange stehe.

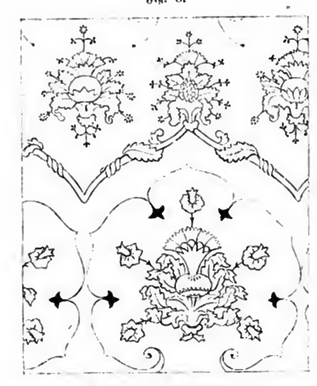
Nicht minder rationell verfährt die Gothik nach anderer Seite hin: sie weiß auf die Eigenschaften des Materials, z. B. des Metalls bei Schmucksachen, bei Pocalen, auch sonst einzugehen, sie berücksichtigt die Würde und die Bestimmung des Gegenstandes, sie unterscheidet zwischen der Kirche und der profanen Welt, sie beobachtet die Fläche und was ihr gebührt. Soll sie gewirkte Stoffe, Teppiche, Decken, Kleiderstoffe, deren Natur sich wider die Plastik sträubt, ornamental schmücken, so vermeidet sie auch die scheinbare Plastik, das heißt sie läßt Blumen und Blätter nicht durch Schattenangaben modellirt erscheinen, sondern hält sie flach silhouettenartig in derselben Ebene liegend, so daß Linienzeichnung und Farbe hier ihre einzigen Mittel zur Wirkung sind. Figur 8 und 9 geben uns Beispiele, wie sie in dieser Art verfährt, selbst mit Hinzufügung von Thieren, die ebenfalls ornamental stilisirt erscheinen.

Freilich läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß die Gothik selbst zu ihren Lebzeiten den eigenen Principien mannigfach untreu geworden ist und schließlich dem architektonischen Ornament eine viel zu weit gehende Verwendung gegeben hat. Was die Kirche that, weil sie es thun mußte, hätte die profane Kunst vermeiden sollen, weil sie Besseres, Lebensvolleres hatte. Der Kirche allerdings war die Ruhe und die Strenge des regelmäßigen Ornaments angemessen, und daher lag es in ihrem Geist, dasselbe zum Schmuck der kirchlichen Gefäße, selbst der Kelche zu verwenden, wie Figur 1 S. 438 zeigt; ohnehin sollten ihre Ostensorien und Monstranzen die Kirche selbst repräsentiren.

Wie weit gefehlt ist es nun, wenn die

moderne Kunstrichtung, welche die Gothik auch in das Gewerbe wieder zurückrufen will, dieses starre, kirchliche Steinornament für das einzig gothische nimmt (oder wenig-

Fig. 8.



Gothisches Flächenornament.

stens genommen hat) und mit dieser Armseligkeit im Verhältniß zum Reichthum des Stils den modernen Geschmack reformiren und einen nationalen Stil schaffen will? Wo wir auf ihre Erzeugnisse blicken, Kir-

Fig. 9.



Gothisches Flächenornament.

chen und Suppennäpfe, Rathhäuser und Pfeifenköpfe, Altäre und Tintenfässer, Denksäulen und Taschenmesser, Lustschlösser und Blumentöpfe, immer ist es dasselbe ewige Einerlei, aufgeputzt mit hölzernem Laubwerk und dürrem Geäste, mit witzigen und unwitzigen Denksprüchen. Zwar haben wir schon bemerkt, daß diesen bereits langjährigen Bestrebungen gegenüber die richtige Auffassung der Gothik mannigfach durchgedrungen ist, wie sie sich z. B. in der neuern Richtung der Nürnberger Kunstgewerbschule zu erkennen gibt; allein immer legt sie noch so viele Zeugnisse ihres Irrthums ab, daß es der Mühe werth ist, ihr Verfahren an einigen Beispielen näher zu charakterisiren.

Fig. 10



Neugothischer Pfeifenkopf.

Da ist zuerst ein prächtiger Meerschaumkopf, ein Werk neuesten Datums, unter Figur 10 zu sehen. Ihn umgibt eine Reihe Kirchenfenster, während sein Deckel eine vollständige gothische Capelle darstellt. Wir würden glauben, der Künstler habe hier eine sinnige Verbindung heidnischer Rauchopfer für Jupiter's oder Jehovah's Nase in einer christlichen Kirche beabsichtigt,

wenn uns nicht das hinzugefügte Spruchband eines andern belehrte:

Frauenlieb' und Herrengunst
Verfliegt so schnell wie Rauch und Dunst. —

Freilich, wenn man aus solchen Pfeifenköpfen raucht, nimmt ihre rasche Flucht kein Wunder.

Nach dieser Meerschaumpfeifenkopfcapelle oder diesem Capellenpfeifenkopf schwanken wir nun, was wir weiter wählen sollen. Vor uns steht ein kirchlicher Suppentopf mit Rindsköpfen, Hühnern und allerlei ornamentalem Kraut und Rüben sinnig ausstaffirt, und neben ihm eine Theekanne, die China mit dem christlich-germanischen Mittelalter in geistreiche Verbindung setzt. Wir nehmen die letztere, wollen jedoch den Leser mit der Abbildung verschonen und uns mit der Beschreibung begnügen. Was sehen wir oben auf dem Deckel? Wir wissen es nicht. Auf einem Kranz von kirchlichem Steinornament, das auf dem Kopfe steht, liegt — im kunstkennerischen Gallimathias à la Detmold zu reden — ein „gewursteltes" Etwas, das ein stilisirtes Gemüse darstellt, vermuthlich Kohl, wie aus den Kohlblättern auf dem Henkel zu schließen ist. Das gleiche Ornament finden wir auch am Hals der Kanne, während der Henkel und die Füße, welche die Spirituslampe tragen, aus geschnittenen und gewundenen Holzästen bestehen; auf dem Hähnchen steht ein gothischer Chinese. Die Kohlblätter oder „Krabben" auf dem Handgriff scheinen eine heimliche Bosheit gegen die zarte Hand der Dame im Schilde zu führen, welche am Theetisch präsidirt; einem andern Zwecke wenigstens wären sie nicht entsprechend. Der Bauch des Gefäßes ist mit den sogenannten Buckeln oder Knorren überzogen, einer allerdings gothischen, beim Metall vorkommenden Ornamentation, die hier gänzlich an falscher Stelle ist. Ihre ganze Wirkung ist nach innen berechnet, und daher ist sie vorzüglich und auch einzig bei Weinpocalen, wo ihr hundertfaches Brechen und Reflectiren des Lichts das Funkeln des Weines und dadurch die Lust des Zechers außerordentlich erhöht. Wer aber sieht mit trunknen Augen gleich jenem in den Theetopf? Und dann, wer vermag ein derartiges Geschirr mit engem Hals rein zu halten?

Es scheint uns, wir haben mit diesen Beispielen genug von der neugothischen Kunst. Da wären sonst noch Stühle, deren Rücklehnen die beliebten Kirchenfenster in durchbrochen geschnitztem, scharfkantigem Ornament bilden, wahrscheinlich als Zuchtmittel gegen das vom Anstand verbotene Anlehnen bestimmt; da wären noch Messer mit der gleichen Verzierung am Griff, Löffel mit geschnitzten Enden u. dgl. — Alles sehr schön, aber brauchen kann man es nicht. Da wären noch Möbeln aller Art, auf das Leidenschaftlichste mit den spitzen Fialen besetzt, wo die Structur nur eine solche zuläßt oder auch nicht zuläßt; Tische, die grade dort, wo wir die Knie hinunterstrecken, mit stachlichten, morgensternartigen Knäufen besetzt sind oder an gleicher Stelle von krausem Ornament starren. Da wäre noch ein Schreibzeug, das doch eine nähere Beschreibung verdient. In der Mitte erhebt sich als Federhalter eine gothische Denksäule, von der zwei krabbenbesetzte Strebebogen zu zwei sechseckigen Taufcapellen hinüberschlagen, deren Dächer oder Thürme durch zwei runde Aufsätze, umgeben mit Kränzen von Muscheln, Schnecken und Laub, ersetzt sind. Ein Vorhof mit verzinnter Mauer befindet sich vor diesem seltsamen Gebäude, das, wenn man im Großen seine Bestimmung verfehlen sollte, im Kleinen sich sinnig als Schreibzeug kund gibt.

Man könnte den Vorwürfen gegenüber, welche wir dieser modernen Gothik machen, den Einwand erheben: aber wenn es dennoch schön wäre, wozu schadete denn die Begriffsverwirrung? Wir antworten: es ist nicht schön und kann nicht schön sein, weil die gewählten Formen ihre Wirkung nur im Großen haben und aus anderem Standpunkt gesehen; im Kleinen sind sie armselig, dürftig und leer. Nehmen wir eine Cigarrenspitze, die dem Thurm des Straßburger Münsters nachgebildet wäre — ist denn dieser Thurm noch schön, wenn man ihn gleich der Cigarrenspitze von seinem Gipfel herab besieht? und ist nicht seine Wirkung auf die Massenhaftigkeit und die Kolossalität und besonders auf den Standpunkt von unten berechnet?

Man kann die Fehler, welche man sich bei der Gothik zu Schulden kommen läßt, in der Renaissance nicht begehen, weil dieser Stil von vornherein nicht rationell verfährt. In manchem Betracht leistet er Erhebliches auf unserm Gebiete und zeichnet sich namentlich, das heißt in seiner frühern Periode,

bevor er in das Barocke überging, durch die Schönheit, die Anmuth und den Reiz seiner oft wundervollen Arabesken aus. Rationell aber verfährt er nur in der Construction der Möbel, der Kisten und Kasten und Schränke zumal, denen er ein architektonisches, den Gegenständen völlig angemessenes Princip zu Grunde legt. Hier können wir von ihm lernen. Vortrefflich versteht er es, die Abtheilungen zu treffen, die Theile zu gruppiren und mit dem Ganzen und untereinander in schöne Verhältnisse zu setzen. Aber schon in der Hinzufügung des Ornaments wird er willkürlich und sinnlos, so mit seinen ewigen Fratzen und Masken, wie denn überall sonst Willkür sein Princip ist oder vielmehr an dessen Stelle steht, sowohl in den Gedanken wie in den Formen. Wir haben schon mehrere Beispiele davon oben gehabt. In Bezug auf das Laub ist er bald völlig naturalistisch, bald stilisirt er bekannte Formen, bald erfindet er, bald entlehnt er der Antike. Sein Urtheil liegt eigentlich in dem raschen Uebergang in den Barockstil ausgesprochen.

Wenn nicht mit dem Barockstil selbst, so stehen wir doch mit seinem Sohn und Nachfolger, dem Perrückenstil, der die Zeit Ludwig's XIV. kennzeichnet, in fast directem Zusammenhange, denn der Zopf oder das Roccoco, der Stil des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Schnörkel wir noch immer gedankenlos nachmachen, wenn wir weiter nichts zu thun wissen, ist nur die Abschwächung von jenem, der Sache nach aber ganz dasselbe. Dieser Stil, in seiner rechten Kraft geübt, übertrifft vielleicht alle andern an Energie des Ausdrucks, an Pathos des Vortrags, aber es ist mehr Bombast und Schwulst, als innere, glühende Leidenschaft. Es ist der Stil der ceremoniellen Pracht, des Hofprunkes, der nur betäubenden Glanz ausstrahlen will, nicht Feinheit des Geschmackes kund geben. Seine sinnlosen Schnörkelungeheuer, die aller gesunden Vernunft spotten, überträgt er von Palästen auch auf das unbedeutendste Geräth, auf die Arabeske in der Zeichnung. Es ist immer dasselbe, wenn auch nicht immer die gleichen Ingredienzen zu diesem ornamentalen Hexen- und Höllenbräu. Da sind Muscheln, die sich in Laub verwandeln, Laub, das in Thiergestalten verwächst, Thiere, die in Pflanzengewinde verlaufen, die zierlichsten Gewächse, Blumenkelche und zarte Blätter, welche die schwersten Mauerstücke, Blöcke und Capitäle von Säulen tragen, dazwischen allerlei künstliches Geräth von allen Enden der Welt, die Götter der Griechen, dann Chinesen und Türken und Mohren und was nur irgend Leben gehabt oder wem es die Phantasie hat schaffen können. Alles das fährt toll durcheinander, schweift sich und schwingt sich, bäumt sich und überstürzt sich, fliegt hinaus in die Luft, und schlägt alle Ordnung, Symmetrie und Vernunft wie mit Kolben todt. Wir sehen, dieser Stil ist das directe Gegentheil von dem, was wir für die Gegenwart verlangen; was ihn uns erträglich macht, ist allein sein beneidenswerth energisches, imponirendes Auftreten, das sich auch in der mitgetheilten Vase (Figur 6 S. 446) nicht unglücklich ausspricht. Allein dieses gehört nur einer bestimmten Zeit an; die unsrige ist nicht dazu geschaffen.

V.

Der Naturalismus im Netze seiner Consequenzen gefangen.

Die dritte stilistische Verfahrungsweise der Gegenwart neben dem Eklekticismus und der directen Nachahmung vergangener Stile ist der Naturalismus. Wir haben ihn schon eine Negation des Stils genannt, insofern sein Wesen darin besteht, ohne irgend einen künstlerischen Eigencharakter die Formen der Natur wie sie sind zu copiren und zu Gefäßgestalten wie zu deren Ornament zu verwenden. Neu ist er eigentlich nicht, insofern wenigstens die Renaissance — wir erinnern an Benvenuto Cellini's Löwensalzfaß — oft ähnlich verfahren ist, aber wie er jetzt auftritt, im directen Zusammenhange mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik als der Salonwissenschaft, mag er immerhin als neu und originell bezeichnet werden. Als irrenden Ritter in den botanischen und zoologischen Gärten, als Nachtwandler in den Ruinen der Vorwelt kannte ihn auch die Periode der Renaissance nicht.

Um seine Weise näher kennen zu lernen, wollen wir einige Beispiele beschreiben; aus ihnen wird sich dann die Kritik von selbst ergeben.

Auf der Londoner Ausstellung sah man ein silbernes Theegefäß (Dose) von irlän-

discher Arbeit. Es stellte zwei mächtige Eichbäume dar, die aus felsigem Grunde emporwuchsen (siehe Figur 11). Unter ihnen rennt ein Hirsch, von Hunden gehetzt, davon, während ihre Kronen ein sich weit über sie hin ausbreitendes vierseitiges Gefäß von ziemlich verzopfter Form tragen. Auf den Seiten desselben sind bildliche Darstellungen von allegorischer Art mit Bezug auf den Handel und das ferne Land, aus dem uns der Thee kommt; den Deckel krönt die sitzende Figur der Hibernia. Die ganze untere Partie, Grund und Bäume und Thiere, sind vollkommen natürlich ausgeführt. Ebenso sah man eine ganze Reihe silberner Tafelgefäße englischer Arbeit, sämmtlich exotische Pflanzen mit der Wahrheit der Natur copirt und hervorsprießend aus möglichst natürlich gehaltenem Gestein, aus dessen Spalten und Fugen kleinere Gewächse hervorkamen. Oben breiteten sich ihre Blumen zu Schalen aus und ihre Blätter legten sich zusammen, um ein Gefäß, für Frucht z. B. oder auch Salz, zu bilden. Dem Grund war eine platte Scheibe als Fuß untergelegt. Bei anderen dieser Art fanden sich auch figuralische Gegenstände mit besonderer Beziehung hinzugefügt, z. B. Gärtner, die die Blumen begossen oder den Boden bearbeiteten, oder es waren Staffagen aus dem Lande und der Nation gesucht, denen die Pflanzen entstammten. Andere hatten solche Beziehungen nicht gesucht und eine Staffage angebracht, wie sie grade eingefallen war. Da gab es eine Reihe solcher naturalistischer Gegenstände von verschiedener Art, Tafelaufsätze, Candelaber, Armleuchter und andere, die sämmtlich mit Episoden aus Paul und Virginie versehen waren. Am Fuße eines Baumes, der eine Glasschale trug, sah man auch eine Prügelscene von Knaben; ein anderer Baum, der einen Leuchter vorstellte, hatte sich am Fuß mit jagenden und rennenden Croaten umgeben, gewiß eine österreichische Erfindung. Ein anderer Oesterreicher hat erst vor Kurzem die drei Zigeuner nach Lenau, für sich betrachtet in reizender Ausführung, zu Trägern einer Agatschale gemacht. Ein englischer Silberarbeiter hatte eine Agatschale als Trinkgefäß benutzt und sie auf einen naturalistisch gehaltenen Weinstock mit emaillirten Trauben gestellt, welche nackte Knaben, die sich am Fuße befanden, zu erreichen suchten. Die Rebe war zudem von einer Pflanze umwunden, die einen Papagei gefangen hatte.

Kleinere Silbergefäße und Geräthschaften werden jetzt, namentlich in England, in großer Menge fabricirt, die nichts weiter sind als Blumen oder Pflanzenstücke, so z. B. Löffel für Zucker und Salz, deren Mundstück eine flache Blume ist, deren Stengel mit einigen Blättern den Griff bildet (siehe Figur 12); ähnlich Zuckerzangen aus gewundenen Weinreben. Schreiber dieses besitzt ein kleines Silbergefäß ebenfalls von englischer Arbeit: ein Weinblatt, das die Senf- und Pfefferdose und ein Krystallsalzfäßchen zu tragen hat; gehalten sind sie durch Windungen von den kleinen feinen Ranken, die vom Stengel ausgehen; letzterer bildet den Handgriff.

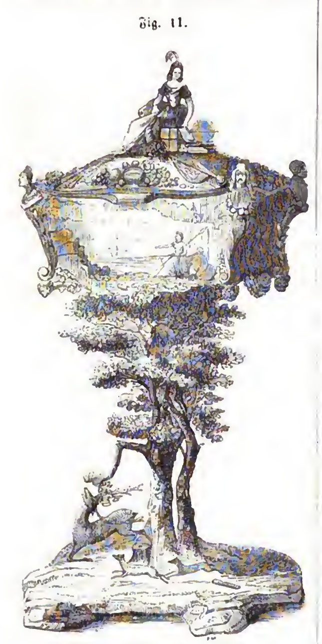
Das Metall ist allerdings wegen seiner Nachgiebigkeit am meisten geeignet für diese naturalistische Weise und so sieht man auch ähnlich zahlreiche Broncearbeiten. Aber andere Gewerbe folgen dem Beispiel, so viel sie können. So sah man schon in London Tische, von deren Fuß sich Wasserpflanzen erhoben, um die Platte zu tragen und zwischen ihnen streckten Schwäne ihre Hälse empor, oder es standen an deren Stelle langbeinige Störche oder Reiher. Von Porcellan, auch von Glas, sieht man Waschgefäße, Kannen und Becken, die ganz aus großblättrigen Wasserpflanzen zusammengestellt sind; bei anderen dienen sie nur in bescheidenerer Weise zur Verzierung in der Art, daß sie wie aus dem Boden der Krüge und Schalen emporgewachsen erscheinen.

Dem Leser werden sich bei diesen Beispielen eine Reihe Fragen aufgedrängt haben, denen sich der Naturalismus nicht entziehen kann. Der Stilistiker entgeht ihnen, weil er die Pflanzenwelt entnaturalisirt und dadurch größere Freiheit gewinnt; wer aber in einem Stücke die Treue und Wahrheit der Natur anstrebt, von dem kann man auch verlangen, daß er sich consequent bleibt und sich nicht sofort wieder gegen sie versündigt.

Wir haben in allen diesen Fällen Pflanzen oder Thier- und Menschenfiguren als Substrate oder Träger von Gefäßen, mit dem Bestreben, die Natur in Allem getreu zu imitiren, so zwar, daß Blätter oder kleine Thiere, wenn möglich, über den Originalen abgeformt oder abgegossen sind. Wie in aller Welt, fragen wir, kommen

nun Blumen oder Bäume dazu, Kerzen oder Fruchtschalen, oder gar eine Theedose mitsammt dem weiten Meer und seinen Schiffen auf seinen Wipfeln zu tragen? Nicht eine

Fig. 11.



Naturalistisches Theegefäß.

neue Sündfluth hätte Letzteres zuwege bringen können. Und wenn sie denn damit verbunden sein sollen, hätte man nicht erwarten können, da wir uns doch einmal auf dem vernünftigen Boden der Natur befinden, daß wenigstens die Antheile der Kunst, also die Schalen, die Lichterträger, die Dosen u. s. w., zu denen der Natur in proportionaler Größe ständen? Solche rationelle Consequenz würde freilich mit Hinsicht auf die Zweckmäßigkeit diese Ornamentation alsbald ad absurdum führen. Ferner: wenn die Agatschale des englischen Trinkgefäßes von naturgemäßem Weinstock getragen wird, müssen die naschenden Knaben auch in puris naturalibus sein, oder käme ihnen nicht vielmehr Kleidung zu? Die Hirschjagd reimt sich wohl zum Eichbaum, aber wie beide zum Thee? Oben herrscht mit Hibernia und dem Handel die Allegorie, also das Gegenbild der Natur, unten aber diese. Wie reimen sich die prügelnden Knaben und Croaten, wie Paul und Virginie zu Fruchtschalen, zu Leuchtern und sonstigen Gefäßen? Gerathen wir nicht in weiteren Widerspruch, wenn wir Bäume und Gewächse in ihrem natürlichen Erdreich wurzeln sehen, und dieses Erdreich wieder auf conventionellen Füßen ruht? Endlich, wie kommen exotische Gewächse dazu, als

Fig. 12.



Naturalistischer Löffel.

Fruchtschalen unsere Aepfel und Birnen zu tragen? und wie, da sie uns endlich die Natur vorstellen sollen, wie vermögen dann die schwanken Stengel die schwere Bürde zu halten? Wie das zarte Weinlaub die gefüllten Gefäße? Ob sie aus solidem Metall gearbeitet sind, ist gleichgiltig; da sie die Wahrheit der Natur anstreben, müssen sie auch die ideellen Consequenzen sich gefallen lassen.

Der Naturalismus verfällt in einen andern Fehler, und hier steht er auf gleichem Boden mit den Auswüchsen der Renaissance und ihrer Nachfolger. Er verkennt, daß das, was er der Natur entnimmt, bloß

Ornament, also nur ein Schmuck sein soll, nicht die Dinge selbst. Somit macht er das Nebensächliche, das Accessorium zur Hauptsache, zur Sache selbst. Auf diese Weise wird der Contour bedeutungslos, die Grundformen der Gefäße und Geräthe werden vernichtet, und wo er sie dennoch bewahren will, wird er unschön. Ein Beispiel dieser Art ist der aus Wasserpflanzen zusammengesetzte Wasserkrug, eine englische Arbeit (siehe Figur 13.)

Fig. 13.



Naturalistischer Wasserkrug.

Wie schon bei der modernen Gothik, so könnte man vielleicht auch hier gegen unsere Ausstellungen am Naturalismus den Einwand erheben, ob nicht, diese Fehler zugegeben, dennoch in der Form wie im Ornament Reizendes und Schönes geleistet werden könne. In Bezug auf das Ornament mögen wir das im Einzelnen zugeben. Wir mögen uns denken — und bei der Vorzüglichkeit moderner Technik ist es so — daß dieses oder jenes Blatt, diese oder jene Figur eben so reizend gezeichnet wie gut modellirt ausgeführt seien; aber unser Genuß wird sich immer an die Schönheit des Einzelnen halten müssen; stets wird das Ganze leiden, und nur eben die Vollendung des Ganzen macht das Kunstwerk. Wir mögen ferner zugeben, daß der Naturalismus nicht bloß im Stande ist, die Formen der Natur zu copiren, daß er auch auf ihr künstlerisches Leben eingehen kann, daß er die Pflanze und das Blatt in ihrer Bewegung beobachtet, daß er unterscheidet, ob und wie es sich leicht und graziös bewegt, daß es nur anliegt wie vom Lufthauch gehalten, oder ob es in sich Kraft und Zähigkeit hat, ob es sich anschmiegt und hineinschleicht in die Fugen, ob es hält und greift, ob es feindlich heraustritt und, ein warnendes Nolimetangere, die Stacheln hinauskehrt. Es ist schwer für den Naturalismus: ginge er aber darauf ein, so wird er alsbald sehen, daß er nicht Alles brauchen kann, wie er es findet, daß er suchen, wählen und endlich componiren muß. Er wird zu der Ueberzeugung kommen, daß es ein Grundirrthum ist zu glauben, in der Natur sei Alles schön. Nichts falscher als das. Er wird sehen, daß es nicht genügt, wie er bisher that, die Kunstfertigkeit zur Natur hinzuzubringen — was ist es auch viel, eine Blume, ein Blatt, ein Aestchen oder ein Thierchen zu copiren oder gar abzuformen! — er wird die Kunst mitbringen müssen, und so wird er von selbst zum Stil hingeführt werden. Dann wird er weiter finden, daß es auch Anordnung und Proportionalität der Theile, Arrangement und Harmonie der Farben gilt, in Bezug auf welchen Punkt ihn ganz besonders die Natur zu Unschönheiten und Irrthümern verleiten kann und muß; endlich daß Schluß und Krone des Ganzen die Schönheit des Gesammteindrucks ist.

VI.

Das Porcellan. — Chinesische Meister und europäische Schüler. — Porcellanmalerei.

Wir haben bis jetzt zwar die richtigen Principien des Kunstgewerbschönen gefunden, wir haben auch gesehen, nach welchen Geschmacksrichtungen heute gearbeitet wird und haben diese Arbeiten mit dem Maße unserer Principien gemessen. Allein wir haben uns doch mehr im Allgemeinen gehalten; es war mehr unsere Absicht, aus dem Richtigen und Verkehrten erst die wahren Grundsätze zu entdecken und zu erläutern, als ihre weittragende und fruchtbringende Bedeutung nachzuweisen. Zu diesem Zwecke müssen wir an die einzelnen Gewerbe selbst herantreten und sie für sich geschlossen betrachten und sehen, wie sie es machen und wie sie es nach unsern, oder vielmehr nach den in

ihnen liegenden Gesetzen machen sollten. Mit allen ist es uns freilich nicht möglich. Da es aber auch nicht unsere Aufgabe ist, eine vollständige Lehre des Kunstgewerbschönen auszuführen, so genügt uns beispielsweise der eine und der andere Stoff, und wir wählen dazu Porcellan und Glas. Darnach werden wir noch eine geschlossene, eng zusammengehörige Gruppe unserer kritischen Betrachtung unterziehen, nämlich die menschliche Wohnung, mit ihrem Schmuck, ihrer Einrichtung und Ausstattung, wo nicht bloß dem Gewerbskünstler, sondern einem Jeden aus dem Publicum die Gelegenheit gegeben ist, seinen Geschmack zu bewähren.

Das Porcellan ist doch ein glücklicher und bevorzugter Stoff! Kaum war es auch bei uns erfunden, so rissen sich die Fürsten um Erfinder und Verbreiter, jagten sie sich mit höheren Geboten einander ab, denn ein jeder wollte in seinem Staat eine fürstliche Porcellanmanufactur haben. Anfangs war es auch ein gutes Geschäft, aber dann kam die bürgerliche Concurrenz und es wurde nicht ohne Verlust fortgearbeitet. Da wurden die fürstlichen Porcellanmanufacturen zu Wächtern des Geschmacks erklärt und als solche mußte sie der Staat in Schutz und Rechnung nehmen. Wenn der Staat nun selbst den Geschmack dirigirt, welche Wunder der Schönheit und des reinen Stils dürfen wir nicht erwarten!

Unsere Vorfahren steckten mitten im Geschmack der Fayence und Majoliken, als das erste Porcellan nach Europa kam: Credenzen und Büffets waren angefüllt mit diesen Tellern und Schüsseln voll griechischer Götter, pomphafter Allegorien und biblisch-christlicher Gegenstände. Aber wo blieben sie, die Palissy und Luca della Robbia und die andern großen Künstlernamen in Fayence, als China und Japan uns ihre Geschmackssachen sandten, die keinen Namen aufzuweisen hatten? Sofort waren sie aus dem Felde geschlagen. Müssen nicht unsere Vorfahren von damals wahre Barbaren gewesen sein, die edeln italienischen Meister um der Chineserei willen so in Verachtung fallen zu lassen? Mit nichten. Sie wußten wohl, was sie thaten. Diesmal waren die klugen Chinesen in der That auch künstlerisch unsere Meister. Die Herren Italiener und Franzosen und Deutsche, die sich mit dieser Kunst abgaben, hätten ihre Bilder anderswohin malen sollen als auf Schüsseln und Teller.

Seitdem ist freilich auch das chinesische Porcellan in seinem künstlerischen Werthe gesunken und hat seinen bedeutenden Zopf erhalten, wie ihn nur der Chinese trägt, und das nicht ohne Einfluß von Europa vermittelst unserer Bestellungen und Aufträge an chinesische Manufacturen. Haben sie doch selbst griechische Ornamentation auf ihre ungeschlachten Formen anbringen müssen! Es hat darum seinen guten und richtigen Grund, wenn die Engländer und die Kenner und Liebhaber des Continents, dem Beispiele der Chinesen selbst folgend, so versessen sind auf „Old China," daß sie nunmehr nach Plünderung des Palastes in Peking wohl das ganze weite himmlische Reich von dem edeln Kunststoffe völlig ausgeschöpft und geleert haben. Wenn der Chinese die wenigen Scherben, die sich von jenem blauen Porcellan erhalten haben, das einst vor 800 — 900 Jahren der Kaiser So-und-So „Blauer Himmel nach dem Regen" benannte, in Gold faßt und als Schmuck trägt, so verdienen sie es um der wundervollen, nicht wieder erreichten tiefen und klaren Bläue willen, die sich mit dem Glanz des Spiegels verbindet; durchsichtig war dieses Porcellan, fein und dünn wie Papier und klangvoll wie eine Leier. Wer sonst als reicher Mann sich nur mit theuren Stoffen umgeben und einrichten will, wer nur den Werth des Rohmaterials im Auge hat ohne Rücksicht auf seine künstlerische Verarbeitung, der „ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei." Mit dem Porcellan aber verhält es sich etwas anders. Mit der Feinheit des Stoffes, also mit dem Preise zugleich, wächst seine Nützlichkeit so wie sein künstlerischer Werth, wenn man ihn nur da sucht, wo er ist, nämlich in ihm selber, und nicht in dem äußerlich Hinzugebrachten.

Der Thon zwar ist ein ziemlich todter Stoff, der nur die passiven Eigenschaften für sich hat, die ursprüngliche Gestaltungsfähigkeit und Nachgiebigkeit unter den Willen des Künstlers und die nachherige Erhärtung; als Porcellan aber gewinnt er Vorzüge, die für sich selbst Werth und Bedeutung haben. Das ist seine allerdings unvollkommene Transparenz, die aber mitwirkend von großer Wichtigkeit ist, der Glanz und die Klarheit des Schmelzes, und auf Grundlage der Transparenz und des Schmelzes,

die eigenthümliche Schönheit der Farben, mit denen dieser Stoff sich zu verbinden vermag. Auf diese Eigenschaften muß sich die Ornamentation gründen; als Thon oder Terracotta betrachtet und der gleichen Fabricationsweise unterworfen, folgt er in Bezug auf Gestaltung ihren Gesetzen und muß die gleiche Schönheit der Form wie die Thongefäße erstreben.

In Bezug auf Form waren die Chinesen nicht glücklich, wahrscheinlich weil sie selber keine Ideale menschlicher Schönheit sind und somit ihrem Auge die Lehrmeister fehlen. Man glaubt ihren unproportionirten, kurzhalsigen Gefäßen die kleinen kurz- und dicknackigen Gestalten mit den Mongolenköpfen anzusehen. Hierin sind die Griechen die unübertroffenen Meister geblieben und haben uns die ewigen Vorbilder aufgestellt. Sie waren eben durch und durch in jeder Beziehung vom Gefühl der Schönheit durchdrungen und so gingen sie auch in diesen einfachen Gestaltungen nicht irre. Aber es sei uns fern, ihre Gefäße als Muster in dem Sinne aufzustellen, daß sie nun bloß zu copiren wären und andere daneben von gleichem Werth nicht existiren könnten. Eben durch ihren außerordentlichen Reichthum von Gefäßformen, aus denen man doch nicht eine als die beste hinstellen kann, haben sie gezeigt, daß das Gebiet nicht zu erschöpfen ist, daß die Schönheit die größte Varietät zuläßt. Das achtzehnte Jahrhundert hat keinen größern Irrthum begangen als den, die Schönheitslinie zu suchen, und am tiefsten steckte Hogarth darin, der glaubte, sie gefunden zu haben. Es gibt so viel Schönheitslinien, als Linien überhaupt Verschiedenartiges sagen und charakterisiren sollen. So ist also dem Künstler große Freiheit gegeben, wenn auch der Willkür eben die Schönheit Grenzen setzt: wie er aber diese erreichen mag, wie die Linie Reiz und Charakter erhalte, wie der Contour in seinem Laufe wechseln soll, hier ausbiegen, dort sich einziehen, hier in rascherer Flucht, dort in sanfterer Beugung, das läßt sich glücklicher Weise nicht deduciren. Wozu wäre denn auch das Genie?

Ebenso läßt es sich nicht nachweisen noch beweisen, wenn wir behaupten, daß die moderne Porcellanmanufactur die Form im höchsten Grade vernachlässigt, daß sie, wo sie nicht antike Formen direct copirt, wenig Erträgliches und gewöhnlich wahre Monstra zu Stande bringt. Wir müssen das durch antike Formen gebildete Auge auf die modernen Magazine verweisen. Dagegen lassen sich einige bestimmte Irrthümer von allgemeiner Art näher bezeichnen. In den letzten Jahrzehnten, und im gewöhnlichen Publicum noch heute, waren solche Vasen die beliebtesten, die jede reguläre Gestalt verleugneten, ganz aus der Mittellinie herauswichen und oben in unregelmäßige Zacken, in Laub, Flammen, kurzum ganz willkürlich und unsymmetrisch ausliefen. Reich mit Gold und Malereien geschmückt kann man sie noch in allen Auslagen sehen. Häufig nehmen sie auch die Gestalt einer Blume an, sind dann wieder mit gemalten Blumen verziert und sind bestimmt, andere frische oder gemachte zu tragen. Also ein Blumenkelch soll ein ganzes Bouquet in sich tragen und ein anderes auf sich? Es ist wieder eine der Thorheiten des Naturalismus.

An einem andern Irrthum sind die Architekten schuld, von denen das Gewerbe alle Weisheit und alle Schönheit zu holen glaubt. Betrachten wir unsere Abbildung Figur 14, eine Vase aus einer Charlottenburger Fabrik, nach der Erfindung und Zeichnung eines berühmten Berliner Architekten. Wenn nicht der eingezogene Fuß darunter stände, wir müßten glauben, wir hätten ein gemauertes und gemeißeltes Brunnenbecken vor uns, so sehr ist es mit seinen Gesimsen und Spitzbogen und graden flachen Seitenwänden aus der Tiefe des architektonischen Gemüths construirt. Das Werk ist in doppelter Weise ein verfehltes, von den sonderbaren Henkeln, dem wie mit Pech am unnennbaren Theile angeklebten Ritter St. Georg, gar nicht zu reden. Einmal ist es ganz wider die Weise des Thons gehalten, dessen Gefäßformen nothwendig gemäß der Fabrication aus dem Runden hervorgehen müssen, nicht aber aus dem Eckigen, wofür der Stein die ideale Unterlage ist. Zweitens prätendirt es gothisch zu sein, aber das ganze Mittelalter, und insbesondere die Gothik in ihrem rationellen Verfahren, kennen solche eckigen Gefäße nicht. Es ist eben ein Irrthum, den man auch bei Trinkgefäßen, Pocalen, Humpen in vermeintlich gothischem Stile gemacht sieht, und auf den nur ein Architekt verfallen konnte. Selbst die Renaissance, so viele willkürliche Formen sie auch er-

sonnen hat (Figur 3 S. 442), von diesem Fehler hat sie sich freigehalten.

Aehnlich dieser Vase, aber sonst modern gehalten, sieht man heute zum öftern Porcellangefäße, Vasen wie Kaffeekannen, Tassen, Schalen und Teller von eckiger Construction, als ob sie aus Brettchen zusammengeschlagen wären; ja man findet selbst viereckige Tassen mit herausgezogenen spitzigen Ecken, die wir für Kaffeeklatschschwestern empfehlen möchten. Auch Jung-China begeht vielfach diesen Fehler.

Ferner muß man die Ueberladung mit Reliefornament tadeln, das die Vase förmlich vergräbt, sei es, daß dicke Blumenbouquets daran liegen, sei es, daß figürliche Scenen damit in Verbindung gebracht sind. Die Franzosen haben solche genrehaften Gruppen oft so zur Hauptsache gemacht, daß man nach dem Gefäß dahinter suchen muß. Da tanzt z. B. ein lascives Paar, naturalistisch bemalt, in furioser Bewegung mit flatternden Gewändern, oder es lagert sich eine üppige Gruppe in abgequälten Modellstellungen im Grünen, und hinter ihnen entdeckt man denn endlich einen Kerzenträger oder eine Blume, die wieder eine Blumenvase sein soll. Von künstlerischer Verbindung beider in irgend einer Art ist keine Spur zu finden.

Fig. 14.



Architektonische Vase.

Wenn etwas verkehrt ist beim Porcellan, so ist es die naturalistische Bemalung. Grade worin der Reiz des farbigen Porcellans besteht, der Schmelz und der Spiegelglanz

der Farben, die Zartheit sowohl wie die gesättigte Tiefe und dabei die Klarheit, und das transparente Lüstre, daß man in des Himmels Bläue oder in einen tiefen, klaren See zu sehen glaubt, grade das widerstreitet der bildlichen Naturwahrheit. Alt-China hat allen Werth darauf gelegt, und man sollte sich auch vernünftiger Weise damit begnügen, natürlich neben der Form. Statt dessen ist grade die Malerei heute die Hauptsache beim Porcellan geworden, und was nur die Leinwand und Papier von Darstellungen duldet, das muß das Porcellan auch Alles tragen.

Dieses Verfahren ist bedauerlich in mehrfacher Beziehung. Zuerst gibt der Fabrikant sich selbst auf, indem er seinen Ruhm nicht darin sucht, worin er selbst etwas leisten könnte, sondern er holt den Maler herbei und nach dessen Arbeit wird das Werk geschätzt. Zum Andern verkennt man, daß in der eigentlichen Malerei „porcellanen“ eine tadelnde Bezeichnung für eine unwahre, geleckte Eleganz in der Technik ist. Was aber hier ein Tadel, ist schwerlich dort ein Lob. Unwahr bleibt alle Porcellanmalerei, und selten oder nie ist sie jemals so ausgeführt, daß man an ihr als Kunstwerk Gefallen haben könnte. Was man sich schämen würde unter Glas und Rahmen aufzuhängen, auf Porcellanvasen soll es gut genug sein. Und sind denn endlich die runden und schiefen Ebenen der Gefäße so vortreffliche Unterlagen für Landschaften und Figurengemälde? Müssen sich nicht wegen der Rundungen, Ausweitungen und Verengungen die Figuren so verschieben, daß wir sie nur stückweise oder in falscher Proportion sehen? Da beobachteten wenigstens theilweise die Griechen mit ihren einzeln gestellten Figuren auf Vasen eine weise Oekonomie.

Wie machen wir es nun? In unserem Eifer achten wir weder auf diese künstlerischen Rücksichten, noch auf die gewöhnliche Schicklichkeit. Was sollen wir zu titianischen oder raphaelischen heiligen Familien auf einer Kaffeekanne sagen? Oder zu historischen und Genregemälden auf einem Speiseservice? Freilich gehört es mit dazu, daß ein Theetisch oder eine wohlgedeckte Tafel aussehe „wie ein Bild,“ um mich des Ausdrucks eines ästhetisch gebildeten, geschmackvollen Tafeldeckers oder Restaurants zu bedienen. Aber dazu braucht doch wahrlich nicht auf jedem Teller ein Gemälde zu sein, noch die Gäste von einer Gemäldegallerie zu speisen. Auch ist es widrig und Appetit verderbend, Madonnen, gekrönte Häupter und weltgeschichtliche Begebenheiten, Momente wie den Tod Cäsar's oder die romantische Nachtscene von Romeo und Julia von Suppen und Saucen überlaufen zu sehen, oder zarte, liebliche, blonde Engelsköpfchen erdrückt unter dem ungeschlachten Gesellen, dem Rindsbraten. Auch Schweizerberge und Milchmariandl bedürfen solches Gemüse nicht, noch Gletscher der rothen Puddingsauce zum Alpenglühen.

Daß es mit naturalistisch gemalten Blumenbouquets auf Blumenvasen recht gethan sei, hat uns nie in den Sinn gehen wollen; dann kann man aunch Scheinblumen von Papier und Wachs hilein stecken. Noch weniger, wenn Fruchtscha en mit Früchten in Stilllebenart ausgemalt sind. Hier kommt noch hinzu, daß oft Aepfel, Ananas, Pflaumen, Nüsse aus Mangel an Raum in gleicher und darum unnatürlicher Größe gehalten sind. Will man so einmal Scheinfrüchte mit ächten mischen, so thut man noch besser, sie gleich plastisch von Thon oder Papiermaché zu machen, wie man das heute so täuschend versteht. Es wäre nur ein Schritt weiter zur Vollendung der Kunst auf diesem Wege. Hier kommt freilich die Natur in ihrer Consequenz auf die Spitze getrieben mit sich selber, das heißt mit dem Appetit, in Conflict. Wir unsrerseits ziehen die echten, saftigen Früchte in unbemalter Schale den falschen vor, so wahr und täuschend sie sein mögen. Wer andrer Ansicht ist, dem wünschen wir guten Appetit.

VII.

Das Glas. — Resignirt auf Relief und Malerei.— Seine künstlerischen Eigenschaften. — Das Krystallglas. — Prismatische Farben. — Die Grundgestalten der Trinkgefäße und ihre ewigen Rechte.

Schlagender noch als das Porcellan vermag das **Glas**, ein in mannigfacher Beziehung verwandter Stoff, unsere Behauptung darzuthun, daß sich der Kunststil auf die Eigenschaften des Materials gründen müsse. Dann wollen wir zunächst das Glas mit Plastik und Malerei, den beiden gewöhnlichen Ornamentationsweisen, in

Verbindung bringen, und wir werden sehen, was folgt.

Die Renaissance — wir gedenken der venetianischen Glasfabrication — hatte es allerdings möglich gemacht, mächtige Glaspocale mit freien Blumen und Laub, das in Hochrelief heraustritt, zu umgeben, aber wo ist die Wirkung? Bei Reliefverzierung beruht sie auf Licht und Schatten, aber dieser Stoff läßt das Licht durch und gibt keinen Schatten, folglich auch keine Wirkung. Wir bewundern die Technik; die Kunst ist verloren.

Der gleiche Fall ist es mit den mächtigen Krystallvasen, die man heute als Wunder der Fabrication sieht. Als solche mögen sie gelten, aber die schönste Form bleibt unbeachtet, weil vermöge der Durchsichtigkeit und Spiegelung Alles, was dahinter liegt, mitwirkt und den Contour bedeutungslos und unkenntlich macht.

Nicht viel besser ist es mit der Malerei auf Glas. Wir meinen hier natürlich nicht die eigentlich sogenannte Glasmalerei der farbigen Fenster, die viel mehr eine freie Kunst denn ein Kunstgewerbe ist: ihr Princip ist ein anderes und ruht eben auf der richtigen Mitwirkung des Lichts. Wir meinen bemalte Gefäße, bei denen die Malerei für sich etwas bedeuten soll. Das Gemälde bedarf des festen ruhenden Grundes oder der Einfassung, des Bodens, von dem es „losgeht," das Bild auf dem Glasgefäß aber ermangelt desselben. Denn entweder, wenn die Farben eingeschmolzen sind, so vernichtet die Transparenz das Bild, es sei denn, daß es eben dazu gemacht sei, am Licht besehen zu werden; oder aber wenn die Farben decken, so hebt sich doch das Bild nicht ab und ist vom gesammten Hintergrund des Zimmers umspielt. Wir haben also wieder eine Arbeit umsonst. Der Nachtheil verringert sich zwar, wenn das Glas nicht durchsichtig, sondern durchscheinend, porcellanähnlich gehalten ist, allein er ist nicht aufgehoben, und es treten noch alle die Uebelstände ein, die wir bei bemalten Porcellangefäßen angeführt haben. Heutzutage macht man es aber mit dem Glas wie mit dem Porcellan: man ruft den Maler, und er muß die schönsten Gemälde, so gut er kann, auf den Gefäßen ausführen. In früheren Zeiten nahm man es mit der Malerei nicht so genau, legte auf ihre Ausführung wenig Werth und betrachtete ein solches Glasgefäß mehr im Ganzen als Schmuck des Buffets oder als Curiosität. Ein solches Beispiel, das sich zu Nürnberg im germanischen Museum befindet, gibt uns Figur 15.

Fig. 15.



Bemalter Glashumpen. 17. Jahrhundert.

Das Glas sollte also dem eigentlichen Reliefornament ganz entsagen und die Anwendung der Malerei wenigstens beschränken.

Wo letztere bloß ornamental gehalten ist und namentlich dient, den unsichern Contour des Glases zu heben, die undeutliche Form markirt, da kann sie wohl angebracht sein. Ist aber darum das Glas seiner Stelle im Kunstgewerbe beraubt, wenn es jenen beiden Ornamentationsweisen entsagen muß? Durchaus nicht. Grade was sie verhindert, gibt ihm Ersatz dafür, nämlich die fehlerlose, krystallne Klarheit, die lufthelle Durchsichtigkeit, der Reflex und die Spiegelung, die kostbare Eigenschaft, das Licht in die prismatischen Farben zu brechen, und endlich das Vermögen, sich Edelsteinen gleich mit den Farben stofflich zu verbinden und durch Transparenz sie zur höchsten Gluth zu steigern.

Es würde uns freilich zu weit führen, wollten wir nach allen Seiten hin auf diese Eigenschaften des Glases eingehen und den

Kunststil daraus entwickeln und sehen, wie er in der Gegenwart beobachtet wird; wir wollen uns darum mit einiger Erörterung des Krystallglases begnügen.

Dieser Stoff hat mit gutem Grund alle irdenen und metallenen Trinkgefäße, die Prachtstücke ausgenommen, so ziemlich aus dem Felde geschlagen, denn keiner vermag wie er die Reinheit des Inhalts in gleichem Grade erkennen zu lassen, und so die klare Farbe zur Wirkung zu bringen. Was der gothische Pocal durch blanke Buckeln zu erzielen suchte, das funkelnde Spiel des Lichts, das erreicht das geschliffene und polirte Krystallglas leicht und von allen Seiten her, weil es mit der Spiegelung noch die Durchsichtigkeit verbindet. Wir müssen uns darum dem gefeierten grünen Römer gegenüber zum Ketzer bekennen. Wilhelm Müller singt zwar:

Rheinwein nur aus Römerbechern
Trink, o deutscher Mann!
Trotz geboten allen Zechern,
Die des Rheines goldne Wonne
Nie durch milde Frühlingssonne
Grüner Römer funkeln sah'n.

Aber wir bieten dem Dichter Trotz. Wir finden das farbige Lichterspiel, das Blitzen und Strahlen vom goldnen Rüdesheimer oder das Gefunkel des dunkelglühenden Asmannshäuser im „hellgeschliffenen Pocal" poetischer, als wenn trüb durch das trübe Grün eine matte Wirkung sich hindurcharbeitet. Nur allein, weil der Römer eine historisch-politische Individualität ist, weil er die Becherform des frühen Mittelalters treu bewahrt, darum wünschen wir ihm Erhaltung aus gut archäologischem Gemüthe.

Die Wirkung des Krystallglases läßt sich auf das Höchste bringen, wenn man es so schleift, daß das Licht nach allen Seiten hin in prismatische Farben bricht, eine Weise, die sehr geeignet ist für alle Gefäße, die eine wasserhelle Flüssigkeit aufzunehmen bestimmt sind. Wer Sinn hat für eine wohlbesetzte und wohlgeschmückte Tafel, wird begreifen, daß derartige Gefäße, Flaschen wie Gläser, hier mit ihrem Farbenspiel von reizender Wirkung sind. Bei solchen Geräthen aber, wo das Licht allein in Frage kommt, bei Glaslüstern, Candelabern und ähnlichen, da ist jede andere Weise ein Fehler, weil keine auch nur annähernd den gleichen Effect zu erzielen vermag. Kein anderer Kronleuchter ist im Stande, eine festlich geschmückte Gesellschaft über einen weiten Saal hin so mit einem Meer von strahlendem, farbigem Licht zu übergießen. Und doch sieht man bei uns unglaublich dagegen gefehlt, sowohl indem man das Metallgerippe zu sehr vorherrschen läßt, als auch indem man dasselbe mit wirkungslosen Glasstücken behängt, z. B. mit parallelen Seitenflächen, die das Licht einfach durchlassen. Um die rechte Weise zu charakterisiren, geben wir hier die Abbildung eines Leuchters von englischer Arbeit (siehe Figur 16), der sich auf der Londoner Ausstellung befand. In England, das bekanntlich in der Fabrication des Krystallglases den ersten Platz einnimmt, ist dieses Princip mit dem größten Erfolge durchgeführt.

Bei solchen Vorzügen, die grade so gut ein künstlerisches Mittel sind wie Zeichnung oder Relief, kann das Glas getrost mancher andern Ornamentation entsagen. Nicht aber darf es sich der Rücksicht auf die Form entäußern, wenn dieselbe auch nicht zu der Bedeutung berufen ist wie bei undurchsichtigen Stoffen; füllen sich doch die Gläser mit farbigem Inhalt und machen dadurch den Contour deutlich. Wir wollen auf diesen Punkt in Bezug auf Trinkgefäße ein wenig näher eingehen, da im heutigen Fabricat nicht bloß die Schönheit verfehlt, sondern häufig auch die Grundformen miteinander verwechselt werden.

Uns kommt es wie ein natürlicher und selbstverständlicher Gedanke vor, daß man zum edlern Inhalt auch einen edlern Stoff wählt, und dieser bedingt wieder die kleinere und zierlichere Form. So hatte man denn in früheren Zeiten dort, wo hinlänglich Wohlhabenheit herrschte, daß Geschmack in Frage kommen konnte, für Wein goldene oder silberne Gefäße, für Bier und Wasser aber von Zinn oder Thon: jene waren zierlich geformt mit rundem Obertheil, mit Ständer, Knauf und Fuß, grade wie noch die heutigen Römer, diese, die plumpen Krüge ohne Fuß, mit graden oder ausgebauchten Seiten. Für alle ist nun im gewöhnlichen Gebrauch dasselbe Material eingetreten, aber die Formen sind geblieben und ihre Unterschiede nur noch schärfer ausgeprägt.

So ist für Bier der breite Krug, der ohne Fuß auf eigenem flachen Boden steht, oder das gleichgeformte Glas, das wegen Größe

und Breite noch des Henkels bedürftig ist, das formell durchaus entsprechende Gefäß, woran die neuerungssüchtige Zeit sehr mit Unrecht herummodelt. Das Wasser trinkt man nicht aus Seideln; was eingeschenkt wird, soll man frisch und kühl, wie es ist, rasch austrinken, und diesem ist das kurze, stumpfe Glas mit weiter offener Mündung völlig angemessen; diese Form macht auf Schönheit keinen Anspruch so wenig wie das Wasser auf irgend geistige Bedeutung.

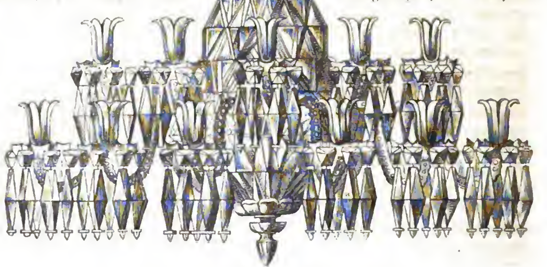
Dagegen fordert der edle, feurige Wein, der in kleineren Zügen genossen wird und doch nicht zu lange stehen darf, um die Geister nicht unnütz verrauchen zu lassen, ein kleineres Gefäß, das auf Säule und Fuß gestellt wird und zum Schmuck noch den Knauf hinzuerhält. Für den Champagner zieht es sich in die Höhe, um die Perlen aus der Tiefe aufsteigen zu sehen. Nur in der Tiefe gibt es Perlen. Ein Barbar, wer Champagner aus Bierkrügen trinkt! Freilich gibt es auch geborene und gelernte Trinker, die sich gern „in's Meer der Vergessenheit stürzen" und „einen kräftigen Wellenschlag um den Mund" lieben: für solche glückliche Ausnahmen sind die Humpen geschaffen. Wer aber seinen Wein mit Wasser mischt, der muß der „ärgeren" oder „schlechteren Hand" folgen und ein Wasserglas benutzen: die Kunst verleugnet ihn; sie hat keine Form für ihn gefunden.

Selbst für den Schnaps hat sie gesorgt. Wer in den seligen Gefilden, wo der Schnaps der Freudenbringer und Sorgenbrecher ist, ein wenig beobachtet hat, wie man Spirituosen trinkt, wird nicht im Unklaren sein, daß das kleine Stengelglas mit graden, nach oben sich erweiternden Seiten die eigenthümliche und durchaus richtige Form für solche Getränke und ihre Weise ist.

Die moderne Fabrication läßt diese uralten wie wohlbegründeten Unterschiede außer Acht, und wenn sie eine sogenannte Garnitur zusammenstellt, so schlägt sie gewöhnlich alle Formen, einerlei ob sie für Wasser oder Wein oder was immer bestimmt sind, über einen Leisten. Nur die Größe allein macht den Unterschied. Man nimmt z. B. die Form des Schnapsglases und nach diesem Muster werden nun die andern in aufsteigender Linie für Punsch, Wein, Wasser, Bier durchgeführt, und die dazu gehörigen Flaschen erhält man, indem man das Schnapsglas umkehrt und beliebig vergrößert. Daß ein umgekehrtes Schnapsglas eine Weinflasche ergeben soll, das scheint uns grade kein rationelles Verfahren.

(Schluß folgt.)

Fig. 16.



Lüster von Krystallglas in prismatischer Schleifung.

Die deutschen Kaiser in Italien.

Zu den Persönlichkeiten, welche in der deutschen Geschichte mit Stolz hervorgehoben werden und deren Namen als Sterne erster Größe glänzen, gehört Otto der Große, der Sohn und Nachfolger Heinrich I., des Finklers. Was er dem Vaterlande war, hätte er demselben in noch höherem Maße sein können, wäre er nicht im Interesse der katholischen Kirche und Italiens, aber zum Nachtheile Deutschlands, in das Thal des Po und der Tiber gezogen, wohin so viele seiner Nachfolger ebenfalls zu ihrem Verderben durch sein Beispiel gelockt wurden.



Otto der Große.

Anfänglich war das Streben Otto's nur auf Wahrung der königlichen Rechte und auf vollständige Reichseinheit in Deutschland gerichtet. Gegenüber den aufstrebenden weltlichen Gewalten suchte er die feste Einheit zwischen Staat und Kirche herzustellen; die Pfalzgrafen hatten die Reichsgüter und Reichsrechte zu wahren und es gelang ihm, das Feudalwesen mit starker Hand in Schranken zu halten.

Wenn man die damalige Lage der europäischen Verhältnisse erwägt: das oströmische Reich in Verfall; Frankreich in Verwirrung; eben so Italien; Spanien im Kampf zwischen Christen und Sarazenen; England von den Normannen mehr und mehr bedroht; Deutschland dagegen unter einem mächtigen König verbunden, die Elbe, Weser Rhein, Schelde, Donau deutsches Gebiet durchströmend, alle von der Quelle an und die meisten bis zur Mündung; deutscher Einfluß in allen benachbarten Staaten: so kann man sich nicht wundern, daß Otto wieder den Gedanken Karl's des Großen von einem weströmischen Kaiserreich auffaßte und die dringende Einladung zu einem Zuge nach Italien nicht verschmähte. Zu bedauern aber ist es, daß ihn nicht reifere Betrachtung und das Beispiel der Karolinger vor der Uebernahme einer so großen und übermenschlichen Last zurückschreckte; besonders für Deutschland zu bedauern,

daß er nicht die Ausbreitung des Christenthums und der deutschen Cultur im Norden dem Scheinglanz der südlichen Krone vorzog, daß er die deutschen Kräfte nach Italien richtete, wo sie eben so oft glänzende Siege errangen, als sie bald darauf in dem ungünstigen Klima sich aufzehrten, während jeder Schritt weiter im Norden zu dauernden Eroberungen geführt hätte.

Bekanntlich war es Adelheid, die schöne Wittwe Lothar's von Burgund, welche den deutschen König Otto zu Hilfe rief gegen den schändlichen Berengar von Ivrea, der sie zwingen wollte, ihre Hand dem Adalbert, seinem ebenbürtigen Sohne, zu reichen. Da Otto in den italienischen Angelegenheiten vorwärts ging, ward sein Einschreiten gegen den Unfug und das Weiberregiment in Rom ebenfalls nothwendig, und als er darauf in Rom zum römisch-deutschen Kaiser gekrönt wurde, bestätigte er zwar dem Papste die früheren Schenkungen der Kaiser, beanspruchte aber das oberherrliche Recht über Rom.

Schon unter Otto II., dem Sohne Otto's des Großen, versuchte der Papst Crescentius alle Macht in Italien an sich zu reißen. Otto vertrieb denselben und trachtete vergeblich, die Araber, welche in allen Fehden gegen die Deutschen gebraucht wurden, aus Unteritalien gänzlich zu verdrängen.

Auch Otto III., Heinrich II. und Konrad II. zogen nach Italien, um Streitigkeiten zu schlichten und in Mailand die eiserne Krone der Lombarden, in Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Heinrich II. wurde mit seiner Gemahlin Kunigunde zu Rom am 14. Februar 1014 gekrönt. Vorher hatte ihn der Papst gefragt: „Willst Du ein getreuer Anhänger der Kirche sein und dem Papste und seinen Nachfolgern Dein Wort erfüllen?" Später soll diese Formel umgeändert worden sein und gelautet haben: „Willst Du des Papstes und seiner Nachfolger getreuer Vasall sein?" Jedenfalls ließen sich die Kaiser in ihrer deutschen Ehrlichkeit von den schlauen Italienern leicht überlisten, und es kam endlich so weit, daß Gregor VII. den Kaiser wirklich zum Vasallen Roms machen wollte. Nach dem Römerzuge Heinrich's II. sagt der Chronist: „Er kam wieder in seine heiteren Länder, denn die Beschaffenheit der dortigen Luft und Einwohner stimmt gar nicht mit unseren Gegenden überein. Im Kirchenstaat und in Lombardien gibt es, leider! sehr viele hinterlistige Menschen, und Alle, welche von fremden Orten kommen, finden dort sehr wenig Liebe. Die Fremden müssen Alles sehr theuer bezahlen und werden noch dazu betrogen, ja Vielen vergiftet man sogar die Speisen."

Heinrich III. suchte entschieden die kaiserliche Gewalt wieder über die Macht des Papstthums zu erheben und besetzte den päpstlichen Stuhl wiederholt mit deutschen Bischöfen. Der Zug Heinrich's IV. zur Buße nach Canossa, sowie seine Krönung zu Rom durch Clemens III., den von ihm erwählten Gegenpapst Gregor's, zeigt die Veränderung der Verhältnisse im hellsten Lichte, und selbst Heinrich V., der seine Krönung mit Gewalt erzwang und den Bann verachtete, vermochte nicht, die riesengroß gewordene Macht der Päpste wieder zurückzudrängen. Unter den Hohenstaufen traten die Parteiungen der Guelfen und Ghibellinen in Italien sich gegenüber: erstere als Anhänger des Papstthums, letztere als kaiserlich Gesinnte.

Sechsmal zog Friedrich Barbarossa nach Italien und seine Nachfolger unterließen ebenfalls nicht, Lorbeeren daselbst zu suchen, bis der unglückliche Konradin, der letzte Hohenstaufe, als Opfer der unwiderstehlichen Verlockung dort blutete.

Diese Streitigkeiten zwischen Monarchie und Kirche und die Römerzüge der deutschen Kaiser finden sich neuerdings trefflich geschildert in E. F. Souchay's „Geschichte der deutschen Monarchie" (Frankfurt, Sauerländer), von welcher die beiden ersten Bände erschienen sind.

Mit Rudolf von Habsburg begannen die Verhältnisse in Deutschland selbst ganz andere zu werden; den ewigen Zank zwischen den Rechten des Papstes und des Kaisers schlichtete er durch eine völlige Anerkennung der päpstlichen Ansprüche in Italien. Einige seiner Nachfolger wurden durch die ewigen Streitigkeiten in dem unglücklichen Lande dahin geführt, bis Karl IV. 1347 bis 1378 den letzten Rest der kaiserlichen Macht in Italien aufgab und damit den Kampf zwischen den Anhängern des Kaisers und des Papstes ein Ende machte. Die Vorboten der Reformation in Deutschland und der völlige Zerfall der einzelnen Staaten in Italien locken die Blicke des Geschichtsforschers von da an auf andere Bahnen.



Die landwirthschaftlichen Naturforscher.

Von K. Fraas.

Nicht grade der freudenloseste Pfad ist es, der durch die Geschichte der geistigen Entwicklung unseres Volkes führt. Durch wildverworrenes Gestrüpp, über scharfkantige Felsen, durch Sümpfe von Unwissenheit und neben Irrlichtern von Aberglauben zieht er, bald nach seinem Entstehen, doch schon vor manchem hellsprudelnden Quell ewiger Wahrheit vorüber, erheiternd durch Frische und furchtloses Plätschern, bis er zur großen, breiten Heerstraße wird, auf dem zur Zeit das Leben der ganzen Nation strömt, einheitlich allein, weil die Sprache seine Hülle ist, und von schützender Kraft, denn „Wissen ist Macht!"

Wenn unsere Freude nun wohl berechtigt ist, soweit sie den großen Pfad deutschnationaler Wissenschaft überhaupt betrifft und nachgrade selbst John Bull in einer guten „Stocks"laune ein respectables Capital von science uns ratificirt oder Nachbar Jacques, der Pariser, unsere Wissenschaft lobt und die Taschen schätzt, — so ist doch die Frage, ob von dieser Ehre der Nation auch etwas auf die tapferen Tribus der Grundbesitzer und Landwirthe, der Bodenbebauer und Viehzüchter, vom Lebensfürsten und Besitzer zahlloser Domanien herab bis zur misera contribuens plebs, mit Recht abfällt? Ob nicht etwa die Ehre nur einigen kleinen Bruchtheilen der Nation überhaupt gebühre, unter welchen überdies jener Theil, der optima flens ist, sich gar nicht befindet? Das zu entscheiden führt in das Gebiet von „Können" und „Wissen," was uns zu weit vom Ziel abführen müßte. Darum helfen wir uns wie weiland die Realisten und zählen unsere Doctrin zu den „praktischen Wissenschaften," oder gar wie Thomasius zur „praktischen Philosophie" und begnügen uns, die neueste Phase der Geschichte landwirthschaftlichen Wissens zu kennzeichnen, weil sie wirklich einen großen Wendepunkt in der Entwicklung der ältesten und ausgedehntesten aller Erwerbskategorien der Menschen anzeigt. Nicht als glaubten wir, es sei diese Schwenkung eine plötzliche oder gar eine „Umkehr," wir finden im Gegentheil Ursache und Wirkung, Keime und Entwicklung, Zusammenhang des Fortschrittes, Meister und Epigonen; das aber zeichnet die letzten zwei Decennien unseres Jahrhunderts in der landwirthschaftlichen Bewegung aus, daß die gesammte Agronomie, obgleich eine „praktische Wissenschaft" — angefangen hat, sich selbst Zweck zu werden und auf den Wegen des großen de Verulam am Gebäude der Naturwissenschaften und der Wirthschaftslehre ohne eingestandenen Eigennutz mitzuarbeiten. Sie lernte die Sprache der Wissenschaft reden und ahnte, daß man mehr gewinne, wenn man die Wahrheit suche als bloß das Geld. Denn nur die Wahrheit der Naturgesetze sichert den Reinertrag und ist ihr Suchen obendrein das wahre „non olet" des Erwerbes.

Mit dem Erscheinen der bekannten Schrift des Meister Justus v. Liebig, gestehen wir es nur ein, ist dieses neue Ferment in das doctrinelle Gährungsmaterial der Zeit vor

zwanzig Jahren gekommen und nach und nach sind die Meisten, gleichviel ob Stickstöffler oder Mineralstöffler, doch seine Schüler gewesen oder geworden — durch Fortpflanzung eben. Nur die Geschichtschreiber der Landwirthschaft selber nicht, denn um die Historia kümmerte sich Liebig niemals besonders. Dazu war seine Gangart zu rasch und drängte sich die Zukunft mit den Thaten, die sie verlangt, zu sehr vor die Vergangenheit. Die Geschichtforscher weissagen wohl, aber sie vollziehen nicht.

Fortschritte in unseren Tagen zu machen, versteht auch der Meister am besten. Es sind eben keine Schritte, sondern Sprünge, und zwar immer einer von dreien zu viel. Der zu viel scheint, wird durch die Last der schwer beweglichen Masse, die an dem Sprung hängt, wieder eingebüßt, denn um ihn fällt der Gesammtfortschritt wieder zurück und ruht dann in der Mitte, Wahrheit geheißen — für diese Zeit eben.

Seit Justus v. Liebig 1840 die alten landwirthschaftlichen Lehrsätze angegriffen, verbessert oder ganz neue an ihre Stelle gesetzt hatte, ward klar, daß auch der alte Unterricht in der Landwirthschaft, wie ihn Thaer geschaffen hatte, nicht mehr genügen könne. Das wissenschaftliche Rüstzeug, die vorbereitenden Studien, die Zeit dafür und die Hilfsmittel waren so groß geworden, daß eine wahre Theorie der Landwirthschaftswissenschaft, nicht bloß eine papierne Praxis, neben der wirklichen landwirthschaftlichen Praxis, die gleichfalls gelehrt werden sollte, keinen Platz mehr fand und nur wenige Lehrer dieser „Akademien“ den Lehren zu folgen vermochten, welche durch größere Kräfte und deren gemeinsames Wirken an Hochschulen oder wissenschaftlichen Akademien gewonnen worden waren. Und doch waren nicht bloß landwirthschaftliches Wissen, sondern die Naturwissenschaften selbst von den altererbten vier Zünften der Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Medicin, deren letztere allein der Mutter den besten Schlupfwinkel bot, geringgeschätzt worden! „Der Bauer ist doch so zu sagen auch ein Mensch!“ — lag allen Zunfttalaren beim Beurtheilen der Wissenschaften unserer Zeit im Sinne.

Von den Facultäten geächtet, von den landwirthschaftlichen Lehranstalten nicht verstanden, bildete sich unter einem kühnen Vortrab von Agriculturchemikern ein neuer Heerestheil der Naturwissenschaft, die landwirthschaftlichen Naturforscher, welche in einzelnen Laboratorien an Universitäten und landwirthschaftlichen Lehranstalten, insbesondere in eigenen Versuchsstationen den Schacht zu erweitern streben, den Meister Liebig zuerst geöffnet hatte. Schon 1856 konnte A. Stöckhardt, der Feldprediger in guanicis, sechsundzwanzig solche Blockhäuser im Hinterwalde der landwirthschaftlichen Naturforschung zählen und wenn man von eigenen „Organen für wissenschaftliche Pflege der Landwirthschaft“ liest, so ist es wohl Zeit, auch nach den Leistungen dieser agronomischen Missionäre zu fragen. Denn nicht Wenige gibt es, die am Fortschritt, wenn nicht überhaupt, so doch in materiellen Dingen, so weit er von der Wissenschaft abhängt, geradezu zweifeln und bethörten Vertheidigern des status, quo Abel ein Schäfer und Kain ein Bauer war, gilt als ein Canon, daß außer Gottseligkeit und frommen Spenden nichts das Wachsen des Kohles und der Rinder fördere.

Luft, Wasser und Erde, die drei Urzustände der Materie, wurden nie genauer untersucht, als seitdem der Grundsatz gilt, daß aus der Luft und der Erde alle Quellen der Bildung organischer Substanz stammen — und von Niemand eifriger als von den Vätern unserer Doctrin, v. Liebig und Boussingault selbst, von Letzterem und Lewy auch in Bezug auf den Gehalt der Luft im Boden an Kohlensäure, von Ersterem, Fresenius und Ville auf den Ammoniakgehalt, den Boussingault auch im Wasser, das Barral classisch analysirte, nachwies. Marguerite erfindet selbst, den Stickstoff der Luft in Ammoniak zu verwandeln und somit den Stickstöfflern ihre essentia quinta in nie versiegender Quelle zu liefern. Das Journal der englischen Ackerbaugesellschaft ist angefüllt mit solchen Analysen von den Entdeckern der großen Absorptionskraft des Ackerbodens, Way, Huxtable und Thomson, denen sich der Deutsche Völker, der Chemiker der Gesellschaft, anschloß.

Wer hätte noch vor zwanzig Jahren es für möglich gehalten, daß eine so große Gesellschaft von praktischen Landwirthen, wie es die englische ist, Sinn und Verständniß für die subtilsten Analysen der

Aschenbestandtheile von Culturpflanzen, für ein eben so chemisch geordnetes und physiologisch festgestelltes Futterregime für Gerste oder Schweine haben würde?

Kroker und Breunlin untersuchten das Drainwasser, Knop, Ville, Vogel und Unger das Verhältniß der Pflanzen zu den Gasen, zur Kohlensäure für Culturpflanzen überhaupt und letzterer zum Wasserdunst der Atmosphäre noch insbesondere. Die Analysen unserer Culturpflanzen, ihrer Asche und deren Beziehungen zur organischen Substanz fanden insbesondere Arbeiter guten Klanges an Cohen und Anderson, Ritthausen, E. Wolff, W. Mayer, Zöller, Reiset, Leitenberger, Norton, Stöckhardt, Solms-Horstmar, Fehling und Faißt und Andern, Fallou classificirt den Boden neu, nach wenig stichhaltigen Principien, wie uns scheint, — Bibra behandelt Brot und narkotisches Getränk meisterhaft.

Wer schrieb nicht über Drainage und Kunstdünger, über Guano vor Allem? Und ist nicht unsere größte und schönste That, welche sich der „Befreiung von der Scholle" zur Seite stellt, — die Befreiung vom — Misthaufen? Frei von ihm im System des Betriebs, nicht aber im Hofe, ist uns am liebsten, und diese Emancipation der Producenten von ihm durch künstliche Dünger ist der größte Fortschritt der modernen Landwirthschaft, den wir der Naturforschung verdanken.

Die Ernährung unserer landwirthschaftlichen Nutzthiere ist seit den großen Arbeiten Liebig's und der Physiologen hierin bei den Landwirthen in ein neues Stadium getreten und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß eine Kuh bei Heu und Stroh, Kleie und Trebern, Rüben und Kartoffeln und was man auch mischen möge, rationeller zur Zeit gefüttert wird, als ein Hofrath bei sechzig Gedecken. Henneberg zu Göttingen-Weende, dann E. Wolff und Way, Sullivan, Trommer, Bobierre, Payen, Crusius, Corenwinter und die Laboratorien der Versuchsstationen überhaupt leisteten hier das Beste; Julius Lehmann und von Gohren untersuchten die Beziehungen der Erdphosphate zum jungen Organismus; für die praktische Seite ist Haubner zu nennen.

Mit nicht weniger Recht könnten wir hierher auch die Koryphäen der landwirthschaftlichen Gewerbe und der Mechanik selbst ziehen und neben Otto, Balling, Siemens und Andern auch Hamm und Schneitler nennen. Wir müssen uns aber mit Mangel an guter Information entschuldigen und wollen nur noch zufügen, daß diese neuaufkeimende landwirthschaftliche Naturforschung auch nicht ohne Fehler, gleichsam hereditären bloß, ist. Wie stadtumwohnende Bauern in der Regel nur das Schlimme, wenig des Guten von der Stadt erben, so nehmen neuansiedelnde Literaturen auch lieber die Unarten der alten an. Dahin gehört das Todtschweigen — bewußtes und unbewußtes — vor Allem. Ueber ersteres zu klagen, ist in den Zeiten der Herrschaft franko-italischer Rechtsbegriffe eitel Luxus und wird mit Recht als Zeichen übergroßer Empfindlichkeit und beginnender Chorea sancti Viti angesehen. Das zweite aber ist in den Tagen der Regierung mittelst „rubricirter Betreffe" im hohen Grade sträflich, weil damit offenkundig wird, daß man die Acten nicht gelesen hat. Tagtäglich lesen wir in den Publicationen der jüngeren landwirthschaftlichen Naturforscher Dinge, die — nicht etwa vor zwanzig oder dreißig Jahren — erst vor vier bis fünf Jahren gleichfalls und nicht minder kritisch behandelt wurden und die oft entgegengesetzte Resultate gebracht haben. Und grade wenn sie nicht übereinstimmen, dann nennt man sie erst recht nicht und freut sich ungestörten Versteckenspielens und harmlosen Gesetzgebens in rebus rusticis, weil weder die mörderische Wasserschlange noch der spitzschnabelige Storch der Kritik drohen. Alle Doctrinen mit etwas demokratischem Nebengeruch verschmähen es begreiflich, ihre Geschichte und ihren Stammbaum zu studiren, oder auch nur kennen zu lernen und das befördert unbewußtes Todtschweigen am meisten. Dieses Todtschweigen hat aber den großen Nachtheil, daß es zuletzt sich selbst, das heißt den Literaten, und nicht Andere tödtet. Eine Literatur nämlich, die keine Geschichte achtet oder hat, wird zuletzt herrenlos und Tummelplatz aller derjenigen, welche einen vergnüglichen Excursus dahin zu machen belieben. Auf die Gebiete besser disciplinirter Doctrinen wagt sich so leicht kein Fremdling, außer er ist wohlbeschlagen für das, was er wagt. Für die Landwirthschaft ist dies aber eine gewöhnliche Erscheinung, willkommen zumal und mit Recht, wenn sie uns fördert.

Nicht immer ist dies aber der Fall, wie neuerlich ein ganz überflüssiger Paradezug Roscher's in das historische Feld unseres Gebietes beweist. Das kommt Alles davon her, weil „man die Acten nicht liest.“ Und lesen sie denn endlich die doctrinellen Männer des Faches, die Lehrer der Landwirthschaft an den landwirthschaftlichen Akademien und deren Vorstände selber und besser? Welche Stellung nehmen denn sie in dieser neuesten Bewegung der wissenschaftlichen Landwirthschaft ein? Zwar findet man Biographien des Hafers und der Turnips (Wunder und Stöckhardt), oder eine Geschichte des Keimens ölhaltiger Samen (Wunder und Peters), selbst eine Geschichte der Runkelrüben (Alexander Müller) und Lawes, Gilbert und Pugh forschen ängstlich wie ein Hidalgo über die Herkunft des Stickstoffes, — was aber Andere früher über diese Dinge sagten, berücksichtigen die Wenigsten, weil ihre ganze Seele nicht bei dieser Art Forschung ist. Die ganze Seele haben nur die Landwirthe vom Fach dabei, und nicht landwirthschaftliche Naturforscher, sondern naturforschende Landwirthe sind es, welche die Zukunft erheischt. Männer wie Boussingault, die auch sagen können, was der verfütterte Sauerstoff, Kohlenstoff oder Stickstoff eingetragen hat, welche zur Statik der Elemente auch das wirthschaftliche Verständniß fügen, sind uns Ideal. Nehmen sie dann, wie im französischen Institut, auch bei uns Sitz und Stimme in den Akademien der Wissenschaften, so fehlen auch die Apparate zum Fortschritt und die durch Gemeinschaft errungene Kraft nicht. Constatiren wir einstweilen den Abschnitt der Geschichte und deuten die nächste Zukunft an, ohne indessen den wackern Gajus zu vergessen, den Juristen, der thatsächlich bei uns überall in Deutschland regiert und Maß und Ziel des Fortschrittes bestimmt. Wenn Gajus in seinem landwirthschaftlichen Debut so fortfährt, wie damals, als er seinen Verwalter den Gerichten übergab wegen ausgezeichneten Betruges, da er ihm von dem kleineren Schweine jährlich zwanzig, von dem viel größeren Esel aber nur ein Junges in Rechnung gestellt habe, so wird er von unserem Forum verwiesen werden müssen. Wir werden wenigstens bureaumäßige Kenntniß der Sache verlangen, in der man regiert, oder unsere Angelegenheiten in eigene Hand nehmen. Vielleicht daß unsere landwirthschaftlichen Naturforscher ihm mehr Geschmack an diesen Studien beibringen, zumal wenn er von der Justiz getrennt sich ungetheilt der Verwaltung hingibt.

Rhodos.*)

Dem Reisenden, der auf einem Lloyddampfer aus dem engen Golf von Budrun kommt, eröffnet sich, sobald das Cap Krio (das Knidos der Alten) umschifft ist, ein Blick auf einen weiten Meereshorizont. Zur Linken entschwindet die Küste von Kleinasien in duftige Ferne, rings entsteigen der blauen Fluth Inseln, und indem man sie mit dem Auge mustert, erkennt man an seiner Größe Rhodos, das Eiland des Sonnengottes. Seine Gestade entfalten sich dem Näherkommenden immer schöner, und fällt endlich im Hafen der Hauptstadt der Anker, so hat man den überraschendsten und anmuthigsten Anblick. In den Wellen des Meeres spiegeln sich Schiffe mit schwellenden Segeln und vielfarbigen Wimpeln, schlanke Palmen, glänzende Minarets und hohe, von Zinnen gekrönte Ritterburgen. Ist man aber gelandet und hat die Stadt betreten, so findet man sich auf einem Schauplatze furchtbarster Zerstörung. In einem Jahre, noch dazu in dem kurzen Zeitraume von nicht ganz vier Wochen, ist Rhodos von zwei Katastrophen heimgesucht worden.**) Im Herbste von 1856 war die Hauptstadt im Ganzen noch so erhalten, wie die Ritter des Johanniterordens sie verlassen hatten. Eine traditionelle Scheu, entstanden durch den strengen Befehl Soliman's, jedes Andenken an die tapfern Christenritter zu achten, hatte die sonst so rohen Türken abgehalten, die alten Bauten, die Meisterburg, die Johannis- und Katharinenkirche, die Ritterstraße und die Festungs-

*) Die Insel Rhodus, aus eigener Anschauung und nach den vorhandenen Quellen historisch, geographisch, archäologisch, malerisch beschrieben und durch (70) Originalradirungen und (140) Holzschnitte nach eigenen Naturstudien und Zeichnungen illustrirt von Albert Berg. 50 Bogen gr. Quart. Preis 24 Thaler. Ausgabe mit Epreuves d'artiste 48 Thaler.

**) Vgl. Monatshefte 2. Band Seite 34 ff.

werke anzutasten. Da erfolgte in der Nacht vom 11. bis zum 12. October 1856 ein heftiger Erdstoß. Die Erschütterung war so heftig, daß die erschreckten Bewohner meinten, die ganze Stadt müsse über ihren Köpfen zusammenbrechen, und in den nächsten zehn Tagen traten neue Schwankungen ein. Die Zerstörung war indessen nicht so groß als die, welche am 6. November folgte. An diesem Tage ergoß sich nach langer Dürre der erste Regen. Den leichten Wolken drängten sich schwerere nach, ein Gewitter begann sich zu entladen. In der Johanniskirche, die den höchsten Punkt der Stadt einnahm, lagen dreitausend Centner Pulver. In diese Masse schlug ein Blitz ein. Im nächsten Moment war Rhodos wie in Feuer eingehüllt und ein entsetzlicher Knall erschütterte die Luft und die Erde. An der Stelle, die der mächtige Quaderbau des Kirchthurmes eingenommen hatte, blieb nichts als eine trichterförmige Vertiefung. Der ganze Stadttheil von der Johanniskirche bis zum obern Theil der Ritterstraße wurde zu einem unförmlichen Haufen von Steinen, Balken, Sparren, Hausgeräth und Leichen. Die großen Quadern des Thurmes flogen, die Häuser vom Dach bis zum Keller durchschlagend, in die fernsten Vorstädte. Zweihundertundfünfzig Häuser waren zerstört, über achthundert Menschen erschlagen worden.

Diese beiden Katastrophen haben fast Alles vernichtet, was es auf Rhodos an alten Baudenkmalen gab. Das Erdbeben hat seine Verwüstungen nicht auf die Stadt beschränkt, auch die schönen Ritterburgen an der Küste und im Innern sind heimgesucht worden. Ist die ehemalige Schönheit der Insel verschwunden, so können wir wenigstens im Bilde noch ihrer froh werden. Drei Jahre vor den Unglückstagen des Octobers und Novembers von 1856 besuchte Albert Berg die Sonneninsel und füllte seine Mappe mit Zeichnungen ihrer architektonischen und landschaftlichen Schönheiten. Er vereinigte seine reiche Ausbeute in einem Werke, das durch seine Ausstattung zu einem Prachtwerke seltenster Art geworden ist. Es ist allgemein bekannt, welchen Charakter unsere illustrirten Ausgaben in der Regel haben. Von denen, bei welchen Wohlfeilheit des Preises die maßgebende Rücksicht ist, ganz zu schweigen, erreichen auch die bessern den hohen Standpunkt selten, den manches französische oder englische Prachtwerk einnimmt. „Die Insel Rhodus“ von Albert Berg kann sich mit ihren Radirungen und Holzschnitten und ihrer typographischen Ausstattung jenen fremden Kunsterzeugnissen nicht bloß zur Seite stellen, sondern übertrifft sie durch das reine Kunststreben, das hier ohne allen Zusatz von Effecthascherei gewaltet hat, und durch die kernhafte Solidität der ganzen Anlage und alles Einzelnen. In diesem Werke ist von den großen Radirungen bis zu den kleinen Bildern, welche die Initialen umgeben, Alles künstlerisch schön. Nicht weniger als 140 Holzschnitte und 70 Radirungen begleiten die 400 Folioseiten des Textes. Dieser selbst zerfällt in einen geschichtlichen und einen beschreibenden Theil und bildet so eine vollständige, auf eigener Anschauung und dem genauesten Quellenstudium beruhende Monographie der Insel Rhodos. Wir werden aus beiden Theilen Einiges ausheben und unsere Erzählung von Illustrationen begleiten lassen, damit auch diejenigen unserer Leser, denen das Prachtwerk nicht zugänglich ist, einen Einblick in seine Vorzüge gewinnen können.

Zuerst von karisch-lykischen Stämmen besiedelt, wurde Rhodos bald in die griechischen Geschicke verflochten. Wie lieb die Insel, auf der kein Tag ohne Sonnenblick vergeht, den feinfühlenden Hellenen war, davon zeugen die vielen Sagen, die wir in griechischen Schriftstellern, bei Pindar und Andern, über sie finden. Um in Sagen hinter den Alten nicht zurückzubleiben, haben die Neuen viel vom Koloß von Rhodos gefabelt. Diese Kolossalstatue von siebzig oder achtzig Ellen Höhe soll mit gespreizten Beinen über dem Hafeneingange gestanden haben. Wie hätten da Schiffe von einiger Größe in den Hafen gelangen können? In der That stand der Koloß nicht über, sondern neben dem Hafen, in einer Gegend, die zu Lande und zu Wasser weithin sichtbar ist und die den Schauplatz der glorreichen Kämpfe gegen Demetrios beherrschte. Um ihren Sieg über den Städtebezwinger zu verherrlichen, errichteten die Rhodier das Standbild, und folglich gab es für dasselbe keinen passenderen Platz als im Angesicht des Schlachtfeldes. Die glückliche Abwehr des Angriffes durch Demetrios war das bedeutendste Ereigniß in der alten Geschichte der Insel, und man

wird in dem Berg'schen Werke die darauf bezüglichen Abbildungen mit um so größerm Interesse sehen, als die Wiedereinführung der Katapulten in die moderne Kriegskunst durch den Kaiser der Franzosen die Aufmerksamkeit neuerdings auf die Belagerungsmaschinen der Griechen und Römer zurückgelenkt hat.



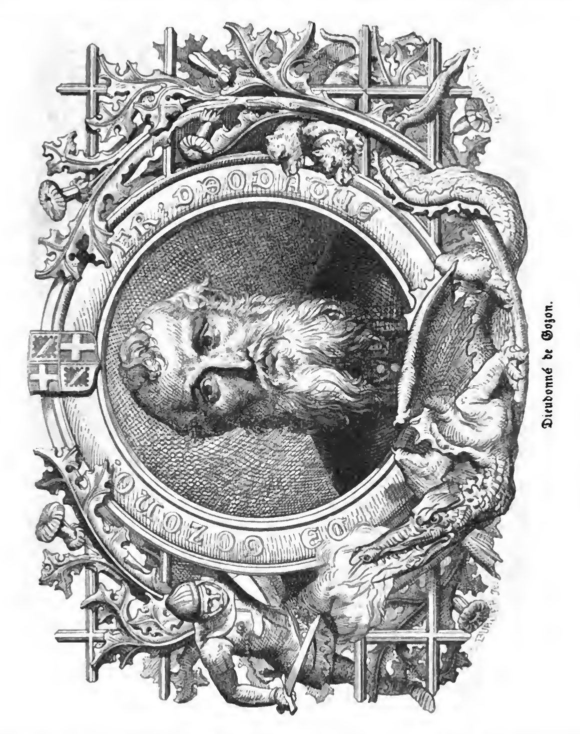
Foulques de Villaret.

Mit einer Uebersicht über alle Culturverhältnisse, über Gottesdienst, Kunst, Literatur und Handel der alten Rhodier schließt Berg seine Darstellung der griechischen Epoche. Diese Capitel sind gelehrt, selbst auf archäologische Streitfragen eingehend, und doch anziehend und geschmackvoll geschrieben. Gleich dem Verfasser können auch wir die Klage nicht unterdrücken, daß unsere mit Ausgrabungen viel beschäftigte Zeit, die in Ninive, Babylon, Cyrene, Xanthus so viel zu Tage förderte, Rhodos vergessen hat. Allerdings hat das Material der alten Stadt beim Bau der neuen sich stark benutzen lassen müssen. Bedenkt man aber, daß das griechische Rhodos in einem Erdbeben zu Grunde ging, so wird man die Erwartung, daß in seinen Schutthügeln manche Bildsäule, manche Inschrift und manches Relief der Auferstehung harre, eine berechtigte nennen.

Von der Zeit, die zwischen der griechischen

Periode und der Besitznahme durch die Johanniter liegt, wissen wir eigentlich nichts. Nach dem Verlust von Ptolemais flüchteten die wenigen noch lebenden Ordensbrüder nach Cypern, wo sie aber von dem König Heinrich II. aus dem Hause Lusignan so eingeschränkt wurden, daß sie den Entschluß faßten, eine der benachbarten Inseln für sich zu erobern. Sie richteten ihre Augen auf Rhodos und brachten mit Hilfe des Papstes und einiger europäischer Fürsten Geld und Mannschaften zusammen. Am 15. August 1310 erstürmten sie die Hauptstadt — nach der Sage durch eine Kriegslist, indem einige Ritter, die sich in Felle steckten, mit der heimkehrenden Schafherde in das Thor eindrangen — und hatten vier Jahre später die ganze Insel nebst den umliegenden kleinern Eilanden erobert.

Foulques de Villaret war der erste auf Rhodos residirende Großmeister. Seine Züge sprechen auf unserm Bilde so deutlich, daß wir für seine Charakterzeichnung mit wenigen Worten ausreichen werden. Er war stolz und tyrannisch, gegen die Brüder hochfahrend, achtete kein Gesetz, das seiner Willkür im Wege stand, und benutzte die Reichthümer des Ordens bloß für sich selbst und seinen glänzenden Hof. Als die Ritter ihn abgesetzt und einen Gegenmeister gewählt hatten, zog der Papst die Entscheidung an sich. Villaret mußte nun seiner Würde entsagen, blieb indeß in Anbetracht seiner geleisteten Dienste im Genuß des Großprio-



Dieudonné de Gozon.

rats von Capua, das er mit souveräner Macht verwalten durfte. Er starb im südlichen Frankreich (1317) und wurde in Montpellier begraben.

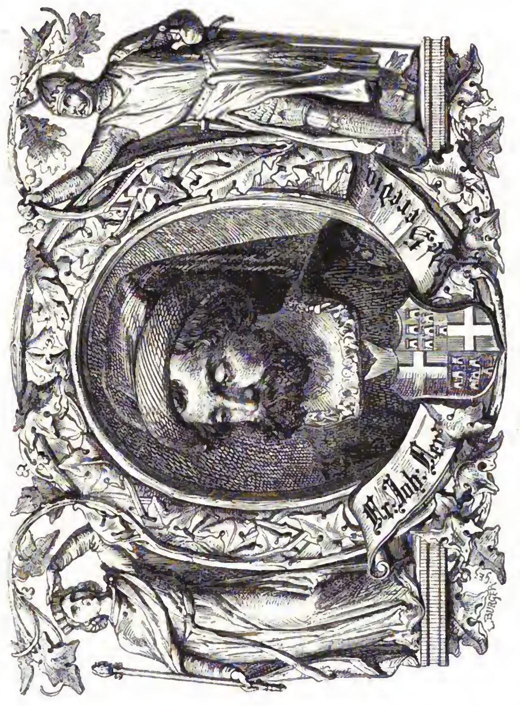


Raimond Berengar.

Der zweite Nachfolger Foulques', Dieudonné de Gozon, ist der Held der Schillerschen Ballade: der Kampf mit dem Drachen. Er war ein Provencale aus einem Geschlecht, dem die Burg Gozon in der ehemaligen Provinz Languedoc zu eigen gehörte. Welche geschichtliche Grundlage die Erzählung von seinem Kampfe mit einem Ungeheuer, das bald als Drache, bald als Krokodil bezeichnet wird, habe, ist nicht zu ermitteln. Wie ein Chronist des Ordens berichtet, wurde Gozon's Wahl zum Großmeister von der Bevölkerung, die ihn noch immer als ihren Befreier ansah, mit Jubel begrüßt. Er handelte ganz in dem ritterlichen Charakter, den die Sage ihm beilegt. Er befestigte Rhodos stärker und lieferte Türken und Sarazenen zwei vernichtende Seeschlachten. Ein Geschäftsmann war er nicht, die Finanznoth des Ordens nahm ihm alle Freudigkeit, und endlich mußte der Papst dem Dringen Gozon's um

Entbindung von seiner Würde nachgeben (1353).

Aeußerlich glänzend und doch innerlich bedrängt war auch die Regierung Raimond Berengar's. Er vollbrachte durch die Erstürmung von Alexandrien die größte Waffenthat seines Jahrhunderts. So berühmt sein Name dadurch geworden war,



Johann Ferdinand von Heredia.

leisteten die Fürsten der Christenheit bei den fernern Kämpfen des Ordens doch keine Hilfe und die Brüderschaft selbst gerieth in einen gewissen Verfall. Die Befugniß, Reformen auszuführen, erhielt Berengar endlich, aber er war bereits zu alt und schwach, um noch Hand an's Werk legen zu können. Sein Tod erfolgte im Jahre 1374.

Zwei Jahre später wurde Johann Ferdinand von Heredia Großmeister. Die Brüder wählten ihn, obgleich er dem Orden durch seine Habsucht vielen Schaden zugefügt hatte, weil er ihnen als Feind zu mächtig war. Auch seine glänzenden Eigenschaften mögen ihn empfohlen haben, denn er verband die Eigenschaften eines ausgezeichneten Staatsmannes und Diplomaten mit denen eines unerschrockenen Kriegers, eines bewährten Seemannes und war durch und durch ritterlich. Auf seiner Fahrt nach Rhodos fand er die Venetianer im Kampf mit dem Sultan, schloß sich ihnen an und erstieg als der Erste die Mauern von Patras, wurde dann

aber gefangen genommen und mußte drei Jahre lang die härtesten Sclavendienste verrichten. Daß der Orden ihn loskaufe, litt er nicht und frohndete so lange, bis seine Familie die erforderliche Summe aufgebracht hatte. Mit diesem Zuge von Größe steht dann wieder in Widerspruch, daß er nach seiner Errettung der Brüderschaft aus ihrer Geldnoth, die bis zu seinem Tode dauerte, nicht heraushalf und seine beträchtlichen Einkünfte statt für den Orden zu Familienstiftungen verwendete.

Als Heredia gestorben war, brachte sein Nachfolger Philibert von Naillac (1396 bis 1421) den Orden zu hoher Macht. Die Geschichtschreiber des letztern erwähnen der Eigenschaften des Mannes nicht, weil sie geglaubt haben mögen, daß seine Thaten genug für ihn sprächen. Er baute Budrun als Brückenkopf auf dem asiatischen Festlande und machte den Orden im östlichen Theile des Mittelmeeres herrschend. Die Herstellung der Einigkeit unter den Rittern aller Zungen war sein letzter Erfolg. Im Papst Alexander V. hatte er bei diesem Streben einen treuen Verbündeten gehabt.



Johann von Lastic.

Als Mahmud Constantinopel eroberte, saß Johann von Lastic auf dem Stuhle der Großmeister. Die ernsten Züge seines entschlossenen Gesichts verrathen seine Sorgen und seinen Charakter. Seine Verwaltung (1437 bis 1454) war ein langer Kampf gegen die wachsende Macht der Türken und gegen die im Orden herrschenden Mißbräuche. Mit kräftiger Hand steuerte er dem drohenden Verderben und traf die heilsamsten Einrichtungen zur Verbesserung der Finanzen. Er selbst verwendete alle seine Einkünfte zum öffentlichen Besten und scheute kein Opfer für das Wohl seiner Brüder.



Orsini.

Dem Großmeister Raimund Zacosta, der von 1461 an regierte, fiel die Aufgabe zu, die Vertheidigungswerke der Insel so umzubauen, daß sie dem verbesserten Belagerungsgeschütze Widerstand zu leisten vermöchten. Die Comthurn des Abendlandes murrten über die Steuern, die sie unablässig nach Rhodos schicken mußten, und klagten Zacosta an, daß er dem Sultan Tribut bewilligt habe. Um die Einigkeit herzustellen, berief Papst Paul II. ein Generalcapitel nach Rom,

auf dem der Großmeister erschien und seine Finanzmaßregeln rechtfertigte. Bald darauf starb er und wurde in St. Peter bestattet.

und sie verließen diese Zufluchtsorte bloß am hellen Tage, um ihre Felder zu bestellen. Zu gleicher Zeit nahm die Geldnoth einen solchen Charakter an, daß man



Emeri von Amboise.

Orsini wurde von dem heranziehenden Türkengewitter noch nicht getroffen. Seine Regierung, die bis 1476 dauerte, ließ aber das Kommende schon ahnen. Die Landungen von Feinden auf Rhodos wurden so häufig, daß die Landbewohner nur mit Gewalt von einer massenhaften Auswanderung abgehalten werden konnten. Man mußte sie in die Küstenschlösser aufnehmen

alles Silbergeschirr des Ordens in die Münze schickte.

Die nächste Regierung, die Peter's von Aubusson, hatte eine ausnahmsweise lange Dauer, von 1476 bis 1503. Sie war die interessanteste in der Geschichte des Ordens. Die Rüstungen Mahmud's waren nach langen Vorbereitungen vollendet und es erfolgte nun jene Belagerung, die das Wun-

der ihrer Zeit war und Aubusson's Namen auf den Flügeln des Ruhmes durch die Welt trug. Noch heute wird sie zu den merkwürdigsten Kriegsereignissen gerechnet. Die heldenmüthige Tapferkeit der Ritter würde nutzlos gewesen sein, wenn ihr Großmeister nicht die höchsten Feldherrneigenschaften entfaltet hätte. Aubusson war vielleicht der Einzige, der seines Sieges nicht lange froh wurde. Ein feiner Diplomat, war er auch ein edler Mann, und so fehlten ihm die Waffen, mit denen sich die Willkürlichkeiten und Uebergriffe des ruchlosen Papstes Alexander VI. gegen den Orden hätten bekämpfen lassen.

Emeri von Amboise hatte in den ersten Jahren noch von Alexander's Habsucht zu leiden. Nachdem der Tod ihn von diesem Alp befreit hatte, wurde seine Thätigkeit eine eben so freie wie heilbringende. Streng gegen Unordnungen und Laster, ließ Amboise dem heitern ritterlichen Geiste den freiesten Spielraum. Die Meisterburg sah nun glänzende Feste. Geld war immer da, denn nie war der Orden auf seinen Kriegsfahrten zur See glücklicher gewesen.

Auf den hellen Tag folgte die finstere Nacht. Philipp Villiers von Isle Adam war der letzte auf Rhodos residirende Hochmeister. Daß grade unter ihm die Insel verloren ging, wirft keinen Schatten auf ihn. Ein Mann von ungewöhnlichen Gaben, von großer Umsicht und unüberwindlicher Standhaftigkeit, voll von dem Gefühl für Pflicht und Ehre, dabei von ungemessener Hingebung für das Wohl seines Ordens, leistete er bei der Vertheidigung fast Unglaubliches. Gegen eine so ungeheure Uebermacht, wie Soliman sie heranführte, ließ sich freilich nichts ausrichten. Das richtige Urtheil über Isle Adam's Leistungen fällte sein Gönner Karl V., als er bei der Nachricht des Falls der Insel ausrief: „Nie ist etwas so ehrenvoll verloren worden wie Rhodos."

Mit dem Ende der Johanniterherrschaft endet auch die Geschichte von Rhodos. Ein vernachlässigtes Eigenthum der Türken, ist die Insel mit dem ganzen Reich demselben Schicksal der thatenlosen Ruhe und des stufenweisen Sinkens verfallen.

Wir werden in einem zweiten Artikel die alte ehrwürdige Stadt und die malerischen Schönheiten der Insel näher betrachten.

Das Cap Horn.

Von jeher hatte die Fahrt von Rio de Janeiro um Cap Horn nach Chile einen schlimmen Ruf bei den Seeleuten, und es ergibt sich aus den Nachrichten älterer Zeit, daß noch etwa vor dreihundert Jahren unter drei Schiffen, welche jene Reise machten, eins verloren ging, während die zwei andern, meist sehr schlimm zugerichtet, im Stillen Ocean aukamen. Unbeschädigt und vollkommen seetüchtig kam unter hundert Schiffen kaum eins durch, wohl aber kam es vor, daß ganze Geschwader verloren gingen, sowie, daß nicht selten Schiffe lange Zeit an der verrufenen Südspitze kreuzten, des directen Gegenwindes halber, der dort meistens herrscht, aber niemals herumkamen, sondern endlich umwendeten, und um das Cap der guten Hoffnung segelnd, in den Großen Ocean zu gelangen suchten.

So schlimm ist es nun freilich heutzutage nicht mehr; da alle die Berichte aus jener Zeit sowohl, als wissenschaftliche Beobachtungen nachweisen, daß die meteorologischen Verhältnisse sich dort auf keine merkliche Weise geändert haben, so muß wohl angenommen werden, daß Verbesserungen im Seewesen und vielleicht vorzugsweise eine vortheilhaftere Construction der Schiffe selbst die Ursache dieser verringerten Gefahr sind.

Aber stets bleibt die Umschiffung von Cap Horn eine unangenehme Partie, denn ohne Zweifel gehen dort verhältnißmäßig immer noch viele Schiffe verloren, und mehr oder weniger starke Beschädigungen, Havarien, hat jedes Schiff dort zu erleiden.

Am 1. Juli 1849 in den ersten Stunden des Nachmittags, so erzählt Freiherr von Bibra im zweiten Bande der Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, lichteten wir die Anker und verließen den Hafen von Rio.

Mit den glänzendsten Farben geschmückt und die abenteuerlichsten Farben zur Schau tragend, zogen zahllose Quallen an unserm Borde vorüber, Scheibenquallen darunter von mehreren Fuß Durchmesser und wieder kleine Individuen von Linien Länge. Züge von Delphinen durchzogen die See und

Butzköpfe, der Delphinus gladiator, wurden ebenfalls gesehen, indessen ziemlich weit und nur bestimmbar durch das Fernrohr, zum Aerger des Capitäns, der ihnen gern einige Büchsenkugeln zugesendet hätte, da es, wie er sagte, die bösartigsten Thiere der Welt wären. Auch die Vogelwelt war reichlich vertreten durch zahlreiche Möwen, und besonders waren die capischen Tauben die steten Begleiter des Schiffes, und schon am zweiten Tage wurden einzelne Albatrosse gesehen, wenngleich bloß kleinere Arten.

Wir kamen rasch vom Flecke, aber bereits nach einigen Tagen, auf der Höhe von Buenos-Ayres oder einige Grade darüber schwand ein großer Theil all dieser Herrlichkeit. Die Thierwelt beschränkte sich nur noch auf einzelne Vögel, die Quallen und ihre Stammverwandten waren vollständig unsichtbar geworden, und ziemlich gleichzeitig mit ihnen verschwand auch eine der prachtvollsten Erscheinungen, welche den Seefahrer für manche Unbill reichlich entschädigt, ich meine das Leuchten der See. Anstatt dieser unserer bisherigen Begleitung aber bekamen wir Gäste an Bord, wilde und ungebetene, mächtige Wellen nämlich, die dort zum ersten Male kräftig auf Deck sprangen, und am Tag sich mehrend an Zahl und Stärke, uns lange Zeit nicht mehr verließen.

Schwand aber auch das reizende nächtliche Leuchten der See mit den Myriaden von wunderbar gestalteten Thieren, welche es bedingen, so war unser einsamer Weg in der weiten Wasserwüste doch nicht immer in tiefe Dunkelheit gehüllt, und häufiger, als vielen der Genossen lieb und erwünscht, beleuchteten Blitze unsern einsamen Weg.

In jenen Breiten nämlich sind Gewitter, und meist nächtliche, eine oft wiederkehrende Erscheinung, und zugleich eine imposante und erhabene, leider aber, wie manches Großartige überhaupt, mit mancherlei Unannehmlichkeiten verknüpft. Die besprochenen Wellen schlugen dann unaufhörlich über Bord; denn die See geht schwer und das Schiff liegt stark auf der Seite, Alles, was nicht sorgfältig festgestaut ist, rollt auf Deck und in den Kojen umher und verursacht einen häufig fast unerträglichen Lärm, in welchen sich das Fluchen der Matrosen und das Stöhnen der Seekranken auf würdige Weise einmischt.

Es ging rasch vorwärts in das schlimme Leben am Cap. Die Temperatur fiel bedeutend, und dies war doppelt empfindlich für uns, da wir in Brasilien fast immer + 23 Grad oder + 24 Grad Réaumur gehabt und uns Alle sehr behaglich dabei befanden. So hatten wir bereits am 5. Juli des Mittags nur + 11 Grad Réaumur und von Tag zu Tag fiel fortwährend das Thermometer.

Die Farbe des Meeres bei Cap Horn war keineswegs eine reizende, sondern ein würdiges Abbild der trostlosen Färbung des Himmels. Das Grün der Küste, das Blau der hohen See, sie waren vollständig verschwunden, und ich möchte am besten den Ton des Wassers an der verrufenen Südspitze Amerika's vergleichen mit dem eigenthümlichen Grau, welches ein Kessel mit schmelzendem Blei zeigt, dessen Oberfläche aber bereits stark oxydirt ist. Bisweilen hatte auch dort die See das trübe, schlammige Ansehen eines Flusses nach heftigen Regengüssen; kaum aber braucht bemerkt zu werden, daß Alles dies nur optische Erscheinungen waren und daß, geschöpft, das Wasser so klar wie unter den Tropen war.

Walfische sahen wir an der Ost- und später an der Westküste nicht über den 50. Grad südlicher Breite, dafür aber dann auch mächtige Exemplare. Auch der Delphinus gladiator trat erst in diesen Breiten wieder auf. Einige Grade weiter sahen wir indessen noch andere Delphine. Eine viel größere Anzahl derselben beobachtete ich aber bei Cap Horn während der Rückreise von Chile im folgenden Jahre und das zwar von sehr verschiedener Größe und Färbung, so zum Beispiel schwarze mit weißem Bauche, ganz weiße und weiße mit schwarzen Flecken auf dem Rücken, und es mag wohl sein, daß manche noch unbestimmte Species sich unter ihnen befand.

Die Vogelwelt schien einzig durch verschiedene Albatroßarten und durch die capische Taube (Procellaria capensis) repräsentirt. An der eigentlichen Südspitze, das heißt unter 56 und 57 Grad südlicher Breite, sah ich aber auch diese nicht, so daß ich glaube, daß nur selten diese Thiere sich vom Atlantischen Ocean in das Stille Meer begeben, nicht weil sie die hohen Breiten scheuen, denn, wenn ich nicht irre, hat man sie anderwärts noch näher dem Pole getroffen, sondern weil ihnen eben bei

Cap Horn denn doch die See allzu stürmisch und bewegt sein mag, trotzdem, daß sie zu den echten und aufrichtigen Sturmvögeln gehören.

Ich habe sowohl Albatrosse als auch capische Tauben häufig geangelt, denn natürlich gibt es keine andere Art, ihrer habhaft zu werden, und habe auf diese Weise Gelegenheit gehabt, die außerordentliche Unbefangenheit dieser Thiere zu bewundern, welche, wenn sie am Angelhaken an Bord gezogen werden, dort von der Angel befreit und wieder in's Wasser geworfen werden, im nächsten Augenblick wieder dieselbe Angel annehmen und sich abermals fangen lassen.

Hat man einen großen Albatroß an der Angel und zieht ihn an Bord, so hängen sich seine Mitalbatrosse und Brüder sogleich an seine Beine oder an die Flügel des Gefangenen und vermehren auf diese Weise bedeutend die Schwierigkeit, ihn aufzuhissen.

Es ist dies ein großartiger Zug im Charakter dieser Thiere und zeigt, daß auf keinerlei Weise altfränkische Vorurtheile bei ihnen stattfinden, wie solche bei den vierfüßigen Raubthieren des Landes angetroffen werden sollen. Denn jene Vögel beabsichtigen keineswegs, ihrem bethörten Collegen zu Hilfe zu kommen, sondern sie wollen ihn einfach essen.

Zieht man den Gefangenen an Bord, tödtet ihn und wirft ihn sogleich wieder in die See, so ist keine Minute vergangen, bevor er in Stücke gerissen und von den andern bis auf die letzte Faser aufgespeist worden. Ich hatte Gelegenheit, dies mehrmals mit anzusehen, da in jenen Breiten das Abbalgen größerer Vögel (des beschränkten Raumes in der Cajüte und der Sturzwellen auf Deck halber) oft unmöglich ist und ich mir wenigstens einige Schädel derselben verschaffen wollte. Wirft man einen verwundeten Vogel in die See, so wird er ebenfalls sogleich von den andern angefallen, getödtet und verzehrt.

Bei den capischen Tauben habe ich dies nicht beobachtet und sie schienen sich um einen verwundeten Kameraden wenig zu kümmern, das abgebalgte Fleisch oder die Eingeweide einer derselben waren ihnen indessen stets eine willkommene Speise.

Im Uebrigen scheinen diese Thiere, die Captauben wenigstens, den Menschen auch nicht im Mindesten zu scheuen. Sie sind nicht im Stande, sich vom Boden aus in die Luft zu erheben; hat man also eine an Bord von der Angel befreit, so ist sie gezwungen, auf Deck zu bleiben. Kaum aber bemerkt man bei ihnen ein Anzeichen von Furcht, sondern sie scheinen anfänglich nur die ihnen ungewohnte Umgebung neugierig zu betrachten und nehmen schon nach kurzer Zeit den gebotenen Speck oder anderes Futter begierig auf.

Wir gingen am 28. Juli des Morgens zwischen Good Succeß, der südlichsten Spitze des Feuerlandes, und zwischen der Insel Staatenland hindurch und hatten auf diese Weise Gelegenheit, theils mit freiem Auge, theils mit einem Feldstecher von Plössel beide Küsten ziemlich deutlich beobachten zu können.

Beide Küsten tragen so ziemlich den Charakter, welchen der südliche Theil der Westküste Amerika's überhaupt zeigt und den ich später Gelegenheit hatte, genauer beobachten zu können.

Kleine Hügel und Felsengruppen, spitz, kegelförmig aus den Wolken tauchend, bildeten die äußerste Küste. Alle diese pittoresken Formen waren dunkel oder schwarz gefärbt und ohne Zweifel, wie dies auch an der Westküste der Fall, basaltisch oder doleritisch, vielleicht auch zum Theil aus plutonischen Conglomeraten bestehend. Das stark mit Schnee bedeckte Gebirge, welches sich gegen das Innere zu über jene dunkeln Vorgebirge erhebt, scheint granitisches Gestein in weitester Ausdehnung des Begriffes zu sein, ebenso wie an der Westküste, wo mächtige Bildungen von Granit, Syenit, Gneiß oder Glimmerschiefer das Festland bilden, bis sie weiter gegen das Innere zu durchbrochen werden von der Kette der Anden, in welcher alle vulcanischen und plutonischen Gesteine gefunden werden, welche in unsern geognostischen Handbüchern in Reihe und Glied gestellt sind, vielleicht auch noch ein guter Theil darüber.

Das eigentliche Cap Horn, wenigstens das, was mir von unserm Capitän dafür bezeichnet wurde, ist eine wilde und grotesk aus dem Meere hervorgeschobene Felsengruppe, und zwei große dunkle Kegel, ohne Zweifel Basalt oder Dolerit, bilden die Hauptpartie. Kleinere ähnliche Formen ragen in einiger Entfernung aus den Fluthen, gegen Osten hin breitet sich hierauf,

aber mit jenen großen Kegeln nicht zusammenhängend, eine Kette mit Schnee bedeckter Berge aus, welche ohne Zweifel höher sind als das Cap, aber dennoch nieder erscheinen, weil sie in weiterer Entfernung liegen.

Nach einem heftigen Sturm am 1. August 1849 folgten noch einige Tage mit Schnee, Regen, Hagel und stets bewölktem Himmel, dann kamen klarere Tage und wir sahen zum ersten Male die Küste von Chile.

Literarisches.

Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet. In drei Bänden. Zweite, verbesserte und bereicherte Auflage. Essen, Bädecker.

Ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit ist die Vorliebe, mit der in weiteren Kreisen die Naturwissenschaften gehegt und gepflegt werden. Die Schule hat freilich dieser berechtigten Forderung der Neuzeit noch nicht die geziemende Beachtung geschenkt, aber dafür ist dem Bedürfnisse auf eine andere Weise abgeholfen worden. Die naturwissenschaftliche Literatur ist in dem letzten Jahrzehnt zu einer wahren Fluth angeschwollen; es fehlt nicht an Büchern, welche die staunenswerthen Resultate, zu denen die Wissenschaft in der Neuzeit auf dem weiten Gebiete der Naturerkenntniß gelangt ist, den weitesten Kreisen zugänglich zu machen suchen. Wenn auch unter dieser Unmasse von Büchern über die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaft viele zu finden sind, auf welche das alte Sprichwort: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt," mit Recht anzuwenden ist, so fehlt es aber auch nicht an solchen, die sich den Grundsatz zur Richtschnur erwählt haben, daß dem Laien bei der Einführung in die Wissenschaft eben nur das Beste zu bieten sei. Zu diesen Büchern, die mit Recht empfohlen werden können, gehört auch das vorstehende, von welchem uns der zweite Band und die erste und zweite Abtheilung des dritten Bandes, die Grundzüge der Physiologie von v. Rußdorf, die Zoologie von Blasius, die Botanik von Dippel, die Mineralogie von Quenstedt, die Geognosie und Geologie von Nöggerath und die Bergbau- und Hüttenkunde von Lottner enthaltend, vorliegen. Einige dieser Namen bekunden schon, daß man es hier mit anerkannten Meistern der Wissenschaft zu thun hat, und wenn die andern grade nicht eben so hoch stehen, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie jenen in ihren Leistungen würdig zur Seite stehen. Daß die Vorzüge dieses Werkes, welches trotz des jeder einzelnen Wissenschaft knapp zugemessenen Raumes dennoch von jeder derselben einen vollständigen Ueberblick der Hauptergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in einer leicht verständlichen, aber dennoch durchaus wissenschaftlich gehaltenen, ja selbst anziehend geschriebenen Darstellung gibt, auch von dem Publicum bereits gebührend anerkannt worden sind, bekundet der Umstand, daß in wenig Jahren eine zweite Auflage nothwendig geworden ist. Der inneren Gediegenheit steht auch die äußere Ausstattung würdig zur Seite. Das Verständniß wird durch eine sehr große Zahl von sauber ausgeführten Holzschnitten erleichtert und doch ist das Buch nicht, wie es leider so häufig der Fall ist, mit Bildern überladen.

Die Länder am untern Rio bravo del Norte, von Adolf Uhde. Heidelberg. J. C. B. Mohr.

Es sind die Atlantischen Grenzgebiete Mexiko's und der Union, welche hier besprochen werden. Augenblicklich hat sich ihre Wichtigkeit vermindert, da die Union in ihrer gegenwärtigen Lage nicht daran denken kann, ihre agressive Politik gegen die Nachbarrepublik fortzusetzen. Dagegen ist das ganze Mexiko in den Vordergrund der Ereignisse getreten, und da Herr Uhde eine Geschichte des unglücklichen Freistaats gibt, so wird sein Werk allen denen, welche an der Tagespolitik ein mehr als oberflächliches Interesse nehmen, sehr willkommen sein. Mehr als zwei Drittel des Buchs sind den Ereignissen in Mexiko vom Aufstande Hidalgo's bis zum Sturze Miramon's gewidmet. Durch eigene Anschauung der Dinge von Manchem unterrichtet, was uns in Europa entgeht, schöpfte Herr Uhde außerdem aus mancher schwerzugänglichen Quelle. Uebrigens gibt sein Buch auch das, was der Titel verspricht, nämlich eine Beschreibung der Länder am untern Rio bravo del Norte. Wir erhalten hier manchen interessanten Aufschluß über Handel und sonstige Verkehrsverhältnisse, manchen dankenswerthen Beitrag zur nähern Kenntniß der Thier- und Pflanzenwelt jener Gebiete. Mit großer Theilnahme lasen wir die Mittheilungen über die Indianer des Grenzlandes. Wir begrüßen das gut und mit Kritik geschriebene Werk um so anerkennender, als es das erste unserer Literatur ist, welches sich mit den Gegenden am Rio bravo del Norte eingehend beschäftigt.



Christian Thomasius,

der Begründer der Universität Halle.

Von

Hermann Hettner.

Christian Thomasius gehört nicht zu jenen gewaltigen Heroen, welche durch großartige Schöpfungen und Entdeckungen ihren Namen unverlöschlich in die Geschichte einer einzelnen Wissenschaft eingegraben haben; aber es bleibt ihm unentreißbar das kaum minder schätzbare Verdienst, durch die Freiheit seines Geistes und durch die Unerschrockenheit und Thatkraft seines Charakters im schönsten Sinn des Worts ein Befreier der Menschheit geworden zu sein. Es liegt ein tiefer reformatorischer Zug in ihm, und auch die Art seines Angriffs und seiner Waffenführung erinnert nicht selten an die großen Freiheitshelden des Reformationszeitalters.

Thomasius war am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren. Er war der Sohn des berühmten Leipziger Professors Jakob Thomasius, an dessen anregenden Unterricht auch Leibniz gern mit Liebe zurückdachte.

Die gesammte Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts litt unter der unterjochenden Uebermacht theologischer Bevormundung. Der erste Kampf gegen die Theologie ging vom Naturrecht aus, indem zuerst Hugo Grotius und noch mehr Pufendorf die Quellen der menschlichen Rechtsbegriffe nicht bloß aus den zehn Geboten, das heißt aus der Offenbarung, sondern vielmehr aus der eingeborenen sittlichen Natur des Menschen selbst abzuleiten unternahm. In diese Kämpfe war Thomasius schon früh durch seinen Vater eingeführt worden. Lange Zeit schwankte der strebsame Jüngling. Einerseits wußte er der aufgestellten Grundansicht von der Berechtigung und Eigenmacht der menschlichen Vernunft keine ihn selbst überzeugenden Gründe entgegenzustellen; andererseits schreckte ihn das verfolgungssüchtige Eifern der Gläubigen, welche jene Anschauung als strafwürdige Ketzerei verdammten. Als er 1675 an der Universität zu Frankfurt an der Oder als Docent auftrat, hielt er seine ersten naturrechtlichen Vorlesungen noch durchaus altgläubig. Bald aber gaben die Vertheidigungsschriften, welche Pufendorf gegen seine Gegner schrieb, den letzten Ausschlag. „Ich fing damals an," sagt Thomasius in der Vorrede seines ersten größeren von ihm später in das Deutsche übersetzten Werkes, „Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres," „einige dunkle Wolken zu verjagen, welche bisher meinen Verstand verfinstert hatten. Ich hatte mir vormals eingebildet, daß Alles, was die Herren Theologi insgemein defendiren, lauter gute theologische Sachen seien und daß sich ein ehrlicher Mann nach Möglichkeit in Acht nehmen müsse, daß er von Niemand ein Ketzer oder ein Neuerer gescholten werde; nachdem ich aber recht nachgedacht, wie die Theologie von der Philosophie verschieden, lernte ich daraus erkennen, daß gewöhnlich von den Theologen allerlei Dinge einmüthig vertheidigt werden, welche mit der Theologie

nichts zu schaffen haben, sondern in die Sittenlehre oder Rechtsgelahrtheit gehören, und endlich, daß ein Neuerer noch lange kein Ketzer sei. Da nun das Judicium allsachte bei mir reif zu werden begunnte, merkte ich zugleich, daß ich mich an Gott versündigen würde, wenn ich mich noch länger von Andern bei der Nase würde herumführen lassen; ich that deshalb die Augen meines Gemüthes zu, damit sie der Glanz menschlichen Ansehens nicht verblenden solle, und gedachte nicht mehr, was für ein großer vornehmer Mann es sei, der Dieses und Jenes geschrieben, sondern überlegte mir die Beweisthümer auf beiden Seiten und betrachtete, was Dieser vorgab oder Jener bestritt, und was der Eine behauptete, der Andere aber beantwortete." Nun war seine Richtung für immer entschieden. Das freie Denken hatte gesiegt. Er kam sich vor wie „ein Ueberläufer, welcher wider einen Tyrannen, der die Freiheit der Republik unterdrücken will, die Waffen ergreift."

Nachdem Thomasius noch einige Jahre auf das fleißigste Studium des römischen Rechts und advocatorischer Praxis verwendet, trat er 1681 zu Leipzig mit Vorlesungen über Hugo Grotius und Pufendorf auf, und entsetzte die Studirenden so gewaltig durch seine Kühnheit, daß, wie er sich ausdrückt, er mit seinem Hugo Grotius bald ganz allein blieb. Er ließ sich nicht einschüchtern. Nach zwei Jahren wiederholte er die unterbrochenen Vorlesungen, und zwar diesmal unter dem mächtigsten Zulauf und Beifall. Die Leipziger Theologen erhoben den allgemeinsten Wehruf. Besonders Valentin Alberti, der erbitterte Gegner Pufendorf's, schürte in einer „Disputation über die christliche Philosophie" geschäftig das Feuer. Die abscheulichsten Lügen und Verleumdungen wurden emsig verbreitet. Bald erzählte man sich im ganzen Lande, daß Thomasius die studirende Jugend zu Atheisterei, zu falscher Lehre und Gottlosigkeit verführe. Thomasius antwortete diesen Verleumdungen in der einzig würdigen Weise; er veröffentlichte die Vorlesung.

Diese Institutiones Jurisprudentiae divinae sind von ihm später vielfach umgearbeitet und erweitert worden; aber schon im ersten Entwurf ersieht man deutlich, daß Thomasius durchaus nicht ein bloß äußerlicher Schüler und Nachahmer Pufendorf's ist. Die Loslösung des Naturrechts von der Obmacht der Theologie wird von ihm vollends vollendet. „Das Licht der Natur und das Licht der Offenbarung," meint er, „sind verschiedene Quellen; die Theologie ist aus der Schrift, die Philosophie aus der Vernunft herzuleiten. Der Zweck der Philosophie ist das irdische Wohlsein des Menschengeschlechts, der Zweck der Theologie das himmlische." Und eben so wird von ihm zuerst die scharfe Scheidung zwischen Recht und Moral in der Wissenschaft mit bewußter Folgerichtigkeit zur Durchführung gebracht. Indem er erkannte, daß das Recht (Justum) auf den äußern Frieden gehe und darum erzwingbar, die Moral dagegen (Honestum et decorum), als nur auf den innern Frieden bezüglich, nicht erzwingbar sei, gewann er eine bindende Grundlage, die noch in Kant ihre unveränderte Geltung behauptet.

Gleichwohl waren diese naturrechtlichen Eroberungen nur der Anfang anderer kühner und weitgreifender Verbesserungspläne. Hatte der junge Docent auf dem einen Wissensgebiet erkannt, was den gedeihlichen Fortschritt hemme, so trug er diese Erfahrung auch auf andere Gebiete über. Und ist es ihm in diesen nicht in gleicher Weise gelungen, selbstschöpferische Bedeutung zu erlangen, so hat doch die gesammte wissenschaftliche Behandlungsweise und vor Allem die Art des Universitätsunterrichts durch ihn eine völlige, bis heute andauernde Umgestaltung gewonnen.

Er hatte in seinen naturrechtlichen Studien die alte scholastische oder, wie man sie damals noch immer nannte, die Aristotelische Philosophie als den unter allen Umständen zu bekämpfenden Erbfeind erkannt. Er wollte daher das Uebel an der Wurzel angreifen. Er suchte eine frischere Philosophie einzuführen, welche die Fesseln der Theologie zerbrechen und zugleich allgemein faßlich und gemeinnützig, d. h. um seinen eigenen Ausdruck beizubehalten, nicht bloß für die Schule, sondern auch für das höhere Geschäftsleben tauglich sein sollte.

Dies geschah zunächst durch Vorlesungen über Logik, welche, wie Thomasius selbst in seinen „Kleinen teutschen Schriften," Halle 1721, Seite 71 erzählt, vornehmlich den Zweck hatten, „die Unzulänglichkeit und die Mängel der Logik, wie solche insgemein auf hohen und niedrigen Schulen

gelehrt wird, deutlich darzuthun." Wir haben einen genauen Einblick in diese Vorlesungen durch das Buch, welches er als Christiani Thomasii Introductio ad philosophiam aulicam seu lineae primae libri de prudentia cogitandi et ratiocinandi 1688 zu Leipzig herausgab. Das Bedeutsame ist der offene Hinblick auf Frankreich. Der Titel ist der Philosophie des Gens de cour des Abbé Gerard, der Inhalt zum größten Theil der Logik des Port-Royal nachgebildet. Der Zweck spricht sich am entschiedensten im Schlußcapitel aus, das gegen die „Pedanterie" zu Felde zieht, als dasjenige „Laster, welches der Klugheit zu räsonniren hauptsächlich zuwider ist." Auf diese neue Logik ließ Thomasius Vorlesungen über die christliche Sittenlehre folgen; in gleicher Weise dazu bestimmt, die Mängel der sogenannten Aristotelischen Philosophie zu beseitigen und nicht bloß spitzfindige Begriffsbestimmungen, sondern fördernde Anweisung zu einem werkthätig tugendhaften Leben zu geben. Der wissenschaftliche Werth dieser Bücher ist unbedeutend; aber sie haben unermeßlich beigetragen, die Gemüther für eine freiere Anschauung des Wissens und Lebens empfänglich zu machen.

Kurz darauf erfolgte der gewaltigste Schlag. In seinem Streben nach Frische und Volksthümlichkeit des wissenschaftlichen Denkens fühlte Thomasius immer unabweisbarer, daß eines der tiefgreifendsten Hemmnisse das Festhalten des Lateins als Unterrichts- und Schriftsprache sei. Wie leicht und zugänglich waren die wissenschaftlichen Bücher der Franzosen! Unerschrocken nahm er sofort auch gegen dieses Vorurtheil den nachhaltigsten Kampf auf. Es war eine That von der höchsten geschichtlichen Tragweite, als Christian Thomasius vor dem Beginn des Sommerhalbjahres 1687 an das schwarze Brett der Universität Leipzig, welches, wie Luden in seiner lesenswerthen Schrift über Thomasius (Berlin 1805, Seite 14) treffend sich ausdrückt, noch nie durch die deutsche Sprache entweiht war, ein in deutscher Sprache geschriebenes Programm anschlug, als Einladung zu Vorlesungen, welche er über des berühmten Spaniers Balthasar Grazian „Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben," deutsch zu halten beabsichtigte. Dieses Programm führt den Titel: „Welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?" Es hat sich auf einzelnen Bibliotheken, wie z. B. auf der königlichen Bibliothek zu Dresden, in seiner ursprünglichen Form erhalten, und ist überdies in „Christian Thomasius' kleinen teutschen Schriften, Halle 1721, Seite 1—66" wieder abgedruckt. Der Grundgedanke desselben ist, eindringlich darzustellen, daß die Franzosen an Gelehrsamkeit, Geschmack und Lebensgewandtheit den Deutschen weit überlegen seien und daß es daher darauf ankomme, ihnen in den Mitteln nachzuahmen, durch welche sie zu diesen Vorzügen gelangten; diese Mittel aber seien die Verwerfung der alten scholastischen oder, wie Thomasius immer sagt, der Aristotelischen Denklehre, statt welcher die Franzosen die vortreffliche L'Art de penser des Port-Royal eingeführt hätten, ferner der Gebrauch der allgemeinverständlichen Muttersprache in gelehrten Dingen und die Uebersetzung der besten griechischen und römischen Schriftsteller. Wozu der wüste, sinnverwirrende Ballast, mit welchem man jetzt die Köpfe überlade und welcher nur bewirke, daß nachher das „Tüchtige und Gescheidte" nicht haften wolle? Man solle es machen wie die Franzosen, die ja doch die geschicktesten Leute seien und allen Sachen ein rechtes Leben zu geben wüßten und sich auf honnette, d. h. gemeinnützige Gelehrsamkeit, beauté d'esprit und Galanterie befleißigen. Wozu die fremde, todte Sprache, welche das Volk und besonders auch die gesammte Frauenwelt von aller tieferen Bildung ausschließe? Es sei ein Jammer, daß wir in Deutschland unsere Sprache nicht so hoch halten, wie die Franzosen die ihrige, daß wir die Wissenschaft mit lateinischen und griechischen Ausdrücken verdunkelten, und unsere Sprache nur für Handlungen des gemeinen Lebens, höchstens für kleine Histörchen und neue Zeitungen, nicht aber für das Philosophische genügend erachteten. Könne man sich endlich entschließen, die Muttersprache in Schrift und Unterricht anzuwenden, dann würde auch die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt werden und wir würden nicht länger die Schmach dulden müssen, von den übermüthigen Franzosen mit den Moskowitern auf gleiche Linie gestellt zu sein. Und ganz diesem Programm entsprechend waren die angekündigten Vorlesungen selbst; eben so unerhört in ihrem

Inhalt wie in ihrer Form. Das Schlußwort jenes Programms: „L'Humeur joviale est une perfection plutót qu'un défaut, quand il n'y a point d'excés; un grain de plaisanterie assaisonne tout“ läßt errathen, wie seltsam sie durch ihren munteren Ton gegen die hergebrachte altväterische Steifheit und Ehrbarkeit abstechen mochten.

Ein allgemeiner Sturm der tiefsten Aufregung und Entrüstung ging sogleich durch alle zunftstolzen Leipziger Professorengemüther. Valentin Alberti, ohnehin gereizt durch die Neuerungen und Widersprüche, welche sich Thomasius gegen ihn erlaubt hatte, erklärte, er wolle sein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis Herrn Thomasius das Handwerk des Collegienlesens gelegt sei.

Schon nach wenigen Monaten trat Thomasius mit einem noch wirksameren Unternehmen hervor. Er wollte nicht bloß der Lehrer der deutschen Jugend, er wollte auch der Lehrer des deutschen Volks sein.

Thomasius gründete eine Zeitschrift. Es war die erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache.

Allerdings waren schon seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts deutsche Zeitungen und Anzeigeblätter vorhanden; aber sie waren nur den politischen Tagesereignissen bestimmt, freilich sehr dürftig und chronikenhaft. Ja, seit 1682 hatten die Leipziger Acta Eruditorum nach dem Vorgang des Journal des Sçavans sogar schon das Beispiel einer nur auf Literatur und Wissenschaft bezüglichen Zeitschrift gegeben; aber in lateinischer Sprache und nur berichtend, ohne alles tiefere Eingehen auf den wissenschaftlichen Kern und auf die Schärfe kämpfender Gegensätze. Thomasius, obgleich eine Zeit lang Mitarbeiter, fühlte sich daher wenig durch sie befriedigt. Seine im Januar 1688 begonnene Monatsschrift führte den Titel: „Schertz- und Ernsthaffter, Vernünftiger und Einfältiger Gedancken über allerhand Lustige und Nützliche Bücher und Fragen, Erster Monat oder Januarius, in einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft der Müßigen. Franckfurth und Leipzig, Verlegts Moritz Georg Weidmann, Buchhändler, 1688.“ Diese Zeitschrift erschien zwei Jahrgänge hindurch; mehrmals den Titel verändernd, aber immer in derselben Haltung und Richtung. Die Art und Weise, wie Thomasius im Februarheft 1688 (S. 226 ff.) auf die Zeitschriften von Bayle, Basnage und Le Clerc verweist, stellt außer Zweifel, daß er von diesen für sein Wagniß den ersten Anstoß erhielt.

Jene keck herausfordernden Ketzereien, welche bereits im Hörsaal so viel Aergerniß erregt hatten, wurden hier zum Gemeingut gemacht. Das erste Stück beginnt sogleich mit einer Zuschrift an Tartüffe und Barbon, jene bekannten französischen Lustspielmasken eines Scheinheiligen und Zopfgelehrten; indem sie untersucht, wem von Beiden der Vorrang gebühre, ertheilt sie zuletzt Beiden den Rath, die Monatsschrift lieber ungelesen zu lassen, denn sie würden viel Lästerliches und Anstößiges finden. Eben so bezeichnet die Vorrede des zweiten Jahrgangs (Januar 1689) den Kampf gegen „die Pedanterei und Heuchelei, die den Titel der Gelehrtheit und Tugend mißbrauchen,“ als vornehmsten Endzweck. Die Schäden der alten Schulmetaphysik und der unseligen Vermischung von Theologie und Philosophie, d. h. mit andern Worten, die gleißende Nichtigkeit der herrschenden Wissenschaft, werden schonungslos aufgedeckt. Die Wirkung war um so packender, je spannender und ergötzlicher die Form war. Thomasius gibt seinen Belehrungen und Unterhaltungen meist eine novellistische Einkleidung, deren Gestalten und Verwicklungen zwar in ungelenker Sprache, oft roh und geschmacklos, aber äußerst lebendig und zum Theil mit wirklich dichterischer Kraft ausgeführt sind. Und innerhalb dieser anziehenden Masken entfaltet sich sein rascher, fröhlicher, scharfer und vernichtender Witz so muthwillig, ausgelassen und tollhumoristisch, daß Thomasius unbedingt den besten Satirikern beigezählt werden muß. Thomasius selbst bekennt mehrmals (Februar 1688, Seite 206; Januar 1689, Seite 16) ausdrücklich, daß er in seiner satirischen Schreibart dem genialen Erasmus nachstrebe. Ein Werk des echtesten Humors ist vor Allem jener Angriff auf die scholastische Philosophie, welcher unter der Form einer komischen Lebensgeschichte des Aristoteles und seiner verliebten Abenteuer vorgeführt wird. Es wird erzählt, wie Aristoteles in seiner Jugend sein Vermögen mit wilden Ausschweifungen durchgebracht und sich nun durch Verfertigung und Verkauf von Fleckkugeln, Schminke und Haarpuder erhalten,

wie er hierauf fleißig unter Plato studirt, diesen aber zuletzt zu Tode geärgert habe, weil er statt des schwarzen Mantels und Hälschens ein buntes Kleid, ein Spitzenhalstuch und einen Degen trug und auch Andere zu solcher Tracht beredete, wie er an den Hof Philipp's von Macedonien gekommen, dort das Lhombrespiel erfunden, sich in die Königin Olympia verliebt, auch endlich nach vielen Bemühungen und Fährlichkeiten Gegenliebe gefunden; und es ist dabei leicht zu erkennen, wie dieser grotesken Verzerrung das damalige Professorenleben, ja sicher ganz bestimmte Porträtfiguren als Urbild gesessen haben. Ob wohl Holberg, als er den Ulysses von Ithacia schrieb, dieses keck parodischen Romans gedachte?

Von wie gewaltiger Wirkung diese Zeitschrift war, erhellt aus den vielen Nachahmungen, welche sie sogleich hervorrief. Vergleiche Prutz: Geschichte des deutschen Journalismus, Band 1, Seite 343.

Noch mehr aber erhellt diese Wirkung aus den erbitterten Verfolgungen, welche sich an sie anschlossen.

Es sind dies jene folgenschweren Streitigkeiten, durch welche Thomasius zuletzt aus Leipzig gedrängt wurde.

Thomasius hat in verschiedenen Abhandlungen des zweiten Theils der „Vernünfftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Thomasischen Gedanken und Erinnerungen über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel; Halle 1724" eine ausführliche Darlegung dieser Streitigkeiten gegeben. Da Thomasius, wie er selbst (a. a. O. Seite 132) eingesteht, sich gegen seine Gegner persönliche Ausfälle und Anspielungen erlaubt hatte, glaubten diese nun auch ihrerseits um so schonungsloser Gleiches mit Gleichem vergelten zu dürfen. Man beschwerte sich bei den Dresdener Behörden, man predigte offen auf den Canzeln gegen ihn. Ein Theologe, Professor Pfeiffer, hielt eine Vorlesung über Atheismus mit dem bestimmt ausgesprochenen Zweck, Thomasius als Atheisten zu verdächtigen. Thomasius beschwerte sich bei dem akademischen Senat; er wurde von diesem mit seiner Klage abgewiesen. Nun kündigte er zu derselben Stunde, in welcher Pfeiffer seine Vorlesung hielt, ebenfalls eine Vorlesung über Atheismus an; sie sollte eine Entgegnung und Rechtfertigung sein. Diese Vorlesung wurde ihm verboten. Er begann eine Einleitung zu Vorlesungen über Atheismus. Sie erlitt kurz nach dem Beginn das gleiche Schicksal. Als eines Tages seine Zuhörer sich, wie gewöhnlich, versammelt hatten, sah sich Thomasius zu der Erklärung genöthigt, daß er nun auch diese Einleitung nicht lesen dürfe; er nahm aber sofort den unterbrochenen Gegenstand in einer neuen Vorlesung „über die Vorurtheile" auf. Es erfolgten neue Anklagen und neue obrigkeitliche Einmischungen. Doch wußte sie Thomasius durch geschickte juristische Vertheidigung zunächst unschädlich zu machen. Dies geschah im Sommer 1689. Kaum aber war dieser Sturm beschwichtigt, so erhob sich ein anderer. Und der zweite war heftiger als der erste. Thomasius hatte im Decemberheft seiner Monatgespräche von 1688 Hector Gottfried Masius, Hofprediger zu Kopenhagen, scharf angegriffen. Dieses veranlaßte einen Anhänger desselben, Peter Schipping, zu einer Gegenschrift, welche auszuführen versuchte, Thomasius habe geleugnet, daß die königliche Gewalt unmittelbar von Gott komme. Die schlecht verhehlte Absicht war, ihn dadurch in die schwere Anklage eines Majestätsverbrechens zu verwickeln. Thomasius druckte Schipping's Schrift im Mai- und Juniheft 1689 ab und widerlegte sie. Masius, von Leipzig aus aufgestachelt, setzte durch, daß der König von Dänemark sich an den Dresdener Hof wendete. Thomasius wurde gerichtlich vernommen und zu öffentlicher Abbitte aufgefordert. Thomasius weigerte sich. Die Anklage konnte auf dem Wege des Rechts nicht begründet werden und der Proceß wurde niedergeschlagen. Die Gegner lauerten um so ergrimmter auf günstigere Gelegenheit. Sie kam bald genug. Als die Leipziger Theologen auch gegen die eben auftauchenden pietistischen Neuerungen eiferten, und sie mit allen der Facultät verfügbaren Mitteln verfolgten, da schrieb Thomasius auf den Wunsch Hermann August Francke's im warmen Eifer für die verletzte Gewissensfreiheit eine juristische Vertheidigungsschrift, welche darlegte, wie dieses Verfahren, in welchem die Kläger zugleich die Richter seien, gegen alles gemeine Recht streite. Noch mehr. Als bei der Vermählung des lutherischen Herzogs Moriz Wilhelm zu Sachsen-Zeiz mit der refor-

mirten Prinzessin Maria Amalia, Tochter des großen Kurfürsten, Wittwe des Herzogs Karl von Mecklenburg-Güstrow, die Theologen laut aufschrien, daß zwischen ungleichen Glaubensgenossen eine Ehe mit gutem Gewissen nicht geschlossen werden könne, da schrieb Thomasius ebenfalls ein Rechtsgutachten, in welchem er eine solche Ehe als durchaus mit göttlichem und menschlichem Recht übereinstimmend darstellte. Jetzt vereinten sich die Leipziger und Wittenberger und überreichten dem Oberconsistorium in Dresden eine erneute Klage. Diese Klage war diesmal ihres Zieles um so gewisser, da der kursächsische Hof selbst aus politischen Gründen gegen jene Heirath sehr übelgestimmt war. Es erfolgte strenger Bescheid. Man untersagte Thomasius für alle Zukunft seine Vorlesungen und die Veröffentlichung irgend eines Druckwerks. Das heißt, man nahm Thomasius die Möglichkeit fernerer Wirksamkeit, ja selbst des Lebensunterhalts. Ueberdies stand ihm persönliche Haft in Aussicht. Thomasius mußte Leipzig verlassen.



Christian Thomasius.

Endlich hatten die Feinde erreicht, was sie wollten. Sie jubelten, daß „der notorische Erzbösewicht“ für immer vernichtet sei.

Bald erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß sie wider Wissen und Willen dem Verfolgten genützt, sich selbst aber am meisten geschadet hatten.

Thomasius war nach Berlin gegangen. Dort hatte er von Friedrich III., dem nachmaligen Friedrich I., König von Preußen, die Erlaubniß erwirkt, in Halle Vorlesungen halten zu dürfen. Die kurfürstliche Verfügung, abgedruckt in den Thomasischen Gedanken und Erinnerungen (Theil 2, Seite 90), lautet: „Wir Friedrich der Dritte, von Gottes Gnaden Marggraff von Brandenburg, thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir Christian Thomas, der beiden Rechte Doctorem, in Gnädigster Consideration seiner Uns bekannten sonderbahren Erudition, Wissenschaften und anderer guten und rühmlichen Qualitäten zu Unserm Rath in Gnaden bestellet und angenommen haben. Und gleichwie gedachter Unser Rath, Thomas, Unterthänigst verlanget, daß Wir ihm erlauben möchten, sich in Unserer Stadt Halle im Hertzogthum Magdeburgk zu setzen und der studirenden Jugend, welche sich allda vielleicht bei ihm anfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bißhero zu Leipzigk

gethan, an die Hand zu gehen, so haben Wir ihm solches nicht allein in Gnaden permittiret, sondern Wir wollen auch bei Unserer Magdeburgischen Landschafft die Verfügung thun, daß dieselbe ihm zu seiner so viel bessern Subsistenz aus den gemeinen Landesmitteln jährlich fünfhundert Thaler zahlen und damit von der Zeit an, da vermeldeter Thomas sich zu Halle setzen wird, den Anfang nehmen soll. Urkundlich mit Unserer eigenhändigen Subscription und vorgedrucktem Gnadensiegel gegeben zu Königsbergk in Preußen, den 4/14. April 1690."

Dies ist der Anfang der Universität Halle.

Thomasius lud zu seinen Vorlesungen durch ein Programm ein: Primum Programma Halense de instituendis lectionibus publicis et privatis, philosophicis et juridicis: occasio et scopus, item methodus harum lectionum; invitatio studiosorum, ut Halam veniant. Halae 1690 in Folio. Thomasius hat später in einer „Anrede an seine Feinde" diese Anfänge (a. a. O. Seite 116) folgendermaßen geschildert: „Er (Thomasius) kam her nach Halle und fand keinen Auditorem hier; es war auch noch lange nicht eine firme und gewisse Resolution gefaßt worden, eine Universität so geschwind hier zu stabiliren. Wie schmählich lachtet Ihr damals Thomasium aus und wie höhnisch spottetet Ihr seiner. Thomasius aber vertraute Gott und setzte sich hieher; er warb keine Studenten, hieher zu kommen, sondern notificirte nur seine Ankunft erst privatim seinen Auditoribus privatissimis, worüber Ihr ein gräulich Lärmen anfinget, hernach Jedermann publice durch sein Programma, das der Oberhofprediger Carpzovius ein marktschreierisches Programma schalt. Ihr machtet ihm vor dem Anfang seiner Lectionen durch Eure Creaturen, die Ihr, wie bekannt, auch in andern Ländern habt, so viel Hinderniß und Verdruß, als Ihr nur konntet; er fand sehr Wenige, die ihm zu helfen und Sr. kurfürstlichen Durchlaucht gnädigste Intention zu befördern sich angelegen sein ließen, ja es waren Etliche so offenherzig, daß sie ihn fragten, ob er denn bei Anfang seiner Lectionen etliche Auditores im Vorrath hätte, denn hier in Halle würde er keinen bekommen. Thomasius aber ließ sich durch nichts abschrecken, sondern fing seine Lectiones in Gottes Namen den Montag nach Trinitatis Anno 1690 an. Er hatte das erste Mal über fünfzig Auditores und hat sie von da an, so lange er allein hier und noch keine Resolution von Aufrichtung einer Universität gefaßt gewesen, nie unter zwanzig gehabt. Gott gab Gnade, daß die ganze Zeit über, so lange er allein gewesen, kein Unfug oder Unglück vorgegangen oder bei einigen seiner Auditoren, die sich bei ihm inscribiren lassen, das Geringste wäre geklaget worden. Es fanden sich auch Grafen und Freiherren alsbald bei ihm ein und kamen selbst von Leipzig etliche vornehme Grafen des Reichs, die erst nach seinem Wegzug dahin sich begeben und die er zuvor gar nicht gekannt, hieher, wie denn auch aus Dänemark eine dergleichen hohe Standesperson bald anfangs sich hieher gewendet. So zwar, daß Se. kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, als Selbige Anno 91 aus dem Karlsbad hiedurch wieder zurück nach dero Residenz ging und gewahr wurde, daß eine solche ziemliche Anzahl der studirenden Jugend von allerhand Ständen sich hier bei ihm eingefunden hatte, von dato an gnädigst Sich resolviret, das vorhandene Universitätswerk festzusetzen, maßen von der Zeit an auch andere Herren Professores nach und nach hervocirt wurden."

Es griff den Leipzigern an's Herz, als auch die aus Leipzig vertriebenen jungen pietistischen Docenten Hermann August Francke und Anton unter den Berufenen waren. Man sieht den Ausbruch ihrer ohnmächtigen Wuth, wenn Carpzow die Hallische Universität ein höllisches Institut nennt, oder wenn Andere spottend fragen: „Was gibt es in Halle?" und dann mit wohlfeilem Witz antworten: „Halloren und Hallunken."

Und hätte Thomasius nichts gethan, als daß er mittelbar der Anstoß zur Stiftung der Universität Halle wurde, sein Angedenken wäre für immer eingeschrieben in die Geschichte deutschen Geisteslebens.

Durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände überragte die junge Hochschule an wissenschaftlicher Bedeutung bald alle älteren Schwestern. Die Beschränktheit und Unfreiheit der todten, dem Leben abgewendeten Gelehrsamkeit, welche bis dahin ausschließlich die Katheder beherrscht hatte, wurde durchbrochen. Das gesammte deutsche Universitätswesen wurde angespornt zur fruchtbarsten Nacheiferung.

Es ist ein würdiger Jubelruf über die neugewonnene Stellung und zugleich ein höchst bedeutendes Zeugniß für die richtige Einsicht in das unverbrüchliche Wesen echter Wissenschaftlichkeit, wenn Thomasius in der Widmung seiner „Wissenschaft, das Verborgene des Herzens zu erkennen," am Schluß des Jahres 1691 an seinen neuen Landesherrn schreibt: „Wenn man die Ursachen untersuchet, woher es gekommen, daß, da die Künste und Wissenschaften in Holland, England und Frankreich in diesem Jahrhundert zu einer so hohen Vollkommenheit gediehen, es dennoch in Teutschland damit so merklich nicht fortgewollt, so wird man zwar befinden, daß die meisten Stimmen gelehrter Leute dahin ihr Absehen richten, als wenn solches entweder der Freigebigkeit hoher Potentaten und großer Staatsminister und deren Mangel oder dem unterschiedenen Genio der Nationen zuzuschreiben sei. Sobald man aber die Sache ein wenig genauer überlegt, wird man sehen, daß keine von diesen beiden Ursachen mit Bestand der Wahrheit zu diesem Endzweck angeführt werden kann. Soll ich es mit einem Worte sagen, es ist die ungebundene Freiheit, ja die Freiheit ist es, die allem Geist das rechte Leben gibt und ohne welche der menschliche Verstand, er möge sonsten noch so viele Vortheile haben, gleichsam todt und entseelt zu sein scheint. Der Wille des Menschen oder vielmehr die von dem Willen dependirende äußerliche Bewegungskraft ist zwar andern Menschen in bürgerlicher Gesellschaft unterworfen; aber der Verstand erkennt keinen Oberherrn als Gott. Und darum ist ihm entweder das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als eine Richtschnur vorschreibet, unerträglich; oder aber er wird zu allen guten Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß oder sich demselben durch Antrieb eitler Ehre und Geldgierde oder einer eitlen Furcht freiwillig unterwirft. Beides hemmt den Fortgang und das Aufnehmen der Weisheit. Unser armes Teutschland ist dieses bisher ja wohl gewahr worden. Wo die Gelahrtheit als ein geschlossenes Handwerk tractirt wird, da Keiner eine Kunst treiben darf, wo er das Meisterrecht nicht theuer erkauft hat, oder eines Meisters Sohn ist, oder eines Meisters Tochter geheirathet hat, oder wo man mit dem Verstande Monopolia anstellt und es als ein absonderlich Privilegium ausbetteln muß, mit den von Gott verliehenen Gaben seinem Nächsten zu dienen, ja wo man endlich gute Ingenia, die die gemeinen Irrthümer entdecken, und die unterdrückte oder versteckte Wahrheit hervorzubringen suchen, mit Gefängniß oder wohl gar mit Feuer und Schwert zu verfolgen sich angelegen sein läßt, da kann gewiß Wahrheit und folglich auch Tugend, die keine andere Mutter als die wahre Weisheit hat, ihre Zweige nicht weit ausbreiten. Wo man aber im Gegentheil einen Jeden, der etwas dem gemeinen Wesen Nützliches erfindet, ich will nicht sagen, kostbar beschenket, sondern ihm nur die Freiheit vergönnt und ihn wider alle Verfolgungen in nachdrücklichen Schutz nimmt, so darf man sich wiederum nicht wundern, wenn man sieht, daß auch die schläfrigsten und langsamsten Ingenia sich aufmuntern, ein jedes nach seinem Vermögen zur Forthelfung der Weisheit etwas zu contribuiren, und daß die unter der Maske einer affectirten Gelahrtheit verkappte Unwissenheit und Pedanterei sich verkriechen und aus dem Lande weichen muß. Dieses Einzige ist es, das den Holländern und Engländern, ja selbst den Franzosen vor der Verfolgung der Reformirten, so viele gelehrte Leute gegeben, da hingegen der Mangel dieser Freiheit die Scharfsinnigkeit der Italiener und den hohen Geist der Spanier so sehr unterdrückt hat. Und diese Freiheit ist es auch, die uns nunmehr hoffen läßt, daß in unserm Teutschland man täglich und handgreiflich spüren wird, wie sich edle Gemüther bemühen werden, den bisher ihrer Nation anhaftenden Schandfleck, als ob sie unfähig wären, etwas Gutes und Tüchtiges zu erfinden, abzuwaschen, nachdem durch die allweise Vorsehung hohe Häupter in unserm Vaterland immer mehr anfangen, die bisher unterdrückte Freiheit emporzuheben und derselben den ihr gehörigen Glanz zu geben, wie sehr auch ihre Feindin, die sclavische Scheinweisheit, sich bemühet, Solches zu verhindern."

Was zu Leipzig emsig begonnen war, das wurde in Halle rüstig und ungehemmt fortgesetzt.

Vor Allem wirkte Thomasius höchst umfassend als Lehrer. Es ist rührend zu sehen, wie er unermüdlich in den verschie-

denartigsten Programmen die studirende Jugend anspricht, sie ermahnt, rügt, zu Wissenschaft und Tugend ruft, ihr auch außer den Vorlesungen bereitwillig That und Hilfe bietet. Obenan stand die Einführung des deutsch Schreibens und Denkens. Es war das traurige Erbtheil der ausschließlich lateinischen Gelehrtenerziehung, daß hier die allernothwendigsten Anfangsgründe erst nachgeholt werden mußten. Thomasius sagt in dem 1691 geschriebenen „Gemischten Discurs bei Internirung fünf neuer Collegiorum“ (Kleine teutsche Schriften, Halle 1721, Seite 350): „Ich kann meines Orts durch zwölfjährige Erfahrung bezeugen, daß die meisten unter meinen Auditoren, daß auch diejenigen, die ihr gut Latein von Schulen mitgebracht, selten capabel gewesen, einen deutlichen artigen Brief zu schreiben oder einen kleinen Satz förmlich vorzubringen, sondern Solches hernach, wenn sie von Universitäten kommen, mit großer Mühe und Arbeit lernen und sich darinnen üben müssen.“ Unverdrossen leitete daher Thomasius, der doch einer der ersten und anerkanntesten Gelehrten seiner Zeit war, deutsche Stil- und Redeübungen, erklärte und beurtheilte deutsche Schriftsteller und erweckte in den jungen Gemüthern die begeisternde Ahnung von einer deutschredenden Wissenschaft und von einer vaterländischen, wahrhaft volksthümlichen Bildung. Dies ist wesentlich auch der Sinn und Zweck der deutschen Lehrbücher, welche jetzt Thomasius schrieb. Die Titel derselben sind folgende: 1) „Einleitung zu der Vernunftlehre, worinnen durch eine leichte und allen vernünftigen Menschen, von welcherlei Standes und Geschlechts sie seien, verständliche Manier der Weg gezeiget wird, ohne die Syllogistica das Wahre, Wahrscheinliche und Falsche voneinander zu unterscheiden und neue Wahrheiten zu erfinden. Halle 1691. 2) Ausübung der Vernunftlehre oder kurze, deutliche und wohlgegründete Handgriffe, wie man in seinem Kopfe aufräumen und sich zur Erforschung der Wahrheit geschickt machen, die erkannte Wahrheit Andern beibringen, Andere verstehen und auslegen, von Anderer Meinung urtheilen und die Irrthümer geschickt widerlegen solle. Halle 1691. 3) Von der Kunst, vernünftig und tugendhaft zu leben als dem einzigen Mittel, zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, oder Einleitung in die Sittenlehre. Halle 1692.“ Für die lebendige Fortbildung der Wissenschaft sind diese Bücher ohne Bedeutung geblieben; aber ihre nächste Bestimmung erfüllten sie höchst segensreich. Die vielen und schnellen Auflagen, welche sie erlebten, beweisen unwiderleglich, wie lebendig sie bei den Zeitgenossen zündeten. Es geht durch sie ein sehr erwecklicher Geist der Klarheit und Verständigkeit, ein befreiender Hauch, der das in der engen Schulstube verkümmerte Leben erfrischte und läuterte.

Dazu nach wie vor die wärmste und tapferste Theilnahme an den kirchlichen Dingen.

Es ist für die Beurtheilung der unklar aufstrebenden Gährung jenes Zeitalters äußerst bezeichnend, daß auch Thomasius in seiner religiösen Denkweise sich durch mannigfache Schwankungen und Wandlungen durchkämpfen mußte. Es hat etwas Ueberraschendes, wenn wir Thomasius in den ersten Jahren seines Hallischen Lebens in innigster Uebereinstimmung und Verbindung mit dem Pietismus sehen. Dies war nicht der Zug seines tiefsten Wesens, seine Natur war für pietistische Gemüthseligkeit zu mannhaft und zu nüchtern-verständig; aber Thomasius täuschte sich eine Zeit lang über sich selbst, weil er sich mit den Pietisten verbunden fühlte durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die herrschende starre Rechtgläubigkeit und deren gehässige Verketzerungssucht, durch das gemeinsame Verlangen nach innerer Freiheit und Lebendigkeit, durch die gemeinsame Verneinung des pfäffischen Kastengeistes. Die deutschen und lateinischen Zeitschriften, welche Thomasius 1693 zu Halle herausgab, „Die Geschichte der Weisheit und Thorheit“ und „Historia sapientiae et stultitiae,“ zwar gleich im Titel, aber im Inhalt selbständig und voneinander unabhängig, verherrlichen in fremden und eigenen Abhandlungen die schlichte Weisheit und Herzenseinfalt des frommen Glaubens. Sein „Versuch vom Wesen des Geistes oder Grundlehren, die einem Studioso Juris zu wissen und auf Universitäten zu lernen nöthig sind, Halle 1699“ zeugt von einer tiefen Versenkung in das Studium der alten Mystiker. Ja es fehlt in diesen Jahren sogar nicht an demüthigen Stoßseufzern, in welchen Thomasius seine frü-

here satirische Schreibart herzlich bereut und bußevoll für sie um Verzeihung bittet. Aber der innerste Kern des alten Freiheitskämpfers war trotzalledem unversehrt geblieben. Als seine Freunde, die Pietisten, sich immer mehr in empfindelnde Mattherzigkeit verloren, als er „Studenten sah, welche die innere Selbstbeschauung und das Erwarten einer unmittelbaren göttlichen Erleuchtung durch Kopfhängen und andere äußerliche Zeichen" für Religion hielten, als die Entartung des Pietismus begann und innerhalb der neuen Kirchlichkeit dieselbe pfäffische Herrschsucht und Verketzerungssucht entbrannte, welche Thomasius an den rechtgläubigen Theologen mit so tiefer Erbitterung bekämpft hatte, da sagte sich Thomasius mit Wort und That öffentlich von den Pietisten los und hat sich nie wieder mit ihnen vereinigt. Thomasius sprach diese Trennung zuerst in der Vorrede aus, welche er 1707 zu der deutschen Uebersetzung der Grotius'schen Schriften von Schütze schrieb; er wiederholte sie noch bestimmter, als er im nächstfolgenden Jahre, 1708, die zweite Ausgabe von Poiret's frommer Schrift „De conditione solida, superficiaria et falsa" besorgte. Im Jahre 1694 hatte Thomasius die erste Ausgabe auf's Wärmste empfohlen; jetzt nimmt er diese Anerkennung eben so entschieden zurück, in ehrenfester Redlichkeit die Sache höher stellend als seine Person. Vergleiche Programmata Thomasiana, Halle und Leipzig 1724, Seite 308 ff., Seite 598 ff. Wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß auch hier wieder vornehmlich von der Einwirkung der fremden, weiter vorgeschrittenen Philosophie der letzte Ausschlag kam. Wie einst Thomasius nach dem Vorbild des Port-Royal seine neue Logik belebt hatte, so unterstützte ihn jetzt in der Entdeckung der mystischen Fallstricke, wie er selbst (a. a. O., Seite 648) bekennt, Locke's Buch vom menschlichen Erkenntnißvermögen. Es ist bemerkenswerth, daß grade durch den Anstoß Locke's, der nachher überhaupt für den Gang der gesammten deutschen Aufklärung so maßgebend wurde, dieser Umschwung in Thomasius erfolgte.

Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie, mit der unverkennbarsten Vorliebe für alle abtrünnigen Secten geschrieben und darum eine laute und eindringliche Mahnung religiöser Duldsamkeit, hat in Thomasius den thätigsten Förderer und Beschützer gefunden. In den verschiedensten Flugschriften, wie namentlich in der Schrift über das Recht der Fürsten in den Mitteldingen 1692, über das Recht der Fürsten in theologischen Streitigkeiten 1696, in dem Problema, an haeresis sit crimen und de jure principum circa haereticos 1697 predigt Thomasius laut und unaufhörlich, daß in allen Dingen, welche die Seligkeit des Menschen angehen, der einzige Richter das Gewissen des Einzelnen sei. Die Bürgschaft dieses unverlierbaren Menschenrechtes erblickt Thomasius in der unbedingten Oberhoheit des Staates über die Kirche, verlangt aber freilich vom Staat, daß sich dieser nun auch seinerseits lediglich mit der Erhaltung des äußeren Friedens bescheide; denn der Staat habe eben so wenig wie geistliche Ministerien, theologische Facultäten, Synoden oder Concilien, das mindeste Recht, gewaltthätig in die Ueberzeugung und Gesinnung der Menschen einzugreifen oder gar, wie Hobbes gewollt habe, eine zwingende einheitliche Staatskirche zu gründen. Leider müssen wir jedoch hinzusetzen, daß Thomasius gegen die hergebrachten Machtbefugnisse der Fürsten nicht immer dieselbe zähe Festigkeit und Folgerichtigkeit behauptete wie gegen die Geistlichkeit. Thomasius thut noch den bedenklichen Ausspruch, könne auch ein Fürst einen Ketzer nicht mit weltlicher Strafe belegen, so könne er ihn doch des Landes verweisen, „nicht anders, als wie ein Hausvater seinem Knecht, der ihm nicht ansteht, weil er sich etwa in seinen Humor nicht schicket, den Dienst auffagen kann."

Noch eingreifender hat Thomasius auf das deutsche Rechtsleben eingewirkt.

Zunächst mittelbar als Lehrer. Diese Wirksamkeit war um so nachhaltiger, da sein Geist und Einfluß sich lange Jahrzehnte hindurch in der Hallischen Juristenfacultät durch Nachfolger wie Johann Peter Ludewig, Nettelbladt und Andere segensreich erhielt und fortpflanzte. Eine kundige Darstellung im „Neuen Allgemeinen Archiv für die Geschichte des preußischen Staats" (Band 1, Heft 3) sagt mit vollem Recht: „Sind doch alle bedeutenden preußischen Beamten des vorigen Jahrhunderts in Halle gebildet, und jene charakteristische Richtung auf das Verständige, Nützliche und Zweckmäßige, die sich in der Gesetzgebung und

Verwaltung überall abgespiegelt, ist nur die Anwendung des in Halle Eingesogenen. Der Drang auf ein gemeinverständliches deutsches Recht zur Abschneidung aller juristischen Facultäten- und Advocatenkünste, der bald in allen preußischen Beamten wurzelte und sich endlich zu verwirklichen suchte, die ungeheure Ausdehnung der Staatsbevormundung in der ganzen Verwaltung, die Prüfung durch den gesunden Menschenverstand und den gemeinen Nutzen, der alle hergebrachten Verhältnisse allmälig unterworfen wurden, dies Alles ist in Halle entstanden. Die Universität Frankfurt repräsentirt den alten Brandenburgischen Kurstaat, Halle ist das Erzeugniß des neuen Königreichs Preußen; jene hat den märkischen Landesbrauch bis in das achtzehnte Jahrhundert aufrecht erhalten, während aus dieser das sogenannte Naturrecht hervorging, was für die Geschichte unserer Rechtsentwicklung und des Provinzialrechts insbesondere sehr zu beachten ist." Zugleich aber bereicherte Thomasius auch unmittelbar das deutsche Rechtsverfahren mit einigen hochwichtigen Neuerungen und Besserungen. Als Mitglied des Schöppenstuhls in Halle nahm Thomasius an Processen und Entscheiden den thätigsten Antheil. Noch wütheten mit furchtbarem Unverstand die grausamsten Hexenverfolgungen. Thomasius selbst theilte anfänglich diese tiefgewurzelten Vorurtheile; aber von seinem Collegen und frühern Lehrer Stryk auf das Unhaltbare und Abscheuliche dieses entsetzlichen Aberglaubens aufmerksam gemacht, wurde er nicht nur für seine Person in allen Aburtheilungen solcher Fälle behutsamer, sondern er drang fortan auch öffentlich, in zahlreichen, mit dem wärmsten Herzblut geschriebenen Schriften, im „Neuen Abriß vom Laster der Zauberei 1703, in der Schrift vom Ursprung und Fortgang des Inquisitionsprocesses gegen die Hexen 1712, und im ersten Band der juristischen Händel 1723," auf gänzliche Abschaffung oder doch einstweilen auf möglichste Milderung und peinlichste Sorgfalt in Strafe und Urtheil. Endlich wurden die „Malefizgerichte" in Deutschland abgestellt; 1749 wurde die letzte Hexe in Würzburg verbrannt. Friedrich der Große hat dieses Verdienst mit edler Begeisterung treffend gefeiert, wenn er von Thomasius rühmt, er habe so laut geredet, bis man sich endlich solcher Rechtshändel geschämt habe; seitdem könne das weibliche Geschlecht in Frieden alt werden und sterben. Und noch wüthete bei allen peinlichen Untersuchungen die Folter. Auch hier trat Thomasius fördernd und rettend ein. Allerdings ist es zu viel gesagt, wenn Luden in Thomasius' Lebensbeschreibung und nach ihm Schlosser in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (dritte Auflage, Band 1, Seite 612), Thomasius als unbedingten und völlig rückhaltslosen Gegner der Folter preisen; schon Biedermann (Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, Band 2, Seite 382) hat darauf hingewiesen, daß Thomasius an seinen Schüler Martin Bernhardi, welcher 1705 in einer öffentlichen Disputation die Folter als eine Schmach christlicher Staaten bezeichnet hatte, einen Brief (Progr. Thomas., Seite 576) schrieb, in welchem er es für gefährlich erklärte, nach dem Beispiel der Engländer mit der plötzlichen Beseitigung der Folter vorzuschreiten, bevor nicht noch andere Schäden und Mängel des deutschen Staats- und Rechtswesens beseitigt seien. Aber die Anregung war gegeben, die Nothwendigkeit dieser Forderung war von Thomasius anerkannt und als dringende Aufgabe der Zukunft befürwortet. Bald erhoben sich im Inland und Ausland die Stimmen immer zahlreicher und dringender. Und jedenfalls gebührt Thomasius der Ruhm, auch für dieses wichtige Anliegen unter den ersten Vorkämpfern gestanden zu haben.

Ihm, dem einst so arg Gelästerten, blieb denn endlich auch die lauteste Anerkennung nicht aus. Im Jahre 1709 wurde er, der aus Leipzig schmählich Vertriebene, unter den glänzendsten Anerbietungen als Ordinarius der Juristenfacultät nach Leipzig zurückberufen. Nachdem er diesen Ruf ausgeschlagen, wurde er königlich preußischer Geheimerath und 1710, nach Stryk's Tode, Director der Universität Halle, erster Professor und Decan der Juristenfacultät. Sein Alter war thätig und heiter. Er starb am 23. September 1728 als ein Greis von dreiundsiebzig Jahren.

Sollte es nicht eine Art Selbstbekenntniß sein, wenn Thomasius im Jahre 1693 auf dem Titel seiner Uebersetzung von Xenophon's Memorabilien, welche er der französischen Uebersetzung Charpentier's

nachgebildet hatte, Sokrates als „das Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen" bezeichnete? Thomasius konnte in Wahrheit in Sokrates einen Wahlverwandten seines Geistes, einen Bundesgenossen seiner Bestrebungen erblicken; er theilte mit ihm den Kampf gegen die müßige Sophistik, den steten Aufblick auf das wirkliche und werkthätige Leben, die thatkräftige aufopfernde Menschenliebe.

Wer mag bestreiten, daß Thomasius auch den Schwächen seines Zeitalters seinen Zoll entrichtete, daß er an wissenschaftlicher Tiefe und Schöpferkraft hinter seinem großen Zeitgenossen Leibniz weit zurückstand? Seine Bücher werden nicht mehr gelesen, selbst die naturrechtlichen nur noch von Quellenforschern. Er kennt auch in der Wissenschaft keinen andern Standpunkt als den der handgreiflichsten Nützlichkeit. Seine Staatsansicht führt zu einseitiger Bevormundung von Seiten der Regierenden. Seine Sprache ist steif und unbeholfen. Sein Geschmack ist so niedrig, daß er die Erzeugnisse der zweiten schlesischen Schule als das höchste Erreichbare deutscher Dichtung bewundert. Aber die Nachwelt, die auf seinen Schultern steht, hat ihn ob dieser Schwächen nicht anzuklagen. Weil Thomasius mehr eine handelnde als bloß betrachtende Natur war, ist er für seine nächste Gegenwart nur um so fördernder geworden. Thomasius wirkte sogleich und unmittelbar; Leibniz wirkte erst spät und bedurfte der Vermittlung der Wolff'schen Philosophie, um in die allgemeine Bildung einzugreifen.

Friedrich der Große hat dankbar das unbestochene Zeugniß abgelegt, daß von allen Gelehrten, die Deutschlands Ehre verherrlichten, Thomasius neben Leibniz dem menschlichen Geist die wichtigsten Dienste geleistet habe. Und es war nur die allgemeine Stimmung des gesammten Aufklärungszeitalters, wenn Gedicke in der Berlinischen Monatsschrift (Januar 1794, Seite 17) sagte: „Thomasius bewirkte nach Luther die zweite höchst nöthige und äußerst glückliche Reformation; er ward ein Wohlthäter seiner Zeit und der Nachkommenschaft. Wir Alle verdanken ihm einen großen Theil unserer intellectuellen und moralischen Glückseligkeit, verdanken ihm die Errettung aus den schmählichen Ketten der Vorurtheile und des Aberglaubens. Mögen hunderte seiner dogmatischen Behauptungen jetzt irrig befunden werden, mag sein Geschmack zum Theil unausgebildet, zum Theil falsch heißen; mögen die meisten seiner Schriften jetzt nur noch den Forscher der Literargeschichte interessiren; alles dies sind vorübergehende äußere Dinge. Die Tendenz seines Geistes war die richtige, sein kritischer Sinn weckte alle guten Köpfe. Auf diese Weise hat er bei seinen Lebzeiten gewirkt und so wirkt er noch ununterbrochen bei allen denkenden und freien Deutschen, sollten diese auch ihn als ihren Lehrer mißkennen."

Jörg Muckenhuber.

Culturgeschichtliche Novelle

von W. H. Riehl.

I.

Im Jahre 1594 hatte der Stadtschreiber von Nördlingen einen seltsamen Besuch. Ein etwa zwanzigjähriger baumstarker fremder Bursche, verwahrlost und zerlumpt, kam eines Morgens auf die Amtsstube, pflanzte sich ohne Gruß dem Schreiber gegenüber und starrte ihn schweigend an. Auf die barsche Frage: „Was willst Du?" antwortete er eben so barsch: „Einen Strick!" Der Stadtschreiber sagte, da sei er fehlgegangen, der Seiler wohne links um die Ecke. Der Bursche aber erwiederte, den Seiler brauche er nicht, sondern den Henker; er wolle gehenkt sein. Dem Stadtschreiber gruselte es, denn er glaubte, der fremde Kerl sei verrückt. Er rief daher einen handfesten Knecht herbei, ehe er das wunderliche Gespräch weiterführte. Der Fremde bekannte sich nun als einen heimathlosen Landstreicher, von seinen Genossen Jörg Muckenhuber geheißen, und da seine Sprache aus eben so vielen Lappen von allerlei Mundart zusammengeflickt war, wie sein Rock aus alten Tuchlappen, so mußte man ihm auch wohl ohne Heimathschein glauben, daß er überall und nirgends zu Hause sei. Er erzählte dann kurz und kalt, daß er vor mehreren Wochen einen reisenden Krämer auf Nördlinger Gebiet ermordet, auch zwischen Augsburg und Kaufbeuern einen wälschen Juden umgebracht habe.

Der Jude und der Krämer ließen ihm aber Nachts keine Ruhe mehr, darum wolle er gehenkt sein, und da er den letzten Mord auf Nördlinger Grund und Boden begangen, so könne sich der Rath dieser Reichsstadt auch nicht weigern, ihn an den Nördlinger Galgen zu hängen.

Der Stadtschreiber schimpfte gewaltig und meinte, da könne Jeder gelaufen kommen; die Stadt habe ihren Galgen für ihre eigenen Bürger gebaut und nicht für fremdes Gesindel, ließ aber doch den Muckenhuber in Gewahrsam führen und trug den Handel dem Rathe vor.

Der Rath in corpore konnte zwar anfänglich auch nicht daraus klug werden, ob der Bursche ein Narr sei oder ein verzweifelnder Bösewicht. Da man aber damals Verrückte ohnehin in dasselbe Loch zu werfen pflegte, in welchem Diebe und Mörder saßen, so lag Jörg Muckenhuber einstweilen gut und sicher im Thurm, und die Sache war jedenfalls richtig eingefädelt, mochte auch weiter an's Licht kommen, was da wollte.

Der Folterknecht, der Pfarrer und der Feldscherer, welche den Gefangenen der Reihe nach besuchten und, jeder nach seiner Weise, sondirten, erklärten einmüthig, daß der Bursche zwar äußerst roh und verwahrlost sei, allein von sehr klarem Verstande, und daß er bei seinem Geständniß beharre.

Inzwischen durchlief die Neuigkeit natürlich rasch die Stadt, und die guten Bürger stritten heftig darüber, ob man auch Einen auf sein bloßes Geständniß und dringendes Begehren hängen könne, selbst wenn sich die That, deren er sich anklage, weiter gar nicht erweisen lasse. Denn nirgends war eine Spur von dem angeblich an dem reisenden Krämer verübten Morde aufzufinden. Auch als man den Muckenhuber unter starker Wache und großem Zulauf hinausführte, daß er den Ort bezeichne, wo er den Krämer erschlagen und die Leiche verscharrt, wußte er zwar durch die feinsten Gründe und Ausreden seine Richter zu verwirren und stutzig zu machen, allein eine thatsächliche Urkunde des Frevels entdeckte man nicht. Der Gefangene aber blieb steif und fest bei seinem Satz, daß er den fremden Krämer auf Nördlinger Boden umgebracht habe und also am Nördlinger Galgen gehenkt werden müsse.

Obgleich die deutschen Reichs-Kleinstädter zu jener Zeit an hochgewürzte criminalistische Dramen gewöhnt waren wie an's tägliche Brot, so wuchs doch die Spannung über diesen unerhörten Fall von Tag zu Tag; namentlich konnte man die Antwort des Augsburger und Kaufbeuerner Magistrates kaum erwarten, denen das Nördlinger Gericht die Acten zugesandt hatte, mit dem freundnachbarlichen Ersuchen um genaue Forschung nach dem angeblich zwischen beiden Städten an einem wälschen Juden verübten Mord. Allein auch hier hatte man weder von einem wälschen Juden noch von einem Mord das Mindeste aufgespürt.

Weil nun aber im peinlichen Verfahren des sechzehnten Jahrhunderts das eigene Geständniß hoch über jedem andern Beweise stand, so konnten sich die Richter nicht beruhigen, zumal der Bursche mit immer neuen Gründen den Mangel aller äußern Anzeichen zu erklären wußte. Man schritt also zum schärfsten Prüfstein der Wahrheit, zur Folter. Hatte man schon so oft bei Leuten, die keine Verbrecher sein wollten, das Geständniß der Schuld herausgefoltert, warum sollte man nicht auch einmal umgekehrt bei einem Mann, der schlechterdings ein Verbrecher sein wollte, das Geständniß der Unschuld herausfoltern können? In der Folterkammer aber kam der Nördlinger Rath erst recht vom Regen in die Traufe. Denn bei den Daumschrauben blieb Jörg Muckenhuber bei seinem alten Lied und als man ihm zur Steigerung weiter die spanischen Stiefel anlegte, begann er sogar noch eine Liste von Räubereien dazu zu bekennen, von denen jede einzelne für sich schon den Galgen verdient hätte. Der Untersuchungsrichter hatte zwar auch noch einen Ritt auf dem scharfkantigen Esel für den Inquisiten in Aussicht genommen, allein aus Furcht, der unbeugsame Jörg möge dann wohl gar noch etliche Brandstiftungen als Zugabe drein schenken, ließ man's bei den zwei ersten Graden der peinlichen Frage bewenden und führte den triumphirenden Burschen wieder in sein Loch zurück, indeß der Rath rathloser war als zuvor.

Denn obgleich den Klügern nun ein ziemlich helles Licht aufging, daß Jörg Muckenhuber die ganze Reichsstadt zum Besten habe, so war doch ein solcher Galgenhumor ganz beispiellos. Auch konnte Niemand einen Grund ersinnen, weshalb

der struppige Gesell mit einem Muth und einer Willenskraft ohne Gleichen seinen Hals dem Strick und seine Glieder der Folter darbot. Das war doch selbst für den boshaftesten Spaß zu viel. Dazu kam, daß nicht bloß das angebliche Verbrechen, sondern auch die ganze Person dieses Muckenhuber wie über Nacht aus dem Boden gewachsen erschien. Denn von seiner Herkunft ließ sich eben so wenig eine Spur auffinden, wie von seinen Verbrechen. Einige behaupteten kurzweg, es sei der Teufel selber, der sich den Spaß mache, in dieser Maske ganz Nördlingen an der Nase herumzuführen.

Allein hiermit war der schwierigste Theil der Frage doch nicht gelöst, nämlich, was man denn überhaupt nun mit dem Landstreicher anfangen solle? Die öffentliche Meinung neigte damals so ziemlich zu dem Satze, daß es im Zweifelfalle besser sei, drei Unschuldige zu hängen, als einen Schuldigen laufen zu lassen. Und überdies war Jörg Muckenhuber unter allen Umständen schuldig. Denn hatte er jene Mordthaten verübt, dann verdiente er den Galgen; hatte er sie aber nicht verübt, dann verdiente er erst recht den Galgen, weil er den ganzen Rath einer Reichsstadt so fabelhaft zum Narren gehalten hatte. Weil man sich aber durchaus nicht einigen konnte, auf welche von diesen beiden Arten er den Galgen verdient habe, so ließ man ihn einstweilen ruhig in seinem Loche sitzen.

II.

Dort sah es nicht gar freundlich aus. Die Zelle war halb über, halb unter der Erde in einem kleinen Thurm, der nach drei Seiten in einem sumpfigen Wassergraben stand; an Licht hatte das Gemach grade keinen Ueberfluß, doch fiel durch ein schmales Fensterchen wenigstens so viel Helldunkel herein, daß man an einem sonnigen Mittage einen Tisch von einem Stuhl hätte unterscheiden können, wenn nämlich derlei Luxusgeräthe vorhanden gewesen wären. Desto besser war die Nachbarschaft. Unter der Fensterscharte sangen die Frösche im Sumpfgraben sehr mannigfaltig und vollchörig. Zur Seite aber grenzte ein anderes Gefängniß, von einem alten Weibe bewohnt, welches hartnäckig leugnete, daß sie eine Hexe sei. Ihr sogenanntes Fenster ging gleichfalls auf den Graben, und wenn beide Nachbarn zu ihren Fenstern hinaus sprachen, so konnten sie sich recht gut unterhalten, doch ohne einander zu sehen, und Niemand, außer den Fröschen, belauschte ihre Zwiesprach.

Auf ganz eigene Art hatte dieser Verkehr begonnen. Jörg erhielt nämlich die erste Kunde von seiner Nachbarin, indem er sie laut beten hörte. Es war kein weiches, demüthiges Beten, sondern heftig, fast stürmisch, als ob die Alte eher Befehle als Bitten an unsern Herrgott zu schicken habe. Jörg hatte nie beten gelernt, weder laut noch leise, und anfangs däuchte ihm die Andacht der Alten sehr wunderlich; allmälig aber imponirte es ihm, daß ein altes Weib so nachdrücklich mit Gott zu sprechen sich getraue, und er meinte, die da neben müsse wohl baumstark sein und zehn Männer im Zaum halten können. Er gab übrigens seinerseits nicht das erste Wort zum Gespräch, sondern wartete, bis die Nachbarin seine Anwesenheit erlauschte und ihn anredete. Auch heroische Weiber plaudern gern. So brachte eine Rede die andere, und bald waren die beiden Leidensgenossen recht vertraut miteinander, ohne daß sie sich jemals gesehen hatten. Das Ohr mußte zugleich Auge sein. Anfangs warf Jörg der Nachbarin manchen trotzigen und spöttischen Satz in die freundliche Ansprache; allein die Alte antwortete immer so mild und doch so überlegen, daß Jörg's Uebermuth bald gezähmt war. Die vorher verhöhnte Zwiesprach mit der Unbekannten ward ihm zum süßen Bedürfniß. Drei Dinge begannen ihm das harte Herz zu bewegen: die Stille des Kerkers, in welcher er sich selber fand, die Stimme der Natur, tief unten herauf von den Fröschen im Graben, die ihm manchmal wie ein Lockruf zur verlorenen Waldesfreiheit des Landstreichers klang, und die Stimme nebenan aus mitfühlender Menschenbrust. Doch blieb er fest bei seinem Satze, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden wolle.

Nach etlichen Tagen kannte Jörg schon haarklein die Schicksale seiner Nachbarin, doch schwieg er immer noch hartnäckig über sein eigenes.

Die Alte war die reiche, kinderlose Wittwe des Kronenwirths, Maria Hollin. Mit sechzig Jahren mußte sie den Jammer

erleben, als Hexe angeklagt zu werden. Eine reiche Hexe ist eine Rarität. Man hatte aber in Nördlingen seit fünf Jahren fast alle häßlichen und armen Weiber weggebrannt, und da jede Hexe Mitschuldige angeben mußte und der Eifer der Hexenrichter mit der Zahl der Scheiterhaufen wuchs, so kam die Reihe zuletzt auch an die schönen, jungen und reichen Frauen. Unglückliche Frauen gab es da genug, aber so unglücklich und so heldenhaft zugleich wie Maria Hollin war keine zweite. Sie hatte achtundfünfzigmal auf der Folterbank gelegen und doch nichts gestanden! Wohl hatte Jörg Muckenhuber aus dem Ton ihres Gebetes richtig herausgehört, daß sie zehn Männer im Zaum halten könne. Die Richter waren in Verzweiflung; denn eine achtundfünfzigmal Gefolterte freizusprechen, das ging doch nicht an, und sie ohne Geständniß zu verurtheilen, eben so wenig. Dazu kam, daß die Kunde von der Standhaftigkeit der Hollin in's Volk gedrungen war und ihr viel verstohlene Theilnahme erweckt, auch ein leise anwachsendes Murren gegen die gefürchteten Hexenrichter erregt hatte. Bisher war Alles so glatt und nett abgelaufen. Zweiunddreißig Weiber waren angeklagt, gefoltert, überführt, verbrannt worden: keine hatte große Umstände gemacht. Höchstens daß man die Eine oder Andere einmal mit Fußgewichten so lange am Strick ausgerenkt mußte schweben lassen, bis die Richter gefrühstückt hatten. Kamen sie dann vom Frühstück zurück, so erfolgte allemal das offenste Geständniß. Und nun war durch die Halsstarrigkeit dieser Hollin der ganze schöne Rechtsgang auf einmal in's Stocken gerathen! Denn außer ihr war noch eine große Zahl verdächtiger Frauen eingesperrt. Bei dem wachsenden Mißvergnügen des Volkes wagte man aber nicht, neue Processe auf den Rocken zu stecken, bevor nicht der alte abgesponnen war. Nun mußte gar noch obendrein der Scandal mit dem Muckenhuber aus blauer Luft herunterfallen! Die Eine wollte ihre Schuld nicht bekennen und man hätte sie doch so gern verurtheilt; den Andern hätte man so gern laufen lassen, aber selbst auf der Folter gab er seine Unschuld nicht zu! Der Stadtschreiber meinte, wenn nur der Jörg Muckenhuber auch ein Weibsbild wäre, dann könne man durch einen kühnen Mißgriff jenen als Hollin verbrennen und diese als Muckenhuber laufen lassen, so hätte ein Jedes seinen Willen und das Gericht sein Recht.

Das Aergerlichste drohte aber dem Rath zu alle diesem noch von fernher. Am südöstlichen Horizont, von Regensburg herüber, stieg nämlich ein schweres diplomatisches Unwetter auf. Maria Hollin war nicht von der Gasse aufgelesen, sondern eines Ulmer Amtmannes Tochter, und ihre angesehene Verwandtschaft in jener Reichsstadt, von der Unschuld der Beklagten überzeugt, hatte den Ulmer Magistrat vermocht, beim Nördlinger Rathe Fürsprach einzulegen. Doch das half nicht viel. Denn der Stadtschreiber meinte, es sei gefährlich für die Reputation eines Gerichtes, Jemand achtundfünfzigmal zu foltern und ihn schließlich nicht einmal etwas anbraten, geschweige verbrennen zu dürfen. Die Ulmer gaben aber keine Ruhe. Zu Regensburg war im selbigen Jahre ein wichtiger Reichstag und Kaiser Rudolf II. in Person gegenwärtig; der Gesandte von Ulm erhielt von seiner Stadt den Auftrag, bei dem Gesandten von Nördlingen zu Gunsten der Hollin zu intercediren, und da er auch hier anfangs abfuhr, so drohte er, Kaiser und Reich gegen die Nördlinger Rechtspflege in Harnisch zu setzen. Kannte die Hollin diesen Stand der Sache auch nicht genau, so wußte sie doch, daß mächtige Freunde für sie thätig waren, und diese Ueberzeugung machte ihren Muth erst recht stahlhart. Um so genauer kannten dagegen die Richter den Stand der Sache, und weil sie nicht vorwärts gehen konnten und nicht rückwärts gehen wollten, so blieben sie stehen, ließen den Proceß hängen und sämmtliche Arrestanten sitzen. Durch ein diagonales Entgegenwirken der verschiedensten Kräfte gab es plötzlich unfreiwillige Rechtsferien in Nördlingen.

Auf den Jörg Muckenhuber machte die Geschichte der Hollin einen gewaltigen Eindruck. Vor seinen Richtern hatte er sich bisher einen Helden gedünkt, vor dieser wahren Heldin dagegen kam er sich vor wie ein böser Bube. Aus Trotz und Stolz hatte er vor Jenen seine wirkliche Geschichte verschwiegen; vor diesem Weibe schwieg er aus Scham. Doch konnte er der festen, theilnehmenden Stimme der unsichtbaren Genossin auf die Dauer nicht widerstehen. Sie klang ihm manchmal wie eine Stimme

vom Himmel, denn es war eine echte Menschenstimme und die war ihm zur Zeit noch so neu wie der Himmel selber. So ward er endlich zahm und begann der Alten seine wahre Geschichte zu beichten, und ob er wohl wußte, daß die Untersucher gern Gefangene anstiften, um verstockte Mitgefangene auszuhorchen, so wußte er doch auch, die Hollin werde sein Geständniß so treu bei sich behalten wie die Frösche, welche unten im Sumpf lauschten. Nur fand er schwer den rechten Anfang. Zuerst fragte er, ob sie nicht einmal ein Paar verbissene Hunde gesehen, die ihre Zähne so fest ineinander geschlagen hätten, daß sie sich immer fester packten, je mehr man sie auseinander prügeln wolle? Er und seine Richter seien ein Paar solcher verbissener Hunde. Der Stadtschreiber allein habe gescheiten Rath ertheilt, indem er gleich am ersten Tag auf Daumschrauben angetragen. Dann hätte er wohl gestanden. Als er aber einmal verbissen gewesen sei mit den Richtern, da habe die Folter so wenig genützt wie der Prügel, den man auf einen verbissenen Hund wirft. Doch nein, das sei nicht der rechte Anfang.

Nachdem sich Muckenhuber hierauf lange wieder besonnen, erzählte er der Hollin, daß er von Kind auf mit seinen Eltern das frechste Landstreicherleben geführt habe und alle die wilden Freuden eines ruhelos schweifenden Tagediebs ausgenossen, aber auch alle Mühsal, Entbehrung und Schmach. Gemordet habe er nie, auch nicht geraubt oder gestohlen, sondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Solch ein Treiben werde man bald satt. Er sei zerfallen mit seinen Verwandten und Freunden und mit sich selbst. Herumstreifen wollte er nicht länger und festsitzen konnte er auch nicht. Das Leben war ihm entleidet, allein sich selber umzubringen, daß man ihn aus dem Wasser gefischt oder im Wald gefunden hätte wie ein crepirtes Vieh, das war auch nicht nach seinem Geschmack. Nun hatte er oft den Tod am Galgen als den schönsten preisen hören, und wenn seine Genossen von den „besten Männern“ und „Helden“ erzählten, so waren diese Helden immer Leute, welche auf der obersten Sprosse der Galgenleiter die höchste Stufe ihrer Laufbahn erstiegen hatten. Sich hängen lassen, hieß bei den Genossen Hochzeit halten; der Delinquent war der Bräutigam, der Galgen die Braut, der Henkersknecht der Kranzelherr und der Henker der Pfarrer, welcher mit der stärksten Copula, dem Strick, copulirte; der Tanz in der Luft der Hochzeitstanz. Um dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, ging Jörg nach Nördlingen, als einer wegen hurtiger Justiz damals berühmten Stadt, und meldete sich. Uebrigens, sagte Jörg, er würde selbst dann keinen Menschen, ja nicht einmal einen Juden umgebracht haben, wenn er auch vorher gewußt hätte, daß man hier so viel Umstände mache. Zuletzt schloß er dann wieder mit dem Satze, womit er begonnen: er habe sich nun verbissen mit den Rathsherren und wolle Recht behalten; hätte man ihn gleich am ersten Tage peinlich gefragt, so würde man die Wahrheit herausgepreßt haben, ja, es hätte damals nur eines Buckels voll Schläge bedurft, aber eines recht tüchtigen Buckels voll. Jetzt möge man ihn mit glühenden Zangen zwicken und er werde seine gelogenen zwei Mordthaten aufrecht halten. Diese gehörten ihm jetzt eigen, sie seien sein unantastbarer Besitz, den er mit seinen Schmerzen gekauft und bezahlt habe.

Die Hollin hielt dem Jörg hierauf eine fürchterliche Bußpredigt. Er glaubte nach dem Ton ihrer Stimme, sie müsse jetzt wie der Engel mit dem feurigen Schwert in ihrer dunkeln Zelle stehen. Trotzdem rührte ihn diese Predigt nicht besonders. Viel tiefer zerknirschte es ihn, wenn er in der schweigenden Nacht den Heldenmuth der Hollin und ihre Todesverachtung mit seiner eigenen Geschichte verglich, denn sein starrer Trotz dünkte ihm dann nur die Fratze jenes edeln Muthes. Darum gab er auch der Frau Nachbarin in allen Stücken recht, wenn sie ihm mit derber Hand am Gewissen rüttelte; nur den andern Leuten konnte er nicht recht geben. Und wenn ihn die Hollin verdammte, so schreckte ihn dies fast, als ob er beim jüngsten Gericht verdammt werde; allein vor dem jüngsten Tag wollte er doch erst noch den Nördlingern den Possen spielen und an ihrem Galgen gehenkt sein.

Inzwischen verstrichen Monate. Die beiden Nachbarn kamen sich ungesehen immer näher. Jörg hatte nie einen Menschen so lieb gehabt wie Frau Hollin, vor der er sich doch so tief schämte und die ihn so er-

bärmlich abcanzeln konnte, und die alte Frau entdeckte so manch vergrabene Tugend in dem Gemüth des wilden Naturburschen, daß es ihr fast Gewissensangst machte, sie höre des Guten zu viel aus dem bösen Buben heraus. Zum Trost gelang es ihr, der verstockten Hexe, ihm, dem vor Gericht sich selbst anklagenden Büßer, wenigstens ein klein Stück Christenthum beizubringen, so viel nämlich durch zwei schmale vergitterte Kerkerfenster sich hindurchzuzwängen vermag. Jörg nahm alle Glaubensartikel willig an, blieb aber auch bei seinem eigenen Glaubensartikel, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden müsse.

III.

Jörg hatte sich mit dem Rath verbissen und der Rath mit Jörg: aber der Rath hatte sich auch in sich selbst über den Jörg verbissen. Es bestanden zwei Parteien, die sich dermaßen stritten, daß der Gegenstand des Streites über dem Streit als solchem ganz vergessen ward. Die Einen wollten, wie schon oben erwähnt, den Jörg hängen, weil er gemordet, die Andern, weil er nicht gemordet habe. Nur der Stadtschreiber bildete — aber ganz im Stillen und für sich allein — eine dritte, vermittelnde Partei. Er wollte den Jörg laufen lassen. „Denn," so sprach er zu sich selber, „hätte man Inquisiten gleich am ersten Tage torquirt, so wäre wohl die Wahrheit an's Licht gekommen; jetzt ist es zu spät; warten wir aber ab, bis die beiden Parteien sich geeint haben, aus welchem Grund der Muckenhuber gehenkt werden solle, so kann er inzwischen im Thurm an Altersschwäche sterben. Den Schaden aber hat die Stadt, welche dem hergelaufenen Kerl so lange frei Kost und Logis gibt." Da nun der Stadtschreiber mit feiner Menschenkenntniß weiter schloß, Jörg möge nach so vielen Wochen wohl mürbe und die schmale Küche des Eisenmeisters satt geworden sein, so däuchte ihm die beste Lösung, dem Burschen so ganz von ungefähr die Thür offen zu lassen, daß er davonlaufen könne. Mit dem Gegenstande des Streites werde dann auch der Streit verschwinden, ja Jedermann werde sich wundern, wie man sich über solch einen Hallunken so lange habe den Kopf zerbrechen können, die Ehre der Justiz sei gerettet und die Rechtfertigung des nachlässigen Eisenmeisters wolle er, der Stadtschreiber, schon auf sich nehmen.

So veranlaßte er es denn, daß die Riegel an Jörg's Kerkerthür zum Oeftern nicht vorgeschoben wurden. Jörg merkte es wohl, blieb aber doch sitzen; er wollte auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt sein. Als er jedoch eines Tages seiner Nachbarin von der wachsenden Nachlässigkeit des Eisenmeisters erzählte, kam die Sache in ein anderes Geleis. Mit dem bloßen Gedanken der offenen Thür (wenn auch nicht des eigenen Gefängnisses) erwachte bei Frau Hollin die ganze mächtige Liebe zur Freiheit. „Wenn ich hinauskönnte!" rief sie, „nicht entfliehen wollte ich; ich wollte fortgehen, um wiederzukommen, um meinen Ulmer Freunden alle die erlittene Schmach zu erzählen, wiederzukommen mit den Zeugnissen und Zeugen meiner Unschuld, — ich will gar nicht einmal die Freiheit, ich will nur meine Ehre und Reputation retten — — —!" Sie brachte den Satz nicht recht zu Ende, doch hatte ihn Jörg verstanden.

Schon lange arbeitete er daran, die dünne Scheidewand zwischen den beiden Kerkern zu durchbrechen; er war bisher, bloß mit einem kleinen Stückchen Eisen bewehrt, nur langsam vorgeschritten; nach jenem Ausruf der Hollin aber schaffte er Tag und Nacht mit Riesenkraft, und in der dritten Nacht konnte er's versuchen, durch das Loch, welches er im dunkelsten Winkel geöffnet, hindurchzukriechen. Da war keine Zeit zu verlieren. Heute Nacht stand Jörg's Thür wieder offen: also gab es kurzen Abschied. Frau Hollin kroch herüber in des Nachbars Zelle. Da umfaßte Jörg, am ganzen Leibe zitternd, des alten Weibes Knie und rief — als wolle er in dieses einzige Wort die ganze Fülle seines Gehorsams und seines Dankes schütten —: „Mutter!" — und sie fuhr ihm mit der Hand über's Gesicht, im schwarzen Dunkel seine Züge befühlend, und rief: „Mein armer, unglücklicher Sohn!" Dann trennten sich die beiden Freunde, die sich nie gesehen und doch so nahe gestanden. Die kinderlose Wittwe hatte in dieser Stunde zum ersten Mal mit der vollen Empfindung einer Mutter den Kindesnamen ausgesprochen, und der Landstreicher, welcher nie seine Mutter gekannt,

zum erstenmal den Mutternamen in tiefster kindlicher Ehrfurcht.

Frau Hollin verbarg sich in derselben Nacht noch bei treuen Freunden, um mit dem nächsten Tage nach Ulm zu entkommen. Jörg aber schlüpfte hinüber in das leere Hexenkämmerlein, und als am Morgen der Eisenmeister an die Thür kam, um die karge Speise durch einen Schieber hereinzubefördern, kauerte er sich, in den zurückgelassenen Mantel der Frau gehüllt, in die hinterste Ecke, und als der Mann dann weiter zu der Thür seines eigenen Kerkers ging, schlüpfte er geschwind durch das Mauerloch hinüber und nahm nun als Jörg Muckenhuber die andere Portion in Empfang. So trieb er es fast eine Woche mit vielem Geschick und stillem Vergnügen, wenn ihm nicht der Gram über den Verlust der treuen Nachbarin die Freude erstickt hätte.

Eines Tages öffnete sich jedoch nicht bloß der Schieber, sondern die ganze Thür, und herein trat der Stadtschreiber mit dem Eisenmeister und forderte die Hollin auf, ihm zur Gerichtsstube zu folgen. Jörg spielte seine Rolle weiter, so lange es gehen wollte, drückte sich wie aus höchster Angst in den dunkeln Winkel und wies die Andringenden mit stummer Geberde zurück. Als aber der Stadtschreiber ermunternd rief: „Weib, folge uns getrost; ich führe Dich nicht mehr zur Folter, sondern zur Freiheit!“ da vergaß der Muckenhuber völlig seine Maske, warf den Mantel weg, sprang trotzig hervor und erwiederte, die Fäuste in die Hüften gestemmt, dem erschrockenen Stadtschreiber: „Das werdet Ihr wohl bleiben lassen, gehenkt will ich sein und zwar auf Nördlinger Grund und Boden!“

Der Stadtschreiber zerraufte sich das Haar vor Wuth und Aerger, als er sah, daß die Hexe davongelaufen und der Landstreicher sitzen geblieben war. Er wollte in der That die Hollin zur Freiheit führen, aber zur Freiheit unter wichtigen Bedingungen, und nun war sie ganz bedingungslos verschwunden, Jörg dagegen, der bedingungslos hätte verschwinden sollen, saß dem Rath nun wieder auf dem Nacken. „Kerl, Du bist gar nicht umzubringen!“ schrie der Stadtschreiber dem Muckenhuber in schäumendem Zorn entgegen; dieser aber erwiederte ganz kalt: „Das eben ist ja meine Klage, daß Ihr's niemals probiren wollt!“

Mit dem Proceß der Hollin stand es nun aber folgendergestalt. In Regensburg drängte und drohte man so gewaltig, daß die Mehrheit des Rathes stutzig wurde und gegen die drei Mitglieder, welche die ganze Hexentragödie aufgebracht und seit fünf Jahren als wahre Schreckensherrscher fortgespielt hatten, Front zu machen begann. Die immer stürmischeren Beschwerden des Volkes, welches wie aus einem Fiebertraum erwachte, ermuthigten jene Mehrheit, und die Hexenrichter sahen nur zu klar, daß ihr Regiment zu Ende gehe und daß sie an ihre eigene Sicherheit denken müßten. Sie wollten daher die Hollin freigeben unter der Bedingung, daß selbige eine Urkunde unterschreibe und beschwöre folgenden Inhaltes: Sie nehme ihre Freiheit als Gnade für Recht, wolle niemals anderweit Klage erheben gegen ihre Richter, noch sich persönlich an ihnen rächen, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden verlassen, dazu gelobe sie über den ganzen Verlauf des Processes ewiges Stillschweigen. Von einem geängsteten alten Weib, welches hinter sich die Folter hatte und vor sich den Scheiterhaufen sah, glaubte man, leicht Schwur und Unterschrift zu so billigen Bedingungen erhalten zu können. Groß war daher der Schreck, als man hörte, die Hollin sei entflohen; denn nun konnte sie von außen her Beschwerde führen und das Volk aufhetzen, so viel sie wollte.

Der Stadtschreiber stand wie ein begossener Pudel vor seinen Amtsbrüdern, als er ihnen statt der Alten den Jörg Muckenhuber auf die Gerichtsstube brachte. Die Rathsherren machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe, erst leise, dann lauter, zuletzt wuchs der Sturm und Alle schrien durcheinander wie in der Judenschule. Da schaffte der Stadtschreiber, mit seinem tiefen Baß das ganze Stimmengewirr übertönend, plötzlich Ruhe und einigte die Zänker durch ein Wort wie mit einem Schlag. Er rief: „An alle diesem Unheil ist nur der Muckenhuber Schuld. Hängt ihn auf, wenn er nicht augenblicks seine alten Geständnisse widerruft!“ Jörg entgegnete: „Ich widerrufe nicht!“ und als ihn der Stadtschreiber zum zweiten Mal fragte: „Jetzt widerruf' ich erst recht nicht!“ und zum dritten Mal — —

Da stand, wie aus dem Boden gewachsen, die alte Hollin in der Stube, geführt von zwei der angesehensten Bürger aus Nördlingen und Ulm. Sie sah dem Muckenhuber scharf in's Auge und sagte ihm mit festem Ton: „Jörg, Du wirst Dein falsches Geständniß widerrufen!" Die Stimme traf den verbissenen Burschen wie ein Donnerstreich. Er schwieg lange und schlug die Augen nieder — Alles schwieg; man hörte nur die leisen Athemzüge — dann sprach er: „Keine andere Macht der Welt hätte mich zum Widerruf bringen können, aber dieser Frau kann ich nicht in's Gesicht lügen; — ich widerrufe!"

Inzwischen wuchs von Außen das Getümmel der Menge, welche unter den wildesten Drohworten gegen den Rath die augenblickliche Freilassung der Frau Hollin begehrte. Die Herren spürten Gefahr auf dem Verzug. Nach kurzem geheimen Wortwechsel las daher der Stadtschreiber der Alten im artigsten Ton jene Urkunde vor, welche sie beschwören sollte. Frau Hollin aber erwiederte, sie fordere Recht und keine Gnade, sie habe sich auch nur gestellt, damit man ihren Proceß in aller Form zu Ende führen könne; diese Schrift beschwöre sie nicht.

Die Herren vom Rath machten sehr lange Gesichter und wollten sich auf's Ueberreden legen, wußten aber schon von früher, daß bei dieser Frau Ueberreden nicht viel verfange.

Da sah die Alte, daß der Eisenmeister dem Muckenhuber schwere Ketten anlege, um ihn in festern Gewahrsam zurückzubringen, und der gebrochene Blick, mit welchem er zu ihr herüberschaute, fiel ihr schwer auf's Herz. Nach kurzem Besinnen sprach sie zu den Richtern: „Ihr Herren habt Euch bei mir auf's Unterhandeln gelegt, Ihr seid also gar keine ordentlichen Richter mehr, denn Richter unterhandeln nicht. Seid Ihr aber keine Richter, so könnt Ihr mir auch kein Recht mehr schaffen. Wohlan, ich lege mich auch auf's Unterhandeln: Gebt mir dort den bösen Buben frei, ich will ihn an Kindesstatt annehmen und mit mir nach Ulm führen und sehen, ob ich ihn besser erziehen kann als Ihr. Mein Vermögen hat todt gelegen während der elf Monate, da ich im Thurme saß, Ihr solltet mir wohl die Zinsen vergüten, die ich inzwischen verloren habe: gebt mir diesen bösen Buben mit, ich will ihn als den Zins nehmen, welchen Gott während meines Leidens meinem Besitzthum hat zuwachsen lassen. Unter dieser Bedingung beschwöre und unterzeichne ich Eure Schrift."

Schon stürmten drohende Volkshaufen in die Vorhalle des Hauses. Dem Rath wäre keine Wahl geblieben, auch wenn die Hollin ganz andere Dinge begehrt hätte. Als sie die Urkunde unterzeichnete, fand sie noch die Rechnung beigelegt über ihre Verköstigung während der elfmonatlichen Haft. Sie reichte jedoch das Blatt mit artigem Lächeln dem Stadtschreiber zurück, und da die Menge bereits an die Thür pochte, so zerpflückte derselbe die interessante Beilage möglichst geschwind und streute die Stückchen unter den Tisch.

Dem Jörg hatte man derweil die Ketten wieder abgenommen; er schaute umher wie im Traum und ließ sich schweigend Alles gefallen. Frau Hollin nahm ihn bei der Hand und ging zur Thür, wo Beide von der hereindrängenden Menge jubelnd empfangen wurden. Der Stadtschreiber wollte auch jetzt noch zeigen, daß er doch nicht gar auf's Maul geschlagen sei, und rief halblaut den Abgehenden nach: „Nun findet dies edle Pflegkind in Ulm doch wenigstens einen Galgen, an welchem es heimathberechtigt ist." Frau Hollin hatte ihn wohl verstanden, darum kehrte sie sich in der Thür noch einmal zurück und rief mit erhobenem Ton: „Stadtschreiber, man sollte Euch auch einmal elf Monate einsperren, damit Ihr des Menschen Herz kennen lerntet. Ihr würdet dann vielleicht finden, es gibt Leute, die verachten den Tod und begehren ihn zugleich, so öd und reizlos ist ihr rohes Leben, Andere dagegen haben die wahre Herrlichkeit des Lebens so reich geschmeckt und so gewaltigen Lebensmuth dadurch gewonnen, daß sie darum den Tod verachten, den sie nicht gesucht. Jene schreckt der Tod nicht, weil sie noch gar nicht leben gelernt haben; diese aber schreckt er noch viel minder, weil sie so ganz zu leben verstehen. Ich will diesen meinen Sohn nun leben lehren, damit er den Tod, welchen er in der ersten, wilden Weise so wohl zu verachten gewußt, auch in der andern, feinen Weise eines wahren Christen verachten lerne."

Die Alte hielt Wort. Jörg ward in

ihrem Hause ein redlicher und tapferer Mann, der seiner neuen Vaterstadt Ulm im ersten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges große Dienste leistete, daß man dort seines Namens noch lange in Dank und Ehren gedachte. Die Nördlinger Hexenrichter aber mußten ihr Amt niederlegen, der ganze Magistrat ward gereinigt und erneuert und auf jene fünf Jahre des Schreckens folgte ein besseres Jahrzehnt, in welchem Recht und Gerechtigkeit wieder herrschten in der altehrwürdigen Reichsstadt.

Charlotte Corday.

Frankreich blickt heute mit Erhebung auf zwei seiner Töchter zurück, auf Jeanne d'Arc und auf Charlotte Corday. Beide sind aus der Sphäre ihres Geschlechts herausgetreten, um sich mit dem Heroismus, welcher eine der edlern Eigenschaften ihres Volkes ist, dem Tode für das Vaterland zu weihen, den jene auf dem Scheiterhaufen, diese auf dem Schaffot gefunden hat. Erst die neuere Zeit hat begonnen, das Andenken an Jeanne d'Arc von dem Makel zu reinigen, den die Verblendung früherer Zeiten auf sie geworfen hatte; rein und erhaben tritt heute ihr Bild vor das Auge ihres Volkes.

Charlotte Corday war glücklicher. Aus dem wüsten entsetzlichen Traume einer Schreckenszeit, deren Erinnerung heute noch die Gemüther durchbebt, trat früh ein Erwachen und mit ihm die reine Bewunderung für das Weib ein, welches mit unvergleichlichem Muthe die Rettung des Vaterlandes aus den Gräueln dieser Zeit unternommen hatte. Welchen Maßstab man auch an ihre That anlegen, wie schwer auch die Frage wiegen mag, ob auch der edelste Zweck der Hand des Einzelnen gestatten dürfe, über die Schranke der staatlichen Ordnung, des bestehenden Gesetzes hinauszugreifen, in solcher Zeit, wo jene Ordnung gelöst, dieses Gesetz ohnmächtig geworden und an ihre Stelle das Verbrechen selbst mit dem fluchwürdigen Scheine des Rechtes getreten war, in solcher Zeit wägt eine andere Wagschale die Thaten.

Die Geschichte der That Charlotte Corday's umfaßt wenige Tage, ja wenige Stunden. Vor ihnen liegt, wie ein reiner Spiegel, das Leben eines einfachen schuldlosen Mädchens, in dessen Seele unbewacht und geheimnißvoll der gewaltige Entschluß gereift war. Die Momente, die ihrer Geschichte angehören, sind also bald erschöpft; für die Mitlebenden und für das nachfolgende Geschlecht blieb nur noch die Aufgabe, die Schatten und die Irrthümer zu sondern, welche die Leidenschaften des Tages darüber gehäuft hatten. Diese Aufgabe ist von den Geschichtschreibern Frankreichs erfüllt; Begeisterung und Wehmuth haben ihre Feder geführt. Aber eine Quelle war ihnen wunderbarerweise verschlossen, oder sie haben nicht verstanden, sie zu benutzen. Diese Quelle liegt in den Urkunden des Processes, welchen das Revolutionstribunal gegen Charlotte Corday geführt hat.

Vor wenigen Wochen hat der verdiente Advocat Vatel zu Versailles diese Urkunden in einer interessanten Schrift, welche die Vorläuferin eines größern Werkes über Charlotte Corday und über die verhängnißvollen Folgen für die mit ihr in Berührung getretenen Personen sein soll, veröffentlicht. Die Schrift führt den Titel: „Dossiers du Procès de Charlotte Corday devant le Tribunal revolutionnaire," und ist begleitet von wichtigen neuen Erläuterungen, ferner von dem Facsimile des berühmten Briefes von Charlotte an Barbaroux aus den Mauern des Kerkers, und endlich von einer Nachbildung ihres authentischen Bildnisses, welches von einem damals angesehenen Maler vor den Schranken des Tribunals begonnen und in der Conciergerie, wenige Stunden vor der Hinrichtung, vollendet worden ist.

Wir folgen in einer kurzen Darstellung diesen Documenten.

Marat stand auf der Höhe seiner unheimlichen Gewalt über Frankreich. Mit glühender Leidenschaft riß er das verblendete Volk auf dem blutigsten Pfade, den die Geschichte civilisirter Nationen kennt, mit sich fort, um Verbrechen auf Verbrechen zu häufen. Das große Land seufzte unter der Macht einer Rotte, die auf den Straßen, in den Clubs, im Convent selbst die Zügel der Gewalt unter seiner Führung ergriffen hatte. Die Vendee hatte begonnen, sich dagegen zu erheben, die Normandie bereitete sich zu einer gleichen Erhebung vor.

Die Katastrophe der Tage des 31. Mai, 1. und 2. Juni 1793 hatte das Uebergewicht der Girondisten in dem Convent gestürzt und die Proscription dieser Partei bewirkt; ihre Mitglieder flüchteten in die Provinzen, viele von ihnen, unter ihnen der edle hochangesehene Barbaroux, nach Caen.

Hier lebte Marie Anne Charlotte de Corday d'Armont. Nach dem vorliegenden Taufschein war sie am 28. Juli 1768 zu Saint-Saturnin des Ligneretś, in der Diöcese Sées, geboren, aus edelm normännischen Geschlechte, die Tochter des Jacques François de Corday d'Armont und der Marie Jacqueline de Gautier, in directer Abstammung eine Enkelin Peter Corneille's, und zwar von dessen Tochter Marie. Sie wohnte um diese Zeit in dem Hause der ihr verwandten Frau von Bretteville zu Caen. Man sah sie theilnehmend für die Armen wirken, und, lebhaft erregt durch die politischen Ereignisse jener Zeit, unter der Begleitung eines alten Dieners der Frau von Bretteville auf dem Stadthause erscheinen, und dort furchtlos durch Bitten und Vorstellungen zu Gunsten Verbannter, eingekerkerter Priester, und vieler aus ihren Asylen vertriebener, ihres Unterhalts beraubter geistlicher Frauen intercediren. Unter den Letztern befand sich besonders Alexandrine de Forbin, mit welcher sie, so wird erzählt, in dem Damenstift zu Caen erzogen worden war. Diese war Nonne in einem Kloster zu Troyes geworden, war, nach der Aufhebung der Klöster, nach der Schweiz gegangen, und nun als Emigrantin ihrer Pension, die den Mitgliedern der aufgehobenen geistlichen Orden zugesichert war, beraubt worden. Charlotte's Intercession für sie hatte den Erfolg gehabt, daß die Urkunden über die Ansprüche der Forbin nach Paris zur höhern Entscheidung des Ministers des Innern gesendet worden waren.

Charlotte glaubte die Hilfe des einflußreichen Barbaroux, von dem sie wußte, daß er der Familie Forbin befreundet war, in Anspruch nehmen zu dürfen. Sie verfügte sich zu diesem. Barbaroux fand, daß man durch die Uebersendung jener Urkunden nach Paris den unrichtigen Weg eingeschlagen habe; daß vielmehr die Angelegenheit, für die er sich nun auch interessirte, vor der Behörde in Caen selbst entschieden werden könne und müsse. Er schrieb deshalb an den ihm befreundeten Du Perret, Mitglied des Convents, um durch diesen die Urkunden zurückzuerhalten. Das Schreiben gelangte nicht an seine Adresse, man blieb daher von dorther ohne Nachricht.

Die erste Unterredung zwischen Charlotte und Barbaroux zu jenem Zwecke wird etwa am 20. Juni 1793 stattgefunden haben. Acht Tage später erschien Charlotte wieder auf der Intendanz, wo die geflüchteten Girondisten wohnten; die Papiere waren nicht angekommen. Charlotte erklärte, daß sie deshalb selbst nach Paris reisen wolle, und bat Barbaroux um Empfehlungen für Paris. Diese an Du Perret gerichtete Empfehlung empfing sie, nachdem sie am 7. Juli daran erinnert hatte, am folgenden Tage aus der Hand des Barbaroux.

Es ist von Interesse, bei diesen Begegnungen Beider einen Augenblick zu verweilen. Auf eine Tradition gründet sich die Sage einer Liebe zwischen Beiden und daß die That Charlotte's auf ein solches Verhältniß zurückzuführen sei; ferner hat die spätere Verfolgung gegen Barbaroux den Verdacht seiner Mitschuld hierauf gegründet. Augenzeugen, die zugleich die Erscheinung Charlotte's zeichnen, schildern uns die Begegnungen selbst.

Louvet erzählt in seinen Memoiren: Es kam zu uns auf die Intendanz, um Barbaroux zu sprechen, eine junge Dame, groß und wohlgestaltet, von edelster Haltung; in ihrem schönen Antlitz, in ihrer ganzen Erscheinung lag eine eigenthümliche Mischung von Milde und Stolz, die Spur erhabener Gesinnungen. Sie war stets von ihrem alten Diener begleitet und wurde von Barbaroux nur in dem gemeinschaftlichen Empfangssaal gesprochen.

Hier, fügt Meillan, der mit Guadet anwesend war, in seinen Memoiren hinzu, hörten wir die Bitten an Barbaroux um Empfehlungen für die Sache ihrer Freundin Forbin an den Minister. Barbaroux entgegnete, daß solche Empfehlung eines Verbannten ihr eher hinderlich sein würde; er erbot sich zu einer solchen an Du Perret.

Am 7. Juli fand eine Revue der Nationalgarde zu Caen statt. Sie hatte den Zweck, aus Freiwilligen ein Bataillon für das Heer der normännischen Föderalisten, das sich zum Widerstande gegen den Convent und gegen die Anarchie der Hauptstadt

rüstete, zu bilden. Charlotte wohnte dieser Revue bei; sie bekennt, daß dieser Anblick den von ihr bereits gefaßten Entschluß der That bekräftigt habe. Sie sah die Männer, welche sich bereitwillig hingaben, die Herrschaft Marat's mit dem Opfer ihres Lebens zu stürzen; sie sagte sich, daß jener eines so schönen Opfers nicht werth sei, daß vielmehr der Arm eines Weibes genügen werde, um seine Verbrechen zu rächen. Sie wollte also jenen Kämpfern voraneilen nach Paris; deshalb eilte sie an diesem Tage auf die Intendanz zu Barbaroux, ihn an das verheißene Schreiben zu erinnern. An diesem Tage war es, als Petion sie in jenem Empfangssaal traf, wo sie lebhaft von dem Eifer der Freiwilligen zur Bekämpfung der Anarchie sprach. Petion — so erzählt Vaultier in seinen Souvenirs de Féderalisme — sagte zu Charlotte einige Lobeserhebungen darüber, daß sie, eine Aristokratin, gekommen sei, Republikaner zu sehen. Charlotte entgegnete: „Ihr urtheilt heute über mich, ohne mich zu kennen; es wird ein Tag kommen, an dem Ihr wissen werdet, wer ich bin."

Am 8. Juli nun empfing sie das in der Schrift gleichfalls mitgetheilte Schreiben von Barbaroux an Du Perret mit einem Billet, in welchem jener sie bat, ihn von den Details ihrer Reise nach Paris zu unterrichten. Sie antwortete mit dem Versprechen, ihn nicht nur von den Details, sondern mehr noch, von dem Erfolge ihrer Reise zu unterrichten. Sie hat, wie wir sehen werden, wunderbar treu, aber in verhängnißvollster Weise ihr Wort gelöst.

Jener Glaube einer Liebe zwischen Charlotte und Barbaroux findet durch diese Thatsachen seine Widerlegung. Barbaroux hat Charlotte nur bei diesen drei Begegnungen gesehen; die Gespräche zwischen Beiden fanden vor jenen Zeugen statt; sie hatten nur das Schicksal der Forbin zum Gegenstande. Nicht um Barbaroux, den man damals in seiner Zuflucht für gesichert halten mußte, zu retten oder zu rächen, unternahm sie ihre That; sie hatte ein unendlich höheres Ziel, und sie wußte, daß sie auf diesem Wege nur den Tod, aber nicht den Besitz jenes Mannes finden würde. Barbaroux hat dies Alles selbst bestätigt. (Vaultier, Souvenirs, p. 102.)

Am 11. Juli Mittags langte Charlotte in Paris an und stieg in dem Hotel de la Providence, Rue des vieux Augustins, ab. Sie ging sofort zu Du Perret, ließ ihre Adresse zurück, kehrte Nachmittags wieder und besprach mit ihm die Rückforderung der Papiere der Forbin. Du Perret begleitete sie am 12. früh zu diesem Zwecke zum Minister. In ihre Wohnung zurückgekehrt, entwarf sie eine Adresse an die französische Nation. Am 13. früh ging sie nach dem Palais-Royal und kaufte dort ein Messer als Werkzeug für ihre That. Sodann ging sie zweimal in die Wohnung Marat's, Rue des Cordeliers, und forderte Einlaß; sie wurde jedesmal abgewiesen, weil Marat krank sei. In ihrer Wohnung schrieb sie nun einen Brief an Marat und sagte darin:

„Ich komme von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande muß Sie wünschen lassen, die Verschwörungen kennen zu lernen, mit welchen man dort umgeht. Ich erwarte Ihre Antwort."

Diese erfolgte nicht und sie ging nun am Abend zum dritten Male zu Marat. Dieser war im Bade, mit einem Bademantel bekleidet. Man sagte ihm die Anwesenheit derjenigen, die jenen Brief an ihn geschrieben habe. Er ließ sie eintreten und neben sich einen Tisch stellen, um das niederzuschreiben, was die Fremde ihm berichten würde. Charlotte trat ein; Marat fragte sie nach den Umständen, die sie ihm berichten wolle; sie that dies umständlich und nannte ihm die Namen derer, die sich bei dem Widerstande ihrer Provinz betheiligten. Marat schrieb sie nieder und sagte: er werde diese Personen sofort guillotiniren lassen. Bei diesen Worten zog Charlotte das Messer hervor und stieß es Marat in die Brust. Auf seinen Hilferuf stürzten der im Nebenzimmer beschäftigte Colporteur des berüchtigten Marat'schen Blattes Ami du Peuple, Namens Bas, und die Concubine Marat's, Simonė Evrard, herein. Bas schlug mit einem Stuhl die Thäterin zu Boden, sie erlitt noch weitere Mißhandlungen durch die Herbeieilenden, ließ sie aber schweigend über sich ergehen. Die Agenten der Polizei, denen sie sofort und ohne allen Rückhalt ihre That bekannte und die Marat schon todt fanden, entdeckten unter ihrem Brusttuche ihren Taufschein und die oben gedachte Adresse an die französische Nation. Sie hatte ferner ein zweites Schreiben an

Marat bei sich, welches in noch dringendern Worten den Zutritt forderte und abgegeben werden sollte, wenn sie auch diesmal den Einlaß nicht erhalten würde. Der Taufschein sollte, wie sie sagte, für den Fall, daß sie sofort den Tod finden würde, ihre Identität feststellen. Man brachte sie nach der Abtei.

für nöthig hielt, um den gerichtlichen Verfolgungen wenigstens einen Schein von Legalität zu geben. Später haben die Gewohnheit, die Massen der sich häufenden Verfolgungen, der mit ihnen steigende Blutdurst nach und nach selbst diese geringen Formen noch gekürzt; man konnte nun die Verhandlungen vor dem Revolu-



Charlotte Corday.

tionstribunal fast einen legalisirten Mord nennen.

Paris gerieth bei der Kunde des Ereignisses in die höchste Aufregung; der Eindruck war natürlich bei den Parteien ein verschiedener; der Pöbel aber, die Clubs und die Exaltirten im Convent schrien nach Rache über den Tod des wahrhaften Republikaners. Nicht ungefährdet vermochte man Charlotte nach der Abtei zu bringen.

Noch an demselben Abend begannen die Behörden in blutgieriger Eile ihr Werk; drei Tage reichten hin, es in allen den Formen zu vollenden, die man damals noch

Es war $9^{1}/_{4}$ Uhr desselben Abends, als in dem Sitzungssaal des Convents von der Tribüne herab der Ruf erscholl, Marat sei ermordet. Der Rufende ward verhaftet, man hielt ihn für einen Emissair der Contrerevolution; doch aber war andererseits die Bestürzung groß. Nach der Bestätigung der Nachricht verordnete ein Decret des Convents vom 14. Juli die Verfolgung der Mörderin durch das Revolutionstribunal.

Im Jakobinerclub erschien jener Colporteur Bas; er berichtete nach dem vorliegenden Protocolle dieses Clubs das Verbrechen und seine That bei der Ergreifung der Mörderin. Die Versammlung votirte ihm ihren Dank, und der Präsident gab ihm zum Zeichen desselben den Bruderkuß.

Der berüchtigte Fouquier-Tinville war der öffentliche Ankläger. Er begann am 14. seine Requisitionen; am 15. und 16. erfolgten die Zeugenverhöre; am 16. um 1 Uhr Morgens das gerichtliche Verhör der Thäterin; an demselben Tage die Anklage; am 17. die schwurgerichtliche Verhandlung, und an demselben Tage Abends um $6^1/_2$ Uhr die Hinrichtung. Mit Entsetzen liest man diese Urkunden in ihrer lakonischen Kürze und Präcision; der Hauch des Todes durchweht sie selbst; es galt ja nur, wie gesagt, die nothwendigsten Formen zu erfüllen; das Leben selbst hatte hier kein Recht; um so erhabener hebt sich die Gestalt des muthigen Weibes von diesem düstern Grunde ab.

Nur ein gerichtliches Verhör mit ihr enthalten die Urkunden. Aus seinem Inhalt heben wir Folgendes hervor:

Frage: Welches der Zweck ihrer Reise nach Paris gewesen sei?

Antwort: Sie sei nur gekommen, um Marat zu tödten.

Frage: Welche Beweggründe sie zu einer so entsetzlichen That gehabt habe?

Antwort: Alle seine Verbrechen.

Frage: Welche sind diese Verbrechen?

Antwort: Die Verwüstung Frankreichs, der Bürgerkrieg, den er entzündet.

Frage: Worauf sie dies gründe?

Antwort: Er sei es gewesen, der das Blutbad vom September hervorgerufen; er habe den Bürgerkrieg unterhalten, um sich zum Dictator Frankreichs aufzuwerfen; er habe durch die Verhaftung der Deputirten am 31. Mai ein Attentat auf die Souveränetät des Volkes verübt.

Frage: Welcher Beweis, daß Marat der Urheber dieser Ereignisse gewesen?

Antwort: Solchen Beweis könne sie nicht führen; aber es sei die Meinung Frankreichs selbst, die ihn anklage, und die Zukunft werde sie bestätigen.

Frage: Was sie bei ihrem Besuche des Palais-Royal gethan habe?

Antwort: Sie habe für vierzig Sous ein Messer gekauft.

Frage: Zu welchem Zwecke?

Antwort: Um Marat damit zu tödten.

Frage: Was Marat auf die Nennung der Namen der angeblichen Verschwörer geantwortet?

Antwort: Daß er sie sofort in Paris werde guillotiniren lassen.

Frage: Was die Folge dieses Ausspruches gewesen sei?

Antwort: Daß dies sein letztes Wort gewesen, indem sie ihn sogleich mit jenem Messer getödtet habe.

Frage: Ob sie geglaubt, ihn mit dem Messerstich zu tödten?

Antwort: Dies sei allerdings ihre Absicht gewesen.

Frage: Eine solche That, von einem Mädchen in ihrem Alter verübt, könne nicht ohne Anreiz Anderer verübt sein?

Antwort: Sie habe von ihrem Vorhaben mit Niemand gesprochen; sie habe geglaubt, nicht einen Menschen, sondern ein wildes Thier, das Frankreich verschlinge, zu tödten.

Frage: Ob ihr nicht die Ideen, die sie hege, durch die Deputirten zu Caen oder deren Creaturen beigebracht seien; denn eine Person ihres Geschlechts und ihres Alters könne unmöglich den Entschluß zu einer Reise nach Paris und zur Ermordung eines ihr unbekannten Mannes allein gefaßt haben?

Antwort: Vier Jahre voller Verbrechen hätten ihr genügt, ihn kennen zu lernen, und sie habe nicht nöthig gehabt, erst zu erforschen, ob auch Andere eben so dächten. Man kenne sehr schlecht das menschliche Herz, dem es leichter sei, eine solche That nach seinem eigenen Antriebe als nach dem Anderer auszuführen.

Frage: Ob man sie nicht belehrt habe, daß sie nach Vollbringung ihrer That sehr leicht selbst hätte sofort getödtet werden können?

Antwort: Niemand habe das gethan, aber sie selbst habe sich dies gesagt, und deshalb habe sie dies auch in ihrer Adresse an die französische Nation ausgedrückt.

Wir begnügen uns mit diesem kurzen Auszuge aus dem Verhör. Mit unerschütterlicher Ruhe und Ueberlegung beantwortet hier Charlotte die zahlreichen übrigen Fragen über die Details ihrer ganzen Unternehmung und ihrer Vorbereitung auf dieselbe; nicht den kleinsten Umstand ver-

gißt sie oder hält sie zurück. Mit Stolz weist sie, wie wir sehen, besonders die Vermuthung einer fremden Einwirkung auf sie zurück; sich allein vindicirt sie den Ruhm und das Verdienst eines solchen Entschlusses, mit dem sie das Opfer ihres Lebens dem Vaterlande darbringt. Sie gesteht übrigens, daß, wenn sie Marat in seiner Behausung nicht getroffen hätte, sie ihn im Convent aufgesucht und dort in der Versammlung getödtet haben würde.

An den Sicherheitsausschuß richtete Charlotte nun ein Schreiben, in welchem sie, da sie nur noch kurze Zeit zu leben habe, die Bitte ausdrückte, einen Maler zu ihr zu senden. So wie man die Bildnisse großer Verbrecher suche, um dadurch das Andenken ihrer Verbrechen wach zu erhalten, so liebe man auch andererseits die Bildnisse treuer und guter Bürger.

Am folgenden Tage fand, wie erwähnt, die schwurgerichtliche Verhandlung vor dem Revolutionstribunal statt, in welchem Charlotte von den Geschworenen für schuldig erklärt und darauf vom Tribunal zum Tode verurtheilt wurde.

Um 6$^1/_2$ Uhr Abends an demselben Tage wurde dieses Urtheil auf dem Revolutionsplatze vollstreckt. Eine ungeheure Menge des wüthenden Volkes drängte sich auf dem Hofe des Justizpalastes und empfing die Verurtheilte mit wilden Verwünschungen. Sie blieb unerschüttert; unsterbliche Ruhe, so sagt der Augenzeuge, lag in ihrem Auge, Heiterkeit und Reinheit in ihrem Antlitz, Mitleid für das verblendete Volk und das Bewußtsein ihrer Tugend, ihrer großen That. Bevor sie auf den Karren stieg, dankte sie dem, welcher ihr zuvor ihr langes Haar abschnitt. Sie hatte eine weiße Haube auf dem Kopfe; über ihre Kleider das rothe Hemde, das Gewand der Mörder. Der Zug bedurfte einer vollen Stunde, um durch die Massen in den Straßen bis zum Richtplatz zu gelangen. Man wollte sich mit Gewalt auf sie stürzen; aber ihre wunderbare Haltung schreckte die Menge zurück. Mit unaussprechlichem Schmerz blickte sie auf diese, und der Blick ihres schönen Auges genügte, sie zurückzuhalten. Sie stieg ohne Unterstützung ruhig auf das Schaffot; nur als ihr Hals entblößt wurde, flog eine leichte Röthe über ihre jungfräulichen Wangen. Die Haube nahm sie selbst vom Haupt. Ihr edles Haupt, ihre schönen Schultern, die Ruhe ihrer ganzen Erscheinung boten einen unaussprechlichen Anblick; sie erschien wie ein halbverklärter Engel. Mit mildem Blicke grüßte sie das Volk um das Schaffot; sie wollte sprechen; man hinderte sie daran; nun ging sie zur Guillotine und legte selbst ihr Haupt dahin, wohin man sie wies. Todtenstille trat ein; das Beil fiel nieder; der Henker erhob das getrennte Haupt und zeigte es, noch lag darin das Lächeln der Lebenden; er schlug mit seiner Hand das Haupt. Wenigstens diese Schmach verdammte das Murmeln der Menge.

So endete Charlotte Corday. Das Opfer ihrer Hand, Marat, wurde mit fast königlichen Ehren im Pantheon bestattet; man errichtete ihm Triumphbogen und widmete ihm Lobgesänge. Aber als der Rausch jener Tage verflogen war, zerschlug man jene Denkmäler, riß seine Asche aus dem Pantheon und zerstreute sie in den Kloaken. Rein und erhaben stieg nun das Bild der Märtyrerin aus ihrem Grabe empor. Diese Gefahr für die Herrschaft jener Tage muß man schon früh geahnt haben. Denn der Sicherheitsausschuß des Convents verbot die Veröffentlichung der hier vorliegenden Documente, besonders des obigen Verhörs und der Briefe Charlotte's aus ihrem Gefängnisse. Dies ist der Grund ihrer Geheimhaltung im Archiv.

Man liest in diesem Befehl ein merkwürdiges Wort, welches sowohl den Eindruck der denkwürdigen That Charlotte's auf die öffentliche Meinung, als auch die Vorstellung schildert, welche selbst die Männer der Bergpartei von diesem außerordentlichen Weibe gefaßt hatten. „Man verschlingt mit Begierde jede Kunde über Charlotte und ihre That; Bewunderung und Abscheu streiten miteinander, aber jene überwiegt," so liest man in den damaligen öffentlichen Blättern. Die Communalbehörde berichtete in diesem Sinne; sie suchte den überraschenden Eindruck zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke nun befahl das Generalconseil, daß in allen Gemeinden der Republik ein Artikel der Gazette nationale angeschlagen werden sollte, in welchem sich Fabre Eglantine mit Energie gegen „den Glanz und den Heroismus, den die Aristokratie, die Reaction, die Thorheit der That dieses Weibes gegeben habe," erhob. Darum aber ergriff auch der Sicherheitsausschuß

jene Maßregel, welche die Besorgniß der herrschenden Gewalten ausdrückt, indem sie in dem confidentiellen Befehl an Fouquier-Tinville die Gefahr der Publication der gerichtlichen Verhandlungen über „dieses außergewöhnliche Mädchen, die nur schon ein zu großes Interesse erregt habe," anerkannte. Und welche Namen, für alle Zeiten die Symbole des Schreckens, sind es, die unter diesem Schriftstücke stehen!

Werfen wir einen Blick auf diese Briefe und auf die Adresse an das französische Volk. Diese letztere ist, wie wir gesehen haben, am Tage vor der That entworfen. Sie enthält mit glühenden Worten die Schilderung der Leiden Frankreichs, der schmachvollen Herrschaft, unter welcher es seufzte, der Zukunft, welcher es auf solchem Wege entgegengehe, ihrer Liebe zum Vaterlande. „O! Frankreich," ruft sie, „Dein Heil liegt in der Hand des Gesetzes; ich verletze es nicht, indem ich Marat tödte, die Welt hat ihn bereits verurtheilt, er ist außerhalb des Gesetzes; wer will mich deshalb verurtheilen; bin ich schuldig, so war es auch Alcides, als er die Ungeheuer vertilgte. O! mein Vaterland, Deine Leiden zerreißen mein Herz; nur mein Leben selbst kann ich Dir opfern, und ich danke dem Himmel, daß er mir die Freiheit gab, es Dir darbringen zu können; ich will, daß mein letzter Seufzer meinen Mitbürgern Heil bringe, daß, wenn man mein Haupt durch Paris trägt, es ein Zeichen werde, unter dem die Freunde der gesetzlichen Ordnung sich erheben mögen. Meine Eltern, meine Freunde wissen nicht um meine That. Verfehle ich meine That, so möge sie Frankreich wenigstens den Weg weisen. Auf! erhebe Dich, Du kennst Deine Feinde, treffe sie mit Deiner Hand!"

An ihren Vater schreibt sie am 16. Juli, und bittet ihn um Vergebung, daß sie ohne seine Einwilligung über ihr Leben verfügt habe. Sie nimmt rührenden Abschied von ihm und ihren Geschwistern.

Endlich ist nun das Facsimile jenes Briefes an Barbaroux mitgetheilt; der authentische Wortlaut dieser berühmten Urkunde berichtigt die Irrthümer früherer Publicationen. Begonnen ist er am 15. Juli in der Abtei mit der Ueberschrift:

„In den Gefängnissen der Abtei, in der Zelle Brissot's, am zweiten Tage der Vorbereitung auf den Frieden."

Mit diesen letztern Worten wollte Charlotte den Zweck ihrer That, Frankreich den innern Frieden zurückzugeben, bezeichnen. Auf einem zweiten Blatte ist sodann der Brief nach ihrer Uebersiedlung in die Conciergerie am 16. Juli Abends 8 Uhr vollendet. Zwischen beiden Zeitpunkten lag ihr Verhör vor dem Revolutionstribunal. Das Gewicht dieser denkwürdigen Stunden drückt sich in dem Inhalt dieses letztern Theils des Briefes aus. Diesen Zusammenhang haben Thiers, Lamartine, Michelet, Barante und Louis Blanc in ihren Darstellungen nicht gekannt.

Es ist schwer, den Inhalt beider Schriftstücke zu skizziren. Es ist eine wunderbare Mischung von Scherz über Erlebtes, von Ironie über Personen und Zustände, von Freude der Erinnerung und erhabenen Gedanken in der Nähe des Todes. Sie löst ihr Wort, Barbaroux die Details ihrer Reise mittheilen zu wollen, und erzählt so, wie in heiterer Laune, den Heirathsantrag eines Mitreisenden an sie, dem sie entgegnet: „Wir spielen Beide Komödie, und es ist schade, daß wir mit so viel Geschick dazu keine Zuschauer haben." Sie erinnert Petion an das Wort, welches er zu ihr gesagt, und an das Dementi, welches sie ihm zu geben versprochen. Sie bekennt, daß der Anblick der braven Freiwilligen, die sich am 7. Juli zum Kampfe gerüstet, sofort ihren Entschluß habe reifen lassen, ihnen zuvorzukommen, weil statt des Opfers so vieler braver Männer das Opfer eines Weibes allein für den hohen Zweck genügen werde. Sie entschuldigt sich, daß sie sich des Kunstgriffs einer Lüge habe bedienen müssen, um von Marat empfangen zu werden, statt daß sie gehofft habe, ihn „auf der Höhe seines Berges im Convent" (er war Führer der Bergpartei) zu treffen. Sie schildert den Hergang, die Erwartung ihres unmittelbaren Todes nach der That oder während der Abführung, die Freude, ihr Leben noch zwei Tage gefristet zu sehen, um sich des Friedens ihrer Seele und des Gedankens an die Rettung ihres Vaterlandes erfreuen zu können. Die Angelegenheit der Alexandrine de Forbin, deren Adresse in der Schweiz sie gibt, bittet sie zu fördern. Sie schreibt die patriotischen Gesänge ihrer Heimath für die Pariser nieder. Und zwischen allen diesen Momenten und zahlreichen andern, die sie berührt, zerstreute Gedanken

über das Leben überhaupt, die Bestimmung des Weibes, die Lage des Vaterlandes, ja poetische Ergüsse, so wie sie in der Adresse an das französische Volk die Verse Voltaire's in dem „Tod Cäsar's,“ Act drei, Scene zwei, citirt, und in dem oben gedachten Briefe an ihren Vater diesem zuruft: Vergesse nicht die Worte Corneille's (ihres großen Ahnen): Le crime fait la honte et non pas l'échafaud.

Und dies Alles, diese Kraft des Geistes, diese Ruhe der Seele, diese Treue der Ueberzeugung unmittelbar vor der Pforte des Todes, in der Einsamkeit der dunkeln Kerkerzelle, die nur der Schein einer Fackel unheimlich erhellt, deren herabgeflossene Wachstropfen noch heute auf der Schrift erkennbar sind, draußen an ihrem Fenster der Mordruf der wilden Menge — und sie allein, ein Mädchen, in diesem Meer der empörten Hauptstadt, dessen Wogen um sie her sie selbst aufgerufen hat! Wahrlich, wir stehen bewundernd vor einer solchen Seelenstärke. Ihre Züge selbst bezeugen sie uns heute noch.

Wenige Worte mögen deshalb Charlotte's Bild erläutern. Der deutsche Maler Hauer, ein Schüler David's, war zweiter Commandant des Bataillons der Nationalgarde von Paris im District des Théatre français. In dieser seiner Eigenschaft erhielt er Zutritt zur Sitzung des Tribunals, in welcher die Verurtheilung Charlotte's erfolgte, und zur Conciergerie, nach dieser Verurtheilung, welcher, wie wir gesehen haben, die Hinrichtung in wenigen Stunden folgte. Während jener Sitzung nun begann Hauer seinen Entwurf. Charlotte bemerkte dies und, so erzählt Hauer selbst, bemühte sich trotz des entsetzlichen Augenblicks, in dem sie sich befand, und der innern Bewegung, die er zur Folge haben mußte, sich ruhig zu ihm zu wenden, um ihm die Aufnahme des Bildes zu erleichtern. Nachdem die Todesstrafe über sie verkündet und die Sitzung beendigt war, ließ sie ihn nach ihrem Gefängnisse rufen, dankte ihm für seine Theilnahme, und ließ ihn nun, kurz vor ihrer Abführung zum Richtplatz, sein Bild vollenden. Sie sprach mit ihm über gleichgiltige Dinge mit der bewundernswürdigsten Fassung, äußerte ihre Genugthuung über die Befreiung des Vaterlandes von einem Ungeheuer wie Marat, bat, ihrer Familie eine Copie des Bildes zu senden, und sagte, als der Henker eingetreten und im Begriff war, ihr das rothe Hemd der Mörder überzuwerfen, zu Hauer: „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für das Interesse danken soll, das Sie mir beweisen; ich habe Ihnen dafür nichts zu bieten als dies; bewahren Sie es zu meinem Andenken.“ Damit schnitt sie eine Locke ihres schönen Haares ab und überreichte sie ihm.

Dieses Bild Hauer's ist aus seinem Nachlaß von der kaiserlichen Galerie erworben; es befindet sich in der Versailler Sammlung. Die Titelvignette unseres Artikels ist die Copie einer photographischen Nachbildung desselben. Michelet sagt in der Histoire de la Revolution française, T. IV, p. 151, über dieses Bild:

Das einzige Bild, das von ihr erhalten ist und welches in ihren letzten Augenblicken gemacht wurde, athmet den Ausdruck außerordentlicher Milde. In diesem wahrhaft tragischen Bildniß erscheint sie unendlich gefühlvoll, verständig, ernst, wie alle Frauen der Normandie. Nimmt sie ihr Schicksal leicht? Keineswegs; es zeigt sich aber auch kein falscher Heroismus in ihren Zügen. Man muß bedenken, daß sie damals nur noch eine halbe Stunde bis zu der schrecklichsten Probe ihres Muthes zu leben hatte. Sie hat aschblonde Haare vom mildesten Glanz und trägt eine weiße Haube und ein weißes Kleid. Ist dies ein Zeichen ihrer Unschuld, gleichsam eine sichtbare Rechtfertigung? Der Maler hat ein Bild geschaffen, welches ein ewiges Bedauern hervorrufen wird; Niemand wird es sehen können, ohne sich selbst zu sagen: „O, warum wurde ich so spät geboren! O, wie würde ich Dich geliebt haben!“

An der Steinwand, die den Hintergrund des Bildes darstellt, liest man diese Worte: Marie-Anne-Charlotte Corday de Armont. Native de la Paroisse de Saint-Saturnin des Lignerets. Agée de 25 ans, décapitée à Paris le 13 Juillet 1793. Pour avoir poignardé Marat.

Faye d'après nature par Hauer. *)

*) Wir verdanken diese neuen, bisher gänzlich unbekannten Aufklärungen einer juristischen Autorität, welche durch den Advocaten Vatel in Paris, den Herausgeber der französischen Urkunden des Processes der Charlotte Corday, zur Veröffentlichung berechtigt wurde. D. Red.

Meteorologisches und Astronomisches.

Von B. Ellner.

II. Der Donati'sche und Julikomet.

Bereits wurde dem verehrlichen Leserkreise der illustrirten deutschen Monatshefte December 1858, 5. Bd., S. 277, der Donati'sche Komet in vortrefflicher Weise vorgeführt. Wir wollen es unternehmen, den Nachfolger des Donati'schen Kometen, theils nach eigener Beobachtung mit einem Frauenhoferischen Teleskope mit fünfzigmaliger Vergrößerung, theils nach Beobachtungen ausgezeichneter Astronomen und Freunde der Astronomie nach den Mittheilungen in der Wochenschrift von Herrn Dr. Heis zu Münster in Westfalen zusammengestellt, hier nebst Zeichnungen vorzuführen. Der zweite Komet des Jahres 1861, welcher durch seine Schönheit, Größe und Gestalt sich auszeichnete, wurde der Julikomet genannt, weil er für unsere Gegenden (Deutschland) in diesem Monate seinen größten Glanz entfaltete.

Ich selbst sah diesen Kometen zuerst in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli Nachts 12 Uhr 45 Minuten zwischen Wolken. Von diesem ersten Erscheinen an war jeder heitere Abend und jede heitere Nacht diesem schönen und wunderbaren Gestirne gewidmet. Zuerst bestimmte ich, so genau es durch Schätzung möglich war, den Standort des Julikometen, so wie die Länge des gleich beim ersten Erscheinen sehr bedeutenden Kometenschweifes und dann erst wurden die teleskopischen Beobachtungen begonnen. Der Anblick, den der Komet im Fernrohre, das zu einem Kometensucher wegen der Lichtstärke eingerichtet war, gewährte, wurde fixirt und von mir selbst gezeichnet, und diese Zeichnungen am nächstfolgenden Tage wieder verglichen und verbessert. Ich unterstelle diese Zeichnungen dem Urtheile Anderer. Dieselben können nicht Anspruch auf vollste Aehnlichkeit machen, wohl aber auf gewissenhafte Genauigkeit; allein bei der Räthselhaftigkeit, welche diese Himmelskörper immerhin noch haben, und bei der Wunderbarkeit, mit der sie unsern Geist umfangen, werden sie oft verschieden von den verschiedenen Beobachtern aufgefaßt. Ich habe mich stets bei meinen Beobachtungen streng objectiv gehalten und nur vom astrognostischen Standpunkte ausgehend ohne alles Vorurtheil beobachtet.

Der Donatische Komet erschien am 2. Juni 1858 bei seiner Entdeckung durch Donati in Gestalt der Figur 1.

Fig. 1.



Donati's Komet am 2. Juni 1858.

Dagegen war der zweite Komet des Jahres 1861 am 29. Juni des besagten Jahres plötzlich am Himmel wie hingezaubert erschienen, und es wurde von mir in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli früh gegen 1 Uhr der Schweif des Kometen in der Gestalt einer länglich-gedehnten, leuchtenden Wolke, wie Figur 2, gesehen.

Fig. 2.



Julikomet in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli 1861.

Der erste Komet des Jahres 1861 wurde am 4. April im Sternbilde des Drachen aufgefunden und in den Vereinsstaaten zu Cambridge, dann zu Washington beobachtet, wogegen er in Europa fast spurlos

über unsern Häuptern hinwegzog. Sein Kopf zeichnete sich durch auffallende Größe aus, die Nebelhülle bildete eine Scheibe von $^1/_2$ Grad Diameter, in deren Centrum sich etwas excentrisch der helle Kern befand. Der Schweif war schmal und maß die Hälfte des Durchmessers des Kopfes.

Anders gestalteten sich die Umrisse des zweiten oder Julikometen.

Wie ich denselben bei seinem ersten Erscheinen in Europa erblickte, so war auch Goldschmidt zu Paris einer der Ersten mit, welcher am 29. Juni zwischen Wolken einen hellleuchtenden Strahl gesehen und für einen Kometen erkannt hat. Außer Europa wurde er schon am 4. Juni in einer Länge von 50 Grad gesehen. Zu Santiago de Chili wurde die größte Helligkeit des Kometen zwischen dem 11. und 14. Juni beobachtet und dort die Helligkeit des Kernes mit der des Sirius verglichen. Auf andern südlichen Sternwarten erblickte man am 11. Juni den Schweif des Kometen mit 40 Grad Länge. In Sidney wurde der Komet am 21. Mai gesehen und hatte derselbe damals 3 Uhr 56 Minuten Rectascension und — 30 Grad 41 Minuten Declination. Der Kern war rund, glänzend und scharf begrenzt. Bei einer angestellten Vergleichung hatte er die Lichtstärke eines Sternes 4. Größe. Auf dem Observatorium zu Williamstown wurde er am 4. Juni mit einem Schweife von 4 Grad Ausdehnung bemerkt. Am 20. Juni hatte sich der Schweif verdoppelt, der eine Zweig ging 40 Grad weit, der andere, der federförmige Ansatz, ging über 5 Grad hinaus. Die Zeichnungen vom 12. und 14. Juni haben das Ansehen eines Paraboloids und erinnern an den Donati'schen Kometen, so wie an den von Halley am 29. October 1835. Als der Julikomet vollständig in Deutschland beobachtet werden konnte, befand er sich noch im Sternbilde des Fuhrmanns auf der Grenze zwischen diesem Sternbilde und dem des Luchses beim Sternbilde des Herschel'schen Teleskops.

Am 29. Juni wurde der Komet auf dem Observatorium Beeston bei Nottingham Abends 7 Uhr 49 Minuten, also noch am hellen Tage beobachtet. Am 30. Juni wurde der Komet allenthalben in Deutschland und Europa überhaupt beobachtet und entfaltete bis zum 1. Juli einen Glanz, eine Schönheit und Ausdehnung, welche den Donati'schen Kometen übertraf.

Unwillkürlich wird sich dem geehrten Leserkreise die Frage aufwerfen, warum dieser Fremdling in der Reihe der dagewesenen Kometen so urplötzlich am Himmel in seltenem Glanze und Pracht erschien, da doch der so schöne Donati'sche Komet allmälig von seiner Entdeckung, 2. Juni, fast bis zum 11. September brauchte, bis er so glanzvoll uns erschien wie sein Nachfolger. Der zweite Komet des Jahres 1861 nahm seinen Weg von der Sonne her und war wahrscheinlich kurz vor seinem Erscheinen mit der Sonne in Conjunction, um welche Zeit er zwischen der Sonne und der Erde stand und von uns deshalb nicht gesehen werden konnte. Mit der Entfernung von der Sonne mußte er uns urplötzlich in seiner ganzen Größe, in seltenem Glanze und großer Schönheit sichtbar werden.

Am 2. Juli zeigte der Kometenkopf einen runden planetarischen Kern von ruhigem weißen Lichte, der ringsum von einer in den Schweif sich verlierenden Nebelhülle umgeben war. Der Schweif war streifenförmig und fast der ganzen Länge nach von zwei parallelen Grenzlinien, die mehrere Vollmondsbreiten voneinander abstanden, eingeschlossen. Der Komet hatte die größte Aehnlichkeit mit dem Märzkometen vom Jahre 1843.

Die Entfernungen des Julikometen von der Erde waren am 4. Juli 4 Millionen, am 6. Juli 5 Millionen, am 8. Juli 6 Millionen und am 10. Juli 7 Millionen Meilen. Derselbe legte innerhalb 24 Stunden den scheinbaren Weg von 10 Grad oder 20 Vollmondsbreiten zurück, woraus sich schon allein auf seine große Nähe bei der Erde schließen ließ, und daß er kurz vor seinem Sichtbarwerden in Europa seine Sonnennähe erreicht gehabt hatte.

Am 1. Juli hatte er sich nun unserm Gesichtskreise so genähert, daß er die ganze Nacht in der Nähe der Circumpolarsterne über unserm Horizonte glänzte.

Die Ansicht Hind's, daß am 28. auf den 29. Juni der Komet mit seinem Schweife die Erde berührt habe, so daß die Erde den Kometenschweif passirte und dadurch eine eigenthümliche Phosphorescenz der Erdatmosphäre bemerkt worden sei, sucht Dr. Pape dadurch zu widerlegen, daß

nach einer Betrachtung der Dimensionen des Schweifes eine solche Begegnung nicht stattgefunden haben könne, denn derjenige Punkt des Kometenschweifes, welcher in der Erdbahn gelegen sei, war im Abstande = 0,1162 vom Kerne. In der Entfernung von etwa 42 Grad vom Kerne des Kometen mochte die Breite des Schweifes 3 Grad betragen haben, hieraus folgt sein wahrer Durchmesser 0,0076 = nahezu 159,000 Meilen, und da am 28. auf den 29. Juni die Entfernung der Erde von der Schweifachse 0,0352 betrug, so seien die nächsten Schweiftheilchen in einem Abstande von 0,031 = 647,000 Meilen an der Erde vorübergegangen. Durch diese vorstehenden Zahlen ist die Entfernung der nächsten Schweiftheilchen von der Erde nachgewiesen und eben dadurch ist die Beobachtung Hind's insofern bestätigt, daß die ausströmenden Theile eines aus Millionen Meilen bestehenden Schweifes, welcher wie der des Julikometen schreibfederartig gefächert war, unsere Erdatmosphäre noch empfindsam berühren konnten. Diese von Hind gemachte Beobachtung findet ihre Bestätigung durch eine gleichartige zu Liverpool.

Die Angaben der verschiedenen Beobachter variiren sehr über die Größe des Kernes und Schweifes. Dr. E. Heis beschreibt Kern und Schweif in folgender Weise. Der Kopf des Kometen hatte einen runden planetarischen Kern von ruhigem weißen Lichte, der ringsum von einer in den Schweif sich verlierenden Nebelhülle umgeben war. Die schöne Form des gleich einem gebogenen Faden sich ausbreitenden Schweifes des Donati'schen Kometen ging dem Schweife des Julikometen ab, vielmehr war dieser streifenförmig und fast der ganzen Länge nach von zwei Grenzlinien, die etwa fünf Mondsbreiten voneinander abstanden, eingeschlossen. Nur in der Nähe des Kopfes war der Schweif etwas breiter und heller als an den übrigen Stellen.

Ich habe dieselbe Beobachtung gemacht und gebe ich den Julikometen in nachstehender Figur 3, wie derselbe den Totaleindruck auf mich hinterließ.

Einen ähnlich gestalteten Schweif hatte der Komet im März 1843, auf den ich noch unten zurückkommen werde. Die Länge des Julikometen betrug in den ersten Tagen des Juli über 85 Grad. Andere Beobachtungen lassen den Kern mit einer büschelförmigen Umhüllung umgeben sein, und es übertraf derselbe alle Sterne des Himmels an Helligkeit und war der westliche Ast des Schweifes weit deutlicher entwickelt als der östliche; es zeigte die ganze Masse eine große Ungleichförmigkeit und erstreckte sich die Länge bei 90 Grad. Die Breite des Schweifes betrug nur wenige Grad und blieb diese der ganzen Länge nach ziemlich dieselbe; nur in der Nähe des Kernes, bis auf etwa 15 Grad von ihm entfernt, zeigte sich auf der östlichen Seite ein fächerförmiger Nebenschweif, verwaschen in den äußern Umrissen, während der westliche Rand scharf begrenzt war. An der Wurzel des Schweifes konnte man eine scharfe Abbiegung nach Ost erkennen, die sich im Nebenschweife viel entschiedener kundgab. Darin stimmen alle Beobachter überein, daß der Schweif in zwei Hälften getheilt war, so daß der Komet allenthalben mit zwei Schweifen gesehen wurde.

Die Beobachtungen in südlichen Gegenden sind von größerm Interesse, wie die oben berührte Beobachtung zu Santiago bewies; hier sei noch die Beobachtung zu Constantinopel erwähnt.

Im Sternbilde des Luchses stand das Gestirn und breitete seinen Schweif durch den kleinen Bären und den Drachen aus und endete in der Milchstraße beim Schlangenträger, so daß der Schweif des schönen Kometen fast $^2/_3$ des Himmels einnahm.

Wenn man die Längen der Ausläufer des Schweifes in's Auge faßt und zwar zu der Zeit, wo der Schweif für uns in Deutschland am größten sichtbar war (2. Juli), so war dieser Komet von dem des Donati'schen Kometen auffallend verschieden. In der Nacht vom 2. Juli nahm der Schweif des Kometen, vom Kopfe an an Breite allmälig zu und erreichte in ungefähr 20 Grad Entfernung vom Kopfe 5 Grad Breite. Es trennten sich in diesem Abstande sichtbar die beiden Arme des Schweifes, der linke südliche war breiter, aber minder hell und verlor sich im Raume auf 20 Grad, der rechte, nördliche, verlängerte sich bis auf 75 Grad. Der Schweif hatte in einer Entfernung von 27 bis 28 Grad vom Kopfe ein gebrochenes Ansehen, wie dies beim Donati'schen Kometen der Fall war.

Der Kern erreichte nicht ganz die Größe des Sternes Jupiter, mit freiem Auge betrachtet, und dürfte er sich, genau verglichen, mit Jupiter und Capella so ziemlich in der Mitte halten. Deutlich war

Fig. 3.



Julikomet am 3. Juli.

vom Kerne aus eine fächerförmige Ausstrahlung wahrzunehmen, und die Nebelhülle, welche den Kern umgab, war eine doppelte, namentlich gegen die Sonnenseite zu, welche aber am 4. Juli nicht mehr wahrzunehmen war, auch der Schweif war an diesem Abende merklich verändert und zwar war er in der Nähe des Kopfes unregelmäßig, zerrissen und etwas wellenförmig. Im Fernrohre hatte der Kern mehr als 4 Secünden in Bogen (Fig. 4 u. 5).

Fig. 4.

Fig. 5.



Die Lichtverhältnisse der Kometen vom Jahre 1858 und 1861 waren verschieden. Der Julikomet besaß bei Weitem geringere Lichtintensität als der Donati'sche, und wie Dr Neumann annimmt, vielleicht aus doppeltem Grunde, wenn wir voraussetzen, daß die Dichtigkeiten beider Kometen dieselben gewesen sind, und daß sie nur, wie auch neuerdings Versuche es dargethan haben, mit Sonnenlicht leuchten. Betrachtet man die hier zusammengestellten Entfernungen, Donati'sche Komet: 1858 3. October 12,000,000 geographische Meilen Entfernung von der Sonne, 13,600,000 geographische Meilen Entfernung von der Erde; Julikomet: 1861 1. Juli 18,000,000 geographische Meilen Entfernung von der Sonne und 2,400,000 geographische Meilen Entfernung von der Erde, so findet man, daß der Julikomet am 1. Juli sechs Millionen geographische Meilen weiter von der Sonne abstand und der Erde über elf Millionen geographische Meilen näher war als der Donati'sche Komet am 3. October 1858. Wegen der größern Entfernung von der Sonne konnte der Julikomet demnach weniger Licht empfangen und reflectiren; wegen seiner viel größern Nähe zur Erde aber kamen seine Atome in scheinbar größerer Entfernung voneinander und mußten somit noch mehr an Lichtintensität verlieren.

Hinsichtlich seiner Gestalt war der Julikomet vom Donati'schen auch noch auffallend verschieden.

Das lebhafte Aufflackern des Schweifes des Donati'schen Kometen war bei dem Julikometen nicht bemerkbar. Oft bis zu einer Länge von 12 Vollmondsbreiten erstreckte sich im Raume der Schweif des Donati'schen Kometen, oft sank er bis zur Kürze von 4 Vollmondsbreiten herab. Der Kometenkopf war röthlich wie das Licht der Capella, wogegen die Koma mehr das Licht der Sternfarbe hatte. Die mit bloßem Auge gemachte Beobachtung der fast täglich wachsenden Helligkeit zeigte sich auch im Fernrohre, und es bestätigte sich die ältere Beobachtung, daß bei Kometen die Helligkeit um ein Bedeutenderes wächst, als nach der Theorie, wenn er sich gleichbleiben würde, hätte sein sollen. Wie bereits erwähnt, war die Helligkeit des Kometen im Juli 1861 bedeutend geringer. Der Donati'sche Komet schien in der Mitte des Schweifes sich zu theilen und trat der Schweif in der Nähe des Kernes in seinen Grenzen heller, compacter, lichtintensiver und feuriger hervor als der Julikomet. Der letztere zeigte zwei hellglänzende Ausläufer an beiden Seiten, von welchen der rechts liegende viel stärker, kräftiger leuchtend als der links liegende war. Die linke Grenze des Schweifes war scharf abschneidender am Zaume des Schweifes in linearerer Richtung als die rechte. Ueber die Begrenzung des Donati'schen Kometenschweifes sprach sich Dr. Bruhns folgendermaßen

aus: „In der Nähe des Kerns erschien der Schweif in seinen Grenzen viel heller als in der Mitte, man möchte fast glauben, daß es zwei Schweife wären. Doch wozu zwei Schweife? Die Erklärung ist viel leichter. Denken wir uns den Schweif als einen hohlen Cylinder oder als einen hohlen Kegel, so müssen die Grenzen heller sein, man sieht ja in demselben Raume an den Grenzen viel mehr Nebelmaterie als in der Mitte."

Die rechte Seite des Donati'schen Kometenschweifes war scharf linear markirt, daß nachbarliche Sterne wie an dem messerscharfen Rand des Kometenschweifes angeklebt zu sein schienen, wogegen auf der linken Seite des Schweifes gegen die Mitte desselben hin und weiter unten Randsterne stets in der sehr verwaschenen Materie des Kometenschweifes standen. Ausgeprägt war die Zwiegestaltung des Donati'schen Kometenschweifes weit mehr, als sich der Ausläufer des Julikometenschweifes dem beobachtenden Auge darstellte. Der Ausläufer am Schweife schien sich in einer spiralförmigen Windung darzustellen und die Trennung oder Spaltung des Julikometenschweifes lag hintereinander, während die Spaltung des Donati'schen Kometenschweifes parallel nach der Längenachse des Schweifes verlief. War der Kern des Donati'schen Kometen bald vollständig kreisrund, bald mit Ausstrahlungen versehen wie ein Fixstern, so war auch hierin der des Julikometen verschieden. Mehr oval begrenzt erschien letzterer, beim Beginn des Schweifes zusammengedrückt, mehr blaßgelb, mit zeitweisen Ausstrahlungen von röthlicher Farbe. Die büschelförmige Nebelhülle des Kernes war so auffallend, daß man selbst mit unbewaffnetem Auge den Abstand der nebligen Umhüllung sehr leicht erkennen konnte.

Bei dem klaren Himmel Griechenlands zu der Jahreszeit, in der der Julikomet den nächtlichen Himmel zierte, mag wohl die zu Athen gemachte Beobachtung hier eine Stelle vorzugsweise verdienen. In Bezug auf die Lichtphänomene des Kerns bemerkte der Berichterstatter, daß die leuchtenden concentrischen Sectoren in solcher Schärfe, wie an Donati's Kometen, beim Julikometen nicht vorkamen. Der Kern wurde gleichfalls conisch gestaltet und gegen die Sonne eine Menge von Licht ausströmend gesehen. Mit dem 3. Juli wurden die dunkeln Oeffnungen im Strömungssector kenntlich, aber in viel größerm Maßstabe als am Donati'schen Kometen. Es zeigten sich am Ende des gegen die Sonne strömenden Lichtkegels vier dunkle Ellipsen, die mit den Endpunkten ihrer großen Achsen an einer Stelle nahe zusammentretend, ein verschobenes Kreuz bildeten; eine Figur, die am 4. Juli nur zum Theil kenntlich, am 5. Juli so gut wahrgenommen wurde, daß sie gemessen werden konnte. Am 6. Juli erschien der Kern schon umhüllt von dichterm Lichte.

Die Aenderungen der scheinbaren Dimensionen des Julikometen sind aus folgenden genäherten Werthen ersichtlich:

Schweiflänge

30.	Juni	=	120	Grad
2.	Juli	=	110	„
5.	„	=	85	„
8.	„	=	57	„
10.	„	=	48	„
12.	„	=	33	„

In diesem Verhältnisse sank die Helligkeit der Schweiflänge, die Größe und Ausdehnung herab, so daß am 21. Juli der Kometenkern, mit freiem Auge besehen, als Stern dritter Größe erschien und dessen Schweif den Durchmesser einer Vollmondsbreite zeigte. Am 24. Juli zeigte er im Kometensucher mit vierzigmaliger Vergrößerung folgende Gestalt. Figur 6.

Fig. 6.



Am 10. August war die Helligkeit des Kometen äußerst gering, so daß der Kern als Stern sechster Größe noch mit freiem Auge von mir gesehen werden konnte.

Die Bewegung des Julikometen war rechtläufig und seine Geschwindigkeit äußerst groß.

Entfernungen beider Kometen von der Erde zu bestimmten Zeiten:

Donati'scher Komet.

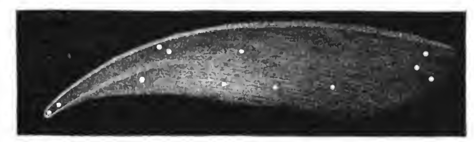
Am	1.	October	=	$14^1/_{10}$	Mill.	Meilen
„	5.	„	=	$12^1/_{10}$	„	„
„	9.	„	=	$11^4/_{10}$	„	„
„	11.	„	=	$11^3/_{10}$	„	„

Julikomet.

4. Juli	4 Millionen Meilen	
6. „	5 „	„
8. „	6 „	„
10. „	7 „	„

Noch erübrigt, wieder auf die plötzliche Erscheinung des Julikometen ähnlich wie die des Märzkometen von 1843 zurückzukommen.

Fig. 7.



Donati's Komet am 5. October 1858.

Fig. 8.



Julikomet am 2. Juli 1861.

Aehnlich wie der Julikomet erschien im März 1843 am westlichen Himmel ein Komet mit ziemlich rundem Kern, von sternähnlichem Lichte mit starker Nebelhülle, von der Größe des Planeten Jupiter. Der Schweif hatte bei 40 Grad Länge und war derselbe im großen Gegensatze zur Unscheinbarkeit des Kerns. Die Dimensionen des Schweifes ergaben gleichfalls, wie auch beim Julikometen des Vorjahres, wegen Unbestimmtheit der Begrenzung verschiedene Resultate.

So wurde der Schweif am

4. März	mit 68 Grad Länge		
6. „	„ 69	„	„
17. „	„ 46	„	„
18. März	mit 40 Grad Länge		
19. „	„ 56	„	„
24. „	„ 60	„	„
30. „	„ 38	„	„

und die Breite desselben mit $1^1/_2$ Grad, am 27. März sogar mit $3^1/_2$ Grad angegeben, wogegen die Breite des Julikometenschweifes zwischen 3 und 4 Grad (= 159,000 bis 160,000 Meilen) gesehen wurde.

Eine der schönsten Beobachtungen bei den drei vorbenannten Kometen ist die Sichtbarkeit der Fixsterne durch den vorüberziehenden Schweif. Dicht am Kopfe des Donati'schen Kometen, an einer Stelle, wo der beginnende Schweif gegen 12,000 Meilen dick war, sah man am 5. October den Stern Arktur hell durchleuchten und sehr viele Fixsterne zierten den Schweif. (Figur 7 und 8.)*) Die feinen Sterne des Drachen, meistens dritter oder vierter Größe, wurden im Juli 1861 sehr häufig

*) Die Zeichnung Nummero 8 wurde mir von Herrn Dr. Neumann zu Dresden gütigst mitgetheilt, wofür ich ihm hiermit nochmals danke.

durch den Schweif des Julikometen mit ungeschwächtem Lichte und Glanze gesehen.

Babinet geht von der durch Beobachtung gegründeten Thatsache aus, daß das Dazwischentreten eines Kometen das Licht der Sterne nicht aufhält und daß durch seine Masse hindurch selbst Sterne von zehnter und elfter Größe, ja noch kleinere gesehen werden, ohne das Mindeste von ihrem Glanze und sogar von ihrer Farbe zu verlieren. Der Komet von 1828 bildete eine Kugel von ungefähr 125,000 Meilen Durchmesser und dennoch sah Struve durch die Mitte desselben einen Stern elfter Größe. Das Dazwischentreten eines Kometen, von der Sonne erleuchtet, schwächt den Glanz des Sternes, wie gezeigt, unbedeutend. Die Physik lehrt uns durch photometrische Mittel, daß von zwei leuchtenden Focus, welche zugleich glänzen, der schwächere eine sechzigmal schwächere Intensität haben muß als der andere, um kaum merklich vor dem Glanze des Nachbarlichtes zu verschwinden. Dennoch hat der glänzende Vorhang eines Kometen, welcher vor einen andern Stern tritt, nicht den sechzigsten Theil des Glanzes dieses Sternes, weil sonst der Glanz dieses Sternes durch den des Kometenschweifes verdunkelt würde. Man kann höchstens annehmen, daß ein Komet an Lichtglanz dem sechzigsten Theil der Lichtstärke eines Sternes gleichkommt. Um dem Glanze des Sternes aber gleichzukommen und denselben zu verdunkeln, müßte der Lichtglanz des Kometen sechzigmal stärker werden, d. h. 3600mal, mithin bedarf es 3600mal stärkern Glanzes als der eines Kometen ist, um einen Stern elfter Größe verschwinden zu machen.

Wenn die kleinsten Sterne durch die dunstartigen Ausströmungen des Schweifes, ja fast durch das Centrum des Sternes selbst oder wenigstens in der größten Nähe des Centrums des Kernes gesehen werden und, wie gezeigt, in ungeschwächtem Lichtglanze sowohl mit freiem Auge, wie mit dem Fernrohre bemerkt werden, so zeigt dagegen der Polarisationsversuch des Kometenlichtes, den Arago so oft anstellte, daß die Dunsthüllen trotz ihrer Zartheit fremdes Licht zurückwerfen und daß diese Körper eine unvollkommene Dichtigkeit haben, da das Licht nicht ungehindert durch sie durchgeht. In einer so lockern Masse erregen die Beobachtungen von Lichtintensität wie in den Kometenmassen vom Jahre 1843 um so größere Bewunderung, als man nur alleinige Zurückwerfung des Sonnenlichtes annimmt.

Sollte in den Kometen nicht daneben auch ein eigener lichterzeugender Proceß vorgehen? fragte von Humboldt in seiner Abhandlung über Kometen.

Die Beobachtungen des Directors der römischen Sternwarte, P. Secchi, scheinen diese so interessante Frage theilweise zu bejahen. Der berühmte Astronom fand das Licht, welches von dem Schweife und aus den Strahlenbüscheln des Julikometen nahe am Kerne ausging, sehr stark polarisirt und dies insbesondere in den ersten Tagen der Beobachtung, während der Kern selbst keine Spur von Polarisation zeigte; als sich aber am Abende des 3. Juli und folgenden Abenden, wie sich der Komet wieder schon sehr bedeutend von der Sonne entfernt hatte, der Kern ziemlich deutliche Spuren von Polarisation zeigte, ungeachtet seines außerordentlich kleinen Durchmessers am 7. Juli, hielt Director Secchi diese Erscheinung für sehr wichtig, weil daraus hervorzugehen scheint, daß der Kern während der ersten Tage des Monats Juli eigenes Licht aussendete, vielleicht in Folge der Glühhitze, der er bei seiner Sonnennähe ausgesetzt war.

Andere Polarisationsversuche ergaben, daß die Polarisationsebene beim Julikometen senkrecht auf der Achse des Schweifes zu stehen schien, während sie beim Donati'schen Kometen parallel mit der Achse des Kometen selbst verlief.

Beim ersten Erscheinen des prachtvollen zweiten Kometen des Jahres 1861 tauchte die Vermuthung auf, er sei der seit Jahren erwartete große Komet Karl's des Fünften vom Jahre 1556 oder wie er auch genannt wurde „der Melanchthonische," weil den schönen Kometen des Jahres 1556 Melanchthon in Versen besungen hatte. Allein bei einer Vergleichung der Elemente des Julikometen mit denen des Kometen vom Jahre 1556 zeigte es sich, daß er der vielerwartete, vom Jahre 1848 bis 1860 sehnlichst erhoffte, Komet nicht sein kann und wirklich auch nicht war.



Neuestes aus der Ferne.

Die Parteien in Japan.

In Folge seiner Berührung mit den Elementen einer fremden Cultur ist das östlichste Reich der Welt in eine Phase eingetreten, welche alle europäischen Reiche durchgemacht haben und die nicht in allen völlig überwunden ist. Auch in Japan hat der Uebergang aus dem Lehnswesen in freiere Gesellschaftsformen begonnen. So starr und kalt war dieses Lehnswesen, so künstlich und verzwickt das Gleichgewichts- und Beaufsichtigungssystem, auf dem es beruhte, daß es einen harten und vielleicht erschütternden Kampf kosten wird, um es zu besiegen. Wir sehen bloß die ersten Anfänge dieses Kampfes und schon enthüllt sich uns sein grausamer und heimtückischer Charakter. Ermordungen von Regenten und Würdenträgern, Ueberfälle auf arglose Fremde sind in Verbindung mit Aufstandsversuchen die Mittel, deren man sich auf Seiten der einen Partei bedient. Die andere Partei kann die Angriffe ihrer conservativen Gegner durch die Anwendung der mit Blut geschriebenen japanischen Gesetze rächen, denn der weltliche Herrscher Japans steht an der Spitze der Liberalen. Die Anhänger des Alten bestreben sich vor Allem, die Fremden aus Japan zu vertreiben, die Regierung will die abgeschlossenen Verträge aufrecht erhalten. Beide Theile halten sich die Wage, doch tritt allmälig ein neuer Factor in den Streit ein, welcher die Entscheidung geben wird. Die Stimme des Volks, das so lange geschlafen hat, beginnt hörbar zu werden. Zum tödtlichsten Verdruß der Conservativen erwacht ein Geist, der für Japan radical genannt werden muß. Die Kaufleute und Handwerker, zwei bisher gänzlich verachtete Classen, entwöhnen sich des blinden Gehorsams gegen die Vornehmen. Ihr Verkehr mit den Fremden hat das Bewußtsein ihrer Bedeutung in ihnen erweckt, ihre frühere Demuth schwindet und die Ansicht, daß die Gesetze und Gebräuche ihres Vaterlandes einer Verbesserung fähig seien, verbreitet sich unter ihnen mit reißender Schnelligkeit. Sie begünstigen die Reisen der Fremden in Japan auf jede Weise, während die Lehnsfürsten gegen die verhaßten Europäer ein Abschreckungssystem befolgen und Mordanfälle gegen sie machen lassen. Pemberton Hodgson, der erste englische Consul in Nagasaki, fand es bei der günstigen Stimmung der untern Classen nicht schwer, vier große Ausflüge in's Innere zu machen und in Gegenden vorzudringen, die vor ihm nie von einem Europäer betreten worden waren. Sein jüngst erschienener Reisebericht (A Residence at Nagasaki and Hakodade in 1859—1860) enthält interessante Aufschlüsse über die Revolution, die sich in der öffentlichen Meinung Japans vollzieht. Alle Tage hörte Hodgson Männer aus den Mittelclassen fragen: Weshalb sollen wir nicht auf Pferden reiten, zwei Schwerter tragen, ein Landhaus besitzen und alle Bücher lesen dürfen? Wenn die Fremden in Japan sich behaupten, so ist der Sieg der Liberalen ziemlich gewiß. Lassen sie sich aber durch Plackereien, Handelsbeschränkungen, Beleidigungen und Mordanfälle, wie sie jetzt im Gange sind, vertreiben, so gewinnt die conservative Partei die Oberhand und befolgt gegen die Reformideen dasselbe Verfahren,

dem vor zwei Jahrhunderten das Christenthum erlag. Hodgson empfiehlt den Fremden Nachgiebigkeit, Geduld und Klugheit — lauter Eigenschaften, an denen wenigstens die Engländer es bis jetzt haben fehlen lassen. Die Ungezogenheiten und Rechtsverletzungen der englischen Kaufleute werden, wenn sie fortdauern, der japanischen Reaction die Wege ebnen.

Rarotonga.

Nahe am Wendekreis des Steinbocks breitet sich eine Inselgruppe aus, die bald nach Cook, bald nach Hervey benannt wird. Das größte Eiland derselben, Rarotonga, weicht von dem gewöhnlichen Bau der vulcanischen Südseeinseln ab. Während bei diesen die Berge entweder aus dem Meere aufzusteigen oder bloß für einen schmalen Uferstreifen Raum zu lassen pflegen, hat auf Rarotonga die an das Gebirge sich anlehnende Niederung eine bedeutende Ausdehnung. Diese Ebene war, als die ersten Europäer sie betraten, auf das Sorgfältigste angebaut und gut bewässert. Prächtige Südseekastanien standen in regelmäßigen Reihen, jedes Tarofeld war von einem Damm umgeben, der Brotfruchtbäume trug. Die Häuser der Eingebornen lagen an einem bequemen, die ganze Insel umziehenden Wege, der, mit Bananen, Bergplatanen und andern dichtbelaubten Bäumen eingefaßt, einen dichten Schatten gewährte. So idyllisch das aussah, so wild und grausam war das Leben der Eingebornen. Ewig in Kriege untereinander verwickelt, tödteten sie ihre Gefangenen immer, häufig sogar die Frauen und Kinder derselben und verwüsteten zugleich das Eigenthum ihrer Feinde. Namentlich fällten sie die Fruchtbäume des fremden Gebiets, so daß es zuletzt wenig alte Bäume mehr gab.

Im Jahre 1823 landete der erste Glaubensbote, Williams. Im Laufe eines einzigen Jahres war die Bekehrung der 7000 Inselbewohner vollendet. Die Barbarei verschwand wenigstens äußerlich, aber an ihre Stelle trat eine puritanische Glaubenstyrannei. Auf den Sandwichsinseln, auf Tonga und zum Theil auch auf Tahiti haben die Glaubensboten ihrem finstern System entsagen müssen, auf Rarotonga steht es noch in voller Blüthe. Jeder Ungehorsam gegen die Vorschriften der geistlichen Herrscher wird als Rückfall in's Heidenthum bestraft. Wer Sonntags die Predigt versäumt, zahlt einen Dollar, eben so viel, wer eine Pfeife raucht, und ein Kuß kostet mehrere Dollars. Auf der ganzen Insel sind Späher vertheilt, denen so leicht keine Gesetzübertretung entgeht. Um dieser unerträglichen Tyrannei zu entgehen, verlassen die Einwohner schaarenweise die Insel. Kein Schiff landet im Hafen, ohne daß sich ihm viele junge Leute zu Matrosen anbieten. Man begegnet Seeleuten von Rarotonga überall in der Südsee, und alle geben als Grund, weshalb sie den gefährlichen Beruf ergriffen haben, die Tyrannei der Glaubensboten an.

Das Meer um Spitzbergen.

Im vorigen Hefte theilten wir vorläufig einige Resultate der schwedischen Nordpolexpedition mit, die wir jetzt aus neueren Berichten vervollständigen können. Daß der Golfstrom Spitzbergen erreicht, ist außer Zweifel gestellt worden. Man fand an der Küste nicht bloß Samen von Mimosa scandens, sondern auch viele der Glasflaschen, welche die Einwohner der Lofoden und Finnmarkens bei ihren Fischereien benutzen, um ihre Netze schwimmend zu erhalten. Daraus ist zu schließen, daß die Strömung bei Spitzbergen eine Fortsetzung der Abtheilung des Golfstroms ist, welche die norwegische Küste berührt. Dagegen wird das Treibholz, von dem man an der Küste große Mengen sieht, durch eine östliche oder sibirische Strömung herbeigeführt. Es befindet sich darunter eine Quantität eigenthümlich und offenbar von Menschen zusammengerollter Birkenrinde. Man weiß, daß die Stämme an der sibirischen Küste solche Rollen machen und sie oben an ihre Netze befestigen. Der Bimsstein, den man in Spitzbergen die Küste stellenweise fast bedecken sieht, kommt aller Wahrscheinlichkeit nach von Island, an dessen südlichem Ufer ein Zweig des Golfstroms vorbeigeht.

Irgend ein Einfluß des Golfstroms auf das thierische Leben des Meers wurde nicht wahrgenommen. Dieses ist vielmehr rein arktischer Natur. Auf Temperatur und Klima des Landes übt der warme Strom dagegen einen bedeutenden Einfluß. Wir haben hier nachzutragen, daß die Linie des ewigen Schnees auf der Nordküste von Spitzbergen nicht unter tausend Fuß hinabgeht. Man konnte sie an einer Reihe gleich

hoher und runder Berge deutlich verfolgen. Auf der Oberfläche des Meers hatte das Wasser eine Wärme von 4 Grad Celsius. Um zu erkunden, ob die Annahme, daß in großen Tiefen des Arktischen Oceans eine gleichmäßige Wärme von mindestens 2 Grad Celsius herrsche, gegründet sei, nahm man Sondirungen vor. Man benutzte dazu den sogenannten M'Clintock'schen Apparat und brachte aus einer Tiefe von 2800 Ellen eine feste Thonmasse herauf. Ein Thermometer, das man 2 Zoll tief in den Thonklumpen hineinschob, zeigte auf 0,6 Grad Celsius, während in der Mitte desselben blos 0,3 Grad Celsius war. An seinen äußeren Theilen mag der Thon durch die höhere Temperatur des obern Wassers etwas erwärmt worden sein, da man zum Hinaufziehen drittehalb Stunden brauchte, aber auf seine Mitte kann das Wasser nicht eingewirkt haben. Es ist daher anzunehmen, daß die constante Wärme der Tiefe nicht mehr als 0,3 Grad Celsius ist. Trotz dieses niedrigen Wärmegrades fand man unten mehrere Seethiere verschiedener Typen und Classen.

Eine interessante Beobachtung führte zu dem Resultat, daß das Walroß seine Zähne auch dazu benutzt, Nahrungsmittel aus der Erde zu graben. In dem Magen eines getödteten Walrosses entdeckte man nämlich Exemplare von Myn truncata, eines Thieres, das mindestens einen Fuß unter der Oberfläche im Schlamm begraben liegt und von dem Walroß nur durch Aufwühlen des Bodens mit den Zähnen erlangt werden kann.

Stuart's zweite australische Reise.

Die Petermann'schen Mittheilungen, die wir unsern Lesern auch bei dieser Gelegenheit warm empfehlen, bringen einiges Nähere über Stuart's verunglückten Versuch, vom australischen Süden nach der Nordküste vorzudringen. Stuart verließ den Chambers-Creek am 1. Januar 1861 mit elf Begleitern und neunundvierzig Pferden. Wassermangel und Krankheiten machten sein Vordringen in den ersten sechs Wochen zu einem langsamen. Vom Finke an ging es rascher vorwärts. In vierundvierzig Tagen erreichte er den Punkt, wo ihn im vorigen Jahre Angriffe der Eingebornen zur Rückkehr gezwungen hatten. Jenseits desselben überschritt er mehrere Hügelketten und Flußthäler, die sich zum Theil durch einen üppigen Pflanzenwuchs und ein reiches Thierleben auszeichneten. Am 23. Mai zeigten sich mehrere Landseen. Einer derselben, von Stuart Newcastlewasser genannt, war über 2 deutsche Meilen lang, 150 Ellen breit und 17 Fuß tief. Er beherbergte wohlschmeckende Fische und seine Ufer waren üppig bewachsen. Hier traf Stuart die ersten Eingebornen und mußte mit ihnen kämpfen. Vier Wochen lang bemühte er sich, zum Golf von Carpentaria oder wenigstens zum Victoriaflusse vorzudringen. Er versuchte in westlicher, nordöstlicher, nördlicher und nordwestlicher Richtung dreizehn verschiedene Wege, aber immer wurde er durch die Undurchdringlichkeit des Busches und durch Wassermangel am Vordringen gehindert. Ende Juni zwang ihn die Abnahme seiner Lebensmittel zur Rückkehr. Der weiteste Punkt seiner letzten Reise liegt anderthalb Breitengrade über die Grenze hinaus, die er 1860 erreichte. Der Raum, der die Entdeckungen im Süden von den im Norden gemachten trennt, hat sich also abermals verringert. Wie Stuart glaubt, hätte er nur noch zwanzig deutsche Meilen zurückzulegen brauchen, um zu den Gegenden zu gelangen, welche Gregory besucht hat. Nach seiner Ansicht ist der Wüstengürtel, der ihn vom Victoriaflusse trennte, in günstiger Jahreszeit zu durchbrechen. In der Zeit der Sommerregen, die nach Gregory's Beobachtungen vom November bis April dauern, ist in jener nördlichen Gegend Wasser in hinreichender Menge zu finden. Dies wird der neuen Expedition zu gut kommen, von der wir im vorigen Hefte berichteten, daß das Parlament von Südaustralien sie ausrüste.

Neue amerikanische Goldlager.

Wie im sechzehnten Jahrhundert sind auch in unsern Tagen die Entdeckungen edler Metalle die mächtigsten Triebfedern des Vordringens der Civilisation. Wenn aber in frühern Zeiten die Bewältigung der Wildniß lange ziemlich unfruchtbar blieb, weil der Durst nach Gold und Silber Alles beherrschte, so wirkt gegenwärtig jede Auffindung edler Metalle befruchtend auf große Gebiete ein. Der rasche Aufschwung Californiens und Südaustraliens dient zum Beweise. Nördlich von Californien erstreckt sich ein weites Gebiet, das trotz seiner langgedehnten Küsten, seiner trefflichen Häfen und seines größtentheils sehr fruchtbaren

Bodens äußerst schwach bevölkert ist. Die folgenden Zahlen werden das Mißverhältniß, das in den dortigen Gebieten zwischen dem Areal und der Bevölkerung besteht, anschaulich machen.

	Umfang in deutschen Quadratmeilen	Volkszahl
Oregon	8703	52,464
Washington	5787	11,578
Columbia (englisch)	10,540	64,000
	25,030	128,042

In allen drei Gebieten hat man neuerdings Goldlager aufgefunden. Mit einem einzigen Dampfschiff ist für anderthalb Millionen Dollars Gold nach San Francisco gekommen. Burns Ranche im Indianergebiet der Nez=percés, die Umgegend von Elk City und die Clearwaterthäler sind am goldreichsten. Nach Burns Ranche sind bereits 2000 weiße Ansiedler geströmt und der Tagelohn beträgt dort 8 Dollars. Unter den gegenwärtigen Umständen werden diese Entdeckungen rasch einwirken. Bereits früher zogen viele Amerikaner aus dem von einem Bürgerkriege und einer Geschäftsstockung heimgesuchten Osten nach dem friedlichen Westen. Dieser Strom der Auswanderung wird nun bedeutend anschwellen.

Der Telegraph von New=York nach San Francisco.

Vor noch nicht zehn Jahren brauchten Briefe und Depeschen einen vollen Monat, um von New=York am Atlantischen Ocean nach San Francisco am Stillen Meere zu gelangen. Jetzt bedarf es bloß weniger Stunden, um eine Nachricht von der einen Stadt zur andern zu befördern. In Folge der Verschiedenheit zwischen der astronomischen Zeit der beiden Orte gewinnt es sogar den Anschein, als ob eine von Osten nach Westen gehende Depesche früher ankomme, als sie abgegangen ist. Eine Botschaft, welche St. Johns auf Neufundland um vier Uhr Nachmittags verläßt, ist an demselben Tage vor zwölf Uhr Mittags dortiger Zeit in San Francisco. Die Telegraphenlinie, welche diese Wunder bewirkt, wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet. Die Entfernung zwischen St. Johns und San Francisco beträgt 70 Längengrade, von New=York nach der letztgenannten Stadt rechnet man in grader Linie 500 deutsche Meilen. Zwischen St. Johns und New=York bestand seit längerer Zeit, seit dem ersten der verunglückten Versuche mit dem Atlantischen Tau, telegraphische Verbindung. Auf dem Festlande hatte man diese nach und nach bis St. Joseph in Missouri fortgeführt. Die Lücke zwischen St. Joseph und San Francisco auszufüllen, kostete nicht mehr als 16 Monate. Ueber 200 deutsche Meilen der Strecke, in der die Drähte gelegt wurden, sind baumlose Steppen. Da sie kein Material zu Stangen liefern konnten, so mußte man die letztern aus den weitesten Entfernungen herbeischaffen. Man konnte dabei keine Wege und Brücken benutzen, die nirgends existiren, und eben so wenig gab es eine Beihilfe durch dort wohnende Menschen, da die pfadlose Wildniß noch heute zum Jagdgebiet der Indianer gehört. Vor wenigen Monaten war man mit dem Setzen der Stangen fertig und nun brach von St. Joseph und von San Francisco je ein Trupp Menschen mit der elektrischen Kette auf. Der eine Trupp überstieg die Felsengebirge, der andere durchzog die weiten Flächen des Innern, und beide trafen in der Mormonenstadt am Großen Salzsee zusammen. Als sie ihre Ketten dort vereinigt hatten, war die Verbindung zwischen New=York und San Francisco hergestellt. Wie wir bereits früher erwähnten, ist das System eines Welttelegraphen, zu dem die Linie St. Johns=San Francisco gehört, in voller Ausführung begriffen. Rußland hat auf der asiatischen Seite bedeutende Strecken fertig hergestellt und auf der amerikanischen Seite braucht man bloß noch von San Francisco bis zum russischen Nordamerika zu bauen, um zur Verbindung beider Erdhälften über die Behringsstraße schreiten zu können. In einigen Jahren ist die Vollendung dieses Systems fast mit Sicherheit zu erwarten. Rußland und die Vereinigten Staaten haben dann die Vermittlungsmission zwischen der Alten und Neuen Welt, doch nicht ausschließlich, da das zwischen beiden liegende britische Nordamerika nicht umgangen werden kann.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Xylographie, Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 66. März 1862.



Unseres Herrgotts Canzlei.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

(Schluß.)

Das vierzehnte Capitel.

Vierhundert Feind', der Stadt zu Nütz',
Traf vom Sanct Jakobsthurm der Schütz;
Sein scharfes Auge brechen muß,
Tragödia neiget sich zum Schluß.
Der Lieut'nant Schwartze kommt zu Schaden,
Vor Gottes Thron wird er geladen;
Die Blutschanz' wird im Sturm genommen,
Das Fähnlein Markus hat bekommen.

In seinen Artikelbrief ließ der Feind setzen, und schwören ließ er jeden Mann, den er annahm, Knecht und Reiter, darauf, daß, bei Leibesstraf', nichts ausgesagt würde von dem gewaltigen Schaden, so dem Belagerungsheer geschah vom Thurm des heiligen Jakob. Vom sechzehnten December des vergangenen Jahres bis zum neunten März Fünfzehnhunderteinundfünfzig, an welchem Tage er selbst durch eine einschlagende Kugel „beleidigt" und zu Tod verwundet wurde, erschoß der Büchsenmeister Andreas Kritzmann in der Neustadt über vierhundert Menschen und siebenzig Gäule. Die drei Freischüsse aber, welche das erstaunte Volk dem Mann täglich zuschrieb, verwandte er so auf das Beste gegen die Bedränger der Canzlei des lieben Gottes, daß selbst das zarteste Gewissen nicht anstand, den unheimlichen Bundesgenossen an seinem Geschütz zu belassen. Niemals ließ er sich in den Gassen der Stadt blicken, gleich einem finstern, bösen Genius lauerte er in der Höhe, hatte sich seine Merkzeichen im Feld gemacht, und nirgends in der Schußweite seines Stückes war ein Ort, wo der Feind vor seinen Kugeln sicher war.

„Am einundzwanzigsten Januarij, Mitwochens, schoß er in die Schantze der Newstadt und schoß dem Feinde seinen besten Hauptmann mitten voneinander (Etliche wollten sagen, es sey Hans Jülicher gewesen); er hat auch umb diese Zeit acht Personen, welche in der Newenstadt auff einer Bank in der Reyen gesessen, erschossen. Jakob von der Schulenburg sitzt am Fen-

ster unnd wil trinken, dem scheusset er die Kanne für'm Maule hinweg."

„Hat auch vierundzwanzig Knechte erschossen, in dem sie gemein hielten."

„Von vier Knechten, welche etwan an der Mauren in der reihe gestanden, hat er sieben Bein' abgeschossen, darvon einer in die Stadt kommen, und hernacher Bürger worden."

Im Februar, als „es so grimmig kalt gewesen, hat in der Newenstadt ein Stallbube ein Fewer hinter seine Geule gemacht, daß sie nicht verklummen, solches wird der Büchsenschütz auff Sanct Jakobs Thurm gewahr, richtet sein Stück auff denselben Stall und scheusset in einem Schusse sieben Pferde zu tode."

„Und eben am sechsten Februarij haben sich zween Soldaten in der Newenstadt gebalget, auff dieselben richtet der Schütz von Sanct Jakobs Thurm, und scheusset ihrer drey zu todte; bald wüschet einer herfür und wil die todten hinwegschleppen, den scheusset er auch zu todte, machet also Frieden, sonsten würden sie sich ubel verderbet haben."

Aus einer langen Reihe von Aufzeichnungen der städtischen Chronisten greifen wir die angeführten ohne große Wahl heraus und thun dadurch dar, daß es gar nicht zu verwundern war, wenn das feindliche Kriegsvolk, dieses einen Mannes wegen, anfing zu meutern und schrie und tobte: wenn jener Jakobsthurm nicht eingeworfen und geschossen werde, so wolle man nicht länger im Lager in der Neustadt liegen. So richtete man denn gegen diesen verderblichen Schützen zuerst sieben, dann zwölf große Karthaunen und hub an zu schießen von sechs Uhr Morgens bis zum Abend. Aber wacker hielt sich der mit Wollsäcken umhängte Thurm, und nach jedem vergeblichen Schuß trat der Schütz Andreas Kritzmann spöttisch lächelnd mit einem Flederwisch hervor und strich damit dem Feind zum Hohn über die Stelle, wo die Kugel abgesprungen war. Als Alles nichts half, fuhr man endlich gegen den gewaltigen Büchsenmeister die großen Leipziger Geschütze auf, welche in der Belagerung von Siebenundvierzig mitgewirkt hatten. Man schoß daraus gegen den Jakobsthurm dieselben vierzig Pfund schweren Kugeln, welche Herr Johann Friedrich in dem eben angeführten Jahre nach Leipzig hineingeworfen hatte, und als Markus Horn am Dienstag in der Fastnacht, als am zehnten Februar, mit seiner Rotte über den Neuen Markt zog, schlug ein Geschoß, welches ihn vor Jahren schon einmal mit Staub und Trümmern überschüttet hatte, dicht neben ihm nieder und warf den langen Heinz Bickling leblos zu Boden.

Vierhundertsiebenundvierzig Kugeln schleuderte das Leipziger Geschütz am zehnten Februar gegen den Jakobsthurm und brachte die Spitze desselben endlich doch dem Hinfallen nahe. So mußte man sie denn in der Nacht vom achtzehnten auf den neunzehnten Februar mit Stricken umspannen. Am folgenden Morgen zog man sie nieder auf den Kirchhof, daß sie nicht in die Gassen geworfen werde und großen Schaden anrichte. Ein trefflich Jauchzen entstand darob in der Neustadt; aber Meister Andreas Kritzmann zeigte bald, daß weder die Kraft des Thurmes noch seine eigene Kunst gebrochen sei: der blödsinnige Knabe, der ihm zur Hand ging, wurde ihm zwar getödtet, aber an demselben Morgen noch zerschoß er einen Wagen mit drei Fässern Bernburger Bieres, tödtete die Pferde und einen der Fuhrleute. Der Lieutenant Adam Schwartze erschien an diesem Tage wieder unter seinem Kriegsvolk; der Rath ordnete das Malefizrecht auf dem Neuen Markt und verbot den Mummenschanz für dieses klägliche Jahr. Um zehn Uhr Abends hielt ein Söldner des Hauptmanns Kindelbrück, Hans von Mainz genannt, einen verdächtigen Gesellen an, welcher sich für einen nach Wittenberg reisenden Studenten ausgab und um einen Gulden einen Fischer gedungen hatte, daß er ihn über die zugefrorene Elbe führe. Da er die Losung nicht wußte, so hielt ihn Hans von Mainz an und man fand wohl fünfzig Briefe der gefangenen Edelleute bei ihm, die man sammt dem Boten den Kriegsobersten zustellte.

Ein dumpfes Gerücht von Verrätherei und falschem Spiel lief wiederum darob in der Stadt um, und immer unverhohlener brachte man die Namen des Hauptmanns Springer und des Lieutenants Schwartze damit in Verbindung. Es konnte aber nichts bewiesen werden, und Hans Springer erschien auf dem Rathhaus und fluchte und wetterte so gräulich gegen die Prediger, die ihn auf's Schimpflichste von den Canzeln herab verlästerten, daß ein ehrbarer

Rath dem alten Sprichwort: Wer sich vertheidigt, eh' man klagt u. s. w., zum Trotz die Pfarrherren auf's Rathhaus bescheiden mußte, sie um ihre Reden zu befragen.

Vorhalt wurde ihnen gemacht: da sie in allen ihren Predigten der Verrätherei gedächten, so möchten sie nun das Maul aufthun und bei ihrem Gewissen sagen, ob sie Jemand der Falschheit bezüchtigen könnten, „er sollte so groß nicht sein, und ob er auch gleich im Rathstuhl säße, man wollte ihn an Leib und Leben strafen.“

Darauf trat für die andern geistlichen Herren Herr Nikolaus Hahn von Sanct Ulrich vor und sprach: Wenn die Pfarrherren in ihren Predigten der Verrätherei so oft gedächten, so thäten sie es gern und billig; denn die Erfahrung habe gezeigt, daß der Feind viel' Sachen durch Verrätherei ausrichte, und daß der Stadt heimliche Rath- und Anschläge nur allzuoft dem Feinde kund würden, man wisse nicht durch wen. Derowegen müsse man billig auf den Canzeln um Gottes Schutz bitten und alle armen Seelen auf's Eifrigste warnen.

Und der greise Lukas Rosenthal von Sanct Johann meinte: Wenn ein ehrbarer Rath etwas Nützliches beschlossen habe, so habe sich gemeiniglich Jemand gefunden, solches umzustoßen. Auf solche Art sei zum Exempel ein trefflicher Anschlag, die Neustadt dem Feind wieder abzunehmen, zu Wasser geworden; wer aber solche böse Leute seien, wolle er nicht erkunden; aber er stelle einem ehrbaren Rath anheim, eine fleißige Inquisition anzurichten und gebe sein Wort, daß die Rechten dann gewißlich an den Tag kommen würden.

Der junge theure Mann Gottes zum heiligen Geist, Herr Johannes Pomarius, sprach aber im Namen der Andern: Was von den Canzeln über die Ehebrecher, die Schwelger und Schlemmer und ihr böses Beispiel gesagt worden sei, davon werde man nicht das winzigste Wörtlein zurücknehmen. Was wahr sei, sei wahr, und wenn ein ehrbarer Rath das Kriegsregiment nicht besser bestelle und die Ehebrecher und die Schlemmer nicht absetze, so werde der Stadt Unglück noch lange, lange nicht erschöpft sein, wohl aber bald, bald, bald die Geduld und Langmuth des gerechten Gottes, der sein reines heiliges Wort nicht durch Sünde und Schande vertheidigt haben wolle.

Weidlich hat der Hauptmann Springer gegen solche Worte aufbegehret; aber da der Rath sie sich gefallen ließ, so konnte er nichts dagegen ausrichten; seine Wuth wurde jedoch dadurch auf's Höchste gesteigert und der Frau Johanna wagte er kaum noch unter die Augen zu treten, obgleich mit Letzterer eine merkwürdige Umwandlung vorgegangen war und sie ihn nicht mehr so heftig wie früher zum Losbruch und zur Rache drängte. Seit das eigenthümliche Weib jenen Einblick in die Tiefen der Seele des Lieutenants Adam Schwartze gethan hatte, war ein kühn aufgebautes Luftschloß in ihrer eigenen Seele jäh zusammengebrochen. Einen kurzen Augenblick durch hatte sie gemeint, durch und mit Adam einen Weg aus der Verlorenheit ihres Lebens herauszufinden. Die Leidenschaft des Lieutenants für die Tochter des Buchdruckers war ihrem kräftigen Geiste nicht als ein Hinderniß dabei erschienen; im Nothfall hätte sie das junge Mädchen durch jedes Mittel aus dem Wege geschoben. Aber dieses Zusammenbrechen Adam's vor der schuldbeladenen Vergangenheit, vor dem geheimnißvollen Rächer, hatte ihr deutlich dargethan, daß der Lieutenant Schwartze doch nicht der Mann sei, der große Zwecke durch große Mittel erreichen werde. Adam Schwartze war der Frau Johanna fast eben so verächtlich und gleichgiltig geworden wie Hans Springer der Hauptmann. Er war ihr höchstens noch ein seltsames Räthsel, dessen allmälige Lösung sie, nachlässig und gähnend in ihrem Lehnstuhl liegend, ohne allzugroße Theilnahme verfolgte. Der dunkle Verfolger dagegen erschien ihr fast wie ein Rächer auch ihrer eigenen beleidigten, in den Staub getretenen Frauenwürde. Sie hätte ihn nicht dem Lieutenant verrathen, hätte sie ihn gekannt, und Viel würde sie darum gegeben haben, ihn kennen zu lernen.

Aber die Märzsonne strahlt freundlich hernieder; lassen wir die in der Dunkelheit Wandelnden und wenden wir uns zu Denen, die noch im Licht gehen, zu Denen, welche aus Nacht und Dämmerung zum Lichte streben!

Auf die große Kälte der ersten Hälfte des Februars erfolgte urplötzlich ein vollständiger Umschlag des Wetters. Eine ganze Woche durch schneite es fast ununterbrochen; dann regnete es einige Tage und

Nächte hindurch, und in der Nacht vom sechsundzwanzigsten auf den siebenundzwanzigsten Februar brach das Eis in der Elbe so unvermuthet auf, daß es der Stadt drei Schiffsmühlen fortriß und sie bei Sanct Agnes in der Neustadt dem Feinde grade in die Hände führte.

Die Wolken zerrissen über der belagerten Stadt; so hell, glänzend und warm trat die Sonne hervor, daß in das bedrückteste Herz eine Frühlingsahnung einzog; wenn auch des eingeschlossenen Volkes Sehnsucht nach Freiheit und Erlösung dadurch nur noch stärker und drängender wurde.

Am achtzehnten März, dem Mittwoch nach Judica, wo wir zwischen acht und neun Uhr des Morgens wieder einmal eintreten in das Haus des Rathmanns Horn, strahlte zwar der Himmel blau und wolkenlos; aber auf den Knien lag mit gefalteten Händen im brünstigen Gebet der Rathmann Ludolf, und neben ihm kniete die Frau Margaretha mit der Tochter des Buchdruckers Michael Lotther, und im Kreis umher lag das ganze Hausgesinde. Alle sprachen leise dem Hausherrn das „christliche Gebet“ nach, „so in währender Acht und Belagerung der Alten stadt Magdeburgk von allen Cantzeln abgelesen und sonsten in Heusern, uff der Wache und uff die Betstunden, so sonderlich dazu verordnet, von den Bürgern, Einwohnern, Jung und Alt, Kindern und Gesind', groß und klein gebetet wurde.“

In das: „Ach, Herr Gott, Vater unseres Heilands Jesu Christi, Du weißt, daß wir ja nicht aus Frevel oder eigenem bösen Fürsatz in diesen Krieg und große Noth gerathen sind“ — donnerte das schwere Geschütz, knatterten die Hakenbüchsen vor dem Ulrichsthor.

In das: „Obgleich wir, Deine elenden Kinder, sonst arme, gebrechliche Sünder sind, so halten wir doch mit rechtem Glauben und mit reiner freier Bekenntniß wider Deinen Feind, den Antichrist, über Deinem theuren reinen Wort“ — erschallte wild der Lärm der Schlacht.

In das: „Du wollest nun Deinem Wort nach, darauf wir trauen und hoffen, Deine allmächtige gnädige Hilf' lassen erscheinen und wie Du vor Alters oftmals gethan hast, selbst für uns und wider Deine und unsere Feinde streiten“ — brauste der Waffenlärm der immerfort frisch aus den Thoren strömenden Vertheidiger der großen lutherischen Stadt.

In das: „Wollest solches Alles thun zu Deinen Ehren und zu vieler Deiner armen Christen Trost und Seligkeit umb des einigen Mittlers, Deines lieben Sohnes unseres Herrn Jesu Christi Willen, Amen“ — wirbelten die Trommeln, schmetterten die Trompeten, schallte der stets wiederholte Ruf:

„Halt fest für Magdeburg! Halt fest an Magdeburg!“

Jedesmal, wenn von einer neuen Salve die runden Fensterscheiben in ihren Bleieinfassungen erklirrten, schrien die Mägde hell auf, drängte Regina Lottherin sich dichter an die mütterliche Freundin. Auf dem Wall beim Ulrichsthor hielt sich der Vater Michael und that Handleistungen beim Geschütz; im freien Feld unter dem Volk der Stadt kämpfte Markus und that sein Bestes.

Das scharfe Gefecht, welches immer weitere Ausdehnung anzunehmen schien, war aber folgendermaßen in Gang gekommen. An der Steingrube zwischen dem Ulrichsthor und dem Krökenthor hatte der Feind die letzte Zeit hindurch eifrigst an einer neuen Verschanzung gearbeitet und mit Hilfe der frisch im Lager angekommenen Meißnischen Schanzgräber solches Werk auch trefflich gefördert. Wenig that die Stadt anfangs dagegen, ja, es war wieder einmal, zum großen Murren der Bürgerschaft, ernstlich verboten worden, vom Walle auf die feindlichen Arbeiter zu schießen, und es trat grade bei dieser Sache der geheime Zwiespalt zwischen den Leuten des Hauptmanns Springer und dem Fähnlein des Kindelbrückers Jedermann ganz deutlich vor Augen. Als am siebenzehnten März Hans Kindelbrück den Hauptmann Springer am Ulrichsthore ablöste, veränderte sich sogleich die Sachlage, und am folgenden Tage, Morgens zwischen sechs und sieben Uhr, fiel zuerst Hans von Wulffen mit den städtischen Reisigen aus der Stadt gegen die neue Schanze, in welcher, außer den vierhundert Meißnern, noch ein Fähnlein Knechte, dreihundert Mann stark, aufgestellt war, unter dem Befehl von Hans Jülicher, dem Hauptmann in der Neustadt, welcher also nicht von einer Kugel des Schützen Andreas Kritzmann getroffen sein konnte.

Den Reitern nach drückte aus dem Ulrichsthor das Fußvolk, Bürger und Landsknechte; und während die Reiter von allen Seiten die Schanze einschlossen, stürmten die Knechte an zwei Orten, und es entstand ein wilder, verzweiflungsvoller Kampf. Den aus der Neustadt heranrückenden feindlichen Verstärkungen warfen sich andere städtische Haufen, aus dem Schrotdorferthore dringend, mit Macht entgegen. Das Wallgeschütz sprach in den geeigneten Augenblicken ebenfalls sein Wörtlein mit, und ward aus dem Ueberfall ein „unvorhergesehener, grausamer und behender Scharmützel."

Als sich der Rathmann Horn mit den Seinen von den Knien erhob, hatte der Lärm der Schlacht noch nicht im Mindesten nachgelassen, und der eintretende Doctor Erasmus Alberus wußte nur zu berichten: Freund und Feind hätten sich so ineinander verbissen, und der Rauch und Dampf verhüllte also sehr das Feld, daß bis jetzt Niemand wisse, wer den Plan behalten werde.

„Mit dem trefflichen Schützen vom Sanct Jakobsthurm gehet es auch zu Ende, wie ich unterwegs vernommen hab'," fügte der Doctor hinzu. „Das ist auch ein großer Schaden und Verlust für die Stadt und ein großer Gewinn für den Feind."

„Man hat ihm doch geistliche Hilfe zukommen lassen?" fragte der Rathmann. „Gott gebe, daß es nicht also schlecht um die Seele dieses Mannes bestellt sei, wie das Volk meinet."

„Ehrn Johannes Stengel, der Pfarrherr zu Sanct Jakob, ist, seit der abspringende Stein den Schützen troffen hat, häufig bei ihm gewesen; ist aber immer kopfschüttelnd wieder herabgekommen vom Thurm. Stumm liegt der todtwunde Mann und wendet bei allem Zuspruch das Gesicht ab."

„Gott schenke ihm einen guten Tod; um die Stadt hat sich dieser Andreas Kritzmann wohl verdient gemacht; aber wie seine Rechnung vor Gottes Richterstuhl aussieht, wer vermag das zu sagen!"

„Horcht, o horcht, was ist das? was ist geschehen? Um Gotteswillen, horcht, horcht!" rief die Frau Margaretha, an das Fenster eilend. Ihrem Beispiel folgten alle Anwesenden, und das Gesinde stürzte in die Gasse.

Vom Ulrichsthor her erschallte ein lang' anhaltendes, immer von Neuem aufbrausendes Geschrei, welches sich auch auf den Mauern rund um die ganze Stadt fortpflanzte. Verwundete und Todte wurden in Menge durch die Schöneeckstraße getragen; aber das Geschrei klang:

„Sieg! Sieg! Sieg! Gewonnen! gewonnen! gewonnen!"

„Hierher, her, Magister, hierher! Was gibt's, was ist geschehen!" rief der Doctor Alberus den vorübeilenden Flacius Illyricus an, und dieser hielt an im eiligen Lauf, schwenkte das schwarze Barett und schrie:

„Gewonnen, College! allgewonnen! Ueber ist die Blutschanz! Das Fähnlein genommen von Euerm Sohn, Herr Rathmann —"

Eine große Woge Volkes spülte den Gelehrten fort, und der Schluß seiner Rede verhallte im allgemeinen Getöse.

„Markus?! Markus?! Was ist mit Markus?!" riefen die Frau Margaretha und Regina.

„Kommt, Rathmann, hinaus!" schrie der Doctor Erasmus, den Arm des Rathmanns fassend. In die Gasse stürzten auch diese beiden Männer, und eine andere Woge des Volkes nahm sie mit und führte sie gegen das Ulrichsthor.

Noch krachte das Büchsenfeuer vom Felde herein; aber siegestrunken drängte ein Theil der ausgezogenen Streiter bereits wieder zurück. Gefangene wurden herbeigeschleppt haufenweise, meistens stattliche auserlesene Kriegsleute und Doppelsöldner des Hauptmanns Jülicher; blutig und bestaubt, aber mit leuchtenden Augen kam Sebastian Besselmeier aus dem Gefecht zurück. Als er den Rathmann Horn erblickte, eilte er auf ihn zu, faßte seine Hand und rief:

„O Herr Rathmann, Euer Sohn! Euer Sohn! Glorie und Preis Eurem Sohne, Herr Rathmann!"

„Lebt er oder ist er todt? Redet nur, redet schnell, Meister Besselmeier!" rief Herr Ludolf, die Brauen zusammenziehend.

„Das Feld hat er gewonnen, Mann!" schrie der Geschichtschreiber. „Da — horcht nur, was sie rufen!"

„Vivat Markus Horn! Vivat, vivat!" jauchzte das Volk, brüllten die in das Thor zurückströmenden Schaaren. Mit Händen und Füßen strampelnd, seine Büchse schwingend, tanzte Jochen Lorleberg sammt dem

Pfeiferlein Fränzel Rothnagel vor der Rotte des Rottmeisters Horn einher. Inmitten der jauchzenden Krieger wurde ein widerstrebender langer Mann im weißen Wamms und Hosen halb gezogen, halb geschoben. Das war der Fähnrich Hans Jülicher's, und das roth und grün geflammte Banner dieses Hauptmanns trug Markus Horn in die Stadt herein. Unmöglich war es dem Vater und dem Doctor Alberus, durch die jubelnde Menge zu dem tapfern glücklichen Krieger durchzudringen; wie es diesem unmöglich war, sich einen Weg durch das ihn fast erdrückende Volk zu bahnen. Auf der Mauertreppe neben dem Thor stand der Buchdrucker Michael Lotther, schreiend und winkend und halloend wie ein Besessener.

„Auf den Wall, auf den Wall, Markus Horn! Zeigt's ihnen, zeigt's ihnen!" rief das Volk. Die letzten Kriegerschaaren — die Reiter der Stadt, den Herrn von Wulffen und den jauchzenden Christof Alemann an der Spitze, trabten in das Ulrichsthor. Aus dem Lager zu Diesdorf, aus den Schanzen, Gräben und Blockhäusern Tiefstetter's und Wachmeister's drängte die ganze Macht des Feindes zu Roß und zu Fuß nach, die Schmach und Niederlage zu rächen.

„Auf den Wall, auf die Mauer, Markus Horn! Zeigt den Hunden ihre Schmach. Stellt ihnen ihre Fahn' zum Hohn verkehrt auf die Mauer! Vivat! vivat!"

Auf den Schultern des Volks wurde der sieghafte Markus zur Walltreppe getragen, wo ihn der Buchdrucker mit hellem Schluchzen in Empfang nahm, in die Arme drückte und zu der Blendung zog. Nach drängte die Treppe hinauf Alles, was dazu gelangen konnte; Bürger und Landsknechte durcheinander.

Auf die Brüstung sprang Markus Horn, ließ vor den Augen des Feindes die roth und grüne Fahne schweben und stellte sie dann, den Hut schwingend, vor sich nieder, die Spitze nach unten gekehrt. Ein langhallendes Wuthgeschrei brach über solchem Schimpf unter dem Feind im Felde aus und drang bis in das verriegelte Gemach, in welchem Herr Jürg von Mecklenburg sein Dasein verwünschte, drang bis zu dem Hauptmann Springer, der ingrimmig auf dem Neuen Markt vor einer Abtheilung seines Fähnleins hin- und herschritt, drang bis zu dem Lieutenant Adam Schwartze, welcher, bleich und verbissen unter der jubelnden Menge in der Schöneneckstraße, unbeschreibliche Blicke nach der glückseligen Regina, die sich mit der Frau Margaretha aus dem Fenster neigte, warf.

In die Freude des Volkes schlug manch' ein feindlich todbringendes Geschoß, aber die Geister waren zu hoch gestimmt, als daß das den Jubel der Stadt hätte dämpfen können.

„Nach dem Rathhaus, nach dem Rathhaus, Markus Horn!" jauchzte man und führte wirklich im Triumphzug den Rottmeister mit dem gewonnenen Panier vor dem Vaterhaus vorüber nach dem Altstadtmarkt. Die Arme streckte aus dem Fenster die weinende Mutter nach dem Sohne aus, in Seligkeit und Wonne schlug das Herz Reginens; die Brust des Rottmeisters drohte fast zu zerspringen vor innerer Bewegung. Was aber in der Brust Adam Schwartze's vorging, das ist nicht zu beschreiben; unter ging im Taumel grenzenloser Eifersucht die Furcht vor dem Rächer der Anna Scheuerin, die drei blutigen Kreuze erloschen in seiner Seele; — vernichtet fühlte er sich, aber fähig fühlte er sich zugleich, in die Vernichtung Alle, Alle, die Jungfrau, den Nebenbuhler, die ganze große Stadt mit hineinzuziehen. Der Blick, welcher zwischen Markus und Regina gewechselt wurde, als Ersterer mit dem eroberten Banner des Hauptmanns Jülicher vor dem Vaterhaus vorbeizog, trieb unwiderstehlich, unwiderruflich den Lieutenant Adam in sein Verhängniß. Zur Seite stieß er wild die Weiber, die Kinder, die ihm den Weg versperrten, gleichgiltig trat er auf die Brust einer im Tumult zu Boden geworfenen alten Frau, seinen Weg bahnte er sich, nur ein Ziel vor den Augen.

Währenddem hatte sich der Altstadtmarkt vollständig mit der zuströmenden Menge gefüllt. Aus den Fenstern des Rathhauses, aus den Fenstern aller umliegenden Gebäude blickte man auf ein wogend Meer von Köpfen in Sturmhauben, bunten Baretten, Weiberhauben, auf ein blitzend Meer von Speerspitzen, Büchsenläufen, Fahnen und Fähnlein.

Als nun die Bürgermeister mit dem Kriegsobersten Ebeling Alemann, dem Grafen von Mansfeld und andern Herren auf der Laube des Rathhauses erschienen und in ihrer Mitte dann Markus Horn mit dem

Banner des gefürchteten Hauptmanns Jülicher; da übertönte das Jauchzen weit und laut das Geschrei im Felde vor der Stadt. Und als man den Gewinn dieses sonnigen Frühlingsmorgens überschlug, da konnte man wohl zufrieden damit sein. Fast die Hälfte der feindlichen Schanzgräber und Knechte lag erstochen in der neuen Schanze oder auf dem Feld, einhundertfünfzig versuchte Kriegsleute brachte man gefangen in die Stadt, und war darunter manch' Einer, der in der Schlacht an der Ohre mit Victoria geschrien hatte.

Unter dem Jubelruf vom Stadtmarkt her trat der Rathmann Ludolf Horn wieder in sein Haus und still in das Gemach, wo Frau Margaretha und Jungfrau Regina noch immer wortlos einander in den Armen lagen.

Beim Eintritt des Rathmanns fiel die Matrone diesem sogleich um den Hals und schluchzte:

„O Ludolf, siehst Du nun, wie Dein Kind sein Bestes für die Stadt thut? Willst Du ihn noch nicht ganz und gar wieder an Dein Herz nehmen?"

„Was willst Du, Alte?" sagte der Greis. „Daß Markus Horn ein guter, tapferer Soldat ist, hab' ich schon vor dem Gefecht dieses Morgens gewußt. Was verlangst Du, thörichte Mutter? Darf Markus Horn hier nicht frei ein- und ausgehen? Hab' ich mich nicht Dir gefügt? Glückliche Kriegsthaten rücken den ungehorsamen Sohn meinem Herzen um keinen Schritt näher."

„Du harter, Du ungerechter Mann!" rief die Frau. „Wehe Dir, wenn Du gerichtet werden solltest, wie Du richtest."

„Schweig', Weib, und achte auf das, was Dir vor der Nase liegt. Was wird Regina so bleich? Was fehlt der Dirne?"

Frau Margaretha nahm die Jungfrau in die Arme:

„Deinen Sohn liebt sie, Ludolf Horn, und Dein Sohn liebt sie wieder. Was hat Markus gesündigt gegen Dich im Vergleich zu dem, was er dem Mutterherzen, was er diesem Kind angethan hat? Willst Du nicht verzeihen, wenn wir verziehen haben?"

Starr stand der Rathmann da; wechselnd blickte er von seiner Frau auf das weinende junge Mädchen.

„Ist das wahr, Jungfer Lotherin? Ihr liebt den Markus Horn?" rief er staunend und zweifelnd, und statt aller Antwort stürzte Regina zu seinen Füßen nieder und bedeckte seine Hände mit Küssen und heißen Thränen.

„Vergebt dem Markus, dem armen Markus!" rief sie dann. „Nehmt ihn wieder auf in Eurem Herzen! O wenn Ihr wüßtet, was der arme Markus thun würde um Eurer Liebe willen!"

„Und weiß Euer Vater, Jungfer Lottherin, Euer Vater, der Eure Hand dem Lieutenant Adam Schwartze zugesagt hat, daß Ihr also Eure Gunst verschwendet habt an einen andern Mann?"

Auf sprang die Jungfrau und ihre eben so bleichen Wangen glühten in lichtem Roth, ihre Augen funkelten und hochathmend rief sie:

„Nimmer wird mein Vater das Verderben seines Kindes wollen. Nimmer wird mich Jener zum Altar führen! Wehe jeder Menschenseele, die in die Hände und Gewalt dieses Mannes gegeben wird!"

„Sagt das Eurem Vater selbst, Regina, da kommt er eben," sprach der Rathmann.

Die Hände geschwärzt vom Hanthieren mit der Munition beim Geschütz auf der Mauer, mit mehr als einem Loch in Wamms und Hosen; aber begeistert und selig sprang der alte tapfere Buchdrucker, welcher den mecklenburg'schen Hellebardenschlag vollständig überwunden hatte, in das Gemach.

„Das ist ein Leben! Das ist 'ne Lust! Vivat, vivat! Alle heran für unseres Herrgotts Canzlei. Vivat, Rathmann, vivat, Frau Gretchen, vivat, Regina! Herunter mit Allen, so die Hand ausstrecken nach der Magdeburg'schen Jungfer Kränzlein. Ein Prachtkerl ist Euer Junge, Nachbar Ludolf, und die Ehrenkette, so mein Urgroßvater im großen Aufruhr des Schusters Gerke von der Heide anno Christi Vierzehnhundertundzwei erwarb, will ich ihm in meinem Testament vermachen. Vivat allen wackern Herzen, und dreimal vivat Eurem Jungen, Nachbar Horn!"

„Laßt einmal Euer Geschrei und beruhigt Euch, Nachbar Lotther," sagte der Rathmann. „Hier Euer Töchterlein hat Euch eine andere Historie zu erzählen, worin Markus Horn ebenfalls vorkommt. Rede, Mädchen."

Vor die erröthende und erbleichende Jungfrau trat zürnend die Matrone.

„Ich will für meine Regina, meine Tochter reden!“ rief sie. „Nachbar Lotther, Euer Kind und das meinige lieben einander. Lange hatte sie die wüste, wilde Zeit voneinandergerissen; aber die wüste, wilde Zeit hat sie auch wieder zusammengeführt. Wollt Ihr nun —“

Das Wort blieb der Frau im Munde stecken; der Buchdrucker Michael Lotther, der tapfere Vertheidiger von unseres Herrn Gottes Canzlei, der Intimus aller groben und feinen, bissigen und scharffedrigen Streithähne, geberdete sich zu verrückt bei dieser unvermutheten Nachricht. Es war für ein großes Wunder zu nehmen, daß er sich nicht auf den Kopf stellte. Auf einen Stuhl sprang der kleine Mann wenigstens und krähete seinen Jubel hell in die Welt hinaus. Dann faßte er im Herunterspringen erst die Frau Margaretha, dann sein Töchterlein beim Kopf und küßte Beide herzhaft ab; dann rannte er wie ein Besessener im Zimmer umher, stolperte über Schemel und Stühle und stieß einen Tisch um; bis er von dem ernsten Rathmann bei den Schultern gepackt und in seinen Lehnstuhl niedergedrückt wurde.

An den Schultern den heißblütigen Nachbar festhaltend, schrie der Rathmann ihm in's Ohr:

„Mann, Mann, kommt zur Besinnung. Halt — bleibt sitzen, — habt Ihr nicht Eurem Vetter, dem städtischen Lieutenant Adam Schwartze, Eurem Vetter aus Franken, Euer Kind Regina Lottherin zum ehrlichen, ehelichen Weibe zugesagt? Antwortet, — aber ruhig, ohne Gezappel mit Händen und Füßen! Antwortet, und starrt mich nicht so an! ... Werdet Ihr toll, Mann?“

Schlaff waren dem Buchdrucker die Arme am Leibe herabgesunken, mit offenem Munde, mit weiten verblüfften Augen blickte er auf den Rathmann.

„Wohl, wohl ... nein, nein!“ stammelte er. „Ja — nein — nicht zugesagt — nicht fest versprochen.“

„O Vater! Vater!“ hauchte Regina.

„Sie will ihn auch nicht, Nachbar, und nimmer werdet Ihr doch Eure Tochter zwingen, ihre Hand Einem zu geben, den sie haßt, den sie verachtet!“ rief die Frau Margaretha.

„Schweigt, Ihr Weiber!“ sprach der Rathmann. „Nachbar Lotther, besinnt Euch; habt Ihr dem Lieutenant Adam Schwartze gestattet, um Eure Tochter zu werben?“

„Laßt mich los! Laßt mich frei! Hilfe, Markus! Zu Hilfe, Markus! Laßt mich frei, ich ersticke, Nachbar!“ schrie der Buchdrucker. „Wohl hab' ich's ihm gestattet — einen Kriegsmann wollt' ich zum Schwiegersohn haben, und Euer Sohn war leidergotts durchgebrannt und in der weiten Welt, der wackere Jung' — der Satansbube — der Dummkopf. Laßt mich heraus, ich ersticke; — Regina, nimm, welchen Du willst; aber in Deiner Stell' nähm' ich den Mark — den Esel, der mich hier in der Patsche stecken läßt und nie da zu finden ist, wo er sein sollte. Gottes Tod, Nachbar, was hat der Vetter aus Franken, der Adam, der faule Adam, ausgeführt für die Stadt. Hat er mich nicht stecken lassen im dicksten Brei bei Hillersleben. Wer hat mich da gerettet? Der Markus! Wer hat mir aus dem Scharmützel um Sanct Michael meines Urgroßvaters Ehrenkette heimgebracht? Markus Horn! Wer ist überall voran gewesen, während mein liebster Vetter hinter dem Ofen hockte? Markus Horn! Wer hat heut' den Vogel abgeschossen, die Schanze gewonnen, das Fähnlein gewonnen, den Fähnrich bei den Haaren durch's Feld gezogen? Immer wieder Markus Horn. Nimm wen Du willst, Regina; aber nimm den Markus. Himmeltausend blutige Hagelwetter, da möcht' man sich ja das Fell vom Leibe fluchen. Laßt mich hinaus und nimm den Markus, Regina, und nicht den Vetter aus Franken, den Adam!“

„Und weshalb versagt Ihr dem Adam Schwartze nunmehr die Hand Eurer Tochter?“ sagte eine klanglose Stimme, und erschreckt blickten Alle auf und um. In der offenen Thür des Gemaches stand der fränkische Lieutenant. Mit lautem Aufschrei klammerte sich Regina an die Frau Margaretha. Auch der Rathmann erschrak heftig über das Aussehen Adam's. Mit einem gewissen verzweifelten Hohne blickte dieser im Kreis der Anwesenden umher, langsam schritt er sodann auf den Buchdrucker zu; zog den Handschuh von der abgemagerten Rechten und streckte sie dem Meister Michael dar:

„Aufgenommen habt Ihr mich in Euer Haus und behandelt habt Ihr mich gleich

einem Sohn. Mit Worten und Winken habt Ihr mir den schönsten Preis des Lebens gezeigt. Schuld seid Ihr, daß mein Herz gefangen und gefesselt ist. Was ich thun konnte, würdig zu werden des Gewinnes, den Ihr mir so nahe zeigtet und vor die Augen hieltet, hab' ich redlich gethan; aber das Glück ist einem Andern günstiger gewesen, hat einen Andern in Eurer Gunst erhoben und mich erniedriget. Wollt Ihr mich nun entgelten lassen, was das Glück sündigte? Nun, gebt mir Antwort in diesem selbigen Augenblick; hier knie ich, Meister Michael Lotther, und bitte Euch herzlich, verweigert mir nicht, was Ihr zugesagt habt noch vor wenigen Wochen, Tagen! Gebt mir die Hand Eurer Tochter, gebt mir Regina; mein Herzblut will ich vergießen für sie und Euch."

Niemals noch hatte die böseste Leidenschaft unter solcher Maske gesprochen. Seine ganze Kraft und Macht hatte Adam Schwartze seit einer halben Stunde wiedergewonnen. Jedes Wort, jeden Tonfall der Stimme, jede Bewegung hatte er vollständig in seiner Gewalt. Klar wußte er, was er wollte; die zweifelnde, schreckliche Thatlosigkeit der letzten Wochen und Monde war verschwunden, der Lieutenant Adam Schwartze schüttelte die Würfel in seiner Hand und zitterte nicht mehr dabei. Nachdem Markus Horn mit dem Banner des Hauptmanns Jülicher durch die Schöneckstraße geschritten war und Adam den Blick Reginens aufgefangen hatte, war der Lieutenant nach dem Domplatz gestürzt und hatte daselbst dem Hauptmann einige Worte zugeflüstert; dann war er zur Frau Johanna hinter den Barfüßern geeilt und hatte mit ihr eine kurze Unterredung gehabt. Hin und her in der Stadt schritt nun Hans Springer und gab manchem Mann einen geheimen Wink, auf und ab in ihrem Gemache schritt die Frau Johanna und summte einen Kriegsmarsch und lachte öfters leise vor sich hin.

Wieder hatte es den Lieutenant nach der Schöneneckstraße zurückgetrieben. Wieder einmal waren die bösen Geister recht geschäftig in der Canzlei unseres lieben Herrgottes, und — — Adam Schwartze kniete vor dem Buchdrucker Michael Lotther und der schönen Regina.

Die Würfel warf der Lieutenant: aber nicht den Königswurf traf er; die drei rothen Kreuze leuchteten blutiger als je vor ihm auf: das Verhängniß ging in Erfüllung über Adam Schwartze, vollstreckt ward der Richterspruch und die auf eines hochweisen Rathes von Ulm gesprochenes Urtheil ersäufte Anna Josephe Scheuerin zog den Lieutenant hinunter zu den Todten. —

„So antwortet doch dem Herrn Lieutenant, Eurem Vetter!" rief der Rathmann Horn. „Wahrheit ist in seinen Worten. Zeuge bin ich, daß Ihr also gehandelt und gesprochen habt, wie er eben sagt. Von seinem Wort soll ein rechter Christ und Mann nicht weichen. Antwortet Eurem Vetter, Meister Michael Lotther."

Rathlos, verstört blickte der Buchdrucker im Kreis umher; dann sprang er mit einem Mal auf seine Tochter zu, faßte ihren Arm, zog sie vor den Lieutenant, der sich wieder von seinem Knie erhoben hatte, und schrie ihr mit gellender, kläglicher Stimme zu:

„Willst Du ihn? Willst Du ihn?"

Ein Schauder überlief den ganzen Leib der Jungfrau; vor dem Blicke ihres Auges wich Adam Schwartze drei Schritte zurück. In ihren Busen griff Regina Lottherin, zog ein Papier hervor und reichte es dem Lieutenant. Dieser griff danach, überflog es, wankte einen Augenblick auf den Füßen und schlug dann schwer zu Boden.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Gemach. Aufgriff der Rathmann das zerknitterte Blättchen:

„Ist das mit Blut geschrieben?" murmelte er, und las dann, während alle Anwesenden mit Grauen horchten, und die Frau Margaretha neben dem bewußtlosen Adam kniete:

„Vor Gottes Richtstuhl lädt' der Scheuerin Mörder Adam Schwartze

† † †

alias Andreas Kritzmann,
im Sterben auf Sanct Jakobsthurm zu Magdeburg."

Das fünfzehnte Capitel.

Zu Markus und Regina spricht
Andreas Kritzmann und bericht't
Von unerhörten, grausen Thaten,
Und wie die Sache sei gerathen.
Die große Stadt sich dumpf bewegt,
Viel Unheil sie im Schooße trägt.

Wer blickt nicht gern von hohem Thurme über eine große lebendige, in Handel und

Wandel sich regende Stadt, in eine im ersten Frühlingssonnenschein erglänzende Landschaft? Der Schnee ist zergangen, die befreiten Wasser blitzen wie geschmolzenes Silber, der Dunst, welcher aus der feuchten Erde emporsteigt, verleiht der Gegend einen neuen Reiz, und erfüllt, wenn er duftig über der Ferne liegt, die Seele mit jenem süßen Verlangen nach den Flügeln des Vogels, wovon so manches Lied bei allen Völkern der Welt erklingt.

Bei Frühlingssonnenschein und blauem Himmel führen wir nun den Leser zum zweiten Male auf den Thurm von Sanct Jakob, wo eine arme ringende Seele die schwersten Fesseln, den irdischen Leib, abstreifen will, um sich hinauszuschwingen in die Unendlichkeit. Der treffliche, dem Feind so furchtbare, Büchsenschütze Andreas Kritzmann ist am Nachmittag dieses achtzehnten Märzen nun wirklich dem Abscheiden nahe, nachdem er durch acht schreckliche Tage und Nächte mit dem Tode gerungen hatte. Gleich einem tapfern alten Veteranen steht der Thurm von Sanct Jakob da; aber wie sieht er aus! Stolz trägt er seine Narben, seine Risse, umgeben von dem haushohen Trümmerwerk des herabgestürzten Dachstuhls, der zerschmetterten Spitze. Fünfzehnhundert Schüsse hatte der Feind von der Neustadt aus oft in einer Woche an diesen, ihm so unheilvollen, Wächter von unseres Herrgotts Canzlei gewandt. Da war kein schuhbreit Gemäuer, gegen welches nicht eine Kugel geflogen war; da war keine Fensteröffnung, keine Mauerspalte, die nicht täglich zur Zielscheibe gedient hatte. Fast unwegsam war die Wendeltreppe geworden, die in dem Thurme hinaufführte zu dem Gemach, wo Andreas Kritzmann, der todbringende Schütz, so gut seine schreckliche Kunst und Geschicklichkeit ausübte. An manchen Stellen war die Treppe durch die eingeschlagenen Kugeln ganz zerstört, und auf nothdürftig hergestellten Gerüsten und Leitern mußte man höher klimmen, bis zu der Luke, die in den Geschützraum führte.

Hier aber erreichte die Verwüstung, die des Feindes Geschosse angerichtet hatten, ihren Gipfelpunkt. Zertrümmert war jeglich Geräth; zertrümmert war der kleine Feuerherd. Zertretenes, nasses Stroh bedeckte den Boden, — blutige Lappen, zersprungene Kugeln, herabgestürzte Balken und Bretter, Schmutz- und Unrathhaufen, zerschmetterte Töpfe und Pfannen ließen den schwankenden Fuß im Niedertreten zaudern. Zerschossen war auch die Laffette der todbringenden Karthaune, zu Boden lag der geschwärzte Lauf des Stücks, zu Boden gleich dem, welcher so schrecklich gut damit umzugehen wußte. Auf blutigem, ärmlichem Strohlager, in einem Winkel des unheimlichen Raumes, lag der Büchsenmeister Kritzmann, umgeben von einem Kreis ernster, tiefbewegter Lauscher. Man hatte den Sterbenden gleich am neunten März, nachdem er die böse Wunde empfangen hatte, hinabtragen wollen vom Thurm; aber mit aller Macht wehrte er sich dagegen und verlangte, daß man ihn sterben lasse, wo er gewaltet habe. Leichter werde ihm hier der Tod erscheinen — so meinte er — als unten in den dumpfen Gassen, in dem Gewühl der Menschen. So mußte man ihm willfahren und konnte auch sonst nur wenig thun, ihm sein Geschick, seine letzten Stunden zu erleichtern. Wie wir durch den Mund des Doctor Erasmus Alberus bereits erfahren haben, wies der Schütz jeden geistlichen Zuspruch finster zurück. Dargebotene Bequemlichkeiten, Stärkungen nahm er gleichfalls nur halbgezwungen an; antwortete nach seiner Art meistens nur durch Kopfnicken und Kopfschütteln.

Erst in der letzten Stunde seines Lebens sprach der gewaltige Schütz Andreas Kritzmann zu denen, die bei seinem Todeskampfe gegenwärtig waren, zu dem Rathmann Ludolf Horn, dem Buchdrucker Michael Lotther, dem Rottmeister Markus Horn, zu dem Pfarrherrn von Sanct Jakob, Johannes Stengel und zu der bleichen, zitternden Regina Lottherin, die wie ein vom Himmel herabgestiegener Schutzengel in diesem Raum der Verwüstung neben dem Lager des Sterbenden kniete.

Auf welche Weise diese Menschen auf dem Thurm von Sanct Jakob zusammengeführt wurden, was geschehen war, nachdem die drei blutigen Kreuze zum letzten Mal dem Lieutenant Adam Schwartze erschienen waren, müssen wir jetzt erst erzählen:

Taumelnd, einem Trunkenen gleich, hatte sich Adam im Hause des Rathmanns Horn erhoben; nach einem verwirrten Umherstarren war er fortgeschwankt, und Niemand der entsetzten Anwesenden hatte ein Wort

dazu gesagt, hatte ihm die Hand beim Aufstehen gereicht, war ihm in den Weg getreten. Nach starrten ihm Alle, bis sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte; dann fiel's wie ein Alp von jeder Seele, und Alle athmeten tief auf. Der Erste, welcher wieder sich zurecht fand, war der Rathmann; mit bewegter Stimme wandte er sich fragend an Regina: wer ihr dieses schreckliche Blatt gegeben habe?

Noch einmal mußte er seine Frage der von allen Gemüthsbewegungen tief erschütterten Jungfrau wiederholen:

„Wer gab Euch dieses blutige Papier, Regina Lottherin?"

Da brach das Mädchen wild aus:

„O ich habe lange gewußt, daß er schlecht, daß er böse sei. Hab's meinem Mütterlein hier auch gesagt. In seinen Augen hab' ich seine Falschheit gelesen, und seine Grausamkeit stand auf seine Stirn geschrieben. O Vater, Vater, wenn Ihr wüßtet, welche schwere Stunden seine Gegenwart in unserm Haus mir bereitet hat. O hätt' ich doch sagen können, was ich fühlte, wenn er in meine Nähe kam. Ueberall hat er mich verfolgt, in den Gassen, im Hause, in der Kirche. 'S ist auch vor Monden, grad' als diese Belagerung anging, als der Vater krank lag nach der Hillerslebener Schlacht, ein Vermummter im Mantel auf unserer Hausflur gewesen und hat mich gewarnt; hat aber seinen Namen nicht genannt, auch sein Gesicht nicht sehen lassen. Hat mir gesagt, er wolle über mich wachen, aber Niemandem solle ich ein Wort sagen, daß er zu mir kommen sei. Und jedesmal, wenn der — dieser schlechte Adam mich wieder geängstet hat, ist mir eine Warnung zugegangen, bei Abend durch einen Knaben. Doch hab' ich auch davon nicht reden dürfen, und weilen ich sah, daß der unbekannte Beschützer es gut und ehrlich meinte mit mir, so hab' ich auch Niemandem etwas gesagt. So lange der Lieutenant neulich krank war, ist mir nichts zukommen; darnach aber als der Lieutenant wieder auf war, hat er mich um so wilder gedrängt und gesprochen: ich solle sein Weib werden, er wolle mir auch die größten Freuden und Ehren schaffen, hat auch die schrecklichsten Worte gesprochen; ach und ich habe auch dem Markus nichts davon sagen dürfen, daß kein edel und lieb' Blut um mich verstürzet würde. Das war am neunten Märzen, und am zehnten hat mir ein alt Weiblein, so ich nicht kenne, dies Blatt gebracht und hat dabei gesprochen: „Nun werde der Schützer nicht mehr sorgen können, sterben werde er und wünsche mir alles Glück in meinem Leben; — das blutige Papier möge ich aber dem Adam Schwartze geben, wenn er wiederum um mich werbe, es werde eine gute Waffe sein in meiner Hand." Darauf ist's alte Weiblein verschwunden gewesen unter dem Portal von Sanct Ulrich und hab's nicht wieder zu Gesicht gekriegt. Gott segne auf dem Todtenbette den Schützen von Sanct Jakob!"

Kopfschüttelnd hatte der Rathmann diesen Bericht der Jungfrau vernommen; mit vielen Ausbrüchen des Staunens, des Wunders und des Zornes hatte der Buchdrucker seiner Tochter zugehört; mit zitterndem Herzen und zuckendem Munde lauschte die Frau Margaretha.

„Welch' eine seltsame Historie!" rief der Rathmann.

„O Vetter, Vetter Adam, oh, oh, oh, oh!" schrie der Buchdrucker und legte in seine „Oh's!" einen s o l c h e n Ausdruck, welcher dem Lieutenant Adam Schwartze für alle Zeit die Lottherische Buchdruckerei dreifach verriegelte und verschloß.

„Armes, armes Kind!" schuchzte die Matrone, des Nachbars Tochter an ihre Brust ziehend. „O Böse, mir hättest Du doch sagen können, was Dich bedrückte, und Dich so bleich machte, diese ganze schwere Zeit hindurch."

Aber die Jungfrau schüttelte das Haupt:

„Nein, Mutter, nein. Niemandem konnte ich davon reden; — o, der Wächter auf dem Sanct Jakobsthurm hat ja treu und gut gewacht; — o könnte ich doch wieder wachen an seinem Schmerzenslager!"

Der Rathmann nahm Hut und Stab.

„Wohin willst Du so eilig, Ludolf?" fragte die Frau.

„Nach dem Thurm von Sanct Jakob!" erwiederte der Greis; aber in demselben Augenblick öffnete sich die Thür und der Prediger der Jakobskirche Johannes Stengel trat ein, begleitet von Markus Horn, der sich jetzt erst der jubelnden Menge und seinen Pflichten als Befehlshaber hatte entziehen können. Freudig blickte das Mutterauge auf den Sohn; doch was auch in der Seele des Vaters vorgehen mochte,

nichts davon ließ er das Kind merken; kalt und gemessen erwiederte er den Gruß des Rottmeisters, welchen er vollständig behandelte gleich einem Fremden, dem er Höflichkeit schuldig war. In jener Zeit strenger väterlicher Autorität handelte man so, und die verlorenen Söhne fügten sich, wie Markus Horn sich fügte; oder es hieß sonst wohl in einem alten städtischen Actenfascikel:

„Anton Holtwedel leit Vader und Modder, leip von Wittenberg under dat Volk, quam heme, erwisede sick undugentlich un warde derhalben in den Toren geworpen, darinne hei moste sitten drei Jahre.“ —

Mit Bangigkeit bemerkte Markus die tiefe Erregung auf allen Gesichtern und vorzüglich auf dem Regina's; er hätte zu ihr hinstürzen mögen, sie zu fragen, was hier vorgegangen sei; aber der im Vaterhaus nur geduldete Sohn durfte seinen Gefühlen unter den strengen Blicken des Vaters nicht freien Lauf lassen, und so stand er sprachlos, mit gepreßtem Herzen. Was Ehrn Johannes Stengel in des Vaters Haus führte, hatte er unterwegs vernommen; wild rollten seine Augen, hafteten an dem bleichen Gesicht Regina's und hafteten wieder an dem Federbarett des Lieutenants Schwartze, welches diesem im Niederstürzen entfallen war, und welches er in der Betäubung auf dem Fußboden zurückgelassen hatte.

„Gott segne Euren Eingang, Ehrwürden,“ sprach der Rathmann zu dem Pfarrherrn von Sanct Jakob. „Was bringet Ihr in mein Haus?“

Vor allen Anwesenden verneigte sich ernst und würdig der Prediger und sprach:

„Eine wunderliche Sache, in der Gott allein rechten Bescheid weiß, führet mich zu Euch, Herr Rathmann, und auch zu Euch, Meister Lotther. Auf meinem Thurm lieget, wie Ihr wisset, im Sterben der Büchsenmeister Andreas Kritzmann. Er sendet mich; — an Euren Sohn, Herr Rathmann, an Eure Tochter, Meister Michael, sendet er mich. Er will die Beiden sehen in seinem letzten Stündlein; er will zu ihnen sprechen; er will ihnen sagen, was er mir und dem trefflichen und frommen jungen Prediger vom heiligen Geist, was er allen andern frommen und fürtrefflichen Leuten hartnäckig verweigert. Wie manche schwere Stund' hab' ich diese acht Tage durch im brünstigen Gebet und Flehen an seinem Lager gesessen, den bösen Feind davon zu scheuchen. Lauern sah ich ihn in den dunkeln Ecken, seine Stimme vernahm ich kreischend um den Thurm, und meinen Gott hab' ich mit hellem Ruf angeschrien gegen den, so da umgehet gleich einem brüllenden Leuen und umflieget gleich einem feurigen Drachen. Mit meinen leiblichen Augen sah ich ihn sitzen und grinsen in der Ecken und sah ihn über das Geschütz lugen durch das Galmloch. Angeschrien hab' ich ihn, wie er mich anschrie, und mein geistlich Rüstzeug hab' ich gebrauchet, und der wunde Mann hat darzu gestöhnet auf seinem blutigen Lager, als fühle er des höllischen Feindes Krallen in seiner Seele; aber doch wollt' er sein Herz nicht entlasten. Des hat der Affe Gottes gehohnlächelt! Heute morgen aber unter dem Getös der Schlacht, jetzt da der Tod ihm an's Herze tritt, will's fast erscheinen, als falle ein Lichtstrahl von Oben in das finstere Herze des sterbenden Mannes. Und als ich wiederum mit Eifer in ihn gedrungen bin, zu sagen: ob er in Frieden mit Gott scheide und der Gnade theilhaftig zu werden glaube, da ist ihm etwas in's Auge kommen, gleich einer Thräne, und dann hat er Euer Töchterlein gefordert, Meister Lotther, und Euren Sohn, Herr Rathmann. Hat gebeten, sie möchten im Namen Gottes kommen, ihnen wolle er sagen, wie es mit ihm bestellt sei. Dem Herrn Markus hab' ich den Auftrag schon unterwegs ausgerichtet; nun frage ich das Jüngferlein und ihren Herrn Vater, ob sie dem Wort des Sterbenden folgen wollen?“

„Gewißlich, gewißlich, Ehrn!“ rief der Buchdrucker. „Nicht einen Augenblick wird sich die Regina Lottherin besinnen, den gewaltigsten Schützen dieser edeln Stadt in seinem letzten Stündelein zu trösten; zumal da er das arme Kind im Leben so wunderlich und unerklärlich in seine Hut genommen hat. Laßt uns gehen — nicht wahr, Regina, auf der Stelle wollen wir nach Sanct Jakob?“

Hastig nickte die weinende Jungfrau. Noch wollte die Mutter Margaretha dem Sohn mittheilen, was eben mit dem Lieutenant Schwartze hier vorgegangen war; aber der Vater hatte bereits Barett und Stab genommen. So mußte Markus die Mutter lassen, ohne die wunderliche Begeben-

heit erfahren zu haben. So schritt er mit dem Vater, dem Pastor Stengel, dem Buchdrucker und Regina durch die von ihrem Sieg noch immer aufgeregte Stadt zum Thurme von Sanct Jakob und suchte sich auf diesem Gange so nah als möglich der Jungfrau zu halten und bruchstücksweise zu erfahren, was in dem Vaterhaus geschehen war, während er an der Steingrube die Blutschanze erstürmte und des Hauptmanns Jülicher Fähnlein sammt dem Fähnrich gewann. Zorn und Entsetzen wechselten darob in des Rottmeisters Geist, doch behielt der Erstere die Oberhand, und tausend Tode schwur der Erzürnte dem Lieutenant Adam Schwartze zu.

Jeder Mund in der kleinen Gesellschaft ward jedoch geschlossen, als man begann, die halbverschütteten, halbzertrümmerten Stufen der Wendelstiege im Thurm von Sanct Jakob zu ersteigen. Vorzüglich Regina's Herz schlug immer lauter, wie sich Stadt und Umgegend immer weiter um sie her ausbreitete, und sie durch die Maueröffnungen von feindlichen Lagern und Schanzen die Heimathstadt schlangenhaft umwunden sah; wie sie das Gewimmel der Bedränger in den Schanzen und Gräben selbst bemerken konnte.

Fest klammerte sie sich an ihren Vater, als der Pastor Stengel sagte:

„Dort an den Steinkuhlen, schaut, wie sie die Todten aus dem Feld und aus der Schanz' schleppen! Gepriesen sei Gott, welcher seiner Stadt den Sieg verlieh!"

„Amen!" rief der Rathmann und: „Erschreckt nicht!" rief Markus. Er hatte nach der Seite der Neustadt ausgelugt und wollte sagen: Erschreckt nicht, das Geschütz wird spielen; konnte aber natürlich die Warnung nicht schnell genug rufen; denn dreizehnmal erschütterte der Knall der feindlichen Karthaunen von der Neustadt her die Luft; ein Pfeifen und Zischen ging um den Jakobsthurm; — ein Krachen und Prasseln, ein Niederbröckeln von Gemäuer; Staubwolken, und in all dem Lärm ein seltsames schauerliches Lachen. Fünf Kugeln hatten wieder einmal den tapfern Thurm von Sanct Jakob getroffen — auf seinem Sterbelager lachte darob der große Schütz Andreas Kritzmann.

Besorgt blickte Markus auf die Jungfrau und sah sie bleich und mit zusammengepreßten Lippen aufwärts klimmen; tief holte er Athem und vergewisserte sich, ob auch der Vater und die Uebrigen keinen Schaden genommen.

„Hier, hier, Gott schützt die Seinen — noch diese Stufen!" rief Ehrn Johannes Stengel. „Reicht Eure Hand, Jungfrau Lottherin!... Meister Andreas, Euer Wille ist geschehen; hier habt Ihr den Rottmeister Horn und Jungfrau Regina Lottherin; möge Gottes Frieden mit ihnen zu Euch kommen, Meister Kritzmann."

Der Märzsonnenschein that sein Möglichstes, den schrecklichen Raum zu verklären: aber wir haben schon geschildert, wie wenig ihm das gelingen konnte. An das Lager des Sterbenden traten die von demselben Gerufenen, und ein Zug der Befriedigung ging über das blutlose Gesicht des wunden Mannes, als Markus und Regina vor ihm erschienen.

„Wie geht es Euch, Meister Andreas?" fragte der Rottmeister, sich niederbeugend. „Kein Auge ist in der ganzen Stadt da unten, welches nicht zu diesem Thurm emporblickt und nach Euch fragt. O Meister, Meister, welch' einen Ruhm habet Ihr Euch erworben!"

Mißbilligend schüttelten der Rathmann und Ehrn Johannes Stengel die würdigen Häupter, aber aus den Augen des Schützen leuchtete ein Strahl wilden Triumphes, verschwand jedoch sogleich wieder.

„Ich danke Euch, daß Ihr kommen seid, Herr Rottmeister," sagte er schwach. „Und Euch danke ich noch mehr, Jungfrau. Nicht wahr, an einen bösen Ort hab' ich Euch bestellet?"

„O Meister," rief die Jungfrau. „O Meister, was soll ich sagen zu Euch. Was kann die arme Regina Lottherin thun, Euch ihren Dank abzustatten? Was hat die arme Regina gethan, daß sie also Euren Schutz sich erworben hat? O könnt' ich Euch doch Alles das geben, was mein Herz Euch wünscht — Leben und Friede und Glück — o Meister, Meister!"

Finster schüttelte der Schütz den Kopf: „Leben, Friede, Glück! Im Grabe ist Friede, und was nach dem Grabe kommt, wer will das sagen? Ich hoffe, die Rache kommt noch nach dem Grabe."

Der Prediger von Sanct Jakob machte eine Bewegung, als wolle er kraftvoll und machtvoll einbrechen in die Rede des Sterbenden; aber der Rathmann hielt ihn zurück:

„Laßt, laßt, nicht uns hat der Meister Kritzmann gerufen. Lasset ihn reden nach seinem Willen zu dem Rottmeister und der Lottherin."

„Nicht Euch hat der Schütz Andreas Kritzmann gerufen!" sagte der Verwundete. „Was hätte er Euch auch zu sagen? Alt seid Ihr und eifrig nur in Eurem Glauben. Da kommt mein Blut wieder — es ist das letzt'; aber heißer ist's immer noch, tausendmal heißer als das, so rollet in Euren Adern —"

Ein blutiger Schaum trat auf die Lippen des Sterbenden. Einen Augenblick lang glaubten die erschütterten Umstehenden, der Tod werde schon jetzt kommen; aber die kraftvolle Natur des Mannes besiegte ihn noch einmal; weiter sprach Andreas Kritzmann:

„Zu der Jugend will ich sprechen; und so Markus Horn ein Mann sein will, wie er es immer war, so will ihn der Schütz vom Jakobsthurm einsetzen zum Vollstrecker seines letzten Willens. So will ihm der, so hier in Magdeburg heißet Andreas Kritzmann, in die Hand geben den Lieutenant Adam Xaver Schwartze aus Bamberg, daß er ihn verfolge bis in den Tod auf allen vier Straßen der Welt, wie ihn verfolgt hat der, so sich Andreas Kritzmann nennen lässet."

Markus Horn umfaßte krampfhaft den Griff seines Schwertes und lauschte mit fliegendem Athem den Worten des Schützen. Alle Andern standen in stummem Bangen, und Regina trocknete mit ihrem weißen Tüchlein dem Wunden den kalten Schweiß von der Stirn.

„Danke, Jungfräulein," stöhnte der Meister Andreas. „Schon um Euretwillen, Jungfrau, wird Markus Horn mein Vermächtniß annehmen und zu Ende führen, was mir der Tod versagte, zu End' zu bringen. Höret auch Ihr Alten, Bürger, Geistliche, Rathleute; hütet Eure Stadt wohl vor diesem Euren Lieutenant Adam Schwartze! Bis jetzt hat der Schütz von Sanct Jakob dafür gesorgt, daß kein Schaden Euch geschehe durch Adam Schwartze; — in einer Stund' aber werden des Schützen scharfe Augen geschlossen für immer; nun habt selber scharfe Wacht."

„Redet, redet, Meister Kritzmann, — da Ihr Euch so nennen lasset — da Ihr wußtet, daß der Lieutenant ein Verräther sei, weshalb habt Ihr, der Ihr sonst so gut für die Stadt wirktet, weshalb habt Ihr nicht früher gesprochen?"

„Ein Anderer hätte mir die Rache entziehen können," keuchte der Schütz. „Selbst wollt' ich der Richter sein über Adam Schwartze; wollt' ihn den Tod tropfenweis schlürfen lassen; stückweis wollt' ich seinen Geist vernichten und ihm die Seele tödten, ehe ich ihm den Körper zerschmetterte. Was war mir Eure Stadt, was war mir die Sache, so Ihr vertheidiget? Als ein katholisch Kind bin ich geboren! Die Hunderte, welche von meinen Kugeln niedergestreckt wurden, liegen verscharrt, damit ich selbst nicht im Wahnsinn unterginge, damit die Zeit, die schrecklich langsame Zeit ausgefüllet würde bis zur Stunde der Rache. Hab' ich doch gemeint, ich könnt' nicht eher sterben, eh' nicht die Rach' mir gegeben sei. Wehe, wie oft hab' ich den Feind in meiner Hand gehalten, wie ein Kind einen Vogel hält, und hab' ihn nicht zerdrückt; wehe, und nun ist der Tod doch gekommen und die Rache ist nicht erfüllt; sterben muß ich und unter den Lebendigen wandelt Adam Schwartze! Markus, Markus, Markus Horn, schütze Deine Braut, räche mich, Dich, Deine Vaterstadt an dem Lieutenant Adam Schwartze; nimm meine Rache in Deine Hand; Du mußt es, Deinetwegen, Deiner Vaterstadt wegen, dieses Mädchens wegen! O hätt' ich ihn geschlagen, als ich konnte! Fluch mir, daß ich es nicht that! Fluch der Kugel, welche mich niederwarf, ehe die Rache vollendet war!"

Erschöpft sank der wunde Mann zurück. Starr und stumm standen alle Anwesenden vor diesem Ausbruch ungezügeltster Leidenschaft. Die Jungen wie die Alten schraken zurück vor dem Abgrund, der sich ihnen hier enthüllte.

Nachdem der Büchsenmeister eine geraume Weile mit geschlossenen Augen gelegen hatte, öffnete er sie wieder und wandte sich mit vollständig veränderter Stimme an Regina.

Die Leidenschaft, die wilde Wuth schien der tiefsten Gleichgiltigkeit Platz gemacht zu haben.

„Ich hab' Euch eben wohl recht erschreckt, Jungfräulein?" fragte Meister Andreas. „Ach einem Sterbenden müsset Ihr schon etwas zu Gute halten. Doch meine Augenblicke sind gezählt, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren, wenn Ihr, Markus, noch er-

fahren sollt, was Euch zu wissen nöthig ist. Tritt her, Markus Horn, tretet her, Regina Lottherin! Dem scharfen Schützen, dem Ihr auf so manchem Feld, in so mancher Schanze seit der Belagerung von Leipzig begegnet seid, dem Schützen vom Sanct Jakobsthurm war es nicht an der Wiege gesungen, daß er auf solchem Lager, an solcher Stell' einen solchen Tod sterben sollt'. Er hieß einsten anders und stolzer als er jetzo genannt wird; einen hellen Schein gab anfangs sein Leben — doch das ist jetzt Alles nichts; — lasset den Schützen vom Jakobsthurm einscharren unter dem Namen Andreas Kritzmann, Herr Pfarrer von Sanct Jakob, neben dem armen Knaben, so ihm die Kugeln reichte; in eine Grube werfet den Patricier und den Blödsinnigen; es ist Alles eins! Den Mörder des Ulm'schen Bettlerkindes aber, den Mörder der Anna Scheuerin, den Verderber und Verräther Adam Schwartze, gebet ihn den Vögeln unter'm Himmel, gebt ihn den Hunden. Mein war die Anna; — mein ihr süßer Leib, mein ihre Seele, mein ihre Locken und alle ihre Gedanken, mein das Kind, so sie trug; während mich die harten, stolzen Eltern unter falschen Vorspiegelungen fortgeschickt hatten gen Portugal, wo des Vaters Bruder ein reicher Kaufmann ist. Im fernen Land, auf dem weiten Meer sollt' ich der Scheuerin vergessen. Sehet, Regina Lottherin, und derweilen gingen daheim Vater und Mutter in die Kirchen und beteten zu allen Heiligen für den Sohn und trieben des Sohnes Braut mit ihrem Kind in's Elend. Und als Adam Schwartze gen Ulm kam um die Zeit, und in böser Gluth gegen ihres eigenen Sohnes Braut entbrannte, haben sie ihre Freude dran gehabt. In Hunger und Kummer säß die Anna Josepha mit meinem Töchterlein, und immer von Neuem drängte der Versucher und trat zuletzt vor sie mit falschen Briefen und zeigte ihr: zu Lissabon habe ihr Verlobter Hochzeit gehalten mit einer Andern. Sehet, Regina Lottherin, da ist zwar dem Adam sein Plan nicht geglückt; aber im Wahnsinn und Elend hat die Anna Josepha mein und ihr Kindelein erwürgt, und im Wahnsinn ist sie vor die Richter geführt, und im Gericht hat mein Vater mit gesessen und hat den Spruch mit gesprochen über des Sohnes Braut. Und als ich heimkam, da waren es grad' vierzehn Tag', seit meine Anna den Sack nähen mußt', in welchem sie ertränkt ward in der Donau. Und hat der Nachrichter, Meister Fritz, mir erzählet mit Thränen, wie sie gedacht habe, an ihrem Brauthemd nähe sie. Ehrwürdiger Herr von Sanct Jakob, verflucht hab' ich den Leib, der mich geboren hat, verflucht hab' ich meinen Vater, und Euer Trost ist kein Trost für mich, und noch in dieser Stund' kann ich den Eltern nicht vergeben. Markus Horn, nun wisset Ihr, warum ich den Adam in allen Landen gesuchet habe; — nun wisset Ihr, Herr Rathmann, weshalb ich Ströme von Blut vergossen hab', um die Zeit zu tödten. Nun wisset Ihr, Jungfrau Regina, weshalb ich Euch geschützet hab' gegen den Lieutenant Adam Schwartze! — Als wir während der böhmischen Wirren zum ersten Male in Prag zusammentrafen, Markus, da suchte ich den Adam Schwartze; gesucht, gesehen und wieder verloren hab' ich ihn vor Ingolstadt, gesucht hab' ich ihn vor Braunschweig, gesucht hab' ich ihn durch das ganze deutsche Land; bis ich ihn endlich, endlich fand in dieser Stadt Magdeburg. Und als ich ihn hatt', da bin ich eine Stund' lang wieder einmal ein glücklicher Mensch gewesen. Seit ich nach Lissabon und den afrikanischen Inseln fortgewesen bin, hatt' mich der Adam nicht gesehen, hat mich auch nach meiner Heimkunft nicht gesehen, sondern floh, bevor ich die Hand auf ihn legen kunnt. Und Schmerz und Sonn' und Wetter hat mir das Gesicht verändert, daß mich nunmehr meine leibliche Mutter nicht mehr erkennen wird. So hat er mich auch nicht erkannt, aber ich ihn, und wild hat mir das Herz in der Brust gejauchzet, und lange Nächte durch hab' ich wach gelegen und gesonnen, wie ich die Pein, so er mir bereitet, wett machen künnt. Hat mir der Meister Fritz zu Ulm all' sein Marterwerkzeug zeigen und deuten müssen, jedesmal wenn er mir der Scheuerin Tod von Neuem hat erzählen müssen, und all' die Schrauben, Zangen, Leitern, Rollen und Stricke haben mir Tand und Spielwerk gedäucht, und so hab' ich ein Anderes ersonnen und des Adam's Seele brechen wollen, ehe ich seinen Leib brach. Feder um Feder hab' ich seinen Flügeln ausgerissen und heut' flattert er, dem Wahnsinn halb verfallen, im Staube — greif, greif ihn, Markus Horn! Gedacht

hat die Stadt, nimmer steig' der Schütz von Sanct Jakob hernieder von seinem Thurm; aber falsch ist sie berichtet gewesen. Oft, oft ist Andreas Kritzmann in dunkler Nacht in den Gassen gewesen und hat seine Netze gelegt um den Lieutenant Schwartze und hat ihm jedesmal die Hand, so er nach einem Glück, nach einer Ehre ausstreckte, niedergeschlagen. Böse Geister und Mahnungen hat er geschickt, den Adam zu schrecken und zu ängsten. Auf jedem Schritt und Tritt hat der Mörder das Verderben vor sich und hinter sich gesehen und athemlos hat er kämpfen müssen gegen Schatten und Larven. Jungfrau Regina, nicht nur Dich, sondern auch diese ganze, große lutherische Stadt hat der Schütz vom Jakobsthurm durch seinen Haß mehr als einmal errettet vor Falschheit und kühnem Griff. Da, nehmt, Herr Rathmann, hier ein Brief an den Markgrafen Albrecht von Kulmbach; hier ein Schreiben an den Kurfürsten Moritz. Kennt Ihr die Handschrift? Fürchtet Euch nicht vor den Blutflecken auf dem Papier! Hier, noch ein fein Schreiben an den Kurfürsten! Das scharfe Auge, das auf Sanct Jakob wachte, hat gut gewacht. Ihr Männer von Magdeburg, höret meine Worte und merket: in einer Stund' wird das scharfe Auge auf Sanct Jakob geschlossen sein, aber Adam Schwartze wird noch leben! Ihr Männer von Magdeburg, in Eure Hände gebe ich den Lieutenant Adam Schwartze; bei Allem, was Ihr liebt und was Ihr glaubet, zwanzigfach hat dieser Stadt Lieutenant Adam Schwartze den Tod des Verräthers um diese Stadt verdient. Wehe mir, daß ich gezögert habe, zu schlagen, als ich es konnt', wehe Euch, so Ihr zögern werdet, das zu thun, was ich nicht mehr thun kann. Was ich zu sagen hatte, hab' ich gesagt; nun gehet und lasset den Schützen Andreas Kritzmann vom Jakobsthurm allein mit sich. Niemand kann dem armen Andreas helfen; — auch Du nicht, Du holdes Jungfräulein, Du nicht mit Deinen weinenden Augen. Führt sie fort, Markus, und dankt mir nicht meine Sorge um sie; — die Anna Josepha von Ulm hatte solche Augen und solch' Haar, um der Anna Josepha wegen hab' ich Sorge um sie getragen. Was wollt Ihr mit Eurem Dank, Herr Rathmann? Was wollt Ihr mit Eurem schwarzen Buch und Eurer Hölle, Herr Pfarrer? Auf Erden ist die Hölle, in meiner Brust ist der Teufel. Lasset mich, lasset mich! Allein mit der Scheuerin will ich sein, allein will ich sterben. Vor Gottes Richterstuhl will ich den Adam Schwartze erwarten. Sendet ihn mir nach — sendet ihn — weh, weh, fertig ist der schwarze Sack, über's Haupt fällt er mir — blutig, dunkel, dunkel — — die Wasser — schlagen — zusam — die Donau — über der Scheuerin — dort, dort, Henker — weh, Anna! Anna! Helft der armen Anna — Fluch dem —"

Der Sterbende konnte seinen letzten Fluch nicht mehr vollenden; er sank zurück; wieder trat ihm der blutige Schaum auf die Lippen. Nach einem Krampf von fünf Minuten war der gewaltige, todbringende Schütz vom Thurm Sanct Jakob selbst dem Tode verfallen.

Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!

Wer könnte schildern, mit welchen Gefühlen die vier Männer und die Jungfrau an dem blutigen Lager des gestorbenen Mannes standen. Niemand war fähig, ein Wort hervorzubringen, es war, als ob Allen die Luft zum Athmen mangele. Der Buchdrucker zitterte an allen Gliedern, der Prediger hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt; bewegungslos stand der Rathmann, die verrätherischen Briefe des Lieutenants Adam Schwartze in den Händen haltend, und sah es nicht, daß Regina Lottherin an die Brust des Sohnes gesunken war.

Erst nach einigen Minuten hatte sich Ehrn Johannes Stengel soweit gefaßt, daß er zum Gebet niederknien konnte. Alle folgten seinem Beispiel.

Mit der Bibel auf den Knien blieb der Pfarrherr dann allein neben der Leiche zurück, während die Andern die Wendeltreppe wieder herabstiegen. Ein rother Nebel lag ihnen Allen vor den Augen, als sie wieder auf dem Kirchplatz standen; ihre Knie zitterten; es zitterte die Stimme des Buchdruckers Michael Lotther, als er den Küster von Sanct Jakob zu Ehrn Stengel auf den Thurm sandte; es zitterte die Stimme des Rottmeisters Horn, als er einige Knechte,

die ihm in den Weg kamen, ebenfalls dahin schickte, damit sie hülfen, die Leiche des Büchsenschützen herabzutragen vom Thurm des heiligen Jakob.

Auf dem Breiten Wege jauchzte noch immer das Volk über den Sieg des Morgens; trunkene Landsknechte zogen jubilirend in Schwärmen einher, und nahmen, einander unter den Armen haltend, oft die halbe Breite der Gasse ein. Prahlend und patzig stolzirten sie einher, und manch' ein ehrbarer Bürger, der ihnen nicht früh genug aus dem Wege ging, flog unter tüchtigen Püffen zur Seite. Es waren meist Leute des Hauptmanns Springer, welche sich so ungeberdig betrugen; aber Niemand achtete in der öffentlichen Freude des Sieges sehr darauf, und wenn man darauf achtete, so hielt man es für Ausschreitungen des Rausches und des Augenblicks und lachte die Klagenden aus. Ein scharfes Auge erblickte aber auch unter dem Kriegsvolk in den Gassen manch' wilden Kerl, der nicht trunken war und doch noch roher und gewaltthätiger als sonst wohl gegen die Bürger auftrat. Finstere Gruppen bildeten sich hier und da, und an einer Straßenecke fluchte und wetterte ein Doppelsöldner aus Hans Springer's Fähnlein hoch und laut: ungerecht, ungeneigt und ungetreu verfahre der Rath sammt dem Kriegsobersten gegen einen Theil der städtischen Armada und setze ihn zurück gegen einen andern Theil. Wo Ehre und Beut' und Ruhm zu gewinnen sei, da müßten die Springer'schen nachstehen, müßten daheim die Mauer hüten, während die Andern zu Ottersleben die Ritter fingen. Grad' so sei es heut' auch wieder gangen, und der Teufel solle ihn — den Redner — holen, wenn das ein ehrlicher Kerl länger aushalte, als er müsse.

Eine eigenthümliche Stimmung hatte sich über unseres Herrn Gottes Canzlei verbreitet, und Murren und Jubel mischten sich seltsam ineinander. Die vier Leute aber, welche vom Sanct Jakobsthurme niederstiegen und nach der Schöneneckstraße schritten, hatten bis jetzt wenig Acht darauf; der Tumult in ihrem Innern war noch zu groß, als daß sie den Tumult der Außenwelt jetzt schon wie gewöhnlich verstehen konnten.

Das sechzehnte Capitel.

Wie Markus Horn schweift durch die Gassen
Und Adam Schwartze nicht kann fassen;
Der letzte Richter wird sich zeigen,
Dem muß das höchste Haupt sich neigen.

Zum ersten Male im Laufe dieser Erzählung führen wir den Leser in das Quartier, welches der Rottmeister Markus Horn während seiner Ausweisung aus dem Vaterhaus in der Alten Stadt Magdeburg auf der Heiligengeiststraße inne hatte, und wo ihm der kleine Pfeifer Fränzel Rothnagel all' die Dienste leistete, welche von einem solchen Springinsfeld zu erwarten waren. Von Bequemlichkeiten war in diesem Soldatenlosament wenig oder gar nichts zu bemerken. Ein hölzerner Tisch und einige Schemel nebst einem ureinfachen Lager bildeten die ganze Ausstattung. Waffen und Kleidungsstücke hingen in buntem Gemisch an den kahlen, weißgetünchten Wänden. Mehr als eine der winzigen runden Fensterscheiben war zerbrochen, und die Lücke durch einen Lumpen verstopft. Fränzel Rothnagel schlief auf einem Strohsack in der Ecke, wenn er nicht in der Wachtstub' oder auf dem Walle schlief.

Es war die vierte Nachmittagsstunde des achtzehnten März, und einen Harnisch mit Rothstein und einem wollenen Lappen putzend, kauerte das Pfeiferlein in der Fensterbank und pfiff das Lied vom Kaiser Karl dem „Butzemann" zu seiner Arbeit; hielt Zwiesprache mit den Jungen in der Gasse und erwartete, auf diese Weise nützlich und angenehm beschäftigt, seinen Herrn. Gewöhnlich pflegte der Rottmeister um diese Zeit heimzukehren; aber diesmal zögerte er ungewöhnlich lange.

„Der schleicht wieder wie ein Kater um sein Mädel," brummte das schlaue Fränzel. „O je, o je, ich sollt' mein Herre sein, ich wollt' dem Ding' ein' ander' Farb' geben! Hat doch zu viele Gelahrsamkeit im Leib', mein Herr; will'n Kriegsmann sein un is 'n Magister; o je! o je! . . . Wart', Du Hund da unten, willst Du mit Dreck schmeißen, Du Lump?! Ich will Dich!"

Von seinem Sitz sprang der Pfeifer auf, warf den Harnisch fort, riß eine Hakenbüchse von der Wand, hielt die Lunte einen Augenblick in den Ofen, wo noch einige Kohlen glimmten und zielte in heller Wuth auf den neckenden Bekannten in der Gasse,

der jedenfalls verloren gewesen wäre, wenn nicht eine kräftige Hand dem wüthenden Fränzel die Büchse fortgerissen hätte.

„Du kleiner Satan,“ schrie der Fähnrich Christof Alemann. „Was fällt Dir bei, Du Teufelsbub; — wahrhaftig, das Rohr ist geladen! Wart', Du Schlingel, da, da, da, nimm das, Du Hallunk'. Von Wall und Mauer magst Du so viel schießen wie Du willst, aber hier in den Gassen untersteh's! So, — noch einen zu guter Letzt, und nun gib Bescheid, wo ist Dein Herr?“

Der durch die hageldicht regnenden Hiebe halb betäubte Bube bedurfte erst einiger Augenblicke der Sammlung, ehe er dem Fähnrich Antwort geben konnte.

„So, wenn Du meinst, daß der Rottmeister bald heimkommt, will ich ihn hier erwarten. Da, nimm Geld, lauf hinüber in den goldnen Pfau und hol' Bier — Merseburger, hörst Du. Vorwärts, soll ich Dir Beine machen?“

So schnell als ihn seine Füße tragen wollten, stürzte Fränzel Rothnagel fort; der Fähnrich warf sein Barett auf den Tisch und fing an, mit großen Schritten auf- und abzugehen, daß der im Erdgeschoß wohnende Schneider bei jedem Tritt der schweren Reiterstiefel hoch aufhüpfte auf seinem Arbeitstische. Herr Christof Alemann befand sich in einer sehr aufgeregten, ungeduldigen Stimmung. Etwas ruhiger wurde er erst, als der Pfeifer mit dem Henkelkrug kam, und mehrere Gläser des schäumenden Getränkes hinuntergegossen waren.

„Ah!“ seufzte der Fähnrich aus voller Seele. „Da, Bub', sauf auch einmal, und nimm die Ablederung von vorhin nicht allzusehr zu Herzen. 'S war gern geschehen!“

„Euer Wohl, Herr Fähnrich!“ sprach ehrbar Meister Fränzel Rothnagel. „Ich weiß ja wohl, daß Ihr's nicht übel meinet. Aber lasset Euch nur nicht, ohne wüthend zu werden, so von Eurem Zorn hinreißen; 's ist nicht hübsch von Euch.“

„Sollst Urlaub haben, Bengel!“ lachte der Fähnrich. „Auf die Gasse mit Dir! Bläu' durch den Taugenichts, der Dich warf. Fällt die Spieße — Sturm, Sturm! Trarara!“

„O je, Matz Kiebitz, jetzt gib Acht und wahr' Dich!“ schrie das entzückte Pfeiferlein, und polterte Hals über Kopf, bewaffnet mit einem schreckhaften Knüppel, die Trepp' hinab; eine grausame Schlacht begann in der Gasse und gewährte dem Fähnrich bis zur Ankunft des Rottmeisters eine angenehme Zerstreuung. Als Markus Horn in die Heiligegeiststraße einbog, wurde Matz Kiebitz eben mit der Nase in den Rinnstein, aus welchem er seine Munition entnommen hatte, niedergedrückt, und empor sprang Fränzel und eilte seinem Herrn entgegen, ihm zu melden: der Fähnrich Herr Alemann erwarte den Herrn Rottmeister im Quartier.

Schnellen Schrittes eilte Markus weiter und trat dem Fähnrich mit dem Ruf entgegen:

„Gottlob, Christof, daß ich Dich finde. Ich war schon in Deinem Haus! Laß uns zusammenhalten, Christof, fest zusammen. O wenn Du eine Ahnung hättest von dem, was geschehen kann, ehe man eine Hand umkehrt. O wüßtest Du, was ich heute vernommen habe! 'S ist mir, als braucht' ich hundert Jahre, es auszusagen.“

„Es ist ein Gewitter in der Luft, das weiß ich,“ sprach Christof Alemann. „Und mein Oheim, Herr Ebeling, will nicht sehen und hören, lacht und meint: solch' Geschwätz in den Gassen und Gemurr und Zusammenschleichen in den Quartieren sei schon öfters dagewesen und werd' nichts auf sich haben. Aber 's ist diesmal doch anders; — die alten Grauköpfe werden an dem Wetter so lange zweifeln, bis es ihnen die Schornsteine und Dächer auf die Platten wirft. Und das Schlimmst' ist, daß man wohl sagen könnt', wer hinter all' dem dunkeln Wesen steckt und hetzt und treibt, und doch es nicht sagen darf.“

„O horch nur, horch, Christof. Nicht Alles kannst Du wissen; aber ich will's Dir künden!“ rief der Rottmeister, des Freundes Hände ergreifend.

„Du zitterst ja, Markus?! Um Gotteswillen, was ist geschehen, was ist Dir begegnet?“

Mit hastigen, abgebrochenen Worten erzählte nun Markus Horn dem Freunde die Begebnisse des Tages; theilte ihm mit, was mit Adam Schwartze im Hause des Rathmanns vorgegangen war, berichtete, was auf dem Jakobsthurm sich ereignet hatte, und was daselbst gesprochen worden war.

Mit kaum zu bändigender Aufregung lauschte der Fähnrich, und als der Erzähler

endigte, sprang er jach empor, nach dem Barett greifend:

„Was zaudern wir, Markus? Fort, fort; hinaus auf die Jagd nach dem Verräther! O wie ich diesen Burschen, diesen Adam Schwartze von je gehasset habe. Wie ich ihn gehasset habe mit seinem Lächeln und Flüstern und halben Worten! Auf ihn, nieder mit ihm! O wackerer, treuer, lieber Schütz von Sanct Jakob, gerächt sollst Du werden, ich schwör's bei Allem, was ich selbsten lieb habe!"

„Amen!" sprach feierlich Markus Horn, hielt aber den Fähnrich an der Thür zurück. „Wohin willst Du, Christof? Was wir thun wollen, müssen wir mit Bedacht thun. Seit heut' Morgen ist's, als hab' die Erd' diesen fränkischen Teufel verschlungen; Niemand weiß von ihm, Niemand hat ihn gesehen. Ist er vor der Stadt im Lager des Feindes? Lauert er innerhalb der Mauern in einem dunkeln Winkel auf seine Stunde? Der Kopf will mir zerspringen über allen Möglichkeiten. Und der tölpelhafte Trunkenbold, Hauptmann Springer, gehet umher, thut als spräche er sein meuterisch Volk zur Ruh', und man darf ihn nicht auf den Kopf schlagen, den falschen Schalk. Wag's nur, ihm die Schuld an dem Murren und aufrührerischen Wesen aufzumutzen; in Eisen kann er Dich werfen lassen, und weder Bürgermeister noch Rath wird dazwischen springen können. O sie sind so fein, die Elenden. 'S liegt in der Luft, wer kann dazu, daß das Volk unruhig ist? werden sie sagen und seufzen und die Achseln zucken. — Wie sollen wir den Adam Schwartze greifen? Auftauchen und erscheinen wird er erst dann wieder, wenn das Wetter losgebrochen ist. Da wird er zur rechten Zeit blutig und feurig aus dem Boden steigen, und Alles, was wir wissen, was wir wider ihn vermögen, wird helfen wie eine Gerte gegen einen gepanzerten Mann. Horch nur, horch, ist das ein Lied, was heut' in dieser Stadt Magdeburg gesungen werden dürft'?"

Durch die Heiligegeiststraße zog, vollständig bewaffnet, ein großer Schwarm Springer'scher Knechte und sang oder brüllte vielmehr aus vollem Halse:

„Gott helf' dem Rautenkränzelein,
Welch's lang' hat mußt verdunkelt sein,
Daß es werd' neu gewunden;
Moritz, Herzog zu Sachsenland,
Zu seiner Ehr' mag kommen,
Ja kommen!"

„Verrath! Verrath! Klarer, offenkundiger Verrath!" schrie Christof Alemann außer sich. „Verrath! Gott schütze die Stadt! Laß mich frei, Markus — Verrath, Verrath!"

Los riß er sich, und das Schwert aus der Scheide ziehend, stürzte er in die Gasse hinab, wo schon drohende Volkshaufen die Lobsinger des Kurfürsten umgaben und begleiteten. Der trotzigen Rotte in den Weg warf sich der wüthende Fähnrich und schlug den Ersten, der ihm in den Weg kam, mit der geballten Faust in das Gesicht, daß er drei Schritte zurücktaumelte:

„Was soll das Lied, Ihr Schalksgezücht'? Seid Ihr Knechte dieser Stadt Magdeburg und brüllt in solchem Ton durch die Gassen?! In Eure Quartiere, Ihr Meuterer und Meineidigen!"

„Recht, recht, Herr Fähnrich! Recht, recht, Herr Alemann, Herr Christof!" rief das Volk. „Sagt's den Hunden, Herr Christof Alemann; — was haben sie uns vom Moritz vorzuplärren!"

„Stehet aus dem Wege, Fähnrich!" schrie Einer aus dem Haufen der Söldner. „Wir sein des Hauptmanns Hansen Springer's freie Knecht' und lassen uns nichts gefallen von solch' einem Fäntchen wie Ihr!"

Ein flacher Hieb mit dem Schwert warf den frechen Redner zu Boden; aber mit wildem Geschrei stürzten sich die Kameraden sogleich auf den Fähnrich.

„Nieder mit dem Muttersöhnchen! Nieder mit dem Jungfernknecht!"

Mit Steinen und Knitteln warf und schlug das Volk auf die Landsknechte und schrie:

„Zum Profoß, zum Profoß! An den Galgen mit den Verräthern, den Meutmachern!"

Aus seinem Quartier eilte Markus Horn, der seinen Freund in Gefahr sah, das Leben in so schimpflichem Kampf einzubüßen; aber in demselben Augenblick erschien auch glücklicherweise eine Rotte des Fullendorfers auf der Wahlstatt. Zerstreut oder niedergeworfen wurden die Springer'schen Knechte, und die Gefangenen unter Mißhandlungen und Schimpfworten des Pöbels nach der nächsten Wache geschleppt. Voll Lärm und Getümmels war die Stadt; den Fähnrich

Alemann hatte Markus aus dem Gesicht verloren; — es war vollständig Abend geworden.

Geängsteten Herzens schritt der Rottmeister weiter und traf an einer andern Ecke auf den Meister Sebastian Besselmeier, welcher mit einem andern erregten Volkshaufen einer Rede des Magisters Wilhelm, des Ecksteinpredigers, horchte.

„Hört nur, hört nur, Herr Rottmeister!" rief der Geschichtschreiber. „Wer spricht aus dem fanatischen Narren? Wer hat sich seines armen Hirnes bemächtigt, das Volk zu verwirren? 'S ist Wahnsinn, Wahnsinn; aber sehet nur, wie sie die Hälse recken. Gott schütze die Stadt; es ist ein bös —"

„Wie soll Gott die Stadt schützen, wenn solch' unberufene Mäuler, wie Eures, Meister Sebastian, in seiner begeisterten Diener und Propheten Worte waschen!" rief ein exaltirter Schuhmacher, den wackern Besselmeier mit grimmigem Blicke musternd. „Geht Eurer Wege, Mann, zu Euresgleichen redet Gott nicht durch den lieblichen Mund der Seinen."

So viel drohende Fäuste wurden gegen Meister Sebastian ausgestreckt, so viel leise gemurrte Drohworte vernahm er, daß er schweigend sich mit dem Rottmeister zurückziehen mußte.

Noch in der Ferne hörten sie die gelle Stimme des Gassenpredigers:

„Im Rath der Thoren sitzen Eure Bürgermeister und Statthalter; unter den Spöttern sitzen die Kriegsobersten; im Laodicäischen Schlamm versunken sind Eure Pfarrer. Wehe, wehe, dreimal wehe der Stadt, wo solch' ein Wesen umgehet. Horchet dem Ton der Posaunen, so geblasen werden vor den Mauern. Niederfallen werden Eure Wälle und triumphiren wird der Antichrist über die Scheinchristen. Höret den Ton der Posaune! Vor der Thür ist das Verderben, und die Obersten im Rath sitzen und schwelgen und prassen und haben nicht Acht der armen elenden Heerde, so ihnen anvertraut wurde. O ein Geschrei vom Morgen! O ein Geschrei vom Abend! O ein Geschrei über ganz Jerusalem und den Tempel! Eine elende Klage über Braut und Bräutigam! Ein Geschrei über alles Volk! Horchet dem Wort des Herrn, so ertönet durch meinen Mund. Ergreifet die Waffen — das Schwert, den Speer und den Bogen; werfet nieder die Wölf' im Schafskleide, so umgehen unter Euch; werfet nieder die, so den Herrn verspotten in seinem Diener, den Mann, so sich nennt Albrecht von Mansfeld. Reißet vom Stuhl die Gewaltigen — denn geschrieben stehet, und so spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, so sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm!"

„Und da ist Niemand, der dem Schufte das Maul verbietet!" grollte der ehrliche Meister Sebastian. „Hört, wie sie ihm Beifall schreien. Es möchte einen Stein erbarmen. Gehabt Euch wohl, Herr Rottmeister; ich will wieder nach Hause. Weiß der Himmel, zwischen seinen vier Wänden hat man keine Ruhe, die Unrast treibt Einen hinaus; in den Gassen aber und auf den Märkten da fällt Einem erst recht das Bangen auf das Herz, und im dunkelsten Keller möchte man sich verkriechen, um nur nichts mehr zu hören und zu sehen von der bösen Welt."

„Ach, Herr Besselmeier," sagte Markus, „noch viel schlimmer würde es in dieser bösen Welt aussehen, wenn alle die, welche es gut und ehrlich meinen, ihr bedrücktes Gemüth in die Einsamkeit tragen würden. Nein, nein, jetzt erst recht soll sich jeder wackere Mann bei Tag und bei Nacht auf seinem Posten finden lassen. Gehabt Euch wohl, Meister!"

„Gehabt Euch wohl und — Gott schütze die Stadt!"

„Gott schütze die Stadt!"

Fürder wandelte Markus Horn ruhelos durch die Gassen seiner Vaterstadt, und je dunkler die Nacht herabsank, desto dunkler wurde es auch in seinem Geiste. So lange die Sonne schien, so lange es Tag war, hatten sich seine Gedanken, so bange und schwer sie waren, von den mancherlei Gegenständen des Lebens abgezogen, hierhin und dahin zerstreut; jetzt richteten sie sich alle wieder auf denselben Punkt, auf den Tod des Schützen vom Sanct Jakobsthurm und alles das, was damit zusammenhing. So verlor er sich schier in der blutigen Finsterniß, in welcher er den Adam Schwartze, der auch seinem Glück Verderben gedroht hatte und noch drohte, suchte. Er zermarterte sein Gehirn mit der Frage, was zu beginnen sei, die im Finstern kriechende Schlange zu fassen. Es war eine schreckliche Rathlosigkeit. Mit blankem Schwert,

in voller Rüstung hätt' er Wacht halten mögen vor der Thür Regina's, vor dem Elternhaus; aber die Angst verhinderte ihn daran, die Angst, dem unheimlichen Feind anderwärts freien Spielraum zu gönnen, die Begier, ihn aufzusuchen, ihn zu verfolgen und wenn auch bis in die Eingeweide der Erde.

So irrte Markus Horn von Gasse zu Gasse; aus dem Pfarrspiel zum Heiligen Geist hinüber zur Ulrichspfarre, von dort nach Sanct Katharinen.

Auf dem Breiten Wege neben den Barfüßern hing eine Laterne über einer Kneipenthür, und ein Heraustretender sagte:

„War das nicht mein Rottmeister Horn, mein Magisterchen, das da eben vorbeiging? Ein tapferer Mann, hat sich wohlverdient gemacht um die Stadt heut' Morgen, und ich sag' Euch, Gesellen, schon um dieses Mannes wegen laß ich nicht von der Stadt."

Eine von der andern Seite kommende verhüllte weibliche Gestalt horchte auf, als sie den Namen Horn vernahm:

„Wo geht der Rottmeister Horn?" flüsterte sie.

„Dort, mein Liebchen," lachte der Mann. „Aber gebt Euch keine Mühe, mein Herzchen, der Markus Horn ist ein Narr und weiß so eines hübschen Kindes Gütigkeit gar nicht zu schätzen — na, na, muß es denn grad' der Rottmeister Horn sein?"

Schon war die Vermummte eilig weiter geschritten, und der Spaßvogel, Meister Jochen Lorleberg, rief etwas zurück in die Schenke, welches allgemeines Gelächter erregte.

Einige hundert Schritte weiter ab fühlte Markus Horn plötzlich seinen Arm berührt, und eine Frauenstimme flüsterte:

„Ihr sucht den Lieutenant Adam Schwartze, Herr Rottmeister?"

Auffuhr Markus aus seinen Träumen, als hab' ihn der Blitz getroffen; er griff nach der Hand, die seinen Aermel gefaßt hatte, und preßte sie, daß die Fragerin einen Schmerzensruf ausstieß.

„Wer seid Ihr? Was wisset Ihr von dem Adam? Bei Allem, was Euch theuer ist, antwortet, antwortet! Wo find' ich den Lieutenant Adam Schwartze?"

„Lasset nur meine Hand los; sie steckt nicht im Panzerhandschuh. Wo der Lieutenant Schwartze zu finden ist, weiß ich, und will's Euch künden, aber nicht hier in der Gasse. Wollt Ihr mir folgen, Herr Markus Horn?"

„Schreite voran, wer Du auch seist, ich folge Dir; führe mich, führe mich!"

„So kommt!" sprach die Verhüllte, und schritt schnell den Breiten Weg wieder hinab auf Sanct Bartholomäus zu; hier bog sie, nahe dem Kloster, nach rechts ein, durchkreuzte einige dunkle Gassen und hielt an vor einem Gebäude, vor welchem ein Landsknecht Wacht hielt.

„In des Springer's Quartier führt Ihr mich?" fragte Markus verwundert und zweifelnd.

„Fürchtet Ihr, mir zu folgen, so bleibt zurück und sucht den Liebhaber der schönen Regina Lottherin selbst," sprach die Verhüllte mit kurzem Lachen.

„Geh' voran, geh' voran, ich folge," knirschte der Rottmeister.

Einen Augenblick später warf im Losament des Hauptmanns Hans Springer, in dem Gemach, welches wir bereits kennen und worin die Hängelampe schon brannte, die Vermummte den dunkeln Mantel ab, nahm die wälsche schwarze Halbmaske vom Gesicht, und Markus Horn fand sich der Frau Johanna gegenüber.

Nachlässig sank des Hauptmanns schöne Geliebte in den nächsten Sessel und seufzte, wie Jemand, der nach großen Mühseligkeiten sich wieder in seiner gewohnten Bequemlichkeit findet.

„Nehmt Platz, Herr Rottmeister," sprach sie. „Der, um welchen es sich handelt, ist's wirklich nicht werth, daß man sich eine Mühe seinethalben macht."

„O spannt mich nicht auf die Folter," rief Markus. „Redet, was könnet — wollet Ihr — Ihr mir von dem Lieutenant Schwartze sagen. O übet Barmherzigkeit und redet!"

„Barmherzigkeit?!" flüsterte die Frau, und schoß einen Blitz aus den wunderlichen Augen. „Ach, ach, reden wir nicht davon, 's ist ein thöricht Wort — Barmherzigkeit! Reden wir vom Lieutenant Adam, das ist ein besser Thema. Ihr verwundert Euch wohl recht, daß ich — ich den Mann Euch in die Hände geben will?"

Markus zitterte vor Ungeduld.

„Sehet, Herr Rottmeister, es geschiehet auch um Euretwillen nicht, auch nicht der süßen kleinen Regina wegen. Dem todten

Mann auf Sanct Jakobsthurm zu lieb verräth des Hauptmanns Springer — Beiläuferin den Adam Schwartze! .... Merket es wohl, Herr Rottmeister, nimmer hab' ich den Mann von Sanct Jakob, den großen Schützen, gesehen, nimmer ein Wort mit ihm gewechselt, und doch — nur seinetwegen sollt Ihr den Adam haben! Was heute auf Sanct Jakob geredet wurde, was der Schütz erzählte und wie er starb, weiß ich. Nun, nun, erstaunet nicht, es ist ja ein Pfaff dabei gewesen, und die Frau Johanna ist ein Weib, welches gewöhnlich erfährt, was es wissen will. Obgleich Johanna den Schützen nicht kannte, hat sie geweint um ihn, und sie dachte doch, daß sie nimmermehr noch eine Thräne finden könnte. Um den todten, unbekannten Schützen von Sanct Jakob schleudere ich diesen erbärmlichen Feigling, diesen Adam Schwartze weg, wie diesen Handschuh."

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck gleichgiltigster Verachtung im Gesicht, zog sie den erwähnten Gegenstand ab von der kleinen Hand und warf ihn in die Kohlen des Kamins, wo er prasselnd sich krümmte, bis die Gluth ihn verzehrt hatte.

„Wie klein war ich doch," fuhr sie fort, „wie klein war ich, als ich durch diesen Menschen Rache zu nehmen suchte an denen, die mich wissentlich oder unwissentlich beleidigten, an dieser Stadt, an der Menschheit. Durch diesen Menschen, welcher selbst vergeht vor dem ersten Anhauch der rechten Rache, gleich einem welken Blatt im Anlecken des Feuers! Und wenn ich diese ganze große Stadt in Blut und Flammen begrübe, das entwürdigte, verspottete, verachtete Weib in mir könnte weniger Triumph schreien, als wenn ich den einstigen Bundesgenossen und Vertrauten, diesen Adam Schwartze, den der Schütz von Sanct Jakob verfolgte, denen ausliefere, so des todten Schützen Werk und Rache vollenden müssen."

„Sprecht, sprecht, wo ist er zu finden?" rief Markus Horn. „O bedenkt, jeder Augenblick ist so kostbar jetzt."

Aber die Frau Johanna blickte starr vor sich hin, wie in eine weite Ferne.

„O Du todter Mann auf Sanct Jakob," sagte sie, „Du Gewaltiger in der Liebe und in dem Haß. Lebtest Du noch, ich wollte Dir folgen, wie eine treue Hündin, und wenn Du auch nie ein Wort zu mir sprächest, folgen wollt' ich Dir um Deiner Liebe zu jenem unbekannten Mädchen willen; dienen wollt' ich Dir, wie die demüthigste Sclavin, weil Du haßtest, wie Du liebtest. Ist es nicht gleich einer Offenbarung über mich kommen! Auf, auf, Herr Rottmeister Horn, auf, auf, und los auf den falschen Verräther Adam Schwartze. Legt ihn nieder in den Staub; ich geb' ihn Euch, daß der Todte auf Sanct Jakobsthurm Ruhe hab' in seinem dunkeln Grabe. Dem Todten zu Ehren sollt Ihr den Lieutenant erschlagen dürfen. Auf, auf mit Waffen und Männern, auf gegen den armseligen Narren Adam Schwartze!"

„Sagt, wo ich ihn finde, und wenn ich auch Eure Worte nur halb begreife, das faß' ich, daß Ihr einst schwer gekränket, nun in blutigem Groll gegen alle Welt aus dem Staub aufschaut, und — ein unglückselig, verloren Weib — Trost und Genügen allein bei dem sucht, was schrecklich ist, und was Andere nur mit Grauen und Zittern sehen und hören. Sagt mir, wo ich den Adam finde; wahrlich, wahrlich, aus jeder andern Hand nähm' ich ihn lieber, als aus der Eurigen!"

Die Frau Johanna lachte gell und schneidend:

„Thor, Thor, wenn ich Dich nun gehen ließe, ohne gesprochen zu haben? Wenn ich nun sagte: geh' und such' selbst?! Was dann, mein stolzer Gesell? Die Augenblicke sind wohl köstlich! Wenn ich nun schwiege, Herr Rottmeister Horn?!"

Einen kurzen Augenblick sah Markus in die Augen des Weibes; ein geheimer Schauer ging ihm durch die Seele; er drückte das Barett in die Stirn und wandte sich gegen die Thür.

Sprachlos blickte ihm die Frau Johanna nach. Sie machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten; aber sie ließ die ausgestreckte Hand wieder sinken. Auf der Treppe schien es Markus noch, als würde sein Name von einer Frauenstimme gerufen; aber er hielt nicht an. In der Gasse stand er wieder, so rathlos als je; aber er murmelte:

„Gott schütze mich vor solch einer Genossin bei irgend einem Werk. Welch ein Weib! Welch ein schrecklich Weib! Schütze Gott Jedermann vor solchen Augen!"

Mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es jetzt den jungen Rottmeister nach der Schöneneckstraße. Es war ihm, als könne

er nirgends mehr frei athmen als dort, wo die süße, unschuldige Geliebte, wo die alten, frommen Eltern wohnten, die ganze übrige Stadt schien ihm mit einer Atmosphäre von Feuer erfüllt zu sein. Es war ungefähr elf Uhr; am westlichen Himmel flimmerten einige einzelne Sterne über den schwarzen Giebeln und Dächern, von Osten her aufsteigend, hatte ein dunkles Gewölk das Firmament überzogen. Von einer unendlich weichen Stimmung fühlte sich Markus Horn, der in seinem jungen Leben so viel Hartes und Wildes erlebt hatte und selbst so hart und wild gewesen war, überkommen. Die beiden Nachbarhäuser, in welchen sich seine Jugend friedlich abgesponnen hatte, lagen dunkel und still da. Nur in dem Gemach des Vaters schimmerte noch die Lampe.

Traurig blickte Markus empor zu dem Licht.

„Wenn er doch wüßte, wie es in mir ausschaut," dachte er. „O, zuweilen wär's doch recht gut, wenn man einander gegenseitig in die Herzen blicken könnte. Oft ist's aber auch nicht nöthig und man weiß doch schon, was das Andere denkt. Was auch kommen mag, Regina, Regina, mein bist Du in alle Ewigkeit! Dich kann ich nimmermehr verlieren. Zusammengewachsen sind unsere Herzen, und Niemand soll sie trennen in Zeit und Ewigkeit."

Gegen das Haus des Buchdruckers Michael Lotther hatte er sich gewandt und trat einige Schritte auf es zu. Da stieß sein Fuß in der Dunkelheit auf einen im Wege liegenden Gegenstand, und als er sich danach niederbeugte, griff seine Hand an einen menschlichen Körper, welcher, wie es schien, leblos auf den kalten Steinen ausgestreckt lag.

„Halloh, was ist das? Wen haben wir hier, einen Leichnam oder einen Trunkenen, so den Weg nach Haus nicht finden kann?"

Ein Leichnam oder ein Trunkenbold war im Jahre Fünfzehnhunderteinundfünfzig grade nichts Seltenes in den Gassen von Magdeburg, und so hätte Markus Horn bei der Dunkelheit sich jedenfalls nicht weiter um den Liegenden bekümmert, wenn nicht grade jetzt vom Ulrichsthor her eine von der Wacht abgelöste Abtheilung Knechte unter Fackellicht herangerückt wäre. In demselben Augenblick erhob sich der Liegende mit einem schweren Seufzer und stand schwankend auf den Füßen. Der Fackelträger der marschirenden Rotte schritt in demselben Augenblick grade auf den Rottmeister und den Unbekannten zu und hob den Brand, um Beiden bei seinem Schein in's Gesicht sehen zu können. In's Gesicht blickte auch Markus Horn mit einem wilden Aufschrei dem Lieutenant Adam Schwartze! . . .

Adam Schwartze war's, der bewußtlos vor dem Hause des Buchdruckers Lotther lag, und selbst Markus Horn in seiner Wuth erschrak vor dem Gesicht, in welches er beim rothen Licht der flackernden Fackel blickte. Doch dauerte dieser Schreck nicht lange; im nächsten Augenblick stürzte er mit blankem Schwert auf den gehaßten Feind und Nebenbuhler, auf den gefürchteten Verräther seiner Heimathstadt los.

„Hab' ich Dich — Dich, Dich!" schrie er. „Vertheidige Dein elend' Leben; zieh', oder ich stoße Dich nieder wie einen tollen Hund. Im Namen des Schützen von Sanct Jakob, zum Kampf fordere ich Dich auf dieser Stelle, so Dein Fuß nimmermehr betreten soll, Du falschherziger Schalk!"

Adam Schwartze zog aber sein Schwert nicht, er sah den Rottmeister an, als habe er nicht das geringste Verständniß von den Worten desselben. Herandrängten sich die Landsknechte.

„Hoho, wer ist's, der sich hier den Hals abschneiden will? Sollen wir leuchten, Ihr Herren? Lustig, lustig, wenn Ihr heut' Abend Polterabend feiert, so machen wir vielleicht morgen Hochzeit!"

„Das ist ja der Rottmeister Horn von den Kindelbrück'schen!" schrie einer aus dem Haufen. „Sehet erst zu, wem er an die Kehle will, ehe Ihr ihm freien Raum laßt. Hier, leuchte her, Bros Weisheit!"

Ambrosius Weisheit senkte seine Fackel gegen Adam Schwartze.

„'S ist ja unser Leutenambt!" schrie er. „Christus, wie sieht er aber aus. Potz Blitz und Donner, er scheint nicht bei sich zu sein. Was haltet Ihr, Gesellen, sollen wir sie ihr Spiel treiben lassen?"

Die freche Rede des Burschen steigerte die Wuth des Rottmeisters auf's Höchste.

„Was erkühnt Ihr Euch?" schrie er. „Aus dem Wege, sag' ich; oder der Profoß wird morgen ein Wort zu Euch sprechen."

„Hoho," schrie Ambrosius wieder, „hütet Euch nur selbst vor dem Profoß. Was

geschiehet dem, so von der Schaarwacht mit blanker Waff' ergriffen wird im Angriff auf einen Andern? He, Weibel, sagt's doch dem Herrn, was darüber im Artikelbrief stehet. Uebrigens haben wir Springer'schen mit Euch Kindelbrückern nichts zu schaffen; gehet Eurer Wege, aber lasset auch unsern Leutenambt ungeschoren. Ihr sehet, er will nicht mit Euch fechten — hat zu viel getrunken oder ist ihm sonsten was passiret."

„Im Namen der Stadt, ich fordere Euch auf, mir Hilfe zu leisten bei der Verhaftung dieses Mannes, Adam Schwartze genannt, angeklagt auf Hochverrath und Mord!"

„Halloh?!" schrien die Knechte. „Was ist das? Hoho, habet uns nicht zum Narren, Herr Rottmeister. Zeiget den Befehl! Oho, ohne den geschriebenen Befehl lassen wir unsern Leutenambt nicht in der Hand eines Kindelbrück'schen. Faßt den Leutenambt unter den Arm! Zurück da, Herr Rottmeister; wir wollen nichts mit Euch zu schaffen haben!"

Und wie auf ein gegebenes Wort stimmte die ganze Rotte an:

„Den Herzog Moritz lobt mein Mund,
Er kommt wohl auf die selbig' Stund
Mit seinem reisigen Zeuge
Und bringt auch viel der Landsknecht' mit,
Ich weiß, daß ich's nicht leuge.
Ja leuge."

Speere und Büchsen wurden drohend dem andringenden Markus vorgehalten. Von dem Lärm und dem Gesang gelockt, stürzten andere Knechte und Bürger von allen Seiten heran.

„Zu Hilfe im Namen der Stadt! Nieder, nieder mit den Verräthern!" schrie der Rottmeister. Es entstand ein Kampf, in welchem es Todte und Verwundete gab, und der sich aus der Schöneneckstraße über den Breiten Weg gegen die Elbseite fortwälzte und die ganze Stadt in Aufruhr brachte. Mehr und mehr trat es klar hervor, daß sich das Kriegsvolk der Stadt in zwei große Parteien getheilt hatte, von denen die eine treu bei dem Banner mit der kranztragenden Jungfrau aushalten wollte, die andere aber je eher je lieber mit den Belagerern gemeinschaftliche Sache gemacht hätte. Griff die rechte Hand zu, so war die Canzlei des Hergotts verloren, und das Schicksal, welches die Stadt Magdeburg achtzig Jahre später zu Grunde richtete, mochte sie jetzt schon überkommen. Aber Gott schuf es, daß die Hand, welche vielleicht allein fähig war, solch böses Ende herbeizuführen, erlahmte, er wollte seine Canzlei auf Erden nicht also zu Grunde gehen lassen.

Gegen Sanct Bartholomäus wälzte sich die Gassenschlacht. Dem Rottmeister Horn hatte sich Christof Alemann angeschlossen, und manch ein guter Mann fand sich zu ihnen. Die Hauptleute ließen an den verschiedenen Sammelplätzen die Trommeln Alarm schlagen; zu ihren Sammelplätzen liefen die Bürger mit ihren Wehren. Die Bürgermeister, der Oberst Ebeling Alemann, die fremden Herren, die Geistlichen durcheilten die Gassen und riefen zum Frieden. Seltsamerweise that der Feind nichts, sich solchen Zustand der Stadt zu Nutze zu machen: er hielt sich ganz still in seinen Lagern, Schanzen und Gräben, sei's, daß er die Bedeutung des Lärms verkannte, sei's, daß ihn seine Niederlage am Morgen allzusehr herabgedrückt hatte.

Halb getragen, halb geführt, befand sich Adam Schwartze noch immer inmitten der Leute seines Fähnleins. Nach dem Zeisigbauer schleppte man ihn unter wildem Jauchzen und Johlen, und willenlos ließ er sich fortziehen. Niemals noch war ein so kräftiger heller Geist auf so schnelle und schreckliche Art gebrochen worden. Er, der das Meiste dazu gethan hatte, die Elemente zu entfesseln, hatte erst zweifeln müssen an seiner Kraft, sie nach seinem Willen zu bändigen; dann war er vor ihnen zurückgewichen, machtlos und kraftlos, und in der jetzigen Stunde schlugen die Wellen über seinem Haupt zusammen, und er war einem Schiffbrüchigen im Augenblick des Ertrinkens gleich. Den Lieutenant Adam Schwartze hatte unseres Herrgotts Canzlei nicht mehr zu fürchten.

Hätte Markus Horn ahnen können, in welchem Zustand sich sein gehaßter Feind befand, in die Scheide würde er sein Schwert gestoßen haben und den Elenden den finstern Mächten, die sich seiner bemächtigt hatten, gern und ganz überlassen haben. Aber er ahnte es nicht, und so trieb es ihn immerfort dem Unglückseligen nach, und der Widerstand, den er auf seiner Bahn fand, entflammte seinen Grimm nur noch mehr. Seine halbe Rotte hatte sich allmälig um ihn zusammengefunden; Jochen Lorleberg, Peter Rauchmaul, Bernd Kloden,

Veit Brachvogel, Alle folgten ihrem Rottmeister auf den Fersen, und das Pfeiferlein Fränzel Rothnagel fehlte nicht im Gedränge, sondern setzte auch das Seinige dran, den Leutenambt Schwartze den „Springer'schen" zu entreißen.

„Stülpt sie um! Schmeißt sie nieder! Reißt ihnen die Hosen ab! Fallt ihnen in die Bärte!" schrie man hin und zurück und ließ den Worten die entsprechenden Thaten folgen.

Wir kennen bereits das Zeisigbauer mit seiner Bewohnerschaft, wir kennen die Schenke zum lustigen Gugelfrantz. Fackeln und Waffen, welch ein Aufruhr erfüllte den verrufenen Platz und die umliegenden Gassen um die Mitternachtsstunde vom achtzehnten auf den neunzehnten März 1551!

In die Kneipe zum lustigen Gugelfrantz warf die hochgehende Fluth den Lieutenant Adam Schwartze. Besinnungslos lag er hier auf einer Bank, während seine Vertheidiger, das Haus von oben bis unten füllend, den Verfolgern das Eindrängen wehrten, und mit Steinen, Knitteln, Spießen, Schwertern, Faustkolben und andern Waffen ihr Bestes thaten. Die ruchlose weibliche Bevölkerung dieses Stadtviertels erfüllte die Luft mit solch höllischem Gekreisch, daß Einem die Ohren gellten. Das Getümmel zu erhöhen, goß sie Töpfe mit sehr fraglichem Inhalt aus den Fenstern auf die Köpfe der Streiter, unbekümmert drum, wen es treffen mochte, da sie ihre Feinde und Freunde auf beiden Seiten der kämpfenden Parteien hatte.

In diesem Lärm, diesem dämonischen Durcheinander in dem Zeisigbauer kam Markus Horn wieder zur Besinnung, fand er seine Ueberlegungskraft wieder. Er sah ein, daß er auf dem Wege war, sich einer schweren Schuld gegen die Vaterstadt schuldig zu machen. Er sah ein, daß er sich von seiner Wuth und seinem Eifer viel zu weit hatte hinreißen lassen. Ein Blick auf diese wogenden, wilden, meisterlosen Massen, auf diese Waffen und Feuerbrände rief ihm den alten Reim in's Gedächtniß zurück:

Ein Jeder Auffruhr machen kan
Und grosse Lermen fangen an,
Dieselben aber stillen fein,
Kan niemandt, dann Gott allein.

Auch der Fähnrich Christof Alemann drängte sich zu dem Rottmeister durch und schrie ihm, um sich in dem Tumult verständlich zu machen, in's Ohr:

„Was fangen wir an, Markus? Was ist zu thun? Auf diese Weise fassen wir ihn nicht, und der Teufel mag das Volk bändigen, wenn das so fortgeht."

„Wir müssen zurück!" rief der Rottmeister, auf dieselbe Weise wie der Fähnrich die Hände an den Mund haltend. „Suche das, was von Deinen Reitern sich hier umtreibt, zusammenzubringen. Ich will's mit meinen Leuten ebenso machen."

Christof Alemann nickte und traf glücklicherweise auf einen städtischen Trompeter, der sein Instrument über dem Rücken hängen hatte und, unbekümmert um das Getöse, in einem Winkel mit einer Dirne schäkerte. Die Trompete riß der Fähnrich dem Mann von der Schulter, schwang sich auf einen Haufen zusammengerollter Fässer und ließ von da herab den Sammelruf der Magdeburg'schen Reisigen erschallen. Hell klangen die schmetternden Töne über allen Lärm und jeder Schreihals hielt einen Augenblick das Maul. In demselben Moment ließ sich Markus Horn's kräftige Stimme vernehmen:

„Hie für die Stadt! Hie für die Stadt! Wer für die Stadt ist, trete hie her!"

Fränzel Rothnagel's schrille Pfeife quikte den Sammelruf der Kindelbrück'schen Knechte, und eine drängende Bewegung kam in die Haufen. Was an ehrlichem Kriegsvolk im Zeisigbauer anwesend war, folgte dem Ruf der Trompete und der Pfeife, und bald sahen sich Markus und Christof von einer tüchtigen Schaar guter Gesellen umgeben.

„Im Namen der Stadt lasset ab von den Meuterern, von den meineidigen Lumpen, so die Stadt an den Kurfürsten verkaufen wollen!" rief Markus. „Morgen wollen wir weiter sehen, für wen Gott in dieser Sach' ist."

„Nach dem Neuen Markt! Nach dem Neuen Markt!" schrie Christof Alemann. „Alle ehrlichen Leut' für die Stadt, für die Stadt!"

„Rottmeister, jetzt sind wir zusammen! Wenn wir sie jetzt noch einmal mit stürmender Hand anliefen?!" rief Bernd Kloden. „Was meinet Ihr? Ich glaub',

wir kämen jetzo 'nein und möchten ihnen ihren Leutenambt entreißen."

Noch einmal schwankte Markus; aber er widerstand der Versuchung.

„Nein, nein, Bernd," rief er, „wir ziehen zum Neuen Markt; thue Dein Möglichstes, die Genossen zusammenzuhalten. Zum Sammeln, zum Sammeln, Bürger und Landsknecht'! Hie für die Stadt! Hie für die Stadt!"

Hunderte von Stimmen antworteten dem Ruf:

„Hie für die Stadt! Hie für die Stadt!"

Von dem lustigen Gugelfrantz zurück wichen die Angreifer unter dem Hohn- und Spottgeschrei der Vertheidiger:

„Da gehen die städtischen Jungfernknechte! Vivat für den Moritz! Vivat für den Kaiser! Hoho, hoho, da gehen die Schneider und Schuster und klemmen wie die Hund' den Schwanz zwischen die Bein'. Vivat dreimal für den Mauritius von Sachsen! Vivat der Leutenambt Schwartze! Vivat Häusel Springer, der freien Knechte Patron!"

„Das Spiel ist noch nit zu End'!" schrie's aus dem zurückweichenden Haufen. „Bei Taglicht soll's weiter gespielt werden, und neben jeden Meutmacher und falschen Judas soll ein räudiger Hund an den Galgen gehängt werden."

Ein paar Hakenbüchsen feuerten die Parteien zum Beschluß des nächtlichen Kampfes noch aufeinander ab, doch ohne einander großen Schaden zuzufügen. Nach dem Neuen Markt zogen Markus und Christof mit ihren Haufen, und ebendaselbst sammelten sich alle Knechte und Reisige, welche wohlmeinend zu der Stadt Magdeburg stehen und ihren geleisteten Eidschwur halten wollten. Hier traf Markus die Bürgermeister, den Ebeling Alemann, den Hauptmann Kindelbrück und manchen Herrn vom Rath und aus der Geistlichkeit, welche im Schein der Pechpfannen sorgenvoll zusammenstanden oder hin- und herschritten. Auch seinen alten Vater traf er, und im Kreis der Krieger und der Bürger stattete er wahrhaftigen und ungeschminkten Bericht ab über das, was geschehen war. Da entstand große Bestürzung unter den Zuhörern, und der Hauptmann Springer, der ebenfalls anwesend war, hatte manchen ernsten und bösen Blick auszuhalten; er hielt sie aber alle frech und muthig aus, fluchte und wetterte und schrie: das komme davon, weil man ihm alles schlechte und verlaufene Lumpenpack und Gesindel unter sein Fähnlein gesteckt habe. Was könne er — Hans Springer — dazu, wenn die Meuterer seinen Namen als Schanddeckel gebrauchten? Seinen Kopf wolle er für seine Treue auf den Block legen; aber man möge sich doch wohl hüten, ihn ohne klare Zeugnisse des Abfalls anzugreifen, — nicht allein stehe er in der Stadt, und wolle man ihm der Welt Lohn nach der Welt Art auszahlen, so möge man auch darauf gefaßt sein, in ein Wespennest zu greifen.

Das Letztere wußte man leider nur allzu gut, und Niemand in unseres Herrgotts Canzlei, in dieser großen, tapfern lutherischen Stadt Magdeburg, die so gut und gewaltig aushielt im Kampfe für den freien Glauben, wagte es, den Profoß zu rufen für den Hauptmann Hans Springer. Bei bösen Blicken blieb's, und vor Blicken hatte der elsässische Hauptmann nicht den geringsten Respect. Dennoch befand er sich während dieser unruhvollen Nacht in der ungemüthlichsten Stimmung. Seine Rathlosigkeit wuchs von Minute zu Minute, und der gelehrte Doctor Erasmus Alberus, welcher den Mann durch und durch kannte, verglich ihn nachher mit einem Kriegselephanten in der Schlacht, von welchem der gewandte Führer herabgeschossen sei. Das Stichwort der Empörung hatte der Hauptmann am Morgen, wie wir wissen, von seinem Lieutenant noch empfangen und danach mit Aufhetzen, Wühlen, halben Worten und Hinweisungen das Seinige zur Erregung und zum Losbruch der meuterischen Elemente gethan. Aber nun hatte Gott die Bösen verwirrt, und der Hauptmann Springer, der so ziemlich allein in Magdeburg wußte, wie es um den Lieutenant Adam stand, wußte sich weder zu rathen noch zu helfen und hätte, nach seiner Art, am liebsten nach der Flasche gegriffen, um in der gewohnten halben Betäubung allen Teufeln den Verlauf der Sache anheimzustellen. Dazu merkte er recht wohl, daß man ihn nicht aus den Augen lasse, und daß er keinen Schritt mehr thun könne, ohne eine Begleitung ehrbarer Rathsleute und Innungsmeister hinter sich

zu haben, und fehlten die, so fand sich gewißlich der Hauptmann Hans Kindelbrück zu ihm, unterhielt ihn höchst angenehm über die Ereignisse der Vergangenheit und das, was die Zukunft bringen möge. So ward es dem armen Häusel Springer auch unmöglich gemacht, Rath und Hilfe bei seiner klugen und schönen Freundin, der Frau Johanna, zu suchen; er war auf dem Neuen Markt vor der Domprobstei wie in einen Zauberkreis gebannt und mußte aushalten, wie es ihm auch in Händen und Füßen zucken mochte. Niemals in seinem wechselvollen Leben war der Hauptmann Hans Springer in einer unbehaglicheren Lage gewesen. Er verwünschte sich, den Lieutenant Schwartze, die Stadt Magdeburg mit Pfaffheit, Rath und Gemeinen auf's Fürchterlichste, aber doch ganz im Stillen. Viel Spieße, Schwerter und Büchsen funkelten im Fackellicht auf dem Neuen Markt, aber von diesen Waffen hätten sich für den Hauptmann Springer keine erhoben, wenn er den verrätherischen Ruf: „Hie für Herzog Mauritius!“ jetzt erhoben hätte. So schwieg er fein still oder wetterte laut und gewaltig gegen die „meuterischen Hunde,“ die seinen Namen in der Stadt mißbrauchten. Bis ein Uhr Morgens blieb man auf dem Neuen Markt zusammen, damit jeder gute Mann im Nothfall sogleich zur Hand sei. Die mit Ketten zugesperrten Straßen und Gassen waren von starken Abtheilungen bewaffneter Bürger oder zuverlässiger Knechte besetzt. Bei Sanct Bartholomäus hielt Markus Horn mit seiner Rotte Wacht, auf dem Alten Markt Christof Alemann mit einer Reiterschaar. Franz Robin schützte das Brückthor; auf den Wällen und Mauern befehligte der biedere Schweizer Herr Galle von Fullendorf. In allen Häusern beteten die Alten, die Frauen und Kinder, daß Gott seine Stadt nicht verlassen möge in der großen Noth. Alle Augenblicke kam es hier und da zu einem Zusammenstoß, einzelne Häuser wurden geplündert, und der Magister Flacius Illyricus verlor auf der Goldschmiedebrücke den Mantel und den Geldbeutel.

Niemand wußte, was daraus werden sollte, und Jedermann erwartete mit Angst und Bangen den Morgen.

Das siebzehnte Capitel.

Nun steht die Stadt in Aufruhrsflammen,
Die Meuterei schlägt drob zusammen;
Im Hause des Herrn Rathmann Horn
Die Rede geht in Glimpf und Zorn.
Regin', das fromme Jungfräulein,
Gibt auch ein tapfer Wort darein.
Gott schütz' das Herz! Gott schütz' die Stadt!
Adam sein End' gefunden hat.
Auch Markus Horn verstürzt sein Blut;
Doch. — gutes End' macht Alles gut.

Lange Jahre sollte man in der Alten Stadt Magdeburg noch sprechen von diesem Donnerstag nach Judica, diesem neunzehnten März Fünfzehnhunderteinundfünfzig. Delicta, scelera et insania, Schandthaten, Verbrechen und Wahnsinn sollten, wie ein alter Schriftsteller sagt, an diesem Tage die Canzlei unseres lieben Hergotts erfüllen, und das Geschick der Stadt sollte auf die Schneide eines Schwertes gestellt sein.

Die ersten Stunden des Morgens gingen verhältnißmäßig ruhig hin; die nächtlichen Lärmmacher, Ruhestörer und Meuterer schnarchten in ihren Quartieren oder schliefen in den Kneipen ihren Rausch aus. Auf die wilde Aufregung der Nacht war eine Art Abspannung gefolgt, woraus ein vernünftiger, schnell zugreifender und wohlmeinender Geist gewißlich zum Wohl der Stadt hätte Nutzen ziehen können. Dieser Geist fehlte aber, und wo er sich in einem Rathschlage spüren ließ, da wurde nicht darauf geachtet. Ein Ehrbarer und Hochweiser Rath beging eine große Unvorsichtigkeit, um nicht zu sagen Thorheit, und die Folgen davon sollten bald zu Tage treten.

Gegen elf Uhr Mittags kehrte der Rathmann Ludolf Horn in der Begleitung Ehrn Nikolaus Hahn's und des Doctors Alberus sehr ernst gestimmt vom Rathhause in seine Wohnung heim und wurde daselbst von seinem Weibe und Regina Lottherin mit noch angstvolleren Mienen in Empfang genommen; der Buchdrucker Michael lief, von seiner Unruhe getrieben, in allen Straßen der Stadt umher; Markus hatte todmüde sich unter der Vorhalle von Sanct Bartholomäus zu einem unruhigen Schlummer niedergelegt.

Mit großer Heftigkeit warf im Hause des Rathmannes der Doctor Erasmus Alberus sein Barett auf den Tisch und rief:

„Ihr Herren, ich wiederhole es, was da eben beschlossen ward, ist meines Erachtens

ein übel angebracht Ding, und wer von der Menschen Seele nur ein winzig Stücklein weiß, der kann sicher voraus sagen, daß, wenn nicht Gott selbst es wendet, leichtlich ein groß Unheil und das Gegentheil von dem Erwarteten daraus herfürgehen mag."

„Aber die befahrenen Kriegsleute, städtische und fremde, waren doch alle der Meinung, daß solch ein Beschluß nützlich und von guten Folgen sein werde," meinte der Prediger von Sanct Ulrich.

„Und wenn Ihr selbst Julii Caesaris testimonia dafür anführtet," rief der Doctor, „ich bleib' doch bei meinem Worte: Schädlich und verderblich ist's, bei solcher Stimmung des Volks, dasselbige auf einen Platz in Wehr und Waffen zusammenzuführen. Ab eventu wollen wir richten."

Der Rathmann schüttelte den Kopf und sprach: „Es ist Wahres an den Worten des Doctors, Ehrwürden; ich selbsten hab' auch meine Stimm' gegen den Beschluß erhoben. 'S ist ein gefährlich Ding, kann zum Guten ausschlagen, kann aber auch eben so leicht zum Verderben der ganzen Gemeinheit führen. Des großen Haufens Sinn und Gedanken sind wie Wind und Wetter. Jetzt haben wir noch Macht und Gewalt über zwei Drittheil' der geworbenen Knecht', wer kann sagen, ob nicht in einer Stund' die losen Buben die Ehrenfesten durch Geschrei, Verführung und Gewalt zertrennet oder verderbt und auf ihre Seit' gezogen haben? Lasset zum Ring umschlagen und es wird Keiner in den Quartieren bleiben, sie werden alle zulaufen; aber ob das, was der Rath bieten kann und will, den Brand löschen wird, das ist ein' ander' Frag'! Und wer bürget Euch für das Gesindel, von welchem die Stadt leidergotts voll, ja übervoll ist! Lasset nur die Meuterer ihre Stimmen auf einmal und an einer Stell' erheben, und Ihr werdet schon gewahr werden, daß wir nicht allein der Stadt geworben Volk zu fürchten haben."

„Aber sollte nicht der Sold, so der Rath vor den Ohren dieser unruhigen Leut' erklingen lassen will, den Geist des Aufruhrs zurücktreiben?" fragte Ehrn Gallus.

Der Doctor Erasmus zuckte die Achseln: „Ich fürcht' dabei nur, wenn der Haufe seine Vielköpfigkeit und seine Macht gewahr wird, wie es ohn' Zweifel heut auf dem Neuen Markt geschehen wird, so wird er sich nicht genügen lassen an dem, was man ihm in die tausend Mäuler wirft. Darin, mein' ich, liegt grad' der Sach' Gefahr. Die Präludia habet Ihr in vergangener Nacht vernommen, Gott helfe uns, daß uns die Ohren nicht zerspringen, wann die rechte Musica anhebet."

„Was verlanget aber eigentlich das Kriegsvolk, daß es also von seiner Pflicht und seinem Eid abfällt und die beste Sache also meineidig verläßset?" fragte die Frau Margaretha angstvoll.

„Ach, Frau," sprach der Doctor Alberus, „von dem Söldnervolk ist ein altes Wort, ibi fas, ubi maxima merdes, zu deutsch: da ist's Recht, wo's den größten Sold gibt. Und von Außen locket der Kurfürst und inwendig schleichet der Verrath. O Frau, Frau, es gehen böse Geister durch unseres Herrgotts Canzlei."

„Das ist das Verderben!" brach der Pfarrherr von Sanct Ulrich zornig los. „Das ist's, was am meisten gen Himmel stinket! Das ist's, weshalb wir in solcher Angst und Sorge schweben müssen. O Du gerechter Gott im Himmel, Du bist Zeuge, daß Deine Diener nicht lässig funden sind, hinzuweisen, wo der Pfahl im Fleische stecke. Herr, Herr, wie haben Deine Diener in Deinem Tempel Zeugniß abgelegt gegen die Verführer und Sünder, gegen die Schlemmer und Ehebrecher, gegen diesen Hauptmann Springer und Alle, so ihm gleich sind. Ist hier nicht auch Sodom und Gomorrha, hier, wo Laster, Undank, Geiz, Gotteslästerung, Fluchen, Lügen und Trügen, Unzucht und Schande am hellen, lichten Tag umgehen und Niemand wagt, die Hand dawider zu erheben. Herr, Herr, Deine armen Diener haben gesprochen sonder Furcht vor den Menschen; aber wie ist ihnen dafür gedienet? Hat man sie nicht abgetrumpfet auf dem Rathhaus als lose, leichtfertige Wäscher und Schwätzer? Ja, ja, Herr Rathmann, ich sage es nicht auf Euch; aber saget selbst: wie hat sich ein Ehrbarer Rath verhalten gegen die Pfarrherren?! Wahrlich, wahrlich, es ist kein Wunder, daß der Stadt Streiten ein Streiten im Feld Harmageddon ist. Nun bricht die Blume des Verderbens giftig auf, und die, so in Menschenfurcht gehandelt und gesprochen haben, müssen nun in Menschenfurcht unglückselig, verrathen und verkauft sein!"

„Harte Worte sprecht Ihr, Ehrwürden,"

sagte der Rathmann, „und leider kann ich nichts dawider aufbringen als der Menschen allgemeine Schwachheit und Mangelhaftigkeit. Wir sind allzumal Sünder vor dem Herrn. Nach meiner Ansicht wär's auch am besten gewesen, wir hätten das Glied, so uns ärgerte, abgehauen vom Rumpf und von uns geworfen. Ja, das ist eine ängstliche, weichmüthige Welt! Wer waget noch ohne Furcht und Hintergedanken zu sprechen: So ist's, so ist's; oder: nein, nein, so ist's nicht. Wer waget noch, das Böse und Schalkhafte beim rechten Namen zu nennen? Wer will die Hand bieten, es auszumerzen? In meinem Haus kann ich Ordnung halten; aber da draußen bin ich nur eine Stimme in einem großen Geschrei, eine Welle in einem großen Meer."

Die Frau schüttelte traurig das Haupt und Jungfrau Regina wendete das Gesicht ab.

„O Ludolf," sprach die Matrone, „wohl hältst Du Ordnung im Haus. O Ludolf, Ludolf, laß aus der leimernen Wand, so Du zwischen Dir und Deinem Sohn aufgericht't hast, nicht ein' eiserne werden!"

„Ja, Herr Rathmann," sprach Ehrn Hahn, „Ihr könntet's wahrlich in dieser Angelegenheit genug sein lassen; Euer Sohn, der tapfere Rottmeister —"

„Ist ein wackerer Mann!" rief Herr Erasmus Alberus begeistert, „ein leuchtend Exemplum und sein Name ein Loblied in jedem Mund. Stolz solltet Ihr sein, solchen trefflichen Sohn zu haben, Rathmann Horn. Was bedürfet Ihr noch der Zeugnisse für ihn? Habt Ihr nicht gesehen und mit Euern Ohren gehöret, wie die Herren in vergangener Nacht auf dem Neuen Markt ihn lobeten und wie Herr Kindelbrück von ihm sprach? Und sein Verhalten in vergangener Nacht im Kampf und Aufruhr, ist es nicht preisenswerth?"

„Sehet, das leugne ich!" rief der Rathmann. „Grad sein Verhalten in verflossener Nacht hat mir wieder recht klärlich bewiesen, daß der alte Geist noch übermächtig in ihm ist. Wer hat den Aufruhr zum Ausbruch gebracht? Wer ist schuld daran, daß die Flammen so verderblich emporschlugen? Markus Horn ist's und kein Anderer. Kann's mir schon denken, wie's ihm roth und dunkel vor den Augen ward, als er diesen Adam Schwartze zu Gesicht bekam. Seinen Aufschrei hab' ich gehört, und der Klang seiner Stimme gellt mir noch in den Ohren. Wohl mag Markus Horn den Adam Schwartze hassen und verfolgen bis in den Tod; aber das Heil seiner Vaterstadt darf er nicht dabei auf das Spiel setzen, und solches hat er gethan. Wer kann dawider reden?"

Mit flammenden Augen erhob sich die sonst so stille und schweigsame Jungfrau, daß Alle mit Staunen und Wunder auf sie blicken mußten.

„Ich rede dawider!" rief sie. „Dawider rede ich und sage: Was sollte werden aus dieser Stadt ohne diesen Geist? Nur das Blut, so warm durch die Adern rollet, wird auch freudig verstürzet. Saget Ihr nicht selbst, da sei im Rath keine Hand kühn genug gewesen, sich zu erheben gegen die Bösen und die Falschen? Wie wollet Ihr denn die Feinde innen, die Feinde außen niederschlagen? Nein, Mutter, zupfet mich nicht am Aermel; es ist eine Zeit, wo auch die Unmündigen Zungen bekommen und die Steine auf den Gassen schreien; — nur allzu lang hab' ich in Furcht und Bangen geschwiegen und nur nächtens durch Weinen dem Herzen Luft gemacht. Ich will nicht mehr weinen, und daß mir das Herz nicht breche, will ich reden. Winket mir nicht, Herr Rathmann, frei sag' ich's Euch in's Gesicht, Euer Handeln wider Euern Sohn ist ein thöricht Handeln, und diese Stadt Magdeburg würden sie nicht in der weiten Welt Unseres Herrn Gottes Canzlei nennen, wenn es Euch gegeben wäre, nach Euerm Willen und Sinn die Herzen zu beugen und die Hände in Fesseln zu schlagen! Ihr wollet wohl, daß man einstens von Euch spreche wie von dem alten Heiden, so seinem Sohn den Kopf abschlagen ließ, wie in des Vaters Druckerei man meinete? Hütet Euch, daß Gott nicht Eitelkeit und Strenge abwäge gegeneinander, und daß nicht die Wage hinüberschwanke zur ersten. Ja, blickt mich nur an, als sei der Blitz vor Euch niedergefahren; der gute Gott im hohen Himmel ist mein Zeuge, daß ich Euch verehret und gefürchtet hab', wie nur ein Mensch verehrt und gefürchtet werden mag. Aber nehmet diese meine Worte zugleich als Zeugniß, daß aus dem weichsten Thon ein harter Stein wird. Ja, blicket nur so starr mich an, Ihr schrecket mich nicht, obgleich ich nur ein armes, schwaches Mädchen bin. Die Herzen

der Jungfrauen müssen hart werden und ihre Worte scharf in solcher Zeit, und Ihr werdet die Regina Lottherin nicht mehr zwingen durch ein Augenzwinkern oder ein leises Wort! Ja, Herr Rathmann, haltet Euern Sohn nur fern von Euch und rühmet Euch in Euerm Herzen darum; ich sage Euch, tausend und aber tausend arme kleine Kinder und viele tausend angstbedrückte Mütter und Jungfrauen in dieser großen Stadt gedenken in ihren Gebeten des Markus Horn, der so gut für sie streitet auf der Mauer und im Feld. Und der Frauen und Kinder Worte wird der gute Gott erhören; aber den starren Vater wird er richten, wie derselbige gerichtet hat. Weinet nicht, Mütterlein, ich kann nicht anders, es muß Alles heraus, zu lang hab' ich's in der Brust verschlossen gehalten; ich weiß es ja, nun wird der harte Mann mich auch verstoßen aus seinem Haus. O Mutter, Mutter, rechnet's mir nicht zu, ich kann nicht anders und ich — will nicht anders, und auf den Adam Schwartze drück' ich selbst das Feuerrohr ab, wenn ich ihn erschau' vor meinem Fenster!"

Einen Kuß drückte die Jungfrau der zitternden, sprachlosen Matrone auf die Stirn, dann ging sie mit festen Schritten gegen die Thür. Eben so sprachlos wie die Frau Margaretha standen die Männer, und es war, als wanke der Rathmann auf seinen Füßen; beide Hände streckte er gegen das Mädchen aus, als wolle er es zurückhalten; aber sie bemerkte es nicht und schritt aus dem Gemach. Durch die Stadt wirbelten dumpf die Trommeln, welche das Kriegsvolk nach dem Neuen Markt zusammenriefen, alle Gassen waren mit wilden, regellosen Haufen angefüllt, und auch die Schöneeckstraße wurde in diesem Augenblick vollständig erfüllt von dem wüsten Getümmel durchmarschirender Knechte aus den Springer'schen Rotten.

„Um Gott, laßt die Maid nicht gehen!" schrie der Doctor Alberus am Fenster in heller Bestürzung. „Jungfrau Regina, um Gotteswillen — nicht unter das Volk!"

Der Tochter des Nachbars nach eilte der Pfarrherr von Sanct Ulrich, aber es war schon zu spät. Die Jungfrau trat schon von den Treppenstufen der Hausthür hinab in die Gasse und befand sich bereits mitten unter den wüsten Gesellen. Der Doctor Erasmus mochte wohl mit Recht einen Angstruf ausstoßen; im höchsten Grade gefährlich war's für ein Weib, jetzt diesem bereits wieder halb betrunkenen Gesindel in den Weg zu treten. Kränkung durch Wort und That schien gewißlich die Folge davon zu sein. Seltsamerweise geschah aber der Regina Lottherin nichts dergleichen. Fest und stolz schritt sie quer durch die wilde, verluderte Bande, ihre durch Thränen blitzenden Augen gen Himmel gerichtet, schien sie vom Irdischen nichts mehr zu sehen und zu hören. Nach rechts und links wichen die wüsten Gesellen mit stumpfem Staunen ihr aus, den Nächsten blieb die letzte Strophe des Gassenhauers, welchen sie brüllten, im Halse stecken. Es bildete sich eine Gasse vor der Jungfrau, und unangetastet erreichte sie das väterliche Haus. Kein schlechtes Wort, keine gemeine Redensart traf ihr Ohr, der überwältigende Eindruck dauerte noch fort, als die Reihen sich schon längst wieder hinter dem Mädchen geschlossen hatten, und tief bewegt kehrte der Pfarrherr von Sanct Ulrich zu den betäubten Eheleuten und dem Doctor Alberus zurück.

In seinem Sessel saß der alte Rathmann, hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien in das tiefste Nachdenken versunken. Die Frau Margaretha saß neben ihm und warf durch ihre Thränen von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf den Greis. Der Doctor Alberus stand tiefbewegt am Fenster und folgte sogleich dem Winke des Geistlichen, als dieser zu ihm trat und flüsterte:

„Lasset uns gehen, Herr Doctore. Es wird am besten sein, wenn wir die Beiden allein lassen."

Der Doctor nickte und leise schritten die beiden Herren hinaus. Auf dem Vorplatz faßte Herr Erasmus nach der Hand des Pastors:

„Habt Ihr jemals so etwas gehört? Bei allen Mächten, dieses Kindes Rede könnte einen König vom Thron werfen, könnte einen Kaiser in den Staub drücken! Wie sie diesen Burschen, diesen wilden Meister Markus lieben muß! Bei allen Mächten, Ehrwürden, habt Ihr jemals solch ein Wetterleuchten aus Frauenaugen gesehen?"

Erst eine Viertelstunde später bemerkten die beiden frommen und gelehrten Herren, daß sie, statt über die Widerwärtigkeiten der Stadt Magdeburg, sich immer noch über

Jungfrau Regina Lottherin unterhielten. Ein seltsamer Zauber hielt Beide befangen; bis die häßliche Wirklichkeit von Neuem über sie hereinbrach, und sie inne wurden, daß in der Viertelstunde, während welcher sie sich über Regina Lottherin unterhielten, in der Canzlei unseres Herrgotts die Ereignisse sich sehr zum Bösen weiter entwickelt hatten.

Mit zitternden Fingern berührte die Frau Margarethe Horn die Schulter ihres Eheherrn, der immer noch die Augen mit der Hand überschattete und stumm und in sich zusammengesunken da saß.

„O sprich zu mir, Ludolf! Sie hat nicht gewußt, was sie sagte; vergib ihr — Du weißt nicht, wie's um ein liebend Weiberherz bestellet ist. Es war nur die Liebe, die brennende Liebe, so aus ihr sprach. Zürne der Armen nicht, Du weißt nicht, in welchem Schmerz sie jetzt liegen wird; ich aber weiß es, und — Ludolf, o Ludolf, horch, horch, wie des Volkes Getös zunimmt — o Gott, ist das nicht schrecklich, daß in solcher Stund', wo man Alles, was man lieb hat, an sein Herz zusammenraffen möcht', daß in solcher Stund' Alles auseinanderfällt, und Niemand Einen hat, an welchen er sich halten kann."

Die Hand nahm der Greis von den Augen und richtete sich in die Höhe:

„Ist es denn wahr? Hat sie denn Recht? Der Frauen und Kinder Gebet um den Markus Horn wird Gott erhören; aber den harten Vater wird er richten, wie derselbige gerichtet hat?! Wie richt' ich denn meinen Sohn? Was war das? Was war das? Frau! Margaretha, sag' mir, ob sie Recht hat; 's ist mir, als sei mir auf wildem Meer das Steuerruder zerbrochen; ich fühl' den Boden fest unter meinen Füßen, und doch glaub' ich nicht mehr, daß er mich sicher trägt. Margaretha, Margaretha, geh', hole mir das Kind — Margaretha, ruf' die Regina Lottherin zurück — nein nein; nicht doch; ruf' sie nicht; ich will zu ihr gehen, sagen will ich ihr —"

Ein gellendes Geschrei durchklang in diesem Augenblick die Schöneeckstraße, händeringende Weiber stürzten an den Häusern hin oder warfen sich in höchster Angst in die Thüren. Schüsse krachten, erst vereinzelt, dann in schnellster Folge vom Breiten Wege. Ein Laufen und Rennen, ein Brüllen, Heulen, Stoßen, Drängen und Treiben in allen Gassen, auf allen Plätzen! In hellen Flammen loderte die Empörung des Kriegsvolkes auf; Herr Erasmus Alberus hatte Recht gehabt, diese Versammlung auf dem Neuen Markt, diese halbe, zögernde Bewilligung der Forderungen des mißvergnügten Volkes war, wie immer in solchen Fällen, sehr zum Uebeln ausgeschlagen. Das Blut mochte den Bewohnern von Magdeburg in den Adern erstarren bei dem Anblick, den mit einem Mal ihre Stadt darbot.

Auch in das Haus des Rathmanns Horn flüchteten wehrlose Weiber und waffenlose Bürger und hoben, als Herr Ludolf zu ihnen hinaustrat, die Hände:

„Herr Rathmann, Herr Rathmann, rettet, helft! Verloren ist die Stadt! Alles würgen die Meuterer, und Alles schlägt sich zu ihnen. Sie brechen in die Häuser! Gott schütze uns! Ueber geht die Stadt! Gott schütze das arme Magdeburg!"

In diesem Lärm des erschreckten Volkes fand der Rathmann seine frühere Sicherheit wieder. Nach Kräften sprach er den Frauen Muth ein, den Männern gab er Waffen, damit sie im Nothfall das Haus vertheidigen konnten. Dann trat er, ohne auf das Flehen der Gattin zu achten, in seiner Amtstracht hinaus in die Gasse, um im Nothfall sein Leben hinzugeben für die Gemeinde, starrköpfig, tapfer und treu wie ein römischer Senator aus der ersten Zeit der Republik. Einen Blick warf er nach dem Hause des Freundes Lotther hinüber und vergewisserte sich, daß die Druckergesellen und der Meister Cornelius in Abwesenheit ihres Herrn nichts versäumten, das Gebäude in Vertheidigungszustand zu setzen. Feuerröhre und Harnische sah er an den Fenstern und den alten Cornelius mit einem gewaltigen Schwert in der Hausthür. Reginen erblickte er aber nicht und hätte doch im Innersten viel darum gegeben, wenn er der Jungfrau hätte zuwinken können.

Die Schöneeckstraße war in diesem Augenblick vollständig menschenleer und schnell gelangte der Rathmann auf den Breiten Weg; aber bei dem Anblick, der ihm hier vor die Augen trat, entsank der Stab fast seinen Händen. Da wälzten sich Haufen mit Haufen und Haufen gegen

Haufen; da raste die wüthende, sinnlose Soldatesca, gleich einem reißenden Thier, welches von der Kette losgebrochen ist. Die Haken wurden gegen die Luft, gegen die Fenster oder die Widersacher losgebrannt. Ueber Dampf und Qualm, Speerspitzen, Schwertern, Hellebarden schwebten die Fähnlein; aber nicht in der Hand der Fähnriche, sondern der losen Buben, welche sie mit Gewalt den Fähnrichen aus den Quartieren gerissen hatten. Alle drei Banner der städtischen Knechte waren in der Hand der Meutmacher und wehten der Rebellion voran.

In dem Moment, wo der Rathmann Horn auf den Breiten Weg trat, wurde ein Haufe verzweifelt sich wehrender Bürger die Straße hinabgedrängt, und im nächsten Augenblick fand sich Herr Ludolf mitten im Getümmel und unter den Füßen der Menge. Er wäre verloren gewesen, hätte ihn nicht eine starke Hand emporgerissen und ein kräftiger Arm ihn unterstützt. Dem wackern Sebastian Besselmeier eigneten Arm und Hand, und ohne der schmerzhaften Stöße und Tritte, die er bereits erhalten hatte, zu achten, wandte sich der Rathmann sogleich an den Geschichtschreiber des Magdeburg'schen Krieges:

„Was ist denn geschehen? Um Christi willen, Meister, Meister, das ist ja schlimmer, viel schlimmer, als der böseste Traum es vormalen könnt'!"

Wild und verzweifelt lachte der sonst so ruhige Meister:

„Ist das nicht lustig? Ist das nicht für Gottes Wort gekriegt? O Jammer und Bosheit! Wie es angegangen ist? In Wütherei und Schwindelgeist, wie es kommen mußt'. Gedräut haben sie im Ring, und wie es recht war, hat sie der Oberste nach ihrem Gebühren geheißen: Laurer, Hudler, Schelme und Bösewichte! Hui, da war des Teufels Gespinust fertig, Aufzug und Einschlag. Nun können wir die Hefen des Zorns saufen; 's ist ein Wunder, daß die Thore der Stadt dem Feind nicht schon sperrangelweit aufstehen!"

„Und Niemand mehr, der ihnen wehret!? Und keine Hilfe, kein Einsehen, kein Donner, so zwischen sie schlage!"

„Wohl halten sich noch auf dem Domplatz und im Rathhaus kleine Schaaren der ehrlich Gebliebenen, und Euer Sohn drunter. Und die Bürger sind in Waffen; aber Alles ist zerstreut und nirgends ein Sammeln in der mörderischen Gefahr!"

„Und die Führer, die Hauptleute, der Oberst Alemann?"

Des Rathmanns Stimme verhallte im Getöse; der Meister Sebastian ward im Gewühl von seiner Seite gedrängt; nach dem Altstadtmarkt, nach dem Rathhause wogte der Aufruhr, und ward ein Wirbel und Kreisen daselbst, einem Meerstrudel vergleichbar.

Auf das Rathhaus hatten sich der Oberst Ebeling Alemann sammt den Musterschreibern gerettet, vor der ersten Wuth des Volkes mit Lebensgefahr durch Christof Alemann und Markus Horn geschützt. Auf dem Rathhaus und um das Rathhaus drängte sich Alles, was es mit der Stadt hielt, zusammen und das: „Rette die Stadt, schütze die Stadt!" mischte sich hier auf das Wildeste mit dem: „Nieder mit der Stadt! Herunter mit dem Jungfernkranz! Vivat Herzog Moritz!" —

Heillosester Unfug wurde überall in der Stadt ausgeführt; zu den Meuterern schlugen sich „ungezogene Bürgerskinder, lieffen mit ihren Wehren, ein jeder zu seinem Fähnlein, nach mittage umb 1 Uhr. Und wo sich etliche Fähnriche nicht wolten finden lassen, und die Thüren versperreten, do dreweten sie, die thür in drümmern und den Wirth in stücken zu zerhawen — — do schlugen sie um, das jeder Knecht müsse dabey sein; oder wo man einigen im Losament fände, den wolten sie als einen Schelmen in Stücken zerhawen. Da geschah ein zulauffen, etliche die halb todt waren, etliche auff Krücken, etliche mit halben, etliche mit einem Beine, ein jeder wolte gern darbey sein." —

Nachricht kam zu dem Obersten Ebeling auf das Rathhaus, das wüthende Kriegsvolk laufe sein Haus mit Sturm an, sei auch wohl schon hineingedrungen, und Niemand möge wehren.

Da raufte der unglückliche Mann in Angst und Verzweiflung sich die Haare aus und schrie nach seinem Weibe und seinen Kindern. Der Fähnrich Christof Alemann stürzte einem Rasenden gleich in das Gewühl, um wo möglich noch Rettung zu bringen. Mit zerrissenen Kleidern begegnete ihm in den Gassen die gemißhandelte Familie seines Oheims; das Haus desselben war von oben bis unten verwüstet, im Keller waren die

Fässer eingeschlagen, Kisten und Kasten in den Gemächern zertrümmert; kein Fenster war mehr ganz.

Immer toller ward der Lärm. Herr Hans von Kindelbrück, der alte tapfere Hauptmann, der in sein Quartier ebenfalls hatte fliehen müssen, wurde daselbst aufgesucht, die Treppe hinabgestürzt, mit Hakenbüchsen gestoßen, mit Fäusten geschlagen und in Hosen und Wamms auf die Gassen gerissen und in den Ring gezogen. Da schrie man ihm zu: „Nun haben wir es mit Dir zu thun, Du Schalk, Du grauer Sünder! — Wer hat dem Rath widerrathen, nach dem Ottersleben er Fang den Knechten einen Monatssold auszuzahlen? Wer hat's widerrathen dem Rath nach dem Fang des Fürsten von Mecklenburg, den wir jetzo aus seinem Gewahrsam holen wollen und mit ihm ziehen zum Kurfürsten!"

Halb bewußtlos von den grausamen Mißhandlungen lag der alte Mann und ehrliche Freund Markus Horn's in dem Kreis, welchen die niederträchtigen Meuterer um ihn geschlossen hatten. Bewußtlos lag er, verlassen von Jedermann in der Gasse, nachdem das schändliche Volk sein Müthchen an dem Greise gekühlt hatte. Zerstreut, abgefallen war sein Fähnlein, schwer verwundet lag sein Fähnrich Junge von München in seinem Losament; seine Rottmeister suchten bis jetzt vergeblich hie und da ihre Rotten wieder zusammenzubringen; der einzige, dem das gelungen war, hatte auf dem Altstadtmarkt einen überharten Stand. Eine dumpfe Erinnerung hatte der alte Kindelbrück, daß sich, während er so lag, Hans Springer zu ihm niedergebeugt und grinsend gesprochen habe:

„Bigott, da han mer den Einen 'runter. Tusig blutige Tüfel, 's Gschäft und Ding gahet auch ohn' das Adämle, und brauch' i nit amol den Finger drum zu rühra."

Solche Erscheinung und solche Worte konnten aber auch nur ein Fiebergebild im Hirn des armen Hans von Kindelbrück gewesen sein. Schwören wollt' er nicht auf ihre Wirklichkeit, und zehn Tage nachher, am neunundzwanzigsten März, am ersten Ostertag, starb er bereits an den Folgen der ertragenen Mißhandlungen.

Hin und wider wirft uns der Geist dieser Geschichte an diesem schrecklichen Tage. Wie zum fröhlichen Feste geschmückt, verläßt die Frau Johanna schön, strahlend, mit dem Lächeln der befriedigten Rache auf den Lippen, des Hauptmanns Springer Quartier hinter den Barfüßern. Sie schreitet, von einigen Knechten begleitet, durch die Gassen. Sicher und frei geht sie durch die zitternde Stadt und fürchtet heute keinen Blick, keinen Mund der Ehrbaren; Herrin und Gebieterin dünkt sie sich heut in unseres Herrn Gottes Canzlei. Gesehen wurde sie auf dem Breiten Wege, dann am Kirchhofe von Sanct Johannis; da ist sie verschwunden; Niemand hat sie wieder erblickt. Ihre Begleitung wurde von ihr abgedrängt, sie selbst fortgerissen von der Menge. Manch ein Leichnam schwamm an diesem Tage die Elbe hinab. Bei Rothensee zogen Knechte des Belagerungsheeres einen nackten, zerfetzten weiblichen Körper mit Haken an das Land; — wer kann sagen, ob das der Leib der schönen Johanna war?

Mit wirrem, fliegendem Haar irrte der Magister Wilhelm Rhodius durch die Gassen. Zeichen sah er am Himmel und auf Erden, auf feurigen Rossen feurige Reiter in gelben und schweflichten Panzern. Die wahnwitzigen Bilder der Apokalypse schwankten vor seinen irren Augen, schwarz ward die Sonne wie ein härener Sack und die sieben Donner redeten ihre Stimmen; los war das siebenköpfige Thier der Lästerung und das zweiköpfige Thier der Verführung. Blatt um Blatt der Offenbarung riß der tolle Prädikant aus seiner Bibel und streuete sie in die Lüfte und schrie durch die Gassen von Magdeburg, und die wildesten Gesellen wichen ihm aus. Da traf ihn vor der Lauenburg eine Kugel, welche der Feind von Diesdorf her in die Stadt schleuderte, und so starb der Magister Wilhelm Rhodius, indem er seufzte:

„Und er zeigete mir einen lautern Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall."

Herr Flacius Illyricus, welcher das Barett mit einer Sturmhaube vertauscht hatte, über dem schwarzen Scholarenrock einen Brustharnisch trug und ein Schwert an der Seite führte, sah den Unglücklichen fallen, eilte hinzu, doch der Tod war schneller als er, und so konnte er nur den Leichnam zur Seite tragen, daß er von der Menge nicht zertreten würde.

Noch stand Herr Flacius neben der Leiche

des Schwärmers, an dem Untergang der Stadt eben so wenig zweifelnd als dieser daran zweifelte, als ihm das erste Zeichen ward, daß doch noch nicht alle Hoffnung verloren sei. Aus der Ulrichsstraße hervor klang mit einem Male Trommelschlag, und in geordneten Massen, vollständig gerüstet, mit schwebendem Banner, rückte die Bürgerschaft der Ulrichsgemeinde hervor. Mit Bibel und Schwert schritt an der Spitze dieser rüstigen Schaaren Herr Nikolaus Gallus als geistlicher Führer und Berather; neben ihm schritt als weltlicher Befehlshaber Meister Michael Lotther, der Buchdrucker; jeder Bürgerrottmeister war an seinem Platz, und Zug auf Zug fällte, im Harnisch rasselnd, die langen Spieße beim Austritt auf den Breiten Weg. Niedergeworfen wurden die ersten Haufen des Pöbels und der Meuterer, Raum gaben die übrigen. Rotte auf Rotte in ruhiger, stattlicher Ordnung marschierte auf, dem leisesten Wink ihrer Führer gehorchend, und bald standen über achthundert treffliche Männer in Schlachtordnung auf der Hauptstraße der Stadt. Unsäglichen Ruhm und Preis hatten sich Michael Lotther und Nikolaus Hahn um die Stadt Magdeburg erworben. Sie hatten die Bürger ihres Kirchspieles, welches der Aufruhr nicht so wie die andern Gemeinden überschwemmt hatte, aus ihrer Betäubung gerissen, sie hatten die ersten zwanzig, die ersten fünfzig, die ersten hundert muthfassende Herzen zusammengebracht; von ihnen ging der erste Strahl wiederkehrender Besinnung aus.

Zu dem Buchdrucker und dem Pfarrherrn sprang der Illyrier mit der Bitte, daß man auch ihn zum Besten der Stadt verwende. Aus allen Häusern den Breiten Weg entlang vorstürzend, schlossen sich Bürger, hoch und niedrig, den geordneten Schaaren an.

„Es geht gut! Es geht gut!“ schrie der Buchdrucker, das Schwert schwingend. „Vivat unseres Herrn Gottes Canzlei! Vivat Magdeburg, Magdeburg, Magdeburg!“

Tausendstimmig riefen jetzt die Schaaren die Worte nach.

„Vorwärts im Namen Gottes nach dem Alten Markt, daß wir das Rathhaus aus der Hand der Bösen und Falschen erretten!“ rief der begleitende Prediger von Sanct Ulrich.

„Halt, halt, Ehrwürden,“ sprach aber der kriegskundige Buchdrucker und bewies, daß in der That ein Feldherrngeist in ihm stecke. „Jetzt theilen wir die Armada. Ihr mit der Hälfte haltet hier, haltet Wacht vor Sanct Ulrich, daß uns zu Haus kein Schaden geschiehet, haltet uns den Rücken frei und bleibt Herren des Breiten Weges. Ich marschier' weiter mit meinen Freunden, Nachbarn und Gevattern, und deren sind wohl fünfhundert. Gottes Tod, wir wollen den eidbrüchigen Hallunken und dem übrigen Gesindel auf die Köpfe fahren wie das böse Wetter.“

„Wohl gesprochen!“ sagte der geistliche Herr, ohne den Fluch des Meisters Michael zu rügen. „Hier diesen Platz halt' ich bis in den Tod. Gott schütze die Stadt!“

Ausgeführt wurde das Wort des Buchdruckers. Ein Haufe von vierhundert Mann, der aber bald auf sechshundert wuchs, schützte den Breiten Weg. Mit den übrigen Kämpfern setzte sich der Meister Lotther wieder in Bewegung, gegen den Altstadtmarkt anrückend. Ihm schloß sich der Magister Flacius an und vernahm nun auch noch, daß Herr Galle von Fullendorf mit tausend treugebliebenen Knechten Wall und Mauer in guter Wacht halte gegen den äußern Feind, daß eine genügende Streitkraft das Ulrichsviertel schütze, daß für das Haus des Buchdruckers der Factor Cornelius, für das Haus des Rathmanns Horn der Doctor Erasmus Alberus ihr Bestes thun würden, daß die Weiber — er meinte die Frau Margaretha und sein Töchterlein — wenn auch etwas ängstlich, doch ziemliche Herzhaftigkeit bewiesen.

Wir lassen jetzt den Meister Michael und den illyrischen Magister mit ihren muthigen Schaaren vorwärts ziehen und wenden uns nach dem Rathhaus.

Hier ließen sich die Sachen immer bedenklicher an. Wer sich nicht den Aufrührern angeschlossen hatte, war von dem Markt geflohen, und der Platz befand sich vollständig in der Gewalt der Meuterer; auch das städtische Zeughaus hatten sie erbrochen und beraubt; mehrere der umliegenden Bürgerhäuser waren ebenfalls bereits geplündert. Mißmüthig erhob der Roland über diesem heillosen Wesen das Schwert, schmerzlich schien der Kaiser Otto von seinem Roß auf das Gewoge herabzublicken. Von allen Seiten war das Rathhaus von

den Angreifern umschlossen, und Keiner der darin Befindlichen wußte, wie es in der übrigen Stadt stand. Von oben bis unten war das alte Gebäude mit Menschen gefüllt. Massenhaft hatte sich das Volk, Männer, Weiber und Kinder durcheinander, hineingeflüchtet; in den Gängen, auf den Treppen lagen, saßen und standen weinende und zitternde Gruppen: die Fenster waren mit Schützen besetzt, die Thüren mit Pikenträgern, welche Markus Horn befehligte. Mit Hämmern und Aexten, mit Spießen und Stangen liefen die Meuterer die Vertheidiger an. Die Büchsen krachten. Sinnbetäubendes Geschrei — Gebrüll stieg zum Himmel.

„Steht fest für die Stadt! Im Namen Gottes steht fest für die Stadt!" ließ sich immer von Neuem Markus Horn's Stimme vernehmen, wie er keuchend, in namenloser Angst um die Theuern, deren Geschick er sich auf's Gräßlichste ausmalte, hier, fern von ihnen und doch so nah, seinen Posten behauptete. Böse Wunden schlug heut sein Schwert, stieren, wirren Auges blickte er auf die Angreifer und schlug sie nieder, der Braut, der Mutter, des Vaters gedenkend:

„Stehet fest für die Stadt! Haltet fest für die Stadt!"

„Hie für die Stadt, für die Stadt!" schrie's plötzlich mitten unter den Meuterern, und dann rang sich bei einem Zurückweichen derselben ein blutender junger Knecht, der einen Greis halb trug, halb auf dem Boden nachschleifte, aus dem Getümmel los. Mit letzter Aufbietung aller seiner Kräfte schleuderte Bernd Kloden den Rathmann Horn, den Vater seines Rottmeisters, diesem in den Arm, um in demselben Augenblick unter den Spießen und Kolben todt zusammenzubrechen. So schnell ging das Alles, daß Markus Horn sich nicht die mindeste Rechnung ablegen konnte, wie es geschah. Er konnte nur seinen ohnmächtigen Vater zurückwerfen in die Arme Jochen Lorleberg's, um dann eben so schnell den Kampf wieder aufzunehmen.

„Haltet aus für die Stadt! Hie Magdeburg, Magdeburg!"

Im großen Saale des Rathhauses kam Herr Ludolf Horn wieder zum Bewußtsein inmitten schreckensbleicher Gesichter und verzweiflungsvoller Geberden. Da irrte mit gerungenen Händen Herr Hans Alemann, der eine Bürgermeister, im Saale herum. Herr Ulrich von Embden, der andere Bürgermeister, saß auf seinem Amtsstuhl, finster, mit zusammengebissenen Zähnen, und blickte starr nach der Decke. Rathleute, Innungsmeister, Secretäre, alte Bürger saßen und standen rathlos umher. Der Oberst Ebeling Alemann hatte sich einer Hakenbüchse bemächtigt und feuerte wie ein einfacher Schütz aus einem Bogenfenster auf die Meuterer; seinem Beispiel folgte Herr Kaspar Pflugk, der böhmische Herr. In einem Winkel des Saales aber stand ein Mann, den man hier nicht vermuthet hätte — Herr Hans Springer. Der Ausbruch der Empörung am Morgen hatte ihn wieder in seinem gewohnten Rausch gefunden. Halb betrunken wurde er im Getümmel hin- und hergeworfen, hatte den Hauptmann Kindelbrück mißhandeln sehen, und während die meuterischen Knechte seinen Namen als Feldgeschrei brüllten, schleuderte die Ironie des Geschicks den armen Hänsel mit der Fluth der Flüchtenden in das Rathhaus, wo er nun wie in einem hohnneckenden Traum befangen stand und umherstarrte. Diese Bosheit des Fatums enthielt aber doch zugleich ein Glück für den Mann, und der Hauptmann war wenigstens klug genug, den Vortheil, der darin steckte, herauszufinden. Wer durfte es fürder noch wagen, den Hauptmann Hans Springer der Theilnahme an dieser großen Rebellion des neunzehnten März zu bezichtigen, ihn als einen der geheimen Urheber derselben hinstellen und anklagen? Wir finden auch, daß die Vorwürfe der Chronisten um die Zeit kurz nach der Meuterei verstummen, bis sie mit dem Tode des Mannes wieder aufleben, ganz entgegen dem alten Wort: De mortuis nil nisi bene, welches übrigens auch ein dummes Wort ist, da man über einen Schuft auch nach seinem Verscheiden nicht schlecht genug reden kann.

Eine lange Zeit starrte der Rathmann Horn, in den Armen eines alten Schöffen liegend, auf die umstehenden Gruppen, auf die langen Reihen in Oel gemalter Bürgermeister an den Wänden, ehe er sich klar wurde, über den Ort, wo er sich befand, und die Art und Weise, wie er hierhergekommen sei. Der Lärm des Kampfes, der Pulverqualm, der in die hohen Fenster drang und unter der Decke des Saales hinzog, thaten das Ihrige, seine Betäubung zu verlängern. Ein gewaltiges Schreien:

„Vivat Markus Horn! Vivat Markus Horn!“ gab ihm zuerst die Fähigkeit zu sprechen wieder:

„Was ist's? Was rufen sie?“ fragte er mit matter Stimme den greisen Schöffen, der ihn auf dem Fußteppich des Rathssaales so freundlich unterstützte.

„Sie rufen Euern Sohn, der uns so gut vertheidigt! Horcht nur, horcht!“

Ein neues Rufen und ein neues Krachen der Feuerröhre.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ murmelte Herr Ludolf. „Wieder mein Sohn! O Regina, Regina, wenn Du wüßtest — —“

Er schloß die Augen von Neuem und fiel wieder in die vorige Bewußtlosigkeit zurück. Als er abermals aufwachte, war eine tiefe Stille rings umher und es war dunkel um ihn; er lag auf weichen Kissen, und als er sich regte, schlug eine kleine Hand einen Vorhang seines Lagers zurück und zwei Frauenköpfe beugten sich vor, umflossen von einem Strahl der Abendsonne. Der Rathmann Ludolf Horn sah, daß er sich in seiner eigenen Kammer befand, daß er auf seinem eigenen Bette lag. Die beiden Frauen aber, welche sich über ihn beugten, waren sein Gemahl Frau Margaretha und Regina, des Nachbars Lotther Töchterlein. Der neunzehnte März des Jahres Fünfzehnhunderteinundfünfzig neigte sich seinem Ende zu; — zu Ende war die große, unheilvolle Meuterei, und unseres Herrgotts Canzlei war nicht zerstört; hoch hielt die Magdeburg'sche Wappenjungfrau ihr Kränzlein über alle Schrecken.

Einen Blick voll unendlicher Liebe und Zärtlichkeit warf der Greis auf seine Frau und die holde Maid; das Haupt der Letzteren zog er mit beiden Händen hernieder zu sich und küßte die weiße, kluge Stirn und den süßen Mund, der so bittere Wahrheiten sagen konnte.

Dann forderte der Rathmann Bericht über das, was geschehen war während seines Geistes Dunkelheit; aber wenig wußten die Frauen zu sagen. Noch seien alle Straßen besetzt — sagten sie — die gesammte Bürgerschaft stehe unter den Waffen; der Factor Cornelius habe die Nachricht gebracht, Herr Albrecht von Mansfeld habe der Stadt siebentausend Gulden vorgeschossen, damit habe man einen Theil des meuterischen Volkes zufriedengestellt, einen andern Theil habe man aber mit gewaffneter Hand niederlegen müssen. Der Vater Lotther sei noch nicht heimgekehrt; dessen Lobes sei aber Jedermann voll; er habe mit den Männern der Ulrichsgemeinde zuerst die Sache zum Besten gewendet; er habe das Rathhaus gerettet; wo er aber jetzt sei, wisse man nicht.

„Und wo — wo ist — Markus Horn?“ fragte zuletzt der Rathmann, mit leiser Hand lächelnd der Jungfrau die Locken aus der Stirn streichend.

Da ward Regina Lottherin purpurroth und konnte nichts hervorbringen als:

„O Vater!“

Und die Frau Margaretha legte freudig weinend dem Gatten die Arme um den Hals.

„Gehet nur, Ihr Weiblein,“ sprach der Greis dann; „jetzt will ich aufstehen: die Püffe und Knüffe, so ich empfangen hab' im Gedräng', sind verwunden. Sorget für einen Imbiß und einen guten Trunk, daß wir, wenn der Nachbar mit seinen Lorbeern, wenn — mein — der Markus Horn kommt, wir anklingen auf das Heil und Glück dieser alten, guten Stadt Magdeburg.“

„Aber, Ludolf, willst Du nicht lieber im Bett bleiben?“ rief die besorgte Matrone. „'S wird doch besser für Dich sein!“

„Nein, nein,“ rief der Rathmann. „Ich weiß schon, was mir gut ist; ich will aufstehen. Hier vergeh' ich vor Unrast. Geht, sorget für ein Mahl und einen Becher Wein. Den tapfern Jungen, der mich zuerst aus dem Wirrwarr zog, muß ich auch haben, müssen sie mir auch bringen. Lasset mich, Ihr Weiblein, ich bitte Euch!“

Da die Frauen sahen, daß der Alte auf seinem Willen bestand, so verließen sie das Gemach. Da lag der Rathmann Ludolf Horn im Schein der Abendsonne noch eine Weile und hielt die Hände auf der Brust gefaltet. Er betete — für die Stadt — für alle ihre tapfern, treuen Vertheidiger. Feierlich und freudig war seine Seele; er hatte solch ein Gefühl in seinem ganzen langen Leben nicht gespürt.“

Dann erhob er sich und trat fest auf seine Füße, reckte sich und fühlte nichts mehr von Schwäche.

Er ärgerte sich eigentlich, daß er aus dem bösen Kampfe, in welchem so mancher gute Mann sein Blut in Strömen vergossen hatte, nur einige blaue Flecke davontrug.

„Und dazu in eine Ohnmacht fallen, wie ein Weib; ich schäme mich ordentlich vor der Lottherin," brummte er, als er die Treppe hinabstieg. Nieder saß er im Wohngemach und erfuhr nun noch von den Frauen, daß er durch Landsknechte in's Haus getragen sei, und Regina fügte hinzu, daß es Knechte aus des Markus Rotte gewesen seien.

„So, so, Kindlein, und Du kennst wohl jeden Mann in des Knaben Rotte?" lächelte der Alte, und wiederum erröthete die Jungfrau.

Einen Becher Rheinwein trank Herr Ludolf Horn, allein beim zweiten leistete ihm schon der Doctor Erasmus Alberus Gesellschaft, zum dritten kam der Magister Flacius Illyricus und brachte die Nachricht mit: Nur um das Zeisigbauer herum scharmützele man noch ein wenig, sonst sei es ruhig. Bei und in dem Zeisigbauer sei aber die Grundsuppe des Uebels zusammengeflossen; da kämpfe man noch mit dem Gesindel, den Spitzbuben, Gurgelschneidern und dem schlechtesten Auswurf des städtischen Kriegsvolkes; aber auch das werde bald zu Ende sein, und am besten werde man thun, wenn man Käfig und Vögel in Flammen aufgehen lasse, verloren sei nicht das Allergeringste dran.

Man unterhielt sich nun von den Erlebnissen des Tages. Jeder hatte das Seinige davon zu erzählen. Die beiden Frauen hielten sich an den Fenstern und blickten bei jedem Lärm in der Gasse, jedesmal wenn sich Fußtritte näherten, schnell hinaus; aber noch immer erschienen Markus und der Vater Lotther nicht. Nicht mit einem Male kam die große Stadt zur Ruhe; ein stufenweises Sinken der Aufregung ließ sich bemerken. Schaarwachen durchzogen fort und fort die Straßen; Verwundete brachte man in Spitäler; Frauen und Kinder irrten weinend umher und suchten vermißte Gatten und Väter. Es wurde immer dunkler, und noch wollten Markus und Meister Michael nicht erscheinen, und immer ängstlicher wurden die Mienen der Frauen.

Der Factor Cornelius kam mit der Nachricht: eben dringe man in das Zeisigbauer, der Oberst Ebeling Alemann führe die Angreifer in eigener Person; es müsse daselbst auch Feuer ausgebrochen sein; der Himmel werde blutroth dort hinaus. — Ein Nachbar brachte die Botschaft: auf dem Neuen Markt zahle Graf Albrecht von Mansfeld im Ring bei Fackelschein dem Volke den versprochenen Monatssold, und die Bürgermeister hätten den reuigen Meutmachern angeloben müssen, Niemanden um den heutigen Tag zu strafen.

Immer einsilbiger ward die kleine Gesellschaft im Hause des Rathmanns Horn; zuletzt sprach Niemand mehr. Abschied nahmen die Herren Alberus und Flacius, und so saß denn endlich Herr Ludolf mit den beiden Frauen allein, wartend in Schmerzen.

Niemand dachte daran, die Lampe anzuzünden; dicht aneinander drängten sich Frau Margaretha und Jungfrau Regina, und jede suchte die eigene Bedrückung dadurch zu überwinden, daß sie der Andern mit leisester Stimme Trostworte zuflüsterte. Den Greis überkamen nun doch zuletzt die Folgen des Tages; vor großer Ermattung sank ihm das Haupt zurück, und wie er sich dagegen auch wehren mochte, er schlummerte ein und schlief bald tief und fest.

So verging noch eine bange Stunde, und es war ganz und gar Nacht geworden, als der alte Mann aus tiefstem Schlafe im jähesten Schreck wieder emporfuhr. Rothe Flammen tanzten vor seinen Augen, eine dunkle Mannsgestalt stand mitten in der Stube und sprach, doch der Rathmann war noch nicht im Stande zu begreifen, was er sagte. Aufgeschrien hatten die Frauen; Fackeln leuchteten in der Gasse, und ihr Schein flackerte an der Decke des Gemaches; Waffen blitzten und klirrten, schweigendes Volk drängte sich in Menge in der Schöneneckstraße und füllte den ganzen Raum zwischen den Häusern des Buchdruckers und des Rathmannes. Vor die Thür des Letztern wurde eine Bahre gebracht, und darauf lag Markus Horn mit blutigem Haupt, ohne Besinnung, unterstützt von Herrn Nikolaus Gallus, dem Prediger von Sanct Ulrich. Aus der Hausthür stürzten die Frauen; der Mann im Gemache faßte den auf den Füßen schwankenden Greis in den Arm; es war der Buchdrucker Lotther, bestaubt, geschwärzt, blutbespritzt.

„Ruhe, Ruhe, Nachbar," rief er. „Todt ist er nicht. Gott wird es ja wohl zum Besten kehren. O Markus, mein guter, tapferer Markus!"

„Mein Sohn! Mein Sohn!" schrie der Rathmann Ludolf Horn mit solchem Aus-

druck wahrsten Schmerzes, tödtlichster Angst, daß der Buchdrucker ganz bestürzt zurücktrat.

„Mein Sohn! Mein Markus! Ich habe ihn getödtet! Weh' mir, er ist todt, todt!"

„Nein, nicht todt, Nachbar!" rief der Buchdrucker. „Einen tüchtigen Klaps hat er freilich weg; aber Gott wird doch nicht zulassen wollen, daß der wackere Junge dran verscheide. Beruhigt Euch, Ludolf. Kommt zu den Frauen; — sie bringen ihn schon die Trepp' herauf. Ruhig, Mann, ruhig; macht die Weiber nicht noch wahnwitziger, als sie schon sind."

In das Vaterhaus ward Markus Horn getragen von Jochen Lorleberg, Peter Rauchmaul und Veit Brachvogel; das gute Schwert trug ihm laut heulend Fränzel Nothnagel, das Pfeiferlein, nach. Auf dem Bett, von welchem sich der Vater vorhin erhoben hatte, lag nun der schwerverwundete Sohn. Es kamen Doctoren und Wundärzte, gaben aber wenig Hoffnung; der Vater und die Mutter wichen nicht von dem Lager des Kindes. Einen bejammernswertheren Mann als den Rathmann Ludolf Horn hatte die Alte Stadt Magdeburg lange nicht gesehen. Regina Lottherin zeigte, so lange das Schwanken zwischen Leben und Tod dauerte, eine wahrhaft männliche Fassungskraft, sie brach erst zusammen, als das Geschick des Geliebten sich zum Bessern wendete, und kränkelte bis in den September, bis zum Ausgang der Belagerung. Sie erfuhr von ihrem Vater noch an demselben Abend die Art, wie Markus seine Wunde erhalten hatte.

Am Tag nach der Meuterei erst waren der Rathmann und die Frau Margaretha fähig anzuhören und zu begreifen, wie das Unglück sich zugetragen hatte. An diesem Tage, als dem zwanzigsten März, dem Freitag nach Judica, kamen die Pfarrherrn aller Kirchen mit den fremden Geistlichen, dem Doctor Erasmus Alberus und dem Magister Flacius zwischen sechs und sieben Uhr Abends auf das Rathhaus und brachten über die Meuterei „ihren Christlichen Trost für einen ganzen sitzenden Rath." Da hat das Wort Herr Lucas Rosenthal, der Pfarrer zu Sanct Johannis, gehalten. Das Exordium war von dem Glück, welches Gott gegen den auswärtigen Feind der Stadt gegeben hatte, und dem Leid und Neid des Teufels, der „nun gerne durch geschehene Meuterey hat wollen was Arges stifften." Auf daß aber Niemand verzage, „waren die Argumenta von der Sedition unnd Tumult der Israelitarum wider den Mosen und Aaronem."

Als der Buchdrucker Michael Lotther von diesem feierlichen Acte heimkehrte, trat seine Tochter zu ihm und sagte:

„Wollet Ihr nicht mit zum Nachbar herüberkommen? Er verlangt nach Euch, sitzet wortlos und kümmerlich da, aber will doch jetzt hören, wie das Schreckliche geschah."

Der alte, tapfere Meister Michael seufzte tief und schwer, hing sein Amtskleid als Innungsmeister an den Nagel und folgte der bleichen Jungfrau zum armen Ludolf Horn.

„Wie geht's?" fragte er leise und theilnehmend beim Eintritt, und der Rathmann zuckte die Achseln und sagte:

„Er ist noch immer ohne Besinnung. Seine Mutter ist bei ihm. Setzet Euch, Michael; setzet Euch, Regina. Willst Du mir jetzt erzählen, Michael, wie's gekommen ist?"

„Das will ich wohl," sprach der Buchdrucker. „Du weißt, Ludolf, wie wir aus der Ulrichsgemeinde von der einen Seite die Meuterer und das Lumpenpack auf dem Markt umstellten, und wie der Mansfelder Graf und der Ritter von Wolffen vom Heiligengeistviertel herdrangen mit den treugebliebenen Reisigen. Du weißt, wie wir durch Gewalt, und der Graf Albrecht durch Versprechungen den großen Haufen zertrennten und Euch im Rathhause freimachten. Wir hatten keine Zeit, uns viel um Dich zu kümmern, und so schickten wir Dich nach Hause auf den Schultern von einigen tüchtigen Kerlen. Der Markus war aber sehr besorgt um Dich und hätte Dich am liebsten selbsten in seinen Armen heimgetragen. Das ging aber nicht an; wir hatten noch ein schweres Stück Arbeit vor uns und konnten keine tüchtige Faust entbehren. „Hiergeblieben, Markus!" rufe ich dem Jungen zu; „der Alte wird schon sicher heimkommen." Ich wollte, das Maul wäre mir in demselben Augenblick zugewachsen Aber das Gebrüll ging auch schon wieder los. Ein gut Theil des Galgenpacks hatte noch keine Lust, Friede zu geben; so gingen wir denn

von Neuem daran, in das Wetter. Die Johannisbergstraße fegten wir herunter, trieben sie in einen Knäuel über'n Brückenthorplatz, und die Thorwache pfefferte auch wacker drein. Da warf sich ein Theil nach Sanct Gertrauden, wurde aber mit Haken, Spießen, Schwertern und Faustkolben wieder herausgeholt. In den verdammten Winkeln, Sackgassen und Katerstiegen gab's heilloses Spectakel. Aber wir machten reine Bahn, drangen vor auf die Werftstraße und trieben Alles nach dem Zeisigbauer zusammen wie in einem Kesseltreiben. Beim Goldenen Handfaß treff' ich wiederum mit dem Markus zusammen, und ich sagte zu ihm: „Rottmeister, jetzt halten wir zusammen, und wenn wir den Adam Schwartze hier finden sollten, 's sollt' mir schon recht sein.“ Euer Sohn, Rathmann, drückt mir die Hand, daß Ihr noch die Flecke merken könnt. Er hat eben von dem vernommen, was dem Kindelbrücker geschah, und sein Zorn ist in hellsten Flammen. So geht's hinein in des Teufels Brütnest. Was regnet uns Alles auf die Köpfe! Gottes Tod, 's ist nicht zu sagen. Und Gestalten wie aus der Hölle: Weiber, Hexen, halbnackte Dirnen mit Messern, Beilen, Knitteln! Heißes Wasser, Feuerbrände, Steine, Schemel! Kinder wie die Kobolde werfen sich Euch zwischen die Beine und beißen Euch; große Hunde springen Euch nach dem Halse. In meinem Leben hätt' ich nicht geglaubt, daß es so etwas in dieser Stadt, so sich die Canzlei unseres Herrn Gottes nennen läßt, gäbe. Schritt vor Schritt dringen wir vor. In den Häusern oder Höhlen setzen wir uns fest; so kommen wir immer tiefer in diese Räuberhöhle und Hölle, und überwältigen Kerle, Weiber, Dirnen, Kinder, Hunde, Knittel, Töpfe, Feuerbrände, Messer und Alles, was uns sonsten in den Weg kommt. Des Markus Augen leuchten umher wie Blitze: wir kommen in Häuser, wo wir im Blut ausglitschen, über Leichen stolpern; wir durchsuchen eine Schenke, den lustigen Gugelfrantz, von oben bis unten, finden aber nirgends eine Spur von Adam Schwartze, meinem Teufelsvetter; wir fragen gefangenes Gesindel aus, aber das Zeug grinst nur und weist die Zähne. Noch ein Gebäude hält sich, und dorthin zieht sich aller Streit zusammen. Nahe bei kommt Feuer aus, und die Flammen leuchten uns. In Trümmer fällt auch hier die Thür, über Bollwerke von Fässern und Hausgeräth gelangen wir in das Loch. Sechs wilde Kerle werden über den Haufen gestochen, die Treppe geht's hinauf, den Fliehenden nach. In einem Gemach finden wir noch einige Gesellen, so aus dem Fenster geschossen und den Metzgermeister Hasenreffer zu Tod verwundet hatten. Die fliegen nun selbst aus den Fenstern in die Spieße, und dann kommen wir in ein ander Gemach, und da finden wir den höllischen Verräther Adam Schwartze! Aber ich wollt' doch, ich wär' unten geblieben, daß ich ihn so nicht gesehen hätt'! Er lag schier ganz nackt, mit Stricken an Händen und Füßen bis auf's Blut geschnürt und blutig gegeißelt auf dem Boden, und ein vor Angst halb wahnwitziges Weib kauerte im Winkel und sagte aus: vor einer halben Stunde schon sei er gestorben; geschlagen und gefesselt habe man ihn, um ihn zu bändigen, denn er sei ganz wüthig und vom Teufel besessen gewesen und die Arme habe er sich selbsten zerbissen.... Indem wir so in Schauder stehen, läßt sich draußen ein Rufen hören: „Heraus, heraus, wer nicht verbrennen will!“ Das Feuer ergriff auch dieses Nest, und mit Gewalt mußt' ich den Markus fortziehen. Er hatt' sein Schwert fallen lassen, er war wie betäubt über das Erschauete. Das Weib und des Lieutenants Leichnam ließen wir, wo sie waren. Wie wir jetzt wieder in's Freie treten, entsteht mit einem Mal ein höllisches Geschrei; als man Anstalt macht, die Gefangenen wegzuführen, bricht wie auf ein gegeben Zeichen der zusammengedrängte Haufen los, stürzt sich in einer Masse gegen den Ausgang nach Bartholomäus zu und sucht also zu entkommen. Da ging der Spectakel von Neuem los, und die Verzweiflung des Volkes macht den Tanz nur noch wilder. Aber Markus steht in dem Gewühl, als ginge ihn die Sache nicht das Geringste an, läßt die Arme herabhängen und kriegt so von hinten den Schlag, der ihn zu Boden streckte. Was dann geschah, das —“

Der Buchdrucker brach seine Erzählung auf den Wink seiner zitternden Tochter ab; der Rathmann Ludolf Horn hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen und stöhnte:

„O Gott, Gott, und nimmer wird er auf Erden noch erfahren, wie lieb ich ihn

gehabt habe! O Gott, Gott im Himmel, nur Du kannst es ihm jetzt noch sagen, wenn Du ihn droben aufnimmst in Deine Gnade! O Gott, nimmer wird er erfahren, wie ich meinen Stolz auf ihn seit seiner Heimkehr mit Gewalt niedergedrückt habe. Wehe mir, daß ich es that. O Markus, mein Sohn, mein Stolz und meine Liebe, gehe nicht so fort von Deinem alten Vater, der Dich so liebte und Dir solch ein eisern Herz und steinern Gesicht zeigte!"

Dem Buchdrucker liefen die hellen Thränen über die runzligen Wangen; in höchster Bewegung kniete Regina vor dem armen Vater Markus Horn's, und bedeckte mit Küssen und Thränen die zitternden Hände und flüsterte:

„Er kann nicht sterben, er wird nicht sterben; ich liebe ihn ja auch so sehr!"

Ganz spurlos ging das Geschick Adam Schwartze's an den Seelen dieser Menschen in dieser Stunde vorüber!

Das achtzehnte Capitel.

Sein Buch der Autor schließet jetzt,
Das Beste kommt zu allerletzt.
Wie unsers Herrgotts Canzelei
Vertrug sich, ward der Dränger frei,
Ist kurz erzählt, wie es geschah,
Sit soli Deo gloria!
Gott schütz' das theure Vaterland,
Nehm' sein Geschick in gute Hand,
Segn' weit und breit das deutsche Blut,
Bring' bald uns unter einen Hut!

Markus Horn starb nicht! Wie sich Unseres Herrgotts Canzlei wehrte gegen den grimmigen Feind, so wehrte sich der tapfere Rottmeister Markus Horn gegen den grimmen Tod. Und wie die große lutherische Stadt Magdeburg diesmal unüberwunden blieb, so ging auch Markus Horn als Sieger aus dem schweren Kampfe hervor. Durch lange Wochen lag er freilich ohne Bewußtsein, und am dreiundzwanzigsten März, an dem Tage, wo Herr Levin von Embden von der Laube des Rathhauses die gesammte Bürgerschaft der Altstadt aufforderte, all ihr Silber, es sei gelb oder weiß, der Vertheidigung der Stadt zu opfern, und wo mit herrlichster Begeisterung alles Volk sich gutwillig erzeigte, an diesem Tage war der Kranke von den Seinigen aufgegeben, und Herr Nikolaus Hahn sprach die Sterbegebete an seinem Lager. In der folgenden Nacht besserte es sich jedoch wieder, und als am Donnerstag post Misericordias Domini, als am sechzehnten April, Verhandlungen und Vorschläge zur Versöhnung zwischen der Stadt und Herrn Joachim von Gerstorf in des Herzogs von Mecklenburg Herberge und Gewahrsam gethan wurden, da schöpften die betrübten Seelen im Hause des Rathmanns Horn zum ersten Mal unter den heißesten Dankgebeten freien Athem. Markus Horn hatte seine Mutter und die Regina Lottherin erkannt. Am folgenden Tage erkannte der verwundete Sohn auch seinen Vater, doch war er so matt, daß er kaum ein Wort über die Zunge bringen konnte. Solches dauerte bis Vocem jucunditatis; von da an besserte es sich zusehends mit dem Rottmeister; er fing an, einen merkwürdigen Appetit zu entwickeln, schlief durch Tag und Nacht, und die Klarheit seines Geistes kehrte mehr und immer mehr wieder. Das Jahr trat in den Frühling, in das Leben trat Markus Horn zurück.

Am Morgen des achten Mai, dem Donnerstag nach Trinitatis, blickte der Genesende, wieder einmal aus tiefem erquickenden Schlaf erwachend, durch die halbgeschlossenen Augenlider auf ein so liebliches Bild, daß er sich eine geraume Zeit lang nicht regte, um es nicht zu stören. Zu Füßen seines Bettes saß seine alte Mutter, das offene Liederbuch Martin Luther's im Schooß, die Hände darüber faltend und mit einem stillen Lächeln auf den Lippen zu dem Vater Horn und dem Töchterlein des Nachbars Lotther hinüberblickend. Diese Beide saßen dicht nebeneinander, Hand in Hand; der Greis in einem hohen Lehnstuhl, die Jungfrau auf einem niedern Schemel ihm zu Füßen. Von Zeit zu Zeit streichelte der alte Rathmann der holden Regina die weichen Locken und flüsterte ihr ein liebkosendes Wort zu; dann legte jedesmal die Jungfrau den Finger auf den Mund und deutete mit glücklichem Lächeln auf den Kranken, und diesem traten die Thränen in die Augen, wie sie so lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Hell und warm schien die Maisonne in's Fenster, Vögel zwitscherten in der blauen Luft, Kinderstimmen ließen sich hören. Dazwischen klang freilich leidergottes immer noch von Zeit zu Zeit ein dumpfer Knall, oder ein Rasseln, Stampfen und Klirren in der Gasse deutete auf das Vorüberziehen waffentragender

Hausen; aber was war das in dieser holden Stunde der Genesung!

Jetzt fing das aufmerksame Mütterlein doch eine Bewegung des Sohnes auf und fragte, sich vorbeugend:

„Wachst Du, mein Sohn? Hast mit Gottes Hilf' wieder gut geruht?"

Und die beiden Andern traten an das Bett, und Markus bot Beiden die abgemagerte Rechte und flüsterte:

„Dank, Dank für Eure Lieb' und Güt', mein Vater! Dank, tausendmal Dank, Regina!"

Nun saßen sie Alle dicht um das Bett des jungen Mannes und unterhielten sich über die Hoffnungen einer bessern Zukunft und über die Vorkommnisse des Tages, und wenn auch einmal ein Geschütz seine grimmige Stimme lauter als gewöhnlich erschallen ließ und die Fenster von dem Krach erzitterten, so achteten sie es wenig.

Es mochte wohl zehn Uhr sein, als es an der Thür klopfte und der Buchdrucker Lotther auf den Zehenspitzen in's Gemach trat. Sein Gesicht hatte einen ernsten, bedenklichen Ausdruck, welcher dem Rathmann sogleich auffiel. Letzterer trat dem guten Nachbar deshalb entgegen und führte ihn gegen das Fenster, wo er sich von ihm etwas zuraunen ließ, worüber er erst schnell auffsah, dann die Achseln zuckte.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, es ist keine Täuschung; ich hab's von Einem, der ihn hat fallen sehen."

Der Rathmann trat zu dem Bett seines Sohnes zurück und sagte mit milder Stimme zu diesem:

„Markus, der Nachbar bringt eine Nachricht, welche — — wenn es Dich nicht aufregt — es ist nämlich Einer soeben erschossen, so der Stadt viel Schaden zugefügt hat und noch zufügen konnte."

Markus hatte, während die beiden Männer zusammen gesprochen hatten, verstohlen die Hand Regina's gefaßt und ihr auch zugeflüstert; jetzt ließ er die Hand und sagte wie Einer, der im höchsten Glück von einer ganz gleichgiltigen Sache hören soll:

„Sprecht nur, lieber Vater, bitte, erzählet, lieber Meister; ich kann Alles hören."

„Der Hauptmann Johannes Springer ist todt!" sagte der Rathmann; die beiden Frauen schlugen die Hände zusammen, Markus aber blieb ganz theilnahmlos, und seine Augen hingen nach wie vor an dem süßen Gesichte Regina's.

„Er ist wirklich und wahrhaftig todt!" erzählte der Buchdrucker mit fliegender Hast. „Ist die vorige Nacht nach seiner Art wieder sauvoll gewesen und gehet heut morgen nach sieben Uhren mit seinen Trabanten in's Feld aus dem Sudenburgerthor, da gehet er hin und wieder bei dem neuen Rondel, wahrscheinlich um die heiße Stirn zu kühlen. Er sollt' bald kalt genug sein. In den Steinkuhlen brennt der Feind ein Stück los, und die Kugel trifft den Hauptmann am Bein, unter dem Knie, in das dicke Fleisch an der Wade. Da lag der grobe Unflat! Laufen die armen Weiber, so im Graben arbeiten, hinzu, und wie er nach Wasser schreit, bringen sie ihm ihren Kofent, ihn zu kühlen. Er stirbt ihnen aber bald unter den Händen, und wär's nach meinem Willen gangen, man hätt' das Aas draußen im Feld verfaulen lassen. Wenn man es genau bedenkt, wie's in der Welt zugehet, so muß man sich doch sehr verwundern. Da soll nun heut' Abend um zehn Uhr der Steckenvoigt Joachim, der mit den Gefangenen untreulich gehandelt und sonsten das Regiment von sich geworfen und verrätherisch Spiel gespielt hat, gehängt werden auf dem Neuen Markt. Weshalb stirbt nun dieser andere viel größere Verräther den Tod eines ehrlichen Kriegsmannes? Das begreif' ein Anderer!"

„Es ist ein roher, böser, gottloser Mann gewesen, dieser Springer," sprach der Rathmann. „Hat unehrlich gehandelt an seinem eigenen Fleisch und Blut, seinen Kindern und Weib, hat unehrlich gehandelt an dieser Stadt, der er mit aufgerichteten Fingern schwor. Nun steht er vor einem höhern Richter, dem wollen wir den letzten Spruch überlassen. Gott schütze die Stadt!"

„Seit der Meuterei," sprach der Buchdrucker, „ist auch er wie von einer unsichtbaren Hand geschlagen gewesen. In seinen trunkenen Zeiten hat er immer nach dem Adam Schwartze und nach seiner Beiläuferin geschrien, hat sich auch sonsten gräulich angestellet um das Weib, als er es nicht fand in seinem Quartier. Darüber ließe sich auch eine Geschichte erzählen; fortgelaufen ist sie dem Hauptmann nicht, denn all ihren Schmuck und alles Gold und alle Kleider hat er gefunden, sie aber nicht. Hab' schon eben gehört, der Rath wolle nun all das Gut des losen Hansen seiner Ehefrau und seinen Kindern zuschreiben."

Den Namen Adam Schwartze hatte Markus bereits wieder im halben Schlummer nachgesprochen; jetzt schlief er ganz fest, doch ein wenig unruhiger als in den letzten Zeiten. Dunkle, blutige Gestalten schwebten durch seine Träume; er sah den Lieutenant Adam Schwartze nackt, mit zerfleischten Armen, wie er ihn im Zeisigbauer gesehen hatte; er sah den schrecklichen Schützen vom Sanct Jakobsthurm; er sah die schöne, wilde Johanna und den Hauptmann Hans Springer im blutigen Reigen. Auch andere Gestalten erblickte er schaudernd, Gestalten aus seinem frühern wilden Leben. Das Wundfieber kehrte ein wenig wieder, und die arme Mutter durchwachte eine neue bange Nacht, sorgte aber unnöthigerweise. Die kräftige Natur des jungen Mannes überwand siegreich alle Folgen der bösen Wunde. Am vierundzwanzigsten Juni verließ Markus Horn zum ersten Mal das Bett und wankte, auf einen Stab und den Arm des alten Vaters gestützt, zum offenen Fenster, einen Blick in die Gasse zu werfen und einen Athemzug Sommerluft zu thun. Es war der Tag Johannis Baptistä und große Freude im Hause des Rathmanns Horn und in der alten, berühmten Lotther'schen Buchdruckerei. Am Abend dieses Tages zündeten die Feinde in allen Lagern und Schanzen: in der Schelmenschanz' zu Bukau, um Diesdorf, in der Blutschanze auf der Steingrube, in der Neustadt, zu Crakau, kurz überall die Johannisfeuer an und schossen all ihr Geschütz, groß und klein, dreimal ab. Die Knechte aber steckten brennende Strohbündel auf die Spieße, liefen jauchzend umher, tanzten um die Feuer und schrien:

„Jetzt tanzen wir um Sanct Johannis Feuer, wer über's Jahr noch lebt, der hänge die Kronen auf!"

Schrieben wir hier gleich Herrn Sebastian Besselmeier, Herrn Heinrich Merkel oder Herrn Johannes und Elias Pomarius eine Geschichte dieser großen und schrecklichen Belagerung, so würden wir noch von manchem Scharmützel, manch kühnem Ausfall, mancher guten List, manch wackerm Schuß und Treffer berichten müssen. Wir thun das eben so wenig, wie wir dem feinen Politikus Herrn Mauritius auf all seinen gewundenen Wegen nachgehen können. Wir sagen nur, daß dieser Heros des Lutherthums seinen Plan gegen den Kaiser, dessen Schwert er vor Magdeburg trug, jetzt so ziemlich fertig hatte. Schon hatte eine geheime Zusammenkunft zwischen ihm und dem Markgrafen Johann von Brandenburg-Cüstrin zu Dresden stattgefunden, und verbunden hatten sich beide Fürsten „zur Erhaltung der Selbständigkeit und Freiheit des heiligen römischen Reiches, zum Schutze des protestantischen Glaubens und zur Befreiung der beiden Gefangenen Karl's des Fünften, nämlich des guten Johann Friedrich's und Philipp's von Hessen."

Das auszuführen, hatte man aber natürlich der Hilfe der Fremden nöthig, und manch geheimnißvolle Botschaft lief hin und her zwischen dem Lager vor Unseres Herrgotts Canzlei und der Stadt Paris in Frankreich.

Gegen Ende Augusts war das Bündniß zwischen Heinrich dem Zweiten von Frankreich und Navarra und Herrn Moritz von Sachsen, des heiligen römischen Reiches Erzmareschalk und Kurfürst, zu unendlichem Schaden deutscher Nation abgeschlossen worden, und Herr Moritz sprach leise seinen Wahlspruch: Fortes fortuna adjuvat, welches nach seiner eigenen Uebersetzung hieß:

„Vielleicht glückt's mir auch!"

Bereits am dreißigsten August ward ein Waffenstillstand vor Magdeburg ausgerufen und nach einem vorläufigen Vergleich die Feindseligkeiten eingestellt.

Am vierten September kam der Herr von Heideck mit seinem Canzler Christof Arnold zur Unterhandlung in die Stadt.

Am neunten September zogen des Rathes Abgeordnete aus der Stadt zu Wolf Tiefstetter's Losament in der Steinkuhle und setzten daselbst die Verhandlung fort.

Am achtundzwanzigsten September war Handlung zu Wittenberg, und die Herren von Magdeburg fuhren dahin zu Tage.

Am elften October wurde dem Rath, den Schöffen, Hundertmannen und Gemeinden von der ganzen Verhandlung in der Steingrube und zu Wittenberg Bericht abgestattet, und Feinde und Freunde gingen im Felde zusammen und hielten gute Zwiesprach miteinander.

Am neunzehnten October musterte und zahlte die Stadt ihre Reisige und Knechte aus.

Am dritten November ritt Herr von Heideck wiederum in die Stadt, und wiederum zog der Rath in die Steinkuhle.

Am vierten November wurde der Vergleich unterzeichnet. Die Stadt entsagte dem Schmalkaldischen Bunde, welcher gar nicht mehr existirte, zahlte dem Domcapitel, dem sie über eine Million Schaden gethan hatte, 50,000 Gulden, lieferte dem Kurfürsten von Brandenburg zwölf Geschütze aus und erkannte das Erzstift, Kursachsen und Kurbrandenburg zu gleicher Zeit für ihre Herren, welches man das Tripartit nannte. Ferner versprach die Stadt gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich keinen Bund einzugehen und 50,000 Gulden Kriegskosten zu zahlen.

Schleifung der Mauern und Wälle, Einnahme kaiserlicher Besatzung und Geständniß der Thorheit und Strafbarkeit wurde standhaft verweigert, und ihrerseits erlangte die Stadt: Aufhebung der Reichsacht, kaiserliche Begnadigung der Besatzung und Bürgerschaft, Bestätigung der Privilegien und — Freiheit vom Interim und freie Religionsübung.

Sicherheit und Verzeihung erhielten die fremden Schutzgenossen bis auf den Doctor Erasmus Alberus. Er mußte, wie schon früher mitgetheilt wurde, aus der Stadt; „zu grob“ hatte er es dem Kurfürsten gemacht.

Am neunten November hält Moritz von Sachsen, nachdem die Belagerung ein Jahr und einen Monat gedauert hat, endlich auf dem Altstadtmarkt. An seiner Seite hält ebenfalls zu Roß der Reichscommissarius Herr Lazarus von Schwendi. Die durch die Glocke von Sanct Johannis zusammengerufene Bürgerschaft harrt erwartungsvoll des Kommenden, in spe et metu, wie Herr Heinrich Merkel sagt.

Da treten stattlich und feierlich vom Rathhaus her die Bürgermeister, Schöffen und Hundertmannen und schreiten vor bis zum Bilde Kaiser Otto's. Bis dahin reitet ihnen der Kurfürst mit seinem Gefolge entgegen, und die Schlüssel von Unseres Herrn Gottes Canzlei werden in seine Hand gelegt.

Nun spricht der Canzler Doctor Ulrich Mordeisen der Stadt den Huldigungseid vor, und es kommen die Worte:

„Nachdem sich die Stadt nunmehr ergeben —“

Und ein Murmeln geht durch die Menge, und vor tritt Herr Levin von Embden und ruft:

„Vertragen! nicht ergeben!“

Und der Kurfürst neigt sich mit entblößtem Haupt und spricht:

„Es ist vertragen, soll auch vertragen sein und bleiben!“

Da recken die Bürger und der Rath die Schwurfinger in die Luft und schwören dem Canzler nach:

„Der römischen kaiserlichen Majestät und dem heiligen Reich, auch Euer Kurfürstlichen Gnaden gelobe und schwöre ich, daß ich der Römisch-Kaiserl. Maj. und auf derselben sonderliche Bewilligung Euer Fürstl. Gnaden getreu und gewärtig sein, vor Schaden warnen und ihr Bestes nach meinen höchsten Vermögen fördern und mich in Allem gegen dieselben verhalten will, wie einem getreuen und gehorsamen Unterthanen gebühret und wohlanstehet. Ich will auch auf hochgedachter Kais. Majestät obbemeldete Bewilligung Euer Fürstl. Gnaden zu jeder Zeit für meinen rechten Herrn erkennen und halten, bis so lange höchstgedachte Kais. Majestät und Euer Fürstl. Gnaden gemeine Stadt an andere Herrschaften weisen. Und das alles will ich nicht lassen, weder um Gunst, Gabe, Freundschaft, noch um einer andern Sache willen, alles getreulich und ohn' Gefährde, als mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“

Ueber diesen Eid ist die Zeit hingegangen, wie sie über so manchen andern Eid, wie sie über den Kurfürsten Moritz von Sachsen selbst ging. Gott schenke allen deutschen Städten den Geist, der im Jahr nach Christi Geburt Fünfzehnhundertundfünfzig und im folgenden Jahr so gut stritt für:

Unseres Herrn Gottes Canzlei.

Nach all dem Sturmgeläut eine Hochzeitsglocke! Was sollte werden aus der Welt, wenn nicht nach jedem blutigen Streit um Fortschritt, Freiheit, Recht und Ehre die Wiegenlieder der Mütter erklängen?

Wir finden, daß bereits am 8. September 1553 dem Doctor juris Markus Horn und seiner Ehefrau Regina, geborne Lottherin, ein Söhnlein geboren wurde, dessen Pathen Herr Sebastian Besselmeier, der Buchdrucker Michael Lotther und Frau Margaretha Hornin waren. Wir finden, daß Anno 1563 der Buchdrucker Lotther mit großem Gepränge begraben wurde. Seinen Tod hatte er sich von dem Abendtanz, welcher am Donnerstag vor Fastnacht von den vornehmsten Geschlechtern auf dem Gildehaus der Seidenkramer gehalten wurde, geholt,

Mit gar keinem Gepränge wurden um Bartholomäus Anno 1565 der Rathmann Ludolf Horn und seine Ehefrau Margaretha in ein Grab gelegt. Beide starben in einer Stunde an der Pest, welche um diese Zeit wieder einmal, allein in der Altstadt, nahe an fünftausend Opfer forderte.

Der Name Markus Horn erscheint noch einmal mit großen Ehren in den Verhandlungen des 26. Juni 1570 zu Halle auf dem großen Landtage.

Im August 1584 blühten die Reben in unserer lieben Frauen Weinberg zum zweiten Mal und setzten neue Trauben an. Auch die Rosen und Obstbäume standen wieder in Blüthe. In diesem köstlichen Herbst soll Regina Hornin sanft entschlafen sein. Genaueres läßt sich über den Tod der beiden Ehegatten nicht angeben, da die Kirchenbücher von Sanct Ulrich in dem Brand von 1631 untergingen.

Jedenfalls war aus Markus und Regina ein wackeres Paar geworden, welches Glück und Leid erlebte, Kinder zeugte und die Eltern begrub und endlich selbst in die Erde gesenkt wurde.

So machen wir einen kurzen Schluß und setzen an's Ende die Worte, mit welchen der künstliche Meister Augustin von Brack seine Contrafactur der Stadt Magdeburg „jetzt im MDLI Jahr vom Römischen Reich belägert" in die Welt sandte:

„Alles fürzumalen, was nur gemalet werden kan, were viel zu viel, auch dem, was gemalet ist, die rechten lebendigen Farben zu geben, wolte nicht allein hie über Malers, sondern auch über Redners Kunst seyn. Denn es doch nicht mehr als eitel todte Bilder unnd Buchstaben sind, welche das Leben des Handels nicht erreichen, als wie mans gegenwertig für Augen gesehen und im Hertzen gefühlet hat."

Zur Erinnerung an
Karl Heinrich Caspari.

Von

August Vogel.

Caspari's hohe Bedeutung als Mensch, Canzelredner und gefeierter Schriftsteller ausführlich zu würdigen, kann hier natürlich nicht Aufgabe sein, — eine Aufgabe, die überdies meine geringen Kräfte weit übersteigen müßte. Da es mir aber vergönnt war, dem Verstorbenen durch Bande der Liebe und Freundschaft nahe zu stehen, ein Verhältniß, welches ich als ein segensreiches für mein ganzes Sein dankbar empfunden, so möge mir ein anspruchsloses Wort der Huldigung nicht versagt sein.

Die äußeren Lebensverhältnisse Caspari's sind schon wiederholt in öffentlichen Organen *) besprochen worden, weshalb ich, auf jene ausführlicheren Darlegungen verweisend, nur das Wesentlichste daraus hervorheben will.

Karl Heinrich Caspari wurde am 16. Februar 1815 zu Eschau, einem Dorfe in Unterfranken, woselbst sein Vater Pfarrer war, geboren. Die romantische Lage seines Geburtsortes, in den herrlichen Wäldern des Spessarts, umgeben von alten Ruinen und Schlössern, an die sich die wunderbarsten Sagen im Munde des Volkes knüpften, mag wohl schon in frühester Jugend nicht ohne Anregung und Einfluß auf sein tief poetisches Gemüth geblieben sein und den ersten Keim zu jener productiven Thätigkeit gelegt haben, welche in der Folge so reiche Früchte getragen.

Nach zurückgelegten Gymnasialjahren studirte er an der Universität Erlangen nach dem Wunsche seines Vaters Theologie und gleichzeitig mehrere Jahre Philologie; zu letzterm Studium veranlaßte ihn ein eigenthümliches Mißtrauen in seine Befähigung zum Prediger. Diese sonderbare Besorgniß, in einem Mangel an Selbstvertrauen begründet, verschwand aber durch seine erste Predigt, die er als Student auf einem Dorfe in der Nähe Erlangens gehalten; Sachverständige haben in diesem ersten Versuche schon seine hohe Begabung für den Beruf als Prediger erkennen wollen. Auf seine spätere Bedeutung als Schriftsteller haben übrigens jene gründlichen philologischen Studien in hohem Grade günstig eingewirkt, indem dadurch allen seinen literarischen Werken unverkennbar der Hauch classischer Vollendung verliehen wurde.

Schon während seines Aufenthaltes im Predigerseminare zu München, wohin er nach Vollendung seiner Universitätsstudien berufen worden, hatte Caspari seine treue

---

*) Neue Münchener Zeitung, 1861, Nro. 131. Allgemeine Zeitung, 1861, Nro. 160.

Lebensgefährtin gefunden, welche ihm nicht nur eine liebevolle Gattin, ihren beiden hoffnungsvollen Söhnen eine treue Mutter geworden, sondern auch, wie er selbst dankend anerkannte, durch ihren seltenen Geist und richtigen Geschmack auf die Erfolge seiner geistigen Leistungen nicht ohne günstigen Einfluß geblieben ist.

Nachdem er hierauf als Vicar und später als Pfarrer an verschiedenen Stellen gewirkt, auch einige Jahre in seinem Geburtsorte Eschau als Nachfolger seines Vaters, wurde er 1856 als zweiter Pfarrer nach München berufen, wo er am 10. Mai 1861 im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters nach segensreichem Wirken gestorben.

Caspari war von Natur aus zur Beredtsamkeit mit den glücklichen Gaben einer imponirenden Gestalt und einer biegsamen sonoren Stimme ausgestattet. Nicht minder aber hatte auch die zur Vorbereitung verwendete Mühe und Arbeit einen großen Antheil an seinen Erfolgen als Redner. Man kann nicht eigentlich sagen, daß es ihm von den Lippen strömte; nur durch ein seltenes Zusammentreffen von Kunst und Talent, beide in ihm innigst verwoben, sich gegenseitig ergänzend, wurde es ihm möglich, in seinen kirchlichen Reden tiefe Gründlichkeit mit gemeinfaßlicher Einfachheit, nüchternen Nachdruck mit poetischem Schwunge zu vereinigen. Durchdrungen von der hohen Aufgabe seines Berufs blieben ihm Lauheit und Gleichgiltigkeit auch bei den geringsten seiner Amtsverrichtungen gänzlich fremd. In dem einsamen, abgelegenen Dorfe Eschau, unberührt von dem aufmunternden, auch für den Canzelredner nicht selten verführerischen Beifall einer feingebildeten Gemeinde, hat er seine später im Druck erschienenen vortrefflichen Predigten über die zehn Gebote gehalten. Mit einem Worte: Es war ihm Ernst, das Herz machte ihn beredt. Wer von Allen, die ihn jemals predigen gehört, sollte nicht erfüllt worden sein im Innersten von dem Gefühle, das dieses Mannes Rede aus vollster Ueberzeugung vom Herzen gekommen? Diese von Herzen zu Herzen gehende Beredtsamkeit war es auch, welche ihn so sehr zum Lehrer der Jugend befähigte, ihn als solchen so überaus beliebt machte; ist ja doch der Jugend ganz besonders das feine Gefühl eigen, diejenigen, die ihr herzlich wohlwollen, mit richtigem Tacte herauszufinden, ihnen liebend anzuhängen.

Von Caspari's theologischen Schriften, deren eigentliche Beurtheilung mir natürlich fern liegt, gedenken wir nur seiner schon oben erwähnten Predigten über die zehn Gebote, nach dem Urtheile der Sachverständigen „ein wahres Musterwerk evangelischer Beredtsamkeit," seines trefflichen Buches: „Geistliches und Weltliches zum Katechismus Luther's," ein Buch von der segensreichsten Wirkung in Schule und Haus, und endlich seines im Auftrage der Regierung verfaßten Landeskatechismus, welcher im In- und Auslande große Anerkennung und in kürzester Zeit weit über Deutschlands Grenzen hinaus bis nach Amerika die ausgedehnteste Verbreitung gefunden hat.

Durch Caspari's hervorragendes Talent für volksthümliche Darstellung sind köstliche Perlen zu Tage gefördert worden; es genügt schon die Namen dieser wahren Volksschriften zu nennen. Denn wem sind sie nicht bekannt, seine „alten Geschichten aus dem Spessart, seine Dorfsagen, zu Straßburg auf der Schanz, der Schulmeister und sein Sohn, Christ und Jude," mit ihren lebenskräftigen Gestalten eines Udalrikus Gast, Olufson, des Jägers von Erlau u. a.?

Alle diese Erzählungen, — kräftige Zeugnisse christlichen Glaubens und christlicher Sitte — sind unverwelkliche Blüthen im Kranze deutscher Literatur. Durch ihre Einfachheit und Wahrheit, durch ihre treue, der volksthümlichen Anschauung unmittelbar entnommene Darstellung haben sie allenthalben offene Thüren und Herzen gefunden und, wir sind dessen gewiß, nicht allein durch ihre Anmuth ergötzt, sondern auch durch ihre ernst christliche Haltung gebessert, getröstet und erhoben. Wie überhaupt heutzutage fast Alles, was mit gesundem Sinne und poetischem Gemüthe aus dem Volksleben gegriffen, in jeder normal organisirten Menschenseele Widerhall, Beifall und Verständniß gewinnt, um so mehr mußten Caspari's Erzählungen, ähnlich dem Volksliede, allem Romanhaften, so wie aller Effecthascherei fremd, bei meisterhafter Handhabung eines körnigen, gedrungenen Stils, augenblicklich Eingang finden in die innerste Gemüthstiefe bei Gebildeten und Ungebildeten, — daher die überraschend schnelle und weite Verbreitung seiner Volksschriften.

Wollen wir den Eindruck des persönlichen Wesens bezeichnen, welcher sich bei der ersten Begegnung Caspari's einem Jeden fühlbar machte, so müssen wir sagen: er war eine ernste edle Erscheinung, — edel in dem Sinne und der Bedeutung des Wortes genommen, wie sie nur einem Manne zukommt, dessen liebenswürdige, glückliche Naturanlagen durch das Licht des Christenthums erleuchtet und verklärt erscheinen. Nur so, mit Hereinziehung dieses sein ganzes Sein durchdringenden Einflusses, kann das harmonische Ganze seines äußeren Wesens richtig erfaßt und gewürdigt werden. Um ein getreues Bild von ihm zu bekommen, gab es vielleicht keine bessere Gelegenheit, als die Art und Weise zu beobachten, wie er sich im Freundeskreise gab. Hier ging sein Herz auf und selbst wenn er nur wenig sprach, schon seine Nähe hatte etwas Wohlthuendes. Sein theilnehmendes Interesse an den Verhältnissen Anderer, seine schonende Milde im Urtheil, unterstützt von der ganzen äußeren Erscheinung, den feinen Zügen eines edeln Angesichts und dem innigen Ausdrucke eines freundlich ernsten Auges, gewannen ihm die Verehrung, das Vertrauen und die Lieber Aller, die mit ihm in persönliche Berührung kamen. So hatte er denn wohl auch schwerlich einen persönlichen Feind, und auch solche, denen er seiner Richtung nach entfernter stand, mußten immer seiner Liebenswürdigkeit als Mensch und Freund gerechte Anerkennung zollen. Nur einem oberflächlichen Beobachter konnte Caspari schwer zugänglich und wortkarg erscheinen; er liebte die Geselligkeit in gewissen Grenzen, wenngleich es nicht leicht war, seinen Freunden beigezählt zu werden. Aber wen er einmal liebgewonnen, an dem hing er mit voller Seele, ja sogar die leichte, wenn schon gerechte Rüge der Schattenseite an Freunden machte ihm einen verletzenden Eindruck, indem für ihn die Mängel neben den Vorzügen derer, die er liebte, keine Bedeutung hatten.

Obwohl schon seit Jahren seine Gesundheit nicht zu den kräftigeren gehörte, so konnte er doch seinem Amte, wenn auch mit Unterbrechungen, vorstehen. Es scheint indeß, daß er selbst schon länger von der Bedeutung seines allerdings immer deutlicher hervortretenden Lungenleidens eine klare Empfindung gehabt habe. Als der Erguß trüber Ahnungen über seinen körperlichen Zustand mag folgendes unter seinen Papieren aufgefundene Gedicht gelten, welches er einem gleichfalls leidenden Amtsbruder während eines gemeinschaftlichen Badaufenthaltes in's Stammbuch geschrieben:

Gott sprach zu Dir und mir: „Ein trüber Schatten
Soll legen sich ob Euern Lebenswegen,
Es soll von Stund an Eure Kraft ermatten
Und nieder sollt den Hirtenstab Ihr legen.
Hier trinkt den Kelch!" — Wir haben ihn getrunken,
Müd' ward der Fuß, das Herz so schwer und bange,
Und weh die Brust, der Stab ist uns entsunken
Und seufzend fragen wir: „Ach Herr, wie lange?"
Noch kein Bescheid ist uns darauf gekommen.
Verborgen ist uns Gottes Rath und Fügen,
Nur jener Trost, — der bleibt uns unbenommen, —
„Laßt Ihr an meiner Gnade Euch genügen." —

Erst in dem letzten Halbjahre hatte sein Brustleiden trotz der umsichtigsten und kunstverständigsten ärztlichen Behandlung, trotz der sorgfältigsten Pflege solch rasche Fortschritte gemacht, daß er seine amtlichen Functionen auf liebevolles Andringen seiner Freunde größtentheils niederlegen mußte, zuletzt und mit tiefstem Schmerze den ihm so theuern Unterricht der Jugend. „Wenn ich auch das nicht mehr thun darf," sprach er, „dann bin ich ganz vom Amte, dann lebe ich ein Todter unter den Lebendigen."

Sein langes und schmerzliches Krankenlager zeugte von der allgemeinen und herzlichen Liebe, welche er sich in allen Kreisen erworben. Die unermüdliche, erfinderische Liebe der Freunde umgab ihn und war von nah und fern bemüht, die Lage des theuern Kranken so viel als möglich zu erleichtern. Es drängt uns, hier noch besonders zu gedenken der ihm in so reichem Maße gewordenen Theilnahme und Anerkennung der hohen Frau, welche auch ohne den glänzenden Schmuck der Krone auf ihrem Haupte als das erhabenste Vorbild jeder christlichen Tugend nicht nur ihrem eigenen, sondern dem ganzen deutschen Volke voranleuchten würde; Sie — die Mutter des Landes in der edelsten Bedeutung des Wortes — hat in echt christlicher Liebe, welche allenthalben den Leidenden Trost und Hilfe spendet, auch das Leben des ihr theuer gewordenen Lehrers durch zartsinnige Beweise persönlicher Huld und Gnade geschmückt, ihre Trostbriefe waren dem zum Tode Erkrankten stets frische Blüthen, an deren wohlthuendem Dufte er sich bis an's Ende noch mit dankbarer Freude erquickte. Sein Sterben, am 10. Mai 1861, war ein würdiger Schluß-

stein seines edeln frommen Lebens; den schweren Abschied von einer innig liebenden und geliebten Familie bestand er mit der durch sein ganzes Leben schon bewährten christlichen Fassung.

Es erfaßt uns ein unabweisbares Gefühl der Wehmuth, wenn wir uns sagen müssen, diese reine Quelle, aus welcher das deutsche Volk noch so reiche Labung hätte schöpfen können, ist nun versiegt. Wie viele Entwürfe zu neuen Arbeiten, die ihn noch auf seinem Krankenlager beschäftigten, — Knospen, die nicht mehr zur Frucht gedeihen sollten, sind nicht mit ihm zu Grabe getragen? Doch, freuen wir uns dankbar des Schönen und Guten, was uns der seltene Mann aus dem reichen Schatze seines Geistes und Gemüthes in liebevoller Bescheidenheit geboten, freuen wir uns, daß sein treues, segensreiches Wirken durch Wort und Schrift unvergängliche Früchte getragen und das verdiente Glück, erkannt zu werden, gefunden.

Literarisches.

Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow. Neun Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wenn einmal Hegel gelegentlich sagt: „Die wahrhafte Widerlegung muß in die Kraft des Gegners eingehen und sich in den Umkreis seiner Stärke stellen; ihn außerhalb seiner selbst angreifen und da Recht behalten, wo er nicht ist, fördert die Sache nicht“ — so befindet sich der Verfasser dieses großen modernen culturgeschichtlichen Zeitgemäldes, wahrscheinlich des umfangreichsten, welches bis jetzt die erzählende Dichtung aller Nationen älterer und neuerer Zeit geschaffen hat und das einfach nur als „Roman“ auftritt, in voller Uebereinstimmung mit dem Philosophen. War es die Absicht, die offenbar als Tendenz des Gutzkow'schen Werkes zu Tage liegt, die römische Hierarchie als den gefährlichsten Erbfeind der naturgemäßen geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit und zum Glück, in so weit es überhaupt zu diesen Zielen befähigt ist, darzustellen und demgemäß die historische wie moralische Berechtigung dieses hierarchischen Systems gründlich und überzeugend zu widerlegen, so mußte der Anwalt der Aufklärung sich in die innersten Gedankengänge des römischen Systems versenken und bis zum tiefsten Fundament hinabsteigen, um von dort aus die schwindelnde künstliche Spitze mit Nachdruck erschüttern zu können.

Und diesen langsam, aber sicher zum Ziele führenden Weg hat denn auch Gutzkow eingeschlagen. Er ist tief in das Wesen des Katholicismus und überhaupt des Romanismus eingedrungen. Er zeigt, daß so manche Institutionen des katholischen Cultus, wie die hochpoetische wunderbare Transfiguration in der Messe, die tröstlichen Gnadenmittel, die erleichternde Beichte und Fürbitte der Mutter Gottes und der Heiligen, die keusche Unnahbarkeit des Priesterthums, in ihrer Ursprünglichkeit als religiöse Symbole an und für sich ihre Berechtigung haben, daß sie aber im Lauf der Zeit ihren Grundbegriff überschritten und nun verderblich wirkten.

Diese Analyse gibt der „Zauberer von Rom“ (das heißt der römische Papst) durch den Lebensgang eines katholischen Priesters, Bonaventura, der sich mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit und rührendsten Hingebung seinem aus der Ferne ihm hochheilig erscheinenden Berufe widmet, im Verlaufe des Weges aber mehr und mehr unter der prangenden Außenseite des hoch und erhaben über Alles sich gebenden Cultus entweder die Inhaltslosigkeit oder die Unterdrückung eines geistigen Inhalts erkennt, bis er zuletzt, auf der höchsten Staffel der geistlichen Würdenleiter angelangt, von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenreform durchdrungen ist und selbst die Initiative derselben ergreift. Das Ziel der heutigen italienischen kirchlichen Reformpartei, wenn es auch das von Bonaventura erstrebte noch nicht ganz erreicht, beweist, wie sogar mit diesen seinen Reformideen Gutzkow sich ganz, nach Hegel's Wort, **innerhalb des katholischen Kreises selbst** gestellt hat.

Für eine zweckmäßige und vielseitige Verfolgung der Tendenz ist die Fabel des Romans einsichtsvoll gewählt. Zwischen der älteren katholischen und der jüngeren protestantischen Linie eines reichbegüterten gräflichen Hauses im ultramontanen Westphalen hat sich in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, und zwar in Folge einer zweideutigen Testamentsclausel über die zur Erbfolge berechtigende Religion ein zu den mannigfachsten Verwicklungen führender Erbschaftsproceß entsponnen, in den sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln und Intriguen die römische Kirche mischt, um unter allen Umständen den eventuellen Erbfolger unter ihrem Einfluß zu wissen. Besonders eifrig zeigen sich hier die Jesuiten, deren Druck auf die römische Politik seit der französischen Restauration maßgebend wurde. Eines ihrer Werkzeuge, der Pater Stanislaus, dessen abenteuerliches Vorleben ihn mehr für das weltliche als für das geistliche Leben bestimmte, erhält die Mission, den eventuellen, in Oesterreich lebenden protestantischen Erb-

folger für die Convertirung vorzubereiten, während ein anderes Werkzeug, der Kölner Oberprocurator Rück, für die weibliche Erbfolge der einstweilen im Besitz des Majorats befindlichen katholischen Linie, an welche eine Fusion mit der protestantischen durch Heirath geknüpft ist, wirken muß. Dieser Rück ist zugleich der Agitator in den gleichzeitigen bekannten, durch den Conflict des Erzbischofs Clemens August von Droste-Vischering mit der Krone Preußen entstandenen Kölner Wirren. In diese sich kreuzenden Händel sind vor Allem die Hauptpersonen des Romans verflochten, deren Geschicke in der Mitte desselben von Westphalen und vom Rhein, durch die Consequenz der Ereignisse, zuerst nach Wien, dann nach Italien überspielen. Hier entwickeln sich als Folgerungen der frühern neue Handlungen, welche die politisch-religiösen Bestrebungen des erwachten „Jungen Italien" von 1839 — 1850 zum historischen Hintergrund haben. In der kirchlichen Anschauung des Helden, des zum Bischof in Piemont erhobenen Priesters Bonaventura, ist bereits der Wendepunkt eingetreten; seine antijesuitischen Bestrebungen bringen ihn mit Rom in mannigfache Conflicte. Der Tod und das Vermächtniß seines seit seiner Jugend schon verschollenen, die letzten Jahre von ihm erfolglos gesuchten und nun im Kerker der Inquisition wiedergefundenen Vaters, der seinen ganzen Lebensherbst den grausamen Consequenzen römischer Satzungen zum Opfer bringen mußte, machen ihn vollends zum entschiedenen Gegner der römischen Hierarchie. Der in Form einer Vision gegebene Schluß des Romans stellt ihn als ersten (oder letzten?) Papst dar, der in heiligem Ernst mit den hierarchischen Traditionen bricht und eine gründliche Reform der Kirche durch die Berufung eines allgemeinen Concils einleitet.

Die handelnden Personen sind mit Einsicht, ohne jedoch der frei und mit natürlichster Unbefangenheit schaffenden Phantasie Gewalt anzuthun, der Tendenz in die Hand angelegt. Der Held des Romans, Bonaventura, ist eine zwar klare, in sich gefestete, bei einem zarten Anflug von Schwärmerei männliche, aber doch passive Natur. Diese Passivität war eine Nothwendigkeit für die Gestalt, in welcher sich vor Allem die von der Hierarchie wie von einer geistlichen Militärherrschaft geforderte und seit mehr als einem Jahrtausend durch das Cölibat und die Strafklöster angestrebte Passivität des Priesterthums, der blinde Gehorsam der geistlichen Soldateska, offenbaren sollte. Selbst der geistige Proceß, der allmälig in dem treuen Sohn der Kirche die Wandlung vollzieht, vermag diese Passivität nicht ganz zu verwischen. Diesen Mangel ersetzt aber hinlänglich der anmuthende Duft der Humanität, der diese Gestalt in jeder Bewegung umfließt. Andere in diesem Roman geschilderte Priester, wie Beda Hunnius, Müllenhoff und Andere, sind zwar aggressive Naturen; diese Aggression äußert sich aber stets nur in der einen Richtung des kirchlichen Fanatismus, dem zufällig ihre Natur entspricht. In die Passivität finden sich die Neophyten schwer hinein. So die rastlos wühlende, fieberhaft unruhige Natur Heinrich Klingsohr's. Sein sich überstürzender Vorwärtsdrang und die frevelnde Verleugnung der Grundgesetze der Natur machen ihn geistig und moralisch bankerott und treiben den Verzweifelnden den Römlingen in die Arme, die ihn für ihre Zwecke zum willenlosen Automaten zustutzen. Klingsohr gehört, eben so wie das trügliche Ideal seines zerfahrenen Lebens, die von einer armen protestantischen Schulmeisterstochter nach ihrer Convertirung bis zur römischen Gräfin und Vertrauten des regierenden Cardinals sich emporabenteuernde Lucinde, zu jenen Naturen, die Goethe mit dem Namen „problematische Naturen" bezeichnete, Menschen, die mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, zum Höchsten berufen, dennoch fast immer zu Grunde gehen, weil sie mit ihrer hyperidealen Anforderung an's Leben fortwährend in einen allmälig ihre Kraft aufreibenden Conflict mit dem Realismus des Lebens gerathen. Fortwährend enttäuscht, lernen sie die Welt und die Menschen verachten und darnach auffassen und behandeln. Lucinde ist nächst Bonaventura, als dessen böses Princip sie erscheint, im Gegensatz zu seinem guten, der jungen ekstatischen Comtesse Paula, die Hauptperson des Romans und nimmt als solche das Interesse in hohem Grade in Anspruch. Das leidenschaftliche Schwanken und Ringen ihres Naturells macht ihre Gestalt zu einer der poetisch wirksamsten des Romans. Daher kommt es auch, daß die Situationen, bei denen sie betheiligt ist, dem Dichter Gelegenheit gaben, die künstlerische Vollendung seines Werkes auf der schönsten Höhe zu zeigen. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die ergreifende Scene des Abschiedes der Lucinde von Bonaventura am Schlusse des vierten Bandes, wo die hinreißende Gewalt der Leidenschaft im Herzen des energischen Weibes, der kühlen Heiligkeit des Priesters gegenüber, zu wahrhaft erschütternder Geltung kommt. Beim Hinblick auf solche Vorzüge begreift man nicht, wie ein Theil der deutschen Kritik, anstatt mit Stolz auf die großartige Bedeutung des Werkes hinzuweisen, sich so weit hat vergessen können, dem oft beklagten nationalen Uebel fröhnend, den eigenen Werth fremdem Schaffen gegenüber in kleinlicher Gehässigkeit herabzusetzen.

Rhodos.



Capelle des heiligen Elias.

Zweiter Artikel.

Die Hauptstadt der Insel zieht sich einen Hügel hinan, dessen Gipfel die Meisterburg und die Kirche Johannis des Täufers einnehmen. Palmen beschatten sie, Minarets und Kuppeln ragen über sie empor, und das Auge gewinnt ein überaus malerisches Bild. Die am Hafen hinziehenden Befestigungen stammen aus dem Mittelalter und sind so schön und so verständlich, wie moderne Werke niemals sein können. Der schlichteste Verstand begreift das Vertheidigungssystem, zu dem diese einfachen Mauern mit Zinnen, hier und da durch einen viereckigen Thurm unterbrochen, sich zusammenfügen. Die antiken Elemente, die sich hier erhalten haben, sind die Quadersteine im Hafendamm des Galeerenhafens. Die beiden kleinen Steindämme am Zollhaus, die der englische Reisende Hamilton für altgriechisch hielt und von denen er meinte, daß der Koloß über ihnen gestanden, sind neuern Ursprungs und sollen den Boten das Landen und Ausladen erleichtern. Die ansehnlich hohe Ringmauer wird überall von dreizackigen Zinnen gekrönt. Durch dieses einzige sarazenische Element erhalten die rhodischen Werke einen eigenthümlichen fremdartigen Reiz. An vielen Stellen sind in die Mauer Wappenschilder oder Reliefbilder von Heiligen eingefügt, die von einfachen Verzierungen in spätgothischem Stil umgeben werden.

In alter Zeit war der Naillacsthurm der militärisch wichtigste Theil der Hafenbefestigungen. Im Viereck gebaut, erhebt er sich in drei gewölbten Stockwerken zu einer beträchtlichen Höhe. Auf seiner Plattform, die an ihren Ecken vorspringende runde Thürmchen trägt, steigt ein achteckiger Aufbau empor. Man befindet sich hier 150 Fuß über dem Meere, übersieht die beiden Häfen in der Vogelperspective und blickt in die Straßen und Gärten der Stadt hinein. Als Festungswerk hat gegenwärtig die an den Naillacsthurm angrenzende, mit Geschützen besetzte Plattform eine höhere Bedeutung als jenes Bollwerk der Johan-

niter. Sie beherrscht nach der einen Seite das Meer und den Molo des heiligen Nikolaus, nach der andern Seite den großen Hafen. Jener Molo, von dem wir eine Abbildung mittheilen, ist ein mächtiger Quaderbau, zum großen Theil hellenische



Molo des heiligen Nikolaus.

Arbeit, und tritt auf Felsen ruhend, gegen tausend Schritte in's Meer hinaus. Seinen Endpunkt bildet das Schloß des Heiligen, das durch d'Aubusson's Vertheidigung im Jahre 1480 berühmt geworden ist.

Der Molo des heiligen Nikolaus schließt den Galeerenhafen gegen Osten ab. Er ist außerordentlich sicher und wird vielleicht deshalb von den Griechen Mandrachio, der Stall, genannt, während die Türken ihn als Arsenalhafen bezeichnen. Früher wurde er, wenn man eine Gefahr befürchtete, durch eine große Kette geschlossen, die später nach Constantinopel gebracht wurde. Sie maß 750 Fuß in der Länge und ihre einzelnen, ovalgestalteten Glieder waren einen Fuß lang. Parallel mit den beiden Hafendämmen läuft eine Felsenzunge in's Meer hinaus. Sie erhöht die Sicherheit des Hafens, erschwert aber die Einfahrt. Sie trägt das Lazaretto, das mit seiner vorliegenden, zum Quarantänehafen dienenden Bucht dazu bestimmt ist, die Pest von Rhodos fernzuhalten.

Die Festungswerke der Landseite sind für den Stand der Belagerungskunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sehr stark zu nennen. Die Mauern sind vierzig Fuß breit und ihre Widerstandskraft wird durch einen breiten und tiefen Graben, der an vielen Stellen doppelt ist, und

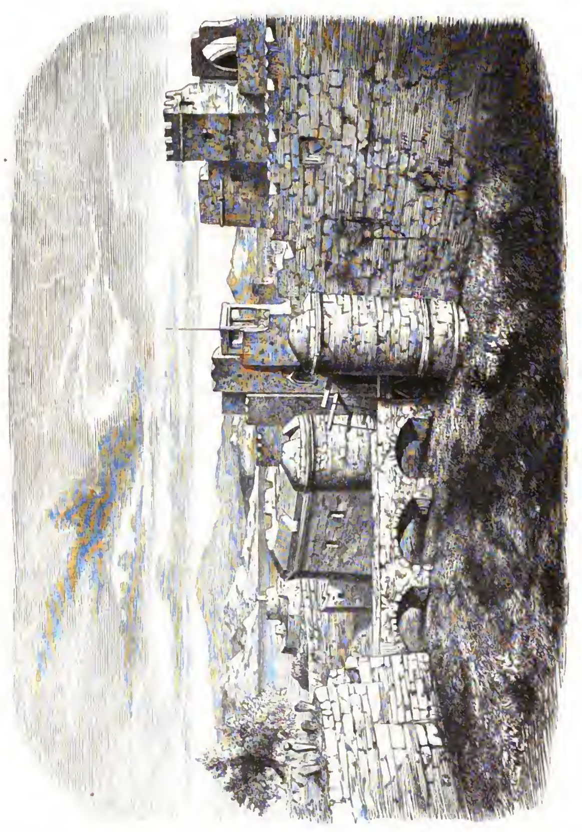


Lazaretto.

durch vorspringende Werke noch erhöht. Ueber dem Katharinenthore war noch in diesem Jahrhundert der Schädel eines großen Thieres zu sehen, wahrscheinlich eines Krokodils. Die Einwohner sahen darin den Kopf des Drachen, den Gozon erlegt hat. Aehnlicher Bauart wie das Katharinenthor ist die Porte d'Amboise, ein Werk der Großmeister d'Aubusson und d'Amboise. Zwei gewaltige Thürme vertheidigen den Eingang, zu welchem man über eine Zugbrücke gelangt. Tritt man von außen her in das Thor, so gelangt man in eine kühle, geräumige Halle, die sich nach links öffnet. Das gedämpfte, von zwei Seiten in verschiedenen Winkeln einfallende Licht, die Tiefe der Wölbung, das Plätschern eines klaren Brünnleins, das sein Wasser in ein steinernes Becken ergießt, üppiges Laub, welches den Ausgang nach der Stadt zu überwuchert, und die malerischen Gestalten der türkischen Wachen, welche schwatzend und rauchend an der Erde lagern, verleihen dem Orte einen eigenen Reiz.

Verläßt man durch die Porte d'Amboise

die Stadt, so befindet man sich auf einem Kirchhofe. Viele kleine Pfade schlängeln sich durch die Gräber, die Bewegungen des Bodens lassen noch deutlich die Linien der türkischen Laufgräben erkennen. An die Friedhöfe grenzen von Mauern umschlossene Gärten und auf diese folgen die Vorstädte der Griechen. Sie werden auch von sämmtlichen Franken der Stadt, fast lauter Kaufleuten aus Italien oder Malta, bewohnt. Hier steigt der alte Burghügel auf, der nacheinander phönicische, griechische und gothische Bauten getragen hat. Ueberall



Die Porte d'Amboise.

stößt man auf Schutt oder Mauerreste, die von Oliven, Cypressen und Palmen beschattet werden. Von den Rittern wurde der Burghügel nach einer uralten byzantinischen Kirche, die an seinem Abhange lag,

der Stephansberg genannt. Bloß an abschüssigen Stellen war der Boden nicht angebaut, und an solchen Stellen wachsen großblätterige Pflanzen, aus deren dunkelm Grün der bläuliche Marmor antiker Grabaltäre hervorblickt. Ueberall in den Gärten des Berges finden sich die Spuren hellenischen Daseins: halbverschüttetes Gemäuer aus großen profilirten Quadern, die Fundamente von zwei Tempeln, zerbrochene Säulenschäfte aus Kalkstein, überzogen mit feinem Stuck, in welchen die Canellirungen gearbeitet sind. In den Umfassungsmauern der Gärten sind in großer Menge antike Fragmente eingemauert, Bruchstücke behauener Marmorblöcke, viele davon mit Inschriften versehen, Grabstelen, Stücke von Friesen und Gesimsen mit herrlich gezeichneten, aber arg verstümmelten Ornamenten, Säulentrommeln und Capitälen. Wo die größten Mauerreste aufragen, liegt der Schutt zum Theil klafterhoch, und hier würden Ausgrabungen wahrscheinlich der Mühe verlohnen.

Um einen Bau zu sehen, dessen phönicischer Ursprung fast zweifellos ist, muß man nach Sümbülli gehen. Die Türken der Insel machen den nicht langen Weg oft, denn sie finden in der Nähe des Orts am Eingange einer grünenden Schlucht, im tiefen Schatten mächtiger Palmen zwei klare Quellen, deren Wasser für das beste in Rhodos gilt. Beide sind sorgfältig und niedlich gefaßt, der Boden mit kleinen bunten Kieseln mosaikartig gepflastert, das Ganze wohl erhalten, und es ist ein Hauptvergnügen der Türken, an diesen rinnenden Quellen in der Schattenfrische des schützenden Laubdaches in süßem Nichtsthun zu lagern. Der alte Bau, den wir meinen, ist ein ungeheurer, senkrecht behauener Felsblock. Nach oben verjüngt er sich in drei Stufen, an jeder seiner Seiten stehen einundzwanzig Halbsäulen ohne Capitäle und Sockel. Das Innere ist eine aus dem lebendigen Felsen gehauene Gruft. Die Gipfel des Felsens bildet jetzt ein pyramidenartiger, mit Strauchwerk bewachsener Hügel. Außer diesem Denkmal aus der rhodischen Urzeit sind um Sümbülli viele griechische und mittelalterliche Ruinen zerstreut. Die Gegend ist zu landschaftlich



Mauer auf dem Stephansberge.

reich und lieblich, um nicht stets eine mächtige Anziehungskraft auf die Bewohner der Insel geübt zu haben.

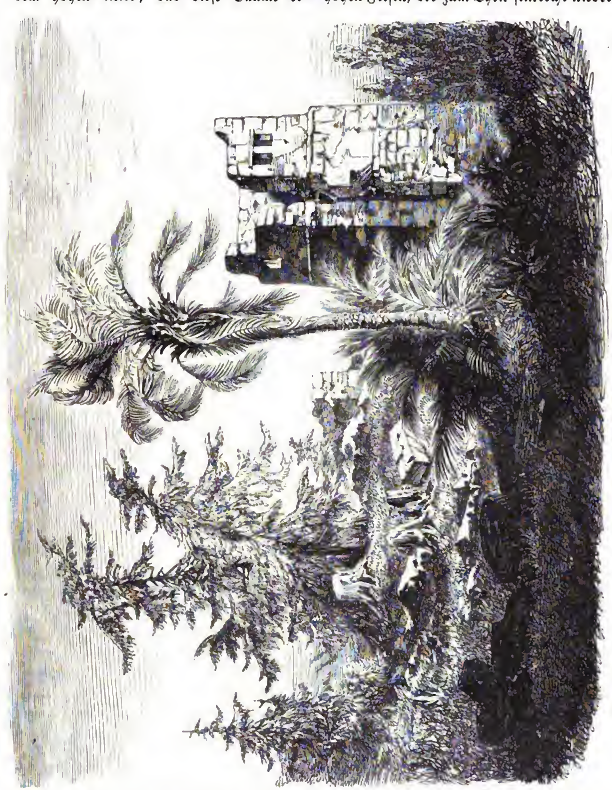
Um Fernblicke zu gewinnen, ersteigt man das Gebirge, das Rhodos dessen ganzer Breite nach durchsetzt. Sein Gipfel, von den Griechen Eliasberg getauft, erhebt sich fast dreitausend Fuß über das Meer. Vierhundert Fuß unter der Spitze, auf einem vorspringenden Auswuchs der Bergmasse, haben die Griechen dem heiligen Elias eine Capelle erbaut. Durch die Schönheit des Baues nicht ausgezeichnet, wird die Capelle dadurch merkwürdig, daß ihr antikes Material eine hellenische Anlage nachweist. Einst mußten sich ihre Steine zu einem Tempel des höhenbewohnenden Zeus zusammenfügen. Solche alte Heiligthümer hat man in Hellas gewöhnlich nach dem Namen des himmelfahrenden



Reste einer Mauer.

Elias umgetauft. Grade vor der kleinen Kirche steht eine uralte Cypresse von mächtigem Wuchs, wie man ihn selten sieht. Es ist bei dem langsamen Wachsen und bei dem hohen Alter, das diese Bäume erreichen, nicht unwahrscheinlich, daß dieser ehrwürdige Riese schon zu hellenischer Zeit hier bei dem Zeustempel gestanden hat.

Aelter als dieser Tempel sind die Monumente, die sich bei Lindos erhalten haben. Was die griechischen Schriftsteller von der Stadt erzählen, läßt sie als eine der ersten Ansiedlungen auf Rhodos erscheinen. In ihren Mauern wurde der Weihkessel des Kadmos aufbewahrt und die semitische Neith erhielt göttliche Verehrung. Ihre Akropolis lag auf einem sechshundert Fuß hohen Felsen, der zum Theil senkrecht niedergeht und nirgends erstiegen werden kann. Die breite Steintreppe, welche jetzt hinaufführt, haben die Johanniter gebaut, von einer altgriechischen Treppe hat sich keine Spur gefunden. Wahrscheinlich war der alte Aufgang unterirdisch angelegt, eine in den Felsen gehauene Treppe. Südlich von der Akropolis springt ein Felsencap in's



Ruine bei Sümbülli.



Palmengruppe.

Meer hinaus. Wie eine gewaltige Felsenmauer aufragend, ist es von Höhlen zerklüftet, welche schwer zugänglich sind. Sie scheinen künstlich in den Felsen gehauen und in hellenischen Zeiten irgend welcher Gottheit heilig gewesen zu sein. Links liegt



Gebirg und Schiffe.

ein enggeschlossener Botshafen, dessen krystallklares Wasser von der Sonne beschienen in den lieblichsten Farben spielt.

Auf dem Wege nach Lindos sah Albert Berg eine Menge wilder Oelbäume, welche statt mit Blättern über und über mit Dornen bewachsen waren. Nicht ein grünes Fleckchen ließ sich erkennen, die Bäume waren Dornbüsche in kolossalen Dimensionen. Ganz besondere klimatische und Bodenverhältnisse müssen diese Ausartung herbeigeführt haben. Eine zweite Merkwürdigkeit aus dem Pflanzenreiche ist eine Palmengruppe auf dem Wege von Rhodos nach Sümbülli. Die Stämme der Bäume kommen, unten miteinander verwachsen, scheinbar aus derselben Wurzel. Wir sehen an diesem Bilde, wie naturwahr Berg die charakteristischen Eigenschaften der Landschaft aufzufassen versteht. Auch ohne daß die Farbe unserm Auge zu Hilfe kommt, fühlen wir, welchen Zauber selbst unbebaute und kahle Gegenden unter einem südlichen Himmel auszuüben vermögen.



Das Leben der Nerven.

Von Albert v. Bezold.

Der Leser wolle mich für kurze Zeit begleiten auf dem Wege durch eines der dunkelsten Gebiete des menschlichen Wissens und mir für einige Augenblicke auf dem Gange durch ein Feld der Wissenschaft folgen, das bis vor Kurzem noch völlig unbebaut, erst in den letzten Jahrzehnten dem rastlos strebenden Eifer der Forscher zugänglich geworden ist, und die Mühe der Bebauung mit den Erstlingen sauer erworbener Früchte belohnt hat.

Ich möchte die Aufmerksamkeit zur oberflächlichen Betrachtung einiger Vorgänge lenken, von denen es bis vor nicht langer Zeit noch ungewiß war, ob sie jemals vom menschlichen Geiste begriffen werden würden, oder ob sie Räthsel seien ewig unlösbar auf dem Wege der Naturforschung.

Der Gegenstand meiner Abhandlung sind die Nerven, unsere eigenen lebendigen Nerven, diese oft genannten und doch so wenig gekannten Diener unseres Willens und unserer Vorstellungen; diese bald gepriesenen Ueberbringer von Lust und Wohlbehagen, bald verwünschten Vermittler von Schmerzen und von Qualen. Von einigen Thätigkeiten unsres eignen Körpers will ich berichten, die fort und fort in uns, zwar unbewußt, geschehen, ohne deren Vermittlung aber unsre Außenwelt nicht für uns, und wir nicht für unsre Außenwelt da wären.

In der That gibt es keine Sinneswahrnehmung, gibt es keine Willensäußerung des lebenden Menschen, die nicht fort und fort der Mithilfe der thätigen Nervensubstanz bedürfte. Unsre Seele, durch deren Thätigkeit die bewußte Wahrnehmung geschieht: sie kann nicht bald hier bald dort im Körper ihren Wohnsitz aufschlagen, sie sitzt nicht in der Oberfläche unsrer Haut, mit der wir empfinden; sie strahlt nicht heraus aus dem sehenden Auge; sie fliegt nicht, wie man im Alterthum glaubte, hinaus zu den uns fernen Gegenständen, die wir betrachten, und bringt sie uns zurück zum Bewußtsein; sie wohnt nicht in den Muskeln unsrer Gliedmaßen, mit denen wir uns bewegen. — Die Seele wohnt im Gehirn: — Alle unsre bewußten Sinneswahrnehmungen, alle Willensanstrengungen entstehen einzig und allein in unsrer lebendigen Gehirnsubstanz.

Das Gehirn aber ist eingeschlossen in einer starren, finstern Kapsel, und keiner der Vorgänge in der Außenwelt, die wir wahrzunehmen glauben, gelangt als solcher unmittelbar zum Seelenorgane.

Die Lichtstrahlen fallen in unser Auge, aber im Auge entsteht noch nicht die Lichtempfindung; die Schallwellen treffen auf unser Ohr, aber das Ohr empfindet die Töne nicht selbst; schmeckende Substanzen kommen in Berührung mit der Zunge, aber keineswegs wird der Geschmack auf der Zungenoberfläche selbst erzeugt; Gegenstände, die wir betasten, drücken auf unsere Haut, aber das Tastgefühl entsteht erst weit weg davon im Gehirn.

Eben so ist die willkürliche Bewegung der einzelnen Körpertheile an die Zuckungen von Muskelmassen geknüpft, welche allenthalben im Körper vertheilt sind, und ein

weiter, weiter Weg liegt zwischen dem Orte, wo der Wille entsteht, und jenem, wo seine Befehle ausgeführt werden.

Dieser Weg muß ausgefüllt werden. Es muß im Organismus bestimmte vorgezeichnete Bahnen geben zwischen den Sinnesorganen und dem vorstellenden Gehirn, zwischen dem Willensorgane und den von ihm beherrschten Muskeln. Damit eine sichere Verbindung hergestellt werde zwischen dem Orte der bewußten Empfindung und denjenigen Theilen der Körperoberfläche, auf welche die Vorgänge in der Außenwelt unmittelbar einwirken: hierzu sind Leitungen von Nöthen, welche von der Haut und von den einzelnen Sinnesorganen zum Gehirn laufen und hier durch ihre eignen Veränderungen dem Bewußtsein Kunde geben von den Veränderungen der Außenwelt.

Damit wir ferner gleichzeitig die ungeheure Menge von einzelnen Eindrücken aufnehmen, aus denen unsre Seele ein Bild unsrer Umgebung zusammensetzt: hierzu ist eine ungeheure Anzahl von gesonderten Leitungen nothwendig, von denen jede einzelne einen ganz bestimmten von Außen geschehenen Eindruck in das gemeinsame Centralorgan des Bewußtseins überträgt. Umgekehrt bedürfen wir ähnlicher Leitungsorgane, welche denjenigen Theil des lebendigen Gehirnes, wo der Wille erzeugt wird, in Verbindung bringen mit den Werkzeugen, welche die Diener des Willens sind, mit den, den Körper bewegenden, Muskeln. Und da wir eine große Menge derartiger Werkzeuge besitzen, mit denen wir die verschiedensten Bewegungen ausführen, so bedürfen wir auch hierzu einer sehr großen Anzahl von Leitungen, deren jede einzelne nur für eine ganz bestimmte Bewegung dient und deren mehrere gleichzeitig arbeiten müssen, damit die zusammengesetzten Bewegungen hervorgebracht werden.

Diese Leitungsorgane sind die N e r v e n. Sie durchziehen in einer ungeheuren Anzahl den menschlichen Körper. Zahllose feine weiße Fädchen findet man allenthalben in der Haut, in den Sinnesorganen, in den Muskeln. Diese Fädchen sammeln sich zu Zweigen, die Zweige vereinigen sich zu Aestchen, und diese letzteren senken sich in die Substanz des Gehirns und seiner Fortsetzung, des Rückenmarks. Betrachtet man ein solches feinstes Nervenästchen, das mit bloßem Auge grade noch sichtbar ist, unter dem Mikroskope, so sieht man, daß dasselbe noch zusammengesetzt ist aus einer großen Menge von feinen Röhrchen, die alle von einer gemeinsamen Hülle umschlossen werden. Untersucht man ein solches einzelnes feinstes Röhrchen noch genauer, so zeigt sich auch dies noch bestehend aus einer elastischen Hülle und einem weißlichen Inhalt. Auch der Inhalt läßt sich noch sondern in zwei verschiedene Lagen, in eine äußere wachsähnliche Schicht und in eine die innere Axe der Röhre ausfüllende eiweißartige Flüssigkeit. Die Dicke einer solchen Nervenröhre ist nicht größer als der dreihundertste Theil einer Pariser Linie; dagegen kann die Länge einer solchen Röhre bei'm Menschen mehr als drei Fuß betragen. Um ein Bild zu geben von dem Verhältniß der Länge eines derartigen Nervenröhrchens zu seiner Breite, genügt wohl die Erwägung, daß eine Röhre von einem halben Zoll im Durchmesser grade eine Stunde lang sein müßte, um der verhältnißmäßigen Länge einer feinsten Nervenfaser gleichzukommen, welche vom Rückenmark entspringt und in der Haut des Fußes endigt. Oder mit andern Worten: Denken wir uns die Dicke eines solchen Nervenröhrchens bis zum Durchmesser eines Thalers vergrößert, so würde seine Länge, um das gleiche Maß vergrößert, von Jena bis Weimar reichen.

Ein Theil nun dieser Nervenröhren strahlt aus dem Gehirn aus und endigt in den höhern Sinnesorganen. Diese sind es, welche dem Gehirn die Botschaft von jenen Vorgängen der Außenwelt überbringen, die vom Bewußtsein als Licht und Farbe, als Ton und Geräusch, als Geruch und Geschmack aufgefaßt und empfunden werden. Dies sind die sogenannten h ö h e r n S i n n e s n e r v e n.

Eine andere sehr große Anzahl von Nervenfäden, die entweder unmittelbar oder durch Vermittlung vom Rückenmark mit dem Gehirne zusammenhängen, durchziehen den Organismus, um sich schließlich in Aestchen aufzulösen, die in der Haut des Körpers endigen. Sie geben uns Kunde von dem Zustande unsrer Haut und derjenigen Dinge, welche mit der Haut in Berührung kommen, sie benachrichtigen uns von der äußern Beschaffenheit der Körper, welche wir betasten, sie erzeugen in uns die Vorstellungen von Druck, Zug, Wärme, Kälte, von Kitzel oder Schmerz. Dies sind

die eigentlich sogenannten **Gefühlsnerven**.

Eine dritte nicht minder große Menge von besonderen Nervenfasern endlich stellt die Leitung her zwischen dem Organ des Willens im Gehirn und den sämmtlichen Bewegungsorganen des Körpers, den Muskeln. Dies sind die sogenannten **Bewegungsnerven**.

Gesetzt nun, ich beabsichtige die Bewegung irgend eines Körpertheils, ich will z. B. den Zeigefinger beugen. Was geschieht? Die Beugung des Zeigefingers wird vermittelt durch die Bewegung einiger Muskeln der Hand und des Vorderarmes. Damit aber die Muskeln sich bewegen, ist es nöthig, daß sie einen Anstoß von Außen erhalten; dieser Anstoß aber wird bewirkt durch eine eigenthümliche Veränderung der Nerven, welche in den Muskeln endigen. Um also die Beugung des Zeigefingers zu Stande zu bringen, ist es nöthig, daß der Wille am Ursprunge dieser Nerven jene eigenthümliche Veränderung erzeuge, daß diese Veränderung ferner durch die ganze Länge der angeregten Nervenfasern hindurchlaufe und daß endlich diese Veränderung, im Muskel angelangt, dessen Verkürzung, und durch sie die Beugung des Zeigefingers bewirke. Man kann sich den ganzen Vorgang unter dem oft gebrauchten, wenn auch, wie wir später sehen werden, nicht ganz richtigen Bilde des Telegraphen versinnlichen. Denken wir uns das Willensorgan durch eine Reihe einzelner voneinander isolirter Telegraphendrähte mit den einzelnen Bewegungsapparaten verknüpft. Auf der Centralstation derjenigen Drähte nun, welche die Muskeln des Zeigefingers mit dem Gehirn verbinden, wird eine Depesche aufgegeben, die gerichtet ist an die Endstationen dieser Drähte, nämlich an die Muskeln, und welche lautet: „Verkürzt Euch um eine bestimmte Länge.“ Die Depesche langt richtig an den Endstationen an und von den Muskeln wird sofort der Befehl genau und ohne Weigerung ausgeführt. Werden aber die Telegraphendrähte durchschnitten, d. h. sind die Nerven an irgend einer Stelle gedrückt oder verletzt, so gelangt der Befehl des Willens nur an die Unterbrechungsstelle, darüber hinaus kann er nicht befördert werden, das mit den Muskeln zusammenhängende Nervenende empfängt die Depesche nicht mehr; die Muskeln bleiben trotz aller Willensanstrengung ruhig: wir sagen dann: der Zeigefinger sei **gelähmt**.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Leitung der Sinneseindrücke zum Bewußtsein. Gesetzt, ich tauche die Hand in kaltes Wasser, um die Temperatur desselben zu prüfen: sofort oder eine sehr kurze Zeit nach dem Eintauchen erhalte ich die Vorstellung eines bestimmten Temperaturgrades dieses Wassers. Wie war dies möglich?

Die Haut der eingetauchten Hand hat eine gewisse Menge ihrer Wärme an das Wasser abgegeben. In der unmittelbaren Nähe der Handoberfläche aber endigen eine große Anzahl feinster Nervenröhrchen. Diese werden mit der Hand gleichzeitig erkältet. Die Erkältung ist nun die Ursache einer bestimmten Veränderung im Innern eines jeden dieser Nervenröhrchen, und diese Veränderung pflanzt sich ebenso in jedem derselben bis zum Gehirne fort. Hier angelangt erzeugt die Veränderung der Handnerven die Vorstellung eines bestimmten Temperaturgrades, und da wir gewohnt sind, alle Veränderungen in diesen Nerven auf die Oberfläche der eingetauchten Hand zu beziehen, so machen wir den Schluß, daß die letztere um eine bestimmte Anzahl von Graden kälter geworden sei.

Sind diejenigen Gefühlsnerven, welche vom Gehirn zur Handoberfläche laufen, an irgend einer Stelle verletzt, so daß die Leitung unterbrochen ist, so empfängt diejenige Centralstation im Gehirn, deren Endstationen in der Hand liegen, keine Nachrichten mehr von dem Zustande dieses Körpertheiles. Die Empfindlichkeit der Hand ist aufgehoben; die Hand kann gestochen, gequetscht, verbrannt werden, ohne daß es nur im geringsten gefühlt wird.

Eben so wie wir dies an diesen beiden Beispielen gesehen haben, läßt sich die Leitung aller Sinneseindrücke, welcher Art sie auch seien, zergliedern. Immer entsteht an dem einen Nervenende eine bestimmte Veränderung, welche in derselben Form, wie sie entstand, durch den ganzen Nerven bis zum andern Ende desselben fortgepflanzt wird, und hier im Seelenorgane diejenigen Zustände erzeugt, die wir als sinnliche Wahrnehmung, als Schmerz, oder als Wohlbehagen bezeichnen.

In der Wissenschaft hat man für diese Vorgänge ganz bestimmte Bezeichnungen: Diejenige Veränderung, welche der Nerv

entweder durch äußere Einflüsse oder durch den Willen erfährt, heißt die Reizung des Nerven. Die Reizung wird im unversehrten Nerven von einem Ende zum andern geleitet, und der gereizte Nerv übt nun seinerseits wieder einen Reiz auf das Organ, in welchem er endigt. So reizt der Wille durch den Bewegungsnerven den Muskel, das gereizte Sinnesorgan durch den Sinnesnerven die Organe der Vorstellung: den gereizten Sehnerven empfinden wir als Licht und Farbe, den gereizten Riechnerven als Geruch, den gereizten Gehörnerven als Ton oder als Geräusch.

Welcher Natur sind nun die Vorgänge im thätigen, im gereizten Nerven? Welche sind die Ursachen jener räthselhaften Wirkungen in den feinen feuchten weißen Strängen, die ohne an sich selber eine merkbare Veränderung zu verrathen, mit Blitzesschnelle Schmerz und Wonne und gewaltige Bewegung in die Ferne hinterbringen?*)

Sind die Nerven etwa vom Hirn und Rückenmark zu den Muskeln und Sinnesorganen gleich straffen Saiten ausgespannt, so, daß mechanische Erschütterungen, die vom Gehirn oder der Haut den Nerven treffen, sich wellenförmig von einem zum andern Ende dieser Saiten fortpflanzen und daselbst angelangt, den Vorgang der Muskelverkürzung oder der Empfindung erzeugen? Oder ist etwa eine dem Wasser ähnliche Substanz im Innern der Nervenröhren enthalten, welche mit großer Schnelligkeit vom Gehirn zu den Muskeln strömt, um hier die Bewegung, oder von den Sinnesorganen zum Gehirn, um daselbst die bewußte Wahrnehmung hervorzurufen? Oder, da die Nerventhätigkeit so momentan zu geschehen scheint, sind die Nerven nicht vielmehr die Träger einer unendlich zarteren, viel beweglicheren Flüssigkeit, etwa dem Weltäther, dessen Schwingungen wir als Licht wahrnehmen, oder der Luft vergleichbar, welche beide flüssig und nachgiebig, doch die heftigsten Bewegungen vermitteln? Oder ist es etwa der elektrische Strom, der wie er im Telegraphen den Gedankenaustausch der Menschen untereinander mit Blitzesschnelle besorgt, so im menschlichen Organismus selbst, in den feinsten Nervenfädchen hin- und hereilend, die Befehle des Willens den Muskeln, die Botschaft der Sinne dem Bewußtsein übermittelt?

Oder endlich, sind die Vorgänge im lebendigen Nerven keines von dem Allen? Sind sie übersinnlicher Natur? Gibt es, wie die Alten meinten, wirklich Nervengeister, Diener der Seele, die dahinfliegen auf den zarten Bahnen des Nerven, und welche der feinsten Meßwerkzeuge des Physikers, jeglicher Analyse des Chemikers spotten?

Lange, sehr lange Zeit hat die Wissenschaft diese Fragen unentschieden gelassen.

Nicht als ob es gefehlt hätte an Theorien über die Natur des Nervenprincips, nicht als ob Philosophen und Physiker nicht auch hier „dem menschlichen Hange, dem Dunkeln das Dunkle erklärungshalber unterzulegen,“*) in allzureichem Maße gefolgt wären. Im Gegentheil: kühne und abenteuerliche Hypothesen über Nervenäther und Nervengeister jagten die eine die andre im Laufe der Jahrhunderte. Es würde mich viel zu weit führen, auch nur im Fluge hier alle jene Muthmaßungen zu berühren, welche die Geschichte der physiologischen Wissenschaften über das Wesen der Nerventhätigkeit verzeichnet. Unter all den Hypothesen aber, die von den einzelnen Forschern nacheinander über diesen Gegenstand aufgestellt wurden und welche eben so rasch, als sie entstanden waren, auch wieder vergingen, verdient *eine* unsre besondere Aufmerksamkeit, da sie, in andrer Form zwar als sie entstand, durch die neuesten und gründlichsten Forschungen bestätigt wird. Dies ist die Lehre von der *Identität des Nervenprincips mit der Elektricität*.

Einem Deutschen, dem Professor der Mathematik zu Leipzig, *Ch. A. Hausen*, geboren zu Dresden 1693, gestorben zu Leipzig 1743, gebührt das unbestreitbare Verdienst, diese Vermuthung zuerst ausgesprochen zu haben.**) Die Schnelligkeit des elektrischen Fluidums, und die Schnelligkeit der Nervenwirkungen, die gewaltsame Einwirkung ferner der elektrischen Schläge auf die Empfindungs- und Bewegungsorgane des Thier- und Menschenkörpers, der Umstand, daß in allen möglichen Körpern

*) Siehe Haller, Elementa physiolog. Laus. t. 4. 1766 p. 378 und E. Du Bois-Reymond, Untersuchungen über thierische Elektricität, 2. Band S. 210 ff.

*) Siehe Du Bois-Reymond l. c. S. 210.

**) In seinen Novi profectus historiae electricitatis Lipsiae 1743. l. c. S. 211.

Anhäufungen der elektrischen Flüssigkeit entstehen können: Alles dies brachte den erwähnten Forscher auf die Idee, ob nicht die Elektricität vermöge ihrer ganz besondern Eigenschaften die Rolle der Nervengeister übernehmen könnte, dieser Geister, welche mit so großer Geschwindigkeit so feine und so schwierige Verrichtungen zu besorgen haben. Hausen stellte sich vor, daß im Blute eine fortwährende Quelle von Elektricität zu den Organen fließe, und unter diesen insbesondere im Gehirn und in den Nerven sich anhäufe. Lebhaft wurde diese Theorie von den bedeutendsten wissenschaftlichen Größen der damaligen Zeit erfaßt; von dem Einen wurde sie mit Eifer und nicht ohne Geschick vertheidigt, von dem Andern dagegen mit Leidenschaft und Ungestüm verworfen. Die Spalten der Akademieberichte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind voll von den hitzigsten Debatten für und wider diese Lehre. Man gab sich alle erdenkliche Mühe, an den Nerven im Augenblicke ihrer Thätigkeit das plötzliche Auftreten elektrischer Strömungen zu beobachten, und wirklich schien eine große Anzahl von allerdings wenig beweiskräftigen Versuchen die Richtigkeit der Hausen'schen Lehre zu bestätigen. Aber nicht minder zahlreich waren die Versuche, die gegen Hausen's Hypothese sprachen, nicht minder erheblich waren die Zweifel, nicht minder gewichtig die Bedenken, die von der Seite der Gegner wider die neue Theorie erhoben wurden.

Da plötzlich schienen, mit dem Beginn der neuen Zeit, alle Zweifel gelöst, alle Bedenken gehoben durch die welterschütternde Entdeckung des Physikers zu Bologna, Luigi Galvani's, welcher fand, daß Nerven und Muskeln, so lange sie leben, fortwährende Elektricitätserzeuger seien.

Lange schon vor Galvani war es bekannt, daß in einigen wenigen Fischgattungen, bei den Aalen, den Rochen und Welsen es gewisse Arten gebe, welche die Fähigkeit besäßen, willkürlich elektrische Schläge von großer Heftigkeit zu entladen. Daß also der thierische Organismus in einigen wenigen Ausnahmen elektrische Wirkungen zu entfalten vermöge und daß diese Wirkungen mit den Thätigkeiten des Nervensystems auf's Innigste zusammenhingen, das stand schon zwei Jahrhunderte vor Galvani unzweifelhaft fest. Aber man betrachtete diese Beispiele von elektrischen Lebensäußerungen gradezu als Naturwunder und man war weit entfernt davon zu ahnen, daß die wichtigsten Organe des Lebens aller Thiere und auch des Menschen ähnliche, nur ungleich schwächer wirkende elektrische Apparate seien, als es die elektrischen Organe der Zitterfische sind. Jene so folgenreiche Entdeckung Galvani's nun bestand ganz einfach in der Beobachtung, daß die Gliedmaßen eben getödteter Frösche in lebhafte Zuckungen geriethen, sobald ein elektrischer Funke, nicht etwa auf sie selbst, sondern auf irgend einen in der Nähe befindlichen Gegenstand übersprang. Galvani suchte irrthümlich den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung in einer den Muskeln und Nerven dieser Thiere innewohnenden, thierischen Elektricität. Er forschte weiter nach und fand nun, daß wenn man die Oberfläche eines frischen Muskels durch die Vermittlung mehrerer Metalle, oder ganz ohne künstliche Zwischenglieder mit der Oberfläche desjenigen Nerven in Verbindung bringt, welcher zu diesem Muskel verläuft und in ihm endigt, der Muskel im Augenblicke der Berührung mit seinem eigenen Nerven zuckt. Auf derartigen Versuchen, welche Galvani im Laufe der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts anstellte, erbaute dieser Forscher das kühne Gebäude einer Theorie über die Ursachen der Nerven- und Muskelthätigkeit. Nach ihm erzeugt das lebendige Gehirn des Menschen und der Thiere fortwährend eine große Menge freier Elektricität. Eine große Anzahl der feinsten Elektrisirmaschinen, die fort und fort arbeiten, sind also nach Galvani's Ansicht im Gehirne thätig. Von ihnen strömt durch die Nerven fortwährend das elektrische Fluidum zu den Muskeln, welche nach Art von Leydener Flaschen geladen werden. Im Augenblicke nun, wo der Wille auf den Muskel einwirkt, strömt mehr Elektricität als sonst durch den Bewegungsnerven, und der Muskel ertheilt sich durch die hierdurch erzeugte Veränderung seines elektrischen Zustandes selbst einen Schlag, in Folge dessen er zuckt. Nach Galvani's Theorie haben also die Nerven dieselbe Rolle, welche wir vom Telegraphendrahte kennen, der gereizte Nerv verhält sich demnach zum unthätigen Nerven wie ein Draht, in welchem ein starker elektrischer Strom fließt, zu einem anderen weniger stark durchflossenen.

Unbeschreiblich war der Eindruck, welchen die Versuche und die Lehre des Physikers von Bologna in den wissenschaftlichen Kreisen der ganzen damaligen Welt erzeugten. Ein wahrhafter Sturm entstand unter den Fachgenossen Galvani's, unter den Aerzten und Naturforschern aller civilisirter Nationen: ein Sturm, an Heftigkeit nur vergleichbar jenem, welcher zur selben Zeit am politischen Himmel Europa's emporzog.*) Gelöst schien das Räthsel des Lebens; erfüllt der jahrhundertlange Traum der Aerzte von einer selbständigen Lebenskraft. Eine unversiegbare Quelle fortwährender Stärkung und Verjüngung schien wie mit einem Zauberschlage aufgeschlossen; das untrügliche Heilmittel gegen das ganze Heer der Nervenkrankheiten schien gefunden zu sein in dem elektrischen Fluidum.

Vielfältig wurden allenthalben, wo nur Frösche aufzutreiben waren, die Versuche Galvani's wiederholt; und von dieser Zeit stammt jener für die harmlosen Sumpfbewohner so verhängnißvoll gewordene Ruhm, die besten, ja unersetzlichen Werkzeuge zu sein in der Hand des physiologischen Forschers. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Autoritäten Deutschlands und Frankreichs, Englands und Italiens verschmähten es nicht, bewaffnet mit einem Stück Metall, mit Messer und Pincette im Frühjahre an die Ufer der Teiche und Flüsse zu gehen und hier nach dem Vorgange Galvani's den geheimnißvollen Thätigkeiten der Nerven und Muskeln nachzuspüren. Die größten Namen unter den Forschern zählte längere Zeit Galvani zu seinen Anhängern. Von den Deutschen waren es namentlich der umsichtige und klare Physiker Pfaff zu Kiel, der geistvolle und unermüdliche Ritter zu Jena und der damals unter Ritter's Leitung in Jena arbeitende Alex. von Humboldt, welche von dem Vorhandensein einer selbständigen Elektricität des lebendigen Organismus überzeugt waren, und durch eigene Versuche die Beweise Galvani's unterstützten. In Frankreich war unter Andern der Kaiser Napoleon selbst einer der eifrigsten Anhänger der galvanischen Lehre. In England hielten Sir William Herrschel und Thomas Young fest an der Existenz einer besondern thierischen Elektricität.

Am lebhaftesten war die durch Galvani hervorgerufene Bewegung in Italien selbst. Eine große Anzahl von Schülern und Freunden sammelte sich um den Mann, der so Gewaltiges geleistet, sie Alle beschäftigten sich mit dem Gegenstande, den Galvani so unvermuthet an's Licht gezogen, und täglich wuchs die Zahl der Beobachtungen, welche die neue Lehre zu bekräftigen schienen.

Den erfolgreichsten Widerhall aber fanden Galvani's Untersuchungen in dem Geiste eines Mannes, der, mit einer Forschungsgabe, mit einem Scharfsinn ausgestattet, wie keiner seiner Zeitgenossen, den Versuchen des Bologneser Forschers eine neue, von diesem ungeahnte Richtung gab. Alexander Volta, Professor der Physik zu Pavia, anfangs gläubiger Anhänger der Galvani'schen Lehren, wiederholte mit großer Sorgfalt die Grundversuche, auf denen die Theorie des Physikers von Bologna beruhte; aber die Ueberlegenheit seines Genies führte ihn sichern Schrittes bald auf ganz neue Bahnen und aus einem treuen bewundernden Schüler wurde bald ein erbitterter und gefährlicher Gegner. Schritt vor Schritt schloß er die Beweise, welche Galvani zur Unterstützung seiner Lehre von der thierischen Elektricität aufgestellt hatte, in immer engere Grenzen ein; und zu gleicher Zeit wurden dieselben Versuche, aus denen Galvani auf das Vorhandensein elektrischer Apparate im lebendigen Organismus geschlossen, unter Volta's Händen die Grundpfeiler der sogenannten Lehre vom Galvanismus. Volta wies nach, daß unter denselben Bedingungen, unter welchen Galvani das scheinbare Auftreten von thierischelektrischen Strömungen beobachtet hatte, auf künstlichem Wege Elektricität erzeugt werde, durch die bloße Berührung zweier Metalle, oder eines Metalles und einer Flüssigkeit.

Und nach einem heftigen Kampfe, der zwischen Pavia und Bologna für und wider die Existenz der thierischen Elektricität geführt wurde, schien der kühne Bau, den Galvani aufgeführt hatte, völlig zertrümmert zu sein. Siegreich entwickelte sich Volta's Lehre mehr und mehr, die Lehre von der thierischen Elektricität dagegen sank mehr und mehr in Vergessenheit, und vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis vor zwei Jahrzehnten würde ein jeder Physiker

*) Siehe die meisterhafte Darstellung der Geschichte des Galvanismus in E. Du Bois-Reymond, Untersuchungen über thierische Elektricität. Band I. S. 50 ff.

sich lächerlich gemacht haben, wenn er von einer Elektricität, die im lebenden Nerven und Muskel erzeugt werde, gesprochen hätte.

Aber der Galvanismus, welcher dem Untergang der Lehre Galvani's seine Entwicklung verdankt, hat durch die fortschreitende Verfeinerung der Messungsmittel die Waffen geliefert, welche den Forscher der letzten Jahrzehnte befähigten, auf's Neue die alte Lehre von Bologna zu begründen.

Die neueste Zeit hat mittelst derselben Methoden, die wir der kolossalen Ausbildung der Volta'schen Lehre verdanken, auf das Ueberzeugendste dargethan, daß Galvani in vieler Beziehung vollkommen in seinem Rechte war. Durch die Bemühungen der italienischen Forscher Nobili und Matteucci, vor allem aber durch die unermüdlichen Anstrengungen des deutschen Forschers Emil Du Bois-Reymond zu Berlin ist es nun zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß der lebende Nerv, der lebende Muskel wirklich elektrische Apparate sind; daß die elektrischen Eigenschaften dieser Organe mit dem Tode erlöschen, und daß die Thätigkeit des Nerven, die Bewegung des Muskels auf das Innigste zusammenhängen mit dem elektrischen Zustande derselben.

Sind also die Nerven wirklich nur eine besondere Art von Telegraphenleitungen, welche dadurch, daß sie plötzlich elektrisch werden, von einer Station zur andern den Willen zum Muskel, den Sinnesreiz zum Gehirn mit unendlicher Schnelligkeit befördern? Bricht in den Nerven, der zu arbeiten anfängt, etwa plötzlich ein galvanischer Strom ein, welcher mit einer Geschwindigkeit von 60,000 Meilen in der Secunde von dem einen Ende der einzelnen Nervenröhrchen bis zum andern sich fortpflanzt? Besteht die Reizung der Nerven wirklich nur, wie dies schon Galvani behauptete, in einer Erhöhung des im Nerven fließenden Stromes?

So verhält sich die Sache nicht im Mindesten. Im Gegentheile zeigt sich, daß der elektrische Strom, welcher im Nerven fließt, so lange dieser unthätig ist, mit einem Male an Stärke abnimmt, in demselben Augenblicke, wo der Nerv gereizt wird.

Der Augennerv, der während des Schlafes, oder während wir in die Dunkelheit sehen, einen ziemlich starken elektrischen Strom entwickelt, wird plötzlich weniger elektrisch, sobald Licht in das Auge fällt. Je größer die Helligkeit des Lichteindrucks, desto stärker ist die Abnahme des elektrischen Stromes. Der Bewegungsnerv, welcher vom Willen angeregt, den Muskel zum Zucken bringt, bewirkt dies ebenfalls durch eine Verminderung seines elektrischen Stromes.

Während also der Telegraphendraht dadurch arbeitet, daß er elektrisch wird, arbeiten die Nerven dadurch, daß sie weniger elektrisch werden. Immer, gleichviel ob wir einen Sinnesnerven oder Bewegungsnerven vor uns haben, finden wir den elektrischen Strom im thätigen Nerven schwächer als im ruhenden.

Wie ich schon oben angedeutet habe, besteht alle sinnliche Wahrnehmung auf dem Bewußtwerden von Veränderungen in unsrer eignen Nervensubstanz. Und da die Nerven elektrische Apparate sind, so sind diese Veränderungen wesentlich elektrischer Natur.

Aber wie ist es möglich, daß so feine, und mit einer anscheinend so unschuldigen Flüssigkeit, mit Eiweiß gefüllte Röhrchen als es die Nerven sind, solche elektrische Wirkungen entfalten? Welche Vorgänge geschehen in dem ruhenden und doch fort und fort elektrisch wirksamen Gebilde? Wie bringt der Reiz, der auf den Nerven einwirkt, in diesem jene elektrische Veränderung hervor, die wir bei der Thätigkeit dieser Organe beobachten? Welches ist, mit einem Worte, das Wesen, welches die Ursache der beschriebenen Erscheinungen?

Daß die flüssige Eiweißsubstanz, welche den wirksamen Theil der Nervenröhrchen ausmacht, fortwährend Elektricität hervorbringt, diese Thatsache ist nicht wunderbarer als jene, daß die elektrischen Fische durch Organe, welche ebenfalls nur aus einer der Nervensubstanz ähnlichen eiweißartigen Flüssigkeit bestehen, so ungleich heftigere elektrische Wirkungen zu entfalten vermögen. Alle elektrischen Maschinen des Thierkörpers bestehen in der That aus Stoffen, welche in ihrer Zusammensetzung gegenseitig die größte Aehnlichkeit zeigen. Diese Stoffe sind, so lange die Organe, die aus ihnen bestehen, leben, d. h. so lange das elektrische Organ schlagen, der Muskel zucken, der Nerv arbeiten kann, in einer fortwährenden Veränderung begriffen.

Während der Nerv thätig ist, ändern sich nicht allein seine elektrischen Eigenschaften,

sondern auch die Substanz, aus welcher er besteht, wird eine andere; es entwickelt sich im thätigen Nerven eine Säure, welche im ruhenden Nerven nicht aufgefunden werden kann. Der Nerv ist also durch die Thätigkeit ein völlig anderer geworden. Wir empfinden diese Veränderung des Nerven durch die Arbeit, als Ermüdung. Während der Nerv ruht, stellt er seine ursprüngliche Beschaffenheit aus dem fortwährend ihn umspülenden Blute her; die Säure verschwindet wieder, der Nerv wird wieder fähig zur Arbeit: er hat sich erholt. Eine in fortwährender Umwandlung begriffene Eiweißsubstanz ist also die Grundlage des lebenden Nerven, ist die Maschinerie, durch welche die hohen Leistungen dieses Organs bedingt sind.

Aber in welcher Weise diese Eiweißsubstanzen, aus denen die elektrischen Organe der Fische, die Nerven und die Muskeln des Menschen und der Thiere bestehen, zu diesen Leistungen befähigt sind, welche die innern Ursachen aller der wunderbaren Erscheinungen sind, welche diese hochentwickelten Apparate an sich erkennen lassen, davon haben wir bis jetzt bloß Ahnungen. Es gibt noch keine Theorie, welche in befriedigender Weise alle Wirkungen der Nerven und Muskeln erklärte. Wir haben vorläufig blos Bilder, blos Gleichnisse für dasjenige, was nach unsern bisherigen Erfahrungen im thätigen Nerven vor sich geht. Es sei mir gestattet, ein Paar solcher Gleichnisse vorzuführen.

Stellen wir uns eine Reihe von tausend kleinen Magnetnadeln vor, welche alle in einer graden Linie so hintereinander frei aufgehängt sind, daß alle Nordpole nach ein und derselben Richtung sehen. Zugleich sei jede Nadel der unmittelbar vorhergehenden so genähert, daß nur ein sehr kleiner Zwischenraum bleibe zwischen dem Südpole der vorausgehenden und dem Nordpole der darauf folgenden Nadel. Wir wissen, daß Nordpol und Südpol sich anziehen, und so ist leicht einzusehen, daß jede einzelne Nadel auf die unmittelbar vorausgehende und folgende eine bestimmte Anziehung ausüben wird. Alle Nadeln also ziehen sich untereinander an. Da nun die Nadeln frei beweglich sind, so wird ihre Stellung abhängen von der Stellung der ersten. Gesetzt nun, wir nähern der ersten Nadel einen starken Magneten, so wird diese Nadel eine Drehung machen unter dem Einflusse der neu hinzugekommenen Anziehung. Da aber die Stellung der zweiten von der der ersten abhängt, so wird sich die zweite Magnetdnadel drehen und zwar so, daß ihr Nordpol dem Südpol der ersten Nadel folgt.

Ebenso aber wie die Drehung der ersten Magnetnadel eine Drehung der zweiten zur Folge hat, wird die Bewegung der zweiten Nadel auf die Lage der dritten einwirken. Diese wird, indem sie der Bewegung folgt, der vierten einen Anstoß geben und so sehen wir ein, daß die Bewegung der ersten Nadel gefolgt ist von einer ähnlichen Bewegung der übrigen 999 Nadeln. Nach einer gewissen Zeit wird auch die tausendste Nadel ihre Bewegung anfangen.

Wenden wir dies Bild auf die Nerven an.

Vergegenwärtigen wir uns in jedem Nerven eine ungeheure Anzahl unendlich kleiner in einer Flüssigkeit schwimmender Eiweißtheilchen, von denen jedes einzelne elektrische Wirkungen entfaltet. Da die magnetischen Kräfte blos die Resultate sehr feiner elektrischen Strömchen sind, so hindert nichts, sich vorzustellen, daß jedes kleinste elektrische Theilchen des Nerven auf die unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden ebenso anziehende Wirkungen ausübt, als wir dies bei den Magnetnadeln gesehen haben.

Nun ist klar, daß in demselben Augenblicke, wo das erste Theilchen an dem Anfange der Nervenröhre eine Veränderung seiner Stellung erleidet, das zweite, durch das zweite das dritte, durch das dritte das vierte den Anstoß zu einer ähnlichen Bewegung erhalten. Diese Bewegung, sei es nun eine Schwingung oder eine einfache Drehung, wird sich ebenso wie dies bei den Magnetnadeln der Fall war, durch das ganze System der elektrischen Eiweißkörperchen, also von einem Ende des Nerven zum andern fortpflanzen. Zu gleicher Zeit wird diese Schwingung der elektrischen Theilchen bewirken, daß der elektrische Strom des ganzen Nerven scheinbar vermindert wird.

Die Einwirkung irgend eines Reizes auf den Nerven würde also im Wesentlichen darin bestehen, das erste elektrische Theilchen abzulenken. Der Wille würde das erste elektrische Theilchen der gereizten Bewegungsnerven in Schwingung versetzen; der in das Auge fallende Sonnenstrahl würde

die Bewegung des letzten elektrischen Theilchens der Augennerven erzeugen. Indem alle elektrischen Theilchen des gereizten Bewegungsnerven schwingen, pflanzt sich der Wille zum Muskel fort, indem alle Eiweißkörperchen des Augennerven nacheinander zur Bewegung angetrieben werden, gelangt die Einwirkung des Sonnenstrahls zum Gehirn. Ist der Nerv an irgend einer Stelle durchschnitten, so kann der Reiz, so kann die Schwingung der kleinsten Theilchen sich nicht mehr von einem Stück auf das andere fortpflanzen. Der Schnitt hat den Zusammenhang der Theilchen gelöst, die Entfernung zwischen dem obersten Eiweißkörperchen des untern Nervenstückes und dem untersten Eiweißtheilchen des obern Nervenstückes ist so groß geworden, daß sie sich nicht mehr gegenseitig anzuziehen vermögen. Also ist jede Einwirkung von dem einen auf das andre unmöglich geworden.

Auch noch ein andres Bild kann dazu beitragen, den ganzen Vorgang anschaulich zu machen. Denke man sich eine lange Röhre, gefüllt mit einer entzündlichen Gasart. Man bringt eine Flamme in die Nähe der Röhrenmündung und sofort entsteht eine Explosion, die durch die ganze Länge der Röhre sich verbreitet. Hier war jedes einzelne kleinste Gastheilchen, das sich entzündete, die Ursache der Entzündung des nächstfolgenden und ebenso ist die Reizung jedes kleinsten Nerventheilchens ein Reiz für das nächstfolgende.

Ein drittes Bild ist die Entzündung einer langen Reihe von Pulverkörnern, die nebeneinander auf den Boden gestreut sind. Entzündet sich das erste, so schreitet der Vorgang der Entzündung durch die ganze Reihe fort, da die Hitze, welche bei dem Abbrennen des ersten erzeugt wird, die Entzündung des nächstliegenden Kornes bedingt.

Ein Vorgang ähnlicher Natur, als die fortschreitende Explosion eines in einer Röhre eingeschlossenen Gases, als die Entzündung einer langen Reihe von Pulverkörnern, als die Drehung eines Systems freihängender Magnetnadeln, ist nun unzweifelhaft die Fortpflanzung der Reizung im Nerven. Alle diese Vorgänge aber stimmen darin überein, daß sie blos in nächster Nähe aufeinander wirken, so daß Theilchen für Theilchen in Thätigkeit kommen muß, damit das ganze System arbeite.

Also wäre die früher aufgeworfene Frage nach der Natur der im Nerven hin- und hereilenden Geister, nach dem Wesen des Nervenprincips wenigstens einigermaßen beantwortet. Wir wissen nun, daß kleinste Theilchen in der Nervensubstanz eine Art von Schwingung ausführen, daß diese Schwingung sich von einem auf das nächstfolgende Theilchen fortpflanze, und wir haben Grund genug zur Vermuthung, daß die Kräfte, vermöge deren diese Fortpflanzung geschieht, wesentlich elektrischer Natur seien.

Wir wissen nun, daß die Materie des Nerven im Augenblick der Thätigkeit sowohl chemisch als elektrisch umgewandelt wird; wir wissen nun, daß diese geheimnißvollen Vorgänge, die man früher der Action besonderer Geister zuschrieb, durch die Arbeit der im Nerven enthaltenen Materie erzeugt werden; wir wissen nun, daß die Fortpflanzung des Willens, die Leitung der Sinneseindrücke eben so rein körperliche, denselben Gesetzen unterworfene Thätigkeiten sind, als die Verbrennung des Holzes es ist, deren Resultat wir als Feuer beobachten, als die magnetische Anziehung es ist, deren Wirkung wir an der Compaßnadel erkennen.

Aber damit der vorhin betrachtete Schwingungsvorgang sich durch die tausend Magnetnadeln hindurch fortpflanze, damit die erwähnte Gasexplosion vom Anfang bis zum Ende der Röhre gelange, damit das Aufflackern des ersten durch die lange Reihe von Pulverkörnern hindurch bis zum letzten fortschreite, dazu ist Zeit nöthig. In allen diesen Fällen muß der am Anfange eingeleitete Proceß sich durch alle einzelnen Elemente des Systems wiederholen, bis er zum Ende gelangt; deshalb ist von vorn herein anzunehmen, daß die Zeit, welche zur Ausbreitung der Bewegung vom ersten bis zum letzten Theilchen verbraucht wird, eine verhältnißmäßig große sei. Jedenfalls ist sie meßbar.

Wie verhält es sich nun mit der Leitung der Nerventhätigkeit? Wie schnell eilt der Sinneseindruck durch den gereizten Sinnesnerv zum Gehirn? Welche Zeit vergeht zwischen dem Augenblicke, wo der Wille auf den Bewegungsnerven einwirkt, und jenem, wo der Befehl des Willens im Muskel anlangt? Wie groß ist mit einem Worte die Geschwindigkeit

der in diesen feinen Röhrchen auf- und abfliegenden Nervengeister?

Es ist den Anstrengungen eines unsrer scharfsinnigsten Physiologen gelungen, diese Zeit zu messen. H. Helmholtz, jetzt Professor der Physiologie in Heidelberg, hat dieselben Methoden, welche früher schon in der Kriegswissenschaft angewandt wurden, um die Geschwindigkeit der Kanonenkugel an den verschiedenen Punkten ihrer Bahn zu bestimmen, zur Messung der Geschwindigkeit der Nerventhätigkeit benutzt. Ich kann hier nicht näher auf die Beschreibung der Mittel und Wege eingehen, die man zur Messung so kleiner Zeittheilchen gebraucht, wie sie hier in's Spiel kommen, es genüge hier zu sagen, daß die Wissenschaft ebenso als sie Mikroskope des Raumes besitzt, auch die Zeit zu mikroskopiren vermag.

Ein solches Zeitmikroskop befindet sich z. B. in meinem eignen Laboratorium zu Jena, und ich kann durch dasselbe noch den zwanzigtausendsten Theil einer einzigen Secunde messen. Man hat die Schnelligkeit des Lichts, die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes gemessen; warum sollte es nicht gelingen, die Zeiten genau zu untersuchen, die zur Leitung der Nerventhätigkeit gehören?

Und so hat man denn gefunden, daß die Schnelligkeit, mit welcher die Nerven den Vorgang der Reizung leiten, äußerst klein ist im Vergleich zur Fortpflanzung des Lichtes und der Elektricität.

Während das Licht in der Secunde einen Weg von 42,000 Meilen zurücklegt, während der im Telegraphendrahte fließende elektrische Strom zu einer Strecke von 64,000 Meilen nur eine Secunde braucht, legt das Nervenprincip in derselben Zeit im Froschnerven einen Weg von 60 Fuß, in den menschlichen Nerven den Weg von 200 Fuß zurück, d. h. wenn es Frösche gäbe mit 60 Fuß langen Nerven, und menschliche Riesen mit Nerven von 200 Fuß Länge, so würde eine Secunde vergehen, damit die Reizung von einem zum andern Ende dieser Nerven gelangte. Bei unsern etwas bescheidenern Dimensionen aber verkürzen sich auch in gleichem Maße die Zeiten für die Fortpflanzung des Nervenprincips.

Von dem Augenblicke, wo ein Lichteindruck auf unser Auge geschieht, bis zu dem Momente, wo derselbe im empfindenden Gehirne anlangt, würde z. B. der achthundertste Theil einer Secunde verfließen. Nicht viel weniger als den sechzigsten Theil einer Secunde braucht der Wille, um vom Gehirn zu den Muskeln der Hand zu gelangen. Bei einem ausgewachsenen Walfisch aber, der die Schwanzflossen bewegen will, würde zwischen dem Augenblicke, wo das Thier die Bewegung will, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Befehl des Willens in den Muskeln der Schwanzflossen ankommt, ungefähr eine Secunde verfließen. Noch langsamer als die Vorgänge in den Nerven sind die Vorgänge in den Organen des Bewußtseins. Selbst bei der gespanntesten Aufmerksamkeit vergeht zwischen dem Momente, wo die Veränderung irgend eines Sinnesnerven im Gehirn angelangt ist, und jenem Augenblicke, wo dieser Sinneseindruck durch die Thätigkeit des Gehirns zur bewußten Wahrnehmung wird, ein Zeitintervall von ein Zwanzigstel bis ein Zehntel Secunde. Zwischen der Erleuchtung des Auges durch einen Blitz und der Wahrnehmung des Blitzes liegt also die Summe zweier Zeiträume: jener ein Achthundertel Secunde, die zur Fortpflanzung der Reizung im Sehnerven gehört, und dieser ein Zehntel Secunde, welche die Leitung von der Centralstation des Sehnerven im Gehirn zum Organe des Bewußtseins in Anspruch nimmt.

Im Verhältniß zu den Telegraphen sind also unsre Nerven gar träge Werkzeuge. Aber diese verhältnißmäßige Langsamkeit ist uns eben ein neuer Beweis für die Richtigkeit der vorgetragenen Ansicht, daß nämlich die Nerventhätigkeit bestehe in einer Schwingung kleinster elektrischer, materieller Theilchen, welche von einem zum andern fortschreitet.

Das, was ich hier mitgetheilt habe, sind die Errungenschaften der letzten zwei Jahrzehnte. Was bis vor kurzer Zeit zu erforschen für ganz unmöglich galt, die Natur des Nervenlebens nämlich, dies liegt nun aufgelöst vor uns; aufgelöst in eine Reihe von Bewegungen, deren Schnelligkeit man kennt, und von deren Wesen wir uns wenigstens Bilder machen können, über deren Aehnlichkeit kein Zweifel besteht.

Physikalische und chemische Processe sind diejenigen Vorgänge, von denen man lange Zeit hindurch annahm, daß nie der messende Apparat des Physikers, nie die Wage des Chemikers sie zu erforschen vermöge.

Welche Fortschritte von jetzt an der wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiete bevorstehen, wer vermöchte das zu ahnen? Wer vermöchte im Voraus das Ziel zu bestimmen, welches dem Menschen in der Ergründung der eignen Lebensvorgänge gesteckt ist? Jedenfalls ist die Thatsache, daß zwanzig Jahre genügten, um so Großes zu leisten, ein Sporn für Jeden, der sich ernstlich die Aufgabe gestellt hat, mitzuarbeiten an der Wissenschaft vom Leben. Eines Jeden Selbstgefühl aber, der Antheil nimmt an deutscher Forschung und an deutscher Wissenschaft, muß es erheben und kräftigen, daß alle Resultate, welche die neueste Zeit über das Leben der Nerven an den Tag gefördert, die Früchte sind einzig und allein deutschen Scharfsinns und deutschen Forscherfleißes.

Die Pfahlbauten oder Seedörfer in der Schweiz.

Von Jakob Nöggerath.

Diese merkwürdigen alterthümlichen Reste sind schon ein paarmal ziemlich ausführlich in den „Illustrirten Deutschen Monatsheften" besprochen worden, zuletzt von mir in dem Aufsatze „Ueber die Cultur der ältesten Bewohner von Mitteleuropa" (Bd. X, S. 265). Kürzlich brachte L. Vulliemin eine recht ansprechend geschriebene Abhandlung über diesen Gegenstand in der in Genf erscheinenden „Bibliothèque universelle" (Août, 1861, Nummer 44). Er stellt mehrere nach und nach aufgekommene Ansichten zusammen über die alten Völkerstämme, von welchen die Pfahlbauten herrühren möchten. Wir unterlassen, diese Hypothesen hier mitzutheilen, weil alle mehr oder weniger in der Luft schweben, keine genügenden Stützpunkte haben dürften, und dahin gehört auch wohl eine neue von Blanchet, dem Vicepräsident des Unterrichtsraths im Waadtlande, welcher die Ansicht aufstellte, daß die Seedörfer die Wohnungen von Priestern und ihren Dienern gewesen seien, welche hier ein abgeschlossenes, beschauliches Leben geführt hätten. Blanchet, so berichtet Vulliemin, würde seine Ansicht noch besonders ausführen. Für das Historische der Seedörfer dürften wir durch die neuern Forschungen um nichts weiter gekommen sein. Von Interesse aber ist es, daß Vulliemin näher die Localitäten nachweiset, an welchen sich Pfahlbauten befinden. Es sind deren an den Ufern des Genfer Sees jetzt bekannt zu Villeneuve, Vevey, Cully, unter dem alten Lausonium, Morges, St. Prez, Rolle, Nyon, Versoix, in der Gegend von Genf, Hermance, Nernier, Thonon, Amphion, in Allem etwa an dreißig Orten. Im Neuenburger See hat man sie an siebenunddreißig Orten aufgefunden, vorzüglich zu Corcelettes, Concise, Cortaillod, Colombier, Auvernier, Pêne, Préfargier, Chevroux, Crausaz und Estavayer. Der Bieler See ist vielleicht der reichste an solchen Bauten. Man fand ihrer ferner in dem kleinen See von Moosseedorf bei Hofwyl und in dem See von Inkwyl bei Herzogenbuchsee im Canton Bern, auch in den Torfmooren des Luzerner Dorfs Wauwyl, endlich im Vierwaldstädter See, im See von Pfeffikon und im Bodensee. Die Funde in den italienischen Seen jenseits der Alpen sind noch wenig verfolgt. In der Ost-Schweiz kennt man schon 60 Seedörfer, in der West-Schweiz aber eine noch größere Anzahl. Das Seedorf von Morges hat nach der Schätzung von Troyon aus 311 Hütten bestanden, 1244 Menschen konnten darin gewohnt haben. In Savoyen sind Pfahlbauten im See von Annecy und von Roseley entdeckt worden. In dem Genfer See wurden die meisten Bronzegegenstände gefunden, durchaus aber keine Steingeräthe, welche im Bodensee so sehr häufig vorkommen.

In Bezug auf die von mir in meinem frühern Aufsatz ausgesprochene Ansicht, daß die vielen im Schlamme bei den Pfählen gefundenen Gegenstände aus Bronze oder Erz nicht durch fremdländischen Handel, etwa aus Griechenland oder Etrurien, nach der Schweiz gelangt sein dürften, ist eine Notiz von Vulliemin von Bedeutung, welche ich gern zur weitern Begründung meiner Meinung hier mittheile. Im Wallis gibt es nämlich alte Kupferbergwerke, welche auch Nickelerze führen. Nun hat Fellenberg eine chemische Analyse der Bronzemasse von Aexten oder Beilen ausgeführt, welche in den Pfahlbauten gefunden worden sind. Er fand, daß das Kupfer dieser Geräthe auch Nickel enthält, welches bei dem ver-

hältnißmäßig seltenen Vorkommen des Nickels sehr dafür spricht, daß grade die alten Bergwerke im Rhonethal das Metall zu diesen Aexten geliefert haben und sie daher höchst wahrscheinlich am Genfer See selbst oder in der nahen Umgegend fabricirt worden sind. Es ist dieses also noch ein weiteres belangvolles Argument gegen die a. a. O. mitgetheilte Meinung von Lindenschmitt, nach welcher die aufgefundenen Erzgeräthe sämmtlich fertig aus der weiten Ferne in die Schweiz eingeführt sein sollen.

Die Spectralanalyse.

Von

Friedrich Schödler.

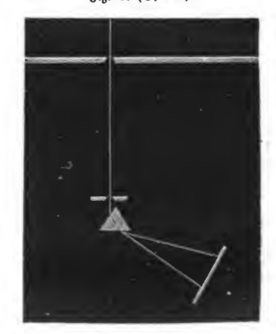
„Das Prisma, ein Instrument, welches in den Morgenländern so hoch geachtet wird, daß sich der chinesische Kaiser den ausschließlichen Besitz desselben, gleichsam als ein Majestätsrecht, vorbehält; dessen wunderbare Erscheinungen uns in der ersten Jugend auffallen und in jedem Alter Verwunderung erregen; ein Instrument, auf dem beinahe allein die bisher angenommene Farbentheorie beruht, ist der Gegenstand, mit dem wir uns zuerst beschäftigen werden."

Goethe 1791. B. 36. S. 398.

Vergleichen wir die Entwicklungsgeschichte des Völkerlebens mit der der Naturwissenschaften, so nehmen beide durchaus keinen parallelen Verlauf. Schon in frühester Zeit finden wir bei verschiedenen Völkern die erhabensten Ideen über die Würde und Rechte des Menschen, über sein Verhältniß zu Familie, Gemeinde und zum Staate in einer Weise ausgebildet und in einer Geschichte von Jahrhunderten dargelegt, wie wir dies heute bei den vorangeschrittensten Nationen entweder nicht erreicht oder doch nicht übertroffen sehen. Auch begegnen wir einzelnen dieser Ideen, gleichsam Bruchstücken der Menschenrechte oder des idealen Menschlichen, mitunter bei Völkern von sonst geringer Culturstufe. Die Gesetze der Wahrhaftigkeit, der Gastfreundschaft, der Treue werden von manchen barbarischen Völkern in einer Weise geübt, die beschämend ist für die civilisirten. Noch auffallender aber erscheint es, wie solche schon vor Jahrtausenden gewonnene geistige Errungenschaften nicht eines Volkes, sondern mehr oder weniger aller Völker, verkümmern und zurückgehen, wie endlich ein Zustand überhand nimmt, den man als den politischen Zerfall eines Volkes bezeichnet — ein Zustand, der nicht in zufälliger Vernichtung seiner Macht von außen herrührte, sondern vom Verluste seines innersten höheren Wesens, welchem der äußere Umsturz erst nachfolgte.

Wir sehen ferner die politische Weltgeschichte geknüpft an einzelne Namen, wie man sagt, an die Träger des Zeitbewußtseins, an die Vollstrecker der herangereiften Thaten. Wir messen die Quantität der Geschichte nach Jahrhunderten, ihre Qualität bestimmen wir durch Namen. Bald glänzen diese mehr oder weniger, bald stehen sie gedrängter, bald mehr vereinzelt — kein Jahrhundert ist in diesem Sinne namenlos. Aber oft kommt es uns vor, als ob die neuere Geschichte ärmer werde an großen Namen als die ältere. Wie viele Namen glänzen aus der Geschichte von wenigen Jahrhunderten des kleinen Griechenvolkes! Wie viele aus unserer Zeit werden nach Jahrtausenden noch glänzen? Die Zukunft allein kann dies entscheiden.

Fig. 1. (S. 649).



Man kann anführen, daß der in jetziger Zeit allgemeiner verbreitete Lichtschein einer höhern Cultur das Hervortreten einzelner leuchtender Gestirne beträchtlich abschwäche; daß die Namen des Alterthums um so heller strahlen, je dunkler der Hintergrund ist, auf dem sie erscheinen. Endlich kann man hinzufügen, daß in der Gegenwart Wille und Bewußtsein des Volkes mehr

und mehr alle Schichten desselben durchdringe, daher seine Geschichte mehr von dem Ganzen gemacht werde und hierdurch die früher so hervorragende Bedeutung des Einzelnen zurücktrete.

Gehen wir nun über zur Geschichte der Naturwissenschaften, so bietet dieselbe in ihrem Verlauf von dem obigen mehrfach unterscheidende Eigenthümlichkeiten. Das Alterthum, so reich an politischen Größen, ist arm an naturwissenschaftlichen; jene Zeiten, die in Griechenland und Rom so fruchtbar sich erwiesen in der staatlichen und bürgerlichen Gesetzgebung — sie hatten kaum eine Ahnung von den einfachsten und allgemeinsten Gesetzen der Natur. Dünn und dürftig schleicht sich der Faden dieser Geschichte durch das thatenreiche Gewirre der Weltgeschichte und lehnt sich hier und da an vereinzelte Namen, deren Bedeutung uns um so mehr wiegt, je weniger dieselben von einer allgemeinen Richtung ihrer Zeit gestützt und getragen waren, je mehr dieselben mit dem Vorurtheil, ja mit der Feindschaft der Zeitgenossen zu kämpfen hatten.

Aber es liegt in dem Wesen der auf die Erscheinungen der Stoffe und Naturkräfte gerichteten Wissenschaft, daß ihr Verlauf sich nicht allein an die Namen der Forscher, sondern auch an die der materiellen Hilfsmittel anlehnt, mit welchen sie arbeitet. Das Auftreten neuer Instrumente, Apparate, Stoffe und Methoden der Forschung ist hier von größtem Einfluß. So wie man den Weg der Sonne an den Sternbildern der Ekliptik verfolgt, so läßt sich der von der Naturwissenschaft zurückgelegte Weg verfolgen an den Bildern der Magnetnadel, des Pendels, des Thermometers, der Wage, des Fernrohrs und anderer mehr. Es ist dies um so mehr anzuschlagen, als wir bei mehreren dieser Hilfsmittel gar nicht oder nur ungenau den Namen dessen kennen, von dem sie herrühren. Es bekam hierdurch die Naturwissenschaft gewissermaßen eine äußerliche, körperliche Unterlage, so daß wir in ihrer Geschichte zwar öfter einem Stillstand, einer Pause begegnen, aber niemals einem Rückschritt. Von dem Augenblick an, wo die Chemie in das Sternbild der Wage getreten war, wo man sich dieser als Controle der chemischen Vorgänge bediente, eröffneten sich ganze Reihen neuer Thatsachen, die überall feste Wurzeln schlagen und neue Triebe entwickeln mußten.

Häufig finden wir daher den Namen des Forschers gepaart mit jenem Hilfsmittel, das die Wissenschaft ihm verdankt. Die Volta'sche Säule, die Galvanische Kette, die Magdeburger Halbkugeln,*) die Franklin'sche Tafel sind Beispiele der Art.

Und während es den Anschein hat, als ob die Größen der Herrscher, Helden und Staatsmänner an Zahl und Bedeutung in der neuern Geschichte sich minderten, so ist es andererseits eine ausgemachte Thatsache, daß die Anzahl großer Forscher und Förderer im Reiche der Naturwissenschaft in dem letzten Jahrhundert sich in steigendem Fortschritt vermehrt hat. Jedes Decennium desselben bringt uns neue Instrumente, Apparate, Methoden, Systeme und Theorien, die sich anregend und fruchtbar erweisen. Es erwachsen dem Forscher gleichsam neue Sinne, er gewinnt die Fähigkeit, entweder ganz verborgene Erscheinungen wahrzunehmen oder offenkundige zu messen und zu beherrschen. Wir brauchen nur zu erinnern an den weitgreifenden Einfluß von Fraunhofer's achromatischen Fernröhren, Oersted's abgelenkter Nadel, Faraday's Inductionsrolle, Nörrenberg's Polarisationsapparat, des Kaliapparats von Liebig, der constanten Kette von Daniell, der Thermo-elektrokette von Seebeck, ferner an die Methoden und Systeme eines Linné, Cuvier, Humboldt, Berzelius, Gay-Lussac, Bessel, und müssen dabei fürchten ungerecht zu werden, da wir nicht Alle nennen können, ohne eine Geschichte der Wissenschaft zu schreiben.

Es sollte das Gesagte dienen, um das Interesse hervorzuheben, mit welchem eine neue Methode begrüßt wurde, die unter dem Namen der Spectralanalyse in jüngster Zeit das Rüstzeug der Wissenschaft bereichert hat. Dieselbe ist das Product der vereinten Thätigkeit des Chemikers Bunsen und des Physikers Kirchhoff in Heidelberg, beide in der wissenschaftlichen Welt durch frühere Leistungen bereits in rühmlichster Weise bekannt. Ueber diese

*) Sonderbarerweise sind dieselben nicht nach Guerike, ihrem Erfinder, sondern nach dessen Wohnort benannt worden.

Spectralanalyse, gleich anziehend in ihren Erscheinungen und bedeutend in der Tragweite ihrer Anwendung, eine Mittheilung zu erhalten, wird sicher auch für diejenigen von Werth sein, die, nicht dem Kreise der Naturforscher angehörend, doch an Allem sich erfreuen, was als Fortschritt in der Wissenschaft sich offenbart.

Unter Spectrum versteht man in der Physik nicht etwa, was dieser Name ebenfalls bedeutet, ein schreckliches Gespenst, sondern ein freundliches, farbiges Sonnenbild, welches man erhält, wenn das Sonnenlicht durch ein dreikantiges Glas, ein sogenanntes Prisma, hindurchgeht. Man erblickt alsdann an einer gewissen Stelle jenseits des Prismas ein Farbenband, welches aussieht, als hätte man ein Stückchen aus dem Regenbogen herausgeschnitten, denn es zeigt genau dieselben sieben Farben in gleicher Reihenfolge, nämlich: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violet. Auch eine Kerzenflamme im dunkeln Zimmer gibt ein ähnliches, wiewohl nicht so glänzendes Spectrum.

Um dasselbe jedoch in vollster Lichtstärke und von reinster Farbe und Schärfe zu erhalten, bedarf es der folgenden Vorrichtung: Ein Zimmer wird vollkommen verfinstert und dem Sonnenlicht der Eintritt nur durch einen im Fensterladen angebrachten feinen Spalt gestattet. Ferner wird ein Spiegel außerhalb so aufgestellt, daß er das Sonnenlicht auffängt und in wagerechter Richtung einen Strahl durch den Spalt in das Zimmer leitet. In letzterem passirt der Lichtstrahl abermals einen Spalt, der in einem daselbst aufgestellten Schirm sich befindet, und tritt hierauf durch ein Prisma, das entweder von vorzüglichem Flintglas verfertigt oder ein mit Schwefelkohlenstoff gefülltes Hohlprisma ist. Ein solcher dreikantiger durchsichtiger Körper hat im Allgemeinen die Eigenschaft, das Licht zu brechen, das heißt es von seinem bisherigen Wege abzulenken. Hierbei zeigt es sich nun, daß das weiße Licht der Sonne ein Gemenge ist aus verschiedenartigen Lichtstrahlen, die eine ungleiche Brechbarkeit besitzen. Daher wird denn der Sonnenstrahl in die genannten sieben Farben zerlegt; die rothen Lichtstrahlen werden am wenigsten stark gebrochen, während die violeten die stärkste Brechung erleiden, weshalb diese beiden Farben die übrigen zwischen sich einschließen. Ein hinter dem Prisma befindlicher Schirm von weißem Papier fängt das Spectrum auf, das unter diesen Umständen in vollster Pracht sich zeigt. In vorstehender Fig. 1, die zur Erläuterung der obenerwähnten Aufstellung dient, ist der Lichtstrahl durch eine zarte weiße Linie vertreten.

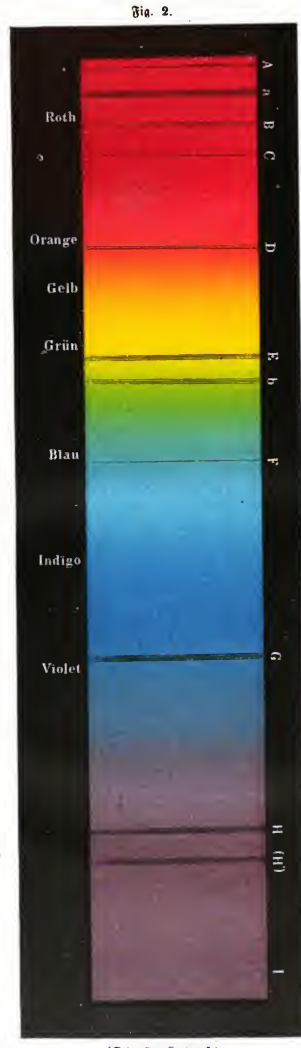
Betrachtet man jedoch das auf diese Weise erhaltene Spectrum etwas genauer, so nimmt man noch eine weitere Erscheinung wahr. Es zeigen sich nämlich in dem Farbenbild eine Anzahl von dunkeln Streifen, welche rechtwinklig zu dessen Längsrichtung sind. Dieselben werden, nachdem Fraunhofer sie näher untersucht und beschrieben hat, die Fraunhofer'schen Linien genannt und sind unregelmäßig über das ganze Spectrum verbreitet. Einige dieser Streifen sind sehr fein und erscheinen als isolirte, kaum sichtbare schwarze Linien, andere hingegen liegen einander sehr nahe und gleichen eher einem Schatten als getrennten Linien: endlich gibt es einige, welche bei etwas bedeutenderer Ausdehnung sehr scharf und bestimmt sind. Während man mit bloßem Auge nur die stärkern dieser Linien wahrnimmt, konnte Fraunhofer mit bewaffnetem Auge deren 574 beobachten, ja ihre Anzahl beträgt nach spätern Angaben bis gegen 2000.

Fraunhofer wählte einige besonders auffallende Linien des Spectrums und bezeichnete dieselben durch die großen Buchstaben A, B, C, D, E, F, G und H. Dieselben sind in umstehender Figur 2 dargestellt und es liegen hiervon A, B und C im Roth; D im Orange; E zwischen Gelb und Grün; F am Uebergang von Grün zu Blau; G im Indigo; H im Violet. Hierdurch wurde das Spectrum in sieben Partien getheilt, von welchen jede wieder feinere Linien einschließt, über deren Lage und Eigenschaften man nun sich verständigen konnte.

Das Sonnenlicht zeigt unter allen Umständen diese Linien in unveränderter Weise. Wendet man eine andere Lichtquelle zur Hervorrufung eines Spectrums an, so zeigt sich je nach deren Beschaffenheit manche Verschiedenheit in Anzahl, Lage und Stärke der auftretenden dunkeln Linien.

Man schloß aus diesen Beobachtungen, daß im Sonnenlicht Lichtstrahlen von einer

Fig. 2.



(Schnellpressendruck.)

gewissen Brechbarkeit fehlen, daß folglich an den Stellen, wo diese im Falle des Vorhandenseins erscheinen würden, jene dunkeln Linien auftreten. Wir werden sehen, daß durch die Spectralanalyse eine andere Erklärung der dunkeln Linien gegeben wird.

Nachfolgende vereinzelte Beobachtungen ergaben, daß ein Spectrum vom Lichte der Venus dieselben Streifen zeigt, wie das vom Sonnenlicht, nur schwächer; dagegen gibt das Licht des Sirius andere Streifen als die Sonne und die Planeten. Andere Fixsterne erster Größe schienen wieder eigenthümliche Linien zu erzeugen. Ebenso zeigte das elektrische Licht, sowie das verschiedener Lampen oder Kerzen gewisse Streifen, die mehr oder weniger auffallend waren, darunter namentlich solche, die nicht dunkel, sondern heller erschienen. Am meisten zeichnete sich ein mit der Fraunhofer'schen Linie D zusammenfallender heller Lichtstreif aus, der stets zum Vorschein kam, sobald man Kochsalz in eine Lichtflamme brachte, welche dadurch eine lebhaft gelbe Farbe erhält, und Swan machte die Bemerkung, daß hieran sich die Gegenwart von Natrium leicht erkennen lasse.

Dies mochte ungefähr der Stand der Kenntniß über die Natur des Spectrums in dieser Richtung sein, als Bunsen und Kirchhoff dieselben einer weitern Verfolgung unterzogen, und sie sprechen sich hierüber im Beginne der Abhandlung, welche ihre ersten Resultate mittheilt, in folgender Weise aus:

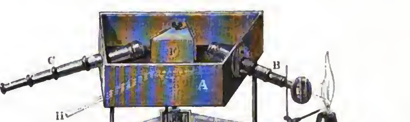
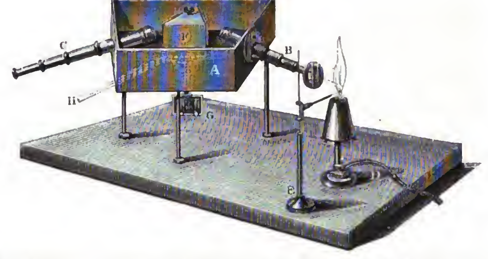
„Es ist bekannt, daß manche Substanzen die Eigenschaft haben, wenn sie in eine Flamme gebracht werden, in dem Spectrum derselben gewisse helle Linien hervortreten zu lassen. Man kann auf diese Linien eine Methode der qualitativen Analyse gründen, welche das Gebiet der chemischen Reactionen erheblich erweitert und zur Lösung bisher unzugänglicher Probleme führt."

Als Lichtquelle diente zu den spectralanalytischen Versuchen ein sogenannter Bunsen'scher Gasbrenner, D, Fig. 3. Derselbe besteht aus einem kleinen hohlen Würfel von Gußeisen, in welchen das durch einen feinen, dreitheiligen Spalt ausströmende Leuchtgas eintritt. Der Würfel hat an jeder Seitenfläche ein rundes Loch, welches der Luft den Zutritt gestattet; an der obern Fläche befindet sich eine Oeffnung, auf

welche ein vier Zoll langes Brennrohr aufgesetzt ist und an dessen Mündung das aufsteigende Gemenge von Gas und Luft angezündet wird. Das Verhältniß dieser letztern ist der Art, daß eine vollständige Verbrennung der Gasbestandtheile stattfindet. Es entsteht daher eine Flamme, welche nicht rußt, eine große Hitze, aber nur eine äußerst geringe Leuchtkraft besitzt, weshalb sie für sich allein nur ein schwaches Spectrum erzeugt.

rialien, nämlich in der Pottasche, dem Kochsalz, dem Lithionglimmer, dem Kalk, dem Schwefelspath und Strontian enthalten sind. Zu diesem Zwecke wurden auf die sorgfältigste Weise höchst reine Verbindungen eines jeden der genannten Metalle mit Chlor dargestellt, also zum Beispiel höchst reines Chlornatrium oder Kochsalz. Als hierauf ein Tröpfchen von dessen Auflösung an das Ohr eines, von dem Gestelle E gehaltenen, feinen Platindrahtes gebracht und

Fig. 3.

Die Beobachtungen wurden mit Hilfe eines Apparates ausgeführt, der aus einem kleinen trapezförmigen Kasten A besteht, welcher inwendig geschwärzt ist. In die schiefe Seitenfläche wurde ein Rohr B eingesetzt, dessen äußere Oeffnung durch eine Querplatte verschlossen ist, in welcher sich ein feiner Spalt befindet. Vor diesem Spalt wird die Flamme aufgestellt, welche jetzt einen Strahl nach einem Prisma F sendet, das in dem dunkeln Kasten angebracht ist. Es entsteht hierdurch ein Spectrum, das man durch ein kleines Fernrohr C beobachtet, welches in der dem Spaltrohr gegenüber befindlichen Seite des Kastens eingefügt ist.

Es zeigte sich im Verlauf der Versuche, daß die eigenthümlichen Linien, welche gewisse Stoffe hervorbringen, um so deutlicher sind, je höher die Temperatur und je geringer die eigene Leuchtkraft der Flamme ist.

Zunächst erstreckte sich die Untersuchung darauf, auszumitteln, welche Linien im Spectrum entstehen, wenn in der Flamme eins der leichten Metalle verbrennt, also entweder Kalium oder Natrium, Lithium, Calcium, Barium, Strontium. Es sind dies die metallischen Elemente, welche in meist wohlbekannten Mate-

in die Flamme des Gasbrenners gehalten wurde, so zeigte sich sogleich im Spectrum an der Stelle der Fraunhofer'schen Linie D ein glänzend gelber Streifen, als charakteristisches Zeichen des Natriums. Die andern Metalle lieferten bei gleichem Verfahren das folgende Ergebniß:

Kalium gibt eine rothe Linie an der Stelle der Fraunhofer'schen Linie A im rothen Theile des Spectrums und eine schwache blaue Linie im Violet.

Lithium erzeugt ebenfalls zwei Linien, eine lebhaft glänzende rothe und eine schwache gelbe, erstere im Roth, letztere im Orange des Spectrums.

Calcium gibt zwei sehr lebhafte und scharfe Linien, die eine grün, die andere orange, welche in die entsprechenden Farbentheile des Spectrums fallen.

Das Strontium bringt eine Reihe von Linien zum Vorschein, von welchen eine scharfe blaue Linie im Blau und eine breite Orangelinie im Roth besonders ausgezeichnet sind.

Das Barium gibt eine Reihe grüner Linien im Grün des Spectrums, wovon zwei durch besondere Stärke sich auszeichnen.

Zu bemerken ist, daß alle Salze eines und desselben Metalls die gleichen Linien geben, doch eignen sich die flüchtigen Chlormetalle zum Versuch am besten. Bringt man gleichzeitig zwei oder mehrere Metalle in die Flamme, so treten gleichzeitig die von denselben herrührenden charakteristischen Linien auf.

Als besonders merkwürdig ist jedoch hervorzuheben, welche unglaublich geringe Mengen eines dieser Körper schon hinreichen, um ihre Anwesenheit durch die Spectrallinien zu verrathen. Hierin zeichnet sich vor Allen das Natrium aus. Theilen wir unser Pfund in 500,000 Theile, so wird ein solches Gewichtstheilchen ein Milligramm genannt. Befindet sich aber in der Flamme nur ein Dreimilliontel Milligramm Natrium, so gibt sie im Spectrum auf's Deutlichste die Natriumlinie. Ja, diese Wirkung ist so empfindlich, daß es schwer ist, eine Flamme zu erhalten, die absolut keine Natriumlinie zeigt, oder mit andern Worten: das Natrium ist überall verbreitet, wenn auch in unwägbarer Menge. Die in der Luft wirbelnden Stäubchen führen dasselbe bei sich. Man brauchte nur im Untersuchungslocal ein bestaubtes Buch zusammenzuschlagen, um sofort ohne alles Zuthun die gelbe Linie aufblitzen zu sehen. Bedenken wir, daß über zwei Drittel von der Oberfläche der Erdkugel mit Salzwasser bedeckt sind, daß die Luftströme mit den Wassertheilchen auch Atome des Kochsalzes entführen können, und wir werden dessen Allgegenwart erklärlich finden. Ja, wir werden erst jetzt einsehen, wie thierische und pflanzliche Organismen aus der Luft sich mit dem Salz zu versehen vermögen, das ihnen als Nahrung ein Bedürfniß ist, auch wenn dessen Bezug auf anderem Wege ihnen abgeschnitten ist.

Weniger empfindlich erweisen sich zwar die übrigen der genannten Stoffe, doch genügen immerhin zu ihrer Erkennung so außerordentlich geringe Mengen, daß jede frühere Methode, dieselben zu entdecken, weit übertroffen ist. Wir werden daher durch die Spectralanalyse Gewißheit über die Anwesenheit oder Abwesenheit der Stoffe mit einer Leichtigkeit und Schärfe erhalten, von der man keine Ahnung hatte.

So wurde zum Beispiel bisher das Lithium als ein seltener Stoff angesehen, als ein Metall, das nur in wenigen Mineralen, vorzüglich im Lithionglimmer aufgefunden worden war. Dasselbe ist deshalb auch nur den Chemikern und Mineralogen bekannt. Allein die Spectralanalyse belehrt uns, daß das Lithium eins der verbreitetsten Elemente ist, wiewohl es meist nur in geringer Menge vorhanden ist. In solcher wurde es aber mit Leichtigkeit nachgewiesen im Meerwasser, in den Salzquellen, in der Asche der Meerespflanzen und vieler Landpflanzen, sowie in vielen Mineralen, wie zum Beispiel in allen Feldspathen und Quarzen des Odenwaldes. Man braucht nur ein wenig Asche einer Cigarre oder diese selbst in die Flamme zu bringen, um sogleich die Linien des Natriums, Lithiums, Kaliums und Calciums zu erkennen.

Während so kein bekannter Stoff seine Anwesenheit im Lichte der Spectralanalyse verbergen kann, diente dieselbe aber auch, um bisher unbekannte Stoffe aus dem Dunkel der Verborgenheit hervorzuziehen.

Vernehmen wir, wie die Begründer dieser Methode in dieser Beziehung selbst sich aussprechen:

„Die analytische Methode, welche auf die Beobachtung derartiger Linien sich stützt, gewährt besonders für solche Stoffe, die nur in verschwindend kleinen Mengen auftreten oder die in ihrem chemischen Verhalten einander zum Verwechseln nahe stehen, eine Reihe der schätzbarsten Auffindungsmittel und Unterscheidungsmerkmale, welche an Sicherheit Alles, was bisher auf chemischem Weg erreichbar war, übertreffen. Wir konnten uns daher der Ueberzeugung nicht verschließen, daß diese Methode, welche die Grenze der chemischen Reactionen in so ungewöhnlicher Weise hinausgerückt hat, ganz besonders geeignet sein müsse zur Ausspürung noch unbekannt gebliebener Elemente, die spärlich verbreitet vorkommen oder andern Stoffen gegenüber zu wenig charakterisirt sind, um durch unsere bisherigen unvollkommneren Methoden wahrnehmbar zu sein. Diese Voraussicht hat sich gleich bei den ersten in dieser Richtung gethanen Schritten bewährt, indem es uns auf dem angedeuteten Wege gelungen ist, neben Kalium, Natrium und Lithium noch zwei andere Alkalimetalle aufzufinden, trotzdem daß die Salze dieser neuen Elemente Niederschläge wie die Kalisalze geben und ihr Vorkommen ein so spärliches ist, daß

es der Verarbeitung von mehr als 44,000 Kilogramm (= 880 Zollcentner) Dürkheimer Soolwasser und 150 Kilogramm (= 3 Centner) Lepidolith bedurfte, um die nur wenig Gramme (1 Gramm = $^1/_{15}$ Loth) betragende Menge des für die Untersuchung erforderlichen Materials zu erhalten."

Das eine dieser neuen Metalle, von den Entdeckern Caesium genannt, findet sich in der erwähnten Soole und gibt zwei nebeneinander liegende blaue Linien im blauen Theile des Spectrums. Das andere Metall, Rubidium getauft, findet sich im Lepidolith oder Lithionglimmer und erzeugt zwei prachtvolle violette Linien, welche im rothen Theile des Spectrums auftreten.

Es würden die angeführten Ergebnisse hinreichen, auch denjenigen, der nicht selbst Forscher ist, von der großen Bedeutung der Spectralanalyse für die Wissenschaft und in deren Weiterwirkung für das Leben vollkommen zu überzeugen. Vernehmen wir nur, wie in dieser Beziehung Dumas, der hervorragendste der französischen Chemiker, sich ausspricht:

„Künftig wird also kein bekanntes oder unbekanntes Element sich den Forschungen der Chemie entziehen können; die Lücken, welche noch in der Reihe der einfachen Körper existiren und welche eine vollständige systematische Classification verhindern, werden ausgefüllt werden; die Analyse der Mineralwasser wird weniger oft außer Stande sein, Rechenschaft von ihren heilsamen Wirkungen zu geben; die Geologie, welche bisher die Reste der organischen Wesen benutzte, um die Gleichzeitigkeit der aus dem Wasser abgesetzten Gesteine zu beweisen, wird die Gegenwart oder Abwesenheit gewisser Elemente in diesen Gesteinen als nicht weniger entscheidendes Merkmal des Zusammenhangs festsetzen; sie wird die chemische Zusammensetzung der antediluvianischen Meere bestimmen, aus welchen jene Gesteine abgesetzt wurden, so wie sie seit einem halben Jahrhundert deren pflanzliche und thierische Bevölkerung kennen gelehrt hat."

Es würden, wie gesagt, diese Resultate allein schon der Spectralanalyse eine hohe Bedeutung verleihen. Allein dieselbe erlangte noch in anderer Weise eine fast wunderbare Tragweite.

Vor noch nicht allzu langer Zeit erschien es als eine unlösbare Aufgabe, wenn die Frage aufgeworfen wurde: „Wie viel Pfund wiegt unsere Erde?" Aber als eine Vermessenheit hätte es gegolten, zu fragen: „Was wiegt der Mond oder gar die Sonne?" Und dennoch sind diese Fragen mit einer großen Genauigkeit beantwortet worden. Und die Gesetze und Schlüsse, aus welchen diese Antwort abgeleitet wird, sind so einfacher Art und einer so klaren Darlegung fähig, daß die mathematisch vorgebildeten Schüler höherer Lehranstalten dieselben vollkommen verstehen und in überzeugender Weise vor uns entwickeln können.

Wollte aber Jemand die Frage aufwerfen: „Aus was für Stoffen mag denn wohl die Sonne bestehen — oder der Sirius — oder überhaupt ein Fixstern?" — so konnte man ihm nur mit jenem Achselzucken antworten, das wir auch andern Fragen entgegenzusetzen haben, als zum Beispiel: „Wie es wohl im Paradies aussehen mag — wann der jüngste Tag kommen werde" und dergleichen mehr.

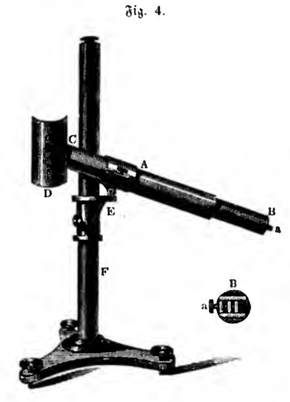
Ja, man durfte sich erlauben, die Frage nach den Bestandtheilen der Sonne nicht nur als vermessen, sondern auch als lächerlich zu erklären.

Und dennoch sind wir mit Hilfe der Spectralanalyse auf dem besten Wege, die Frage mit vieler Bestimmtheit zu beantworten und die Richtigkeit dieser Antwort auf das Ueberzeugendste zu begründen.

Wenn hinter der Flamme, welche wir durch das Prisma der Analyse unterwerfen, ein leuchtender Körper sich befindet, der ein Spectrum ohne Linien erzeugt, so wird das Spectrum jener Flamme umgekehrt, das heißt, ihre hellen Linien werden in dunkle verwandelt. Hiernach läßt sich erschließen, daß das im Anfange dieser Mittheilung beschriebene Sonnenspectrum nichts Anderes ist, als die Umkehrung des Spectrums, welches die leuchtende Atmosphäre der Sonne für sich geben würde. Diese Umkehrung wurde bewirkt durch einen innerhalb der Sonnenatmosphäre befindlichen leuchtenden Kern. Man wird also im Stande sein, die Bestandtheile der Sonnenatmosphäre zu ermitteln, wenn man die Stoffe kennt, welche, in eine Flamme gebracht, helle Linien da auftreten lassen, wo in dem Sonnenspectrum dunkle Linien sind.

In der That glaubt man jetzt schon versichern zu können, daß Kalium, Natrium, Eisen, Chrom und Nickel in der Sonnenatmosphäre vorhanden sind, während Silber, Blei, Kupfer und Lithium, sowie die Bestandtheile des auf der Erde so allgemein verbreiteten Thons, das Silicium und Aluminium, zu fehlen scheinen.

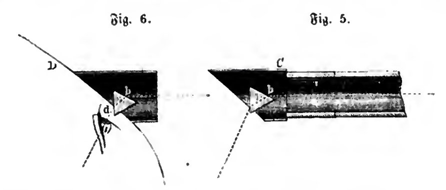
Fig. 4.



Bedenken wir, daß die spectral-analytische Methode sich im Anfangsstadium befindet, daß sie gleich den übrigen wissenschaftlichen Methoden, sobald sie einmal Gemeingut erhalten. Auch fehlt es nicht an der Ausführung eines vereinfachten Apparates, Fig. 4, den Mousson construirte, weniger zu der genauesten wissenschaftlichen Untersuchung als vielmehr zu den Zwecken des Unterrichts, um die Erscheinungen der Spectralanalyse allgemein zugänglicher zu machen. Derselbe besteht im Wesentlichen aus einem inwendig geschwärzten Cylinder A, der an dem einen Ende durch eine Platte B mit der Lichtspalte verschlossen ist; das andere Ende C ist schief abgeschnitten, ebenfalls durch einen Deckel D verschlossen, der einen Ausschnitt d hat, welcher den Blick auf ein in diesem Theile des Rohres angebrachtes Prisma gestattet. Der Apparat ist in einer nach allen Richtungen beweglichen Weise an einem Gestell befestigt. Man richtet den Spalt nach der Flamme und sieht dann am Prisma das Spectrum. Figur 5 und 6 zeigen die innere Einrichtung dieses Apparats, mit dem Prisma b.

Es drängt sich die Frage auf, ob denn jetzt durch die Spectralanalyse alle bisherige Methode der qualitativen chemischen Analyse überflüssig werde? Wird doch mehr als die Hälfte aller Zeit in der Ausbildung des praktischen Chemikers darauf verwendet, ihn mit der Methode vertraut zu machen, die Stoffe aufzusuchen und zu trennen. Wie viele kleine und mühsame Operationen hat derselbe nöthig, um zum Ziele zu gelangen, wie das Auflösen, Kochen, Filtriren, Niederschlagen, Auswaschen, Glühen und so fort, und wir theilen das wehmüthige Gefühl,

Fig. 6. Fig. 5.



geworden sind, eine weitere Ausbildung und Vervollkommnung erhalten wird, so erscheinen die großen Erwartungen gewiß berechtigt, die wir nachher aus dem Munde einer der ersten wissenschaftlichen Größen vernehmen werden.

In der That hat der Apparat zur Spectralanalyse von Seiten seiner ersten Aufsteller bereits mehrfache Verbesserungen welches den bekannten „Breslauer Reactionär“*) ergreifen mußte bei dem Gedanken, mit all seiner Jahre lang geübten und erworbenen Analysirkunst so auf einmal durch die Spectralanalyse brach ge-

*) „Der Reactionär in der Westentasche“ von Hoffmann; eine sehr gelungene humoristische Darstellung der Regeln der Analysirkunst in Versen à la Zumpt.

legt zu werden; wir verstehen ihn, wenn er mit tragi-komischem Pathos ausruft:

„Und die Kunst, wie sie bis jetzt
Heilig uns gewesen —
Ach, die Neue, sie ersetzt
Ganz allein durch Lesen!
Zonen, Trübung, Färbung, Dunst,
Perlen, Niederschläge —
Sie verschmäht die neue Kunst,
Nass' — und trockne Wege!
Spotteten, erkannt zu sein,
Sonst nicht oftmals Gramme?
Jetzt — ein Stäubchen noch so klein,
Macht beredt die Flamme!
Tellus gibt uns doch genug
Nüsse zu benagen,
Warum jetzt den hohen Flug
Bis zur Sonne wagen?
Geht das weiter fort, so muß
Bald man kennen lernen
Stoffe aus dem Sirius
Und von andern Sternen!"

Aber unser Pyro- und Hydro-analytiker*) mag sich getrösten, der Spectroanalytiker wird ihn nicht so ohne Weiteres außer Brot setzen. Er wird wohl die höhere Führerschaft übernehmen und wie der auf dem Mast auslugende Botsmann ausrufen, was in Sicht kommt — aber wenn es sich dann um die praktische Verwerthung der qualitativ aufgefundenen Stoffe handelt, da werden wir doch wieder auf die nassen und feurigen Wege geführt werden, die wir bisher gewandelt sind.

Daß den Begründern der Spectralanalyse von Seiten der wissenschaftlichen Welt die gebührende Anerkennung nicht entgehen konnte, war nicht zu bezweifeln. Aber auch von anderer Seite her sollten auszeichnende Anerkennungen solcher Verdienste nicht ausbleiben. Wir wissen, daß dieselbe schon früher von Seiten des Rectors der Heidelberger Universität — der zugleich Großherzog von Baden — erfolgt ist, und lesen weiter mit Freude:

„Heidelberg, 22. Nov. 1861. Aeußerm Vernehmen nach ist dieser Tage den Herren Hofrath Bunsen und Professor Kirchhoff für ihre neueste wichtige wissenschaftliche Arbeit eine ehrende Auszeichnung von Seite des Königs von Baiern zu Theil geworden. Ersterer erhielt die Maxmedaille und den Maxpreis und Herr Kirchhoff den Maxpreis."

Mit besonderer Befriedigung erfüllen uns jedoch anerkennende Stimmen von Außen, um so mehr, als man jetzt wieder Deutschland für nichts Besseres als das europäische Aschenbrödel auszugeben so eifrig bemüht ist und es vor sich selbst und vor den Augen der Welt so vielfach schlecht macht. Wir schließen daher mit den Worten, welche Dumas über die Spectralanalyse im Moniteur ausgesprochen hat:

„Die Naturwissenschaften haben seit Lavoisier, welcher zuerst die wahren Grundstoffe der Körper festgestellt hat, keinen glücklicheren Schritt gethan, um zur genauen Kenntniß der wahren Elemente der Materie zu gelangen. Die unorganische Chemie, die der organischen Chemie an Fortschritten nachstehend, verlassen schien, nimmt mit einem Male wieder ihre frühere Suprematie ein, und Niemand ist im Stande, vorauszusehen, wie weit durch diese neuere Methode der Untersuchung ihr Fortschritt sich erstrecken kann.

Die französischen Physiker, welche sich mit diesen schönen Untersuchungen schon beschäftigt haben, können bedauern, daß nicht sie den Naturwissenschaften den neuern Aufschwung gegeben haben, welchen sie durch das gelehrte Deutschland empfangen haben; indeß die Wissenschaft ist ein Gemeingut aller Länder; ihre Fortschritte gehören der gesammten Menschheit an und Jedermann in Frankreich wird erfreut sein zu vernehmen, daß Se. Majestät der Kaiser, zum Zeugniß des beständigen Interesses, womit er die Wissenschaft verfolgt, dem Hofrath Bunsen die Auszeichnung des Officiers und Herrn Kirchhoff das Kreuz der Ehrenlegion ertheilt hat."

Wahrlich — diese Worte ehren nicht zum Wenigsten auch Herrn Dumas selbst!

Arequipa.

Von W. R.

Das Innere der westlichen Staaten von Südamerika, Chili, Bolivia und Peru, ist noch immer so wenig bekannt, daß jede Mittheilung von dorther das lebhafteste Interesse erwecken muß. Die fortwährenden politischen Gährungen lenken mitunter wohl die Aufmerksamkeit dahin, und die Weltumsegler bringen zuweilen Nachrichten von

*) Feuer- und Wasseranalytiker.

einigen Küstenstädten; genauere Schilderungen vom Innern des Landes, Berichte über Gegend und Menschen bleiben indeß noch immer so selten, wie über die unbewohntesten Theile von Innerafrika.



Gruppe von Indianern. (Nach einer Original-Photographie.)

Um von Valparaiso nach Arequipa zu gelangen, landet man zuerst im Hafen von Islay. Dort hat die Küste denselben unwirthlichen, unfruchtbaren und verlassenen Charakter, wie an allen andern Punkten der chilenischen und peruanischen Küste. Die Ufer, welche den Hafen begrenzen, sind zerrissen und felsig; auf ihren Klippen und im Meere tummeln sich oft Heerden von Seehunden herum. Die Brandung außerhalb des Hafens gehört zu den schönsten an der Küste; sie theilt sich jedoch selbst dem Hafen mit, in welchem das Landen wegen der starken Bewegung unangenehm ist. Den Landungsplatz erreicht man auf Leitern, die von der hölzernen Lände herunterhängen; auf der andern Seite ist eine neue Treppe aus Gußeisen, die aber nicht benutzt wird und lebhaft an die spanischen Prunkbetten erinnert, die sehr einladend aussehen, während die Bewohner

sich mit alten Decken und Ponchos auf der Erde oder auf einem Tische eine Schlafstätte bereiten.

Die Umgegend Islays besteht aus dürrem Sand mit Salzausblühungen, der nicht eine Spur von Vegetation aufzuweisen hat. Die Stadt wird durch eine Wasserleitung mit Wasser versorgt und hat zwei schöne Brunnen mit gußeisernen Figuren; aber die Bassins sind viel zu groß für die kleine Quantität Wasser, das wie ein dünner Faden hineinrieselt. In den Höfen sieht man hier und da eine Banane oder Maispflanzen in Töpfen, die mit derselben Aufmerksamkeit wie bei uns kostbare oder seltene Gewächse gepflegt werden, jedoch meist Fremden angehören; denn die hier Geborenen scheinen das Bedürfniß, einige Pflanzen in ihrer Nähe zu haben, gar nicht zu fühlen. Das Zollhaus ist im Verhältniß des kleinen Ortes ziemlich groß und im Hafen lagen mehrere Schiffe. Diese Thätigkeit erklärt sich aber dadurch, daß Islay der Hafen für Arequipa und das ganze südliche Peru ist. Im Allgemeinen ist Islay ein sehr gesunder Ort, obgleich auch hier zuweilen das gelbe Fieber auftritt. Ein eigenthümlicher Vorfall wurde mir erzählt. Bekanntlich gibt es in Chili und Peru eine ziemliche Anzahl Deutsche. In Valparaiso namentlich bilden sie ein großes und wichtiges Element in der Bevölkerung, und außer den Kaufleuten gibt es mehrere geachtete deutsche Aerzte dort und die deutschen Handwerker bilden den gediegensten und intelligentesten Theil der arbeitenden Classe. Obgleich daher der Beisatz alemana für jede Art von Geschäft eine Empfehlung ist, so stehen doch die andern Nationen den Behörden gegenüber in größerm Ansehen, und Engländer oder Franzosen lassen sich nicht das Geringste von den einheimischen Beamten gefallen. So hatte der Präfect von Islay zu einer Expedition die Pferde eines Franzosen weggenommen. Dieser wendete sich deshalb sogleich an das französische Consulat in Valparaiso. Es währte nicht lange, so erschien ein französisches Kriegsschiff vor Islay und der Präfect sah sich dadurch genöthigt, die zurückgehaltenen Pferde wieder herauszugeben. Es zeigte sich jedoch, daß er denselben die Schwänze abgeschnitten hatte, womit der Franzose durchaus nicht einverstanden wär. Der Capitän des Kriegsschiffes drohte die Stadt zu bombardiren, wenn dem Franzosen nicht sein volles Eigenthum zurückerstattet würde, und so mußte sich der Präfect herbeilassen, tausend Dollar Entschädigung zu zahlen, damit Islay der Pferdeschwänze wegen nicht beschossen wurde. Ein Deutscher würde in solchem Falle keinen Schutz gefunden haben, was die einheimischen Beamten leider sehr wohl wissen.

Auch in Islay hat man Gelegenheit, die Spielwuth, welche in jenen Gegenden herrscht, kennen zu lernen. Leute aus den untersten Volksclassen sieht man in abgelegenen Winkeln die Karten aus der Tasche ziehen, um zu spielen.

Der Weg von Islay nach Arequipa beträgt 10 Meilen oder 50 Leguas. Er führt durch eine öde Sandwüste ohne jede Spur von Vegetation. Fast die einzige Abwechslung bilden die Medanos, halbmondförmige, durch den immer gleichmäßig aus derselben Richtung wehenden Wind gebildeten Sandhügel, welche etwa zwölf Fuß hoch, nach innen zu schroff abfallend, nach außen allmälig sinkend, sich in langen Zügen erstrecken. Diese Medanos finden sich in großer Menge. Im Uebrigen zeigt uns die Gegend nichts als eine wellenartig mit Sand bedeckte Ebene, auf welcher die gebleichten Gerippe der gefallenen Maulthiere und Pferde den Weg bis nach Arequipa bezeichnen. Auf der Hälfte des Weges befindet sich ein Wirthshaus, Tambo de la Joya genannt, welches aus einer Reihe elender Bretterbaracken besteht, die mit Binsen gedeckt sind. Ein Engländer läßt dort die Flagge der großen Nation wehen, bewirthet die Vorüberreisenden und fordert enorme Preise. Der erste Ort in der Campina Arequipa ist das Dorf Tiabaya. Je mehr man sich der Stadt nähert, um so prächtiger entfaltet sich nach und nach die Gegend, bis dieselbe zuletzt an Pracht und Großartigkeit unvergleichlich ist.

Dicht hinter Arequipa erhebt sich der berühmte 20,000 Fuß hohe Vulcan von Arequipa, der in herrlichster symmetrischer Form wie ein Kegel kerzengrade emporsteigt und mit seiner Spitze fast die Sonne zu berühren scheint. Arequipa ist eine Oase in der sich die ganze peruanische Küste entlang ziehenden Sandwüste. Es verdankt seine blühende Existenz einem Bergstrome, der in der Nähe der Stadt aus

dem Gebirge hervortritt und auf seinem ganzen Laufe bis zum Meere Leben und Fruchtbarkeit verbreitet. Die nächste Umgegend Arequipa's ist ein herrlicher Garten.

Während der ganze Küstenstrich vom Meere bis zu den Cordilleren fast gänzlich regenlos und dadurch im höchsten Grade wüst und öde ist, verwandelt der vom Gebirge herabströmende Fluß das Thal von Arequipa in ein Paradies mit der üppigsten Vegetation, welche in Verbindung mit der großartigen Fernsicht einen prachtvollen Anblick gewährt. Zu beiden Seiten des schöngeformten Vulcans, welcher fast ohne Unterbrechung in Thätigkeit ist, erstrecken sich gewaltige, schneebedeckte Gebirgsmassen nach Nord und Süd und bilden ein erhabenes und zugleich schönes Panorama.



Indianerinnen. (Nach einer Original-Photographie.)

Arequipa liegt 7800 Fuß hoch und das dortige Klima ist durch diese Höhe sehr gemildert; es herrscht daselbst beständiger Frühling. Zur Zeit, wo die Sonne am fernsten steht, gibt es allerdings ziemlich starke Nachtfröste, welche der Vegetation oft schädlich sind und sogar zuweilen viele Pflanzen tödten. Die Temperatur steigt

im Schatten nie über 17 bis 18 Grad, und fällt, außer den Monaten Juni bis September, in denen die Nächte sehr kühl sind, nie unter 13 bis 14 Grad. Regen fällt auch in Arequipa wie an der ganzen Küste sehr selten. Doch beginnt mit Arequipa eigentlich schon die Regenzone, und je weiter nach Osten, um so beträchtlicher wird die Feuchtigkeit.



Cholos als Gepäckträger. (Nach einer Original-Photographie.)

Minen gibt es auf viele Leguas Entfernung nicht; die Bevölkerung ist daher auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen.

Die Einwohnerschaft der Stadt und ihrer Umgebung besteht aus einem kleinen Theil Creolen, von ziemlich reiner spanischer Abkunft und einem eben so kleinen Theil Indianer, welche noch die alte Sprache ihrer Race, die Quichuasprache, sprechen und nur wenig Spanisch verstehen. Der übrige Theil sind Cholos oder Mischlinge, mehr oder weniger nuancirt; ein schlaues Volk, voll Respect vor den Spaniern und voll Hochmuth gegen die Indianer. Die Spanier bilden, wie in Chili, eine Art Aristokratie, die ihre Stammbäume bis zur Einwanderung aus Europa mit großer Genauigkeit

führt, streng über ihre Heirathen wacht und in Bezug auf Mesalliancen eben so unerbittlich ist wie in Altcastilien.

Das indolenteste, trägste und schmutzigste Volk, das sich denken läßt, sind die Indianer. Sie werden größtentheils als Gepäckträger in der Stadt verwendet, sind aber nur sehr langsam an Thätigkeit zu gewöhnen. Wenn man sie in Gruppen zusammenhocken sieht, wie sie aus großen Gläsern ihre Chica trinken und ohne jede Spur von geistiger Regung vor sich hin dämmern, so muß man die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Race durchaus keiner Veredlung fähig ist, und ihre allmälige Verminderung als eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung erscheint. Die Weiber sind größtentheils Muster von Häßlichkeit, mit demselben dummen und blöden Ausdruck der Gesichter, demselben Schmutz und derselben Trägheit wie die Männer.

In der Tracht unterscheiden sich die Indianer insofern von den Cholos, als sie spärlicher bekleidet und zerrissener einhergehen; wesentlich ist der Unterschied der Kopfbedeckung, welche bei den Indianern für beide Geschlechter eine ganz eigenthümliche Form hat.

Lebhafter und dabei verschmitzter sind die Cholos, aus denen nicht nur die untere, sondern auch die mittlere Classe der einheimischen Bevölkerung besteht. Sie repräsentiren den Bürgerstand und machen unter sich wieder nach den verschiedenen Nuancen der Färbung einigen Unterschied. Die Vorliebe für das Nationalgetränk, das Maisbier, Chica genannt, haben sie mit den Indianern gemein.

Die in Arequipa ansässigen englischen und deutschen Kaufleute importiren englische, französische und deutsche Manufacturwaaren, auch einige deutsche Quincalleriewaaren, wogegen sie Chinarinde, Silberbarren, Goldstaub und Wolle, sowohl Schaf- als Alpacawolle, exportiren. Wolle ist der Hauptartikel für den Export. Sie wird theils gewaschen, theils ungewaschen ausgeführt und in kleinern Ballen von sechzig Pfund durch Maulthiere nach Islay gebracht, von wo sie dann verschifft wird. Für Schiffe, welche in chilenischen Häfen Erze geladen oder in Iquiqua Salpeter eingenommen haben, ist die Wolle, als leichte Fracht zum Ausfüllen, unentbehrlich.

Das Innere der Stadt ähnelt allen Städten der südamerikanischen Republiken. Die Häuser sind größtentheils schlecht gebaut, und es ist nur dafür gesorgt, daß derjenige Theil, welcher von der Straße aus gesehen wird, möglichst vortheilhaft in's Auge fällt. Dort sitzen denn auch die Sennoritas und cokettiren mit den Vorübergehenden, während im Innern Schmutz und Unordnung im höchsten Grade vorherrschen. Für den Comfort des Lebens ist in Arequipa noch schlecht gesorgt. Man sieht nur sehr wenig Wagen und die Einrichtung der Wohnungen ist höchst einfach, ja sogar ärmlich. In demselben Maße sind denn auch die Verkaufsläden mangelhaft und zeigen nichts von dem Luxus europäischer oder anderer Städte.

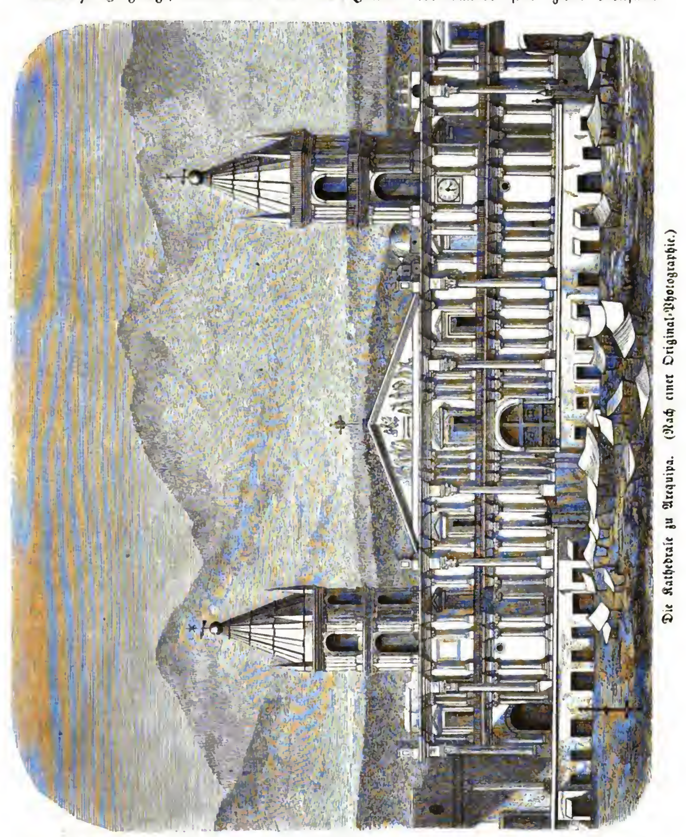
Von öffentlichen Gebäuden ist in Arequipa nichts besonders Hervorragendes zu finden. Die Kathedrale hat denselben Charakter wie die meisten Kirchen in den Städten der südamerikanischen Republiken und bildet in Verbindung mit dem großartigen Hintergrunde des Gebirges ein ganz imposantes Bild. Vor derselben befindet sich eine Art Verkaufshalle mit kühlen Gewölben, die stets vor der Sonnenhitze geschützt sind. Eine zweite derartige Halle begrenzt den Marktplatz, dessen Anblick in den Stunden, wo die Verkäufer unter zahllosen weißen und bunten Zelten die herrlichen Früchte und sonstigen Producte der Umgegend feilbieten, einen überaus lebendigen und unterhaltenden Eindruck macht.

Außer dem geschäftlichen Treiben ist die inländische Politik das Lebenselement der Bewohner von Peru. Die Frauen ergehen sich zwar in sehr eifrigen religiösen Uebungen, nehmen aber auch sehr lebhaft Theil am Schlingen und Verwirren der Fäden im Gewebe der politischen Intriguen.

Im Herbste des Jahres 1856 hatte sich Arequipa von der Regierung des Präsidenten Castilla losgemacht und dem General Vivanco angeschlossen, der zwar nicht so viele Anhänger unter dem Volke wie Jener, dafür aber drei Kriegsschiffe besaß, mit welchen er die Guanoinseln beherrschte, wodurch sich ihm eine reiche Quelle von Mitteln erschloß. Vivanco hatte sich den Norden von Peru unterworfen und sich in Arequipa festgesetzt. Dort traf der vom Süden herbeieilende Castilla mit ihm zusammen.

Vivanco hatte sich in Arequipa ver-

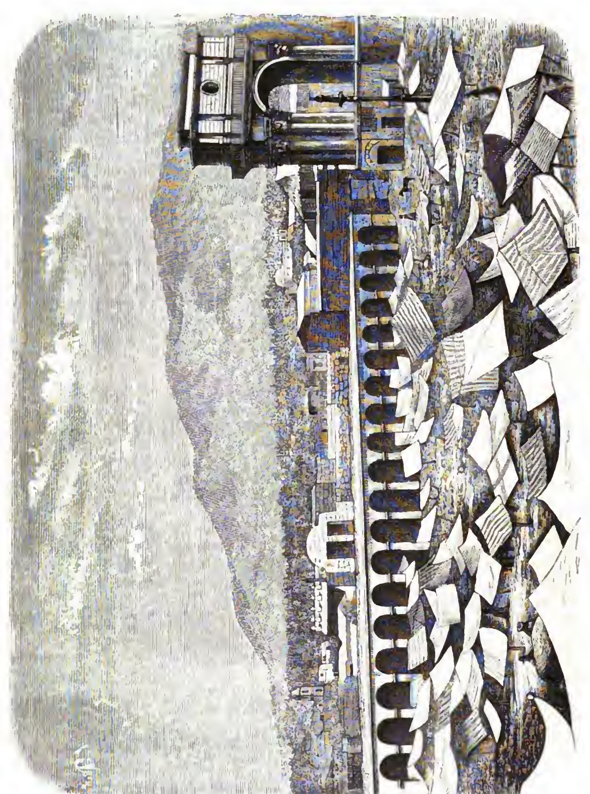
schanzt und Castilla begann eine Belagerung, deren Verlauf ein getreues Bild des Charakters der Bevölkerung gab. Sämmtliche Officiere auf beiden Seiten waren erbärmliche Feiglinge, Abenteurer von niedriger Gesinnung. Die Soldaten bestanden theils aus den einheimischen Cholos, theils aus Indianern vom Innern des Landes. Nur die beiden Anführer verdienen ausgenommen zu werden, sonst darf man die gesammte sogenannte peruanische Aristokratie nur mit der tiefsten Verachtung nennen. Ihr schließt sich das Volk an, dessen Sinnesart zwar sanftmüthig und dienstfertig, auch zuweilen offen und ehrlich, aber ohne Energie ist. Die Indianer im Innern des Landes sind zwar ebenfalls sanft und unterwürfig, aber zu träge, als daß sie der Entwicklung fähig sein und jemals irgend eine sociale Rolle spielen könnten.



Die Kathedrale zu Arequipa. (Nach einer Original-Photographie.)

Mit solchen Elementen bekämpften sich nun zwei Männer, die in ihrem Aeußern wie in ihrem ganzen Wesen durchaus ent=

gegengesetzt waren. Castilla, der auch in neuester Zeit Vielgenannte, hatte sich vom Eseltreiber zur höchsten Würde der Republik emporgearbeitet. Er war damals schon nahe an siebzig Jahre alt, klein und



Der Marktplatz zu Arequipa. (Nach einer Original-Photographie.)

gedrungen von Gestalt, mit herrischem Wesen und durchdringendem Blick, kurz ein geborener Soldat. Seit zwanzig Jahren bekämpfte er die immerwährenden Feindseligkeiten seines Gegners Vivanco, welcher eine fein angelegte, wohlgebildete Natur war und durchaus den Eindruck eines schlauen Diplomaten machte, der seine einschmeichelnden persönlichen Vorzüge wohl zu nutzen weiß, während Castilla durch persönlichen Muth und grades, offenes Wesen sich auszeichnete und damit namentlich auf die feigen Bewohner des Landes jenes Uebergewicht ausübte, welches außergewöhnlichen Menschen überall eigen ist.

Castilla kleidet sich sehr einfach, lebt frugal und haßt allen Luxus. In seinem sogenannten Cabinete bewahrt er die wichtigsten Papiere in einer Cigarrenkiste ohne Deckel; ein rohgearbeiteter Tisch, ein schmutziges Waschbecken, ein ungemachtes Feldbett, an dem sein Degen hing, in einer Ecke ein zweiter Tisch, auf dem ganze Stöße wichtiger Papiere lagen, das war seine ganze Einrichtung im Lager vor Arequipa; seine Bedienung bestand aus einem einzigen Menschen, der mit aufgeschürzten Hemdärmeln eintrat und wenig Umstände mit dem Dictator machte. Eine Schwäche zeigt Castilla darin, daß er in seiner Vorliebe für Napoleon sich gern mit demselben vergleicht und daher auch stets einen grauen Ueberrock nach dem Schnitte des historischen Musters trägt.

Schon das Aeußere der beiden Gegner zeigte ihre Verschiedenheit. Castilla ist klein, von dunkler Gesichtsfarbe, schwarzem struppigen Haar und blitzenden dunkeln Augen, dabei derb und grob von Sitten, während Vivanco feine Manieren und bei seinem dunkeln Teint die blauen Augen und den milden Gesichtsausdruck eines Nordländers hatte. Ersterer war der Abgott des gemeinen Volkes, während Letzterer die Sympathien der höhern Kreise für sich gewann.

Nach längerer Belagerung drang Castilla in eine der Vorstädte und dann in die Stadt Arequipa selbst ein. Jeder Schritt des Eroberers wurde durch ein entsetzliches Gemetzel bezeichnet. Die Erbitterung war auf beiden Seiten furchtbar. Vivanco mußte sich in ein Haus und dann verkleidet über die Grenze flüchten. Das Blutbad, welches die eindringenden Truppen Castilla's anrichteten, war grauenhaft. Der Anführer machte zwar dem Unfug der Plünderung bald ein Ende, aber nun erst zeigten sich die Greuel der Verwüstung. Wo man hinblickte, in den Häusern und Höfen, sogar auf den Dächern und zwischen dem Schutt der gänzlich in Trümmer geschossenen Barricaden, überall erblickte man blutende Leichen, todte Pferde, zerrissene und zerfetzte Theile von Körpern, brennenden Schutt, Trümmer, heulende Weiber und Kinder. Die Zahl der Todten war auf beiden Seiten fast gleich groß und betrug zusammen etwa 2000. Castilla gab sogleich Ordre, dieselben zu verbrennen, denn es war ganz unmöglich, sie alle in vierundzwanzig Stunden zu begraben, und wenn sie länger lagen, war eine Epidemie zu befürchten. Bald war die Luft erfüllt von dem Geruch der verbrannten Menschenkörper.

Castilla zeigte bei seinen Anordnungen nach dem Einzuge die größte Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit und bald war die alte Ordnung wieder hergestellt. Solche Greuel des Krieges und der Verwüstung sind noch immer in den südamerikanischen Republiken an der Tagesordnung.

Literarisches.

Aus meinem Leben, von J. H. Wilhelm Tischbein. Herausgegeben von Dr. Karl G. W. Schiller. Zwei Bände. Braunschweig. C. A. Schwetschke und Sohn. — Die Herausgabe der Aufzeichnungen des berühmten Malers Tischbein ist ein sehr anerkennenswerthes Verdienst, da dieselben nicht wenig zur Kenntniß der künstlerischen Zustände und zur nähern Beleuchtung des Charakters der bedeutendsten Männer seines Zeitalters beitragen. Abgesehen davon ist auch die Form derselben eine höchst anziehende, da sie lebhaft in die Zeit der Romantiker versetzt und gleichsam den Eindruck der Dichtung macht, so verschieden ist die Art der Auffassung von Welt und Leben. Der Aufenthalt des Künstlers in Italien zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als grade Lady Hamilton dort durch ihre plastischen Attitüden Aufsehen machte, ist einer der interessantesten Abschnitte der durchweg anziehenden Aufzeichnungen.

Deutsche Familien. Novellen aus dem Leben, von Heinrich Koenig. Zwei Bände. Wiesbaden. C. W. Kreidel. — Die hier gebotenen kleinern Erzählungen des rühmlich bekannten Heinrich Koenig sind durchaus einfach in der Anlage und ziemlich weit entfernt von der wechselvollen Lebendigkeit seiner frühern Schriften. Behaglich, oft sogar etwas breit gehalten, erinnern sie nur in einzelnen Zügen noch an jene, obgleich die tiefsittliche Anschauungsweise, welche Heinrich Koenig in der Behandlung historischer Stoffe bewies, auch diesen gemüthlichen Lebensbildern aus der Gegenwart eine anerkennenswerthe Grundlage gibt. Die Erzählung, „Ein geprüftes Herz," welche den Schluß des ersten Bandes der vorliegenden Sammlung bildet, haben wir vor längerer Zeit unsern Lesern mitgetheilt.



Die

Kunst im Haus und im Gewerbe.

Eine Kritik des reinen und unreinen Geschmacks.

Von

Jakob Falke.

VIII.

Die Wohnung. — Das Zimmer und seine Theile. — Das Gesetz der Fläche. — Der Fußboden. — Das Lebendige unter unsern Füßen. — Das geometrische Ornament. — Die Anordnung. — Der Naturalismus auf dem Fußboden und seine Widersprüche.

Gefäße und Geräthe sind einzeln selbständige Individuen; die Gruppe, die wir jetzt zu betrachten haben, bildet erst in ihrer Vereinigung ein volles Kunstwerk, die menschliche Wohnung. Wir meinen aber nicht das Haus oder den Palast als das Werk des Architekten, sondern wir nehmen den Standpunkt von innen und sehen, was sich um uns herum befindet, den Fußboden, die Wände, die Decke und schließlich das Mobiliar. Was hier künstlerisch schafft und gestaltet, ist weniger der Geschmack des Fabrikanten oder des Musterzeichners, als der des Besitzers oder desjenigen, der sich die Wohnung zu bleibendem Aufenthalt einzurichten hat. Denn wenn er auch für gewöhnlich im Einzelnen unter einer Reihe fertiger Muster wählen kann, so gibt doch ihre Zusammenstellung und Zusammenstimmung erst den eigentlichen Charakter einer Wohnung, und darin hat sich demnach der Geschmack des Publicums dem Künstler gegenüber zu bethätigen. Wer es nicht thut, wer sich dem Tapezier auf Gnade und Ungnade überläßt, nun, der resignirt eben auf den Besitz eigenen Geschmackes. In den meisten Fällen aber wird das Publicum, auch im untern bürgerlichen Leben, die Wahl selbst treffen.

Diese Zusammengehörigkeit alles desjenigen, was zur Herstellung und zum Schmuck einer Wohnung gehört, macht dasselbe auch stilistisch voneinander abhängig. Boden und Decke und Wände und Mobiliar haben Beziehungen zueinander; sie sind die Theile eines Ganzen und den Gesetzen einer gemeinsamen, verbindenden Harmonie unterworfen. Aber sie sind auch jedes für sich ein anderes mit verschiedener Bestimmung und verschiedener Richtung: den Boden treten wir mit Füßen, die Wände richten sich um uns empor und die Decke schwebt über unsern Häuptern. Es folgt daraus, daß ein jedes wieder seine besondern Gesetze hat, denn auch hier müssen wir dem Grundsatz folgen, die rationellen Bedingungen ornamentaler Schönheit allein in dem Gegenstande zu suchen, an den sie gebunden ist.

Diese Gesetze sind allgemein giltig für alle umschlossenen Wohnräume, welcher Art sie sein mögen und welche Absichten der Besitzer mit ihnen zu erreichen strebt. Dem Einen genügt es, sich ein behaglich wohliges Nest zu schaffen, warm, still, gemüthlich, das ihm zu Leibe steht wie ein wohlgeschnittener Rock. Ein Anderer will es nur modern und elegant, Alles von neuestem Geschmack und blankster Politur, Räume nicht für sich, sondern für die Gesellschaft,

die er empfängt. Ein Dritter schuldet es seiner Stellung in der Welt, dem Range und dem Ruhm seines erlauchten Hauses, Alles um sich zu sammeln, was Name, Rang, Ehre, Schönheit auszeichnet; für die glänzende Gesellschaft bedarf er der strahlendsten Räume, funkelnd von Vergoldung und Lichterglanz.

Sie Alle haben ein Recht dazu; sie Alle können in gleichem Grade geschmackvoll verfahren, wenn sie bei ihren verschiedenartigen Mitteln die gleichen Gesetze beobachten.

Ein solches Gesetz von allgemeiner Art gründet sich darauf, daß das Zimmer oder der Saal ein umschließender Raum ist, der seinen Zweck nicht in sich trägt, sondern in dienender Beziehung zum Umschlossenen, zu den Bewohnern steht. Er ist für diese der Hintergrund, und daraus folgt, daß er nicht dominiren darf, daß er sich bescheiden, seine Wirkung dämpfen und abtonen muß. Doch ist das Maß darin sehr verschieden. Denn es ist ein anderes, ob es sich um die Stätte einer bürgerlichen Familie handelt, oder um eine festlich geschmückte Gesellschaft, die in farbigen Kleidern, in Gold und Brillanten strahlt. Nicht die öden grauen Wände sind es, die sie heben, sondern die Masse von blendendem Glanz und Licht und rückstrahlender Vergoldung.

Weiter ergeben sich allgemeine Stilgesetze daraus, daß es ebene Flächen sind, welche die Räume umschließen, ein Umstand, den das Ornament berücksichtigen muß. Was Fläche ist und sein muß, das muß sich auch als solche zu erkennen geben. Folglich darf das Ornament dort, wo in keiner Weise Relief zu dulden wäre, auch nicht den Schein desselben annehmen.

Es ist dies ein Stilgesetz, das wir schon weiter oben berührt haben, und wir haben auch bereits das Verfahren der Gothik, mit dem sie ihm genügt, bildlich kennen gelernt (Fig. 8 u. 9. Seite 510). Es ist dieses Gesetz aber nicht so gemeint, als ob jeder flache Stoff, also z. B. jeder gewirkte, gestickte, oder consequent jede Arabeskenzeichnung, nur ein solches Ornament duldete, welches als in derselben flachen Ebene liegend gezeichnet wäre. Vielmehr vindiciren wir grade der Pergamentarabeske das Recht ununschränktester Freiheit, der ungehindertsten Phantastik. Nur da fordern wir die Beobachtung, wo der Zweck oder der Dienst des Gegenstandes das Relief ausschließt.

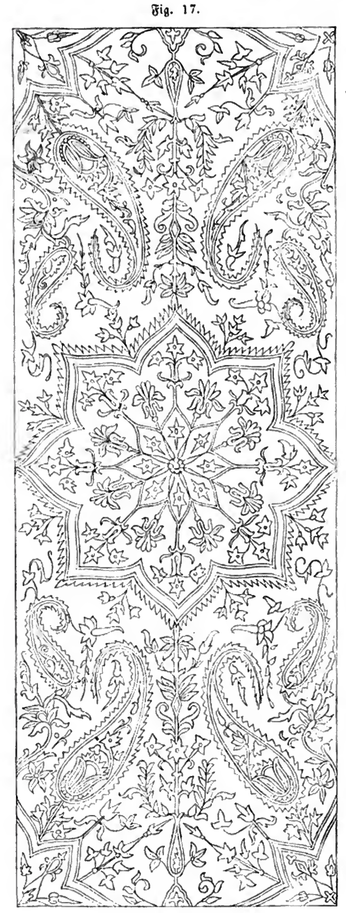
Wenn dies aber irgendwo der Fall ist, so ist es beim Fußboden, den wir von den Theilen des Zimmers zunächst unserer Betrachtung unterziehen. Wir müssen ihn eben haben, weil wir sonst nicht darauf gehen könnten, und wie nicht durch wirkliche, so sollen Fuß und Auge auch nicht durch scheinbare Unebenheiten getäuscht werden. Welcher Art dabei der Boden ist, ob Stein, ob Holz, ob Teppich, das ist gleichgiltig; welcher Art das Ornament, ob geometrisch, ob dem Pflanzenreich oder der Thier- und Menschenwelt entnommen, das ist ebenfalls gleichgiltig.

Die Vorwelt liebte es zuweilen so, und besonders die Zopfzeit, die gern ihre Gäste mit überraschenden, neckenden Witzen regalirte, durch Zusammenlegung abschattirter Hölzer oder Fliesen den Boden wie aus Würfeln oder vieleckigen Körpern mit aufgerichteten Spitzen zusammengesetzt erscheinen zu lassen. Natürlich zögerte der Fuß, ängstlich und bedächtig, darüber zu schreiten. Der Witz ist nicht übel und mag als solcher im einzelnen Fall gelten; aber das Stilgesetz verwirft diese Weise.

Die Verwendung lebender Wesen sollte schon das einfache Gefühl verbieten, vom Gesetz der Fläche ganz abgesehen. Sollen wir auch auf Löwen und Tigern wandeln, oder auf den Vögeln des Himmels, die in den Zweigen über uns wohnen? Sollen wir gekrönte Häupter mit Füßen treten, oder die Herren der Weltgeschichte, oder die Heiligen und Helden alten und neuen Testaments? Das sei ferne von uns. Und doch weiß sich unser Tagesgeschmack keineswegs frei von dieser Sünde — wir sahen einen solchen Fußteppich mit den lebensgroßen Porträts einer Anzahl der mächtigsten Kronenträger der Gegenwart, — und noch sind Gewissen und Reue nicht wach geworden im schuldbeladenen Gemüthe.

Aus der Kunst sind wir die Düsseldorfer Romantik glücklich losgeworden, aber im Kunstgewerbe hat sie eine neue Eroberung gemacht. Da sehen wir noch immer unter dem Tisch die „drei Reiter zum Thore hinaus“ reiten mitsammt dem traurig nachschauenden Liebchen; da liegen zu unsern Füßen der Jäger und sein holdes Lieb, und betende Nonnen und Ritterfräulein und Edelknaben, und unter unsern Sohlen reitet die Dame auf weißem Zelter in's hohe Schloß; mit dem Rücken legen wir uns auf den

Fig. 17.



Indisches Muster.

faulenzenden Mops, und auf Reisesäcken schleppen wir stille romantische Liebesscenen durch das lärmende Getümmel einer geschäftigen, prosaisch-gemeinen Welt. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Die Poesie ist vom hohen Thron herabgestoßen und uns vor die Füße geworfen.

Die Alten haben denselben Fehler in ihren Mosaiken zahlreich begangen. Sie haben nicht bloß einzelne Thierscenen, wie Vögel, die aus einem Wasserbecken trinken, auf dem Boden angebracht, sondern auch figurenreiche Bilder. Im Allgemeinen läßt sich aber wohl annehmen, daß die Bilder in solchem Fall eben für sich ein Schmuck der Zimmer sein sollten und darum vor den Fußtritten irgendwie geschützt waren.

Duldet der Fußboden das scheinbare Relief nicht, so sind auch naturalistisch gehaltene Gegenstände verworfen. In diese Kategorie fällt jener im Alterthum berühmte Boden, über den die Abfälle der Tafel mit der täuschenden Wahrheit des Stilllebens verstreut erschienen. Ein guter Witz hat die Lacher immer auf seiner Seite, aber die Lacher haben nicht immer recht. Hier kommt noch hinzu, daß der Gegenstand, wenn wahr, das Zeugniß einer unordentlichen, schmutzigen Hauswirthschaft wäre.

Streng genommen würde auch alles der Pflanzenwelt entnommene Ornament dem gleichen Verdammungsurtheil verfallen, wenn es nicht eben bloß silhouettenartig gehalten ist. Damit wäre fast über die ganze moderne Teppichwirkerei der Stab gebrochen. Allein wenn wir bedenken, daß es durchaus nicht wider das Gefühl ist, auf Blumen zu gehen, daß wir draußen den „Teppich der Natur" betreten, daß unsere Vorfahren die Zimmer mit Blumen bestreuten, daß wir noch heute die Wege der Ehre und des Glücks damit bedecken, daß uns somit zarte Blumen nicht die Bedeutung des Reliefs haben — wenn wir das bedenken, so mögen wir immerhin unsern Stilrigorismus in dieser Beziehung ermäßigen.

Grenzen werden wir freilich setzen müssen. Schwerlich wird es wohlgethan erscheinen, wie man wohl Aehnliches sieht, über den ganzen Teppich hin einen blätter- und blüthenreichen Baum, durch den der blaue Himmel hindurchscheint, sich ausbreiten zu

lassen, während er mit seinen Wurzeln in einer Ecke oder am Kamin beginnt, als ob die Menschen mit ihrer ganzen bedürfnißreichen Civilisation Vögeln gleich in den laubigen Aesten wohnten. Auch müßten wir uns wohl hüten, reiche Pflanzengruppen und gar die Wasserlache dabei mit täuschender Wahrheit zusammenzustellen, die uns etwa d. h. zur Erde herabzuziehen; im Gegentheil, er soll nur bescheiden das Seine zur allgemeinen Stimmung beitragen. Daraus folgt, daß detaillirte, stilllebenartige Ausführung der Verzierung überflüssig und thöricht ist. Wie zu verfahren ist, wird die folgende Erörterung ergeben.

Der Fußboden ist zunächst eine reguläre,

Fig. 18.



Modernes Muster.

den Eindruck machten, wenn wir behaglich im Lehnsessel uns wiegen, als säßen wir am Rande eines sumpfigen Erdreichs, aus dem sich Rohr und Schilf und breitblättrige Wasserpflanzen erhöben. Es wird auch hier ein Gesetz der Vernunft, der Ordnung und weisen Oekonomie herrschen müssen, nach Bedingungen, die in der Wesenheit des Fußbodens liegen. So z. B. ist es durchaus nicht seine Bestimmung, die Augen des Menschen besonders auf sich, ebene Fläche. Der horror vacui starrt uns an und fordert uns auf, die Fläche zu beleben. Es geschieht schon, wenn wir den Boden mit regulären quadratischen Fliesen oder mit Brettern bedecken. Nehmen wir die Fliesen zweifarbig in einfachem Wechsel, so haben wir das große Feld in zahlreiche kleinere in geometrischer Weise getheilt. Wir haben ein Princip gefunden, das wir durch Zerlegung in Dreiecke und Vielecke, auch mit Hinzufügung anderer Farben, in belie-

biger und reichlich ergiebiger Weise fruchtbar machen können. Der Stoff macht keinen Unterschied, ob wir Platten nehmen von farbigem Marmor oder Holz oder gebrannte Ziegeln. Jener war vorzugsweise im classischen Alterthum und ist im Süden heute noch beliebt. Gebrannte und farbig glasirte Ziegel, auch mit eingravirter und nielloartig ausgelegter Zeichnung verwandte besonders das Mittelalter. Heute ist die Weise noch in Holland und im höheren Norden gebräuchlich, und neuerdings ist sie in England für die Hallen der Landsitze wieder in das Leben gerufen. Wir benutzen am liebsten das Holz auf Grundlage seiner natürlichen Zeichnung zu unsern parquetirten Böden und erzielen damit ebensowohl Wärme wie eine vorzüglich gute Wirkung. Seltener schon nehmen wir mehrfarbige Hölzer. Es versteht sich von selbst, daß auch der Teppichwirker in derselben Weise verfahren kann; da er aber mit den gleichen Mitteln eine feinere Wirkung erreichen kann, so wird er jener entsagen.

Was wir hiermit erzielen, ist die Aufhebung und Zerlegung der großen einförmigen und einfarbigen Fläche, womit man sich nöthigenfalls stilistisch vollkommen begnügen könnte. Es treten aber noch andere Momente zu kunstvollerer Composition ein.

Die reguläre begrenzte Fläche hat eine Mitte und einen umschließenden Saum. Soll die geometrische Zerlegung sich zur Composition erheben, so müssen beide berücksichtigt werden und die Mitte muß dominiren, damit die zusammenbindende künstlerische Einheit vorhanden sei. Dieser Mittelpunkt mag nur gedacht sein, so muß doch das Ornament ihn concentrisch umwinden oder von ihm aus- oder zu ihm hinstrahlen. Bilden sich Gruppen, so müssen sie sich in ähnlicher Unterordnung um ihn sammeln. Der Saum soll das Ganze umschließen und auch von außen als ein Gemeinsames zu erkennen geben. Sein besonderes Ornament, denn er kann sich zu einfacher oder zu mehrfacher Borte erheben, muß mit seinem inneren Theil, z. B. mit Zacken oder den Spitzen gereihter Blätter, nach der Mitte zugekehrt sein; im Uebrigen kann es ruhend sein oder das Innere gewissermaßen umlaufen.

Es ergeben sich in den Wechselbeziehungen der drei Theile, der Mitte, der ornamentirten Fläche und des Saumes, mannigfache Combinationen. Wir können das hier nur andeuten, nicht ausführen; mehreres aber gibt Semper in seinem trefflichen, noch unvollendeten Werke: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten," wo dieser Punkt mit großer Ausführlichkeit besprochen ist.

Uns genügt es, das allgemeine Gesetz gefunden zu haben, das mit entsprechenden Modificationen auch auf das Pflanzenornament sich erstreckt, und zwar in beiden Beziehungen, sowohl in der Feldereintheilung wie in der Richtung auf den Mittelpunkt. In ersterer Beziehung kann man eine wirkliche Felderabtheilung oder eine gedachte zu Grunde legen und Blumen bouquetartig über die einzelnen Felder vertheilen; oder man kann sie selbst die Felder bilden lassen, daß sie entweder in Ranken parallel nebeneinanderlaufen oder sich in Rauten oder Quadraten oder sonst in regulären Figuren durchschneiden. In zweiter Beziehung wachsen sie entweder vom Mittelpunkt hinaus oder vom Saume aus zu demselben hin oder sie umranken die Mitte concentrisch.

In allen diesen Fällen werden wir auf große Widersprüche und Unzukömmlichkeiten stoßen, wenn wir das Pflanzenornament naturalistisch halten. Im ersten Fall, wenn Blumen oder Bouquette über den Boden regulär verbreitet sind, welche Richtung sollen sie annehmen? wohin gelagert, da es kein Unten und kein Oben gibt? wie soll man sie sehen, im Profil gleich einem aufgerichteten, vor uns stehenden Bouquet, oder von oben her auf den Kopf? Auch die parallelen Ranken erleiden daran Anstoß, daß es für sie kein Unten gibt, wo sie anfangen, kein Oben, wo sie enden; es ist jede Seite gleich im Zimmer. Mit der Natur aber gerathen sie vollständig in Widerspruch, wenn sie sich regulär durchschneiden. Würde man um die Mitte herum Pflanzen sammeln, etwa in Art der Vorgrundstudien, wie um den Erdball herum, so würden sie mit den Köpfen in entgegengesetzter Richtung auseinander wachsen, umgekehrt mit den Köpfen zusammen, wenn sie vom Saume ausgingen.

Aus diesen Schwierigkeiten hilft unser altes Mittel, der Stil. Entnaturalisiren wir die Natur, so gewinnen wir die Freiheit. Mit nichtnatürlichen Pflanzen gerathen wir in keine Verlegenheit: wir können

sie reihen, schichten, ranken und durchschneiden lassen, wie wir wollen. So machten es schon die Alten, die Blatt an Blatt und Blume an Blume reihten, so auch Indier und Japanesen, welche Pflanzen und Blumen nur silhouettirten und allenfalls die Gliederung in Umrissen hineinzeichneten, dann aber sie in willkürlichen Figuren zusammenstellten.

Figur 17, S. 666, ein Beispiel indischer Arbeit, wird das klar machen, während Figur 18, S. 667, uns eines verkehrter Art von modern europäischer Arbeit gibt, wobei alles naturalistisch gezeichnet, aber wider die Natur angeordnet ist.

Wir sehen somit, daß die Freiheit, welche wir oben dem Pflanzenornament auf Fußboden, auf Teppichen besonders zu geben gedachten, ihre Einschränkung erfahren hat, daß wir wieder vom Naturalismus uns haben zum Stil begeben müssen.

IX.

Die Wohnung (Fortsetzung). — Der Plafond. — Seine Ornamentation mit Anschluß an seine Genesis und Structur. — Die Cassetten. — Die gothische Holzdecke. — Der Renaissanceplafond mit Malerei.

Mit dem Fußboden correspondirt der Plafond, die Decke, und man sollte zunächst denken, daß das Ornament des einen auch dem andern gemäß sei; allein ihre verschiedenartige Bestimmung und Structur, der eine fest unter uns, der andere frei über uns schwebend, erlauben und bedingen die größten Unterschiede.

Das zwar ist richtig, daß, da der Plafond die gleiche begrenzte Fläche bietet, auch für ihn die Gesetze gelten, welche wir aus der dominirenden Mitte abgeleitet haben, und daß sich darum manche ornamentale Composition auch von unten nach oben hin übertragen ließe, sowie die Decke gleichfalls durch Stilisirung des Pflanzenornaments allen angedeuteten Schwierigkeiten entgeht. Im gewöhnlichen Bürgerhaus, wo ohnehin der Plafond nicht die Rolle spielt, wie der Fußboden, sind die Stilfehler selten gröblich auffallend. Die Weise ist zu einfach. Ein rund oder oval gehaltenes laubiges oder blumiges Ornament umgibt die Mitte, die häufig durch einen Lüster schärfer betont wird, und Stabwerk oder laufende Bänder mit verzierten Ecken vertreten den Saum. Fehlerhaft sieht man nun wohl dieses Stabwerk von naturalistischen Ranken oder Blumen durchbrochen, für die man keinen rechten Boden findet, in dem sie wurzeln, und noch fehlerhafter erscheint es uns, wenn ein Knopf in der Mitte als Scheinstucco gemalt oder die umgebenden Bänder durch Hinzufügung von Schatten und Licht zu plastischen Stäben gemacht werden. Es ist falsch, weil es eine Lüge ist, und verkehrt, weil einfach- farbige Bänder in guter, richtiger Wahl eine viel hübschere Wirkung machen.

Wenn der Plafond bloß eine reguläre ebene Fläche wäre, so könnte man mit den Gesetzen seiner Ornamentation bald im Reinen sein, aber seine verschiedenartige Structur macht die aufzuwerfenden Fragen viel mannigfacher und viel schwerer zu beantworten. Wir wollen sie im Folgenden wenigstens andeuten, da wir zur Ausführung nicht den Raum haben.

Gehen wir auf den Anfang und die Entstehung der Decke zurück, so haben wir als den Fall, der hier zuerst Berücksichtigung verdient, parallele Balken in Abständen von größerer oder geringerer Entfernung, die über sich eine quergelegte Lage von Brettern tragen. Von unten sehen wir die Balken bloß und zwischen ihnen vertiefte nebeneinander gelegte Felder. Diese Weise, die im heutigen Volksbau sich noch in aller Ursprünglichkeit vorfindet, hat in mehrfacher Weise verschiedenen Stilen zu entsprechender Ornamentation Veranlassung gegeben. Schon an sich gewährt sie den Wechsel von Licht und Schatten; der Romanismus hat die dazwischenliegenden Felder mit figürlichen Gegenständen, die Balken ornamental bemalt; die Gothik hat die Balken sculptirt und reicher profilirt.

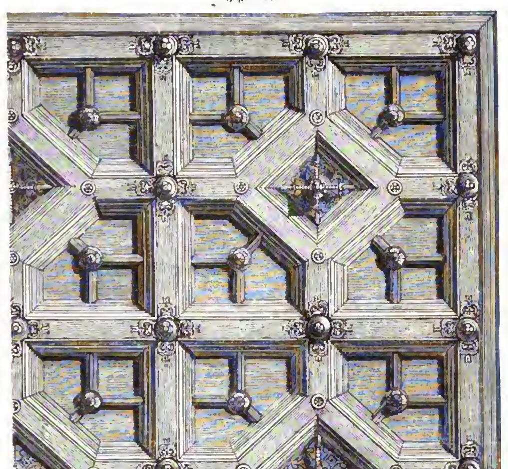
Statt sich mit der einen Balkenlage zu begnügen, legte man noch eine zweite, wohl eingefügt, im rechten Winkel schneidend darüber. Dadurch entstanden statt der parallel laufenden Felder quadratische Vertiefungen, welche das Motiv für die griechischen Cassetten abgaben. Um sie nicht wie Löcher erscheinen zu lassen, wurden ihre Seiten aufwärts verjüngt, wodurch ein zarterer Uebergang entstand, und zu weiterer Wirkung wurden sie bemalt und nahmen in der Mitte Sterne oder Rosetten auf. Stilwidrig übertrugen sie die Römer als ein vorgefundenes Ornament auf gewölbte Räume. Auch das spätere Mittelalter

machte von dieser Decke reichen Gebrauch, aber so, daß es in seiner wahren und rationellen Weise Structur wie Holz erkennbar ließ und, im Gegensatz zu den Griechen, statt der Vertiefungen die sich schneidenden Balken zur Hauptsache machte, mit Sculptur verzierte und die Durchschnittspunkte durch herabhängende Knäufe besonders auszeichnete.

der Verschalung die Decke mit sich kreuzenden und schneidenden Stäben, daß sie wie in einem Netzwerk zu hängen schien. So verband sich mit der Befriedigung des Schönheitsbedürfnisses das Gefühl der Sicherheit.

Die Renaissance führte die gothische von unten her unverschalte Balkendecke weiter fort. Sie machte aus den sich kreuzenden

Fig. 19.



Hozlplafond aus der Renaissance 16. Jahrhundert.

Balken ein mannigfach wechselndes, reicheres System, das dem gegliederten Gurtgewölbe glich.

Wie von oben her, so konnte man auch von unten die Balken verschalen, wodurch dann die ebene Decke entstand, wie sie heute in allen Wohnzimmern gebräuchlich ist. Sie ist bequem zur Bemalung in der oben besprochenen modernen Weise, aber es ist nicht ihre einzige Ornamentation. Unsere mittelalterliche Kunst verfuhr darin wieder mit richtigem Gefühl, sowohl das Holz als solches anerkennend, sowie die Decke in ihrer Bedeutung als die schwebende. Während sie am Fußboden die quadratische oder darauf beruhende Feldereintheilung liebte, also grade die Fläche betonte, hob sie an der Decke die haltenden und bindenden Theile hervor, und wie sie schon die Balken ausgezeichnet hatte, so unterband sie im Fall

Ein derartiges Beispiel französischer Arbeit von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in einem Bürgerhause in Rouen gibt uns Figur 19.

Indem sie ferner die Zwischenfelder mit Stucco ausfüllte, gewann sie Flächen zur Malerei, wozu freilich auch schon das ursprüngliche Holz benutzt werden konnte. Die Balken oder das Stabwerk bildeten gewissermaßen die Rahmen und ließen sich dazu vergolden. Das erschien nun, und mit Recht, wie eine ausgezeichnete Weise zur Verzierung von Prachträumen. Aber eine Menge Fragen drängen sich uns auf.

Erregt es nicht überhaupt Bedenken, den Plafond, der seiner Bedeutung nach nur die Stätte der Decoration sein kann, mit selbständigen Malereien anzufüllen? Liegt nicht ein weiteres Bedenken darin, daß die Gemälde aus einer so naturwidrigen Stellung zu betrachten sind, oder die Darstellungen in eine künstliche, auf den tiefen Standpunkt des Beschauers berechnete Perspective gesetzt werden müssen? Und zugegeben, welche Stellung sollen die Bilder zum Bewohner, welche in der Richtung des Zimmers annehmen? eine Frage, deren Beantwortung nicht ohne Schwierigkeit ist.

Es ist etwas anderes, wenn die Räume eben nur für den Maler gebaut werden, damit er Flächen hat für seine Kunst. Dann fällt jede andere Rücksicht, und wir gehen hinein, nur um die Bilder zu sehen. Ist es denn gar ein Rafael oder Michel Angelo, so legen wir uns auf den Rücken, wenn es sein muß, um zum Kunstgenuß zu kommen. Für Jeden aber es zu thun, möchten wir wohl Bedenken tragen. Hier jedoch haben wir es vorzugsweise mit Wohnzimmern oder Festsälen zu thun.

Es gibt nun eine dreifache oder vierfache Möglichkeit. Denken wir uns die ganze Decke wie ein einziges Bild und die Figuren nach der bekannten Regel wie ihre Projection auf der Glasfläche gezeichnet. So stehen sie zwar aufrecht für den Beschauer, aber nur von einem einzigen Punkt des Zimmers aus. Da nun der Bewohner sich jedenfalls gewöhnlich nicht auf demselben befindet, so sieht er ein Zerrbild, so oft er seine Augen in die Höhe richtet.

Nehmen wir als zweiten Fall ein kleineres Bild in der Mitte angebracht, so gibt es auch dafür nur einen einzigen Standpunkt, ob wir die Figuren dem einen oder dem andern Eingang zu richten oder nach den Fenstern hin, was das richtigste ist, oder nach der entgegengesetzten Seite. Wir haben denselben Uebelstand und verwerfen deshalb auch diese Weise für Wohnräume.

Der dritte Fall ist eben jener der Renaissance, die gegliederte Feldereintheilung, welche die spätere Zeit verschieden variirt hat. Hier haben wir eine größere Anzahl Bilder, die für sich selbständig sind, aber doch als Ganzes decorativ wirken und sich dergestalt um den Mittelpunkt sammeln, daß die Figuren sehr verschiedene Richtung annehmen. Wo nun im Zimmer der Beschauer, oder besser der Bewohner, sich befinden mag, er wird stets das eine oder das andere Bild in richtiger Perspective sehen. Diese Weise erscheint als die einzig zulässige, obwohl man, wenn man puristisch sein will, auch daran Anstoß nehmen wird.

Ein vierter Fall, daß nämlich in freien Arabesken zerstreute Einzelfiguren oder Gruppen von Kindern, Engeln, Genien u. s. w. angebracht sind, gehört schon völlig der Decoration an und wird darum nicht viel auf Widerspruch stoßen. Lächerlich freilich ist es, den blauen Himmel hinein zu malen und Wolken und fliegende Vögel, da wir nie vergessen sollen, daß wir uns eben nicht in freier Natur befinden, sondern im geschlossenen Zimmer.

Was hier den gemalten Figuren in der Arabeske erlaubt ist, dagegen wird sich auch, wenn plastisch, nicht viel sagen lassen, vorausgesetzt, daß es unter bescheidenen Verhältnissen geschieht. Frei heraustretende Arme, Beine und Köpfe und solche schwindelnde Kunststücke, die den Figuren das Ansehen geben, als flögen sie über uns, lassen das Ding gefährlich erscheinen und geben uns Unruhe im eigenen Zimmer. Resigniren wir darum lieber und begnügen uns mit flacherem Relief.

X.

Die Wohnung (Fortsetzung). — Die Wand. — Moderne Tapeten. — Griechische Wandmalerei. — Bilderschmuck. — Gegliederte Wand der Renaissance. — Vertäfelung.

Die Wand hat zwei stilbedingende Momente: einmal ist sie wie Boden und Decke principiell ebene Fläche, und zweitens hat sie die bestimmte Richtung von unten nach oben, während jene für uns richtungslos waren.

Aus der zweiten Eigenschaft folgt, daß alle ihre Ornamentation, wenn sie eine Richtung einschlägt, die von unten nach oben einhalten muß. Das Gesetz geht selbst auf die Vorhänge über, obwohl sie herabfallen, denn das Auge geht an ihnen empor. Verkehrt sind demnach die modernsten Vorhänge kostbarer Art, bei denen breite helle Streifen die Richtung und die Falten quer überschneiden. Dagegen kann sich die Ornamentation richtungslos verhalten, indem ihr Streben dahin geht, bloß die einfarbig leere Wand durch einen unge-

wissen bedeutungslosen Schimmer zu beleben, was besonders durch kleinere Muster von mehr geometrischer Art geschehen kann. Es ist wie mit dem menschlichen Körper, besonders in Bezug auf die Frauenmode. Die Richtung ist senkrecht. Jedes Muster, welches den Körper ihr zuwider schräg überschneidet oder wagrecht umläuft, ist stillos; ungewisse Muster, die sich gegen die Richtung gleichgiltig verhalten, sind erlaubt wie die einfarbigen; der Faltenwurf ersetzt bei ihnen die Richtung.

Die Wand gilt uns zweitens principiell als ebene Fläche und ist als solche von der Ornamentation anzuerkennen, d. h. jegliches Relief wenigstens so weit fern zu halten, als sie mit Möbeln in Berührung kommt. Als ebene Fläche bietet sie sich von selbst der Malerei dar und alle Weisen kennt sie, vom einfachsten Farbenaustrich bis zu den herrlichsten Wandmalereien, den Wundern der Kunst.

Wir wollen nicht vergessen, daß wir es hier mit Wohnräumen zu thun haben, daß die Wände nur einen Theil bilden, nur den Hintergrund der Bewohner ausmachen und für sich keine Selbständigkeit haben. Denn Niemand baut eine Wand (ohne Haus) bloß deshalb, um ein Gemälde darauf haben zu können; es wäre thöricht gethan, gleich jenem Holländer, der kein Landhaus hatte und wenigstens eine Mauer aufführte und ein Loch durchbrach, um dadurch die schöne Gegend zu besehen.

Die gewöhnliche Tapeten- oder Patronenmalerei soll nun nichts weiter sagen, als der großen Fläche die einförmige Leerheit zu nehmen und mit ihrem angenehmen Farbenton in die allgemeine Harmonie einzustimmen. Dieses Ziel ist mit Wenigem erreicht. Je mehr deshalb das Ornament mit Selbständigkeit vortritt, je greller, je naturalistischer Blätter und Blumen gehalten sind, je verkehrter ist es gethan. Die gleichförmige Wiederholung des Musters, in das ungewisse spielende Lüster zurückgedrängt, wirkt reizend und anmuthig; heraustretend aber wird es langweilig und zum Ekel. Wir müssen sagen, in dieser regelmäßigen Wiederkehr, je naturalistischer gehalten, je unnatürlicher wird das Pflanzenornament. Werfen wir also getrost alle die großblättrigen, laubigen Muster mitsammt den Ranken von unten bis oben und die farbenprangenden Blumenbouquets hinaus, wie vortrefflich sie auch ausgeführt sein mögen, denn auch hier ist das Bessere der Feind des Guten. Die Krone der Verkehrtheit ist, den ganzen Saal ringsum gleich einem Wald zu bemalen, daß die Decke das Laubdach bildet. Es existirt, wenn wir nicht irren, in einem königlichen Schloß in Kopenhagen ein solcher Saal so täuschend, daß er zerstreute Menschen veranlaßt hat, ihn für den natürlichen Wald zu nehmen.

Wenn schon die Wiederholung naturalistischen Laubes geschmacklos ist, so ist die figürlicher Darstellungen vollends unerträglich. Es gibt deren im Kleinen und im Großen mit so viel Kunstfertigkeit ausgeführt, als eben die Tapetenfabrication aufzuwenden vermag. Da sehen wir ein paar hundertmal denselben langweiligen Jäger bis an den Bauch im Wasser stehen und nach Enten schießen, ein paar hundertmal denselben unglücklichen Hasen von Hunden zerrissen, denselben Reiter über den gleichen Fels setzen, denselben Invaliden betteln, dieselbe Schweizerin ihre Kuh melken. Oder wenn die Bilder im größeren Maßstabe ausgeführt sind, so sehen wir Jahre lang einen halben Amor hinter irgend einem Geräth hervorkommen, hier ein Stück Wildpret, dort vielleicht ein Paar Beine oder ein Paar Wasserstiefel, deren Inhaber uns verdeckt ist.

„Schauderhaft, ja schauderhaft, höchst schauderhaft!"

In decorativer Beziehung that doch wahrlich jener vortreffliche amerikanische Kunstfreund viel besser, der ein Dutzend mal, oder was weiß ich wie oft, denselben Kupferstich wohl eingerahmt in demselben Zimmer aufhing.

Figürliche Gegenstände, und eben so auch Landschaften, sind uns als Zimmerschmuck nur erträglich, wenn sie wirklich das sind, was sie sein sollen, nämlich Kunstwerke, und dann dürfen sie eben nur einmal vorkommen. Es ist dann gleichgiltig, ob es gewirkte Tapeten sind, ob bewegliche Bilder in Rahmen oder feste Wandmalereien. Auch müssen sie so angebracht sein, daß sie für sich in ihrer Ganzheit wirken können. Es fallen damit die modernen Tapetenbilder, die, von künstlerischem Auge betrachtet, gewöhnlich im günstigsten Falle abscheulich sind, es fallen damit die landschaftlich verunzierten Wände, wie man sie glücklicherweise

nur auf Gartenmauern zur Vergrößerung des Besitzthums oder in Wirthshauslocalen sieht. An letzteren Stellen geben sie als Schweizergletscher, als Alpenglühen, als grüne Berge mit obligater Begleitung von Ziegen und Sennerinnen dem ahnungslosen Wandrer einen schaurig süßen, mehr abschreckenden als reizenden Vorgeschmack der Herrlichkeiten, die er sehen soll. Auch die Romantik der Fensterrouleaux fällt in dieselbe Kategorie der Schrecken und warnenden Exempel.

Ganz etwas Anderes ist die Wandmalerei der Griechen und Römer: sie sollte kein reines Kunstwerk sein, aber auch nicht die Natur. Der decorative Zweck steht ihr an die Stirn geschrieben. Sie zaubert uns eine Welt vor, aber eine andere, nicht die reelle. Den überaus zierlichen und schlanken leichten Säulen, die nie in Wirklichkeit ein Gesims oder Gebälk tragen würden, sieht man an, daß sie nur eine Scheinarchitektur sind. Die Arabesken und Blumengehänge dazwischen, die lauschenden Amoretten, die geflügelten Genien, alles das zeigt, daß es nur ein reizendes, liebenswürdiges Spiel der Phantasie sein soll, bestimmt, die Wirklichkeit hinwegzuzaubern, nicht sie zu erheucheln.

Die nähere Erörterung der Wandgemälde oder des Bilderschmucks lassen wir aus dem Spiele, da wir mit ihnen zu weit in das Reich der eigentlichen Kunst hinübergehen würden. Das feine Gefühl wird auch bei ihnen allerlei Wünsche und Verlangen stellen, da sie doch nebenbei auch decorativen Zweck haben. Es wird, wie den Gegenstand des Bildes, so besonders die Gesammtfarbenwirkung berücksichtigen, ob sie nicht zur Harmonie des Zimmers oder zu andern Bildern einen Mißklang bringen; es wird darauf achten, ob sich das Bild nach seinen Größenverhältnissen gut dem Platze und dem Raume einfügt.

Der letztere Punkt ist besonders für die Weise der Renaissance und ihrer nachfolgenden Stile von Wichtigkeit. Die Renaissance ließ die Wand nicht als ganze Fläche, sondern gliederte sie und zerlegte sie mit Anschluß an Thüren, Kamine und Fenster, also an architektonisch gegebene Verhältnisse, in Einzelfelder von verschiedener Größe oder Gestalt, umrahmte dieselben durch Stab- und Leistenwerk und gewann so wie von selbst Räume, in welche sich Bilder auf das schönste einfügten. Auch mit Ornamenten wurden sie ausgefüllt oder einfarbig gelassen. Die Renaissance hat in dieser Art der Wandverzierung, in welche auch die Möbeln, Buffets und Schränke und Betten eingepaßt wurden, mit ihrem Sinn für Eintheilung und schöne Verhältnisse sehr Vorzügliches geleistet. Die nachfolgende Zeit ist demselben Princip gefolgt. Figur 20 gibt uns ein einfaches Beispiel noch vom sechzehnten Jahrhundert aus dem Schloß Beauregard bei Blois. Diese Weise ist aber, wollen wir uns selbst die Felder nur einfarbig oder mit Arabesken ausgefüllt denken, im Ganzen doch nur größeren Räumen entsprechend, wo die größere Ausdehnung die Gliederung verlangt. Es läßt sich jedoch nicht verwerfen, wenn man heute das Princip in billiger und einfacher Weise mit Panneelen, die man auf die Tapeten malt, nachahmt. Sie sollen nichts weiter vorstellen, als was sie sind, eine Gliederung der großen Fläche in Felder.

Die Barockzeit ging aber zuweilen über diese rationelle Gliederung hinaus. Sie theilte die Wand durch zwei vorgestellte oder eingefügte Säulen, machte zwischen ihnen statt der Fenster Nischen und stellte Figuren oder Vasen oder sonst etwas hinein. Sie beging damit den Fehler, daß sie das Aeußere, die Hausfacade, in das Innere hineintrug. Wenn überhaupt irgendwo, so ist diese Weise nur in unbewohnten, größeren Räumen zuläßig.

Auch die Gothik übte schon die Gliederung der Wand. Da sie in Wohnzimmern die Fläche nicht aufheben konnte wie in Kirchen, so zerlegte sie dieselbe wenigstens. Man verkleidete nämlich die untere größere Hälfte mit Holz, versah es mit vorstehendem Gesims und theilte es durch senkrechte Stäbe in „Tafeln." Das Getäfel wurde zum System, in welches sich die Möbeln, Kasten, Schränke, Bänke u. s. w. einfügten. Da auch diese Gegenstände in ihrer soliden Art auf architektonische Dauer berechnet waren, so ließen sie sich um so besser eines in das andere arbeiten, daß das ganze Zimmer endlich wie aus einem Gusse dastand. Reiches Schnitzwerk konnte man hinzufügen, aber es war nicht nothwendig. Die Weise ist rationell und dem Holze entsprechend, ihre Wiederbelebung aber heutzutage nicht billig.

Die deutsche Renaissance ist völlig auf diese überlieferte Holzvertäfelung eingegangen, natürlich mit Aenderung von Ornament und Profilen. Zuweilen hat sie des Guten zu viel gethan. Sie hat das Getäfel in eine große Zahl kleiner vertiefter Felder mit reich gegliederten und ornamentirten Rahmen zerlegt, mit Säulchen und Porträts und Statuetten daran, und hat in die Füllungen fein gearbeitete Reliefs von Elfenbein oder Alabaster mit zahllosen Figürchen hineingelegt. Wir haben hier zwei wohlerhaltene Zimmer vor Augen, das sogenannte Fredenhagen'sche in Lübeck und das im Pellerhause in Nürnberg, dieses etwa von 1600, jenes etwas älter. Die Zimmer machen einen unendlich warmen Eindruck, aber dennoch erscheinen sie nicht zum Wohnen bestimmt, weil die Zierlichkeit und der Reichthum all der Kunstsächelchen das Aufstellen der Möbeln verbieten und immer ängstlich vor jeder ungeschickten Bewegung warnen.

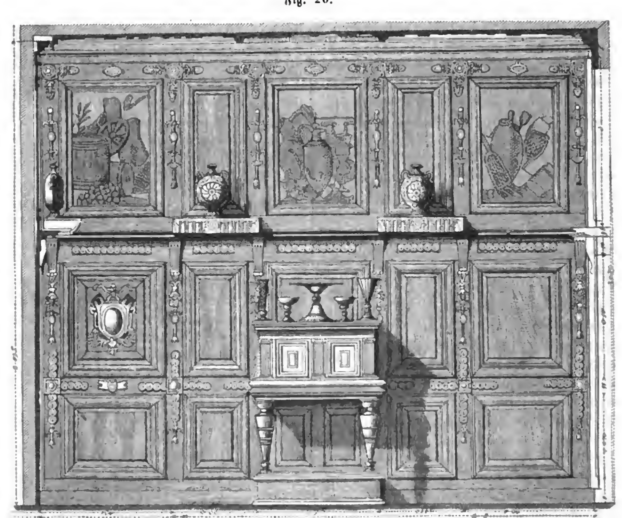
— — —

XI.

Die Wohnung (Fortsetzung). — Das Mobiliar. — Moderne Noth. — Die Schönheitslinie des Zopfes und das constructive Princip der Renaissance. — Die Sitzmöbeln: das Fleisch ist schwach. — Gemusterte Ueberzüge. — Stilwidrigkeiten.

Ohne Künstler zu sein — was natürlich auch nicht in jedem Fall vor Irrthümern bewahrt, — ist es uns doch möglich, mit unserm laienhaften Geschmack den Anstreicher oder Tapezier zu leiten und unter billigen Bedingungen Erträgliches und Stilrichtiges im Schmuck des Fußbodens, der Wände und des Plafonds zu Stande zu bringen. Und je einfacher wir uns halten, je besser werden wir herauskommen. Viel schlimmer und schwieriger steht die Sache mit dem beweglichen Theil der Zimmerausstattung, denn erstens sind die heutigen Möbelnformen, unter denen wir in bürgerlichen Verhältnissen zu wählen haben, durchweg stilwidrig und unpassend in die von uns gewünschte Harmonie, und zweitens reicht ein bloß kritisches Urtheil nicht aus, Besseres zu

Fig. 20.



Gegliederte Wand im Renaissancestil. 16. Jahrhundert.

schaffen; wir müßten selbst Zeichner sein und componiren können. Und hätten wir endlich diese Fähigkeit, so müßten wir die von uns angegebenen Formen um so theurer bezahlen, selbst wenn sie einfacher sind als die fertigen, unter denen uns die Wahl offen stand. Die Massenfabrication nach derselben Schablone macht die Arbeit billig.

Wir in Deutschland wenigstens sind noch in anderer Beziehung übel daran. Wir haben keinen Stil, aber wir haben auch kein System in unserer Wohnung, und so wissen wir nicht einmal, welche Gegenstände wir wählen sollen. Das Bedürfniß, der Zufall und ein unbewußtes Belieben entscheiden über uns. Ich will nicht die Verhältnisse von Wien als maßgebend annehmen, wo die Wohnungsnoth und Wohnungstheuerung eine so enorme ist, daß sie allen menschlichen Scharfsinn zu Hilfe gerufen hat, eine große Familie im kleinsten Raum unterzubringen. In Kreisen, die man anderswo aristokratische nennen würde, sind jene bequemen Divans keine Seltenheit, die am Tage dem Gast den Ehrensitz gewähren, und Nachts einem Mitgliede der Familie im obern Theil zum Lager dienen und einem andern im untern Theil, in der ausgezogenen Schieblade nämlich, die bei Tage das Bettzeug barg. Im guten und gebildeten Mittelstande sind Betten im Wohnzimmer nicht bloß eine gewöhnliche Erscheinung, sondern selbst zu Staatsmöbeln des Salons geworden. Was Dir am Tage im Vorzimmer wie eine Bank für wartende Diener erschien, öffnet sich nächtlicher Weile und wird ein Bett; was Du an anderer Stelle nach seinem Aeußeren mit Recht für einen Kleiderkasten oder Speiseschrank hieltest, thut sich auf zur Schlafenszeit, seine Seiten fallen auseinander und wiederum hast Du ein Bett.

Dergleichen Zustände und Einrichtungen sind zwar im übrigen Deutschland im Allgemeinen unbekannt, dennoch hat sich nirgends, so viel ich weiß, ein so festes, durchgehendes System herausgebildet, wie es in England existirt. Nirgends wird es so feststehen, daß für jede gute Familie des Mittelstandes eine Wohnung diese bestimmten Zimmer haben muß, daß zu jedem Zimmer wieder gemäß seiner Bestimmung diese oder jene Möbeln nothwendig gehören, daß diese Möbeln von anderer und zwar bestimmter Art sein müssen, ob sie dem Drawing-Room oder dem Dining-Room zukommen. In Häusern, die Ansprüche machen, hält man auch in Deutschland einen ähnlichen Unterschied fest zwischen der Möblirung der Salons und des Speisezimmers, indem man jene geschwungener, bequemer, weicher, mehr zur nachlässigen Ruhe geeignet macht, diese einfacher, leichter, gewöhnlich aber auch solider construirt. Aber von dieser förmellen Unterscheidung und einzelnen Hauptstücken, wie der Credenz (Buffet) im Speisezimmer, und der sogenannten Salongarnitur abgesehen, steht eigentlich nichts fest und auch diese keineswegs aller Orten. Wer in England eine Wohnung einrichtet, weiß, er braucht die bestimmten Dinge, ja noch mehr, er weiß bereits für viele Stücke die Plätze, denn im Salon oder Drawing-Room gehört der große runde Tisch in die Mitte, der Kamin braucht seine Longue-chaise oder ein ähnliches Stück u. s. w. Die Gleichförmigkeit der englischen Wohnungen, die Bestimmung des Hauses nur für eine einzige Familie begünstigt solche systemisirten Zustände, die dabei dem individuellen Geschmack keineswegs die Möglichkeit zu charakteristischer Bethätigung nehmen.

Indem nun die englischen Möbellieferanten oder Tapezierer auf diese Sachlage eingegangen sind, indem sie in ihren kolossalen Magazinen nicht bloß die einzelnen Stücke bereithalten, sondern gleich die ganze vollständige Ausstattung der verschiedenartigen Zimmer — jedes für sich — zu verschiedener Größe und zu verschiedenem Preise zusammengestellt haben, so ist es gekommen, daß die englischen Wohnungen auch weit mehr stilistische Einheit zeigen, als wir sie in deutschen zu finden gewohnt sind. Aber welcher Stil ist das?

In einem eleganten englischen Mustersalon erkennen wir an Allem vom Teppich bis zum Lüster und Plafond hinauf, an den Pannelen wie an den Vorhängen, am Tisch, am Chiffonier, an den Sesseln, am Kamin und an den Spiegeln nur den einen Stil, das Roccoco oder den Zopf. Und in der That ist dieser Stil in seiner heutigen abgeschwächten, nichtssagenden Weise nicht bloß in England, wo er bereits tapfer bekämpft wird, sondern auch bei uns der vorherrschende Geschmack. Keiner aber ist grade den Holzmöbeln, in ihrem structiven Theil wenigstens, mehr unangemessen.

Die Eigenthümlichkeit des Roccoco ist

die gebogene oder vielmehr die regellos geschweifte Linie und wir haben eben die unumstößliche Meinung, als ob grade sie überall und einzig die Schönheitslinie sei, aus der Väter Zeiten so überkommen und halten mit kindlicher Pietät und historischem Glauben daran fest. Allein wenn sie auch für das Ornamentale geeignet und nothwendig ist, so widerspricht sie doch den Grundformen der Holzmöbeln, theils weil sie denselben als wider die Natur des Holzes ihre Festigkeit nehmen würde, theils weil das architektonische Princip, das ihrer Construction, ihrem Bau zu Grunde liegt, schon um des Tragens und Haltens willen die grade Linie verlangt. Es ist daher die geschweifte Linie, wo sie nicht bloß ornamental ist, also namentlich auch bei Tisch- und Stuhlbeinen, verwerflich. Es kommt noch hinzu, daß dieses Ueberall von heraus- und hereinspringenden, abschweifenden und wieder einbiegenden Contouren sich niemals den Hauptlinien eines Zimmers in den begrenzenden Flächen, die doch zweifelsohne die graden sind, einfügen will.

Man hat das in heutiger Zeit bereits vollkommen gefühlt, und die Möbelnschreinerei hat sich deshalb nach einem constructiveren Princip umgesehen und sich theils an die Gothik gewandt, theils mit weit besserm Erfolg an die echte alte Renaissance. Was sie aber hier bis jetzt geschaffen hat, sind Luxusmöbeln, Prachtstücke für den Reichthum, während die Aufgabe ist, das gewonnene Princip für den bürgerlichen Hausbedarf fruchtbringend zu machen. Wollen wir uns nicht mit der allerrohesten Zimmerei begnügen, so sind wir immer noch an den Zopf gewiesen.

In der Sache selbst liegen für die Aufnahme eines constructiven Princips gar keine Schwierigkeiten, was Kasten, Schränke, Commoden, Buffets, Tische und dergleichen betrifft, aber für die Sitzmöbeln ist es etwas anderes. Hier ist die gebogene Linie das wiedergefundene Paradies. Sollen wir es von Neuem verlieren?

Die Gothik, d. h. das spätere Mittelalter, wie die Renaissance construirten alle Sitzmöbeln aus der graden Linie und dem rechten Winkel; für die Bequemlichkeit sorgten weiche Kissen, welche auf den gothischen Möbeln frei und lose lagen, von der Renaissance auf Sitz und Rücken befestigt wurden. Letztere ließ die Rücklehne senkrecht und sehr hoch hinaufgehen. Diese Form konnte einem Auge, das nach der geschweiften Schönheitslinie suchte, nicht gefallen, und zudem, keineswegs durch überwiegende Bequemlichkeit ausgezeichnet, wie mochte sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert einer Gesellschaft behagen, welche die süße Causerie in selig bequemer Ruhe für den feinsten Lebensgenuß erachtete! Um sich mit heiterer, freier, ungetrübter Seele der geistreich sprudelnden Conversation hinzugeben, mußte der Geist von den irdischen Fesseln des Leibes sich frei fühlen; er mußte sein körperliches Selbst nicht empfinden; die höchste Bequemlichkeit mußte es in Wohlbehagen vergessen machen. So studirte man förmlich darauf, es dem Körper recht zu machen, indem man Sitz und Lehne genau seiner Lage und Beugung anbequemte und eine Stütze für Arme und Hände hinzufügte, und so wurde der Salon zum Schöpfer des Fauteuils, des modernen Philemonsessels, der, wenn auch nicht grade geschaffen, den Tod zu halten, doch das Aufstehen aus der Erinnerung bringt.

Was wir heute von gepolsterten Möbeln besitzen, sind fast alles nur Formationen und Variationen desselben Princips, die eine mehr, die andere weniger gelungen. Nur einmal in der Zeit des ersten Empire machte die Antike einen glücklicher Weise vergeblichen Versuch, sich einzudrängen, aber das Fleisch war schwach und empörte sich gegen die harten Formen, kehrte zur bequemen Weiche wieder zurück und nahm selbst mit Vernichtung jeder Form und Verleugnung alles Festen den orientalischen Divan auf. Heutzutage hat wohl amerikanischer Sybaritismus das Höchste in diesem Genre geleistet, indem er Lehnsessel erfunden hat, die sich nicht bloß unter dem Sitzenden um die eigene Achse drehen (das kannte man früher auch schon), sondern die auch statt der vier Beine auf vier Federn ruhen und jeder Bewegung des Ruhenden in der leisesten und mildesten Art nachgeben, daß er sich mit Behagen schaukeln und wiegen kann.

Sollen wir nun, wir Kinder einer unruhig bewegten, geschäftig drängenden Gegenwart, die wir nach des Tages Mühen so oft der Erholung bedürfen, sollen wir dieses selige Wohlbehagen in bequemer Ruhe, dieses sanfte Wiegen in Träume, die uns Vergessenheit bringen, sollen wir es aufopfern einem bloßen Schönheitsgefühl

zu Liebe? zu Gunsten der steifen Rücken und der harten Polster?

Wenn wir nur das verzopfte Beiwerk ermäßigen wollen, so werden wir auch wohl einen Weg finden, diese Sitzmöbeln mit den Anforderungen des Stils in Einklang zu bringen. Dazu kommt, daß wie sie heute sind, zumal die divanartigen, ihre Hauptwirkung auf Farbe und Muster des Ueberzugs beruht und das etwaige geschnitzte Ornament oder die geschweiften Beine wenig beachtet werden. Um so mehr sollte man freilich darauf sehen, den Ueberzug sowohl nach seiner Farbe in Harmonie mit dem ganzen Zimmer zu bringen, sowie in Bezug auf Zeichnung des Musters sich vor Fehlern zu hüten. Wir können nicht sagen, daß man in letzterer Beziehung gegenwärtig auf dem rechten Wege wäre. Wenn irgendwo, so blüht hier an unrechter Stelle der üppigste Naturalismus. Das Gewerbe ist so freundlich, es bestreut nicht unsere Wege, aber Sitz und Lager mit den prangendsten Blumen, mit Rosen, groß wie Kohlköpfe. Klügere Köpfe haben gefühlt, daß diese wildblumigen Stoffe doch wohl nicht so recht der Stelle angemessen sind, und so sind sie auf den Einfall gekommen, Lehne wie Sitz mit selbständigen Blumensträußen und Kränzen zu verzieren. Der Gedanke wäre nicht unrichtig, wenn nicht die naturalistische Ausführung dawider wäre. Andere, und das ist heute sehr modern, lassen blumige Streifen über Lehne und Sitz herablaufen, aber bei den geschweiften Formen existirt die Richtung nicht in dieser Bestimmtheit. Sowie die Möbeln jetzt sind, gehen wir am sichersten mit einem einfarbigen Stoff oder mit einem solchen Muster, das ihn nur in der Farbe variirt, in der Richtung aber gleichgiltig läßt.

Die gepolsterten Möbeln haben die eine Unannehmlichkeit, daß sie gewöhnlich die Unsolidität der Tischlerarbeit verdecken; diese aus unzähligen Stücklein zusammengeleimten Sophaskelette muß der Tapezier erst haltbar machen. Indeß ist das ein Capitel, obwohl sich eine Jeremiade darüber anstimmen ließe, welches nicht vor unsere Kritik gehört, da wir es nur mit dem Guten (oder Schlechten) zu thun haben, insofern sich das Schöne mit ihm verbindet. Wir wollen nur noch auf ein paar Dinge aufmerksam machen, obgleich es sicherlich der Mühe werth wäre, die Möbelnfabrication in Bezug auf die Gestalten jeder Art von Geräth, in Bezug auf Stoffe, auf die verschiedenen Holzarten, auf Eisen, Marmor u. s. w., desgleichen die verschiedene musivische Ornamentation, Malerei, Metallbeschlag u. a. einer eingehenden Kritik zu unterziehen.

Es erscheint uns wie ein arger Mißgriff, was man heute vielfach sieht, wenn man dem Geräth den Ausdruck der Festigkeit und Solidität zu geben glaubt, indem man die Beine oder Füße überall von gleicher Dicke hält oder gar nach unten verstärkt. Der Eindruck, der dadurch bewirkt wird, ist nur der einer plumpen Schwere, eines elephantenmäßigen Auftretens. Die Sache wird nicht verbessert, wenn man die Beine zu Säulen macht, einerlei ob griechischen oder gothischen, mit Capitäl und Fuß. Dies ist noch eine Unzukömmlichkeit anderer Art. Das Gebäude wurzelt allerdings fest im Boden, aber im Gegensatz ist grade der Charakter des Geräths das Möbile, daher es auch seinen Namen trägt, und dieser Charakter wird dadurch ausgedrückt, daß man es mit möglichst geringer Fläche auf den Boden stellt. Es folgt also, daß man die Beine nach unten zuspitzen, aber nicht verstärken soll.

Eine Unschicklichkeit und Gedankenlosigkeit ist es, die Beine unten mit Köpfen enden zu lassen. Auf der Londoner Ausstellung befand sich ein derartiges Prachtgeräth. Die Beine bestanden aus Füllhörnern, die oben mit ihren Blumen und Früchten, aus denen ein männlicher Kopf heraustrat, die schwere Platte trugen, unten mit einem Schlangenkopf auf dem Boden standen. Man kann wohl ganze Figuren, sei es von Menschen oder Thieren, zu Trägern machen, oder, wie schon die Griechen den glücklichen Gedanken hatten, die Beine mit Füßen von Löwen, Greifen u. a. enden lassen. Ein verkehrtes Beispiel, den Gladiator unter seinem Schilde, haben wir schon Seite 445 erwähnt und abgebildet. Desgleichen gedenken wir eines andern Tisches, um dessen Fuß sich Wasserpflanzen wie an natürlicher Stelle erheben und Schwäne dazwischen die Hälse emporstrecken. Die Idee dazu war von der bekannten Herzogin von Sutherland selbst angegeben, aber man sieht, auch Herzoginnen können im Geschmack irre gehen.

Ueberhaupt sollte man mit figürlichem

Ornament am Mobiliar bedächtiger zu Werke gehen, sowohl bezüglich dessen, was man wählt, als wo und wie man es anbringt. Man kann das Princip, das die Renaissance im Möbelnbau verfolgte, sehr wohl anerkennen und doch dabei ihre Masken und Fratzen, die dickleibigen, dickköpfigen Calibane, die sie zu Trägern machte, als höchst geschmacklos und widerwärtig verwerfen. Wenn das Geschmack ist, dann mögen wir auch die Südseeinsulaner mit ihren Fratzen als Muster aufstellen.

XII.

Die Wohnung (Schluß). — Die Farbenharmonie. — Wie man es nicht machen soll. — Gegensatz zwischen Natur und Kunst. — Das doppelte Farbenprincip. Das Lüster. Warm oder kalt, gemüthlich oder elegant. — Das Licht. — Schluß.

All unser Bemühen um Stil und correcte Zeichnung, all unsre Aufwendung von Geschmack in dieser Beziehung ist umsonst, ist Verschwendung, wenn es uns nicht gelingt, jegliches Geräth und jegliche Ornamentation einer Wohnung zu vollständiger Farbenharmonie zusammenzustimmen. Obwohl uns Mutter Natur, und besonders der schöneren Hälfte, den Farbensinn zum öftern mit auf die Lebensbahn gegeben hat als den für Zeichnung und Verhältnisse, den wir erst bilden müssen, so können wir doch kaum sagen, wie die Wohnungen einmal sind, daß wir besseren Gebrauch davon machen.

Wir leiden heutzutage an einer Antipathie gegen alle gesunde Farbe. Es ist das eine culturgeschichtlich interessante Seite am Charakter der Gegenwart und die Gelehrten sind noch nicht darüber einig, ob es ein Fortschritt in der Civilisation sei. Was Farbe hat und kräftig wirkt, das heißt uns gleich bunt und grell oder bäuerisch. Dagegen haben wir uns in das Neutrale und Gebrochene, selbst in die Schmutzfarben verliebt. Grau ist unsere Leibfarbe, und daneben lassen wir das Bräunliche und Grünliche gelten und Schwarz und Weiß. Dieser Grundstimmung unseres Farbengeschmacks verdankt wahrscheinlich die gegenwärtig viel verbreitete Meinung ihre Entstehung, als ob es recht Zeugniß eines feinen Geschmackes sei, in einem Zimmer die Möbeln und die Wände, vielleicht auch den Fußboden mit dem gleichen Stoff von gleicher Farbe und Muster zu überziehen und ebendenselben auch zu den Vorhängen zu benutzen. Grade wie man es liebte, sich vom Hut oder Mütze bis zum Schuh (beides inclusive) in denselben Stoff zu kleiden. Als ob Möbeln und Wände und Vorhänge dasselbe wären und dieselben Stilbedingungen enthielten! Was aber die Hauptsache: diese vorgefaßte Meinung vergißt, daß die Schönheit die Harmonie ist, und die Harmonie nicht in der Einförmigkeit und Einfarbigkeit besteht, sondern erst in der Einheit des Mannigfaltigen. Einen einzigen hübschen Farbenton oder hübschen Stoff auswählen, ist nichts; ihrer mehrere oder viele zur Harmonie zu bringen, das ist die Kunst.

Andere sind wohl in das entgegengesetzte Extrem verfallen. So sieht man namentlich Teppiche, die alles, was es nur von prächtigen, wirkenden Farben gibt, in Masse nebeneinander haben. Auch Tapeten sieht man von dieser Art, bestimmt, die weiten Wände zu überdecken. Diese sind allerdings grell und bunt. Sie beachten nicht, daß man große Flächen überhaupt nicht mit solchem Farbendonner überdecken soll, weil in dem Lärm die andern feinern Töne nicht gehört werden. Oder woher soll der Gegenhalt kommen, der das Ganze des Zimmers zum vollen, gelungenen Kunstwerk macht, wenn ein Theil schon das Uebrige todtschlägt? Sie beachten nicht, daß die Farben, um als Gegensätze nebeneinander zu bestehen, auch in Bezug auf ihre verschiedene Kraft bei gleichem Flächenraum abgewogen sein wollen.

Man wird Mancherlei im Einzelnen zu beobachten haben, soll die Totalwirkung eine vollkommen gelungene sein. Man wird, wenn man Bilderschmuck für die Wände hat, sie nicht mit lebhaft und bunt wirkendem Muster bedecken, sondern ruhig und selbst einfarbig halten müssen, oder allenfalls nur mit Tönen derselben Farbe, die wenig auseinandergehen. Für Oelgemälde passen nur wenige Farben, am besten ein dunkles, nicht zu feuriges Roth. Man wird darauf achten müssen, daß, wie man große Flächen nicht vollständig mit reichem Ornament überdecken soll, man sie andererseits auch nicht gänzlich unverziert oder gar farblos läßt, wie man das z. B. in Bürgerhäusern mit der Decke sieht. Sie

reich zu halten, ist nicht nothwendig, weil das Auge am seltensten darauf fällt, und wenn es geschieht, so wird es gern, gesättigt von der Mannigfaltigkeit ringsum, auf einfacherer Fläche ausruhen. Aus demselben Grunde muß man dafür sorgen, durch Vorhänge den grellen, weißen Schein der breiten Fenster zu dämpfen, ohne ihnen allzuviel Licht zu nehmen. In frühern Zeiten erfüllte das farbige Glas diesen Zweck in reizender Weise.

Aus zwei gleich richtigen Grundprincipien, je nachdem man die Wirkung beabsichtigt, läßt sich vorzugsweise die Farbenharmonie einer Wohnung erzielen, entweder indem man eine Menge verschiedener Farben in ziemlich gleicher Kraft, aber in kleine räumliche Verhältnisse durcheinander vertheilt, zusammenbringt, oder indem man eine einzige Farbe räumlich wie intensiv so dominiren läßt, daß die übrigen nur für die nothwendige Mannigfaltigkeit zur Mitwirkung kommen.

Das erste ist das Princip, welches schon der maurischen Decorationskunst zu Grunde lag, und welches noch heute die Orientalen von der Türkei bis nach Indien hin verfolgen. Der Reiz der Alhambra, der türkischen Teppiche und Muslins, der indischen Schals beruht eben hierauf. Die Aufgabe ist, nur eine allgemeine Farbenstimmung des Ganzen hervorzurufen, und diese wird in entzückender Weise dadurch erfüllt, daß die Farben nicht in Massen gegeneinandergestellt, sondern in möglichst kleinen Portionen vertheilt werden, und zwar in der Art, daß ihre verschiedene Intensität auf gleichem Raume wohl abgewogen wird, da z. B. Gelb intensiver ist als Roth und dieses mehr als Blau. So heben sie sich nicht in ihrer selbständigen Leuchtkraft, sondern sie theilen alle einander mit und borgen voneinander, so daß jene reizende ungewisse Wirkung entsteht, aus welcher höchstens ein Grundton durchklingt. Es ist Musik der Farben. Das Princip ist echt ornamental und darum rationell; jeder Theil, vom kleinsten angefangen, dem Ganzen untergeordnet. Die Zeichnung ist völlig secundär, ja sie darf nicht einmal vortreten, da sie nur durch bestimmte Farbe sich kenntlich machen könnte und somit dem Princip widerspräche. Deshalb ist sie auch oft absichtlich vernachlässigt worden, ja gar nicht vorhanden, wie bei persischen und türkischen Teppichen, und dessenungeachtet ist das Verfahren nicht minder künstlerisch; nur das Mittel ist ein anderes. Dasselbe Princip herrscht in der schottischen Musterung, aber in viel weniger feiner Weise, und die langweilige, einförmige Regelmäßigkeit ihrer Quadrate kann nur dadurch einigermaßen wieder gut gemacht werden, daß diese Stoffe, wie die Plaids von den Schotten, zusammengefaltet getragen werden. So sollte es auch mit denjenigen indischen Schals geschehen, bei denen der gemusterte Theil in einer Grundfarbe liegt, wie es eben auch in ihrer Heimath geschieht.

Auf die Wohnung übertragen, ist das Princip nicht leicht durchzuführen, da wir nicht bloß einen Teppich zu wählen haben, sondern Möbeln, Wände, Vorhänge in gleicher Weise dazu gestimmt sein wollen, und doch jedes vom andern sich abheben soll. Auch dazu ist es gut, den Boden in seiner Grundstimmung am dunkelsten zu halten, lichter die Möbeln und wieder lichter die Wände, doch nur mit solcher Abstufung, daß nichts hart von dem andern absticht. Gelingt die Durchführung aber, so erhält das Zimmer eben den unbeschreiblichen Reiz, das ungewisse anheimelnde Lüster, das uns unbewußt und doch unwiderstehlich fesselt. Für die Wohnstätte des stillen, häuslichen Glücks, für Schlafzimmer und Boudoir ist das die reizendste Weise farbiger Ausstattung.

Mit dem andern Princip können wir sehr verschiedenartige Wirkung erreichen, je nachdem wir die dominirende Farbe wählen, ob kalt oder warm, ob blau, weiß oder braun, roth u. s. w. Die wärmern Töne thun uns wohl in kleinern Räumen, die wir behaglich halten wollen. Deshalb verdanken die getäfelten Zimmer dem braunen Holzton, den die Zeit dunkler färbt, ihren warmen, gemüthlichen Eindruck; ihn wußte das Mittelalter durch die aufgehängten farbigen Rücklaken noch zu erhöhen, weil sie Varietät in den Grundton brachten. Um dieser Stimmung willen sind solche Räume die Vorliebe aller derer, welche auf die Gemüthlichkeit der Kneipe schwören; sie fühlen sich eben warm und wohlig darin. Andererseits wer Pracht und vornehme Eleganz erzielen will, muß kältere Farben wählen. Mit Blau, erhöht durch Gold- oder Silberornamentation, mit Weiß und Gold wird er sicherer sein

Ziel erreichen. Dieses war auch das Princip, welches das Zeitalter Ludwig's XIV. und die nachfolgende Periode beobachteten, und für große Gesellschaftsräume, wo die geputzte, strahlende Welt (leider heute nur die weibliche Hälfte) des bunten Wechsels und der schimmernden Augenlust genug hinzubringt, ist es auch heute zu empfehlen, weil dort nicht öde, wirkungslose noch feingestimmte Wände Bedürfniß sind, sondern gegenhaltende kräftige Massenwirkung.

In solchen Fällen ist auch wohl zu berücksichtigen, ob die Räume ihre Hauptwirkung bei Tage haben sollen oder wie Ballsäle bei künstlicher Beleuchtung. Denn die letztere verändert ihre Farben; sie macht Grün zu Blau und dunkelblauer Sammet der Möbeln wird unter ihrem Licht schwarzen Löchern gleich. Licht freilich ist unter allen Umständen nothwendig, wenn wir auch den grellen Tagesschein durch Vorhänge zu dämpfen und zu färben suchen. Der schönen Aussicht bedarf die Wohnung nicht, denn all ihr Reiz muß nach innen gehen. Sie ist ein sich selbst genügender Mikrokosmus, der nur der Helligkeit zum Leben bedarf. Eine Wohnung aber ohne Licht ist die Geburtsstätte der Melancholie; sie ist wie die Erde ohne Sonnenschein, wie das Leben ohne Glück, das Menschenherz ohne Liebe.

„Das Land der Schönheit mit der Seele suchend," sind wir soweit unseres Weges gekommen und hoffentlich der Leser mit uns. Wir schließen hier die Erörterung, nicht weil der Stoff zu Ende, sondern weil er endlos ist. Erschöpft haben wir ihn darum nicht, weder nach allen Seiten noch in irgend einer besondern Richtung; auch wollten wir es nicht. Was wir wollten, war, die Willkür abzuschneiden und das Gesetz aufzufinden in dem scheinbar Zufälligen — „Den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht."

So schwer zu finden war es nicht und ist es nicht, vorausgesetzt, daß man nicht auf falscher Fährte sucht, sondern dort, wo es liegt, nämlich in den Dingen selbst, in ihrer Wesenheit, in ihrer „Idee," platonisch zu reden. Es ist das ewige Recht der Dinge, welches in der heutigen Geschmacksanarchie zuerst und vor Allem hergestellt sein muß, ihr Grundrecht, das zu sein, was sie sein sollen. Wir müssen aufhören, widerrechtlich Eins für das Andere zu nehmen, Stoff für Stoff, Sache für Sache, Schmuck für Schmuck, oder wie der wunderliche Kunstrath Fraischdörfer im Quintus Fixlein sagt, den Laokoon zum Baßgeigenfutteral und die mediceische Venus zur Haubenschachtel auszuhöhlen. Machen wir es heute nicht grade so in der vollen Absurdität dieser Beispiele?

Prinz Eugen von Savoyen.

Von Eduard Arnd.

Prinz Eugen von Savoyen. Nach handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive von Alfred Arneth. Drei Bände. Wien. Literar.-art. Anstalt.

Am Ende des sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wurde die Unabhängigkeit und selbständige Entwicklung der meisten Staaten und Völker Europa's von dem Uebergewicht des Hauses Oesterreich bedroht. Das Schicksal hatte eine ungeheuere Macht, wie seit den Zeiten des alten Römerreiches nicht mehr vereinigt gewesen, in die Hände der Nachkommen Rudolph's von Habsburg gelegt. Ein großer Theil von Europa gehorchte den beiden Zweigen des Hauses Oesterreich, von denen der ältere außerdem noch ein an Umfang und bei zweckmäßigem Gebrauch auch an Reichthum, seine europäischen Staaten bei Weitem überwiegendes Reich jenseits des Oceans besaß. Obgleich diese unermeßliche Macht, ähnlich der römischen Weltherrschaft nach Theodosius dem Großen, in zwei Reiche getheilt war, so brachte die Familienverwandtschaft, die geographische Lage und der religiöse und politische Geist unter den Nachkommen Karl's V. und Ferdinand's I. eine Uebereinstimmung hervor, die sie in allen wichtigen Momenten als eine einige Macht erscheinen ließ. Damals war es Frankreich, das, auf allen Seiten von den spanischen und deutschen Habsburgern umgeben, deren ungehemmtes Fortschreiten mit seinem eigenen Dasein für unverträglich hielt. Heinrich IV. war von diesem Instinkt der Selbsterhaltung geleitet worden, als er den Plan zu einem großen Angriff auf das Haus Oesterreich entwarf, an dessen Ausführung ihn der Dolch Ravaillac's hinderte. In die von jenem unternehmenden Fürsten wider Willen verlassene Bahn trat Richelieu mit wechselndem Glück, aber mit einer Ausdauer ohne Gleichen, ein,

indem er die Macht der beiden Zweige des Hauses Oesterreich in Spanien, Deutschland und Italien viele Jahre hindurch unaufhörlich bekämpfte und dessen überströmender Größe eine Grenze setzte. Was der kühne und rücksichtslose Richelieu nicht hatte zu Ende führen können, geschah unter seinem Nachfolger in der Leitung der französischen Staatsangelegenheiten, dem feinen und weitblickenden Mazarin, der durch den westfälischen Frieden, die Einverleibung des Elsaß und die Vermählung Ludwig's XIV. mit der ältesten Tochter Philipp's IV. von Spanien, den Schwerpunkt der europäischen Politik, der bisher bei den Habsburgern gewesen, auf die Bourbonen übertrug. In der politischen Constellation Europa's trat in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein gänzlicher Wechsel ein. Die französische Monarchie wurde das in Europa, was früher die österreichisch-spanische gewesen, und die Unabhängigkeit Deutschlands, Englands und Hollands ward fortan von Frankreich bedroht. Die Gefahr war um so größer, da in letzterer Beziehung Alles von einer festen und geschlossenen Nationalität, einem in Vergleich zu der übrigen Welt schon sehr centralisirten Staate, und einem ehrgeizigen Selbstherrscher, wie Ludwig XIV., ausging. Die spanische Monarchie befand sich im siebzehnten Jahrhundert in einem Zustande tiefsten Verfalles, der gewissermaßen mit der in jeder Generation abnehmenden Lebenskraft seines alten Fürstenstammes gleichen Schritt hielt. Die isolirte Lage des Landes, die Abwesenheit aller innern und äußern Anregung hatte in Spanien Volk und Königthum unter den früher errungenen Ruhmeskränzen einschlummern lassen. Anders stand es um die deutsche Linie der Habsburger, welche, wenn auch ohne hervorragende Erscheinungen in ihrer Mitte, nie in so gänzliche Kraftlosigkeit verfiel, und durch den Besitz der Kaiserkrone, die vielfache Berührung mit andern Mächten und die gefährliche Nachbarschaft der Türken beständig in Athem gehalten wurde. Auch ist der Ausgang der beiden Zweige der Habsburger ein sehr verschiedener gewesen. Der ältere Zweig vertrocknete, ohne in einem neuen Keime wieder auszuschlagen, der jüngere erstarb ebenfalls, ließ aber den Samen zu einem verjüngten Auswuchs zurück, der auf dem ursprünglichen Boden seiner Größe von Neuem tiefe Wurzeln schlug und zu einem weitschattigen Baume emporwuchs.

In der Epoche, in welcher es sich um die Abwehr gegen das politische und militärische Uebergewicht Frankreichs handelte, das für die andern Nationen besonders dadurch gefährlich werden konnte, weil es von der Herrschaft französischer Sprache und Sitte begleitet wurde, trat auf beiden Seiten eine Menge bedeutender Feldherren und Staatsmänner hervor, deren Wirken, da damals das Volk in den meisten Staaten Europa's noch kein freies Bewußtsein über sich selbst besaß, die einzige Form öffentlichen Lebens war. Unter denen, welche das sinkende Glück der deutschen Habsburger aufrecht erhielten, ihnen auf allen gefahrvollen Pfaden fast bis zu ihrem Erlöschen zur Stütze dienten, und durch ihre Thaten die spätern Generationen zur Nacheiferung aufforderten, steht der Prinz Eugen von Savoyen obenan, der über ein halbes Jahrhundert für Oesterreich, das deutsche Reich und die Unabhängigkeit Europa's gekämpft und einen Ruhm davongetragen hat, der durch die großen Männer und die außerordentlichen Ereignisse, welche nach ihm gekommen sind, nicht verdunkelt worden ist. Aber obgleich Eugen's Name nicht nur allen Geschichtskundigen wie ein Zeitgenosse bekannt ist, sondern auch mehr als der mancher andern Helden im Munde des Volkes fortlebt, so hatte es bisher immer noch an einer auf genaue Forschung gegründeten, wahrheitstreuen und umfassenden Darstellung seines Lebens gefehlt.

Die bisherigen Werke der Art, von der französischen Biographie des Prinzen durch Mauvillon bis zu der deutschen von F. von Kausler, sind entweder einseitig und berücksichtigen fast nur die militärische Seite, oder sind auf apokryphische, zum Theil gradezu erdichtete Angaben, gestützt. Es ist deshalb sehr verdienstlich, daß Alfred Arneth ein aus sorgfältiger Kenntniß und Untersuchung der Quellen in Staats- und Familienarchiven geschöpftes Leben des großen Feldherrn und Staatsmannes geliefert und diesen Gegenstand, was das Thatsächliche betrifft, so gut wie abgeschlossen hat, denn eine genauere Kenntniß des Einzelnen wird in Bezug auf den Prinzen Eugen wahrscheinlich kein späterer Bearbeiter mit hinzubringen. Auch hat es dem Werke zum Vortheil gereicht, daß der Verfasser, der selbst ein Oesterreicher ist, das Leben des großen Mannes, der ohne Zweifel die hervorragendste Gestalt in der österreichischen Ruhmeshalle ist, mit patriotischer Vorliebe und doch mit Unparteilichkeit behandelt hat. Denn Eugen gehört, ungeachtet seiner fremden Abstammung und Geburt, durch Gesinnung und Thaten dem österreichischen Staats- und Völkerverbande an. Auch ist es eine charakteristische Erscheinung, daß den letzten deutschen Habsburgern durch drei Fremde die größten Dienste geleistet worden sind: Montecuculi, Herzog Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen; wie denn auch die deutsche Linie des Hauses Oesterreich durch ein fremdes auf den alten Stamm gepfropftes Reis erneuert worden ist.

Eugen's Herkunft und ursprüngliche Stellung, bevor er im Dienste des Hauses Oester-

reich einen festen Boden fand, sind so eigenthümlicher Art, daß sie erwähnt zu werden verdienen, zumal sie auf sein Schicksal nicht ohne Einfluß gewesen. Er gehörte einem jüngern Zweige der savoyischen Dynastie, den Carignans, an, die jetzt auf dem Throne sitzen und, wie es scheint, einer großen Zukunft entgegengehen, und war zugleich durch seine Großmutter, Marie von Bourbon, mit dem französischen Königshause verwandt. Durch seine Mutter, Olympia Mancini, eine Nichte Mazarin's, trat Eugen in enge Beziehungen zu dem zahlreichen Familienkreise des verstorbenen Cardinals. Olympia Mancini war vor ihrer Vermählung mit dem Grafen Soissons, Eugen's Vater, und selbst noch später von Ludwig XIV. sehr ausgezeichnet worden, und dieser Umstand schien für ihren Sohn eine glückliche Zukunft im französischen Dienste zu versprechen. Aber diese Hoffnung blieb unerfüllt. Sie verlor nicht ohne eigene Schuld die Gunst des Königs, der die gegen sie gefaßte Abneigung auf ihre Familie übertrug. Die Gräfin von Soissons entging dem Gefängniß, obwohl an dem ihr zur Last gelegten Vergehen wahrscheinlich ganz unschuldig, nur durch eine heimliche Flucht aus Frankreich, und Ludwig XIV. zog ihre Besitzungen ein. Ihr Gemahl war schon vorher gestorben. Ihr jüngster Sohn, Eugen, in seiner Kindheit zum geistlichen Stande bestimmt, fühlte sich unwiderstehlich zum Kriegswesen hingezogen, und richtete demgemäß seine Studien, sein ganzes Sinnen und Trachten ein. Als er in das Jünglingsalter getreten, eine Anstellung im französischen Heere nachsuchte, wurde er von Ludwig XIV. mit Geringschätzung abgewiesen. Er verließ Frankreich und trat in den Dienst Kaiser Leopold's I., wohin ihm einer seiner Brüder, Ludwig Julius von Savoyen, der ebenfalls in Frankreich keine angemessene Stellung gefunden hatte, schon vorausgegangen war. Es war ein verhängnißvoller Moment in Ludwig's XIV. Leben, als er den, welchen er den „kleinen Abbé“ nannte, und dessen Physiognomie ihm nicht gefiel, wie er sich einmal laut äußerte, zwang, eine Zuflucht bei Frankreichs mächtigstem Gegner zu suchen. Denn die Lage Europa's wäre wahrscheinlich eine andere geworden, wenn ein Eugen, anstatt dem Hause Oesterreich unermeßliche Dienste zu leisten, sich an der Spitze von dessen Feinden befunden hätte.

Die Zeit, in welcher Eugen lebte, hat mit ihren guten und übeln Elementen auf ihn einen theils fördernden, theils hemmenden Einfluß ausgeübt, obgleich er als ein durchaus gründlicher Charakter sich, wenigstens in seinem persönlichen Walten, eine gewisse Unabhängigkeit von dem, was ihn umgab zu bewahren verstand. Das Ende des siebzehnten und der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts tritt als eine reiche und bewegte, aber widerspruchsvolle, in sich wenig vollendete Epoche hervor, der man deutlich ansehen kann, daß sie nur zum Uebergange in eine andere bestimmt war. Nach Frankreichs Vorgange war der Absolutismus der herrschende Zustand der Staaten geworden, und selbst England konnte nur von besonders glücklichen Umständen begünstigt sich im Besitz seiner Verfassung behaupten. In Holland hatte die Stellung des Erbstatthalters, ungeachtet des Widerstandes des städtischen Patriciats, sich allmälig der eines wirklichen Souveräns genähert. In Spanien schien der staatliche Organismus erstorben zu sein, und der an Willen und Einsicht schwächste seiner Könige, Karl II., konnte über sein Reich durch ein Testament wie über einen Privatbesitz verfügen. Italien kam nur noch als Schlachtfeld, auf dem die großen Mächte ihre Streitigkeiten ausfochten, als Siegespreis und als Mittel der Ausgleichung bei Friedensschlüssen in Betracht. In Deutschland bestand die alte Reichsverfassung zwar dem Namen nach fort, aber das kaiserliche Ansehen verfiel nicht nur durch den Mangel an großen Persönlichkeiten in seiner Vertretung und die zunehmende Bedeutung einzelner Reichsstände, sondern auch durch die Nothwendigkeit, in welche sich die Kaiser versetzt sahen, bei dem lockern Reichsverbande ihre Macht außerhalb Deutschlands zu mehren, indem ihnen sonst innerhalb desselben kaum ein Schatten von Oberhoheit übriggeblieben sein würde. Franzosen und Türken waren zwar Reichsfeinde, aber doch noch mehr Feinde Oesterreichs, das bei der Vertheidigung gegen sie mehr auf sich selbst als auf Deutschlands Hilfe zählen mußte. Alles politische Leben hatte in den Massen aufgehört und zog sich in das geheime Walten der Cabinette zurück. Die eigenthümlichsten Bestandtheile des alten Deutschlands, die geistlichen Fürsten und die freien Städte, waren tief gesunken und bereiteten, erstere durch ihre häufigen Bündnisse mit dem Auslande, letztere durch die unter ihnen überhandnehmende Erschlaffung und Bewegungslosigkeit, ihren Untergang vor. Zuletzt waren im größten Theile Europa's nur zwei Hebel des öffentlichen Lebens, durch die Alles entschieden wurde, die Höfe und die stehenden Heere, übriggeblieben. Aber während die Leitung des Daseins der Völker immer mehr der Oeffentlichkeit entrückt, von Wenigen im Namen eines Einzigen ausgeübt wurde und die Freiheit ganz zu verschwinden drohte, blieben neben dem in alle Verhältnisse eingreifenden Absolutismus die confessionellen und ständischen Unterschiede, die Privilegien und Immunitäten früherer Jahrhunderte, wenn auch mit verminderter Bedeutung bestehen, und

diese Gebundenheit auf der einen und Zerrissenheit auf der andern Seite stellte dem moralischen und materiellen Fortschreiten schwer zu überwindende Hindernisse entgegen. Dieser widerspruchsvolle Zustand war überall auf dem Continente vorhanden, machte sich aber besonders in Deutschland geltend, wo es den vielen kleinen Regierungen unmöglich war, die Völker in sich zu absorbiren, und wo diese wiederum, bei der Enge und Gebundenheit ihrer Zustände, ihre innere Natur nicht selbständig entwickeln konnten. Am meisten war damals das französische Volk in seiner Regierung aufgegangen, das sich nur nach dem Winke seiner Herrscher zu bewegen schien, obgleich auch dort die innern Widersprüche zwischen den verschiedenen Elementen des Staatslebens im Stillen und Geheimen fortdauerten, und später zu einer großen Umwälzung des Ganzen führten.

Eugen fand, als er auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens erschien, die Cabinette und die stehenden Heere als die einzigen Kräfte vor, von denen die Welt in Bewegung gesetzt wurde, und es war natürlich, daß er, um seine großen Talente zur Anwendung zu bringen, sich der Mittel bediente, die da, wo er wirken sollte, allein vorhanden waren, obgleich er, wie seine Beziehungen zu England und Holland beweisen, sich auch in andere Staatsformen zu finden verstand. Vervollkommnung des Heerwesens zu erfolgreicher Kriegführung und die Kunst, durch Bündnisse und Verträge den eigenen Staat sicherzustellen und den Gegner zu schwächen, war die Aufgabe, die ihm im Dienste des Kaisers gestellt war, und die von ihm mit rastloser Thätigkeit und großem Erfolge unter oft mißlichen Umständen und zahllosen Hindernissen erfüllt wurde. Als eine gewissenhafte und pflichttreue Natur betrachtete er Oesterreich von dem Augenblicke an, wo er von Leopold I. aufgenommen worden, als sein einziges und wirkliches Vaterland, und setzte seine ganze Kraft zu dessen Verherrlichung ein. Da er, obgleich durch seine Herkunft dem sardinischen Königshause angehörig, in Italien weder geboren noch erzogen war und Frankreich schon in den Jünglingsjahren verlassen hatte, so fand er sich leicht in die Verhältnisse seiner neuen Heimath, die außerdem durch den gewissermaßen universellen Charakter, den der Besitz der Kaiserkrone den deutschen Habsburgern verlieh, und den Nimbus, der diese Stellung umgab, damals bedeutende Persönlichkeiten aus fast allen Nationen an sich zog. Auch mochte dem sittenstrengen, graden und einfachen Eugen der Hof und das Volk, in dessen Kreis er trat, ungeachtet aller vorhandenen Mängel, besser als die Zustände in dem damaligen Frankreich zusagen, wo Günstlingsschaft, weiblicher Einfluß und heimliche Ränke mehr als Charakter und Talent in Betracht kamen. Es ist keine Handlung oder auch nur Aeußerung von ihm bekannt, die darauf schließen ließe, daß er den Verlust seiner frühern Heimath bedauert hätte. Er wuchs, nicht mit seinen äußern Gewohnheiten, denn er wurde der deutschen Sprache nie vollkommen mächtig, aber mit seinen Gesinnungen und Ueberzeugungen, im Laufe der Zeit allmälig mit seinem neuen Vaterlande zusammen.

Da Eugen, der Sitte seiner Zeit und seiner persönlichen Stellung gemäß, vor Allem Militär und Diplomat sein mußte, und einem Staate diente, der ihm ursprünglich fremd und in dem er nicht erzogen war, so scheinen ihn die innern Verhältnisse Oesterreichs wenig berührt zu haben, und er hat auf dieselben keinen Einfluß ausgeübt. Wäre er ein geborener Oesterreicher gewesen, so würden ihm bei seinem durchdringenden Blicke die Uebelstände in der Verwaltung des Landes nicht entgangen sein und er eine Heilung derselben wenigstens versucht haben. Es ist aber keine Spur vorhanden, daß er sich mit einem solchen Plane beschäftigt hätte. Obgleich Eugen sich bei allen militärischen Unternehmungen durch den immerwährenden Geldmangel gelähmt fühlte, der alle Plane des kaiserlichen Hofes durchkreuzte, so scheint er doch nie den Grund dieser innern Schwäche bei so großen äußern Hilfsmitteln durchdrungen zu haben. Oesterreich besaß unter Karl VI. nur zwölf Millionen Gulden jährliche Einnahme, während Frankreich mehr als das Fünffache dieser Summe aufbrachte. Eugen äußerte sich sowohl in seinen Mittheilungen an andere Generale und Minister als auch in seinen Berichten an den Kaiser oft in verzweifeltem Tone über den schlechten Zustand der Armee, der es in entscheidenden Momenten nicht selten an Sold und Verpflegung fehlte, und stellt zuweilen selbst die Möglichkeit in Aussicht, daß der Staat durch die unaufhörliche Finanznoth aus seinen Fugen gehen und der Auflösung ausgesetzt werden könnte, läßt aber nie ein Wort darüber fallen, auf welche Art diesem Elend abgeholfen werden könnte. Er klagt beständig über die verderbliche Wirkung, ohne jemals, wie es scheint, nach der Ursache zu fragen.

Sein Biograph, Arneth, macht selbst einmal die Bemerkung (III, 95), daß es unmöglich sei, der Quelle dieser ewigen Geldverlegenheiten auf den Grund zu sehen, obgleich hier und da aus seinem eigenen Werke, mehr aber noch aus dem, was man sonst von der damaligen österreichischen Verwaltung weiß, die Ursachen des finanziellen Verfalles ziemlich klar hervorgehen. Arneth hat sich wahrscheinlich gescheut, diesen Gegenstand näher zu berühren, weil dadurch nicht bloß an die Ver-

gangenheit, sondern auch an die Gegenwart erinnert werden würde, in der dieser Punkt ebenfalls der empfindlichste ist. Eugen beschränkte sich durchaus auf das Kriegswesen und die Diplomatie, und wahrscheinlich würden auch anderweitige Bemühungen von seiner Seite an der trägen Macht des Herkommens und der Gewohnheit, die unter den letzten Habsburgern Alles beherrschte, gescheitert sein. Maria Theresia, unter welcher der österreichische Staat sich wenigstens in materieller Beziehung verjüngte, bezog, nachdem Neapel, Sicilien, ein Theil des Mailändischen und Schlesien für Oesterreich verloren gegangen, eben so große Einkünfte wie ihr Vater, als er sich im Besitz aller dieser Länder befand, und ohne daß das Volk höher besteuert gewesen wäre. Es ist hier nicht der Ort, Eugen's militärische und politische Thätigkeit auseinanderzusetzen, denn dazu müssen wir auf Arneth's Werk selbst verweisen, sondern es soll nur auf die allgemeine Bedeutung seines Daseins aufmerksam gemacht und einige charakteristische Züge seines Wirkens sollen hervorgehoben werden.

Der neunzehnjährige Prinz lernte gleich im Anfange seiner Laufbahn den Krieg in einer furchtbaren, aber großartigen Gestalt kennen. Der Sultan Muhamed IV. hatte dem Kaiser den Fehdehandschuh hingeworfen, ging in eigener Person bis Belgrad vor und schickte den Großwessir Kara Mustapha durch Ungarn gegen Wien. Bei Petronell war es, am 7. Juli 1683, wo Eugen zum ersten Male in's Feuer kam. Der Oberanführer des kaiserlichen Heeres, der Herzog Karl von Lothringen, wurde von der Vorhut des türkischen Heeres mit rasendem Ungestüm angegriffen. Seinen weisen Anordnungen und der außerordentlichen Tapferkeit der kaiserlichen Reiterei gelang es, den Feind zurückzuwerfen. Aber der ältere Bruder Eugen's, Ludwig Julius, der an der Spitze eines Dragonerregiments stand, ward so schwer verwundet, daß er einige Tage nachher starb. Seine eigenen Leute sollen über ihn hingeritten und er von den Hufen der Pferde gräßlich entstellt worden sein. Eugen wohnte allen Gefechten bei, welche dem Entsatz von Wien vorangingen, zeichnete sich in der großen Schlacht unter den Mauern dieser Hauptstadt aus (12. September 1683), in welcher über 40,000 Türken umkamen, nahm an der Verfolgung des Feindes in Ungarn Theil, und wurde im December desselben Jahres zum Obersten des Dragonerregiments Kuffstein ernannt, das seinen Namen erhielt und immer fortgeführt hat. Die Pforte des Ruhmes und die Aussicht auf große Thaten hatten sich jetzt für Eugen geöffnet. Der Anblick und die persönliche Bekanntschaft mit so zahlreichen Berühmtheiten, die damals in Wien zusammentrafen, wie der Polenkönig Johann Sobieski, der Herzog Karl von Lothringen aus der Schule Montecuculi's, der Markgraf Ludwig von Baden, der Kurfürst Maximilian von Baiern und viele andere ausgezeichnete Generale von weniger bekannten Namen, müssen auf die Entfaltung von Eugen's militärischem Talent von großem Einflusse gewesen sein, besonders aber den Drang nach Nacheiferung in seinem feurigen Geiste noch vermehrt haben. Hier kann noch bemerkt werden, daß Eugen's Aeußere nicht die militärische Begabung verrieth, welche die Natur in ihn gelegt hatte. Er war, wie mehrere andere Feldherren erster Größe, wie Friedrich II., Napoleon I., wie im sechzehnten Jahrhundert Alexander Farnese, klein von Gestalt, von lebhaftem Blick, aber unregelmäßigen Zügen, mager, und vernachlässigte sich etwas in seiner Kleidung. Der einzige Luxus, welcher seinen Rang verrieth, waren die schönen Pferde, deren er sich bediente. Bei unfreundlichem Wetter trug er einen grauen Mantel mit einer Kapuze, die er, wenn es regnete, über den Hut zog, weshalb ihn die Soldaten in seiner Jugend „den kleinen Kapuziner“ nannten.

Von jetzt an kam Eugen mehrere Jahre hindurch, sozusagen, nicht aus dem Sattel, focht gegen Türken und Franzosen in Ungarn, Italien und Deutschland, ward bei Ofen, Belgrad und Mainz verwundet, war Feldmarschall und Ritter vom goldenen Vließ geworden, als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Dieser Kampf, der größte zwischen dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege, war es, der Eugen's Ruhm begründete und ihn in die Reihe der großen Feldherren aller Zeiten stellte. Bis dahin hatte er sich zwar schon oft hervorgethan und galt für den ersten österreichischen General, aber die unglückliche Kriegführung in Piemont gegen Catinat, an welcher Eugen nicht Schuld war, und der verfehlte Einfall in Frankreich (1692) hatten ihn auf seiner Ruhmesbahn aufgehalten. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, wurde Eugen zuerst nach Italien geschickt. Der Zug seines Heeres über die Alpen, des einen Theiles über Ala, des andern über Peri, nach der veronesischen Ebene hin, die Veranstaltungen, um Geschütz und Pferde über steile Höhen und an Abgründen vorbei fortzubringen, die Ueberwindung der Schwierigkeiten des Bodens, auf welchem an mehrern Stellen neue Straßen gebrochen werden mußten, ist nicht weniger bemerkenswerth als frühere und spätere Unternehmungen dieser Art. Eugen zeigte sich in der Lombardei, während der Jahre 1701 und 1702, eben so planvoll und vorsichtig in seinen Märschen und bei den Uebergängen über die zahlreichen Flüsse, als kühn in den einzelnen Gefechten und Ueberfällen, wie denn die Ueberrumpelung und Gefangennehmung des Mar-

schalls Villeroi in Cremona, in der Mitte seines Heeres, immer ein Handstreich ohne Gleichen bleiben wird. Mit noch durchgängigerm Glück und Erfolg als in Italien trat Eugen in Deutschland auf, wo er nach der Vereinigung mit Marlborough den Franzosen bei Hochstädt (13. August 1704) die größte Niederlage beibrachte, die sie seit den Tagen von Crecy und Azincourt erfahren hatten. In den Jahren 1705 und 1706 kämpfte er in Italien mit wechselndem Erfolg gegen die Uebermacht der Franzosen, von seinem Hofe ohne Ersatzmannschaft und Geld gelassen, bis er endlich 1707 in der Schlacht bei Turin (7. September) das französische Heer gänzlich schlug und zum Rückzug nach Frankreich zwang. Die am meisten in die Augen fallenden Vortheile trug Eugen in den Jahren 1708 und 1709 in den Niederlanden durch die Schlachten von Oudenarde und Malplaquet und die Einnahme mehrerer nordfranzösischer Festungen davon, die den Verbündeten den Weg nach Paris öffneten und Ludwig XIV. an den Rand des Abgrunds zu führen drohten. Es ist wahr, daß er die meisten dieser Thaten in Verbindung mit Marlborough vollbrachte, aber Eugen führte immer den kleinern Theil der Streitkräfte der Alliirten an und überließ seinem Collegen freiwillig die größere Macht, nahm die Ausführung der schwierigsten Unternehmungen auf sich, und entschied in den meisten Fällen durch eine tiefe Berechnung oder kühne Eingebung seines militärischen Genies.

Als endlich die Lage der Dinge durch eine Intrigue am Hofe der Königin Anna und durch einen Wechsel in dem Personal und der Politik der britischen Regierung eine andere geworden, legte Eugen in seinem Verhalten gegen den gestürzten Marlborough, während seines Aufenthalts in London, eine zwischen rivalisirenden Berühmtheiten seltene Großmuth an den Tag. Er nahm denselben laut und öffentlich in Schutz und setzte sich dadurch dem Mißfallen der Königin Anna aus. Die große Allianz gegen Frankreich, für die Eugen in Italien, Deutschland und den Niederlanden so herrliche Thaten vollbracht hatte, ward unter Bezeugungen von gegenseitiger Unzufriedenheit und Abneigung aufgelöst, und der kaiserliche Hof mußte, im Vergleich zu den hohen Ansprüchen, die er anfänglich gemacht, auf eine sehr bescheidene Stellung zurückgehen, die später noch mehr beschränkt werden sollte, so daß Oesterreichs Einfluß, namentlich auf Italien, auf lange Zeit hinaus geschwächt wurde.

Kaum war der lange spanische Erbfolgekrieg beendigt, als Eugen sich gegen die Türken wenden mußte, in deren Bekämpfung er in seiner Jugend den Grund zu seinem Ruf gelegt hatte. Er errang in den Jahren 1716 und 1717 durch die Siege bei Peterwardein und Belgrad in Ungarn und Serbien noch entscheidendere Vortheile als in Italien und den Niederlanden, demüthigte die Pforte und gewann für Oesterreich eine glänzende Stellung im Osten, die aber durch die Schwäche derer, die nach ihm das österreichische Heerwesen leiteten, wieder verloren ging. Es waren dies die letzten Siege Eugen's, denn nur noch einmal gegen das Ende seines Lebens betrat er den Kriegsschauplatz (1734), indem er am Rhein den Oberbefehl gegen die Franzosen übernahm, ohne aber Gelegenheit zu seines Namens würdigen Thaten zu finden. Er selbst fühlte, wie aus manchen seiner Aeußerungen hervorgeht, daß die Armee, an deren Spitze er so lange gestanden hatte, nicht mehr dieselbe Tüchtigkeit wie früher besaß, und daß der Staat, dem er diente, gealtert war und einer Erneuerung bedurfte, zu der es unter den damaligen Umständen an dem nöthigen Anstoß von oben her fehlte.

Eugen war aber nicht nur der erste Feldherr Oesterreichs im Kriege, Generalissimus der kaiserlichen Heere, Präsident des Hofkriegsrathes, sondern unter Joseph I. und Karl VI. auch der bedeutendste Unterhändler mit den fremden Mächten und die Seele des geheimen Staatsrathes, den man die Conferenz nannte, von welcher alle wichtigen, besonders die auswärtigen Angelegenheiten berathen wurden. Eugen's politische Laufbahn ist allerdings nicht so ruhmvoll wie seine militärische gewesen, hat aber seine Zeit noch mehr in Anspruch genommen. Nicht nur, daß er persönlich im Haag, in London, in Turin und Berlin unterhandelte, sondern er hat auch, wie aus seiner umfangreichen Correspondenz mit den kaiserlichen Bevollmächtigten an den größern Höfen hervorgeht, die auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs meist selbständig geleitet. Aber die Lage Europa's und die Beziehungen des kaiserlichen Cabinets zu den übrigen Mächten waren von der Art, daß es auch dem größten Talent unmöglich gewesen wäre, auf dem Wege der Unterhandlungen etwas wahrhaft Ersprießliches zu leisten. Alles war damals dem Egoismus, der Intrigue, der Bestechung, der Laune und dem Zufall preisgegeben. Ungeachtet der Stabilität in den Grundlagen des Völkerlebens, fand auf der Oberfläche, in den Cabinetten und deren Entwürfen, eine grenzenlose Wandelbarkeit statt. Nur auf dem Schlachtfelde konnte ein wirklicher Zweck erreicht werden, wie denn auch in dieser Beziehung von dem Entsatz von Wien an bis zur Schlacht von Belgrad, über dreißig Jahre lang, von Oesterreich wahrhaft Großes geleistet worden ist. Aber die ungeheuren Opfer, welche die vielen Kriege dem Volke auferlegten, wurden während des Friedens durch keine zweckmäßige Verwaltung, durch

keine Belebung des Ackerbaues und Kunstfleißes ersetzt, so daß der Staat in eine Erschöpfung verfiel, die hätte tödtlich werden können, wenn nicht später, unter Maria Theresia, die Bahn der Reformen, wenn auch langsam und unvollständig, beschritten worden wäre.

Was das Werk von Arneth betrifft, dessen belehrendes Studium diese Betrachtungen in uns hervorgerufen hat, so muß ihm, außer der oben erwähnten Gründlichkeit, auch eine ebenmäßige, lichtvolle Darstellung nachgerühmt werden, die sich allerdings nie zu einer besondern Höhe erhebt, aber auch in der so mannigfaltige Gegenstände berührenden Erzählung nie sinkt, nie matt oder nachlässig wird. Gelungen und zum Theil neu sind die Porträts, welche der Verfasser von den einflußreichen Umgebungen der drei letzten Habsburger entwirft, unter welchen wir nur an die Schilderung des kaiserlichen Oberhofmeisters Fürsten Salm, des Feldmarschalls Guido Stahrenberg, der Minister Strattmann, Wratislaw, Sinzendorff und des Hofraths Bartenstein erinnern wollen, vieler andern eben so gelungenen Zeichnungen, deren Originale aber weniger bekannt sind, nicht zu gedenken. Diese Schilderungen hellen gar Manches in der Geschichte des damaligen Oesterreichs auf, was sonst dunkel bleiben würde. Zu Allem, was den österreichischen Staats- und Völkerverband betrifft, hat der Verfasser ein scharfes und feines Verständniß mitgebracht, und Personen und Zustände gründlich erörtert. Dagegen scheinen uns die französischen und englischen Notabilitäten jener Epoche, mit denen Eugen in Berührung gekommen, weniger klar begriffen und weniger eingehend dargestellt zu sein.

Eugen's Leben, wie es Arneth aufgefaßt hat, ist zugleich eine Geschichte des österreichischen Staats- und Kriegswesens unter den drei letzten Habsburgern, da derselbe in alle Verhältnisse eingriff, und im Felde wie bei den Unterhandlungen die Hauptrolle spielte. Denn es traten in Oesterreich nur politische und militärische, auf bestimmte äußere Zwecke gerichtete Erscheinungen hervor, es gab kein inneres geistiges Leben, keine Bewegung in Wissenschaft, Literatur und Kunst, das Wenige, was davon vorhanden war, lag in starren scholastischen Formen eingezwängt da, oder gehörte Italien an, obgleich dessen Culturepoche selbst im Verfallen begriffen war. Man wird bei näherer Betrachtung der österreichischen Geschichte immer mehr gewahr, daß es dem Ganzen an einer nationalen Grundlage und der Kraft und Frische fehlte, die ohne eine solche unmöglich ist, und daß in diesem bunt zusammengesetzten Staaten- und Völkerverbande sich kein großer Gedanke, der einer einigen ungetrübten Quelle entspringen muß, geltend machen konnte. Der Staat schien nur um der Dynastie und der mit ihr verbundenen Aristokratie willen da zu sein, und war von jedem andern selbständigen Princip entblößt. Selbst die Kirche, obgleich von einem überaus zahlreichen Klerus vertreten, brachte bei der geistigen Lähmung, von der Oesterreich überall ergriffen war, keine hervorragenden Geister in irgend einer Richtung hervor, sondern lehnte sich an die weltliche Macht an, da sie sich aus eigener Kraft nicht behauptet haben würde. In der Dynastie regte sich, vermöge des langen Besitzes der Kaiserkrone und des ausgedehnten Länderbesitzes, der traditionelle Ehrgeiz, die Neigung, überall entscheidend einzugreifen, sich nach Außen zu vergrößern und im Innern immer unumschränkter zu werden. Aber es war mit diesem Ehrgeiz keine höhere Einsicht, keine tiefe Thatkraft, kein über die Bedürfnisse des Augenblicks hinausgehender Zweck verbunden. Die von dem deutschen Mittelpunkte der österreichischen Monarchie verschiedensten Völker, die Magyaren und Belgier, wurden nur durch Gewalt bei dem Ganzen festgehalten, und die langen innern Kriege in Ungarn und einzelne Aufstände in den Niederlanden bewiesen, wie innerlich fremd sich diese Völker zu der kaiserlichen Regierung fühlten. Böhmen schien seit dem dreißigjährigen Kriege ein ausgebrannter Krater zu sein, aber die erzwungene Ruhe der Nachkommen der alten Taboriten und Calixtianer konnte nicht für den Ausdruck einer wahrhaften Befriedigung gelten. Auf das Centrum der Monarchie, Wien, und die rein deutschen Bestandtheile derselben übte die Verbindung mit den vielen fremden Annexen einen hemmenden Einfluß aus, der zwischen ihnen und dem übrigen Deutschland allmälig eine tiefe Trennung herbeiführte. Unter den letzten Habsburgern wimmelte es in Wien von Italienern und Spaniern, und Arneth erzählt umständlich, welche Vorliebe Karl VI. für die Spanier besaß, die er den Deutschen vorzog, weil er sie für befähigter hielt. Man sieht es diesen Habsburgern an, daß sie schon aus ihrem Hange für den katholischen Süden nicht geeignet gewesen wären, wahrhaft an der Spitze des deutschen Volkes zu stehen. Während Oesterreich sich von einer Cultur wie die italienische und spanische beeinflussen ließ, die der Vergangenheit angehörte und im Ersterben begriffen war, nahm Preußen seit dem großen Kurfürsten die vertriebenen französischen Protestanten auf, welche aus ihrer Heimath eine Bildung mitbrachten, die in dem Boden der Gegenwart wurzelte und die Keime der Zukunft in sich trug.

Oesterreich hat seit dem Erlöschen der Habsburger, unter seinen Fürsten aus dem Hause Lothringen, namentlich unter Joseph II., nach größerer Einheit im Innern gestrebt, hat

manche sociale Verbesserungen eingeführt, den Volksunterricht gehoben und eine menschlichere Criminalgesetzgebung, als früher bestand, eingeführt, es aber doch nie weiter als zu einzelnen Reformen gebracht, die mit dem Ganzen nicht immer in Uebereinstimmung standen, ist aber nie im Stande gewesen, einen großen leuchtenden Gedanken zum Leitstern seines Waltens zu nehmen. Selbst seine talentvollsten Staatsmänner blieben in der verkehrten und selbstsüchtigen Vorstellung befangen, daß der Fortschritt nur Unheil bringe und nur in der Bewahrung des Bestehenden Sicherheit zu finden sei, als ob der Stillstand nicht nothwendig zum Rückschritt und dieser zum Untergang führen müsse. Nach Napoleon's Sturz wurde die Reaction förmlich zum System erhoben und ihr jede andere Rücksicht aufgeopfert, so daß man sagen kann, daß, im Vergleich zu den Zuständen im größten Theile Europa's, Oesterreich im neunzehnten Jahrhundert fremdartiger und zurückgebliebener als im siebzehnten und achtzehnten dastand. Auch wurde, ein sichtbares Kennzeichen dieses Ermattens und Versiegens, der Kreis selbständiger Charaktere und ausgezeichneter Geister immer kleiner, da kein Streben auf Anerkennung rechnen konnte, das nicht allem eigenen Denken und Wollen entsagte und in die Enge des herrschenden Systems unbedingt einging.

In dem verhängnißvollen Jahre 1848 war auch Oesterreich wie ganz Mitteleuropa an einem Wendepunkte in seinen Geschicken angelangt. Ungeachtet aller Ueberwachung im Innern, aller Absperrung nach Außen hatte sich der Geist des modernen Staats- und Volksthums dieser gewaltsam zurückgehaltenen Zustände bemächtigt und sie umgestalten wollen. Der Versuch mißlang an den Gegensätzen, in welche die verschiedenen Nationalitäten zueinandergeriethen, sobald sie sich nicht mehr von oben her gefesselt fühlten, an der Scheu und Abneigung der Dynastie vor jeder selbständigen Entwicklung, an der Abwesenheit einer großartigen Leitung, welche die auseinanderfliehenden Richtungen zusammengefaßt und einem gemeinsamen Ziele entgegengeführt hätte. Die Bewegung scheiterte in Oesterreich vollständiger als irgendwo in Europa, und der frühere geistige und materielle Druck kehrte mit verdoppeltem Gewicht zurück. Nicht nur daß den immer absolutistisch regierten Theilen Oesterreichs die kaum gewährte Freiheit wieder entrissen wurde, sondern auch Ungarn ward, nachdem es mit fremder Hilfe besiegt worden, seiner alten Verfassung beraubt, mit der die Nation, wie sonst nirgends, zusammengewachsen war, und demselben militärischen und bureaukratischen Regiment wie die übrigen Bestandtheile der Monarchie unterworfen. Mit den üblichen Künsten des Despotismus wurden alle vorhandenen Uebelstände geleugnet, die Klagen zum Verstummen gebracht und jede freie Regung im Entstehen erstickt. Da deckte ein übel vorbereiteter und unglücklich geführter Krieg plötzlich die moralischen und materiellen Schäden auf, die man so lange zu verhüllen bemüht gewesen. Die Gefahr äußerer Auflösung und innerer Vermoderung trat so nahe, daß von oben her endlich selbst zu den Mitteln gegriffen wurde, die so lange verschmäht worden, und man dem sinkenden Gebäude der Monarchie eine auf Freiheit und Volksthum gegründete Stütze zu geben versuchte. Aber auch jetzt scheint das kaum begonnene Werk einer politischen Regeneration von den im österreichischen Staatenverbande liegenden nationalen Gegensätzen bedroht zu sein, die man früher als Mittel der Herrschaft sorgfältig gehegt hatte, und die sich jetzt unter keine gemeinsame Obhut bringen lassen wollen. Auch möchte sich die angestrebte Reichseinheit auf dem betretenen Wege nicht wohl durchführen lassen, wo man den Einen ihre althergebrachten Rechte schmälern will, damit sie in das für die Andern aufgestellte Schema hineinpassen. Die innere und äußere Lage der Monarchie ist durch den letzten unglücklichen Krieg, das Uebergewicht, welches Napoleon III. in Europa ausübt, der ein natürlicher Gegner Oesterreichs ist und nicht anders sein kann, durch die nationale Erhebung Italiens und den Mangel an mächtigen und zuverlässigen Verbündeten schwieriger als früher geworden. Ein wieder ausbrechender innerer Kampf würde Oesterreich, auch wenn es ihn für den Augenblick siegreich bestände, schwer zu heilende Wunden versetzen, und nach einiger Zeit neue Erschütterungen zur Folge haben. Aber Oesterreich nimmt im europäischen Staatensysteme eine zu große Stelle ein, als daß seine Auflösung in verschiedene Staaten, wie hier und da gehofft oder befürchtet wird, denkbar wäre. Sein Verschwinden als Großmacht würde im politischen Systeme Europa's eine unausfüllbare Lücke zurücklassen. Aber nur ein von absolutistischen, hierarchischen und feudalen Tendenzen gereinigtes Oesterreich kann seine Bestimmung erfüllen. Die Zeit ist für immer vorüber, wo die österreichische Politik am besten für die Größe und Sicherheit ihres Staates zu sorgen glaubte, wenn sie überall, so viel sie es vermochte, sich der Freiheit und dem Fortschritt entgegensetzte.

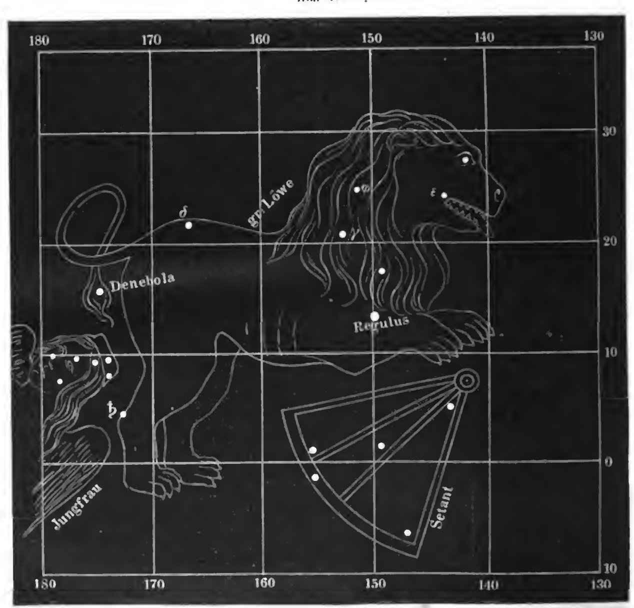
Meteorologisches und Astronomisches.

Von J. Ellner.

III. Saturnsring im Jahre 1862.

Im Sternbilde des großen Löwen geht bereits vor Mitternacht ein Gestirn auf, welches durch mattröthlichleuchtendes Licht sich von den Sternen des großen Löwen auffallend unterscheidet. (Figur 1.)

Fig. 1.



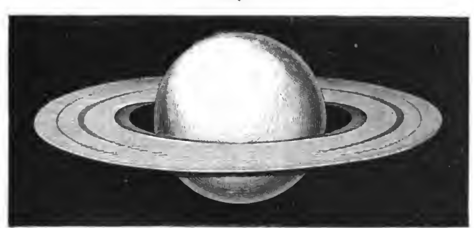
Stand des Planeten Saturn 1862

Wenn wir im Monat März dieses Sternbild genau kennen lernen wollen, so richten wir unsern Blick Abends zehn Uhr in den ersten Tagen des Monats gegen Osten und wir erblicken nicht sehr hoch über dem östlichen Horizont einen Stern zweiter Größe, der den Namen Denebola oder β (Beta) führt und am rechten Hinterfuße des Löwen sich befindet; in Ostsüdost, etwas höher an der Brust desselben, in der Ekliptik steht gleichfalls ein Stern erster Größe, Regulus oder α (Alpha). Die auf der Mitte des durch den Scheitelpunkt nach dem Ostpunkte des Horizontes gezogen gedachten Bogens und zugleich in der Mitte einer von Regulus nach den Hinterrädern des Himmelswagens gezogenen Linie stehende Sterngruppe, deren größte Sterne ein schiefes Dreieck bilden, heißt der **kleine Löwe**. Der große Löwe erstreckt sich von Denebola bis zum Meridian. Außer den benannten gehören noch mehrere große Sterne zu diesem Sternbilde, nämlich: γ (Gamma)

am Halse, μ (Mi) und ε (Epsilon), λ (Lambda) und $\varkappa$ (Kappa). Innerhalb dieser Sterngegend finden wir das röthlich-mattleuchtende Gestirn als Stern erster Größe mit freiem Auge betrachtet. Dieser Stern erscheint schon mit einem mittelmäßig vergrößernden Fernrohre anfangs in ovaler Form, wie ein Ei gestaltet; sobald aber die Vergrößerung eine fünfzig- bis hundertmalige ist, tritt das deutliche Bild einer Scheibe, umgeben von einem Ringe, hervor. Dieser Stern ist der Planet Saturn.

Cassini, daß der Saturnsring ein doppelter sei und daß der äußere, schmälere, mit dem andern in derselben Ebene liegenden Ring von dem erstern durch einen Zwischenraum getrennt werde, den er gleich einem dunkeln Bande auf der breiten Fläche des ganzen Ringes bemerkte. Short, Hadley und Andere bemerkten bald, daß der innere Ring heller sei als der äußere und daß jener wohl noch aus mehreren concentrischen Ringen bestehen möge, wie sie aus den dunkeln Kreisen schlossen, die auf demselben wenigstens zuweilen bemerkbar sind. (Fig. 2.)


Fig. 2.



Saturn mit seinen Ringen.

Unsere bessern Fernrohre lassen auch noch Streifen in der Nähe des Saturnäquators erkennen, und schreibt Schröter diese Streifen der Atmosphäre des Saturns großen atmosphärischen Veränderungen auf ihm zu.

Saturn, dessen Aequatorialdurchmesser 16,305 Meilen und seine Achse 14,696 Meilen enthält, läuft in 29 Jahren und 167 Tagen um die Sonne, von der er 200 Millionen Meilen entfernt ist, so daß er in einer Secunde $1^1/_3$ Meilen in seiner Bahn zurücklegt. Von der Erde ist seine Entfernung zwischen 165 und 229 Millionen Meilen und sein scheinbarer Durchmesser schwankt zwischen 20 und 25 Secunden. Der Saturn ist 100mal schwerer und 772mal größer als die Erde, und dreht sich in 10 Stunden 16 Minuten 19 Secunden einmal um seine Achse.

Der mehrfache Ring, welcher den Planeten umschwebt, ist 19,024 Meilen von ihm entfernt und beträgt seine Dicke 20 bis 30 Meilen. Schon Herschel bemerkte, daß sich der Ring in $10^1/_2$ Stunden, also in derselben Zeit wie der Planet, um seine Achse drehte. Im Jahre 1715 entdeckte

Die Gestalt des Saturns ist wie die des Jupiters und der Erde sphäroidisch, sein Polardurchmesser verhält sich zu seinem Aequatorialdurchmesser wie 32 : 35 oder nahezu wie 11 : 12. Der Umfang des Planeten beträgt 16,305 Meilen; die Dichtigkeit des Saturns verhält sich zu der der Erde wie 1 : 9, ist demnach halb so groß als die des Wassers und kommt somit der des Korkholzes gleich.

Bezüglich der Dichtigkeiten der Planeten in- und zueinander sind viele irrige Ansichten verbreitet; wir wollen zu deren Berichtigung etwas beizutragen versuchen. Wir finden, daß die Dichtigkeit des Saturns halb so groß als die des Wassers ist, das heißt, wenn der ganze Planet in Wasser versenkt werden könnte, würde er wie leichtes Holz, allenfalls wie Kork, schwimmen. Hierunter haben wir aber nicht zu verstehen, als wären die stofflichen Massen der Oberfläche des Planeten so leicht wie Kork, da die Möglichkeit ja denkbar ist, daß sie so dicht wie unsere Gesteine und Erdarten sind, wenn wir von der Ansicht ausgehen, daß es im ganzen Weltenraume keine ab-

weichenden Gesetze bezüglich der Schwere und der Gestalten gibt, es ist ja überall dieselbe Urkraft der Schöpfung thätig, welche in den Grundtypen gleiche Principien verfolgt haben wird. Ueberall finden wir zum Beispiel die Kugel- oder Kreisform beibehalten.

Zur Erklärung des Verhältnisses der Dichtigkeit dürfen wir wohl annehmen, daß die Kugel des Saturns wie die der Erde hohl ist, daß das allenfalls sie Erfüllende ein elastisches Fluidum ist und daß die festen Theile der äußern Rinde zum Verhältnisse des Umfanges der Kugel eine Schale von 20 bis 40 Meilen Dicke bilden. Zwar nimmt die Dichtigkeit der Erde von ihrer Oberfläche an abwärts vielleicht bis nahe zum Mittelpunkte hin zu, allein wir haben keinen Grund anzunehmen, daß dies bei allen andern Planeten in gleichem Maße der Fall ist. Der Durchmesser der Erde ist zehnmal geringer als der des Saturns, weshalb die Wirkung der Schwere an der Oberfläche des Saturns noch etwas größer als auf der Erde sein wird. Ein Körper, der auf der Erde 1 Pfund wiegt, würde auf dem Saturn 1,09 Pfund wiegen. Es kommt lediglich bei Betrachtung der Schwere und Dichtigkeit der Planeten das Gesetz in Erwägung, daß die anziehenden Kräfte sich verhalten wie die Massen dividirt durch die Quadrate der Durchmesser. Wir verstehen dabei unter dem absoluten Gewicht eines Planeten nichts Anderes als den verhältnißmäßigen Druck, den ein schwerer Körper an der Oberfläche vermöge der Attraction des Planeten gegen eine feste Unterlage äußert. Der Planet aber als Körperganzes ist nicht schwer gegen sich selbst, sondern wenn von seinem Gewichte oder seiner Dichtigkeit die Rede ist, so kann dies nur in Bezug auf seine Schwere gegen die Sonne oder einen andern kosmischen Körper der Fall sein.

Was die Luftverhältnisse des Saturns betrifft, so dürfen wir annehmen, daß der Saturnskern noch von einer Dunstmasse umhüllt sein wird, welche wir zur Zeit vom Sonnenlichte beleuchtet sehen, wie ehedem unsere Erde von andern Weltkörpern aus beschaut, nicht ihre feste Oberfläche, sondern eine Dunstumhüllung zur Wahrnehmung kommen ließ. -

Diese Dunstumhüllung ist es, welche wohl so leicht wie Wasser oder Korkholz sein kann und die das den äußern Planeten ohnehin so spärlich zukommende Licht nicht zum Kerne wird gelangen lassen. Ob aber diesen Planeten nicht eigenes Licht, eine Art Photosphäre zu Statten kommt, welche ihnen den Mangel an vollerem Sonnenlicht ersetzt, ist eine Hypothese, welche hohe Gründe der Wahrscheinlichkeit für sich hat, da das Vorhandensein einer Photosphäre bei der Venus und der Erde, sowie beim Mars nicht bezweifelt werden kann.

Unser obiger Satz, daß in allen Räumen der Schöpfung gleiche Typen herrschen, findet einen Beleg in den Aerolithen, welche uns aus den fernsten Räumen gleiche Stoffe wie die unserer Erde zubringen, wie zum Beispiel krystallisirter Quarz in Meteoreisen.

Lenken wir unsern Blick den Ringen des Saturns zu, so finden wir in allen astronomischen Lehrbüchern die Theilung des Saturnsringes ausgesprochen. Astronomen der Neuzeit nehmen einen dreifach getheilten Ring an, weil öfters der concentrisch mit dem hellen Ringe verlaufende dunklere zweifach erschien und so den helleren Theil des Ringes in drei Theile zu theilen scheint.

Um einigermaßen diesen immerhin noch einige Bedenken zulassenden Gegenstand richtig zu beurtheilen, gehen wir vor Allem auf die Entdeckung des Saturnsringes zurück.

Galilei sah zuerst den Schein der Saturnsringe im Jahre 1610, bis 40 Jahre später Huygens die wahre Gestalt eines Ringes mit seinem verbesserten Fernrohre deutlich erkannte. Näheres enthält das Werk „Systema saturnium“ mit Zeichnungen. Schon seit geraumer Zeit vermutheten die Astrognosten, daß der Ring in zwei concentrische Ringe getheilt sei. Pound spricht von dem dunkeln Streifen im Ringe. Hadley gibt an, daß er die dunkle, mit dem Rande parallele Linie des Saturns beobachtet habe, daß dieselbe besonders deutlich an den Enden der elliptischen Figur, in welcher der Ring erscheint, oft aber auch in seinem ganzen Umfange sichtbar gewesen sei. Später sah Hadley den dunkeln Streifen außerhalb des nördlichen Saturnsrandes in demjenigen Theile des Ringes, welcher über dem Planeten sich befand, und nahm auch wahr, daß die Kugel des Planeten weniger Licht als der innere Theil des Ringes reflectirt.

Erst Herschel stellte die Behauptung kategorisch auf, daß Saturn von zwei concentrisch nebeneinanderlaufenden Ringen umgeben sei. Kater und Enke haben noch eine zweite Theilung des Ringes außerhalb der von Herschel zuerst wahrgenommenen beobachtet, nämlich der äußere, schmalere Ring wurde abermals in zwei Theile von ungleicher Breite getrennt gesehen. Die Astronomen des Collegium Romanum haben außer den erwähnten Theilungen noch eine, also drei Theilungen wahrgenommen, sämmtlich im äußern Ringe, während diesseits der ältern Herschel'schen Theilung auf dem innern Ringe nie eine solche mit Sicherheit wahrgenommen wurde. Die neuesten und interessantesten Beobachtungen sind die des Astronomen Lassell auf Malta und Secchi zu Rom. Ersterer hat seine zu Valetta gemachten Beobachtungen vom 5. October 1852 bis zum 15. Februar 1853 in Nummer 922 der „Astronomischen Nachrichten" bekannt gemacht und sprechen sich diese wie die des Secchi für die dreifache Theilung des Saturnsringes aus. Wir selbst finden in unserm Tagebuch vom Jahre 1854 eine eigene Saturnsbeobachtung mit einem Fraunhofer von 6 Fuß mit 336maliger Vergrößerung verzeichnet, welche uns freudigst überraschte, als wir im Januar 1855 lasen, daß an demselben Abend, der sich durch große Reinheit der Atmosphäre ausgezeichnet hat, Lassell auf Malta am 19. November 1854 den Saturn mit drei Ringen umgeben beobachtet hat. Unsere Beobachtung ließ für kurze Dauer gleichfalls eine dreifache Theilung erkennen. Schwabe sah gleichfalls mit einem sechsfüßigen Fraunhofer 1856 die Theilung der Ringe und theilt diese Wahrnehmung wie folgt mit:

„Nach der Entdeckung des dunkeln Ringes glaubte ich anfangs, daß dieser mich getäuscht habe und die excentrische Lage der Kugel im Ringe nur eine scheinbare sei. Allein durch fortgesetzte Beobachtung glaube ich mich überzeugt zu haben, daß hierbei keine Täuschung stattfand und daß die Excentricität der Kugel bald mehr, bald weniger hervortritt, indem nur der östliche dunkle Zwischenraum diese Veränderung zeigt und nur selten beide Zwischenräume gleich groß erscheinen."

Diese verschiednen Ringe liegen nach Angabe derselben Beobachter nicht genau in derselben Ebene, sondern ihre Ebenen haben sehr kleine Neigungen gegeneinander und gegen den Aequator des Planeten. Diese Ringe zeigen Unebenheiten und Biegungen. Bond und Peicer stimmen für die Möglichkeit von Flüssigkeit, sowie für die stete Veränderlichkeit in der Gestalt und Theilbarkeit des äußern Ringes. Auch eine Zeichnung des Saturnsringes von Lassell deutet darauf hin, daß der dunkle Ring evident durchsichtig sei, und führt Lassell noch besonders an, daß beide Ränder des Planeten deutlich durch den dunkeln Ring gesehen werden könnten, da wo er die planetarische Scheibe kreuzt, ganz bis an den Rand des innern hellen Ringes. Gleiches bestätigt Daves und Capitän Jacobs. Diese zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten wahrgenommenen, höchst merkwürdigen Erscheinungen werden zur Erklärung der eigentlichen Natur des sonderbaren dunkeln Ringes angewendet werden, da dieser Theil des Ringes sich als ein verbindendes Glied zwischen fester und nebelartiger Masse zeigt. Die scharfe Abgrenzung seiner Ränder macht diesen Ring jeder andern Art von Nebelflecken unähnlich, während doch seine Durchsichtigkeit ihn aller Aehnlichkeit mit uns bekannten festen Körpern beraubt. Uebrigens glückte es Lassell nicht, irgend eine Theilbarkeit des äußern glänzenden Ringes, sowie eine Verschiedenartigkeit der Schattirung im dunkeln Ringe wahrzunehmen. v. Humboldt statuirt in seinem Kosmos die Annahme von wenigstens zwei Ringen, da die mehrfache Theilung des äußern Ringes nie constant beobachtet wurde. Was nun die Theilungen des äußern Saturnsringes anbelangt, so scheint aus den angeführten Beobachtungen zu erhellen, daß sie sehr veränderlich sind. Daß der Ring ein ungetheilter sei, dafür sprechen die ältern Beobachtungen, für eine Theilung in mehrere Ringe die neueren.

Eine Ansicht, welche schon einmal zur Geltung gebracht wurde, ist, daß diese angedeuteten Theilungen von Passatwolkenstreifen herrühren. Schröter nimmt eine Ringatmosphäre an und dieser Anschauung schließen auch wir uns an. Schon aus der Theorie geht die Annahme einer Atmosphäre hervor, und der rasche Umschwung des Ringes in $10^1/_2$ Stunden läßt die Annahme von Passatwolkenstreifen nicht als

ein vages Spiel der Conjecturalastronomie, sondern als eine gerechtfertigte erscheinen, ja diese Annahme ist sogar naturgemäß. Wie ausgeprägt und oft sogar gradlinig diese Passatwolkenstreifen hervortreten, haben wir Gelegenheit, an der Oberfläche des Planeten Jupiter zu beobachten. Gesetzt aber, der Ring wäre wirklich getheilt, so müßte man neben dem feinen Theilstreifen auch die Passatwolkenstreifen beobachtet haben, allein man hat stets nur Theilstriche gesehen, welche wahrscheinlich Passatwolkenstreifen gewesen sind. Bewegliche Körper an der Oberfläche des Ringes stehen bei sehr einflußreichen Gravitationsverhältnissen sowohl zum Ringe als zum Planeten selbst in Wechselwirkung und Veränderung. Daß daher ein Passatwolkenstreifen bei veränderten Atmosphärverhältnissen seine Entfernung vom Planeten verändern muß, folgt aus der Theorie. Dafür spricht die Short'sche Beobachtung, welche den Ring einmal in vier parallele Streifen getheilt fand, und selbst diese Streifen blieben sich nicht gleich. Ferner ist anzunehmen, daß ein solch beobachteter Theilstrich des Ringes nicht eine Aussicht in den dunkeln Himmelsraum gewährt, sondern eine verwaschene Lamelle ist, und daß die kleinen Sterne, welche Clarke und Derham in dem dunkeln Raume, welchen die tiefdunkle Linie als dritten Raum zwischen dem zweiten Ringe und dem Körper des Planeten Saturn bildet, gesehen haben wollen, nur Sonnenblitze gewesen zu sein scheinen, welche sich in dem Meere spiegelten, das am untern Rande des Ringes sich gebildet haben muß, da alle atmosphärischen Niederschläge auf dem Ringe nach der Tiefe desselben sich senken werden.

Die Beobachtungen, welche in neuester Zeit über kleine Verschiedenheiten in den Neigungen der Ringe gegen die Ebene des Aequators des Saturns gemacht worden sind, beweisen nichts für eine wirkliche Theilung, denn die Differenzen sind so klein, daß eine Täuschung um so wahrscheinlicher ist, als sich Passatwolkenstreifen auf dem Ringe als Protuberanzen darstellen müssen, welche nur dadurch beobachtet werden, daß sie optisch diesseits und jenseits des kreisförmigen Wolkenzaumes wulstartig hervortreten, wie dies bei einer Zellatur der Fall ist, wenn man sie mit dem Mikroskope betrachtet, bei welcher Beobachtung die Protuberanzen bald erhaben, bald vertieft sich zeigen.

Dennoch hat man die einzelnen Ringe, wie sie sich bei der Beobachtung mit dem Fernrohre zeigen, gemessen und nachstehende Dimensionen gefunden. Die folgende Tafel enthält die Dimensionen der Ringe, wie sie aus Struve's Messungen folgen und welche wir mit Zeichnungen aus v. Littrow's „Wunder des Himmels" entlehnten. (Fig. 3.) Die darin angegebenen Winkel beziehen sich auf die mittlere Distanz des Saturns von der Sonne oder von der Erde, die 9,5388 Halbmesser der Erdbahn beträgt. Man erhält die in Secunden ausgedrückte Größe in geographischen Meilen, wenn man die ersten durch 950 multiplicirt. In der nachstehenden Figur ist a der Mittelpunkt Saturns und der beiden Ringe, am der Halbmesser Saturns und cd der Raum, der beide Ringe voneinander trennt.

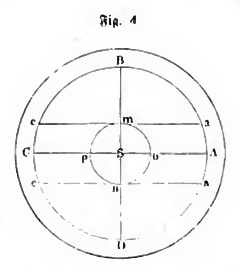
Fig. 3.

		Secunden.	d. Meilen.
Aeußerer Halbmesser des äußern Ringes	ac	20,047	19,045
Innerer	ad	17,644	16,762
Aeußerer Halbmesser des innern Ringes	ac	17,237	16,375
Innerer	ab	13,334	12,667
Halbmesser Saturns	am	8,995	8545
Breite des äußern Ringes . . .	de	2,403	2283
Breite des innern Ringes . . .	bc	3,903	3708
Breite des Zwischenraumes . . .	cd	0,407	387
Entfernung der innern Seite des innern Ringes von			

		Secunden.	d. Meilen.
der Oberfläche Saturns	bm	4,3397	4122
Breite des Doppelringes	bc	6,713	6378

Wenn die Ringe uns ihre Dicke zuwenden und als grade Linie quer über den Saturn gerichtet sind, so können dieselben nur durch die stärksten Fernröhre gesehen werden. Die verschiedenen Erscheinungen, welche theils das reflectirte Sonnenlicht, theils der verursachte Schatten auf Saturn und Ring einander gegenseitig gewähren müssen, lassen sich leicht durch einen einfachen Apparat veranschaulichen. Man setzt hierbei nach A. Drechsler's astronomischen Vorträgen den Durchmesser des Saturns, Abstand und Ringbreite in dem Verhältniß 4 : 2 : 3 und die Neigung des Ringes gegen die Saturnsbahn 27 Grad, die Neigung des Ringes gegen die Ekliptik 28 Grad, oder wie v. Littrow in den Wundern des Himmels durch eine einfache Zeichnung auf höchst einfache Weise die Sache veranschaulicht. (Figur 4.)

Fig. 4



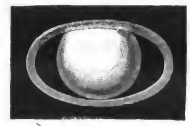
S sei die Sonne, mn die kreisförmige Bahn der Erde und ABCD die des Saturns. Nehmen wir an, daß die Linie ASC des Ringes in der Ekliptik sei, so daß also der aufsteigende Knoten A in der Länge von 167 Grad und der niedersteigende C in der Länge von 347 Grad liege. Auf diese Knotenlinie sei der Durchmesser BD gezogen. Wenn nun Saturn in dem Punkte A ist oder wenn er, von der Sonne aus gesehen, die Länge von 167 Grad hat, so schneidet die Ebene seines Ringes die Ekliptik in der Linie ASC oder diese Ebene geht durch die Sonne S und der Ring kann sonach bloß in seinen schmalen Kanten oder der Dicke nach von der Sonne erleuchtet werden. In diesem Augenblicke erscheint er, von der Sonne aus gesehen, nur als eine grade Linie oder in Gestalt der Figur 5.

Fig. 5.



Wie aber Saturn aus diesem Punkte A weiter gegen B fortrückt, so erleuchtet auch die Sonne die südliche Seite des Ringes immer mehr und mehr, und der Ring wird immer breiter erscheinen, bis er, wenn Saturn in B ist, am weitesten geöffnet ist, wie in Figur 6, wo der nördliche Theil

Fig. 6.



des Ringes jenseits der Kugel und der südliche diesseits steht.

Sobald der Planet gegen C fortrückt, wird der Ring enger, bis er in C, in dem absteigenden Knoten, wieder nur seine Kante erleuchtet hat und als eine grade Linie wie in Figur 7 erscheint.

Fig. 7.



Von C gegen D wird die Sonne immer mehr auf der nördlichen Seite des Ringes vorrücken und dieser daher immer breiter erscheinen, bis er in D am breitesten ist, wie in Figur 8, wo der nördliche Theil des Ringes diesseits der Kugel und der südliche jenseits liegt.

Wenn daher Saturn in einem der beiden Knoten seines Ringes ist, so wird von diesem Ringe nur die schmale Kante durch die Sonne beleuchtet und der ganze Ring wird dann, nicht bloß von der Sonne, sondern

Fig. 8.

auch von der Erde aus gesehen, als verschwunden erscheinen oder doch nur ein sehr schmaler Streifen sichtbar sein, was am 23. November 1861 um 1 Uhr 3 Minuten mittlerer Berliner Zeit der Fall war, wo sich die Erde in der Ebene des Saturnsringes befand und im Sternbilde des Löwen stand.

Als Regel kann deshalb aufgestellt werden:

Wenn der Saturn in den Sternbildern des Löwen und Wassermanns steht, ist die schmale Kante des Ringes zu uns gerichtet, wie in Figur 5 und 7, wenn er sich in den Sternbildern Stier und Scorpion befindet, sehen wir den Ring wie in Figur 6 und 8 geöffnet.

Am 1. Februar 1862 befand sich die Erde in der Ringebene des Saturns und es war der Ring sichtbar.

Am 18. Mai 1862 ist die Sonne scheinbar in der Ringebene des Saturns und der Ring ist verschwunden.

Am 13. August ist die Erde wieder in der Ringebene des Saturn, der Ring wird wieder sichtbar sein.

Vom Ende des Jahres 1861 an ist nach Ablauf von 7 Jahren und 5 Monaten der Ring am weitesten geöffnet; die Nordseite desselben ist sichtbar. Nach abermals 7 Jahren und 5 Monaten erscheint der Ring wieder als Streifen. Nach einem gleichen Zeitraum ist er wieder am weitesten geöffnet. Die Südseite wird sichtbar. Nach abermals 7 Jahren und 5 Monaten erscheint der Ring des Saturns wieder wie 1862.

Die Monde des Saturns, 1) Mimas, 2) Enceladus, 3) Thetis, 4) Dione, 5) Rhea, 6) Titan, 7) Hyperion und 8) Japetus, wurden von Lassell und Secchi, alle gleichzeitig, den Planeten mit seinem Ringe umgebend, gesehen. Die acht Monde bewegen sich fast ganz oder doch sehr nahe in der Ebene des Aequators des Saturns. Die Umlaufszeiten dieser Monde, die Entfernungen vom Saturn und die Durchmesser sind folgende:

Entdecker.	Satelliten nach der Zeit der Entdeckung.	Satelliten nach Abständen.	Umlaufszeit. T.	St.	M.	Mittlere Entfernung in Meilen.
Herschel 1788—89	f	1) Mimas	0	22	37	17,500
"	g	2) Enceladus	1	8	53	24,700
Cassini 1671—88	e	3) Thetis	1	21	18	32,600
"	d	4) Dione	2	17	41	44,000
"	c	5) Rhea	4	12	25	63,000
Huygens 1655	a	6) Titan	15	22	41	160,700
Lassell 1848	h	7) Hyperion	22	12	?	197,000
Cassini 1671—88	b	8) Japetus	79	7	53	516,500

Titan ist schon mit gewöhnlichen Fernröhren sichtbar, erleidet aber Veränderungen in seiner Bewegung, welche der Einwirkung des Ringes zugeschrieben werden. Japetus verschwindet fast gänzlich, wenn er auf der Ostseite des Saturns steht und erhält bei dem Stande auf der Westseite desselben seinen hellsten Glanz. Vielleicht ist die eine Hälfte dieses Mondes durch ihre Oberfläche weniger geeignet, das Sonnenlicht zu reflectiren, als die andere, so daß bei der Umdrehung dieses Mondes der Wechsel der Helligkeit entsteht. Secchi hat erst jüngst von den Monden Enceladus, Thetis, Dione, Rhea und Titan die Abstände vom Rande des Saturns gemessen.



Neuestes aus der Ferne.

Der Suezcanal.

Vor Kurzem ist eine Commission aus Triest zurückgekehrt, welche dem Gemeinderath der österreichischen Hafenstadt Bericht über den Stand der Arbeiten auf der Landenge von Suez erstatten sollte. Eine solche Maßregel erwies sich als nothwendig, wenn man Gewißheit erlangen wollte, ob die englischen, dem Unternehmen durchaus ungünstigen Berichte, oder die entgegengesetzten französischen Darstellungen auf Wahrheit beruhten. Wir benutzen diese Gelegenheit, um einen Rückblick auf die Geschichte der Canalisirung zu geben. Wie man sich erinnern wird, fallen die ersten Anregungen vor 1848 zurück und wurden durch die bekannten Ereignisse jenes Jahres und der folgenden Zeit unterbrochen. Erst 1852 nahm Lesseps den Gedanken energisch wieder auf, gründete eine internationale Actiengesellschaft und stimmte auch die Pforte für die Sache günstig. Allein bald mischte sich England ein, dem es nicht gleichgiltig sein konnte, daß der nächste Weg nach Indien in fremde Hände gerathe, und gewann in Constantinopel die Oberhand. Lesseps wußte indessen den neuen Vicekönig von Egypten für sich zu gewinnen und schloß mit demselben 1854 einen Vertrag, welcher der Gesellschaft gestattete, von Meer zu Meer einen Canal zu graben und den Nil durch Süßwassercanäle mit demselben in Verbindung zu bringen. Die Gesellschaft erhielt durch diesen Vertrag auf neunzig Jahre das Eigenthumsrecht aller der Ländereien, welche durch das Nilwasser urbar gemacht würden, in Verbindung mit dem Recht, in den neu zu gründenden Ortschaften die ganze Polizei auszuüben. Da das Gebiet, welches auf diese Weise einer fast ausschließlich französischen Gesellschaft zugewiesen wird, etwa den fünften Theil aller culturfähigen Länder Egyptens umfaßt, so setzte England alle Hebel in Bewegung, um die Ausführung des Plans zu verhindern. Die Pforte zeigte sich gefügig, und ihr Souveränetätsrecht schien in Paris Anerkennung zu finden, denn der französische Generalconsul in Egypten, Sabatier, erhielt die Weisung, die begonnenen Bauten einstellen zu lassen. Lesseps ließ sich jedoch dadurch nicht stören und brachte den Vicekönig sogar dahin, für neunzig Millionen Franken Actien zu zeichnen. England machte noch einen Versuch, auf diplomatischem Wege sein Ziel zu erreichen. 1859 traten die Gesandten der Großmächte in Constantinopel unter dem Vorsitz des Großwesiers zu einer Conferenz zusammen und erörterten die Canalfrage. Der Erfolg war ein neues Verbot der Arbeiten, aber wieder kümmerte sich Lesseps darum nicht und fand bei dem Vicekönig den erwarteten Schutz. Nach diesen Erfahrungen gab England seinen diplomatischen Widerstand auf.

In unsern frühern Mittheilungen über den Stand der Canalisirung haben wir mehrmals die englischen Ansichten dargelegt. Daß diese nicht in Allem richtig sind, lassen neuere unparteiische Darstellungen schließen. In den englischen Schriften

und Zeitungsartikeln wurde die Anlage eines Hafens am Mittelmeer immer als unmöglich dargestellt. Diese Behauptung bezog sich auf die Bucht von Pelusium, aber die Franzosen haben ihren Hafen nicht dort gebaut, sondern an der Landzunge, welche zwischen dem Menzalehsee und dem Mittelländischen Meere liegt. Zwei Dämme schützen die dort ankernden Schiffe vor den Wogen des Meeres. Der westliche Damm ist 2600 Meter lang und tritt um 1000 Meter weiter in das Meer vor als der östliche. Man hat ihn deshalb weiter hinausführen müssen, um den von Seeströmungen herbeigeführten Schlamm des Nils abzuhalten. Auf eine Schlammbank der Hafeneinfahrt wird man sich trotzdem gefaßt machen müssen, hofft sie aber durch eine gewöhnliche Baggermaschine zu beseitigen. Auf der Seite des Rothen Meeres bietet die Anlage eines Hafens gar keine Schwierigkeiten dar, wie die Engländer selbst zugestehen. Die Richtung des Canals darf nach Allem, was darüber veröffentlicht worden ist, als bekannt vorausgesetzt werden. Wir bemerken daher bloß, daß seine Länge 150 Kilometer beträgt, wovon bloß 130 Arbeiten nöthig machen, da die übrigen 20 Kilometer auf die Bitterseen kommen, welche tiefer als beide Meere liegen und sich von selbst mit Wasser füllen werden. Vorläufig baut man an einem kleinern, bald vollendeten Canal von 24 Meter Breite und 2½ Meter Tiefe, auf dem alles Material herbeigeschafft wird und der später auf 56 Meter verbreitert und auf 8 Meter vertieft werden soll. Auch zu diesen Arbeiten, durch die der Canal für Seeschiffe brauchbar gemacht wird, sind Baggermaschinen bestimmt. Auf der ganzen Strecke ist der Boden günstiger als man erwarten durfte. Es fehlt weder an Steinen, noch an Kalk, wohl aber an dem Triebsande, der nach englischer Auffassung den Canal unmöglich machen sollte. Es ist daher nicht daran zu zweifeln, daß das große Unternehmen innerhalb der versprochenen Frist, das heißt bis zum Jahre 1865, vollendet sein wird. Was freilich die Einträglichkeit des Canals betrifft, so muß man in diesem Punkte den Gegnern desselben Recht geben. Die Franzosen beabsichtigen im Rothen Meere Kohlenstationen und förmliche Niederlassungen einzurichten und einen regelmäßigen Postdienst in Gang zu bringen. Auf den großen Weltverkehr werden alle diese Einrichtungen keinen umgestaltenden Einfluß ausüben. Alle umfangreichen und wohlfeilen Waaren müssen den alten Wegen treu bleiben, da auf diesen die Frachten und eben so die Versicherungsprämien wohlfeiler sind. Für Luxuswaaren und Reisende, auf die der Canal allein angewiesen sein dürfte, besteht aber in der Suezeisenbahn eine gefährliche Concurrenz. Auf was die Unternehmer selbst rechnen, um Dividenden zahlen zu können, ist das Entstehen einer großen Colonie auf der Landenge. Durch Bohrungen hat sich herausgestellt, daß in der Regel unter einer dünnen Sandschicht Nilschlamm von 12 bis 18 Fuß Mächtigkeit liegt. Der zum Nil führende Süßwassercanal wird das Wasser liefern, dessen man allein bedarf, um diesem Boden doppelte Ernten abzugewinnen. Die Arbeiten richten sich denn auch vorzugsweise auf die Herstellung von Niederlassungen. Schon erheben sich in der Wüste neue Colonien, von den Franzosen Städte genannt, mit Waarenlagern, Wirthshäusern, Magazinen, Bazaren, Krankenhäusern und Apotheken. Eine ganze Armee von Arbeitern, 2000 Europäer und 10,000 Araber, sind unausgesetzt thätig. Man bezahlt den Arabern täglich 14 Silbergroschen oder etwa fünfmal so viel, als sie zu verdienen gewohnt sind, und sie lassen sich um so lieber anwerben, als die Franzosen durch Erbauung von Moscheen ihre Sympathien erworben haben. Aus Europa hat man neuerdings so viele Arbeiter und Materialien abgehen lassen, daß man die Lloyddampfer hat mit benutzen müssen.

Ein Fortschritt in Marokko.

Die eindringlichen Lehren, die das westlichste Reich der Mohamedaner durch den letzten Krieg mit Spanien erhalten hat, beginnen ihre Früchte zu tragen. Man verschließt sich dem Verkehr mit Europa nicht mehr und benutzt fremde Kräfte zur Ausführung von Werken, die auf die Wohlfahrt des Landes Einfluß üben werden. Als höchst erfreulich ist die Errichtung von Leuchtthürmen zu bezeichnen. Bisher waren die marokkanischen Küsten die ungastlichsten von allen und ihre Bewohner übten das Strandrecht auf die barbarischste

Weise aus, indem sie nicht bloß die Waaren gestrandeter Schiffe wegnahmen, sondern auch die Schiffe verbrannten und die Mannschaft erschlugen. Am berüchtigtsten in dieser Beziehung waren die Kabylen des Riff, die selbst auf's Meer hinausfuhren, um ankernde oder von Windstille befallene Schiffe zu entern. Daß gegenwärtig der Plan gefaßt werden konnte, die ganze Küste von Marokko mit Leuchtthürmen zu besetzen, läßt auf einen bedeutenden Umschwung der Stimmung schließen. An dem ersten wird bereits gebaut. Er erhebt sich auf dem Vorgebirge Spartel, dem vorspringendsten Punkte an dem Theil der Küste, wo sie sich auf der einen Seite zur Straße von Gibraltar wendet, auf der andern am Atlantischen Ocean hinzieht. Ein französischer Ingenieur leitet die Arbeiten, ein Bruder des Kaisers hat dem Beginn derselben beigewohnt, um der Bevölkerung zu zeigen, welchen Werth die Regierung auf diesen Fortschritt legt.

Eine neue Reise nach den Bogosländern.

Herzog Ernst von Coburg-Gotha hat den Plan einer Expedition nach Centralafrika entworfen. Als Ziel derselben werden jene Bogosländer bezeichnet, die seit einiger Zeit große Aufmerksamkeit erregen, und sich vielleicht am besten zur Anlage von Stationen eignen, aus denen Europäer, nachdem sie sich an das Klima gewöhnt haben, in das unbekannte Innere vordringen können. Als Begleiter des Herzogs werden genannt der Fürst Hermann von Hohenlohe, der Prinz Eduard von Leiningen, der Major von Reuther, Dr. Brehm und Friedrich Gerstäcker. Außerdem werden ein Arzt, ein Maler und ein orientalischer Sprachkundiger mitgehen. Von Massaua wird die Gesellschaft bis Keren demselben Wege folgen, den Heuglin eingeschlagen hat. Wie die Namen der Reisenden andeuten, haben wir von ihrem Unternehmen besonders eine zoologische Ausbeute zu erwarten. Alle sind leidenschaftliche und erfahrene Jäger, Brehm hat sich außerdem als Ornitholog Ruf erworben. So viel wir wissen, ist er der einzige der Gesellschaft, der das innere Afrika bereits kennt. Er hat den Nil befahren und längere Zeit in Chartum verweilt.

Von Beurmann nach Wadai.

Als die Nachforschungen nach dem unglücklichen Vogel angeregt wurden, entstand hinsichtlich der Straße, auf der man vorzugehen habe, Meinungsverschiedenheit. Die Einen waren dafür, daß man demselben Wege folge, auf dem Vogel selbst vorgedrungen war. Darnach hätte man also Tripolis oder Benghazi zum Ausgangspunkte nehmen und durch die östliche Sahara weitergehen müssen. Wenn dieser Plan angenommen wurde, durfte man zugleich hoffen, in den Besitz von Vogel's letzten Papieren zu gelangen, die seinem von Tibbus erschlagenen Begleiter abgenommen waren. Andere gaben dem Wege über Darfur den Vorzug und diese Ansicht ist bekanntlich durchgedrungen. Nun von Heuglin das nächste Ziel seiner Expedition aus den Augen verloren zu haben scheint, hat man den Plan eines Vordringens von Norden her wieder vorgenommen. Von Beurmann, ein ehemaliger preußischer Officier, befindet sich bereits auf dem Wege nach Benghazi. Er ist eine in jeder Beziehung geeignete Persönlichkeit, jung, kühn und kräftig, mit den orientalischen Sprachen vertraut, in astronomischen Beobachtungen geübt und den Naturwissenschaften nicht fremd. Zur Beschaffung der nöthigen Reisemittel hat außer dem Ausschusse für Vogel's Auffindung auch die Leipziger Karl Ritter-Stiftung beigetragen.

Ostindien im Jahre 1861.

Das große indische Reich der Engländer hat seinen Uebergang zu einem Kronlande, zu dem die ehemalige ostindische Gesellschaft in gar keiner Beziehung mehr steht, ohne äußere Zuckungen durchgemacht. Eine theilweise Hungersnoth, von der 100,000 Menschen hingerafft sein sollen und der die Cholera auf dem Fuße folgte, war die einzige Heimsuchung des Jahres 1861. Die Umwandlung des Heers wurde vollzogen. Bei den einheimischen Truppen hat man solche Einrichtungen getroffen, daß der Heerkörper von Bengalen, in dem die furchtbare Sipahiverschwörung ihren Sitz hatte, fortan ungefährlich ist. Einer alten Beschwerde der Hindu ist dadurch Abhilfe geworden, daß man den einheimischen Fürsten- und Adelsfamilien ihr Adoptionsrecht

gewährleistet und die Erklärung erlassen hat, auf Gebietsvergrößerungen künftig nicht mehr ausgehen zu wollen. Ueber 45 Millionen Indier leben noch in sogenannten Schutzstaaten, die jetzt hinsichtlich ihrer Fortexistenz beruhigt sein können. Unabhängige Staaten gibt es blos noch drei mit etwas mehr als 4 Millionen Menschen, Kaschmir, Nepal und Butan. In der Rechtspflege und dem Gerichtswesen sind mancherlei Verbesserungen eingetreten, in den Finanzen hat sich das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe hergestellt. Durch den Verkauf der brachliegenden Staatsländereien und durch die Ablösung der Grundsteuer hofft man europäisches Capital und europäische Ansiedler in das Land zu ziehen. In den Bewässerungsarbeiten haben wieder bedeutende Verbesserungen stattgefunden, denen die ausgezeichnete Ernte des letzten Jahres zum Theil zuzuschreiben ist. In den Baumwollenbezirken werden außerordentliche Anstrengungen gemacht, um die amerikanische Baumwolle zu ersetzen. Man hofft, die für die englischen Fabriken erforderliche Menge mit der Zeit liefern zu können, ob auch die Güte der amerikanischen Baumwolle erreicht werden wird, steht sehr dahin. Die Statistik der Postämter liefert ein interessantes Resultat. Gegenwärtig wird jeder Brief für 8 Pfennig preußisch befördert. Der Erfolg hat der Herabsetzung des Postgeldes Recht gegeben. Im Jahre 1854, vor der Reform, wurden der Post 19 Millionen Briefe übergeben, 1861 aber 47 Millionen. Die Brieffelleisen werden auf einer Strecke von 43,571 englischen Meilen befördert; davon kommen 1046 Meilen auf Eisenbahnen, auf 5740 Meilen bedient man sich der Karren und Reitpferde und auf 36,785 Meilen werden Läufer und Boten benutzt.

Burke's Tod.

In frühern Heften berichteten wir unsern Lesern über die große australische Entdeckungsreise Burke's und Mills' und erzählten auch von den Anstrengungen, die gemacht würden, um die verschollenen Reisenden aufzufinden. Leider müssen wir jetzt mittheilen, daß die muthigen Männer ihren Tod gefunden haben, und zwar unter Umständen, die für die englischen Behörden in Victoria mehr als schimpflich sind. Burke und Mill waren bis zum Golf von Carpentaria vorgedrungen und hatten also das Problem einer Reise durch den ganzen australischen Continent glücklich gelöst. So melden sowohl Privatbriefe, als eine amtliche Erklärung aus Victoria, und es wird hinzugesetzt, daß die beiden Männer auf dem ganzen Wege wohlbewässertes Land gefunden hätten. Sie waren glücklich zur Grenze der Colonie zurückgekehrt, und eben hier, wo sie hätten in Sicherheit sein sollen, gingen sie schmählich zu Grunde. Man hatte ihnen das Versprechen, Vorräthe für sie niederzulegen, nicht gehalten, und so mußten sie an einem Orte verhungern, der innerhalb des Bereichs der englischen Beamten war. Untersuchungen, die Schuldigen zu ermitteln, sind im Gange. Um Burke's Familie einen schwachen Trost zu geben, hat man die von ihm entdeckte Gegend nach ihm benannt.

Schluß des elften Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



